Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Siebenzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1910.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Januar 1910.

Triforium.

Prinzessin Waldemar.

Marie Amalie Franziska Helene Prinzessin von Dänemark ist am vierten Dezembertag gestorben. Eine Orleans; die im letzten Lustrum des Zweiten Kaiserreiches geborene Tochter des Herzogs von Chartres, die noch nach ihrer Vermählung mit dem Dänenprinzen Waldemar, Christians jüngstem Sohn, auf die Restauration des französischen Königthums gehofft und später, als Witwe dieses Hoffens, nicht aufgehört hat, mit Weibeswaffen für Frankreich zu wirken. Sie konnte die Republik nicht lieben, in den Mac Mahon, Thiers, Grévy und Genossen nur dreiste Usurpatoren sehen, die den dem Roi gebührenden Platz einnahmen; hat die Heimath aber mit dem selben leidenschaftlichen Patriotismus geliebt, der Franz Ferdinand Prinzen von Joinville, den Vater ihrer Mutter, als freiwilligen, ranglosen Kämpfer 1870 in Chanzys Armee trieb. Sie malte, meißelte, fütterte das Hirn mit Kunst und Wissenschaft, suchte als Sportwoman und als Wohlthäterin Zerstreuung: und vermochte mit all diesen Nothbehelfen doch die große Leidenschaft ihres Lebens niemals zu dämpfen. Deren Ziel war die Wiederkehr französischer Hegemonie (wenns nicht anders ging, auch unter einem Bonaparte oder bürgerlichen Präsidenten). Seit ihre Seele wählen konnte, hat sie mit zähem, leisen Eifer dafür gearbeitet. Und die Zweiundzwanzigjährige hat dem ersten Kanzler des Deutschen Reiches eine der schwersten Stunden seiner Geschäftszeit bereitet. Im Jahr des Schnäbele-Konfliktes, der Septennatsvorlage und des Wahlsieges der deutschen Kartellparteien. Alexander von Battenberg hat, auf das Geheiß Alexanders des Dritten, Bulgarien verlassen, Waldemar von Dä-

nemark, auf die Bitte seiner jungen Frau, die für die Durchführung ihrer Pläne Rußlands Freundschaft braucht, die von der Nationalversammlung ihm angebotene bulgarische Fürstenkrone abgelehnt. Noch vor der Verlängerung des Dreibundvertrages (der damals, in den Tagen des tunesischen Haders und der franko-italischen Entfremdung, noch ernst zu nehmen war) und vor dem Sturz des Ministeriums Goblet-Boulanger hat Bismarck unzweideutig erklärt, daß er weder für den Battenberger noch gar für die Bulgaren je die Intimität mit Rußland aufs Spiel setzen werde. Wird trotzdem in Petersburg und Kopenhagen verdächtigt, in Gemeinschaft mit Oesterreich die Balkanposition des Zarenreiches schwächen zu wollen. Am dritten März 1887, am Tage des Pronunziamentos von Rustschuk und Silistria, schreibt der alte Kaiser an den Kanzler: „In einer Art Verzweiflung schreibe ich Ihnen! Sie haben beim Schluß Ihres letzten Vortrages gesehen, wie ich das battenbergische Memoire, da es zu spät war, um es mir vorzulesen, in einer Mappe verschloß, die Mappe des Civilkabinets. Nach dem Diné, was ich allein einnahm und nach dem selben jene Mappe öffnete, um den Inhalt zu expediren, zog ich zuerst das quest. Memoire heraus und legte es neben derselben hin, ganz frei, expedirte die Mappe und ging um sieben Uhr zu Bette und wollte das Memoire nun im Bette in völliger Ruhe lesen. Mit der einen Hand nahm ich die Mappe, mit der anderen wollte ich das Memoire, welches neben derselben lag, nehmen und fand es nicht, obgleich ich das Zimmer weder verlassen hatte, noch weniger irgend Jemand hinzugekommen war. Natürlich war mein erster Gedanke, daß ich aus Konfusion das Memoire wieder in die Tasche gesteckt hätte; ich öffnete sie, sah jedes Papir, welches sie enthielt, sorgsam nach — fand es aber nicht!! Darauf sendete ich die Mappe ab und legte mich nun eine Stunde lang auf das Suchen nach dem Memoire, obgleich ich ganz genau wußte, daß ich dasselbe nicht wieder seit Ziehen aus der Mappe angerührt hatte. Erschöpft von der Suche, legte ich mich zu Bett, in Verzweiflung! Meine einzige, wenngleich geringe Hoffnung blieb, daß das Memoire sich doch in einem der wilmowskyschen Papiere versteckt befände. Da mit den gestrigen Papieren mir von Wilmowsky das Vermißte nicht zuging, so schrieb ich ihm diesen Hergang, worauf er heute kam (und sagte), daß ein solches Papier sich nicht in der quest. Mappe befunden habe! Ich aufs Neue auf die Suche. Alles vergebens! Es ist und bleibt unerklärlich! Denn Niemand hat das Papier en question nur sehen können! Und ein so geheimnißvolles Papier verschwunden!! Ihr Wilhelm." Den Inhalt des verschwundenen Schriftstückes können wir nur ahnen; daß er nicht ans Licht kommen konnte, ohne die deutsch-russischen Beziehungen zu schädigen, ist durch die rühr-

ende Angst des gewissenhaften Greises bewiesen. Diese Beziehungen hatten sich seit Skierniewice in schnellem Tempo verschlechtert. Alexander und seine dänische Frau blickten finster auf das erstarkende, durch Assekuranzverträge vor der Abhängigkeit von Rußland geschützte Deutsche Reich, öffneten der Panslavistenlockung ihr Ohr und ließen an mancherlei Symptomen (Truppenhäufung an der Westgrenze, Bedrängung des deutschen Grundbesitzes in den westlichen Gubernatorien, leise, doch hörbare Verhandlungen mit Frankreich) merken, daß sie mit einer neuen Gruppirung der Großmächte als mit einer nahen Möglichkeit rechneten. Im Aerger über so schlechten Dank vom Hause Holstein-Gottorp, dem er auf dem Berliner Kongreß doch „wie ein von Rußland Bevollmächtigter" gedient zu haben glaubt, und in der Absicht, die Russen den Werth deutscher Freundschaft erkennen zu lehren, entschließt Bismarck sich zu schroffem Handeln, dessen Nachwirkung noch heute zu fühlen ist: er läßt in der offiziösen Presse vor blindem Vertrauen in die Sicherheit russischer Staatspapiere warnen und verbietet der Reichsbank und der Preußischen Seehandlung, solche Papiere fortan zu beleihen. Die Folge ist: Massenauswanderung russischer Staatsrente und russischer Eisenbahnaktien nach Frankreich, erste pariser Russenanleihe (Wyshnegradskij-Hoskier), ökonomische Vorbereitung der alliance franco-russe. Alexanders Stirn furcht sich noch tiefer. Am dreiundzwanzigsten August 1887 (neun Tage vorher hat Prinz Ferdinand von Koburg, gegen Rußlands Wunsch, als Fürst von Bulgarien in Tirnowa durch seinen Eid sich zur Wahrung der Konstitution verpflichtet und damit die Möglichkeit russischer Ingerenz fürs Erste vereitelt) fährt der Zar mit seiner Familie zum Schwiegervater nach Kopenhagen (wo auch Waldemar und Marie weilen). Wird er auf dem Rückweg den Deutschen Kaiser besuchen, den er seit drei Jahren nicht sah und dessen Tage gezählt scheinen? Oder weicht er ihm aus?

Im September glaubt man in Berlin noch, er werde kommen; in Stettin den Kaiser und Bismarck sehen. Chlodwig Hohenlohe, dessen Frau im August vom Fürsten Peter von Sayn-Wittgenstein die großen russischen Güter geerbt hat, ist durch das neue Gesetz bedroht, das in den Westgouvernements ausländischen Grundbesitz verbietet; steht vor der Nöthigung, diesen „größten Grundbesitz in Europa" (so taxirt ihn Bismarck) hastig und zu schlechtem Preis loszuschlagen; und fährt von Altaussee nach Kissingen, um von dem Kanzler Hilfe zu erbitten. „Ich sagte ihm, der Zweck meiner Reise sei, ihm Kenntniß von der russischen Erbschaft zu geben und mich für alle Fälle seinem Schutz zu empfehlen. Für den Fall, daß die Kaiserzusammenkunft in Stettin stattfinde, wünschte ich, daß der Kaiser mich dem Kaiser Alexander empfehle. Fürst Bis-

marck meinte, Das ginge nicht; dazu sei der alte Herr zu olympisch. Er nehme solche diplomatischen Missionen nicht an. Er, Bismarck, werde Das aber besorgen. Es sei schon der Mühe werth, sich der Sache anzunehmen, und er wünsche mir, daß alle Schwierigkeiten beseitigt werden möchten." Doch die stettiner Begegnung wird abgesagt. Der Zar bleibt bis in den Spätherbst in Kopenhagen und kommt, erst am achtzehnten November 1887, weil er sich für die Heimfahrt auf den Landweg angewiesen sieht und der Schein leidlicher Beziehungen noch gewahrt werden soll, nur auf ein paar Stunden nach Berlin. Da zeigt er dem Kanzler die aus Kopenhagen mitgebrachten Dokumente, die beweisen sollen, daß die deutsche Politik, trotz allen offiziellen und offiziösen Betheuerungen, in Bulgarien Rußlands Feinde unterstützt habe. Bismarck erklärt die Dokumente für gefälscht; und trägt die Ueberzeugung heim, das junge Mißtrauen aus Alexanders Seele gejätet zu haben. „Bis zu meinem Ausscheiden aus dem Amt ist es mir, vermöge des persönlichen Vertrauens, das Kaiser Alexander der Dritte mir schenkte, stets gelungen, dem Mißtrauen die Spitze abzubrechen, das wiederholt durch fremde und einheimische Entstellungen und gelegentlich durch diesseitige militärische Unterströmungen in ihm erregt wurde. Er hat mir, als ich ihn auf der danziger Rhede zum ersten Mal als Kaiser sah, und bei allen späteren Begegnungen auch trotz den über den Berliner Kongreß verbreiteten Lügen und trotz der Kenntniß des österreichischen Vertrages ein Wohlwollen bewiesen, das in Skierniewice und in Berlin zum authentischen Ausdruck kam und darauf beruhte, daß er mir glaubte. Selbst die durch ihre unverschämte Dreistigkeit eindrucksvolle Intrigue mit gefälschten Briefen, die ihm in Kopenhagen zugesteckt worden waren, wurde durch meine einfache Versicherung sofort unschädlich gemacht." Im Ton ruhiger Zuversicht hat ers in „Gedanken und Erinnerungen" erzählt. Und, wie im Urtheil über Menschen so oft, gläubig geirrt. Das Auge der Jugend sieht schärfer. Nach dem Tode des alten Kaisers ist, im Mai 1888, Hohenlohe (der erst als Kanzler vom Zaren die Erfüllung seines Grundbesitzerwunsches erreicht hat) in Berlin. Hochzeit des Prinzen Heinrich. Am nächsten Tag Audienz beim Kronprinzen Wilhelm. „Er läßt dem Kaiser von Rußland alle Gerechtigkeit widerfahren; bedauert nur, daß er so träg und religiös fanatisirt sei. Bismarck habe sich mit dem Kaiser sehr gut auseinandergesetzt. Dieser habe aber das Mißtrauen aller wenig begabten Menschen gegen sehr hervorragende Individualitäten. Er erzählte mir von der Entrevue zwischen Bismarck und dem Kaiser, von den gefälschten Papieren, die man gemacht und ihm vorgelegt habe, um ihn zu hindern, nach Berlin oder Stettin zu kommen. Alles

sei bereit gewesen, die Yacht im Hafen geheizt, als der Kaiser die Aktenstücke auf seinem Schreibtisch gefunden habe. Das habe ihn geärgert und deshalb sei die Entrevue in Stettin unterblieben. Der Kronprinz glaubt, daß Mohrenheim, Katakazy und Ignatiew die Sache gemacht und durch den Großfürsten Alexis nach Kopenhagen geschickt haben.“ Der Kronprinz hielt sich an Bismarcks Darstellung und wußte nicht, daß in seiner Reihe die Hauptperson des Intriguenspieles fehle. Die Bulgarenakten waren nicht von einer unsichtbaren Hand auf den Schreibtisch des Zaren geschmuggelt worden (dem sie dann wohl verdächtig gewesen wären): Prinzessin Marie von Dänemark hatte sie ihm vorgelegt. Sie kamen auch nicht aus Petersburg noch aus Kopenhagen, sondern aus Paris. Herr Jules Hansen hatte sie geliefert. Ein Däne, der für Frankreich Spionage großen Stils trieb und, als er in Deutschland verhaftet werden sollte, durch die Verleihung eines Rathstitels immunisirt wurde. Ob er das aus dem berliner Schloß verschwundene Schriftstück benutzt oder nur aus der Schatzkammer seiner Phantasie geschöpft hat: Das festzustellen, ist heute kaum noch wichtig. Sein Elaborat muß jedenfalls das Werk eines geschickten Mannes gewesen sein. Alexander hat ihm geglaubt; trotz Bismarcks „einfacher Versicherung“, der er sofort zu trauen schien. Er hatte „das Mißtrauen aller wenig begabten Menschen gegen sehr hervorragende Individualitäten“: die psychologische Auffassung des Kronprinzen war richtig. Bismarck hat nie erfahren, daß der Gossudar, bei dem er sich in persönliches Vertrauen gebettet wähnte, vor der Abreise von Berlin im Speisesaal seines Botschafters, des Grafen Paul Schuwalow, das in der Audienz vom deutschen Kanzler Gehörte wiederholt und dann gesagt hat: „Er behauptet, man habe die Dokumente gefälscht, um uns zu brouilliren. Aber ich glaube ihm nicht. Er ist mir zu klug.“

Auch zwei Jahre danach hat Alexander ihm nicht geglaubt. Brachte wieder aus Kopenhagen Zweifel nach Berlin mit. Die Frau des Schwagers hat ihm gesagt: Bismarck ist abgethan. Des Kanzlers Versicherung, er fühle sich noch als den Mann des kaiserlichen Vertrauens, kann dagegen nicht wirken. Marie weiß es besser. Bismarck fällt, der Assekuranzvertrag, der für den Fall eines deutsch-französischen Krieges die Neutralität Rußlands sichert (und dessen Abschluß Elemente vom Schlag dieser Prinzessin nöthig gemacht haben) wird nicht verlängert, Ribot läßt in Petersburg anfragen, ob jetzt nicht die Stunde zu engerer Verbündung gekommen sei, und Admiral Gervais wird, mit den Schiffen der Republik, in Kronstadt vom Zaren festlich begrüßt. Zwischen den Häusern Holstein-Gottorp und Hohenzollern stockt der familiäre Verkehr fast völlig. Als Onkel Chlodwig, im Dezember 1891, den Kaiser

fragt, wie er mit Alexander stehe, erhält er die Antwort: „Gar nicht. Er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm nun nur ceremonielle Briefe. Die Königin von Dänemark hat ihn abgehalten, nach Berlin zu kommen; um sicher zu sein, daß er nicht doch noch hierher komme, ist sie mit nach Livadia gefahren, angeblich, um der Silbernen Hochzeit beizuwohnen, im Grunde aber nur, um den Kaiser von dem Besuch in Berlin abzuhalten." Wieder wird die Hauptperson nicht erwähnt. Königin Luise hat gegen Deutschland nicht so viel ausgerichtet wie Prinzessin Marie. Die hat für die Entfremdung der lange befreundeten Kaiserreiche und für die Vorbereitung des franko-russischen Bündnisses mehr als irgendein Anderer gethan. Wußte sich aber im Dunkel zu halten und des Willens Drang klug zu verhüllen. Sonst hätte Wilhelm sich ihr nicht befreundet; hätte sie nicht noch in den Tagen von Algesiras auf die deutsche Politik einzuwirken vermocht. „Mit sicherem Takt und mit ungemeiner Geschicklichkeit hat, im Interesse Frankreichs und des Friedens, die dem Deutschen Kaiser befreundete Prinzessin Marie von Dänemark die zwischen Deutschland und Frankreich entstandene Spannung beseitigt": Das stand neulich im Temps. Waldemars Frau war also eine gefährliche Feindin des Deutschen Reiches. Keine Dutzendprinzessin. Sie liebte ihr Vaterland, wollte es wieder mächtig sehen: und dieser Zweck heiligte ihr jedes Mittel. Sie konnte Fürstin von Bulgarien sein, konnte hoffen, mit russischer Hilfe dort schnell Zariza zu werden; sehnte sich aber nicht in helleren Glanz. Ihr genügte das Bewußtsein des Wirkens; heimlichen, das nur ein Häuflein merkte. Diese Lebensführung hatte Stil. Und im Buch deutscher Geschichte darf der Name, darf die Gestalt dieses Mädchens aus dem Haus Orleans nicht fehlen.

Leopold der Zweite.

Prinzessin Augusta von Reuß-Ebersdorf muß an Verstand und Temperament der Tochter des Herzogs von Chartres geähnelt haben. Aus ihrem Blut, flüstert die Hoflegende, kommt die Klugheit der Regenten vom Stamme Koburg. Der zweite König der Belgier, der in der siebenzehnten Dezembernacht gestorben ist, war in dieser Regentenreihe der Klügste; der für die besonderen Aufgaben seiner Zeit und seines Landes am Besten Vorbereitete. Der Zwanzigjährige empfiehlt im Senat eine Schiffahrtlinie, die Belgien dem Orient verbinde, erkennt in der Handelsexpansion die einzige Möglichkeit belgischen Wohlstandes und räth, für die Wohnung des Arbeiters von Staates wegen zu sorgen. Der Siebenzigjährige herrscht über einen der stärksten Industriestaaten der Alten Welt, über die reichen Riesengebiete des Kongobeckens

und hat sein Land zu einer Geltung gebracht, von der es in seiner Jugend kaum träumen durfte. Royal merchant? Vielleicht auch mehr. Nach der Lebensbilanz doch ein echtes Herrschertalent. Keiner von allen Kronenträgern Europas kann aufstehen und sprechen: Ich habe dem Volk, das mich krönte, so genützt, seine Wirthschaft so gefördert wie Leopold die Belgiens. Ein paar Daten. 1865: Herzog Leopold von Brabant, der Egypten und die europäische Türkei, Algerien und Marokko, China und Indien bereist, dem Senat die Grundzüge seines Kaufmannsprogramms entschleiert und sich der Erzherzogin Marie Henriette von Oesterreich vermählt hat, wird König der Belgier. Haupt eines kleinen Volkes, dessen Grenze ein Bonaparte bedroht und dessen Stoßkraft durch den zwischen Vlamen und Wallonen wühlenden Hader geschwächt ist. 1870: In den Times wird, durch den Abdruck eines Aktenstückes von unbestreitbarer Echtheit, bewiesen, daß Louis Napoleon das junge Königreich Belgien für sein Imperium begehrt. Leopold befiehlt die Mobilmachung des Heeres; zeigt damit den Entschluß, die Truppen des Kaiserreiches, die morgen belgischen Boden betreten würden, entwaffnen zu lassen; und erreicht, daß auch nach Sedan die Neutralität Belgiens gewahrt bleibt. 1876: Unter Leopolds Patronat wird in Brüssel die Association Internationale Africaine gegründet. 1885: Der König der Belgier wird Souverain des unabhängigen Kongostaates. 1898: Die erste Kongobahnstrecke wird eröffnet. 1908: Leopold überläßt seinen centralafrikanischen Besitz (der fast um das Fünffache größer ist als das Deutsche Reich und zwanzig Millionen Einwohner hat) dem Königreich Belgien. Was während der vierundvierzig Jahre seiner Regirung im Parlament geschah, hat ihn kaum je tiefer interessirt. Kämpfe um die Entkirchlichung, ums Wahlrecht, um Privilegien der Stämme, Klassen, Parteien: das Alles wird erst wichtig, wenn es die nationale Macht gefährdet. Humanität? Ein schönes Wort, das sich stets zu rechter Zeit einstellt, wo Begriffe fehlen oder wo habgieriger Neid ein Mäntelchen sucht. Die schwarzen Kautschukſklaven werden schlecht behandelt? Die dem Kaiser von Indien unterthanen Farbigen etwa besser? Da, sagt Ihr Briten, wäre es ohne unser starkes Regiment längst zu zoologischen Kriegen gekommen, die das Land entvölkert hätten. Ein Land uralter Kultur, dessen Hindumassen nur von lähmendem Druck erlöst zu werden brauchten, um gegen die anderen Rassen und Religionen schnell ihren Willen durchzusetzen. Und am Kongo, an dessen Ufern vor fünfzig Jahren noch Menschenopfer bluteten, Kanibalismus und Sklavenhandel herrschten, sollen wir uns den Luxus erlauben, in der traurigsten Verstümmelung den Menschen zu ehren? So könnte Leopold gesprochen haben. Schwieg

aber. Ließ durch Anklagen, durch erweisliche Verleumdung selbst sich niemals ein Wort entlocken, das wie der Versuch einer Rechtfertigung klingen konnte. Wozu? Die Menschen wollen nicht in andere Ueberzeugung gezwungen werden. Sie mochten schwatzen und ihn schmähen: er handelte und verließ sich auf die Beredsamkeit seiner Lebensleistung. Als die Aerzte dem dreißigjährigen Herzog von Brabant meldeten, sein Vater sei unrettbar verloren, sprach er, ohne Trauerpose, mit ruhiger Stimme: „Ich bin bereit." Bereit, mit fester Hand das Staatsgeschäft zu leiten und von Pfeilen und Kothkugeln sich nicht aus der Bahn scheuchen zu lassen. Bis ins Greisenalter hat ers bewiesen.

Ein Mann ohne Gemüthswärme. Streng erzogen und in den Schein frommen Glaubens gedrillt. Schlecht gepaart (Marie Henriette war eine schwer erträgliche Ehegefährtin) und von schlimmem Erleben noch gehärtet. Der Schwager in Queretaro erschossen. Der Sohn im zehnten Lebensjahr gestorben. Die Schwester irrsinnig. Der Schwiegersohn in Mayerling neben der Liebsten tot im Bett gefunden. Die Töchter dem Erzeuger früh entfremdet. Was blieb dem Einsamen? Arbeit; und die Sehnsucht nach einem stillen Glück, in das kein Echo dieser Arbeit dringen durfte. Er schonte sich nicht, scheute nie zaghaft eine Verantwortlichkeit und schritt aufrecht durch jede Fährniß. Als die Anfänge des Kongogeschäftes ihn sein Vermögen gekostet hatten, trug er den Verlust lächelnd; hoffte in unbeirrbarer Zuversicht auf die Gunst der Konjunktur. Wahrte vor dem Auge der Neugier immer die Allure des vornehmen Herrn. Für sich selbst kann er nicht viel verbraucht haben. Er lebte einfach, ließ sich noch als Greis für seine Reisen keinen Sonderzug und keinen Salonwagen stellen und begnügte sich meist mit einem Kavalier und einem Diener. Er wollte nicht erkannt, nicht belästigt sein. Schätzte das Menschenvolk nicht hoch genug, um nach dessen Beifall zu langen. Hohn und Haß ärgerten ihn nicht. Sein Fuchsauge zuckte nicht unter dem Lid, wenn es das Zerrbild des Roi Popol sah. Und manchmal konnte sein Handeln den Glauben wecken, der Haß schaffe ihm das behaglichste Klima. Daß der Eheskandal, die Wechselgeschichte, die schrankenlose Verschwendung seiner ältesten Tochter ihn in Wuth brachten, war begreiflich; kaum noch, daß er, ein kluger König, die Belastete auf offenem Markt strafte. Doch er hatte lange gedarbt, den Schein würdiger Hofhaltung den Gaffern damals nur vorgetäuscht und sein Geld mühsam dann selbst erworben. Dieses Geld, das ihn die einzige sichere Machtgewähr dünkte, durfte nicht für Tand ausgestreut werden. Der Menge, die seine Töchter nicht kannte, war er seitdem ein Geizhals und Rabenvater. Er hob die Schultern; und schwieg. Ließ auch nicht widersprechen, wenn ihm Dutzende bunter Sexual-

abenteuer zugeschrieben wurden. „In meinem Alter hört man solches Gerede nicht ungern; freut sich fast, daß die Leute Einem noch so viel zutrauen.“ Keine ehrwürdige Gestalt, deren leuchtende Güte die Liebe herbeiwinkt. Doch ein starker Kaufmannskopf, dem ein furchtloser Herrscherwille das Ziel wies. Hat Belgien darunter gelitten, daß Leopold kein treuer Ehemann und kein zärtlicher Papa war? Er hat seinen Landsleuten in lohnende, Wohlstand verbürgende Arbeit geholfen. Antwerpen, Brüssel, Ostende tragen die Spur seines Wirkens. Und dem Kongostaat gehts so gut, daß der Leu ihn schon gierig umschleicht und nur auf die neuem Beutezug günstigste Stunde noch wartet.

Der Widerspenstigen Zähmung.

Die Totenschau paßt nicht in die Neujahrsstimmung. Vivos voco. Zu einem Fest, das die fröhlichste Muse geweiht hat. Shakespeares Krallenkäthe ist auferstanden. Die bis zum Jüngsten Tag der Poetenwelt eingeurnt schien. Ein Großmaul und Gierschlund, ein Kerl, der auf die Mitgift geiler ist als auf das Schätzchen, und ein Mädel, das pfaucht und schimpft, kratzt und schlägt, dann, nach einer Käfigkur, auf den Pfiff des Herrn mit flehenden Pfoten aufwartet: der Anblick weckt längst nicht mehr behagliche Heiterkeit. Auch die schlimmste Frau kann eines Menschen Mutter werden; nur ein Skythe wird versuchen, sie mit der Thierbändigerpeitsche zu zähmen Die Widerspenstige, hieß es unter den Theaterleuten, ist unmöglich geworden; hieß es auch im Publikum, das den schönsten Mann und die munterste Dame auf den Brettern nicht zu so rohem Spiel gesellt sehen wollte. Veraltet; Ueberbleibsel aus barbarischer Zeit; heutzutage würde ein Europäer nicht einmal seinen Köter nach so rüder Methode zu Stubenreinheit erziehen. Auch ists ja kein echter Shakespeare: ein in hastig zusammengeraffte Lumpen gekleidetes Stiefkind nur. Nichts für uns also. Wir sind Psychologen. Sämmtlich. Donnerwetter!

Da kommt Herr Max Reinhardt über das Buch. Der hat gehört, das Ding müsse als derbe Posse gespielt werden; sei auch manchmal schon so gespielt worden. Er liest: und vergafft sich in das bespöttelte Bild. Das ist ja ganz anders, als ers hinter jeder Rampe noch sah. Ein müßiger Lord findet einen trunkenen Kesselflicker; läßt ihn ins Schloß tragen, in feine Gewebe hüllen, als Herrn behandeln, von Pagenfingern an der Wurzel des Paarungtriebes kitzeln und mit einem Schauspiel bewirthen. Einem, das der Sinn des Strolches begreifen kann. Ein stämmiger Raufbold, der nach Dukaten fahndet, nimmt die verrufenste Keiferin zum Weib und bändigt sie mit harter Faust; gönnt ihr an seinem Tisch und in seinem Bett erst Sättigung, als die Ermattete, nach

Stillung jeglichen Hungers Lechzende vor seinem Wink sich ducken gelernt hat. Dieses Schauspiel versteht Christoph Schlau. Das können die Gaukler liefern, die dem Lord über den Weg laufen. Das hat Shakespeare gewollt. Nicht eine Menschenkomoedie aus der Gesellschaft der Merkutio und Graziano. Und den Shakespeare soll man doch wohl shakespearisch spielen? Donnerwetter!

Ein Prunksaal im Schloß des Lords. Groß, hoch, hell; ein Wunderwerk kunstvoller Bühnenarchitektur. Der Kesselflicker klettert mit dem als Lady vermummten Pagen ins Parterre: und das Spiel kann beginnen. Die Gaukler schleppen tänzelnd ihre Coulissen herbei. Und der Zuschauer athmet auf: keine Kopie shakespearischer Bühneneinfalt; keine Tafel, die den Ort der Handlung meldet. Versatzstücke aus einem Kindertheater? Dekorationen aus einem Dorfcirkus? Vorn auf der Leinwand eine Hausthür oder Zimmerwand; hinten ein Waldweg. Der erste Blick lehrt: Das haben die Fahrenden selbst gemalt; so mußten die Leute malen, die den Leib in solche Plunderhülsen schoben. Schneider, Maler, Theaterarbeiter, Budenhelden. Grumio ist Clown und Kautschukmann; Petruchio der leibhaftige Vetter des Jahrmarktsherkules, der auf den Händen geht, Purzelbäume und Luftsprünge leistet und den Schwächlingen bei der Begrüßung die fetten Hände zerquetscht; Käthe die wilde Jungfer, deren Hauer und Tatzen einen Lanzenknecht kirren. Das trippelt jetzt, wirbelt nun durcheinander. Alles Geistige scheint im wiegenden Rhythmus leiser Musik entschlummert; nur das Ewig Animalische wach geblieben. Die Welt als Cirkus. Seht den schläfrig aus halb offenen Fischaugen glotzenden Pfarrer, der vergißt, daß er zu heiligem Amt berufen ward; die steile Kistenburg, auf deren Zinne die hungernde, frierende Frau schmachten muß; den hölzernen Riesengaul, dessen Rücken das Paar gen Verona und wieder nach Padua trägt. Und achtet mit lachender Seele auf die wichtigste Wandlung: wie im tollen Spiel die Thierfratze zum Menschenantlitz wird, dem Rüpelspaß Menschenlust, Menschenleid sich entbindet Wiehernd blickt der Kesselflicker auf das bunte Abbild des Geschlechterkrieges. Der Lord fühlt in dem witzigen Märchen den ernsten Sinn und ahnt hinter der grob bepinselten Leinwand den Abgrund.

So hats der Dichter gewollt; und nur so ist sein Werk heute noch möglich. Gehet ins Deutsche Theater und freut Euch des Festes, das Phantasie und Witz, Humor und Fleiß da bereitet haben und das keines Tropfes gerümpftes Maul uns verleiden darf. Freut Euch, daß im ärmlichen Alltag unseres Theaterwesens Einer noch lebt, der den Muth hat, die Schöpfung der Poeten zu sehen, als sei sie heute geworden, und die Kraft, seine Vision rein zu gestalten. In dem Märchen von der Widerspenstigen ist ihm sein Meisterstück gelungen.

Die Grammatik.

Schon Fritz Mauthner hatte die Grammatik abgethan und gezeigt, daß es in Wirklichkeit weder Substantiva noch Adjektiva gebe. Die Sprache ist kein Erkenntnißmittel, sondern nur eine Hirnfunktion, ein thierisches Organ. Schon lange hat man erkannt, daß es im Geistesleben der Menschen Vieles giebt, wofür die Sprache keine Ausdrucksmittel hat, das daher im Gesang und in den Künsten der Form und Farbe ausgesprochen wird. Aber auch die Chemiker haben Methoden und Ergebnisse, die sie, statt in Worten der Umgangssprache, in Formeln ausdrücken müssen. Die Sprache hat aufgehört, an manche Thatsächlichkeiten noch erinnern zu können. Wort und Begriffe sind nur Erinnerungen, Versuche einer Annäherung an die Wirklichkeitwelt; und so sind auch die Sprachformen ohne jede Beziehung zu irgendwelcher Wirklichkeit, nur ein Werkzeug, ein wundervolles Werkzeug, ein Unsagbares ahnen zu lassen. Aber die Kasusformen, die Modi, Zeiten, der Satzbau, Alles, was die Grammatik ausmacht, hat Mauthner in ihrer Hohlheit, Sinnlosigkeit und Nichtigkeit erwiesen. Es giebt thatsächlich keine Logik der Sprachen, sondern höchstens eine Logik der Sprachwissenschaft.

Jetzt hat durch eine Selbstanzeige in der „Zukunft“ Max Kleinschmidt, Oberlehrer an der Realschule in Rostock, auf seine Schrift „Grammatik und Wissenschaft, eine psychiatrische Studie“, aufmerksam gemacht. (Hannover, Dr. Max Jäneckes Verlag.) Er versprach, darin mit wissenschaftlich unabweisbaren Gründen die Unhaltbarkeit des in unseren Schulgrammatiken vertretenen Lehrprinzipes zu erweisen. Ziel und Ergebniß seiner Arbeit hatten für mich nichts Erschreckendes und Befremdliches. Ich kannte Mauthner und hatte selbst in vieljähriger Beobachtung eine sehr geringe Meinung von dem wissenschaftlichen Werth unserer Grammatiken und des daran geknüpften gesammten sprachlichen Lehrverfahrens gewonnen; aber der Weg, auf dem Kleinschmidt zu seinem Urtheil gelangt, lockte mich, ihm zu folgen.

Die streng logische Beweisführung in dieser kleinen Abhandlung hat etwas Zwingendes, geradezu Beängstigendes. Hier wird das Denken in eiserne Zucht genommen; kein überflüssiges Wort, keine willkürliche Abschweifung, kein möglicher Zweifel, kein Bedenken wird dem Leser gestattet: er hat sich seinem Führer unterzuordnen, ihm auf jede Frage klipp und klar mit Ja oder Nein zu antworten. Seine Einwendungen werden ihm im Voraus abgeschnitten, die Kritik wird gegen alle seine Behauptungen selbst geführt und abgewiesen, so daß man am Schluß vor der Entscheidung steht, entweder sich selbst für einen Verblendeten und zu gesundem Denken Unfähigen zu halten oder Methode und Ergebniß des Führers ohne jede Einschränkung als richtig anzuerkennen.

Vor diesem unerbittlichen Denker, der auch mit Descartes und Kant

scharf ins Gericht geht, bekenne ich, nicht bestehen zu können; ich bin aber mißtrauisch gegen ihn, gerade deshalb, weil er seines Weges gar so sicher ist. Beim Verfolgen seiner Beweisgründe und bei seinem Pochen auf die untrügliche Verläßlichkeit seines Verstandes und seines logischen Denkens wurde ich lebhaft an die Worte erinnert, die ich selbst noch als Student aus des feinen Lotze Mund vernahm: „Meine Herren", sagte er, „zu wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangen wir nur sprungweise; wir sitzen, um ein Bild zu gebrauchen, draußen auf einem kleinen Aestchen eines mächtigen Baumes. Von Zeit zu Zeit gestattet uns ein Windstoß den flüchtigen Blick auf den Stamm des Baumes, den ich im Bilde als die Wahrheit bezeichnen möchte. Aber die Herren Logiker bilden sich ein, sie könnten auf der breiten Straße der Logik auf das Ziel losfahren wie auf einer wohl chaussirten Straße."

Ich bin nicht Philosoph genug und fühle mich nicht dazu berufen, Kleinschmidts tief angelegte und weit ausgreifende Studien zu prüfen, die auch die Mechanik des Denkens und die Beweise der Mathematik in sich einschließen. Ich mißtraue vorläufig nur einer Logik, die zu dem Ergebniß kommt, daß „die Existenz eines dreieinigen Gottes mit der selben strengen Allgemeingiltigkeit bewiesen werden kann wie nur irgendein geometrischer Satz". Indem ich Das bestreite, verfalle ich allerdings seiner Bewerthung als „steriler Alltagskopf, bei dem leere Worte die fehlenden Begriffe ersetzen müssen und der daher zu jeder subtileren Gedankenoperation unfähig ist, auch durch kein Gefühl der Scham oder der Verantwortlichkeit mehr zurückgehalten wird, sich öffentlich über Dinge zu äußern, von denen er nicht das Mindeste versteht."

Der selbe strenge Kritiker verfährt auch mit Kant deshalb wenig säuberlich, weil er die Unmöglichkeit einer positiven wissenschaftlichen Metaphysik erwiesen zu haben glaubte: Das sei eben so windig wie die ontologischen, kosmologischen und teleologischen Beweise der Existenz Gottes, deren Nichtigkeit Kant aufgedeckt habe. Doch ist die Existenz Gottes selbst wissenschaftlich noch nie erwiesen worden; die Gottes-Sohnschaft ist eine theologische Hypothese, die vor der Wissenschaft einen schweren Stand hat; und vollends mit dem Heiligen Geist weiß ich neben Gott nicht das Geringste anzufangen. Aber ich bescheide mich zunächst. Der Beweis in seiner strengen Allgemeingiltigkeit wird uns erst für später in Aussicht gestellt. So lange er nicht vorliegt, dürfen wir beim Zweifel beharren. „Phrasen", wird mir Kleinschmidt entgegenhalten, „sind keine Beweise." Gewiß nicht. Ich will auch gar nichts beweisen: ich will mir nur das Recht des Zweifels einem Schriftsteller gegenüber wahren, der selbst mit so starkem kritischen Verstand ausgerüstet ist.

Hauptaufgabe seiner Schrift ist, den herrschenden grammatischen Unterricht als Produkt pathologischen Denkens zu erweisen, das eine systematische Desorganisation der jugendlichen Gehirne herbeiführe. Die Grammatiker ignoriren

nach seiner Meinung das wesentliche Element der Sprache, vermuthlich, weil sie nicht wissen, worin das Wesen der Sprache besteht; deshalb sei der praktische Werth ihrer Bücher gleich Null. Daraus ergebe sich mit Nothwendigkeit die Forderung, den grammatischen Unterricht, der, praktisch werthlos, die geistige Gesundheit der Schüler direkt schädige, sofort zu sistiren und zwar auch dann, wenn nicht die geringste Aussicht vorhanden wäre, ihn durch eine andere Disziplin zu ersetzen. „Ich halte für ausgeschlossen", sagt er am Schluß der Abhandlung, „daß die Behörden die Fortsetzung dieses Unterrichtes gestatten werden. Der bloße Zweifel, daß die maßgebenden Stellen auch nur einen Augenblick zwischen sachlichen und persönlichen Erwägungen schwanken könnten, würde eine schwere Beleidigung für sie bedeuten." Er schließt mit der Prophezeiung: „Binnen Jahresfrist wird an deutschen Schulen kein Unterricht im pathologischen Denken mehr ertheilt werden." Als pathologisches Denken aber, als eine Art Paranoia bezeichnet er und sucht er zu erweisen den Geisteszustand, der die Gelehrten zur Aufstellung ihrer grammatischen „Wahnsysteme" verleite. Der grammatische Unterricht sei nichts Anderes als eine psychische Infektion, durch die eine schon durch ihr Alter moralisch und geistig schwächere Jugend von überlegenen Menschen zur Vornahme pathologischer Denkoperationen gezwungen wird. Der wahnbildende heterogene Komplex werde so früh und mit Aufgebot so wirksamer pädagogischer Künste erzeugt, daß ein Gehirn schon ungewöhnlich günstig organisirt sein müsse, um ohne erhebliche Schädigung aus diesem Unterricht hervorzugehen. Es bleibe von diesem Unterricht nach Verlassen der Schule den Meisten auch nicht mehr als eine dunkle Erinnerung an eine unverständliche, unsinnige und zwecklose Plackerei. Die Schüler, die später mit Grammatik nichts zu thun haben, hätten Aussicht, ihr gesundes Denken wieder zu erlangen. Alle aber, bei denen die Grammatik durch fortgesetzte Anwendung ein integrirender Bestandtheil ihrer ganzen Persönlichkeit werde, verfallen einer Krankheitenwickelung, die jeden Versuch einer Belehrung als persönlichen Angriff empfindet und zurückweist. Das wäre das Bild der Berufsgrammatiker in unseren Schulen. Diese hätten es glücklich fertig gebracht, auch klare und einfache Verhältnisse so schwierig und verworren zu gestalten, daß sich kein Mensch mehr darin zurechtfinden könne, die Grammatiker selbst eben so wenig wie die Lehrer, die nach ihren Büchern unterrichten, oder die Schüler, die dadurch an wissenschaftliches Denken gewöhnt werden sollen. Statt ein Schema der Beziehungen aufzustellen und den Ausdruck dieser Beziehungen mit den in einer bestimmten Sprache gegebenen Mitteln einzuüben, greife man eine durch Traditionen festgelegte Anzahl von Kombinationen zwischen Grund- und Beziehungelementen heraus, stelle diese in einer ebenfalls traditionell festgelegten Weise zusammen und lasse diese Reihen auswendig lernen. Solcher Unterricht bedeute eine systematische Desorganisation jugendlicher Ge-

hirne, sei geradezu Gift für sie und erkläre die Konfusion ihrer Köpfe in Permanenz. Die Folge der auf diese Weise erzeugten geistigen Erkrankung sei Unfähigkeit zum zweckmäßigen Handeln und erstrecke sich auf alle Erscheinungen, die mit der Auffassung der Kranken vom Wesen der Sprache in irgendwelchem Zusammenhang stehen, in erster Linie also auf den Sprachunterricht, einerlei, ob in der Muttersprache oder in einer fremden. Da die Grammatiken selbst nicht Erzeugnisse und Vorbilder wissenschaftlichen Denkens seien, deshalb auch nicht an richtiges und selbständiges Denken gewöhnen können, so richten sie nach seiner Meinung überhaupt nur Schaden an. Er erinnert an den Spott Pauls de Lagarde, daß Kardinal Mezzofanti in achtundfünfzig Sprachen nichts zu sagen gewußt habe, und sagt selbst sehr zutreffend, daß eine Banalität dadurch nicht geistvoller wird, daß man sie in sechs Sprachen ausdrücken kann.

Ich stimme mit ihm in der tiefen Bewerthung des grammatischen Unterrichtes vollständig überein; nicht sowohl auf Grund streng wissenschaftlicher Untersuchungen als auf Grund der Beobachtung, daß die Grammatiken mit ihren Regeln dem Wesen der Sache nie auf den Grund kommen, daß sie mit ihren zahlreichen Ausnahmen den Sinn ihrer Regeln immer wieder selbst zerstören und daß es bei der Anwendung dieser Regeln nicht auf Verstand, sondern auf Gedächtniß ankommt, auf gewisse rein äußerliche Fertigkeiten und Kombinirfähigkeiten, für die man im täglichen Leben keine Verwendung wieder findet. Ich habe tüchtige Grammatiker kennen gelernt, deren geistiges Niveau erschreckend niedrig war. Ich sah auch unter den Schülern oft die unfähigsten gerade in der Grammatik glänzen. Mir sind die Grammatiker immer deshalb verdächtig gewesen, weil ihnen das Wesentlichste fehlte: die eigene Anschauung. Deshalb gefällt mir, was Kleinschmidt über die Analyse der Sprache vorträgt.

Der Sprachunterricht wendet sich ans Gehör und ist deshalb den Kindern viel schwieriger als aller Unterricht, der sich an das Auge wendet. Das weiß ich aus Beobachtung am lebenden Objekt. Hier wird es uns als Ergebniß streng wissenschaftlicher Untersuchung vorgeführt. Nach Aschaffenburgs statistischen Aufnahmen schwanken die akustischen Assoziationen beim gesunden Menschen zwischen 2 und 4 Prozent, während sie bei manchen Geisteskranken, so bei manischen Kranken, von 32 bis auf 100 Prozent hinaufgehen. Kleinschmidt betont sehr richtig, daß in dem ersten Kindesalter die Beobachtung hauptsächlich von Gesichtsempfindungen ausgeht und daß auch im späteren Leben diese Gesichtsempfindungen (die Anschauungen) die Hauptgrundlage unseres Denkens bilden. Daher sei auch die Sprache fast ausschließlich der Ausdruck optischen Denkens. Aus dieser Erkenntniß heraus habe ich seit Jahren schon eine starke Steigerung des optischen Unterrichtes, um mich so auszudrücken, im Gegensatz zu dem akustischen empfohlen; auf dem Philologentage in Hamburg zum Entsetzen der überzeugten Grammatiker gefordert, daß eine völlige Umkehr des Lehr-

verfahrens geschaffen werde. Jetzt kommen auf achtzehn Sprachstunden zwei Zeichenstunden; der Jugend wäre besser gedient, wenn sie achtzehn Stunden zeichnete und zwei Stunden Grammatik triebe. Bei Geisteskranken schwindet das optische gesunde Denken in dem selben Grade, wie die akustischen Assoziationen hervortreten. Schließlich lallen sie nur noch, wie kleine Kinder.

Aus den anerkanntesten Grammatiken der in unseren Schulen gelehrten Sprachen, auch der deutschen, bringt Kleinschmidt Beweise des falschen Denkens herbei. Diese Beweise sind so überzeugend, daß man sie nur zu wiederholen braucht, um allgemeiner Zustimmung gewiß zu sein. Von den Schülern wird, zum Beispiel, schon im Elementarunterricht verlangt, daß sie die einzelnen Wortarten unterscheiden lernen. Kleinschmidt ist aber mit Recht der Meinung, daß es wenige Grammatiker oder Lehrer geben dürfte, die im Stande sind, zu sagen, was ein Substantiv, ein Verbum oder Adjektiv eigentlich ist. Nach Meyers Konservationlexikon ist das Substantiv die Bezeichnung einer Person oder Sache oder eines Begriffes. Danach wären also auch die persönlichen Fürwörter, die doch unzweifelhaft Personen oder Sachen bezeichnen, Substantive und müßten nach der allgemeinen Regel groß geschrieben werden. Eitelkeit, Lauf und ähnliche Wörter bezeichnen aber weder Personen noch Sachen, müßten also ein Begriff sein. Nun ist aber Laufen offenbar eben so gut ein Begriff wie Eitelkeit und Lauf; trotzdem gilt es in der Regel nicht als Substantiv. Eben so schwer lassen sich die Begriffe des Adjektivs und des Verbums definiren; daher auch die Gelehrten in diesen elementaren Fragen, mit denen man schon unsere Siebenjährigen belästigt, zu keiner Einigung kommen können. Ein Grammatiker sagt: „Verben oder Zeitwörter sind diejenigen Wörter, die aussagen, was eine Person oder Sache thut und leidet. Ein anderer sagt: „Zeitwörter sind solche Wörter, welche eine Thätigkeit, ein Leiden, einen Zustand ausdrücken und zugleich die Zeit bestimmen, in welcher die Thätigkeit, das Leiden, der Zustand stattfindet.“ Dazu sagt Kleinschmidt: „Beides ist falsch. In dem Satze: ‚Der Mann wurde wegen Urkundenfälschung zu Zuchthaus verurtheilt‘, giebt das Wort Urkundenfälschung an, was der Mann gethan hat, ist aber trotzdem kein Verbum. In den Sätzen: ‚Ich bat ihn, mein Messer zu schleifen‘, ‚Ich will ihn bitten, mein Messer zu schleifen‘, wird durch das Wort schleifen die Zeit nicht bestimmt; demnach wäre ‚schleifen‘ kein Verbum.“ Er hat Recht. Recht auch mit der Frage: Wie darf man von Schülern verlangen, daß sie sich in diesem Wirrwarr zurechtfinden, und wie soll es sie an wissenschaftliches Denken gewöhnen, wenn man sie mit Begriffen jongliren läßt, die ihrem Lehrer und dem Verfasser der Grammatik selbst noch unklar sind?

Die Unhaltbarkeit des ganzen Sprachbetriebes auf all unseren Schulen hatte vorher außer Fritz Mauthner in seinen bekannten Untersuchungen auch Rudolf Pannwitz (Berlin-Schöneberg, Hilfe-Verlag) in dem jetzt in zweiter

Auflage vorliegenden gedankenreichen Schriftchen nachgewiesen: „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache." Die neue Schrift aber des Oberlehrers Kleinschmidt ist von den genannten Untersuchungen die zwingendste, ich möchte sagen: die gewaltthätigste. Er besteht unerbittlich auf einer sofortigen Entscheidung. Er will nicht dulden, daß die deutsche Jugend auch nur in einem kleinen Theil durch falsche Anleitung weiter in ihrem gesunden Denken geschädigt werde. Er empfindet Das wie eine geistige Vergiftung und ruft nach schneller Abhilfe, wie man Abhilfe gegen gefälschte Lebensmittel fordert.

Es handelt sich hier thatsächlich um eine Kardinalfrage der geistigen Wohlfahrt unserer Jugend und damit unseres Volkes. In den letzten Jahren ist über die Unfruchtbarkeit und Dürre des landesüblichen grammatikalischen Sprachbetriebes schon von vielen berufenen Sprechern laut und bitter genug Klage geführt worden. Manche konnten sich und Anderen keine klare Rechenschaft darüber geben, woraus sich ihr tiefer Widerwille gegen die abstrakte, nüchterne, formelle Herrichtung erkläre. Die Meisten fühlten nur deutlich, ohne es begrifflich sich und Anderen klar machen zu können, daß es sich um eine Vergewaltigung ihres natürlichen Denkens und Empfindens handelte. So fühlten vor Allem die künstlerisch veranlagten Menschen. Jetzt haben wir für diese gefühlmäßige Abneigung den Versuch einer streng wissenschaftlichen Begründung. Damit ist das Problem der Lösung näher gerückt.

Ich halte mein eigenes abschließendes Urtheil absichtlich zurück. Meine ganze Entwickelung führte mich auf andere Bahnen. Ich weiß nicht, ob ich dem Verfasser darin Recht geben darf, daß die Gewöhnung an selbständiges Denken das vornehmste Ziel aller Pädagogik sei. Daneben scheint mir doch das selbständige Handeln zu kurz zu kommen; auch das selbständige Fühlen, Empfinden, Glauben und Leben. Aber daß eine Grammatik nach streng wissenschaftlichem Denken aufgebaut werden muß und daß ein System nichts taugt, wenn es aus falschen Begriffen aufgebaut war, ist sicher: wissenschaftliches Denken kann nicht an falschen „Gesetzen" geübt werden.

Ich meine, daß jetzt eine Art geistiger Gesunndheitkommission eingesetzt werden müßte, um unsere bestehenden Grammatiken auf Gesundheitschädlichkeit zu prüfen. Rücksichten auf Autoren und Verleger dürfen nicht genommen werden: nur die Konsumenten kommen in Frage. Das Gesetz schont die Weinfälscher auch nicht. In einem Jahr müßte die Entscheidung gefallen sein. Daß sie freilich zur Vernichtung aller bestehenden Grammatiken und zur Aufhebung des bisherigen grammatikalischen gesammten Lehrbetriebes führen werde, scheint mir doch eine zu kühne Hoffnung. Aber totgeschwiegen, totgelacht, niedergeschrien, durch das „Prinzip des Imponirens, Kujonirens und Bangemachens" „unschädlich gemacht" darf diese Schrift nicht werden.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Klassiker und Romantiker.*)

Unter der atomisirenden Psychophysik, wie sie heutzutage von Universität wegen betrieben zu werden pflegt (und deren Berechtigung an ihrer Stelle ich durchaus nicht in Abrede stellen will), ist die Psychologie des wirklichen Gesammtmenschen, wie sie als Summe seiner verschiedenen Anlagen und Beschaffenheiten sich darstellt, einigermaßen in den Hintergrund gerathen. Daß es eine solche giebt, steht außer Zweifel, da wir unser Verhalten den Nebenmenschen gegenüber durchaus danach einrichten (oder wenigstens einzurichten versuchen), was für Reaktionen wir von ihnen auf unsere Handlungen erwarten. Hierbei unterscheiden wir gewisse Klassen von übereinstimmendem Verhalten. Doch ist die Menschenkenntniß in solchem Sinn heute viel mehr eine Kunst als eine Wissenschaft; sie beruht mehr auf der Anwendung unbewußt erworbener Gewohnheiten als auf der bewußt benutzter Gesetze.

Ich kann nicht unternehmen, hier eine praktische oder angewandte Psychologie entwerfen zu wollen, sondern muß mich auf die Seite beschränken, die für das vorliegende Problem der großen Forscher in erster Linie in Betracht kommt. Dies ist eine gewisse allgemeine Beschaffenheit des Geistes und der Handlungen, durch welche sich die äußersten Typen dieses Geschlechtes sehr deutlich von einander unterscheiden, so daß eine Anzahl naturwissenschaftlich begründeter Gesetze sich für das Verhalten der einen wie der anderen Gruppe aufstellen läßt. Ich habe schon früher darauf hingedeutet, daß diese beiden Haupttypen sich als die Klassiker und die Romantiker von einander unterscheiden lassen und daß der Hauptpunkt ihrer Verschiedenheit in der Geschwindigkeit der Reaktion ihres Geistes liegt. Die Klassiker sind die Langsamen, die Romantiker die Geschwinden.

Dieser Gegensatz scheint fundamental zu sein. Bereits in den ersten, dem Alterthum angehörigen Versuchen, die Menschen nach ihrem geistigen Wesen zu klassifiziren, läßt sich dieser Unterschied latent erkennen, wenn er auch nicht ausdrücklich als Grundelement der „Mischungen“ (Temperamente) angesehen wird. Bekanntlich unterscheidet man traditionell das sanguinische, cholerische, phlegmatische und melancholische Temperament. Die Namen rühren aus vergessenen physiologischen Vorstellungen her, nach denen die Mischung der „Säfte“ für die geistige Beschaffenheit maßgebend sein sollte; darauf brauchen wir nicht einzugehen. Man erkennt aber alsbald, daß sich mit Rücksicht auf die Grundeigenschaft des schnellen und langsamen Reagirens eine vollständige Symmetrie in dieser praktisch durchaus brauchbaren Eintheilung erkennen läßt. Sanguiniker und Choleriker sind schnell reagirende Gemüther, Phlegmatiker und Melancholiker langsam reagirende. Und zwar wird man weiter den Sanguiniker und den Phlegmatiker als die beiden normalen Fälle dieser Typen ansehen können, den Choleriker und Melancholiker dagegen als die krankhaft gesteigerten Uebertreibungen der Grundcharaktere. So wird man also zu erwarten haben, daß die Romantiker Sanguiniker

*) „Große Männer“: das neue (in der Akademischen Verlagsgesellschaft erschienene) Werk Ostwalds ist hier schon erwähnt, auch ein Abschnitt daraus mitgetheilt worden. Die Verleihung des Nobelpreises hat nun die Aufmerksamkeit auch der den Wissenschaften Fernen auf den Geheimrath Ostwald gelenkt. Das Bruchstück, das heute hier veröffentlicht wird, läßt von der Persönlichkeit des Mannes Einiges klar erkennen.

sein werden, so lange sie gesund sind, und Choleriker in krankhafter Steigerung, während wir bei den Klassikern das phlegmatische bis melancholische Temperament erwarten dürfen. Diese Eintheilung erweist sich in der That als in weitem Umfang zutreffend. Von den beschriebenen Männern werden wir Davy, Liebig und Gerhardt zu den Romantikern rechnen und finden sie in der That sanguinisch bis cholerisch; Mayer, Faraday und Helmholtz sind dagegen Klassiker und verhalten sich phlegmatisch bis melancholisch.

Mehr oder weniger genau lassen sich auch alle anderen großen Forscher unter diese Typen bringen. Von vorn herein ist Dies eigentlich nicht zu erwarten, denn von der langsamsten Reaktion bis zur schnellsten sind offenbar alle möglichen Abstufungen denkbar und es läßt sich nicht absehen, warum nicht vielmehr die mittleren Formen viel häufiger anzutreffen sein sollten als gerade die Endglieder. Hier müssen wir uns eben an die Thatsachen halten, die im Allgemeinen ergeben, daß gerade die ganz Großen sich sehr oft auf das Bestimmteste in die eine oder andere Endgruppe einreihen lassen, während die „mittleren Leute" viel öfter auch die Mittelglieder in Bezug auf die Geschwindigkeit ihrer Reaktion darstellen.

Ich möchte hier nicht so verstanden werden, als hielte ich die eben ausgesprochene Eintheilung für die einzig mögliche oder auch nur für die einzig zweckmäßige. Je nach den Fragen, die man sich stellt, wird man noch manche andere brauchbar finden können. So ist insbesondere die Frage, ob der Forscher seine Arbeiten wesentlich um einen einzigen Gedanken anordnet oder ob er deren eine größere Anzahl schafft und bearbeitet, ein sehr eingreifendes Eintheilungprinzip. Aber diese Erscheinung hängt offenbar stark von äußeren Zufälligkeiten ab; durch einen frühen Tod kann, zum Beispiel, die Laufbahn eines Mannes unterbrochen werden, unmittelbar nachdem er sein erstes großes Werk geschaffen hat, und man kann dann nicht bestimmen, ob er späterhin, wie Mayer, nichts mehr geleistet haben würde oder, wie Helmholtz, eine ganze Reihe annähernd gleichwerthiger Arbeiten.

Dagegen ist das Tempo des geistigen Pulsschlages, das für die Eintheilung in Klassiker und Romantiker maßgebend ist*), von so großem Einfluß auf eine ganze Anzahl anderer, wichtiger Eigenschaften jener Persönlichkeiten, daß ich für unsere Zwecke kein besseres Uebersichtmittel anzugeben vermag.

Der Unterschied macht sich bereits in der Jugend geltend. Bei den schnell reagirenden Romantikern ist natürlich die Erscheinung der Frühreife besonders deutlich ausgedrückt; so finden wir sie bei Davy und Liebig stark entwickelt, während sie bei den Klassikern Mayer und Helmholtz nicht so auffällig in den Vordergrund tritt. Faraday scheidet wegen seiner ungünstigen Jugend beim Vergleich aus, ist aber jedenfalls auch nicht durch auffallende Frühreife gekennzeichnet. Ferner bedingt die schnelle Reaktion die Erstreckung des Interesses auf viele und verschiedenartige Gegenstände, eine sehr ausgedehnte Lecture, die sich ohne Wahl alles vorhandenen Lesefutters bemächtigt, und ein baldiges Drängen zur Produktion. Die von Liebig hervorgehobene Eigenthümlichkeit, daß von der Umgebung willig Hilfe und Förderung dargeboten wird, tritt gleichfalls vorwiegend bei dem jun-

*) Ich hatte diese Eintheilung gefunden, lange bevor mir ihr Verhältniß zur geistigen Reaktiongeschwindigkeit und zu der Lehre von den Temperamenten klar geworden war.

gen Romantiker auf, der durch sein Mittheilungbedürfniß und die Regsamkeit seines Geistes leicht die Theilnahme älterer Leute erweckt. Umgekehrt hat es der mehr grüblerische und der Einsamkeit ergebene langsame Klassiker nicht so leicht, sich Anerkennung in seinem nächsten Kreise zu gewinnen; Mayer ist sie bis zu Ende versagt geblieben. Auch bemerken seine wissenschaftlichen Zeitgenossen bei gelegentlichen Begegnungen über ihn mehrfach, daß er durchaus nicht den Eindruck eines großen Entdeckers gemacht habe. Der üblichen Vorstellung von einem „Genie“ entsprechen am Ehesten Die vom romantischen Typus, deren geschwindes Denken ihnen auch im gewöhnlichen Verkehr geistige Ueberlegenheit sichert. Wenn man umgekehrt den Ausdruck der Enttäuschung über den persönlichen Eindruck großer Männer findet, der nicht selten sich in der Briefliteratur erhalten hat, so handelt es sich mit großer Regelmäßigkeit um einen Klassiker, dem Zurückhaltung nicht nur Grundsatz, sondern persönliche Nothwendigkeit ist.

Goethe hat gelegentlich bemerkt, daß er in seinen jungen Jahren bereits die Typen seiner späteren Gestalten erfaßt habe, so daß der größte Theil seines dichterischen Lebenswerkes in der Ausarbeitung konzipirter Gebilde bestand. Aehnliches wird auch von den meisten großen Forschern zu sagen sein: daß sie ihre Probleme in der Jugend, höchstens im mittleren Lebensalter bis zu den Vierzigern, erfassen und sie während ihres späteren Lebens eben nur ausführen. Hieraus ergiebt sich, daß der schnell denkende Romantiker auch in dieser Zeit eine viel größere Mannichfaltigkeit von Grundgedanken für seine spätere Arbeit konzipiren kann als der bedächtige Klassiker. So kommt es, daß bei Diesem die Mannichfaltigkeit der Arbeit eine viel geringere zu sein scheint, wenn man sie nach der Breite beurtheilt. Dagegen bedingt es seine Art der Arbeit, daß er viel mehr in die Tiefe forscht als der schnellere und daher auch oft flüchtigere Romantiker. So hat Willard Gibbs in seinem ganzen Leben fast nur zwei Probleme bearbeitet: das der heterogenen Gleichgewichte und das der statischen Mechanik. Aber von der Arbeit, die er uns auf dem ersten Gebiete hinterlassen hat, nährt sich bereits eine ganze Generation von Nachfahren und es läßt sich noch ganz und gar nicht absehen, wann der Gedankenvorrath erschöpft sein wird, den er um dieses eine Problem anzuhäufen verstanden hat. Und was sein zweites Werk betrifft, so scheint es bisher noch so wenig assimilirt worden zu sein, daß sich noch nicht einmal eine sachgemäße allgemeine Meinung über die Tragweite der von ihm gefundenen Ergebnisse gebildet hat. Hier haben wir einen Klassiker von allerausgeprägtester Beschaffenheit vor uns.

Entsprechend diesen Anfängen sind denn auch die weiteren Bethätigungen. Der Romantiker produzirt schnell und viel und bedarf daher einer Umgebung, welche die von ihm ausgehenden Anregungen aufnimmt. Diese zu schaffen, gelingt ihm sehr leicht. Denn er ist von Begeisterung erfüllt und vermag sie auf Andere zu übertragen. So zieht er alsbald einen größeren Kreis von Antheilnehmenden um sich zusammen, die gern und dankbar die von ihm ausgehenden Einwirkungen aufnehmen und sich von seinem Enthusiasmus erfüllen lassen.

Man erkennt alsbald, daß damit die Vorbedingungen eines erfolgreichen Lehrers gegeben sind. Von den äußeren Bedingungen wird es dann abhängig, in welcher Gestalt sich das Lehren vollzieht. Wir haben auf der einen Seite den Fall Davy, dessen Lehrthätigkeit sich in seinen glänzenden Vorträgen an der Royal In-

stitution und anderswo erschöpft, ohne daß er eine Schule von gleichstrebenden angehenden Forschern um sich sammelt. Auf der anderen Seite haben wir den Fall Liebig, der mit dem Instinkt, mit welchem das Entenkücken ins Wasser strebt, sich unter den schwierigsten Umständen das Unterrichtslaboratorium zu schaffen weiß, dessen Organisation unter seinen vielen Leistungen die originalste und folgenreichste gewesen ist. Von allen Lehrern der Wissenschaft, deren Thätigkeit wir uns einigermaßen vorstellen können, scheint Liebig der erfolgreichste und eindruckvollste gewesen zu sein und die von ihm gebildete Schule hat an Einfluß und Bedeutung alle anderen Schulen überragt, die je von anderen wissenschaftlichen Lehrern persönlich entwickelt worden sind. Dies beruht durchaus auf der romantischen Beschaffenheit von Liebigs Geist.

Vergegenwärtigen wir uns die Thätigkeit eines wissenschaftlichen Lehrers, der nicht seinen Schülern unter deren mehr oder weniger fühlbarem Widerstreben das Ueberkommene löffelweise beibringt, sondern der sie dazu anleitet, wie sie sich selbst zu Forschern ausbilden können, und ihnen dadurch die produktivsten und schönsten Stunden ihres Lebens verschafft. Mit dem ersten Elementarunterricht befaßt er sich im Allgemeinen nicht; nachdem er ihn in seinem Sinn organisirt hat, kann er ihn ruhig den Assistenten überlassen, die er persönlich ausgebildet hat und von denen er daher weiß, daß sie es richtig machen werden. Nachdem aber der Schüler gehen gelernt hat, setzt er ihn an ein Problem, das noch nicht gelöst ist, dessen Beschaffenheit aber eine Lösung nach entsprechender Anstrengung erwarten läßt. Der Anfänger lernt also, wie er die Schritte ins Reich des Unbekannten lenken kann und soll, und all die wundervollen Erregungen einer solchen schöpferischen Arbeit werden ihm zugänglich gemacht unter Bedingungen, unter denen er gegen einen vollständigen Mißerfolg so gut wie gänzlich geschützt ist. Denn seine Arbeit stammt aus dem Denkgebiet des Lehrers, gehört also zu den Dingen, von denen er selbst mit Begeisterung erfüllt ist und deren Erforschung durch den Schüler er deshalb mit der ganzen Wärme verfolgt, die er einer eigenen Arbeit in gleicher Richtung zuwenden würde. Man kann sich kaum ein idealeres und glücklicheres Verhältniß denken als ein solches, bei welchem ein jeder Theil giebt und nimmt, zu gegenseitiger Förderung und Freude.

Damit aber ein solcher Lehrer erfolgreich mit einer Anzahl von Schülern arbeiten kann, muß er nothwendig einen Ueberschuß an Ideen, Plänen, Problemen und so weiter haben; schon aus diesem Grunde muß er ein Romantiker sein. Er muß ferner die verschiedenen Gedankenreihen, die seine Schüler neben einander verfolgen, sämmtlich gleichzeitig nicht nur in seinem Kopf haben, sondern sie so weit beherrschen, daß er schöpferisch in ihnen thätig sein kann. Denn dem Anfänger stehen nicht alle die Möglichkeiten und Mittel für die Lösung der unternommenen Aufgabe zu Gebote, welche die Wissenschaft dafür bereit hält; dazu gehört der erfahrene Praktiker. Und sehr oft verlangen die neuen Verhältnisse der neuen Aufgabe die Erfindung neuer Mittel, die der Anfänger noch weniger leisten kann. Da muß überall der Lehrer helfend einspringen; und er kann es nur thun, wenn eine außergewöhnliche Beweglichkeit des Geistes und Geschwindigkeit des Schaffens ihm zu Gebote steht, damit er auf die Frage alsbald die richtige Antwort geben kann. Darum ist, zum Beispiel, Helmholtz trotz seinem riesigen Wissen, seiner umfassenden Erfahrung und seinem schöpferischen Geist nie ein guter Lehrer gewesen: er

reagirte nicht augenblicklich, sondern erst nach einiger Zeit. Wenn ihm im Laboratorium ein Schüler eine Frage vorgelegt hatte, so versprach er, darüber nachzudenken, und brachte auch nach einigen Tagen die Antwort. Diese befand sich aber um eine so weite Strecke von der Stellung des Schülers entfernt, daß Der nur in den seltensten Fällen den Zusammenhang zwischen der Schwierigkeit, welche er empfunden hatte, und der abgerundeten Theorie eines allgemeinen Problems, die ihm der Lehrer vortrug, herauszubringen vermochte. So fehlte nicht nur die augenblickliche Hilfe, auf die es dem Anfänger am Meisten ankommt, sondern auch die unmittelbar auf die Persönlichkeit des Schülers bemessene Führung, durch welche Dieser von der anfänglichen natürlichen Unselbständigkeit in kleinen Stufen zu der vollkommenen Beherrschung des gewählten wissenschaftlichen Gebietes entwickelt wird. Alle diese Mängel rühren ganz unmittelbar daher, daß der Lehrer nicht sofort auf das eben aufgetretene Lernbedürfniß zu reagiren vermag, sondern für die erwartete und erwünschte Einwirkung so lange Zeit braucht, daß die Wirkung selbst darüber verloren geht.

Dennoch haben wir einen Fall, in welchem ein ausgeprägter Klassiker eine erfolgreiche Schule gegründet hat. Dies war der königsberger Physiker Franz Neumann, der eine große Anzahl von Schülern in der mathematischen Physik ausgebildet hat und dem diese Schüler ein dauerndes dankbares Andenken für die erfahrene Förderung bewahrt haben. Vertiefen wir uns an der Hand der vorhandenen Nachrichten in seine Art des Unterrichtes, so erkennen wir, daß in diesem Fall sowohl die Beschaffenheit des Gegenstandes wie die Organisation des Unterrichtes die Nachtheile ausgeglichen hat, welche durch die langsamere Reaktion des Klassikers gegeben waren.. Zunächst waren die von Neumann behandelten Aufgaben eine stetige Fortführung nach Inhalt und Methode der Forschungen, welche die großen mathematischen Physiker vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts begonnen hatten, so daß es sich weniger um Bahnbrechung in unbekannten Gebieten als um Erwerbung einer bereits hochentwickelten Methode und ihre sachgemäße Ausgestaltung für die noch nicht bearbeiteten Fälle handelte. Dann aber wurde der beim Klassiker nicht selten vorhandene egoistische Zug, der den Schüler ablehnt, weil Dieser die Arbeit doch nicht so vollkommen ausführen würde wie der Forscher selbst, bei Neumann durch sein über Alles entwickeltes Pflichtbewußtsein aufgehoben. Dieses veranlaßte ihn, den größten Theil der von ihm erforschten Ergebnisse nicht zu veröffentlichen, sondern als Probleme in seinem Seminar zu verwenden. Hierdurch gewann er eine hinreichende Mannichfaltigkeit von wissenschaftlichen Aufgaben, ohne die eine erfolgreiche Schulebildung jedenfalls nicht ausführbar ist, und kam gleichzeitig über die Nothwendigkeit hinweg, aus dem Stegreif Auskunft über Dinge geben zu müssen, über die er vorher nicht hinreichend nachgedacht hatte. Denn er stellte die Aufgabe erst, wenn er sie selbst so weit geführt hatte, daß er keine Ueberraschungen mehr befürchten mußte.

Wir finden diese Hingabe an die Lehrerthätigkeit bei keinem Volk auch nur annähernd so stark entwickelt wie bei den Deutschen. Schauen wir uns unter den französischen Chemikern während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts um, wo in Deutschland die Schulen von Liebig und Bunsen, hernach ihrer zahlreichen Schüler blühten, so finden wir nur den Sohn des deutsch-elsässischen Pfarrerhauses, Adolf Würtz, der im Gegensatz zu seinen aus Frankreich stammenden Fach-

genossen eine wirkliche Forschungschule im Sinn Liebigs (dessen Schüler er gewesen war) zu bilden vermochte, während die zahlreichen anderen ausgezeichneten Chemiker so gut wie allein arbeiteten und nur gelegentlich den einen oder anderen Assistenten anregten. Eben so finden wir in England den Romantiker William Thomson während eines halben Jahrhunderts als Professor an der Universität Glasgow, der zwar einen sehr starken persönlichen Einfluß auf die wenigen Forschungschüler, die zufällig zu ihm gerathen waren, ausübt (William Ramsay hat hierfür Zeugniß abgelegt), der aber gleichfalls die Fülle seiner Arbeiten allein durchführt, ohne das Bedürfniß zu fühlen, sein Wissen und Können auf Andere zu übertragen. Während also die deutsche Schulmeisternatur selbst aus dem Klassiker einen erfolgreichen schulebildenden Lehrer macht, verhindert der nationale Mangel an dieser Eigenschaft den nichtdeutschen Romantiker an der unmittelbaren schulmäßigen Bethätigung seiner überschüssigen Ideen und Energien. Wir haben gesehen, daß auch der englische Romantiker Davy sich mit der Beeinflussung eines ziemlich zufällig zusammengesetzten Zuhörerkreises zufrieden gab.

Dies sind übrigens Grenzerscheinungen. In unserer Zeit, wo durch die stark entwickelten internationalen Beziehungen auch solche Verschiedenheiten sich mehr und mehr abschleifen, finden wir in England bereits mehrere Forscher ersten Ranges, die sich erfolgreich in der Gründung und Durchführung von Forschungschulen bethätigt haben. Bei den Franzosen sind entsprechend begabte Persönlichkeiten in neuster Zeit noch nicht in den Vordergrund getreten. Hiermit im Zusammenhang steht auch der relative Rückgang des Antheiles, den Frankreich an der wissenschaftlichen Gesammtarbeit der Menschheit nimmt. Erst wenn auch dort unabhängig von der Hauptstadt an selbständig sich verwaltenden Provinzialuniversitäten geniale Forscher und Lehrer sich entwickeln, die ohne Rücksicht auf „maßgebende“ Strömungen in der Centralstelle ihren wissenschaftlichen Idealen nachgehen und mit ihnen einen persönlich herangezogenen und festgehaltenen Schülerkreis zu erfüllen wissen, wird dieses Defizit zu verschwinden anfangen und das alte wissenschaftliche Erbgut dieses hochbegabten Volkes sich wieder in erheblichen Leistungen zur Geltung bringen. Die Einsicht in die Nothwendigkeit einer energischen Bekämpfung der üblen Folgen der Centralisirung, welche die Wissenschaft von allen Dingen am Wenigsten verträgt, ist in Frankreich bereits mehrfach vorhanden; sie ist aber wohl noch nicht populär genug geworden, um eine ausgiebige Bewegung im ganzen Volk nach der Richtung der zunehmenden Individualisirung des Lebens zu erzeugen.

Falls die eben erörterten sekundären Einflüsse sich nicht bethätigen, lassen die Klassiker im Allgemeinen eben so ausgeprägt eine Abneigung, zunächst gegen den Stegreifunterricht, dann aber auch gegen den Unterricht im Allgemeinen erkennen, wie die Romantiker ihn anstreben. Der schon erwähnte große amerikanische Forscher Willard Gibbs, das höchste wissenschaftliche Genie, welches die Vereinigten Staaten bisher hervorgebracht haben, lebte so ganz für sich, daß seine Bedeutung an dem Ort seines Wirkens, an dem seine Familie seit Generationen ansässig war (New Haven), kaum bekannt war. Er hat seine ganze wissenschaftliche Laufbahn als Lehrbeamter der in dieser Stadt belegenen Yale-Universität zurückgelegt, ohne jemals einen persönlichen Schülerkreis um sich gesammelt zu haben; vielmehr wurden seine Vorlesungen als zu trocken und streng eher gemieden. So war es für die

Wenigen, die sich von seinem zurückhaltenden Wesen nicht abschrecken ließen, eine große Ueberraschung, die Güte und Hilfbereitschaft kennen zu lernen, mit welcher er bestimmte Fragen oder wissenschaftliche Nöthe erledigte.

Ein anderes klassisches Beispiel für die Lehrunlust des Klassikers ist der große Mathematiker Gauß. Es war in Göttingen ganz bekannt, daß er die Abhaltung der Vorlesungen, die er als Professor der Universität anzeigen mußte, dadurch zu verhindern versuchte, daß er jedem einzelnen Studenten bei der Meldung die Mittheilung machte, das Kolleg werde wahrscheinlich nicht zu Stande kommen und der Betreffende thue daher besser, über seine Zeit anders zu verfügen. Bei seiner großen Gewissenhaftigkeit in anderen Dingen hat Gauß hier offenbar unter dem Einfluß einer inneren Zwangslage gehandelt, der zu Folge er das Kolleglesen als etwas seiner Natur Widerstrebendes empfand. Trägheit war es sicherlich nicht, denn Gauß war, wie alle großen Forscher, ein äußerst fleißiger Arbeiter. Vielmehr handelte es sich für ihn um die Nothwendigkeit, in der Vorlesung wissenschaftliche Resultate aussprechen zu müssen, ohne vorher eingehend den Wortlaut festgestellt und ausgefeilt zu haben. Ohne diese Bearbeitung seine Ergebnisse Anderen mitzutheilen: Das mag ihm ein Gefühl erregt haben, als solle er sich Fremden im Nachtgewand zeigen.

Wir werden hierdurch auf die allgemeine Frage nach dem Stilunterschied der wissenschaftlichen Arbeiten bei Romantikern und Klassikern geführt. Er ist sehr groß und beruht gleichfalls auf der fundamentalen Verschiedenheit des geistigen Vorganges.

Der Romantiker leidet immer an einem Uebermaß von Gedanken, Plänen und Möglichkeiten und erstrebt bei seinen schriftstellerischen Arbeiten daher in erster Linie, sich von diesem Uebermaß so weit zu befreien, daß er für die anderen Dinge Raum gewinnt, die noch im Hintergrund darauf warten, vorgelassen zu werden. Die Befreiung aber kann nicht anders bewerkstelligt werden als dadurch, daß das Problem gelöst, die Aufgabe ausgeführt wird. Hierfür hilft die große Reaktiongeschwindigkeit, die ein besonders schnelles Arbeiten erlaubt, nachdem mit der Hilfe der selben Eigenschaft im Geist die denkbaren Möglichkeiten schon sehr ausgiebig durchlaufen worden waren, so daß die Ausführung auf ziemlich breiter Grundlage erfolgen kann. So werden in kurzer Zeit sehr große Arbeitmengen bewältigt, die das Erstaunen des bedächtigen Klassikers erregen, wie denn der Klassiker Berzelius dem Romantiker Liebig vor allen Dingen seine Verwunderung über die von ihm in wenigen Jahren geleisteten Arbeitmassen aussprach. Auch Berzelius hat sehr viel gearbeitet; er hat Dies aber vollbracht, indem er Tag vor Tag sein Pensum stetig und ruhig erledigte und so ein langes Leben hindurch stets in gleichem Sinn sich bethätigt hat. Gegenüber Liebig, der seine wissenschaftlichen Entdeckungen über Nacht wie mit einem Zauberstab entstehen ließ, war er der langsame Arbeiter,

> Der zu dem Bau der Ewigkeiten
> Zwar Sandkorn nur auf Sandkorn reicht,
> Doch von der großen Schuld der Zeiten
> Minuten, Tage, Jahre streicht.

Neben den großen Vorzügen, welche die spezifische Begabung dem Romantiker gewährt, steht als erheblichste Gefahr die, daß er sich mit einer Erledigung seines Problemes zufrieden giebt, die keine eigentliche Erledigung ist. Nun wird

man allerdings mit Recht sagen können, daß nie ein Problem völlig erledigt ist, da jedesmal eine spätere Generation daran zu ergänzen, auch umzugestalten findet, was die frühere für ausreichend zu ihrer Gewissens- und Wissensberuhigung gehalten hat. Aber für den Romantiker bleibt die Gefahr bestehen, daß er bereits abschließt, bevor er den Besten seiner Zeit genug gethan hat, was der Klassiker unter allen Umständen zu vermeiden suchen wird.

Ein Blick über die Geschichte der Wissenschaft lehrt uns, daß in der That die Romantiker nicht selten einer solchen Gefahr unterlegen sind. Die Jugendveröffentlichungen Davys enthalten solche unreife Früchte in großer Zahl und bei Liebig lassen sich solche in der zweiten Periode seines wissenschaftlichen Lebens nachweisen, sogar noch reichlicher nachweisen als in der ersten, rein chemischen. Denn bei der Anwendung der chemischen Einsichten auf Ackerbau und Physiologie sah er so viele unmittelbar wichtige Resultate vor sich, daß es ihm wenig darauf ankam, ob irgendeine sekundäre Angabe, deren er sich bediente, der allseitigen Prüfung Stand hielt oder nicht. Um den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen, was damals seine erste Aufgabe war, ist es nothwendig, in der bisher übersehenen Richtung weiter und schärfer vorzugehen, als hernach der vollständigen Ausgleichung aller in Betracht kommenden Faktoren entspricht.

Deshalb sind die Romantiker Diejenigen, welche eine Wissenschaft revolutioniren, während die Klassiker solche Wirkungen gewöhnlich nicht unmittelbar hervorbringen, obwohl eine grundlegende Umwandlung recht oft die Folge ihrer Arbeit ist. Ihre Arbeit ist aber mehr ein Bauen von Grund auf. Deshalb wird auch eine Wissenschaft um so mehr Raum für die Thätigkeit der Forscher vom romantischen Typus lassen, je jünger sie ist und je stärkere Wandlungen sie daher wahrscheinlich noch durchzumachen hat, bevor sie zu ihren dauerhaften Formen gelangt ist. Man kann sich, zum Beispiel, einen stark wirksamen Förderer der Wissenschaft in der Soziologie kaum anders als vom romantischen Typus vorstellen, während ein romantischer Mathematiker fast ausgeschlossen erscheint, obwohl es solche noch im neunzehnten Jahrhundert gegeben hat (zum Beispiel: den Engländer Sylvester).

Die Arbeitweise des Romantikers bringt es mit sich, daß bei ihm die Erschöpfungerscheinungen besonders bald und besonders schwer auftreten werden. Sie sind aber keineswegs auf diesen Typus beschränkt, denn sie hängen außerdem noch von vielen anderen Umständen ab, wie Gesundheit, Umgebung, Anerkennung und so weiter. Aber die große Reaktiongeschwindigkeit verführt ihn besonders leicht zur Ueberspannung seiner Kräfte, zur Raubwirthschaft mit seiner Energie. So werden wir die Zusammenbrüche, die vorübergehende oder zuweilen auch dauernde Unterbrechungen ihrer Bethätigung hervorbringen, bei ihnen öfter antreffen als bei den Klassikern, wenn sie auch bei Diesen nicht fehlen.

Daher werden in Summa die Romantiker vorwiegend Diejenigen sein, welche ihre Zeit stark beeinflussen und durch ihre schriftliche wie mündliche Lehre lebhafte Bewegungen im Strom der Wissenschaften hervorrufen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese mehr persönliche Form ihrer Wirksamkeit verhältnißmäßig schnell verschwinden muß; wird der Romantiker alt, so kann er es gelegentlich selbst erleben, wie andere Männer gleichen Temperaments seine Stelle einnehmen und ihn in den Hintergrund treten lassen. Ist es aber Arbeit ersten Ranges, die er geleistet hat, so nehmen ihre Ergebnisse nur eine mehr unpersönliche Gestalt

an und bethätigen ihre Wirkung durch viele neue Kanäle: Schüler, Wissenschaftrichtungen, praktische Anwendungen. So hat Liebig sich noch bei Lebzeiten aus der von ihm mitbegründeten organischen Chemie durch deren enorme Breitenentwickelung herausgedrängt gefühlt und später eine direkte Abneigung gegen sie empfunden. Trotzdem haben die von ihm eingeführten Methoden ihre Bedeutung in dieser Entwickelungphase unverändert beibehalten; und es handelte sich hier, wie so oft, nur darum, daß der anderen Problemen zugewendete Geist Liebigs sich bald außer Berührung mit dem schnell gewachsenen früheren Gebiet befand. Auch von den einzelnen Ansichten Liebigs von der Rolle der verschiedenen Stoffe bei der Ernährung von Thier und Pflanze sind zahlreiche durch die Entwickelung der von ihm veranlaßten Bewegung stark abgeändert, wohl auch völlig widerlegt worden: trotzdem verdanken wir Liebigs Einführung der Chemie in diese Probleme eine Vervielfachung der Erträge der Landwirthschaft und der fördernde Einfluß seiner Gedanken ist hier noch keineswegs erschöpft. Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, eine schnelle Wirkung sei auch eine oberflächliche. Oft ist Dies ja der Fall, aber das eben angeführte Beispiel zeigt auch das Gegentheil.

Ganz andere Formen zeigt uns die Arbeit des Klassikers. Während des Romantikers erste Sorge ist, das gegenwärtige Problem zu erledigen, um für das nächste Raum zu bekommen, ist des Klassikers erste Sorge, das gegenwärtige Problem so erschöpfend zu bearbeiten, daß weder er selbst noch womöglich irgendein Zeitgenosse im Stande ist, das Ergebniß zu verbessern. Deshalb giebt er auch sein Werk ungern aus der Hand. Helmholtz bemerkt ausdrücklich, daß er selten eine Abhandlung abgeschickt habe, ohne daß ihm in den nächsten Tagen ein und der andere Punkt eingefallen sei, in dem noch eine Verbesserung möglich gewesen wäre. Will man einen zoologischen Vergleich gestatten, so verhält sich der Romantiker seinen Produkten gegenüber wie der Kuckuck zu seinen Eiern: er begnügt sich, sie zur Welt gebracht zu haben, und vertraut gern ihre weitere Entwickelung Anderen an. Der Klassiker hingegen gleicht dem sagenhaften Bären, der sein Junges geduldig und sorgfältig in Form leckt und es nicht eher ziehen läßt, als bis es alle Beeinflussung erfahren hat, die er nur irgend daran zu wenden weiß. Daraus ergiebt sich auch ein ganz verschiedenes Eigenthumsgefühl dem Produkt gegenüber. Der Romantiker ist froh, daß er es los ist, und kümmert sich wenig darum, ob Derjenige, der es etwa in Pflege genommen hat, Eigenthumsrechte daran geltend macht; denn er hat ja so viel, daß es ihm auf das Eine nicht ankommt. Der Klassiker gelangt umgekehrt durch die lange Beschäftigung mit dem einen Ding in ein viel näheres Verhältniß dazu, so daß ihm viel mehr darauf ankommt, das Resultat selbst zu haben, als darauf, es Anderen mitzutheilen. Im späteren Alter hat Gauß sich immer wieder beklagt, daß ihm seine jüngeren Fachgenossen Dinge fortgenommen haben, die er längst besessen hatte und nur nicht veröffentlichen wollte, weil er sie noch nicht glatt genug geleckt hatte. Aber wenn ihm seine Freunde dann klar zu machen versuchten, daß er eigentlich verpflichtet wäre, seine verborgenen Schätze der Welt rechtzeitig mitzutheilen, damit sie nicht durch seinen Tod verloren gehen, antwortete er ihnen immer mit seinem Wahlspruch: „Pauca sed matura“, welcher der charakteristische Wahlspruch aller Klassiker ist.

Großbothen. Geheimrath Professor Dr. Wilhelm Ostwald.

1909.

Wieder liegt ein Jahr hinter uns. An äußeren Erlebnissen hats weder in der Politik noch in der Wirthschaft gefehlt; doch im tiefsten Grund ist Alles beim Alten geblieben. Die ewig junge Orientalische Frage bewährte ihre Lebenskraft. Die Saat, die Lexa von Aehrenthal ausgestreut hatte, drohte auf Schlachtfeldern in die Höhe zu schießen. Der serbisch-österreichische Konflikt wuchs als Fazit aus den letzten politischen Entscheidungen des Jahres 1908 in das neue Jahr hinein. Um Bosnien und die Herzegowina sollte es zum Kriege kommen. Oesterreich hatte einen Theil seiner Truppen mobil gemacht; der Beistand des Deutschen Reiches war ihm sicher. Diese Thatsache genügte zur Beseitigung der Kriegsgefahr, die Monate lang auf Europa gelastet hatte. (Der Versuch, in einem Schwurgerichtsverfahren schlimme Anschläge serbisch-kroatischer Patrioten zu enthüllen ist jetzt, zum Schaden des Dr. Friedjung, gescheitert.) Fürst Ferdinand von Bulgarien gewann die Königskrone; Abd ul Hamid verlor den Turban des Khalifen und sieht seinen Vermögensrest durch einen Depotprozeß mit der Reichsbank gefährdet. Sein Nachfolger heißt wieder mal Mohammed; sonst ist über ihn nichts zu sagen. Griechenland ahmte die türkische Revolution nach; schwärmt für Reformen; stellt König und Prinzen kalt und überrascht die Welt kaum noch mit der Meldung, daß die Lage seiner Finanzen sehr ungünstig sei. Da ohne Geld kein Krieg zu führen ist, blieb eine Wiederholung des griechisch-türkischen Turniers vom Jahr 1897 den Friedliebenden erspart, obwohl der Streit um Kreta die Gemüther arg erhitzte. Auch um und in Marokko wurde weitergestritten. An den Namen Mannesmann, den Börse und Finanz sonst nur in anderer Verbindung hörten, knüpften sich ernste politische Erörterungen. Und immer wieder taucht der Verdacht auf, das Deutsche Reich habe eine böse Schlappe erlitten. Kluge Politiker werden erst gehört, wenn die Staatsmänner so arg gesündigt haben, daß der Skandal zum Himmel stinkt. Einer, der manchem Staatslenker die Wege weisen konnte, verschwand noch vor dem alten Jahr: Leopold II., König der Belgier. Ein Unternehmer von amerikanischem Zuschnitt. China, Argentinien, Mexiko, der Kongostaat boten dem kühl rechnenden Verstande des koburgischen Bürgerkönigsenkels reizvolle Aufgaben. Er hat gezeigt, wie weit man mit dem berüchtigten Enrichissez-vous Louis Philippes kommen kann. Wie wohl wäre dem Deutschen Reich, wenn es solchen Schatzmeister gehabt hätte! Was hätte Der aus der „Reform der Reichsfinanzen" gemacht!

Die hat das Jahr 1909 uns gebracht. Sie kostete zunächst einen Reichskanzler und einen Schatzsekretär. Am vierzehnten Juli wurde Fürst Bülow entlassen. Mit ihm ging der Nachfolger des Freiherrn von Stengel, Herr Sydow, der gehofft hatte, den Berg, den der Führer nicht zwingen konnte, zu „machen", um sich auf hohem Gipfel des Sieges zu freuen. Er stürzte ab; fiel aber weich: in den Sessel des preußischen Handelsministers. Um das Revirement in den Ministerien drehte sich das Interesse nicht allzu lange. Die schmale Gestalt des neuen Kanzlers bot keine Angriffsflächen; und der Herr der Villa Malta in Rom gerieth schneller in Vergessenheit, als das mit letzter Regiekunst inszenirte Abschiedsspektakel vermuthen ließ. Schließlich gabs doch ein positives Ergebniß: die neuen Steuergesetze. England, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, die Vereinigten Staaten müssen ihre Unterbilanzen ins neue Jahr mit hinübernehmen; nur das Deutsche Reich hat sich die

Möglichkeit errungen, seine Einnahmen zu vermehren. Sind die Kämpfe um die Budgets in London, Paris, Wien und Budapest nicht lehrreich für den deutschen Patrioten? Hat er nicht Grund, aus dem Vergleich zu lernen, statt über die Impotenz der Reichsfinanzen zu stöhnen? Das Erreicht ist nicht so, wie es sein sollte und konnte, aber ein anständiges Stück Arbeit; und noch Keiner hat nachzuweisen vermocht, daß die Steuerlast uns dem Ruin näher brachte. Nur die Brauereien klagen noch laut über die Abgaben; erwähnen aber nicht, daß sie flink bei der Hand waren, aus den 100 Millionen, die die Steuer bringen soll, noch 600 Millionen für sich herauszuschlagen, und erst dem Zwang zur Bescheidenheit wichen. Die Erörterung der einzelnen Steuervorlagen füllte Wochen und Monate. Die Abwehr des „mobilen Kapitals“ war eben so zäh wie die Opposition der konservativ-agrarischen Gruppe gegen die Erbschaftsteuer. Kotirungsteuer, Mühlenumsatzsteuer, Kohlenausfuhrzoll fielen. Dafür kamen Talon-, Check- und Quittungsteuer; kam auch die Erhöhung des Effektenstempels. Die Börse sah mit Gleichmuth auf diese neuen Beweise zärtlicher Fürsorge. Aktiengesellschaften, Pfandbriefbanken, Kommunen suchten die Mängel in der technischen Ausarbeitung der Gesetze zu weiten Maschen zu dehnen, durch die sie schlüpfen könnten. Wer den Fiskus ärgern wollte, gab Zinsscheinbogen auf mindestens zehn Jahre, vor Ablauf der alten Talons, aus. Die Regirung warnte; ließ eine „authentische Interpellation“ des Talonsteuergesetzes ins Land gehen. Schließlich kams zu Unterhandlungen und zu einem Rückzug der Gesellschaften. Ob die neuen Steuern das Ergebniß haben werden, das man von ihnen erwartet? Sydows Nachfolger, Herr Wermuth, hat mit löblicher Energie den Haushalt fürs Erste in Ordnung gebracht und hielt sich in seiner Budgetrede von gefährlichen Prophezeiungen fern. Er sprach, wie ein vorsichtiger Geschäftsmann sprechen mußte, und spendete den Trost, daß auch Steuern sich einleben können.

Die Auseinandersetzung zwischen dem Fiskus und den Faktoren der privaten Wirthschaft beschränkte sich nicht überall auf Steuern. Auch Zölle standen und stehen auf der Tagesordnung. Frankreich brachte einen neuen Tarif mit Rekordleistungen schutzzöllnerischer Politik heraus; und die Vereinigten Staaten lieferten den Beweis, daß auch im modernsten Wirthschaftgebilde der Welt der Zöllner das letzte Wort hat. Henry Howard Taft, der am vierten März ins Weiße Haus einzog, konnte sein Versprechen nicht halten. Die Revision des amerikanischen Zolltarifes würde einem Mac Kinley keinen Aerger bereiten. Deutschland hat keinen Grund, auf die Wege der amerikanischen Handelspolitik aus freundlichem Auge zu blicken, und geht dem bevorstehenden Ende des Handelsprovisoriung mit gebundenen Händen entgegen. Die geschäftlichen Verhältnisse boten in den Vereinigten Staaten bis zur Erledigung der Tarifdebatten kein günstiges Bild. Die Unternehmer hielten sich zurück. Die Berichte aus den Centren der Industrie, besonders vom Eisenmarkt, lauteten unbefriedigend. Die Preise senkten sich; die Forderungen der Arbeiter blieben. Strikes waren die Folge. In der zweiten Hälfte des Frühjahres wurde es besser. Jim Patten hatte in Chicago Oberwasser bekommen. Dort stieg der Weizenpreis. Die Hausse nahm bedenkliche Dimensionen an. Weizen ging bis auf 134 Cents für das Bushel (in Berlin auf 266 Mark für die Tonne). Wieder wurde mit den üblichen Ernteschätzungen operirt, die das Ergebniß dann als falsch erwies. Der Ueberschuß über den Bedarf wird auf 400 bis 500 Millionen Doppelcentner veranschlagt. Der Werth der amerikanischen Gesammternte ging mit 8760 Millionen

Dollars um 870 Millionen über die Ziffer des vorigen Jahres hinaus. Weizen allein brachte es auf 737 Millionen Bushels (664 Millionen im Jahr 1908). So ermäßigte sich der Preis bis zum Dezember auf 116 Cents und 218 Mark. Patten schöpfte die Dollars mit Scheffeln und zog sich zur rechten Zeit zurück; später hat er auf dem Baumwollmarkt das selbe Spiel begonnen. Auch da mit Erfolg. Auf dem dritten Spekulantenmarkt, dem des Kupfers, fehlte der rechte Elan. Die londoner Notirung ging über 61 £ nicht hinaus, bewegte sich aber meist zwischen 58 und 59 (der tiefste Stand war 56½ im Oktober). Man sprach von Einschränkung der Produktion, Kontingentirung, Preiskonventionen. Schließlich hieß es, die großen Kupferproduzenten würden durch eine neue Kombination dem Rothen Metall vorwärts helfen. Morgan und Sam Guggenheim wurden als Manager genannt. Die Kupfervorräthe sind im Lauf des Jahres von 144 Millionen Pfund auf 153 Millionen gestiegen. Unter dem Druck dieser Thatsache vereinbarten die führenden Gruppen eine Beschränkung der Produktion um 10 Prozent. So hofft man, den Preis, der am Jahresende 13 Cents für das Pfund betrug, auf 15 Cents zu steigern. Im neuen Jahr wird sich zeigen, ob das Abkommen ernst und die Durchführung eines Trusts möglich war. Die Shermanbill hat an Ansehen nicht gewonnen. Der Kampf gegen die Trusts, dem auch Taft sich, nach einer Pause vernünftiger Zurückhaltung, zuschwor, blieb auf theoretische Kraftäußerungen beschränkt. Den Höhepunkt bildete die Verurtheilung der Standard Oil Company, die aufgelöst werden müsse, weil sie ungesetzlich sei. Daß die Entscheidung des Bundeskreisgerichts in Saint-Louis von der Supreme Court in Washington bestätigt wird, ist nicht wahrscheinlich. Auch die Geldstrafe von 29 Millionen Dollars blieb ja auf dem Papier. Neben dem Oeltrust beschäftigte der Zuckertrust die Gerichte; da gabs ungeheure Steuerhinterziehungen. Erfreulicher war die Erhöhung der Jahresdividende für die Commons des Stahltrusts von 3 auf 4 Prozent, nachdem erst für das zweite Quartal der Satz von ½ auf ¾ gesteigert worden war. Die amerikanischen Eisenberichte allein hätten die Steigerung der Dividende kaum gerechtfertigt. Gegen die Spekulation ist kein Kraut gewachsen. Am Wenigsten im Lande der Yankees. Und der „Nationalverband amerikanischer Getreidebörsen" gegen Leute vom Schlage Pattens wird das solide Geschäft auch nicht von spekulativen Einflüssen absperren. Im Mittelpunkt neuer Projekte stand der Name Morgan. Seit dem Tod Harrimans, des Eisenbahnkaisers, ist er der mächtigste Mann; auch im Schienenbereich. Und nach dem Eintritt Morgans des Jüngeren in den Verwaltungrath der National City Bank wurde eine Brücke zwischen der Harriman- und der Morgan-Hill-Gruppe möglich. Das Scheiden Harrimans aus dem „Rath der Vier", der das Wirthschaftgeschick Amerikas bestimmte, blieb ohne dem befürchteten starken Eindruck auf die Börse. Die Erbschaft wurde so geregelt, daß eine Erschütterung der Kurse vermieden werden konnte. Morgans Erwerb der Versicherungsgesellschaft Equitable wirkte stark und fast jeder Dezembertag brachte Gerüchte über neue Riesenkombinationen. Wichtiger als die Bildung neuer Trusts wäre die Errichtung einer Centralbank, die die Krönung der Notenreform bilden soll. Präsident Taft empfahl die Centralisirung des Notenumlaufes; die American Bankers Association setzte ihre Autorität für die Idee einer Centralbank ein; und Senator Aldrich, dessen Namen die erste Reformbill zur Hebung des Geldumlaufes trägt, unternahm eine Rundreise durch die westlichen Staaten, um Stimmung für die

Bank zu machen. Freilich schilderte er den Leuten ein Institut, das niemals zur Wirklichkeit werden könnte. Um die Eifersucht des Westens auf den Osten, besonders New York, richtig zu escomptiren, sagte er dem Publikum, daß die Centralbank niemals unter die Kontrole der östlichen Finanz kommen und weder Filialen noch direkte Beziehungen zur Kundschaft haben werde. Die Voraussetzungen für eine Umgestaltung des amerikanischen Notenwesens haben sich nicht geändert. Das Mißverhältniß zwischen Verbrauch und liquiden Mitteln kam auch 1909 zum Ausdruck. Die Vereinigten Staaten haben nie an wirklichem Goldmangel gelitten. Aus Gründen der Geschäftspolitik pflegt man aber von dort Ueberschüsse an Gold nach Südamerika zu versenden und sich den Bedarf an disponiblem Kapital durch Verkauf von Finanzwechseln in London zu decken. Für die Engagements an der Börse muß der englische Geldmarkt herhalten. Klein waren die Umsätze in Wallstreet nicht. Jedenfalls ließen sie keinerlei Nachwirkung der Finanzkrisis des Jahres 1907 mehr erkennen. Vom Januar bis zum November wurden in Aktien 195, in Bonds 1195 Millionen Dollars umgesetzt. Diese Ziffern können sich schon sehen lassen.

Für den internationalen Geldmarkt hatten die amerikanischen Ansprüche also eine nicht angenehme Bedeutung. Die Diskontpolitik der Bank von England legte Zeugniß davon ab. Das englische Institut hatte vom Mai 1908 bis Mitte Januar 1909 an einem Diskontsatz von 2½ Prozent festgehalten; es erhöht ihn am vierzehnten Januar auf 3 Prozent. Das pflegte um diese Zeit sonst nur in besonders schwierigen Epochen (Finanzkrisen 1881/82; Transvaalkrieg) zu geschehen. Erst nach dem Aprilanfang glitt die Rate wieder abwärts; im Oktober wurde sie, im Lauf zweier Wochen, von 2½ auf 5 Prozent erhöht. Damit war den Yankees ein deutlicher Wink gegeben. Die Ansprüche ließen nach; und da von Paris, Wien und Holland Gold nach London geschickt wurde, war es möglich, am neunten Dezember den Wechselzinsfuß auf 4½ Prozent zu ermäßigen. In Deutschland sprach man während der ersten Hälfte des Jahres von „billigem Geld“. Es war die Zeit, da der Privatdiskont sich bis auf 1⅞ Prozent senkte und Tägliches Geld zu 1 Prozent zu haben war. Noch bis in den September glaubte man, die Reichsbank werde in diesem Jahr mit ihrer Wechselrate nicht über 4 Prozent hinauszugehen brauchen. Die Mittel des Institutes wurden durch die Wirthschaft dabei im Ganzen nicht weniger in Anspruch genommen als im Vorjahr, dessen durchschnittlicher Wechselzinsfuß 4¾ Prozent betragen hatte. Mit 4 Prozent war die Bank ins Jahr 1909 eingetreten; am sechzehnten Februar ging sie auf 3½ Prozent zurück und blieb da bis zum zwanzigsten September. Als dann die erste Erhöhung beschlossen war, nahm man sie noch nicht recht ernst, weil man dachte, beim Herbstbeginn seien 4 Prozent die übliche Präventivmaßregel. Als Kuriosum sei erwähnt, daß am Tage der Erhöhung unseres Diskontsatzes die Russische Staatsbank ihren Wechselzinsfuß erniedrigte. Ein plötzlicher Umschlag trat ein, als die Ziffern des Ausweises vom dreißigsten September bekannt wurden: eine Steuerpflicht für 571 Millionen (mehr noch als im bösen Jahr 1907 und 250 Millionen mehr als im Jahr 1908); ein Notenumlauf von über zwei Milliarden (zum ersten Mal im Leben der Reichsbank); Gesammtanlagen mit 1850 Millionen. Das war eine schlimme Ueberraschung. Dazu ein Rückgang des Verhältnisses der Deckung zu den Noten von 73 auf 48 Prozent. Was geschehen würde, war nicht zweifelhaft. Am elften Oktober wurde der Diskont von 4 auf 5 Prozent erhöht; und Präsident Havenstein richtete ernste

Worte an die Effektenspekulation und die Banken. Die sollten sich in der Gewährung langfristiger Kredite einige Beschränkung auferlegen. Erschwert wurde der Reichsbank die Arbeit mit der Privatkundschaft durch die Last der Schatzscheine, die das ganze Jahr hindurch ihren Status drückte. Bis an die Grenze von 500 Millionen ging die Ausnutzung des Centralinstitutes durch die Reichskasse. Der Jahresdurchschnitt der Effektenanlagen wird kaum niedriger als 300 Millionen sein. Diese Beziehungen füllen ein eigenes Kapitel. Sechzehnmal gerieth die Bank in die Notensteuer (1908 fünfzehnmal). Der Durchschnitt des Bankdiskonts wird (mit 3¾ Prozent) um 1 Prozent hinter dem Satz von 1908 zurückbleiben, während der Privatdiskont sich auf rund 2¾ Prozent im Durchschnitt stellte. Das neue Bankgesetz, das am ersten Januar 1911 in Kraft treten soll, hat, wie die Empfehler der Bankverstaatlichung behaupten, schon jetzt versagt. Die Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents auf 550 und 750 Millionen scheint den Gegnern der Reichsbank von heute nicht zu genügen. Diese Gegnerschaar rekrutirt sich aus den selben Kreisen, die der Börse ihre Lebensfähigkeit nicht verzeihen können. Allerdings mag das Wüthen der Spekulation manches cholerische Temperament gereizt haben.

Die Börse spottete jeder Bemühung, sie in Angst zu versetzen. Anfangs drückte sie die politische Unruhe. Dann kam der Umschwung; und als der Hansabund am zwölften Juni die Taufe (sit venia verbo) empfing, war die Börse bereits in einer Lage, die keines besonderen Schutzes bedurfte. Das Publikum war ausgehungert und folgte nur zu willig den Rufen der Einpeitscher. Die anrüchigsten bucket shops machten glänzende Geschäfte. Sie weissagten die Chancen beinahe aus der Hand. In Cirkularen und Briefen wurden die tollsten Versprechungen gemacht. Alles verfing. Bei den Banken häuften sich die Aufträge des Publikums zu Bergen. Schüchterne Warnungen wurden nicht beachtet; kamen auch nicht ins Ohr Derer, für die sie eigentlich bestimmt waren. Unter so günstigen Vorbedingungen nahm der Import ausländischer Werthpapiere beträchtlich zu. Er dürfte fast das Sechsfache der Summe des Jahres 1908 ausmachen. Das Inland blieb natürlich nicht zurück. Im ersten Semester 1909 wurden für 2228 Millionen Mark Nominal neue Effekten ausgegeben (2267 Millionen im ersten Halbjahr 1908 und 1100 Millionen im Jahr 1907). Die Jahressumme wird wohl über die 3362 Millionen des Jahres 1908 hinausgehen, da die Effektenproduktion des zweiten Semesters diesmal größer war. Die Spekulation richtete sich, wie immer, ein paar besonders vergnügte Winkel ein. Von der Steigerung der Aueraktie um 300 Prozent profitiren nur die paar in der Koppel befindlichen Renner. Auch die Riesenhausse in den Antheilen der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die 2000 Prozent erreichten, hat nur Auserwählten genützt. Daneben begeisterte sich aber das Publikum für Kolonialpapiere niedrigerer Klasse. Man mußte besondere Rubriken für den Markt der Kolonialrente einrichten, die das Mißfallen des Herrn Staatskommissars erregten. Trotzdem schwor das Volk auf Herrn Johannes Schlutius und die South African Territories. Da wurden Diamantenfunde erst amtlich bestätigt, dann amtlich geleugnet; und Herr Dernburg mußte erklären, daß er mit der Kharas Exploration Company des Herrn Schlutius nicht das Mindeste zu thun habe. Mit Optimismus wurde viel gearbeitet. Zurückhaltend war die Verwaltung der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika in ihren Aeußerungen über die Zukunft. Die Einführung und Zulassung der Shares der South West Africa Company (der offi-

zielle Einführungskurs betrug 196) wurde an der berliner Börse als ein Ereigniß von symptomatischer Bedeutung gefeiert; besonders von den Leuten, die für eine Popularisirung der Kolonialpapiere durch Schaffung kleiner Aktien (nach englischem Muster) eintreten. Die Spekulation in den Antheilen der Otavigesellschaft war ein Ding für sich. Zum Glück kam schließlich die offizielle Bestätigung der Uebernahme der Bahn durch den Kolonialfiskus. Der Kurs der Otavibahn stieg um 60 Prozent, die er, bis auf einen geringen Abschlag, beibehielt. Aus der Wiedereinführung des Terminhandels ergab sich die Zulassung einzelner Papiere zum Ultimoverkehr: Hochbahn, Schuckert, Oberbedarf, Schantungbahn, Gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Eine Tabelle soll die Kursentwickelung zeigen (der vierzehnte Juli ist als der Tag des Kanzlerwechsels zum Vergleich gewählt worden):

	2. Januar 1909	1. April 1909	14. Juli 1909	22. Dezember 1909
Deutsche Bank	243,10	241,40	243,—	248,35
Diskontogesellschaft	181,25	189,25	186,60	196,—
Dresdener Bank	148,40	151,—	153,40	161,60
Handelsgesellschaft	169,40	170,40	172,60	181,70
Bochumer Guß	224,90	221,80	230,50	251,60
Phoenix	178,40	165,25	174,75	218,60
Gelsenkirchen	191,90	181,25	178,90	219,10
Harpener	195,10	189,40	190,40	208,—
Deutsch-Luxemburg	156,20	162,75	198,75	217,90
A E G	219,25	231,25	231,60	259,60
Siemens & Halske	205,80	208,25	220,25	247,50
Hamburg-Amerika-Linie	113,80	114,—	117,50	134,—
Lloyd	90,80	86,60	90,—	102,50
3 % Reichsanleihe	85,90	87,10	86,50	85,10
3½ % Reichsanleihe	94,70	95,90	95,50	94,—
4 % Reichsanleihe	102,75	103,40	103,—	102,40
4 % Russen von 1902	84	85,10	86,90	90,75
4½ % Russen von 1905	97	98,75	99,25	99,50

Die Zusammenstellung zeigt überall Kurssteigerungen. Eine Ausnahme machen die deutschen Anleihen. Die hatten im Jahre der Finanzreform keine guten Tage, Das disponible Geld strömte den Dividendenpapieren zu; die Standardwerthe blieben vernachlässigt. Dabei war die Emission der 800 Millionen Mark neuer Reichs- und Preußenfonds ein Erfolg. Der Modus war nicht glücklich gewählt: halb vier-, halb dreieinhalbprozentig. Trotzdem waren schon zehn Tage nach dem Zeichnungtermin auf 800 Millionen 550 eingezahlt. Und im Ausgabekurs bestand doch ein wesentlichee Unterschied gegen 1908. Damals kamen die vierprozentigen Papiere mit 99½ heraus, diesmal mit 102,70. Der Subskriptionpreis der dreieinhalbprozentigen Anleihen betrug 95,60. Auf dem Anfangsniveau konnten die Papiere sich nicht behaupten. Das Gestöhn über den Mißerfolg der Finanzreform und die Schätzungen des Betrages der Reichsanleihe von 1910 brachten den Markt in Verwirrung. Vielleicht wird die kommende Emission angenehm enttäuschen und den Kursen neuen Halt geben. Den Russen gings besser als den deutschen Anleihen. So gut, daß die Möglichkeit einer Konvertirung der fünf- und 4½prozentigen Rente besprochen wird. Eine große Auslandanleihe im Betrage von 1400 Millionen Francs wurde im Januar zu 89¼ in Paris aufgelegt. Der Uebernahmekurs von 85½

war für ein $4^1/_2$prozentiges Papier nicht gerade glanzvoll. Aber er hat auch nicht geschadet; denn die Eisenbahnprioritäten, die im Lauf des Jahres, auch in Deutschland, auf den Markt kamen, wurden enorm überzeichnet. Einen Riesenerfolg hatten 61 Millionen Rubel $4^1/_2$prozentiger Eisenbahnobligationen, die in Berlin zugelassen und zu $88^1/_2$ aufgelegt wurden. Selbst auf Sperrzeichnungen konnten nur geringe Summen zugetheilt werden. Auch in London wurde eine $4^1/_2$prozentige russische Anleihe (34 Millionen Rubel) glatt untergebracht. Daß Italien eine Anleihe (150 Millionen Lire) zu $3^1/_2$ Prozent aufnehmen konnte, weckte schmerzliche Gefühle im Herzen Mitteleuropas. Und eine $3^1/_2$prozentige Bundesbahn-Anleihe der Schweiz (80 Millionen Francs), die in Frankreich untergebracht wurde, bot den Finanzpolitikern reichen Gesprächsstoff. Was Italien erlaubt war, mußte die „bundesgenossenschaftliche Republik" unterlassen, da im eigenen Lande $3^1/_2$prozentige Renten nicht unterzubringen sind. Die starke Verschuldung an Frankreich ist aber nicht unbedenklich. Die neutürkische Verwaltung setzte ihren Stolz in die Abkehr von alten, bewährten Methoden. Der türkische Finanzminister Djavid Bey kontrahirte eine Anleihe von 7 Millionen Pfund unter Umgehung der Dette Publique Ottomane. Trotz anfänglichem Sträuben betheiligten sich Deutschland und Frankreich an der Uebernahme der neuen Titres. Vorausgegangen waren zwei sechsprozentige Vorschußanleihen von je 500 000 Pfund bei der Gruppe der Osmanenbank (Deutsche Bank) und bei der Deutschen Orientbank. Viel Streit gabs um die chinesische Kanton-Hankau-Bahnanleihe, während die Anleihen von Rio de Janeiro und Sao Paulo und eine Goldanleihe von Argentinien mehr Liebe als Glauben fanden.

Die Banken haben über das Ergebniß des Jahres 1909 nicht zu klagen. Das Zinsenkonto wird nicht so fühlbar unter der Ermäßigung der Geldsätze in der ersten Hälfte des Jahres gelitten haben, wie noch in der Zeit der Generalversammlungen angenommen wurde. Und die Chancen des Effektengeschäfts boten reichlichen Ausgleich. Die Lager konnten geräumt werden. Daß die Banken sich den besonderen Verhältnissen des Jahres anzupassen wußten, zeigte die Zunahme der Reportdarlehen in den berühmten Zweimonatbilanzen. Das Steigen dieser Position wurde durch die Lebhaftigkeit des Börsengeschäftes bewirkt. Im Uebrigen ergaben die Zwischenbilanzen eine Verschlechterung der Liquidität, die wiederum ein Beweis dafür ist, daß die Kreditinstitute auch wirklich dem Kredit gedient haben. Vielleicht etwas zu willig, wie Präsident Havenstein zart andeutete. Trotzdem kamen, außer den Insolvenzen in der Holzbranche (Brühl, Ballentin) keine unangenehmen Ueberraschungen vor; denn der Konkurs der Lederfabrik Eyck & Strasser ging nur die Berliner Handelsgesellschaft an. Daß einige Bankiers in der Provinz (M. A. Rosenbaum in Lippstadt; Luckmann & Soltau in Lübeck; Max Wertheimer & Co. in Büdingen) ins Gras beißen mußten, überraschte, bei der Sterblichkeit dieser Spezies, nicht allzu sehr. Aus der Provinz kamen zwei der interessantesten Nachrichten des Jahres: die Erhöhung des Aktienkapitals der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft um 15 (auf 95) Millionen zum Zweck der Uebernahme des berliner Bankhauses Hardy & Co.; und die Vereinigung des Dresdener Bankvereins mit der Magdeburger Privatbank, die nun Mitteldeutsche Privatbank heißt und ein Aktienkapital von 50 Millionen hat. Die Provinz nahm neues Betriebskapital für die Banken auf und stärkte damit deren Aktionsfähigkeit. Höher wurde das Kapital bei der Rheinischen Kreditbank (10), Vereinsbank in Hamburg (6), Norddeutschen Kredit-

anstalt (3), Ostbank für Handel und Gewerbe (4½), Bank für Grundbesitz in Leipzig (2½), Hildesheimer Bank (1), Mecklenburg-Strelitzsche Hypothekenbank (2.83), beim Essener Bankverein (5), Schlesischen Bankverein (10), Chemnitzer Bankverein (2½) Millionen. Die Deutsch-Ueberseeische Bank erhöhte ihr Kapital um 10 Millionen; und die Nationalbank für Deutschland verbündete sich dem Crédit Mobilier de France. Die Deutsche Bank errichtete Filialen in Brüssel (wo sie die alte Bankfirma Balser & Co. übernahm) und in Konstantinopel. Daß die Diskontogesellschaft sich endlich von ihren Popp-Aktien trennen konnte, war eine nicht unwesentliche Bereicherung der Bankannalen des Jahres 1909. Weniger wichtig die Uebernahme der America-Bank durch die Darmstädter Bank. Mit der Möglichkeit, daß einzelne Großbanken ihre Dividenden erhöhen, wird gerechnet; sicher ist nur die Dividendenherabsetzung bei der Mitteldeutschen Kreditbank, der ein ungetreuer Angestellter, der „süße Harry", eine nicht ganz legale Weihnachtgratifikation von 700000 Mark entnahm.

Nicht so erfreulich wie die Entwickelung der Banken war die der Industrie. Die Gründung des Hansabundes war schließlich doch nur ein „moralischer" Coup; von einem materiellen Erfolg ist, nach halbjähriger Wirksamkeit, noch nicht das Allergeringste zu spüren. Die Kaufkraft der Bevölkerung und die Dimensionen des Handelsverkehrs sind nicht geringer geworden; aber die Produktion blieb größer als der Verbrauch. So gings, namentlich in der Montanindustrie, mit den Preiserhöhungen nur langsam vorwärts. Die Notirungen der düsseldorfer Börse sind zwar zum Theil höher als am Anfang des Jahres, von befriedigendem Niveau aber noch weit entfernt. Dazu die lange Reihe der Dividendenrückgänge, die der Kurszettel Jedem vors Auge führt. Dem Eisen gehts besser als der Kohle; daß eine neue Roheisenkonvention noch nicht möglich war (das „Kraftwerk" bildet das gewichtigste Hinderniß), ist bedauerlich. Der Kampf der Hochofenwerke gegen den Außenseiter in Kratzwiek bei Stettin beleuchtet, mit seinen Preisunterbietungen, die Lage. Die Bemühungen, der Industrie durch Kartellirung aufzuhelfen, dauerten fort und waren, zum Theil, erfolgreich: Stabeisenkonvention; Syndikat berliner Stabeisenhändler; Konvention der Grobblechwalzwerke. Einen wichtigen Fortschritt in der Syndizirung des Handels brachte der Zusammenschluß einer Anzahl von Eisenhandelsfirmen mit der Ravenéschen Stabeisen- und Trägerhandlungen-Gesellschaft zu einem „Deutscher Eisenhandel" firmirenden neuen Concern. Zum Zwecke dieser Transaktion werden 14½ Millionen neue Aktien und 4½ Millionen Obligationen ausgegeben. An vielfacher Vermehrung des Betriebskapitals hat es auch im Montangewerbe nicht gefehlt. Den größten Appetit entwickelte der Concern Gelsenkirchen mit 26 Millionen Mark Aktien und 20 Millionen Mark Obligationen. Deutsch-Luxemburg erhöhte das Kapital (um 8) auf 50, das Hasper Eisen- und Stahlwerk um 5, die Hohenlohewerke um 8, die Harpener Bergbaugesellschaft um 5, die Bismarckhütte um 6, die Donnersmarckhütte (bei der es, als Unikum, eine Dividendensteigerung gab), um 2½, das Rombacher Hüttenwerk um 5 Millionen. An Insolvenzen hats nicht gefehlt: die Bergwerksgesellschaft Bliesenbach meldete Konkurs an; das selbe Schicksal hatten die „Nordseewerke" Ember Werft und Dock. Der Stahlwerkverband konnte einen neuen (zweijährigen) Vertrag mit der preußischen Staatsbahnverwaltung abschließen, der allerdings weniger üppige Preise zur Grundlage hatte als sein Vorgänger, aber als Sicherung werthvoll ist.

Will man einen starken Kontrast herstellen, so braucht man nur die Schick-

sale der elektrotechnischen Industrie den Erlebnissen des Kaligewerbes gegenüberzusetzen. Dort Hochkonjunkturdividenden (A E G 13 gegen 12, Siemens & Halske 12 gegen 11, Schuckert 6 gegen 5), hier ruinöse Streitereien. Dort sicheres, ruhiges Vorgehen; hier Wankelmuth und Unsicherheit. Die Elektrotechnik hat gut gearbeitet und hofft auf befriedigenden Fortgang des Geschäftes. Die Elektrobanken haben zwar noch nicht geleistet, was man von ihnen erwartete; aber es scheint daß es auch so geht. Die Verhältnisse in der Kaliindustrie boten ein klägliches Bild. Mit Mühe und Noth wurde ein Syndikat zusammengeleimt; dann eine Kommission nach Amerika entsandt, um Schmidtmanns Verträge mit dem Düngertrust zu lösen. Die Konflikte mit Schmidtmann füllten das ganze Jahr aus. Kurz vor Jahresschluß wurde der Entwurf eines Reichskaligesetzes veröffentlicht. Nun schrie man, daß die Handelsfreiheit unterbunden und der Industrie Gewalt angethan werde. Erst sollte der Staat helfen; als er kam, regalirte man ihn mit Fußtritten. Das Gesetz wird aber voraussichtlich die Billigung des Reichstages erlangen und das Zwangssyndikat mit zwanzigjähriger Giltigkeit den haltlosen Zuständen im deutschen Kalibergbau ein Ende machen. Man hat dem preußischen Fiskus lange genug Schlappheit vorgeworfen und darf sich nicht wundern, wenn er nun endlich einmal Ernst macht. Noch länger durfte er, wenns kein Spiel sein sollte, nicht warten.

Den deutschen Schiffahrtgesellschaften hat das Jahr 1909 einen ungemeinen Aufschwung gebracht. Die Hamburg-Amerika-Linie kann mindestens 5 Prozent vertheilen und der Lloyd wird genug verdient haben, um seine Reserven wieder aufzufüllen. Der Tod Wiegands war sein ärgster Verlust in diesem Jahr. Der Nachfolger gilt als sehr tüchtig. Trotzdem ist leise die Kandidatur Dernburg aufgetaucht.

Im Wesentlichen ist, wie man sieht, die Jahresbilanz günstig. Die deutschen Bürger haben 1909 viel Geld verdient. Und mit welchen Aengsten war das Jahr empfangen worden! Beim Rückblick werden nur die hartnäckigen Fixer Aerger empfinden. Die haben immer wieder geglaubt, endlich müsse der vielbeschriene Industrierückgang in den Kursen doch deutlich fühlbar werden: und wurden, nach kurzer Freudenzeit, immer wieder enttäuscht. Jetzt, an der Schwelle des neuen Jahres, können wir nur hoffen, daß eine für die Gesammtheit so erfreuliche Enttäuschung sich wiederhole. Ob die Propheten Recht behalten, die für den Januar eine neue, noch steilere Hausse weissagen? Das ist eine Börsenfrage; deren Beantwortung schließlich nur die Spekulanten und deren Troß kümmert. Wir müssen zufrieden sein, wenn der Himmel hell bleibt. Bringen die englischen Wahlen den Tarifreformern die Mehrheit, dann wird der Industrie und dem Handel Deutschlands ernste Sorge aufgebürdet; mit der wir schließlich, da die Engländer im Herzensgrund nüchterne Geschäftsleute sind, so oder so aber auch fertig würden. Von Rußland, wo große Geschäfte im Werden und die Erntebestände erst zur Hälfte verkauft sind, wird fürs nächste Jahr Ungemeines erwartet. Der Strike, der, als Antwort auf die Neuordnung des Arbeitnachweises im Ruhrkohlenbezirk, angekündet wurde, wird einstweilen nicht kommen; die Arbeiter wissen, daß die Lager noch überfüllt sind und sechs Strikewochen den Unternehmern, die nur an ihren Geldbeutel denken, willkommen sein müßten. Nicht überall (Textilindustrie!) siehts rosig aus. Aber wenn das Publikum sich gewöhnt, nur leidlich solide Geschäfte zu machen und die Kreditmöglichkeiten nicht über Gebühr auszunutzen, dürfen wir furchtlos und in ruhiger Zuversicht der Dinge warten, die das Jahr 1910 unserer deutschen Wirthschaft bringen wird. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*

Literarische Anzeigen.

Literarische Anzeigen.

Literarische Anzeigen.

Mittelmeertouristenfahrt. In den ersten Tagen des neuen Jahres wird die deutsche Seetouristik ihr Winterprogramm beginnen. Wie die vorige Saison der Mittelmeertouristenfahrten, so wird auch die bevorstehende wieder durch eine 26tägige Fahrt des Vergnügungsdampfers Meteor nach den Kanarischen Inseln und den interessantesten Plätzen des westlichen Mittelmeerbeckens eingeleitet. Das Schiff verlässt Hamburg am 6. Januar, nimmt seinen Kurs über Southampton und Lissabon nach Funchal und Las Palmas, besucht dann Tanger, Gibraltar sowie die Haupthäfen der nordafrikanischen Küste, Algier, Tunis und Tripolis, und erreicht über Malta und Neapel am 3. Februar die Endstation der Reise Genua. Eine Abweichung von der früheren Fahrtroute zeigt der Reiseplan insofern, als er zum ersten Male Tripolis als Anlaufhafen verzeichnet. Dieser Hauptplatz der Berberküste, von dem ein kurzer Ausflug landeinwärts die Touristen an den Rand der Sahara führen wird, steht durch die über Mursuk und Bilma führende vielbenutzte Karawanenstrasse mit dem Sudan in lebhaftem Handelsverkehr, ist also eins der wichtigsten Eingangstore Innerafrikas und ein Schauplatz buntesten afrikanisch-orientalischen Lebens. Der Besuch dieses Ortes wird zweifellos den Touristen eine Fülle eigenartiger, interessanter Bilder und Eindrücke vermitteln, so dass er als eine allen Teilnehmern hochwillkommene wertvolle Bereicherung des Reiseprogramms angesehen werden darf.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegen 3 Prospekte bei und zwar vom **Gummiwerk Oberspree G. m. b. H., Berlin N4.** über **Pneumatik-Reparaturen,** ferner von der Firma **Wild & Co.,** Graphische Kunstanstalt in **Dresden-Heidenau** über die Ankündigung der Kunstblätter **„Berühmte Skulpturen“,** sowie von der **Transatlantique Compagnie** über die von dieser veranstalteten Schiffsfahrten.

Wir empfehlen diese Prospekte der aufmerksamen Beachtung unserer werten Leser

Bilanz am 30. September 1909. Abteilung I u. II.

Aktiva.	M	Pf.
Grundstücks- und Gebäude-Conto Koppenstr. 68	1 214 167	—
Grundstücks- und Gebäude-Conto Koppenstr. 69	255 048	40
Grundstücks- und Gebäude-Conto Am Tempelhofer Berg 6	1 602 731	02
Maschinen- u. Apparate-Conto	231 055	10
Lager-Fastagen-Conto	38 946	85
Transport-Fastagen-Conto	24 849	50
Pferde-, Wagen- u. Geschirr-Cto.	54 036	10
Elektr. Beleuchtungs-Anlage-Cto.	6 794	45
Brauerei-Utensilien-Conto	1 557	—
Kontor-Utensilien-Conto	2	—
Restaurations-Utensilien-Conto	34 666	—
Flaschenbier-Utensilien-Conto	25 222	—
Ausschank- u. Niederlagen-Conto	61 111	—
Feuerversicherungs-Conto	3 311	21
Brausteuer-Conto	422	55
Vorräte und Bestände	477 893	85
Debitoren	666 974	68
Eigene Hypotheken	8 954	10
Wechsel-Conto	443	—
Kassa-Conto	38 864	21
Bankier-Guthaben	43 404	60
Verlust	12 177	80
	4 772 632	42

Passiva.	M	Pf.
Aktien-Kapital-Conto	2 000 000	—
Hypotheken-Conto, Koppenstr. 68	400 000	—
Hypotheken-Conto, Koppenstr. 69	187 000	—
Hypotheken-Conto, Am Tempelhofer Berg 6	1 000 000	—
Reserve-Fonds-Conto	44 032	78
Kautionen der Bierfahrer	27 527	47
Delkredere-Conto	59 852	34
Unfall-Versicherung	4 900	—
Kreditoren	889 558	38
Guthaben der Kundschaft	84 561	45
Akzepte-Conto	75 000	—
Dividenden-Conto	200	—
	4 772 632	42

Berlin, den 22. Dezember 1909.

Berliner Bierbrauerei, Actiengesellschaft vormals F. W. Hilsebein.

Der Vorstand. Max Wunberger. Heinrich.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Januar 1910.

Augusta.

Der Kalender lehrt, daß am siebenten Januartag zwei Jahrzehnte verstrichen sind, seit die Frau des ersten Kaisers im neuen Reich starb. Wir hättens vergessen. Die Gestalt dieser Kaiserin wirft keinen Schatten mehr. Nun aber, vor des Kalenderblattes Mahnung, gleiten allerlei Visionen und Gedächtnißbilder durch das Bewußtsein. Ein Leben, das fast achtzig Jahre währte; die Gefährtin Eines, der im Glanz des Gelingens, im Gehege zärtlicher Liebe greiste: und dem Volksempfinden dennoch niemals nah. Leise immer gehaßt. Zuerst als die Enkelin des tollen Kaisers Paul, dessen Despotenlaune sie im Hirn des Prinzen von Preußen neu zu gebären wünsche; dann als des Kanzlers mächtigste Feindin. Dreimal sah sie aus siegreichem Feldzug heimkehrende Truppen salutiren; und als sie am sechzehnten Juni 1871 auf dem Schloßbalkon, dem Fritzendenkmal Rauchs gegenüber, vor dem Halbkreis der Prinzessinnen und Hofdamen saß und die Degen und Bayonnettes mit sommerlich blühendem Danke kränzte, durfte sie hoffen, endlich im Herzen der Nation, als Sechzigjährige endlich eine sichere Wohnstatt erworben zu haben. Mußte das Adorantensehnen des Volkes nach solchem Erlebniß nicht in demüthiger Inbrunst die Hochgestalt der zwiefach gekrönten Frau umklammern? Nach einer Dekade rauher Männerherrschaft nicht aus den Luisentagen den Kult des Ewig-Weiblichen zurückwünschen, das eine in Schönheit alternde Kaiserin, die erste im neuen Reich, ihm verkörpern konnte? Die Hoffnung trog. Von all dem festlichen Schimmer, dem wärmenden Glück, das die Erfüllung eines Traumwunsches im deutschen Land entstehen ließ, ward dieser Frau nichts. Und sie hatte sich, mit sichtbarer Wohlthätigkeit und illuminirter Pflege der Wissen-

schaften und Künste, beinahe übereifrig doch um die Volksgunst bemüht. Vergebens. Weil moskowitisches Tyrannenblut sie der Heimath entfremdete? Das log die Legende. Hat in Augustens Wesen je ein Zug an Paul Petrowitsch erinnert? Schon ihre Mutter, Maria Paulowna, war, als Großherzogin von Sachsen-Weimar, eine gute Deutsche und, in Goethes Atmosphäre, die humane Schützerin freier Geister geworden. Im März 1831 kam Eckermann mit dem Angebot zweier Stipendien zu Goethe. Die Großherzogin spendete tausend Thaler zur Ausbildung kräftiger Schauspieltalente und versprach, den besten deutschen Schriftsteller, der, ohne Amt und Vermögen, in der Sorge um den Erwerb die Arbeit übereilen müsse, nach Weimar berufen und in eine behagliche Lage bringen zu lassen. (Goethes Antwort giebt so viel von dem Mann und seiner Greisenstimmung, daß sie hier stehen mag. „Die Intention der Frau Herzogin ist wahrhaft fürstlich und ich beuge mich vor ihrer edlen Gesinnung; doch es wird sehr schwer halten, irgendeine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigen Talente sind bereits, durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen oder eigenes Vermögen, in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht Jeder hierher; und nicht Jedem wäre damit wirklich geholfen. Ich werde aber die edle Absicht im Auge behalten und sehen, was die nächsten Jahre uns etwa Gutes bringen.") Der Plan könnte auch im Sinn der Prinzessin Augusta gereift sein, die damals schon Wilhelms Frau war und ihren Knaben im Schoß trug. Die erste und die letzte wichtige Aeußerung, die wir von ihr kennen, haben den selben weimarischen Ton. An den Major Albrecht von Roon, des Prinzen Friedrich Karl „militärischen Begleiter", der ihr über das Wollen und Denken des Jünglings berichtet hat, schreibt sie im Dezember 1846: „Das Ziel der Erziehung läßt sich wohl einfach mit den Worten bezeichnen: preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit zu verwandeln. Die Aufgabe jeder Erziehung ist und bleibt, den Menschen dem Leben entgegenzubilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdruckes ist den fürstlichen Häusern nöthig, da der persönliche Werth eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist." Und zweiundvierzig Jahre danach schreibt sie, wieder im Christmonat, an Bismarck: „Lieber Fürst! Wenn ich diese Zeilen an Sie richte, so ist es nur, um an dem Wendepunkt eines ernsten Lebensjahres eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt. Sie haben mir in bitteren Stunden Theilnahme bewiesen. Deshalb fühle ich mich berufen, Ihnen, bevor ich dieses Jahr beschließe, nochmals zu danken und dabei auf die Fortdauer Ihrer Hilfe zu rechnen, mitten unter den Widerwärtigkei-

ten einer vielbewegten Zeit. Ich stehe im Begriff, den Jahreswechsel im Familienkreise still zu feiern, und sende Ihnen und Ihrer Gemahlin einen freundlichen Gruß. Augusta." Das klingt gar nicht russisch. Klingt, als komme es aus der Tiefe eines sanften Frauengemüthes, so mild, daß man kaum noch begreift, warum diese Kaiserin dem Volksgefühl fremd bleiben mußte.

Ihr Verhängniß war, daß jede Schicksalsstunde sie auf der falschen Seite fand. Wenn sie, nach dem achtundvierziger Märzsturm, ihren Willen durchgesetzt hätte, wäre Wilhelm nicht zur Regirung gekommen; dem vierten sogleich der fünfte Friedrich Wilhelm gefolgt. Weder ihr Schwager, meinte sie, noch ihr Mann könne sich auf dem Thron halten; ihr aber bleibe die Pflicht, die Rechte ihres Sohnes zu wahren, während dessen Minderjährigkeit sie die Last der Regentschaft tragen wolle. Sie selbst hat (in einem Dienerzimmer des potsdamer Stadtschlosses, aus dem ihre Angst den Mann in die sichere Einsamkeit der Pfaueninsel getrieben hatte) diese Absicht Herrn von Bismarck-Schönhausen nur angedeutet. Dann, um aus dem Verdacht reaktionärer Gesinnung erlöst zu werden, den Weg ins Lager der Fortschrittspartei nicht gescheut. Als im erfurter Hôtel des Princes Georg von Vincke den schönhauser Kollegen für den Regentschaftplan zu gewinnen versuchte, erhielt er die Antwort, wer solchen Antrag stelle, möge sich darauf gefaßt machen, daß Bismarck gegen ihn ein Strafverfahren wegen Hochverrathes fordere. „Von diesem Vorgang und von der Aussprache, welche ich von seiner Gemahlin während der Märztage in dem potsdamer Stadtschlosse zu hören bekommen hatte, habe ich dem Kaiser Wilhelm niemals gesprochen und weiß nicht, ob Andere es gethan haben. Ich habe ihm diese Erlebnisse verschwiegen auch in Zeiten wie die des vierjährigen Konfliktes, des österreichischen Krieges und des Kulturkampfes, wo ich in der Königin Augusta den Gegner erkennen mußte, welcher meine Fähigkeit, zu vertreten, was ich für meine Pflicht hielt, und meine Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt hat." („Gedanken und Erinnerungen.") Vergessen hat der Altmärker das grasse Erlebniß niemals; auch nicht in den Zeiten augustischer Gunst. Die hats wirklich gegeben. „Bei der Prinzessin von Preußen stand ich bis zu meiner Ernennung nach Frankfurt so weit in Gnade, daß ich gelegentlich nach Babelsberg befohlen wurde, um ihre politischen Auffassungen und Wünsche zu vernehmen, deren Darlegung mit den Worten zu schließen pflegte: ‚Es freut mich, Ihre Meinung gehört zu haben', obschon ich nicht in die Lage gekommen war, mich zu äußern." In den frankfurter Briefen an Gerlach finden wir den Seufzer: von einem „Wechsel der Umgebung des Prinzen von Preußen" (der in der rheinischen

Luft, nach dem Vorurtheil entsetzter Patrioten, zum liberalen Russenfeind und Freimaurerfreund geworden sein sollte) sei nichts Dauerndes zu hoffen, weil „die wirklichen Influenzen unabsetzbar sind.“ Und, nach dem frostigen Empfang in Stolzenfels, die Sätze: „Einen etwas bitteren Nachgeschmack hat mir das erste Debut meiner armen Frau am Hof hinterlassen. Seine Majestät ignorirten sie vollständig, auch als wir en très-petit comité einige Stunden lang auf dem Dampfschiff zusammen waren; die Königin war leidend und hatte daher nicht viel für sie übrig; und die Prinzessin von Preußen behandelte sie mit gesuchter Zurücksetzung, während alle übrigen Gesandtenfrauen sich des Sonnenscheins der Gnade der Herrschaften in hohem Maße erfreuten. Wenn auch der Prinz von Preußen mit großer Liebenswürdigkeit sich der merklichen Verlassenheit meiner Frau annahm, so kam doch ihr unverdorbener hinterpommerscher Royalismus etwas thränenschwer aus dieser Probe zurück.“ Noch 1860 stimmt Augusta den König für Schleinitz („ihr Geschöpf, einen von ihr abhängigen Höfling ohne eigene politische Ueberzeugung“) und gegen Bismarck. Den sie im nächsten Jahr dann, während der Krönungfeste in Königsberg, mit so auffälliger Huld auszeichnet, daß es ihrem Mann, der nicht wieder „in eine reaktionäre Beleuchtung“ gerathen möchte, zu viel wird. Am achten Oktober 1862 wird Bismarck, der schon vierzehn Tage lang den Fürsten von Hohenzollern vertreten hat, zum Ministerpräsidenten ernannt. Sitzt er nun fest in Augustens Gunst? Der Streit um die Elbherzogthümer lehrts ihn erkennen. Mit eifernder Heftigkeit kehrt die Königin sich gegen ihn; malt dem König die Schrecken der Kriegsgefahr und stöhnt, da sie ihn nicht aus dem Entschluß locken kann, wie über persönliche Kränkung. Sie wäre, wenn Bismarck auf Vincke gehört hätte, nicht Königin geworden; nicht Königin geblieben, wenn Bismarck nicht am zweiundzwanzigsten September 1862 das Abdankungprojekt aus Wilhelms Hirn gerodet hätte. Scheint ihn dennoch zu hassen; wie Kriemhild den Tronjer, der ihr des Lebens Maienhoffnung gemordet hat. Im September 1869 schreibt Oberhofmarschall Graf Pückler an den Ministerpräsidenten: „Daß Eure Excellenz auch die Königin bezaubert, freut mich sehr; und würden einige nichtssagende Aufmerksamkeiten hinreichen, dies gute Vernehmen zu erhalten.“ Zwei siegreiche Kriege, die der Dynastie Macht und Liebe geworben haben: und noch immer sind zur Sicherung guten Einvernehmens „nichtssagende Aufmerksamkeiten“ nöthig. Bismarck taugt nicht zum Werkzeug fremden Wollens; weigert sich, Ansichten der hohen Frau als seine eigenen vor dem König zu vertreten; läßt sich auch im Drang nicht die Ueberzeugung ablisten. Bezaubert? Sicher nicht

lange. In jeder Schicksalsstunde ist auch fortan Wilhelms Frau gegen ihn; und immer drum auf der falschen Seite. Das ward ihr Verhängniß.

Ihre eindringlichen Warnungen vor den Kriegen gegen Dänemark und Oesterreich waren als grundlos erwiesen. Das hatte ihr in Wilhelms Schätzung nicht geschadet noch sie selbst zu nüchterner Kritik der eigenen Urtheilskraft gestimmt. Im Sommer 1870 fing sie das Flötenspiel wieder an. Hielt, als die spanische Bombe schon geplatzt war, Benedetti Tage lang in Koblenz unter dem Strahl ihrer Gnadensonne und beredete mit diesem seltsamen Gast alle Möglichkeiten ehrbarer Verständigung. Der König (der ihr seit dem siebenten Juli über die pariser Vorgänge und über seine ersten Gespräche mit Benedetti berichtet hat) soll nachgeben; nicht mit dreiundsiebenzig Jahren noch einmal ins Feld ziehen und alles Errungene aufs blutige Spiel setzen. An dem Tag, da der Bundeskanzler den Freunden erklärt, seine Stellung sei schon dadurch unhaltbar geworden, „daß der König den Französischen Botschafter unter dem Druck von Drohungen während seiner Badekur vier Tage hinter einander in Audienz empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponirt hatte", schickt Augusta aus Koblenz ein exposé, das dem König sanftmüthige Nachgiebigkeit empfiehlt. Als die Pariser schon die von Bismarck redigirte Emser Depesche lesen, schreibt Wilhelm an die aufgeregte Frau: „Vielleicht läßt sich noch eine Vermittlung auffinden; aber nur eine, die nicht meine persönliche und die Ehre der Nation tangirt." Als er die Kur abbricht und sich zur Fahrt nach Berlin bereitet, umgellt ihn die letzte Warnung der Geängsteten: nach Jena führe ihn, nach Tilsit sie Beide der Weg, wenn er nicht jetzt noch den Krieg vermeide. Den Krieg, dem, als einer nationalen Nothwendigkeit, in Nord und Süd die Deutschen entgegenjauchzen und dessen Möglichkeit den sonst so gelassenen Moltke zu dem Ausruf hinreißt: „Wenn ich Das noch erlebe, in solchem Krieg unsere Heere zu führen, mag gleich nachher die alte Carcasse der Teufel holen!" Augusta grollt. Das Herz der Königin ist nicht bei der deutschen Sache.

Aus der Erinnerung an diese Tage hat Bismarck ihr „Mangel an Nationalgefühl" vorgeworfen. „In ihr lebte ein Bedürfniß des Widerspruches gegen die jedesmalige Haltung der Regirung ihres Schwagers und später ihres Gemahls. War die Regirungpolitik konservativ, so wurden die liberalen Personen und Bestrebungen in den häuslichen Kreisen der hohen Frau ausgezeichnet und gefördert; befand sich die Regirung des Kaisers in ihrer Arbeit zur Befestigung des neuen Reiches auf liberalen Wegen, so neigte die Gunst mehr nach der Seite der konservativen und namentlich der katholischen Ele-

mente, deren Unterstützung, da sie unter einer evangelischen Dynastie sich häufig und bis zu gewissen Grenzen regelmäßig in der Opposition befanden, überhaupt der Kaiserin nah lag. In den Perioden, wo unsere auswärtige Politik mit Oesterreich Hand in Hand gehen konnte, war die Stimmung gegen Oesterreich unfreundlich und fremd; bedingte unsere Politik den Widerstreit gegen Oesterreich, so fanden dessen Interessen Vertretung durch die Königin, und zwar bis in die Anfänge des Krieges von 1866 hinein. Während an der böhmischen Grenze schon gefochten wurde, fanden in Berlin unter dem Patronat ihrer Majestät durch das Organ von Schleinitz noch Beziehungen und Unterhandlungen bedenklicher Natur Statt ... Der Kaiser hatte während der Belagerung von Paris, wie häufig vorher und nachher, unter dem Kampf zwischen seinem Verstand und seinem königlichen Pflichtgefühl einerseits und dem Bedürfniß nach häuslichem Frieden und weiblicher Zustimmung zur Politik andrerseits zu leiden. Die ritterlichen Empfindungen, die ihn gegenüber seiner Gemahlin, und die mystischen, die ihn der gekrönten Königin gegenüber bewegten, seine Empfindlichkeit für Störungen seiner Hausordnung und seiner täglichen Gewohnheiten haben mir Hindernisse bereitet, die zuweilen schwerer zu überwinden waren als die von fremden Mächten oder feindlichen Parteien verursachten." Das sind harte Worte; und der grimmige Humor des Vereinsamten fand im Sachsenwaldhaus noch härtere. „Wenn ich ins Schloß trat, merkte ich bald, ob die Kaiserin anwesend oder verreist sei. War sie fort, dann athmete Alles leichter und die Diener (sie bevorzugte die dunkelhaarigen, fremdländisch aussehenden) schienen weniger genirt. Aber auch von Weitem ließ sie sich die Beunruhigung des alten Herrn angelegen sein. Und wo mir was Bitteres eingerührt wurde, hatte sie sicher die Hand am Löffel. Um mich zu ärgern, befahl sie eines schönen Tages, den Ministerfrauen an der Hoftafel künftig schlechtere Plätze zu geben. Als Einer, der meiner ungehorsamen Gemüthsart Widerstand gegen diese Neuerung zutrauen mochte, mich vorsichtig sondirte, bekam er die Antwort: Meine Frau darf nicht schlechter placirt werden als ich; mir aber können Sie jeden Platz anweisen, der Ihrer Majestät beliebt: wo ich sitze, ist immer ‚oben'. Seitdem hat sie den Versuch persönlicher Kränkung aufgegeben. Leider nicht die Einmischung in die Geschäfte, deren Zusammenhang und Bedeutung der ‚Feuerkopf' (so nannte sie der Kaiser) doch nie begreifen lernte." Die Beiden konnten einander nicht finden. Vierzig Jahre währte die Fehde. Und der Mann war der Frau nicht gerechter als die Kaiserin dem Minister.

Wir wissen wenig von ihr. Hörten, daß sie mit allerlei Talenten, musikalischem und literarischem, ans Licht dränge; sahen, daß sie das Welken ihrer Reize mit jedem erreichbaren Kunstmittel zu verbergen trachtete; und ließen

uns, als sie tot war, von ihrem größten Feind ihres Wirkens Geschichte erzählen. Allen Gegnern deutscher Macht, deutscher Einheit still verbündet. Das Haupt heimlicher Nebenregirung. Des Kaisers Quälgeist. Ohne Nationalgefühl ... War sie so schlimm? Sie kommt aus Weimar ins arme Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten. Ist als Pauls launisches Enkelkind, als Goethes andächtig horchende Schülerin aufgewachsen. Wird einem Mann angetraut, in dessen Herzen ein anderes Bild lebt und dessen bequeme Lust suchenden Sinnen sie viel, bis ins späte Alter, zu verzeihen hat. Der vom Wirbel bis zur Zehe Soldat ist, ohne tiefere Geisteskultur und ein Fremdling im Reich des humanistischen Ideals, das ihrer jungen Seele eingepflanzt ist. Hof und Adel ganz anders als an der Ilm; auch das Volk von gröberem Schlag. „Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hofft es, Deutsche, vergebens; bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus." Schiller, denkt die Prinzessin, sprach Wahrheit. Doch die Hoffnung, auf diesem starren Boden ein augustisches Alter erblühen zu sehen, muß sie früh schon bestatten. Zufrieden sein, wenn ihr gelingt, den Mann der Volkswuth zu entziehen und des Sohnes Anspruch zu wahren. Ists Todsünde, daß sie nach den Wonnen der Herrschgewalt langt? Daß sie den Mann hassen lernt, dessen Hünenleib ihr den Weg auf die Höhe sperrt? Der räth in jeder Fährniß zu blutigem Kampf: gegen die Revolution und gegen draußen lauernde Tücke. Der hat freilich keine Krone zu verlieren und kann im Toben den Muth kühlen. Augusta hat Bismarcks Genius wohl nie ganz erkannt; seinen Machtzuwachs stets aus eifersüchtigem Auge gesehen. Weil sie sich nicht entschließen konnte, ihn grenzenlos zu lieben, und in gelassenem Gleichmuth neben Diesem Keiner zu wandeln vermochte. „Geworden ist ihm eine Herrscherseele und ist gestellt auf einen Herrscherplatz. Wohl uns, daß es so ist!" So empfand der nüchterne Wilhelm. Nie Wilhelms Frau. Die wollte im Diener keine Herrscherseele, auch im höchsten nicht, und hing an dem Glauben, daß Glück und Glanz auch in friedlicher Arbeit zu sichern sei. Der rechte Preuße lächelte spöttisch, wenn er solche Botschaft hörte; nur unter Mißvergnügten und Ausländern warb sie der Königin eine Gemeinde. Der Königin, die, lieblos, machtlos, in ihrem Hermelin fror. Alles hatte ihr Einer genommen. Den ersten Platz im Rath des Königs und im Gefühl der dankbaren Nation. Weder ihr noch dem Sohne nur den engsten Bereich gelassen, auf dem ernsthafte Arbeit möglich, der Trieb zur That dem Lande nutzbar zu machen war. Und just dieser Eine prägt ihr Bild ins deutsche Gedächtniß. Ists für hilflos irrendes Weibthum nicht Strafe genug?

Augusta gehört dem Reichsmythos. Blickt aus frommem Auge auf die prangende Spinnerin, deren furchtsame Klugheit den Walvater der Heldenzeit, weil er unter seinem Himmel ein Mann blieb, zu schrecken vermochte!

Yankeedoodle-Fahrt.*)

Die großen Flüsse waren in früheren Zeiten den Menschen viel mehr als heute. Sie waren ihnen so viel, daß man ihnen göttliche Ehren erwies, sie zu Göttern versinnbildlichte, und heute noch haben Namen, wie Rhein, Donau, Wolga einen besonderen Klang. Es tönt aus ihnen Dank, Ehrfurcht, Bewunderung. Kein Name aber hat mehr Majestät als der des Stromes von Egypten. Der Nil! Er ist auch heute noch nicht blos die Lebensader Egyptens: er ist die Lebensquelle des Landes, das überall Wüste ist, wohin sein Schlamm nicht reicht.

Millionen Menschen haben diesem Strom gedient, haben ihm gehuldigt als dem großen Lebensbringer und er hat auf seinem Schlamm eine Bildung erstehen sehen, die uns nicht nur durch ihr Alter ehrwürdig ist. In diesem Schlammboden lagen die Keime auch unserer Kultur und wurden Frucht. Wie alle Erde ist er mit Schweiß und Blut gedüngt worden; und er hat eben so viel Leben gefressen wie geboren. Vielleicht ist die alte Weisheit der Egypter so tief und reich, weil sich diese Menschen ihrer Herkunft aus dem Schlamm so deutlich bewußt waren. Sie mußte zur Mystik werden, mußte Götter bilden, weil das unbegreiflich Wunderbare der Lebensentstehung hier so augenfällig und in so kolossalem Maßstabe vor sich geht und immer Tod und Leben, Wüste und Nilschlamm, dicht bei einander liegen. Man mußte glauben (Das heißt: dichten), um sich neben dieser Macht zu behaupten. Aus dem selben Grunde baute man hier so kolossal und gleichsam für die Ewigkeit: aber immer in Symbolen und ausschließlich Werke von allgemeiner Bedeutung. Was dem gewöhnlichen Menschendasein diente, wurde in vergänglichstem Material nur eben zur Noth aufgeführt; aber die Bauten, die Göttliches repräsentiren sollten, die Tempel und Staatsgebäude, thürmten sich in ungeheuren Quadern. Desgleichen wurden für die Toten die allerfestesten Kammern gemauert und die Leichen selber mit unglaublicher Kunst konservirt. Das sieht fast wie Trotz aus. Auf alle Fälle ist es Ausfluß einer ungeheuren Entschlossenheit, Menschliches als das Bleibende im ewigen Wechsel zu stabiliren. Sie wollten durchaus nicht wieder zu Dreck werden, diese merkwürdigen afrikanischen Menschen, die doch den Dreck als heilig erkannten: als Lebens Herkunft. (Und wem haben sie ihre Mumien aufbewahrt? Den Museen, also den Gaffern und Gelehrten. So kommt Hochmuth vor dem Fall.)

Geilheit und Oede umgab sie in schroffem Kontrast; sie sahen zum Himmel empor und ahnten Gesetze unabänderlicher Gewißheit. Das Rechnen, das sie vom Nil gelernt hatten, wandten sie die auf Gestirne an. Aber Alles wurde ihnen göttlich, denn sie waren noch keine Gelehrten, sondern Weise: und also waren sie Dichter. Aber sie waren auch Priester; und aus Priestern kommen immer Pfaffen. So wurde aus der Weisheit und Poesie ein wirres Gewusel von bestioformen Göttern: eine ungeheuerliche Groteske (die Religion als Ueberbrettl.)

Amenhotep IV. fand diese Menagerie unwürdig und erkühnte sich, zu befehlen, daß nur ein Gott sei: Aten, die Sonne. Ihr (die hier unter dem doppelten Namen Re und Atum angerufen wird) galt der schöne Hymnus:
Anbetung Dir, o Re, beim Aufgang, Atum beim Untergang!

---

*) Bruchstückchen aus dem im ernstesten Sinn lustigen, im klügsten Sinn frechen Buch „Die Yankeedoodlefahrt und andere Reisegeschichten; Neue Beiträge zur Kunst des Reisens von Otto Julius Bierbaum“ (Georg Müller in München).

Du gehst auf, Du gehst auf, Du strahlest, Du strahlest
Mit leuchtender Krone, Du König der Götter.
Des Himmels, der Erde Herr bist Du.
Du bist Der, der die Sterne da oben, die Menschen hier unten schuf.
Du bist der einzige Gott, der war schon zu Anfang.
Länder ließest Du werden und Völker hast Du geschaffen.
Du hast die Wasser der Feste, hast den Nil uns erschaffen.
Alle Gewässer hast Du geschenkt und Leben Dem, das darin ist.
Du warst, der der Berge Ketten verband und Menschen und Erde ließ werden.*)

Aber es war (um 1400 vor Christus) zu spät. Das Volk liebte bereits sein Spielzeug und wollte nicht von seinem heiligen Thiergarten lassen. Schon Amenhoteps Nachfolger mußte von sich sagen: „Ich muß die Knie beugen vor Göttern, die ich verachte."

Auf so nachdenkliche Dinge führt eine Fahrt auf dem Nil, dessen Gottheit sich die Egypter als doppelgeschlechtliches Wesen dachten: mit Bart und Frauenbrüsten und blauhäutig. (Schöner ist der Gedanke, daß das Steigen des Nils von einer Thräne der Isis herrührt. Denn es hat viel für sich, zu glauben, daß Götter weinen müssen, um Menschen glücklich zu machen. Das Christenthum ruht ja auch auf dieser Vorstellung.)

. . . O Ihr grundgütigen Leser! Verzeiht diese hartgesottene Einleitung! Man fährt nicht ungestraft zwischen Palmen auf dem Nil mit einer Yankeedoodlegesellschaft. Denn diese ist so unendlich fidel, daß man nothgedrungen an das Variété der lieben alten egyptischen Götter denken muß, die ganz gewiß unsterblich sind, obwohl sie schon König Ai, des direktionlosen Amenhotep Nachfolger, verachtet hat. Hei, was für Witze habe ich auf dem Nil genießen dürfen! Ein wahres Feuerwerk prasselte auf, als wir an der Stelle vorüberkamen, wo die Legende will, daß Moses in seinem Körbchen von der Tochter des Pharao gefunden worden ist. Wie oft mußte ich mir da sagen, daß ich ein grundhumorloser Mensch bin! Kein Wunder also, daß ich traurig wurde.

Ja, mir war sehr ernsthaft zu Muth. Nicht einmal die Wettfahrt erheiterte mich, die unser Yankeedoodleboot mit dem Cook-Dampfer veranstaltete, der Miene machte, vor uns am Ziel anzukommen. Und dann hätten die Cook-Engländer uns die besten Esel weggegrabscht. Es war gewiß gut, daß diese Absicht der Konkurrenz vereitelt wurde; aber eine nationale Angelegenheit war es doch eigentlich nicht.

Der Nil war nur von wenigen Booten belebt mit seltsam schräg gestellten Segeln an dünnen gebogenen Stangen. Genau die selben Segel haben wir später auf den alten egyptischen Malereien abgebildet gesehen.

Immer wieder kamen wir an Schöpfwerken vorbei; auch den selben, die schon die alten Egypter hatten: von Stieren bewegt, die mit verbundenen Augen im Kreise schritten. In der Ferne Palmenpflanzungen; an den Ufern wasserholende Frauen. Manche tragen, statt der alten schönen Gefäße, moderne Konservenbüchsen aus Blech auf dem Kopf. Einmal kamen wir an einem Gefängniß vorbei. Sträf-

---

*) Ich entnehme die Verdeutschung dem schönen Werke von Svante Arrhenius „Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten" (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft), der ich auch das Bild des Sonnengottes verdanke.

linge mit Ketten an den Füßen schleppten Steine. Das hat der heilige Nil wohl besonders oft gesehen. Mühsahl mahlt im gleichen Takte . . .

Als wir an unserem Bestimmungort angelangt waren, empfing uns eine kleine Armee von Eseltreibern mit ihren schönen Thieren. Ich hatte mich leider entschlossen, einen Sandwagen zu bestellen, da ich meine Erfahrungen mit einem Esel von Gizeh nicht wiederholen wollte. Ich wäre gescheiter gewesen, wenn ich muthiger gewesen wäre. Die Fahrt im Sandwagen war eine Tortur, weil das Pferd nicht im Stande war, das schwere Gefährt mit zwei Personen zu ziehen (denn außer mir fuhr noch eine Dame von gleichfalls beträchtlicher Leiblichkeit mit). Daß ich zuweilen im Wüstensand laufen mußte, war nicht weiter schlimm; aber die Qual der vierbeinigen Kreatur mit ansehen zu müssen, war schauderhaft. Dafür entschädigte mich das Vergnügen, das meine Frau am Eselreiten hatte, und der Anblick, den sie dabei bot. Sie hatte einen der hübschesten und stärksten Esel erwischt, der eigentlich Moses hieß, ihr zu Ehren aber von seinem Führer Kaiser Wilhelm genannt wurde. Dieser Führer war ein hübscher Kerl und hieß Hassan. Daß er etwas Italienisch sprach, erwarb ihm die Sympathie meiner Frau; aber daß er zu der in Egypten weitverbreiteten Zunft der Pizzicatori gehörte, die es lieben, ihre Hände mit weiblichen Körpertheilen in Berührung zu bringen, wo sich nicht alle Damen von Jedermann betasten lassen, brachte ihm einige Male Namen aus der italienischen Zoologie ein, bis er diese Vertraulichkeiten ließ. Dafür erklärte er dann unablässig, meine Frau sei „kolossal", wollte damit aber nicht sagen, daß sie riesig, sondern, daß sie überhaupt etwas Besonderes sei, denn er hatte das Wort von Deutschen aufgeschnappt, die ja wirklich gern „kolossal" sagen, wenn sie Bewunderung ausdrücken wollen. Natürlich sagt er Das gewohnheitmäßig zu jeder Dame, die jeweils auf seinem Moses sitzt. Warum auch nicht? Auch wir sagen ja zu Jedermann „Herr" und versichern alle Welt schriftlich einer Hochachtung, von der wir sogar voll zu sein vorgeben.

Wir ritten also (ich mahlte) in die Wüste Sakkahra. Bald kamen wir durch Palmenwälder, bald gings durch Sand und Sand und nochmal Sand, zwischen enormen Kaktusstauden. Ich sagte eben: Palmenwälder. Das ist eine Uebertreibung, insofern man sich unter Wald Das vorstellt, was bei uns so heißt. Palmenanpflanzungen wäre richtiger gewesen. Es sind Kulturen; und jede Palme ist in den Steuerlisten Egyptens numerirt. Trotzdem haben diese Versammlungen von Palmen mitten in der leeren, riesigen Ebene etwas Schönes, fast Heiliges. Da die Palmen weit aus einander stehen, kann von einem dichten Schatten nicht die Rede sein. Vielmehr sieht man das Schattenbild jedes einzelnen Baumes klar und scharf auf dem sandigen Boden. Das giebt einen sehr sonderbaren Anblick.

Die erste Rast machten wir an der Kolossalstatue des zweiten Ramses, die es längst vorgezogen hat, sich lang hinzulegen, statt aufrecht dazustehen. Da unsere Zeit in der Dramatik die horizontalen Helden liebt (wie Franz von Königsbrun-Schaup Hauptmanns „Männer" nennt), würde eine Abbildung dieses liegenden Königs als Kapitelleiste über den Aktanfängen moderner Theaterstücke ein rechtsinniger Buchschmuck sein. Noch sinnfälliger symbolisch wirkte auf mich der Anblick, den ich hatte, wie ich als Letzter der Karawane in meinem Sandwagen ankam: die ganze Yankeedoodlegesellschaft stand und saß auf dem steinernen Riesen und ließ sich photographiren. O Gulliver! Die andere Riesenbildsäule des selben Herrschers liegt überdacht da und man kann auf Treppen an ihr herumkriechen.

Erstaunlicher Weise wurden hier keine Ansichtpostkarten verkauft. (Oder waren sie schon vergriffen, als ich ankam?) Dafür liefen Beduinen mit kleinen Mumienfiguren herum, für die sie zehn Franken verlangten, doch schließlich auch einen nahmen. Es sind Imitationen der Holzpuppen, die, wenn ich nicht irre, mit Kinderleichen begraben wurden. Ich habe sie, naiv, wie ich bin, lange Zeit für Holz gehalten, bis mir einmal eine zerbrach und sich herausstellte, daß sie aus gebackenem Dreck besteht. Seitdem ist sie mir noch werthvoller, denn nun habe ich etwas Nilschlamm im Haus.

Unweit der Ramsesstatuen beginnen die Ruinen der Stadt Memphis. Ruinen? Wo denn? Unser Freund Knofeldust, der uns auch hierher begleitet hatte, aber selten zu sehen war, weil sein Trupp nicht zusammenhielt, preschte auf seinem Esel an mir vorüber, machte eine gewaltige Armbewegung und rief pathetisch: „Memphis!" „Wo denn?" schrie ich. „Ueberall!" rief er. „Wir reiten durch Memphis mitten durch!" Und er hatte noch die Güte, einige Angaben über die Millionenzahl der Einwohner dieser alten Hauptstadt Egyptens für mich fallen zu lassen. Also: wir ritten durch „Memphis" mitten durch; aber von einer Stadt war nicht mehr zu sehen als auf einem riesigen Kartoffelacker. Hier hat der Zahn der Zeit gründliche Arbeit gethan. Nur von dem Tempel des Weltengottes Ptah sollen Trümmer übrig sein. Ich habe nichts davon gesehen. Aber ich bin „durch Memphis durch"-geritten und habe der Worte gedacht, die Horatius an seine Leuconoe gerichtet hat: . . . carpe diem! Quam minimum credula postero! Zu Deutsch etwa: Pfeif auf die Zukunft, Schatz! Nimm, was Du hast!

Kurz hinter „Memphis" mußte ich mich von meiner Frau trennen, die mit der Eselkarawane weiter galopirte, während ich, der mit Recht bestrafte Sybarit, in meinem Sandwagen einsam einen kürzeren Weg dahinmahlen mußte, denn das arme, kranke Pferd konnte kaum mehr. (Nie vergesse ich sein Röcheln.)

Was meine Frau gesehen hat, hat sie in einem Brief sehr hübsch beschrieben. Ich setze diese Stelle hierher: „Ich kam durch ein entzückendes Dorf von Beduinen. Die Frauen saßen vor den Thüren und bereiteten das Essen für ihre Männer, die sicher im Feld arbeiteten." (O Du Idealistin! Diese Beduinen arbeiten nie. Sie nähren sich als Eseltreiber und Pizzicatori.) „Kleine Kinder mit dünnen und zerlumpten Hemdchen, aber Armbänder an den Fußgelenken." (Armbänder an den Fußgelenken? Holla, Madame, Logik! Aber nein: man sagt ja auch: ein silbernes Hufeisen. Ich nehme Alles zurück!) „schreiteten wackelnd von Frau zu Frau und erlaubten sich auch mit den Händchen, die sicher zweimal schwarz waren, in den Schüsseln herumzusuchen. Von den Frauen sah ich, leider, wieder sehr wenig, aber die Augen lachten immer, wenn man ihnen freundlich zunickte" (und Das thatest Du gewiß!). „Man konnte auch manchmal einen Theil der Brust sehen, denn fast alle Weiber hatten ein kleines Kind. Aber die Brüste waren Flaschen. Das ist die Rasse." (Ich hüte mich, zu widersprechen). „Komischer Weise war ich immer sehr beliebt bei den Schwarzen" (darin finde ich gar nichts Komisches) „und mein Hassan war sehr stolz darauf" (ich wäre es auch gewesen) „und machte seine Schwestern" (Schwestern? Das kenn' ich) „auf mich aufmerksam, indem er sagte: ‚Sehr gute Madam, sehr schöne Madam'. Er wollte nur die Räder schmieren für den Bakschisch." (Sehr kluge Madam!) „Wir verließen das Dörfchen und kamen durch Felder, auf denen herrliches fettes Gras wuchs, endlich auf eine Hochfläche: ‚das Totenfeld von Sakkarah'. Vorher aber mußten wir auf einen Bahndamm hinauf."

Dort trafen wir uns und hatten gemeinsam einen Anblick wie aus der Zeit der Pyramidenbauten, der nicht zu meinem Zweifel an der Arbeitfreude der Beduinen zu stimmen schien. Denn wir sahen große Karren, bepackt mit enormen Säulen (eben entdeckten Alterthümern, die nun für das Museum in Kairo bestimmt waren), durch Menschenkraft auf Gleisen gezogen und geschoben. Vorn lagen die braunen Kerle in den Seilen, hinten wuchteten sie mit dem ganzen Leib gegen den Wagen, aber die vorderen wie die hinteren sangen zu ihrer Plage, die am Ende nicht so groß war, wie sie aussah. Es waren aber keine Beduinen.

Die Sonne brannte wie durch ein großes Vergrößerungsglas; die Strahlen sprangen uns gleichsam vom Sand her wie Pfeile ins Gesicht. Aber sonderbar: diese Hitze that mir nichts. Je weiter ich nach dem Süden komme, desto mehr Hitze kann ich vertragen.

Hirten badeten ihre Schafe in einem Teich. Ein Zeltlager war in einer Palmenlichtung zu sehen. Vor uns lag endlos Sand und Sand und immer wieder Sand: gleißend, flimmernd. In der Entfernung ragten wie Schemen, gelbrosa, ein paar Pyramiden auf: körperlos, ganz nur farbige Erscheinung. Und der Himmel schien eher weiß als blau. Hier allein: und ich würde mich nicht wundern, wenn Engel vom Himmel stiegen und mit mir in fremden Zungen redeten, die ich plötzlich verstünde. Ja, wenn der alte böse Judengott selbst käme, in einem weißen Burnus, sonst aber ganz wie Hermann Bahr (letzte Allure) aussehend, und spräche mich hebräisch an: ich wäre gar nicht erstaunt und würde antworten wie ein Rabbiner.

. . . Wir besuchten das Grab des Ti. Dieser Mannn war ein Wirklicher Geheimer Rath, Excellenz. Aber Das ist schon lange her. Ich glaube: viertausend Jahre. Die Bilder aber, mit denen er seine Grabkammer hat ausschmücken lassen, leuchteten in so frischen Farben, daß jeder verständige Antiquar sie erst in ein Kaffeebad thun würde, um ihnen den Reiz von echten Alterthümern zu geben. Man sieht auf ihnen, wie lustig Herr Ti gelebt hat. Er aß gern Gänsebraten und liebte es, nackte Mädchen vor sich tanzen zu lassen. Auch mußten Diese, zu seinem wie zu ihrem Vergnügen, auf einander reiten und dabei Ball spielen. Ti war ein raffinirter Geheimrath.

Nun gelangten wir zu den Apis-Gräbern. Jeder Besitzer eines Konversation-Lexikons weiß, daß man bei den alten Egyptern für heilig gehalten wurde, wenn man ein weißer Stier mit einem schwarzen Stirnfleck war. Aber während es die christlichen Heiligen zu Lebzeiten meistens recht schlecht hatten, wurden die Apisse auf jede Weise verwöhnt. Daß sie neben dem König wohnen durften, war ihnen am Ende gleichgiltig und auch für die dargebrachten Weihgeschenke aus Gold und Silber und Edelstein hatten sie wohl wenig Sinn; eher behagte ihnen gewiß das auserlesene guter Futter, das ihnen von schönen Mädchen servirt wurde. Aber das Schönste und ganz nach ihrem Geschmack war, daß man ihnen einen Harem aus den feistesten Kühen des Landes gab. Nur an Bewegung wird es ihnen gefehlt haben und vermuthlich wird ihnen verwehrt gewesen sein, zu raufen; und Das ist doch wohl die stiermäßigste aller Vergnügungen. Item: ganz vollkommen war auch die Wollust dieser Existenz nicht. Dafür wurden sie nach ihrem Tode einbalsamirt und auf eine Weise begraben, über die sich heute noch die Menschen den Kopf zerbrechen. Auch ich wollte mir Gedanken darüber machen, aber die Hitze in diesen Stiergrabkammern war so ungeheuer und das Gedränge von einer Unzahl flüsternder Menschen in den engen Gängen so unangenehm und ich wurde so oft von den

Wachskerzen meiner Genossen bekleckert und der Vortrag unseres Dragomans über das Räthsel „Wie diese riesigen Granitsärge hier heruntergekommen sein mochten", k.o'elte so stark, daß ich fluchtartig das Weite und Helle suchte. Ich glaubte, blind zu werden, als ich an das Tageslicht kam; noch mehr überraschte mich aber, daß die vorher als brennend empfundene Sonnenhitze mir plötzlich wie Kühle erschien nach der Backofentemperatur da unten. Heiß wie in den Apisgräbern: Das ist der Superlativ von Hitze.

Wir ritten (ich mahlte) zurück. Zum Glück durfte ich den Wagen tauschen. Jedoch nahmen es mir meine dänischen Freundinnen sehr übel und legten es als preußisch-deutschen Egoismus aus, daß ich ihr gesundes Pferd für uns (meine beleibte Begleiterin und mich) requirirte und unserem kranken Gaul wenigstens die Erleichterung verschaffte, daß er die geringere dänische Last zu schleppen hatte; aber ich wußte mich mit dem Gedanken wegzutrösten, daß auch sonst anständige Handlungen der Rücksicht auf andere Wesen als Eingebungen der Selbstsucht bei mir ausgelegt worden sind. Schließlich kommt es doch immer auf die Sache und nicht auf die Auslegung an. Und: wer Verkennungen nicht auf seinen Buckel zu nehmen vermag, ist schwach im Rückgrat.

Kurz bevor wir die Einschiffungstelle erreichten, lief ein reizendes Beduinenmädchen mit erstaulicher Ausdauer neben unserm Wagen her, unablässig „Bakschisch" auf eine so süße, suggestive Art flüsternd, daß ich gemein genug war, sie Das sehr lange thun zu lassen, nur um den Genuß des Hörens länger zu haben. Sie kriegte dafür doppelt und ich bereue meine Schändlichkeit gar nicht, denn noch heute höre ich dieses wundersam holde Gezwitscher.

Noch ein kurzer, aber heftiger Kampf mit Kutscher und Eseltreiber wegen des Lohnes: dann gingen wir an Bord unseres Dampfbootes.

Die Heimfahrt war schöner als die Herfahrt, denn die Genossen und Genossinnen unserer Wüstenwanderung waren schon müde und darum weniger laut und lustig. Auch war es frisch geworden. Das that wohl.

Abends fielen mir ein paar Verse ein:

Klein Moses lag im Binsen-Korb
Und schwamm den Nil hinunter.
Ihn fand die Tochter Pharaos
Und nahm ihn, als ein Spielzeug blos,
Und päppelte ihn munter.

Wär' auf der andren Seite er
Des großen Nil geschwommen:
Die ganze Weltgeschichte wär',
Wer weiß wohin, die kreuz und quer:
Anderswohin gekommen.

Denn wenn kein großer Mann sie führt,
So läuft die Menschenheerde
Ins Ungewisse, Irre. Nur
Der Genius erkennt die Spur
Der Gottheit auf der Erde.

Dresden. Otto Julius Bierbaum.

Schweizerische Heimarbeit.

Für Sozialreform und Sozialpolitik ist die Schweiz eine gastliche internationale Stätte. Dort hat die 1900 in Paris begründete Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz ihren Sitz, deren Präsident der Landamman des Kantons Sankt Gallen Heinrich Scherrer, deren stellvertretender Vorsitzender der Altbundespräsident Adrien Lachenal ist, Beide Männer von ausgeprägter Eigenart. Dort versammeln sich alle zwei Jahre (zuletzt geschah es in Genf und in Luzern, im nächsten Jahr wird Lugano Tagesort sein) die Delegirten und Gäste der nationalen Sektionen dieser Vereinigung, aus Deutschland, Oesterreich, Belgien, Dänemark, Spanien, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Großbritanien, Ungarn, Japan, Italien, Luxemburg, Norwegen, den Niederlanden, Rußland, Schweden, der Schweiz und vom Heiligen Stuhl, die Berlepsch, Brants, Lemire, Millerand, Montemartini, Philippovich, Pihlgreen, Teleki und viele andere soziale Charakterköpfe, männliche und weibliche, zu Frucht bringenden Verhandlungen; mit Engelszungen, französisch, englisch und deutsch, lud Ministerialrath Professor von Gáal zu einer Tagung in Budapest ein: man widerstand, mit Bedauern, dem Sirenengesang und hielt sich an der eingewurzelten Ueberzeugung fest, daß die Arbeiten der Vereinigung im Schatten des Pilatus besser gedeihen als am Fuß der hohen Tátra oder in einem anderen vergnüglichen Capua außerhalb der schweizerischen Grenzpfähle. Dort, in Bern, reiften im Herbst 1906 als erste Vollfrucht der Internationalen Vereinigung die denkwürdigen Staatsverträge über das Verbot der Frauennachtarbeit und der Verwendung von Weißphosphor in der Zündholzindustrie. Dort, in Genf, tagte im September 1908 der erste internationale Verbandstag der Käuferbünde, die den Konsumenten das Gewissen zu schärfen unternehmen. Dort endlich, in Basel, regt sich seit 1901 unter der Leitung des ausgezeichneten Soziologen Professor Stefan Bauer das Internationale Arbeitamt zur Bewältigung mannichfachster, stets wachsender Aufgaben, eine wissenschaftliche Anstalt von strengster politischer Neutralität.

Doch auch fürs eigene Haus ist die Schweiz nicht unthätig. Schon 1848 legte die Landesgemeinde des Kantons Glarus für die zahlreichen Baumwollarbeiter einen Maximalarbeitstag gesetzlich fest und schuf zugleich mit der Verbesserung dieses Gesetzes im Jahr 1864 die erste Fabrikinspektion auf dem Kontinent. Das glarnerische Gesetz wurde vorbildlich für das schweizerische Fabrikgesetz von 1877. Was aber wäre aus dem Arbeiterschutz geworden, wenn nicht auf das Bitten und Drängen des damaligen Bundespräsidenten Heer der glarnerische Fabrikinspektor Fridolin Schuler unter Aufgabe einer zweiundzwanzig Jahre lang betriebenen ärztlichen Praxis (er war Schüler von Virchow und Studiengenosse von Ernst Haeckel) sich und seine gestählte

Kraft dem Bunde zur Verfügung gestellt hätte? Ein Vierteljahrhundert hat Schuler, ein Mann von starkem Herzen und vielseitigem Wissen, ein scharfer Beobachter und unermüdlicher Kämpfer, in seinem amtlichen Wirkungskreis in Wort und Schrift für gesundes Fortschreiten der sozialen Gesetzgebung gestritten; er hat dem eidgenössischen Fabrikinspektorat seinen Geist eingeflößt und, indem er selbst einen bedeutenden Ruf im Inland und Ausland gewann, der Schweiz einen Ehrenplatz unter den Staaten verschafft, die, wenn man der Tradition glauben darf, dem Schutz und der Wohlfahrt der Arbeiter eine besonders lebhafte Beachtung angedeihen lassen.

An das abgründige Problem der Arbeitlosenversicherung hat man sich in der Schweiz früher als sonstwo gewagt. Schon 1894 wurden die politischen Gemeinden des Kantons Sankt Gallen durch ein Gesetz zur Einführung obligatorischer Arbeitlosenversicherung berechtigt; der von der Stadt gemachte praktische Versuch schlug allerdings fehl. 1897 machte Zürich Anläufe: der Große Stadtrath warf die Vorlage unter den Tisch des Hauses. Für den Kanton Baselstadt wurde 1899 ein Gesetz votirt: da wurde das Referendum beantragt und eine Volksabstimmung fegte das Gesetz hinweg; 1909 erschienen zwei neue Gesetze, die auf eine staatliche Arbeitlosenversicherung für freiwillige Mitglieder sowie auf staatliche Unterstützung von privaten Arbeitlosenkassen abzielen und am ersten Januar 1910 in Kraft treten werden.

Das Tempo der schweizerischen sozialpolitischen Gesetzgebung hat sich seit einigen Lustren verlangsamt. Vielleicht, wie der Züricher Paul Gygax meint, weil große Aufgaben stark wirthschaftlichen Charakters die gesetzgebenden Kräfte völlig in Anspruch nahmen. Eine Ausstellung und ein Kongreß haben neuerdings die Eidgenossenschaft an ein ihrer noch harrendes Problem erinnert: an die Heimarbeitfrage.

Von John Bowring an, der 1837 in einem Bericht an das englische Parlament die Uhrmacherei des Kantons Neuchâtel und die Seidenindustrie Zürichs schilderte, bis zu Stefan Bauers Schüler Emil Thürkauf, von dem wir ein erst vor wenigen Monaten veröffentlichtes vortreffliches Werk über die Seidenbandindustrie Basellands besitzen, ist mancher Versuch zur Darstellung der schweizerischen Hausindustrieverhältnisse gemacht worden. Schulers Untersuchung (1903 erschienen) erstreckte sich auf alle Gebiete der Heimarbeit, besonders auf ihre sozialen Verhältnisse; die diesem Werk fehlende statistische Grundlage wurde bis zu einem gewissen Grad durch die eidgenössische Betriebszählung 1905 beigebracht. Schuler fand, daß die Schweiz mit ihrem Aufklärungmaterial hinter den Nachbarländern Deutschland und Oesterreich weit zurückbleibe, und in einer Eingabe an den Bundesrath beantragte die schweizerische Sektion der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz die Veranstaltung einer die Verhältnisse der gesammten Hausindustrie des Landes

umfassenden Erhebung und die gesetzliche Einführung des Registerzwanges. Nach einem Gutachten der Fabrikinspektoren lehnte der Bundesrath beide Anträge ab; die Finanzen gestatteten eine solche Ausgabe nicht; die Ausbeute werde den Aufwendungen nicht entsprechen; eine Erhebung sei nicht nothwendig; wenn zwar bedeutende Uebelstände anzuerkennen seien, so dürfe man doch die Schilderung ausländischer Zustände nicht ohne Weiteres auf die des Landes übertragen; die schlimmen Zustände anderer Centren seien in der Schweiz, deren Hausindustrie zudem eher zurückgehe, nicht zu finden. Da auf diesem Weg nichts zu erreichen war, trat der Schweizerische Arbeiterbund auf den Plan: mit dem Vorsatz, in den durch die Betriebszählung gegebenen Rahmen ein lebendiges Bild der Heimarbeit hineinzustellen.

Die schweizerische Hausindustrie umfaßt in sechs Industriezweigen, gegliedert in 29 Betriebsarten, 92 000 Heimarbeiter; sie wird als einzige Beschäftigung in 46,8 Prozent, als Hauptbeschäftigung in 20,6 Prozent, als Nebenbeschäftigung in 32,6 Prozent der Betriebe ausgeübt; besonders häufig ist die Verbindung mit der Landwirthschaft; kleine Bauern sind Arbeiter; in ihren wichtigsten Zweigen ist die Hausindustrie eine ländliche Betriebsart. 63 700 Heimarbeiter, über zwei Drittel der ganzen Zahl, nimmt die Textilindustrie in Anspruch, 12 500 die Uhrenindustrie, 8500 die Industrie für Kleider und Putz, 6300 die Stroh- und Korbwaarenindustrie; unbedeutend ist die Holzschnitzerei (500) und die Tabakindustrie (400). In der Textilindustrie wiegt die Stickerei mit 35 000 Heimarbeitern vor; in der Seidenindustrie sind 22 500, in der Baumwollindustrie 5400, in der Wollen- und Leinenindustrie 800 Heimarbeiter beschäftigt. Diese 1905 in der stillen Jahreszeit vorgenommene, also niedrigsten Beschäftigungsgrad angebende Zählung berücksichtigt nur die über vierzehn Jahre alten Personen. Auf Grund anderer, durch Schätzungen ergänzter Zählungen kann man annehmen, daß 2500 Kinder hausindustriell beschäftigt werden. Schuler schätzte die Zahl aller schweizerischen Heimarbeiter auf 133 000, was wohl annähernd dem heutigen Bestand entspricht.

Die ostschweizerischen Kantone Sankt Gallen, Appenzell Außer-Rhoden und Zürich beschäftigen, vorwiegend mit der für sie charakteristischen Textilindustrie, beinahe die Hälfte der Heimarbeiter. Die Uhrenindustrie ist westschweizerisch und besonders in den Kantonen Bern, Neuenburg und Waadt vertreten. Die Industrie für Kleider und Putz vertheilt sich gleichmäßiger als alle anderen Hausindustrien über die ganze Schweiz; in Zürich, Aargau und Bern wird sie am Stärksten betrieben. Die Stroh- und Korbwaarenindustrie giebt den Kantonen Aargau, Luzern und Freiburg ihren besonderen hausindustriellen Charakter. Die Holzschnitzerei beschränkt sich auf das Berner Oberland, die Tabakindustrie auf den Kanton Aargau.

Am Dichtesten sind die Heimarbeiter im Kanton Appenzell Inner-Rhoden

gesät; dort sind von 10 000 Einwohnern 2194 und von 1000 Industriearbeitern 678 in der Heimarbeit beschäftigt, im Kanton Appenzell Außer-Rhoden 1961 und 478. Und dann klingt es ab über die Kantone Baselland und Sankt Gallen bis herunter zu Wallis mit 10 und 9 und Graubünden mit 8 und 5. Im Durchschnitt sind von 10 000 Einwohnern der Schweiz 266 und von 1000 Industriearbeitern 128 hausindustriell thätig. Zum Vergleich: nach meinen vor einigen Jahren vorgenommenen Untersuchungen waren unter 10 000 Einwohnern des Großherzogthums Baden 101 und unter 1000 in der Industrie beschäftigten Arbeiter 85 Heimarbeiter. 77 000 Heimarbeiterinnen zählt die Schweiz; 73 vom Hundert aller Heimarbeiter sind weiblichen Geschlechts. Das Frauenelement umfaßt in der Tabakindustrie 89,7, in der Industrie für Bekleidung und Putz 88,6, in großen Gruppe der textilen Heimarbeiter 75,1 und in der Uhrenindustrie 48,2 Prozent der Beschäftigten.

In der Textilindustrie spielt die Stickerei, deren Anfänge bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen, eine große Rolle. Die Handstickerei beschränkt sich fast ausschließlich auf den Kanton Appenzell Inner-Rhoden; die sehr feinen Stickereien finden namentlich in den oberen Gesellschaftschichten guten Absatz. Die erste Stickmaschine wurde 1829 in Sankt Gallen eingeführt; die Handmaschinenstickerei blieb zunächst im Fabrikbetrieb, breitete sich aber bald mehr und mehr in der Hausindustrie aus: als Männerarbeit; die Frauen besorgen Nebenarbeiten; eine Stickmaschine kostet durchschnittlich 2500 Franken, eine Fädelmaschine etwa 500 Franken. Die Schifflistickerei, die ein bedeutendes Kapital erfordert (die Maschine kostet durchschnittlich etwa 11 000 Franken), fing erst vor Kurzem an, sich in der Hausindustrie einzubürgern. Die Kettenstichstickerei erfordert nur eine Art Nähmaschine und kann wie die Handstickerei in Wohnräumen verrichtet werden.

Die Weberei ist mannichfach vertreten. Die Seidenstoffweberei hat ihren Hauptsitz in Zürich und beschäftigt ihre Arbeiter in großem Kreis ringsum; die Hausweberei geht allmählich, in den letzten Jahren schnell zurück; der Nachwuchs wird dem Handwebstuhl fremd; ganze Dörfer haben das Weben aufgegeben. Die Seidenbeuteltuchweberei wurde gegen 1850 aus Frankreich eingeführt; sie ist ausschließlich Heimarbeit und wird von Männern ausgeübt; das Spulen ist Frauen- und Kinderarbeit; fast sämmtliche Weber sitzen auf den schönen Abhängen des appenzellischen Kurzenbergs und benachbarter Höhen. Die seit Jahrhunderten in Basel betriebene Seidenbandweberei hat auch heute noch ihren Mittelpunkt in dieser Stadt; der weitaus größte Theil der Fabrik- und Hausweber steht im Dienst von etwa 15 basler Unternehmungen; von 7000 Fabrikwebern und 7500 Hauswebern der Seidenbandindustrie sind 6000 und 6500 in den beiden Kantonen Basel beschäftigt, während sich der Rest auf Aargau, Bern und Solothurn vertheilt. Im appenzellischen Mittel- und

Hinterland hat die Plattstichweberei ihren Hauptsitz; seit alten Zeiten eingebürgert, hat sie viele Krisen durchgemacht; auch jetzt hatte sie wieder eine. Die Leinenweberei beschränkt sich fast ausschließlich auf den Kanton Bern und ist in schnellem Rückgang begriffen. Außerdem sind die Floretweberei, etwas Tuch- und Baumwollstoffweberei und ganz vereinzelt die Strohweberei vertreten.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung: die Heimarbeiter der schweizerischen Textilindustrie sind besser organisirt als die Fabrikarbeiter. Von den Fabrikarbeitern gehören kaum fünf Prozent einer Organisation an, von den Heimarbeitern (ohne Berücksichtigung der Seidenweber Basellands) rund sechs Prozent. Die Verbände der appenzellischen Plattstichweber und Seidenbeuteltuchweber und der Handmaschinensticker in der Ostschweiz haben bereits eine reiche Geschichte. Der Verband der Seidenbeuteltuchweber umfaßte Ende Juli dieses Jahres 1234 Mitglieder; nur etwa 50 Weber sind noch nicht organisirt; mit den Fabrikanten ist ein Kollektivvertrag und ein Schiedsgericht vereinbart. Die „Krisenkasse“ (bestimmt zur Linderung der Noth der Arbeitlosigkeit) ist eine Schöpfung des etwa 1000 Mitglieder umfassenden Handstickerverbandes.

Die Ergebnisse der im Jahr 1904 von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft veranstalteten Erhebung über die Kinderarbeit waren lückenhaft, da die Hälfte der Kantone kein Entgegenkommen zeigte. Immerhin aber wurde werthvolles und schlüssiges Material gewonnen; von den 279 551 Schulkindern der Kantone Bern, Luzern, Glarus, Appenzell Inner-Rhoden, Freiburg, Solothurn, Baselstadt, Baselland, Aargau, Thurgau, Waadt und Neuenburg waren 149 083 oder 53 Prozent im Erwerb thätig, davon 42 Prozent in der Landwirthschaft, 6,4 Prozent in Hausindustrie und Handwerk, 5 Prozent in sonstigen Erwerbsarten. Im Kanton Appenzell Außer-Rhoden aber waren nach Erhebungen, die Pfarrer Zinsli im Jahr 1905 anstellte, von 9378 Schulkindern nicht weniger als 5820 neben der Schule erwerbsthätig, davon 2199 oder 49,5 Prozent der Gesammtsummen in der Hausindustrie. Der Kanton Appenzell Inner-Rhoden, wo die Heimarbeiterschaft am Dichtesten gesät ist und die Stickerei (Dies kann man wohl sagen) Haus bei Haus betrieben wird, weist die schlechtesten Rekrutirungverhältnisse der ganzen Schweiz auf; im Durchschnitt von drei Jahrzehnten waren von 100 Gestellungpflichtigen insgesammt 55,1 dauernd dienstuntauglich gegenüber 43,3 im Landesmittel, entsprechend einer Abweichung von 27,2 Prozent von diesem Mittel; hier wirkt ohne Zweifel die Heimarbeit (der Eltern und der Kinder) verhängnißvoll zusammen mit der degenerirenden mangelhaften und einseitigen Ernährung der Bevölkerung: durch die Ausfuhr des Milchfettes in Form von Käse wird die physiologische Bilanz ernstlich gestört.

Zugleich mit Holland erhielt auch die Schweiz eine Heimarbeiterausstellung. Während für das holländische Unternehmen, in dem geräumigen

„Velox" zu Amsterdam, durch staatliche und gemeindliche Subventionen das erhebliche Kapital von 55000 Gulden zur Verfügung stand, hatte die schweizerische Ausstellung, die vom fünfzehnten Juli bis zum fünfzehnten August in den prächtigen Räumen des züricher Hirschengrabenschulhauses stattfand und dann nach Basel überführt wurde, mit der durch Beiträge des Bundes, von Kantonen, der Stadt Zürich und verschiedener Verbände zusammengebrachten viel bescheideneren Summe von 22000 Franken zu rechnen; sie ist mit ihren Mitteln glänzend ausgekommen.

In der berliner Heimarbeitausstellung reifte der Plan im weißen und weisen Kopf des Nationalrathes und Arbeitersekretärs „Papa" Greulich. Der endgiltige Beschluß wurde gefaßt am ersten November 1908 in der konstituirenden Sitzung des Organisationkomitees, zu der Vertreter von eidgenössischen und kantonalen Behörden, von allgemeinen Verbänden wie der Schweizerischen Vereinigung für internationalen Arbeiterschutz, der Gemeinnützigen Gesellschaft, des Katholischen Volksvereins, der Sozialen Käuferliga, des Bundes der Frauenvereine und des katholischen Frauenvereins, von Arbeiterfachverbänden und Arbeitervereinigungen jeder Art und Richtung eingeladen waren; die Leitung übernahm der Präsident des Schweizerischen Arbeiterbundes Oberrichter Otto Lang (Zürich). Daß nicht ein einziger Arbeitgeberverband, auch nicht der Schweizerische Gewerbeverein, zur Betheiligung eingeladen wurde, vermerkte man manchen Orts sehr übel. Mit Unrecht. Solche Unterlassung ist kein Versäumniß. Industrieausstellungen, dazu bestimmt, die Leistungsfähigkeit der Arbeit zu zeigen, werden vom Kapital ohne organisatorische Betheiligung der Arbeiter veranstaltet: man soll daher logischer Weise Heimarbeitausstellungen (die die soziale Noth der Arbeit zu zeigen unternehmen) glatt und reinlich der Arbeiterschaft und ihren unbetheiligten Freunden überlassen; hier handelt es sich nicht um eine Messe zum Zweck der besseren Bekanntmachung von Waaren, zur Anknüpfung neuer Verbindungen und zur Absatzsteigerung, sondern um ein Plaidoyer, das nicht durch Kompromisse verwässert sein soll. „Die Felswand wird ein kräftig Wort Dir doppelt kräftig wieder geben." Mag die Industrie berichtigend repliziren, wenn sie hierzu Veranlassung hat. Hatte man demnach eine offizielle Vertretung der Unternehmer im Organisationkomitee nicht vorgesehen und mit der Beschaffung der Materialien und mit Sammlung der Angaben über die Produktionbedingungen Ausschüsse betraut, in denen neben den Delegirten der Arbeiterschaft lediglich neutrale Persönlichkeiten (Vertreter von Behörden und sozialen Vereinen) thätig waren, so befragte man doch nach Sichtung, Ordnung und Etikettirung der Objekte die Unternehmer der in Betracht kommenden Industriezweige um ihre Ansicht über die gemachten Angaben und nahm über diese Verhandlungen Protokol auf. Wo in einer Industrie Unternehmerverbände nicht bestanden oder eine Be-

theiligung abgelehnt wurde, hatte man Unternehmer nicht beigezogen. So war die appenzeller Handstickerei nur durch wenige Stücke in der Ausstellung vertreten; die Löhne im appenzellischen Land (nach Schuler durchschnittlich zwei Franken täglich) seien so hoch, meinten die Unternehmer, daß die öffentliche Bekanntgabe eine Verpflanzung der Industrie in andere Gegenden bewirken und hierdurch die Bevölkerung des Kantons bedeutende Einbuße erleiden könne. Und der Verein der Handweberei verbot den Heimarbeitern die Abgabe von Mustern, ja, er drohte, jede Abgabe strafrechtlich zu verfolgen; daher blieb die Plattstichweberei, die heute etwa 3500 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt und eine Jahresausfuhr im Werth von 5,3 bis 8,2 Millionen Franken hat, in der Ausstellung unvertreten.

Die mit Verständniß und Geschick zusammengebrachte reichhaltige Sammlung von Heimarbeiterzeugnissen war in übersichtlicher Weise geordnet und gegliedert. Ergänzt wurde das Anschauungmaterial durch Sammlungen von Bildern, Literatur und graphischen Darstellungen; Hauptanziehungpunkt aber war die Arbeithalle, die in getreuer Nachbildung verschiedene Heimarbeitstätten vorführte und Seidenbandweber, Holzschnitzler, Bürstenmacher und so weiter bei der Beschäftigung zeigte. Diese Erfüllung eines Wunsches, den ich bei der Besprechung der frankfurter Heimarbeitausstellung aussprach,*) ist ein guter Schritt vorwärts in der Technik solcher Darbietungen. Amsterdam hat ihn überholt durch die Kopie ganzer Behausungen und durch die naturgetreue, zum Gesundheitschutz des Publikums luftdicht mit Glas verschlossene Nachbildung des Zimmers einer Lumpensortirerfamilie.

Die Unregelmäßigkeit der Heimarbeit nöthigt, bei Untersuchung der Löhne auf die Stundenverdienste zurückzugehen; der Tages-, Wochen- und Jahresverdienst erscheint erst dann im rechten Licht, wenn man weiß, wie viele Stunden im Tag, wie viele Tage in der Woche, wie viele Wochen im Jahr gearbeitet wird. Dies Alles festzustellen, ist in den meisten Fällen unmöglich. Sorgsam ermittelter Stundenverdienst dagegen giebt klassische Vergleichungwerthe, sofern man Durchschnittslöhne nimmt, an denen Arbeiter mit ungewöhnlicher Leistungfähigkeit und Personen von eingeschränkter Arbeitstüchtigkeit nicht oder nur in einem Mischungverhältniß betheiligt sind, das dem Durchschnitt normaler Arbeitleistung nahekommt.

Die in der Ausstellung ermittelten Durchschnittsstundenlöhne, von Rappen auf Pfennige umgerechnet, ergeben eine Skala, die, an sich schon lehrreich, durch Beisetzung von Vergleichszahlen aus dem Nachbarland Baden erhöhte Bedeutung gewinnen. Obenan steht die Heimarbeit für handwerkliche Schuhmacherei mit 38,6 Pfennigen; in Karlsruhe beträgt der entsprechende Verdienst

*) Zukunft 1908, Nr. 45.

39,6 Pfennige. Die Heimarbeit der schweizerischen Uhrenindustrie lohnt sich mit durchschnittlich 29,6 Pfennige; die badische Uhrenindustrie ist anders geartet und nicht vergleichbar. Die Beuteltuchweber, in der Schweiz mit 27,6 Pfennige gelohnt, verdienen auf dem badischen Hotzenwald 27,3 Pfennige. Darauf schließen sich an die Holzschnitzler mit 25,2 Pfennige, die Sattler mit 19,0 Pfennige. Die Seidenbandweber verdienen durchschnittlich 18,4 Pfennige; für Baden wurden 16,6 Pfennige ermittelt. In der Wäschekonfektion werden 17,1 Pfennige verdient; der Durchschnittsverdienst in Mannheim und Karlsruhe beträgt 17,2 Pfennige. Plattstichweben wird mit 13,2 Pfennige gelohnt. Die Heimarbeiter der fabrikmäßigen Schuhmacherei verdienen in der Schweiz 11,9 Pfennige, im badischen Fahrnau 12,2 Pfennige. Dann folgt Stricken mit 10,8 Pfennigen, Handschuhmachen mit 9,7 Pfennigen, Leinenweberei mit 8,9 Pfennigen, Häkeln mit 8,2 Pfennigen. Und jetzt erst erscheint die Seidenstoffweberei, die 1906 noch mit 11 430 Handwebstühlen gegen 27 531 im Jahr 1871 arbeitete, während in diesem Zeitraum die Zahl der mechanischen Webstühle von 927 auf 15 156 anstieg, mit 6,8 Pfennigen; für Baden wurden 9,0 Pfennige festgestellt. Unten steht die Anfertigung von Devotionalien (Rosenkränzen, Gebetbüchern und so weiter) mit 5,6 Pfennigen; in Baden werden durch Nähen von Skapuliren 9,6 Pfennige verdient. Von der absterbenden Strohflechterei gar nicht mehr zu reden, deren Entlohnung durch den Wettbewerb chinesischer Kulis auf 3 bis 4 Pfennige herabgedrückt ist.

Hier stellt sich uns das Bild typischer Heimarbeitverdienste vor Augen, doppelt bemerkenswerth durch den Einklang mit denen des Nachbarlandes auch da, wo sich die Fäden der Industrie nicht hinüber oder herüber spinnen. Wie in Basellаnd, so beschäftigen die baselstädtischen Seidenbandfirmen auch im badischen Hotzenwald bäuerliche Weber in beträchtlicher Zahl gegen Löhne, die hüben wie drüben gegen zwanzig Prozent niedriger sind als die Verdienste ihrer nordwestdeutschen Kollegen, der bergischen Bandwirker. Diese arbeiten nach einem Tarif und betreiben den elektrischen Stuhl mit lebhafter Gangart. Jene müssen mit den Lohnsätzen zufrieden sein, die ihnen bei Auftrag oder Ablieferung bekannt gegeben werden, und würden von einer Anspornung ihres gemächlichen elektrischen Stuhles kaum dauernden Mehrnutzen haben. Daß die Heimarbeit der großen Seidenstoffindustrie in der Schweiz wie in den Nachbarländern allmählich verschwindet, erklärt sich durch die unglaublich niedrigen Löhne. Dagegen stehen die Seidenbeuteltuchweber (mit Organisation und Tarif) in den Verdiensten obenan; hier vollzieht sich die ganze Produktion in der Heimarbeit, in Webkellern, aus deren nacktem Boden die Feuchtigkeit aufsteigt, die zum Weben unerläßlich ist. Alle Versuche, diese heikle, körperlich und geistig anstrengende, eine ganze Manneskraft erfordernde Thätigkeit in Fabriken vollziehen zu lassen, sind bisher in der Schweiz (eben so in Duisburg) gescheitert.

In Waldkirch dagegen, einem badischen Städtchen, ist seit mehreren Jahren eine Beuteltuchfabrik in Betrieb; aber auch hier liefert der nackte Erdboden die Feuchtigkeit. Beschämend ist, daß der menschliche Geist, dem keine technische Aufgabe zu hoch erscheint, wenn es Betriebskosten zu sparen gilt, hier vor einem anders gearteten Problem Halt macht und sich einer kulturellen Forderung entzieht; der Ersatz der mittelalterlichen Webkeller durch hygienisch eingerichtete, mit künstlicher Luftbefeuchtung versehene Fabrikbetriebe würde allerdings für die appenzellischen Fabrikanten Belastung mit Anlagekonten und Erhöhung der Betriebskosten bedeuten.

In den meisten Heimarbeitzweigen der Schweiz, so sagte Professor Beck auf dem Kongreß, reiche der Lohn nicht hin, einem erwachsenen Menschen bei angestrengter Arbeit sein standesgemäßes Auskommen zu sichern, geschweige denn ihm die Kosten des Haushaltes zu decken: man habe es mit Hungerlöhnen zu thun, nicht nur in den absterbenden Zweigen, sondern auch in den lebenskräftigen, flott prosperirenden Betriebsarten, deren Lohnwucher das Einschreiten des Gesetzgebers dringend fordern. Harte Worte für harte Verhältnisse!

Auch sonst das alte Lied! Die Arbeitzeiten dehnen sich zeitweilig bis zu 12, 14 und mehr Stunden aus. In Zeiten guten Geschäftsganges erstreckt sich die Nachtarbeit, auch für Frauen und Kinder, bis in den grauenden Morgen. Die Ferggerei, das Zwischenmeistersystem, spielt namentlich in der Textilindustrie eine große Rolle; in mehr als einem Viertel aller Fälle werden die Löhne durch die Fergger ausgezahlt, in deren Tasche ein Theil des Arbeitlohnes wandert. Das Trucksystem hat noch große Ausdehnung; in der Holzschnitzlerei und in der Strohindustrie erhält mehr als ein Drittel der Heimarbeiter den Lohn ganz oder theilweise in Naturalien. Auch das Schwitzsystem findet man vereinzelt in der Konfektion und in der Uhrenindustrie. Der blinde Akkord (bei dem der Arbeiter erst bei der Ablieferung erfährt, was er verdient hat) ist namentlich bei der Seidenbandindustrie in Geltung. Die Ernährung der Heimarbeiter und ihrer Familien ist in den meisten Fällen ungenügend; Beck nennt das Verfahren, mit dem die Leute ihr täglich gleiches Gericht dem Gaumen schmackhaft zu machen versuchen, geradezu herzzerreißend. Die Wohnungen entsprechen nur in seltenen Fällen den elementaren Anforderungen der Gesundheitpflege. Ueberfüllung, Ausdünstung von Waaren und Menschen, spärlicher Zutritt von Luft und Licht, feuchtkalte Räume, übermäßige Arbeitzeit, Unterernährung: alles Das findet man in der schweizerischen Hausindustrie nicht mehr und nicht minder als, von zahlreichen Federn geschildert, in der Heimarbeit der Nachbarländer; nur Eins fehlt: das Großstadtelend; denn die Schweiz hat keine Großstädte. Dabei trifft der Niedergang noch nicht ein Drittel der betheiligten Arbeiter, während in denjenigen Erwerbsgruppen, die sich im Aufschwung befinden oder für die ein Wieder=

erstarken in Aussicht steht, über zwei Drittel der Arbeiterschaft thätig sind. Das sind namentlich die Exportindustrien, Stickerei und Seidenindustrie, und Gewerbe, die im Inland einen festen Markt halten, wie die Schneiderei, Weißnäherei, Wäschefabrikation, Konfektion, Strickerei, Häkelei, Holzschnitzerei.

„Das Wort ist wie im Meer ein Pfad, doch tiefe Wegspur läßt die That." An die That der Ausstellung schloß sich das Wort des Kongresses. Nicht, um den Eindruck zu vertiefen, sondern, um den Pfad zu weisen. Der erste Kongreßtag war dem Fremdling nicht ganz verständlich; wohl Das, was der Einzelne sprach, denn Alle redeten deutlich genug; nicht aber der Zusammenklang des Ganzen. Die Akademie wog vor. Greulich, der gewiesene Mann als Vorsitzender, trat bescheiden in den Hintergrund. Ohne Gegenvorschlag und einstimmig wurde der Oberrichter Lang zum ersten und Professor Reichesberg aus Bern zum zweiten Präsidenten erkürt. Drei Professoren, Bauer (Basel), Beck und Brunhes (Freiburg), erstatteten die Referate: Niemand dachte daran, in der Diskussion anzudeuten, daß es dem Zweck entsprechender und volksthümlicher gewesen wäre, auch einen Heimarbeiter mit einem Vortrag zu betrauen. Für die Debatte wurde die Redezeit von vorn herein auf zehn, dann auf fünf Minuten beschränkt: Niemand widersprach, Niemand schien zu empfinden, daß Denen, die jahraus, jahrein am Webstuhl oder an der Werkbank schweigen, jetzt Gelegenheit gegeben werden müsse, ihr volles Herz zu entladen, ohne von der guillotinirenden Uhr des Präsidenten bedroht zu sein. Katholische Priester und protestantische Pfarrer ergriffen das Wort, Konservative, Freisinnige und Radikale, Christlich-Soziale und Sozialdemokraten redeten, Gewerkschaftler und Gewerkschaftbeamte, Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen, Freunde und Freundinnen der Arbeiterbewegung, alle Richtungen waren vertreten und scharfe Anklage wurde erhoben: aber unter sich ließ man Schonung walten, Alles war Rücksicht und Einigkeit auf das gemeinsame Ziel hinaus. Wenn Einer entgegen dem Gebot der Neutralität die Lockflöte der Parteipolitik blies, so wurde er ruhig angehört; kein Gegner erhob sich zum Widerwort, sondern aus dem eigenen Lager schallte die mahnende Stimme. Der Bundesregirung wurde manches derbe Wort ins Stammbuch geschrieben: kein Regirungvertreter schleuderte den Pfeil auf den Angreifer zurück. Der züricher Stadtpfarrer Paul Pflüger, Sozialdemokrat und heißer Redner, nannte das Deutsche Reich im Gegensatz zur Schweiz ein sozial fortgeschrittenes Land: die Volksseele „kochte nicht über", sondern quittirte mit heiterem Beifall. Gleich einer Wolke senkte sich wiederholt aschgrauer Pessimismus auf die Versammelten und drohte die Gemüther zu verdüstern. Der wieder Zuversicht in die zweifelnden Herzen goß, war ein Sozialdemokrat: Greulich.

Erkläret mir, Graf Oerindur . . .

Im Atrium seines gastlichen Hauses am See spendete ein schweizerischer

Künstler beim Mittagessen dem Mr. C. William A. Vedits, der Eulen nach Washington zu tragen beflissen ist, und mir das Libretto.

Um die Schweiz kulturpolitisch zu verstehen (so hörten wir), darf man die dem Touristen auffallenden Aeußerlichkeiten nicht zu entscheidenden Kennzeichen erheben. Das Land der Fremdenindustrie? Und wovon lebt man im Winter? Das Land der Demokratie? Nirgends bleiben alteingesessene Familien so lange am Staatsruder. Auch das Wort von der „geistigen Provinz Deutschlands", das einem Schweizer von Chauvinisten so verübelt wurde, will nicht viel mehr sagen, als daß im Großbetrieb des intellektuellen Lebens ein kleines Staatsvolk sich dem Räderwerk des Kulturvolkes einzuordnen hat, dem es angehört. Wie in Kunst und Literatur die Belgier der französischen, die Oesterreicher der deutschen „Kultur" dienen, so thun es die Schweizer gleichermaßen.

Mit Alledem ist für das Verständniß des öffentlichen Lebens nichts gewonnen. Man muß, etwa von Freiburg im Breisgau nach Basel kommend, die Augen offen halten. Kein Militär auf den Straßen, kein „Bummel", kein Kleiderluxus. Der Verkehr fast ausschließlich auf die Familie beschränkt. Das grobschlächtigste aller deutschen Idiome als Verkehrssprache auch der Gebildeten. Aus der Kultur des Fürstenhofes ist man in die des Bauernhofes gelangt. Daher die Familienhaftigkeit des Lebens: man braucht jede Arbeitkraft und scheut die fremden Elemente. Daher die Miliz und die Schützenfeste, aber kein Berufssoldatenthum. Daher der Ingrimm gegen manche ästhetische Lebenswerthe: denn sie untergraben die Erwerbsgrundlagen gefesteten Wohlstandes. Daher auch der Hang zum Praktischen. Die Schweiz hat keinen großen Philosophen, keinen starken Theoretiker geboren oder festzuhalten gewußt. Dagegen entstammen ihr die Organisatoren der modernen Schule.

Dieses Land der Bauernkultur, dem der feudale Großgrundbesitz, der Riesenkapitalist, die Beamten und militärischen Klassen fehlen, erhält sich politisch als Pufferstaat zwischen den Großmächten, wirthschaftlich durch die äußerste technische Ausnützung aller seiner Hilfsquellen, sozial durch sein Erziehungwesen und eine Politik der Kompromisse, die es, wie in England und den Vereinigten Staaten, zu scharfen Klassenscheidungen für den Einzelnen nicht kommen läßt. Steigen oder Sinken auf der gesellschaftlichen Stufenleiter wird nicht als ein wirthschaftliches Schicksal, sondern als rein persönliche Angelegenheit empfunden. Unentgeltlich dargebotene gute Elementarbildung und eine gewisse Nachgiebigkeit der besitzenden Klassen gegenüber volksthümlichen Forderungen (hier sei an die Einkommensteuer erinnert) geben dem Schweizer sozusagen eine Prämie im Existenzkampf und erschweren die Bildung eines eigentlichen Proletariats.

Diese Stärkung der Persönlichkeit gegen die Proletarisirung wird von Haus aus durch die geringe Entwickelung derjenigen Industrien erleichtert,

die niedrige Löhne zahlen. Getreide, Eisen, Kohle hat die Natur dem Schweizer versagt. Die Schneiderei hat außerhalb Genfs gewandte Arbeitkräfte nicht gefunden; Kleider und Wäsche sind fast ausschließlich Einfuhrartikel. Das Gros der Arbeiter hat sich höher entlohnten Gegenden zugewandt. Lehrmeister und Kapital kamen von außen; die Hauptgewerbe (Stickerei, Seidenindustrie, Uhrmacherei, Maschinenindustrie) sind auf die kaufkräftigsten Abnehmer zugeschnitten. Das hat den Weg zum Export gewiesen; kaufmännischer Sinn, Talent zur Organisation und technische Ausbildung wurden dadurch gefördert und kamen zu unvergleichlicher Blüthe.

Von Haus aus kein kapitalreiches Land, hat die Schweiz nur langsam den Weg zum Fabrikbetrieb eingeschlagen. Der Widerwille gegen die Fabriken, der sich in Brandlegungen kundgab, war nur langsam zu dämpfen. Als dann die Baumwollindustrie geschaffen war und durch Kinder- und Frauennachtarbeit die Grundlagen des Familienlebens bedrohte, vereinigten sich im Kanton Glarus Bauern, Kleinbürger, Arbeiter, Lehrer, Intellektuelle aller Parteien zur Beseitigung der Gefahren. Dieser Pakt der bürgerlichen Klassen und der Fabrikarbeiter, der namentlich in den „Grütlivereinen" zum Ausdruck kam, hat seitdem große Risse bekommen; zu einem völligen Bruch kam es nicht. Hier und da thut sich eine Welle des Klassenkampfes auf; doch bald bricht sie sich an der Tradition der Kompromisse, besonders oft aber an der Aussichtlosigkeit der reinen Klassenherrschaft, der Nothwendigkeit, Alliirte in anderen Lagern zu haben.

So ist aus dem Verlangen nach Arbeiterschutz, nach wirksamer Vertretung der Arbeiterinteressen vor dem Forum der Bundesregirung der „Schweizerische Arbeiterbund" hervorgegangen, der alle Arbeiterparteien, Katholiken, Protestanten und Sozialdemokraten umfaßt. Sein Präsident ist der Oberrichter des Kantons Zürich, Otto Lang, ein Sozialdemokrat; Vicepräsident der Katholikenführer Professor Beck von der Universität Freiburg; von der selben Estrade herab leiten diese beiden Männer alljährlich den „Arbeitertag". Diese Alliance hat das von dem Sozialdemokraten Hermann Greulich verwaltete „Schweizerische Arbeitersekretariat" begründet, das mit Bundesmitteln erhalten wird.

Der Arbeiterbund ist den wenigen „scharfmacherischen" Elementen der Schweiz nicht minder als den reichsdeutschen marxistischen Einwanderern ein Gräuel; aber die schweizerischen Arbeiter halten auf Realpolitik; sie fürchten mit Recht, daß eine Sprengung des Ringes den agrarischen und kleingewerblichen Mächten einen noch stärkeren Vorrang in politicis einräumen würde, als sie bereits besitzen. Für theoretische Unterschiede, für den Prozeß Marxismus contra Revisionismus, hat der Schweizer kein Ohr. Ihm klingt Derlei wie fremde Militärmusik. Die Parteien sind eben innerlich anders zusammengesetzt. Den Katholiken fehlt der feudale Einschlag; die kirchliche Herrschaft ist

auf rein katholische Kantone beschränkt; die Sozialdemokraten sind Gewerkschafter, Genossenschafter, Staatssozialisten, aber die Rücksicht auf den Willen des Souverains (die Volksabstimmung) setzt ihrem Streben unübersteigliche Schranken. Ist der schweizerische „Gewerkschaftbund", die Vereinigung der sozialistischen Fachverbände, den freien Gewerkschaften im Deutschen Reich nachgebildet, so lassen sich seine Mitglieder doch von der Zugehörigkeit zum politisch neutralen „Arbeiterbund" nicht abbringen. Präsident des sozialistischen Gewerkschaftbundes ist der appenzeller „Weberpfarrer" Howard Eugster, ein feingebildeter protestantischer Theologe, Mitglied des Bundesparlaments. Der freisinnig-sozialistische Block ist das Werk des genfer radikalen Diktators Georges Favon. Von erheblichem Einfluß auf die Einigung der Arbeiterparteien waren staatskluge Köpfe wie Theodor Curti und Heinrich Scherrer.

Beck entrollte in einem sehr sorgfältig ausgearbeiteten, schwungvoll geschriebenen, aber trocken vorgetragenen Referat ein sprechendes Bild der schweizerischen Hausindustrie (Umfang, Verbreitung, Vertheilung, Ab- und Zunahme, Beziehungen zum Export, soziale und gesundheitliche Zustände) und kam zu dem Schluß, daß die festgestellten Schadenwirkungen eine gründliche Reform der Heimarbeit, eine gänzliche Umgestaltung ihrer Arbeitbedingungen nöthig mache und zu diesem Zwecke Staatshilfe und organisirte Selbsthilfe zusammenzuwirken habe. Er verlangte von den Arbeiterverbänden Förderung der gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter; Vorbereitung eines Heimarbeitgesetzes; Maßnahmen zur Beseitigung der Hausindustrien, die den Erzeuger oder den Verbraucher schädigen; Unterstützung in der Abschließung von Tarifverträgen, in genossenschaftlicher Beschaffung von Betriebskräften, in der Ausdehnung der Kranken-, Unfall- und Altersversicherung, in der Gründung von Genossenschaftferggereien. Von der Eidgenossenschaft forderte er den Erlaß eines Heimarbeitgesetzes und die Schaffung einer Aufsicht über die Hausindustrie. Von den Kantonen Mithilfe zur Einführung elektrischer Kraft am geeigneten Platze; Mitwirkung der Schulbehörden bei der Durchführung des Gesetzes; die Schaffung neuer Erwerbsmöglichkeiten für Bevölkerungskreise, die etwa durch das Verschwinden gewisser Heimarbeitarten erwerblos werden. Schließlich die Bestellung eines Arbeitausschusses zur Durchführung der Kongreßbeschlüsse. „Es ist kein erfreuliches Bild" (so schloß Beck seine Ansprache), „das uns die schweizerische Heimarbeit in ihrem jetzigen Zustand entrollt. Dieser Zustand steht in schroffem Gegensatz zur Hochblüthe der Heimarbeit im fünfzehnten Jahrhundert Gefestigt und gehoben durch ein kräftiges Standesbewußtsein, kühn im Gefühl brüderlicher Solidarität: so haben damals die mächtigen Weberstädte Oberitaliens und der Niederlande Könige zum Kampf herausgefordert, große Freiheitschlachten geschlagen und unvergängliche Werke der bildenden Kunst geschaffen. Warum ist es anders gekommen? Der Egois-

mus in Gestalt des kapitalistischen Gewerbebetriebes ist wie ein verheerender Hauch in diese Frühlingsblüthe hineingefallen. Er hat die Heimarbeit zum Jammerdasein erniedrigt, in dem wir sie jetzt in unserem Land wie in anderen Staaten erblicken. Wohlan! Der Brudersinn hat in der Vorzeit die Heimarbeit zu Macht und Größe emporgeführt. Reichen wir uns Alle die Bruderhand, vom weltvergessenen Einzelsticker bis zum mächtigen Staatsmann. Vereinigen wir uns zu ernster Arbeit im Dienst einer durchgreifenden Heimarbeitreform. Dann wird die muthige Selbsthilfe der Heimarbeiter im Bunde mit dem energischen Eingreifen des Staates und mit der freien Gemeinnützigkeit unsere nationale Hausindustrie zu höheren Betriebsformen emporführen."

Der landläufige Sozialmoralist (Tartarin ist sein werther Name) hat neben der etatmäßigen, ach, noch zwei abwechselnd unter der Schwelle des Bewußtseins schlummernde Sonderseelen, die von einander nichts wissen und wissen wollen. Die eine wacht mit der wohlthuenden Entrüstung über die Erbärmlichkeit gemeldeter Löhne auf, die andere, stolz auf die Findigkeit ihres Trägers, freut sich diebisch über jeden „fabelhaft" billigen Einkauf. Gedankenlosigkeit ist hier die windige Brücke zwischen Tarascon und Beaucaire. Sie zu beseitigen, haben sich die Käuferbünde zur Aufgabe gemacht.

Auf die ernste dunkle Priestergestalt Becks folgt mit wehendem blonden Bart und Haar Brunhes' helle, behäbige Cheruskergestalt. Als ein Meister blüthenreicher und graziöser Beredsamkeit erörtert der Gründer und Vorsitzende des schweizerischen Käuferbundes in knappem französischen Vortrag die Beziehungen zwischen Heimarheit und Konsumenten. Das maßlose Verlangen der unterrichteten Käufer nach immer billigerer Waare ist die stete ökonomische Ursache für die unbegrenzte Herabsetzung der Löhne in der Heimarbeit Die Konsumenten müssen aus hygienischen Gründen, aus persönlichem Interesse und aus Gerechtigkeitsinn gegen dieses Uebel auftreten. Daher sollen die Konsumenten in den Stand gesetzt werden, die von gut behandelten, gut bezahlten Arbeitern in hygienisch einwandfreien Räumen hergestellten Waaren beim Einkauf an einer Empfehlungmarke (Label) zu erkennen; die Thätigkeit der Gewerbeaufsicht soll durch die methodisch organisirte Kontrole der Gewerkschaften und der sozialen Käuferligen unterstützt und ergänzt werden.

Frisch, packend, warm, überzeugend, zugleich mit strenger Sachlichkeit sprach Stefan Bauer über die gesetzliche Regelung der Heimarbeit. Lohnreform vor Allem, dann Schutz und Versicherung. An den Bund, die Kantone, die Gemeinden stellte er er Forderungen, mit deren Erfüllung die Schweiz kraft ihrer Weltlage, im Interesse der eigenen Volkskraft und der Nachbarvölker ihrer Sendung als Vorhut des Arbeiterschutzes gerecht werden müsse. Ein Heimarbeitergesetz hat Einigungämter zur Festsetzung rechtsverbindlicher Mindestlohnsätze zu schaffen, das Trucksystem zu verbieten, die Bekanntgabe der Lohnsätze

vor Uebernahme von Aufträgen zu fordern, das Abzugswesen einzuschränken und zu regeln, Lohnstreitigkeiten vor Gewerbegerichte zu bringen. Arbeit von Kindern unter zwölf Jahren, Frauennachtarbeit, auch Sonntagsarbeit ist zu verbieten, für Wöchnerinnen eine Schonzeit einzuführen. Gesundheitschädliche Verfahren und Verrichtungen sind zu untersagen, der Ausbreitung ansteckender Krankheiten ist durch geeignete Maßnahmen vorzubeugen. Die in der Heimarbeit angefertigten Waaren der Konfektion, der Lebens- und Genußmittelindustrie sind als solche zu kennzeichnen. Die Kranken- und Unfallversicherung des Bundes und die Altersversicherung der Kantone ist auf die Heimarbeiter auszudehnen. Die Arbeitlosenfonds, die Genossenschaften zur Abgabe elektrischen Stromes und die Genossenschaftferggereien haben staatliche Zuschüsse zu erhalten. Gesetze zur Verbesserung der Wohnungverhältnisse sind zu erlassen, Wohnunginspektion ist einzurichten, zur Regelung der Miethpreise sind geeignete Maßnahmen der Wohnung- und Werkstättenpolitik zu treffen. Registerzwang und Ergänzung der Gewerbeaufsichtbehörde durch männliche und weibliche Heimarbeitinspektionen sichert die Durchführung aller dieser Forderungen. Zum Abschluß internationaler Heimarbeitverträge soll der Bund die Anregung geben: Die Schweiz an die Front!

Manche wunderliche Blase stieg in bürgerlichen Tageszeitungen auf. Verstaubte Ladenhüter wurden aus der Rumpelkammer hervorgeholt und in die Auslage gestellt; die Vorzüge der Arbeit am eigenen Herd und die persönliche Unabhängigkeit gerühmt, die den Heimarbeitern „eine Ruhe, Selbstsicherheit und einen, man möchte fast sagen, stolzen und freien Zug in Gesicht und Haltung" gebe, „der in dieser Art dem Durchschnittsfabrikarbeiter, dem sogenannten Arbeitsklaven der Großstadt fehlt". Ist es wirklich wohlgethan (so ließ sich eine Stimme vernehmen), diese braven Heimarbeiter alle in ihren abgelegenen Hütten und Mansarden aufzustöbern, sie herauszureißen aus ihrer glücklichen Ahnunglosigkeit darüber, was andere Leute als absolut nothwendig zu einer menschenwürdigen Existenz betrachten, zur Noth und Sorge ihnen auch noch Groll und Mißmuth als Gefährten zu geben und sie schließlich als gelehrige Rekruten einzureihen in die große Armee des „klassenbewußten Proletariats" gegen die kapitalistische Gesellschaftordnung? Schlankweg verkündete ein „führendes" Blatt, der Kongreß sei lediglich eine sozialistische Veranstaltung gewesen, Vertreter der Behörden und nichtsozialistische Politiker hätten durch Abwesenheit geglänzt. Kinematograph, Stiefel, Kefir, Uhren, Hüte, Petroleumkocher, Bayerisch Bier und Regenschirme wurden als Mittel sozialdemokratischer Agitation verzollt, auf daß schon aus dem Anzeigetheil des Ausstellungführers urbi et orbi die verwerflichste Einseitigkeit einleuchte und die große Gemeinde der Ewig-Blinden sich ein öffentliches Aergerniß nehmen könne, das bis zur nächsten Gelegenheit ausreiche.

Bemerkenswerther als diese papierenen Kniffllichkeiten ist folgendes Ereigniß; oder, besser gesagt, die Koinzidenz zweier Ereignisse. Ein Musterweber wagte sich so weit vor, daß er die Freigiebigkeit von Arbeitgebern für die Mission und ihre Zurückhaltung in der Entlohnung in Gegensatz stellte; man solle künftig weniger danach trachten, meinte er, aus Heiden Christen zu machen, als zu verhüten, daß Christen zu Heiden werden. Just um die selbe Zeit widerfuhr an einem anderen Orte dem Arbeitgeber des Webers eine Neubelebung alter Eindrücke: ohne irgendeinen äußeren Anstoß kam ihm plötzlich ins Gedächtniß, daß der Weber zweieinhalb Monate zuvor sich unangemessen gegen ihn aufgeführt habe. Die latente Spannkraft im Psychoplasma setzte sich in die lebendige Kraft einer Kündigung um: und der seit Jahren für die Fabrik thätige Weber verlor, von Zürich nach Basel zurückgekehrt, seine Brotstelle. Vermittelungversuche, die von der irrigen, bei der bekannten christlichen Gesinnung des Arbeitgebers völlig unmöglichen Voraussetzung ausgingen, daß die Kündigung mit der rednerischen Entgleisung auf dem Kongreß in einem ursächlichen Zusammenhang stehe, blieben ohne Erfolg; und so hatte der Weber sich, seine Frau und seine neun Kinder mit der angenehmen Empfindung zu trösten, daß er nicht einer Maßregelung unterlegen, sondern einem Phänomen zum Opfer gefallen und viel besser davongekommen sei als der unglückliche Tistet Védène, den in Avignon ein sieben Jahre lang aufgesparter Fußtritt des päpstlichen Maulthieres gleich in Atome zerschmetterte.

Auf dem Kornhausplatz in Bern, dem Sitz der Bundesbehörden, steht ein in seiner Art einziges Bildwerk: der aus dem ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts stammende groteske „Kindlifresser", im Begriff, ein Kind zu verschlingen, und in breitem Gürtel und anhängender Tasche noch mehrere Kinder als Mundvorrath verwahrend, als Erinnerung an eine nicht gerade rühmliche, gegen die Juden gerichtete Bewegung, deren Hauptmotiv die Befreiung von Schulden und die Erpressung einer ansehnlichen Summe für die Staatskasse war. Die Bedeutung der Figur ist erst neuerdings nachgewiesen worden; der Volksmund stempelte den Fresser zum Popanz für kleine Kinder und besonders geistvolle Unterleger wollten in ihm den Saturnus erblicken, der seine eigenen Kinder verschlingt. Es ist kein allzu weiter Sprung vom Kindlifresser zur Heimarbeit, die ihre Kinder, wenn nicht verzehrt, so doch anknabbert. Und so mag denn die Figur nicht, wie ein Kongreßredner vorschlug, ein Symbol der Heimarbeit darstellen, sondern, da die alte historische Bedeutung des Bildwerks doch längst nicht mehr lebendig ist und eine Auffrischung auch nicht verdient, neuen Volksthumswerth gewinnen als Andenken an die schweizerische Heimarbeitausstellung und den Heimarbeiterschutzkongreß und die (hoffentlich) tiefen und dauernden Wirkungen dieser beiden löblichen Veranstaltungen.

Karlsruhe in Baden. Karl Bittmann.

Das Kaligesetz.

Der Vorsitzende im Aufsichtrath des Kalisyndikates und Vertreter des preußischen Fiskus, Oberbergrath Dr. Paxmann, schrieb im Jahr 1907: „Wenn Verblendung und übertriebene Selbsucht des Einzelnen dem Ganzen gegenüber wirklich dazu führen sollte (und diese Gefahr ist groß und wächst noch von Tag zu Tag), daß das Gefüge des Kalisyndikates auseinanderfiele, dann muß ein Eingriff der staatlichen Gewalt erfolgen." Zwei Jahre sind seitdem verstrichen und Dr. Paxmann hat inzwischen von der Zügellosigkeit der Kaliproduzenten wohl genug Aerger erlebt. Noch nie wurde ein Syndikat so mißhandelt wie der Verband der deutschen Kaliwerke, der Träger eines Weltmonopols sein will. Als am vierundzwanzigsten Juli 1909 das Kampfsyndikat mit Ach und Krach zu Stande gekommen war, wußte man, daß das Schicksal des Kartells besiegelt sei. Was da beschlossen wurde, war ein Nothbehelf, den die Angst vor der wilden Konkurrenz gebar. Und dann gings mit dem alten Jammer weiter: denn die Schmidtmann und Sauer, die starken Männer im Kalireich, hatten mit dem amerikanischen Düngertrust große Abschlüsse gemacht, ohne deren Regelung die Existenz des Syndikates nur ein Scheinleben sein konnte. Da erschien am achtzehnten Dezember der „Entwurf eines Reichsgesetzes über den Absatz von Kalisalzen", der von der preußischen Regirung dem Bundesrath zur Begutachtung vorgelegt wurde. Der „Eingriff der staatlichen Gewalt", den Oberbergrath Dr. Paxmann 1907 in Aussicht gestellt hatte, war also wirklich erfolgt. Nicht aus frivoler Laune oder um einem Machtkitzel nachzugeben, sondern aus Noth. Das Gesetz wird im Bundesrath und im Reichstag erörtert, vielleicht auch geändert werden; aber die Freunde der Regirung versichern, es werde nicht unter den Tisch fallen. Abwarten. Die Zustände im Kalisyndikat waren zum Gespött geworden. In erster Linie haben die deutschen Kaliproduzenten darauf zu sehen, daß sie das ihnen von der Natur geschenkte Monopol auf dem Weltmarkt nicht in Gefahr bringen. Aber der Reichthum macht allzu leicht übermüthig. Das lehrt uns auch die Geschichte der Kalikonventionen.

Die rasche Vermehrung der Kaliwerke erschwerte die Festsetzung befriedigender Betheiligungquoten. Je mehr Gäste sich an den Tisch des Syndikates setzten, um mitzutafeln, desto schmaler wurden die Portionen. Das erste Abkommen im Kaligewerbe kam 1879 zu Stande. Damals gab es nur vier Kontrahenten: den anhaltischen, den preußischen Fiskus und die Werke Westeregeln und Neustaßfurt. Schon aber regte sich der Feind: Schmidtmann. Durch Aschersleben (damals Schmidtmannshall) wurde das erste Kartell vor seinem natürlichen Ablauf gesprengt. Ihm folgte ein zweites Syndikat, dem fünf Mitglieder angehörten. Die stärkste Quote hatte Anhalt mit 24 Prozent. Im Jahr 1893 gab es im Syndikat 10 Werke; 1903 waren es 27 und 1909 sind es 62. Die wichtigste Aufgabe war und ist, die Erschließung neuer Kalifelder im richtigen Verhältniß zur Aufnahmefähigkeit der verschiedenen Absatzgebiete zu halten. Das ist nicht leicht, weil mit einer großen Zahl von Außenseitern gerechnet werden muß und auch mancher syndikatlich gebundene Unternehmer gern die Gelegenheit zu freien Verkäufen benutzte. Daneben hat sich ein besonderer Rayon von nur spekulativen Versuchen gebildet, deren Folge eine Massenproduktion zweifelhafter Kuxe und Bohrantheile war. Trotz

Alledem ist der Sydikatsvertrag siebenmal erneuert worden. Das eigentliche Verkaufssyndikat, das den Absatz und die Produktion regelt, besteht seit dem Jahr 1891.

Die Yankees haben stets aus scheelen Augen auf das deutsche Kalimonopol geblickt. Die Laune der Natur, die dem deutschen Boden alle Kalischätze schenkte und vor der Macht des Sternenbanners wenig Respekt zeigte, hindert den Amerikaner, auch auf dem Kalimarkt den Preis zu diktiren. Er hat denn auch alles Mögliche versucht, um in die Zwingburg der deutschen Kaliherrscher einzudringen. An einzelnen Punkten ists gelungen. Die drei amerikanischen Düngertrusts (Nord- und Südtrust und die International Corporation) stützen sich auf deutsche Kaliwerke. Dem Südtrust gehört die Gewerkschaft Einigkeit; der Nordtrust hat die bekannten Verträge mit Schmidtmann abgeschlossen, der auch die neue internationale Gesellschaft kontrolirt. Die Gewerkschaften Einigkeit, Aschersleben und Sollstedt stehen also direkt im Dienst der amerikanischen Trusts. Mit Mr. Bradley vom Nordtrust hat die Schmidtmann-Gruppe Verträge abgeschlossen, die die Mauern des Syndikates zu sprengen drohten. In der Nacht vor dem ersten Juli (um Mitternacht lief der Syndikatsvertrag ab) kam zwischen den Herren Schmidtmann sen. und jun. und den Amerikanern das Geschäft zum Abschluß, das die Produktion der Werke Aschersleben und Sollstedt für fünf Jahre den amerikanischen Düngertrusts auslieferte, und zwar zu einem unter dem Syndikatpreis bleibenden Satz. Das Objekt beträgt etwa 30 Millionen Mark. Dann folgte ein zweites Abkommen zwischen der Gruppe Westeregeln (Direktor Bielmann) und Bradley, das man auf 10 Millionen Mark bewerthete. Diese amerikanischen Transaktionen haben gehindert, daß auf solider Grundlage ein Syndikat geschaffen wurde. Der am vierundzwanzigsten Juli im Hotel Adlon unterzeichnete neue Vertrag bleibt ein Torso, bis dem Syndikat die Herrschaft über den amerikanischen Markt zurückgegeben ist. Der Gesammtexport von staßfurter Abraumsalzen (Hartsalz, Kainit, Kieserit) betrug vom ersten Januar bis zum ersten Dezember 1909 rund 7,56 Millionen Doppelcentner; davon gingen 3,40 Millionen nach den Vereinigten Staaten. Da ist es natürlich schlimm, wenn die Preise drüben von Außenseitern gemacht und den Syndikatswerken das Geschäft erschwert wird. Monate lang wurde mit Schmidtmanns verhandelt; und am zehnten Dezember 1909 zwischen dem Kalisyndikat, Aschersleben-Sollstedt und der International Corporation ein Vertrag geschlossen, nach dem die Schmidtmannwerke dem Syndikat mit der unveränderten Quote vom ersten Juli 1910 an beitreten. Eine Interessengemeinschaft soll amerikanische und deutsche Abnehmer verbinden. Zur Verhandlung mit den Amerikanern fuhren die Herren W. Schmidtmann, Geheimrath Kempner (dem für seine Bemühungen um den Syndikatsfrieden der Nobelpreis gebührt), Emil Sauer und Bielmann ins Dollarland. Die Amerikaner sind Besitzer zweier deutschen Kaliwerke und können, mit ihren Kontrakten in der Tasche, nach und nach Einfluß auf die Preispolitik des deutschen Syndikates gewinnen. Das heißt vom ersten Januar 1910 an „Neues Kalisyndikat G. m. b. H., Leopoldshall“ und dauert zunächst bis Ultimo 1910. Einigt man sich über die amerikanischen Verkäufe, so verlängert sich die Dauer des Syndikatvertrages bis zum einunddreißigsten Dezember 1914; dann wird eine Verlegung des Sitzes von Leopoldshall nach Berlin beantragt und wohl auch beschlossen werden.

Der preußische Fiskus hat nun nicht gewartet, bis die Besprechungen mit den Herren Bradley und Genossen in New York beendet sind. Als der Gesetzent-

wurf veröffentlicht war, schien mit einem Mal die Vergangenheit der Kaliindustrie vergessen. Der Staat, dessen Hilfe so oft angerufen worden war, wurde nun gescholten, weil er sich in Privatgeschäfte einmische. Der Fiskus kaufte die Gewerkschaft Hercynia-Vienenburg, um sich eine breitere Basis im Syndikat zu schaffen; die Spekulation aber trieb ihm den Kaufpreis auf schwindelnde Höhe. Die von Preußen delegirten Vertreter, die den Vorsitz im Syndikat haben, werden von der Oeffentlichen Meinung mit besonderer Vorliebe aufs Korn genommen. Der Vorgänger des Oberbergraths Paxmann, Geheimrath Schreiber, war Vielen zu konservativ. Man warf ihm vor, daß er nur die Interessen der alten Werke vertrete. Paxmann wiederum ist der Mann der Jungen; und in dem bekannten Fall des Generaldirektors Gräßner ließ seine Diplomatie zu wünschen übrig. Der ideale Staatsvertreter, der über den Parteien steht, ist noch nicht gefunden. Da die Legaten des Staates Fachleute sind, müssen sie irgenwelche Beziehungen zu den Kalimännern haben. Daraus ergeben sich Sympathien und Gegensätze, die in dem Verhalten zu der einen oder der anderen Gruppe von Syndikatswerken zum Ausdruck kommen. Der Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen ist natürlich: wer im erworbenen Recht sitzt, ist stets konservativ; wer sich die Stellung erst erobern muß, fordert den Fortschritt. Der neue Gesetzentwurf will nun „eine Verschleuderung von Kalisalzen in das Ausland zu unangemessen niedrigen Preisen dadurch verhindern, daß Kalisalze nur durch die Vermittelung einer aus den Kaliwerken zu bildenden Vertriebsgemeinschaft abgesetzt werden dürfen; er will ferner die Hauptursache der bisherigen Gefährdung des Zusammenschlusses der Kaliwerke, die in dem weit über das Bedürfniß hinausgehenden Anwachsen der Zahl der Produktionstätten liegt, durch eine Anpassung des Entstehens neuer Werke an die Zunahme des Absatzes beseitigen." Daß Kali ins Ausland zu „unangemessen niedrigen" Preisen verkauft wurde, ist durch die amerikanischen Verträge erwiesen worden. Daß eine Ueberzahl von Kaliwerken besteht, sieht Jeder. Der Entwurf hat Schwächen, ist im Ganzen aber zu loben. Er schafft ein Handelsmonopol. „Kalisalze dürfen von Kaliwerkbesitzern nur durch Vermittelung der auf Grund des Gesetzes errichteten Vertriebsgemeinschaft abgesetzt werden. Der Bezug von Kalisalzen aus dem Ausland ist nur der Vertriebsgemeinschaft gestattet." Das ist nicht mehr, als jedes Syndikat fordert; nur hatte das Privatkartell nicht die Macht, das Treiben der Outsiders zu hindern. Die Klage, der Entwurf sei ein brutaler Eingriff in Privatrechte, eine Todsünde an dem Gedanken der Gewerbefreiheit, ist unbegründet. Weniger die Behauptung, der Staat begünstige die alten Werke auf Kosten der jungen. Kann er aber anders? Seine Pflicht ist, zunächst die lange erworbenen und in ernster Arbeit erweiterten Rechte zu schützen. Er will Uebel ausroden und Ordnung schaffen. Darum ist er oft gebeten worden. Wenn die Leute, die seine Hilfe anriefen und ihm Schlaffheit vorwerfen, ihn jetzt als zu schroff und zu wenig rücksichtvoll tadeln, vergessen sie, daß sie, als es dem Syndikat schlecht ging, gerade diese Art staatlichen Vorgehens ersehnt und gefordert haben.

Vielleicht läßt sich erreichen, daß neben den schon bestehenden Produktionstätten auch noch nicht erschlossene Felder zur Geltung kommen. Richtig ist, daß viel Kapital in noch nicht abgeteuften Kaliwerken steckt, dem die Rente nicht völlig genommen werden sollte. Mancher Kaliwerkbesitzer hat mit dem Niederbringen eines Schachtes gezögert, um die Ueberproduktion nicht zu vergrößern. Sein Warten

war also durch vernünftige Motive bewirkt. Nun verlangt aber das Gesetz für den Beitritt zur Vertriebsgemeinschaft: wenn der Absatz nicht schon begonnen hat, muß mindestens vor dem ersten November 1909 ein Schacht abgeteuft worden sein. Die Besitzer aller noch nicht betriebenen Kaliwerke können also der Gemeinschaft nicht beitreten. Dagegen sind sie berechtigt, eine Entschädigung zu fordern, „sofern innerhalb ihres Abbaufeldes Kalisalze in solcher Menge und Beschaffenheit nachgewiesen sind, daß eine bergmännische Gewinnung der Salze möglich erscheint". Die Behandlung der noch nicht zur Förderung fähigen Werke und die Entschädigungpflicht muß so geordnet werden, daß eine Schädigung des Kapitals vermieden wird. Den Wunsch des Fiskus, eine Centralisirung der bisherigen Produzenten herbeizuführen, um den die Rentabilität der Kaliwerke schädigenden Einfluß der Ueberproduktion zu beseitigen, kann man nur billigen. Umgehungversuche will die Regirung nicht dulden. Bei dem Erschließungtermin (November 1909) solls unter allen Umständen bleiben. Sonst käme das Gesetz auch um seine Hauptwirkung. Ob den Leuten, die ihre Kalifelder bis heute unerschlossen ließen, wirklich das Glück genommen wird, wenn man sie veranlaßt, noch länger zu warten? Der Zustand der Kaliindustrie lockt doch gewiß nicht zur Schaffung unrentabler Betriebe. Was der Fiskus will, kann keinem vernünftigen Menschen wider den Strich gehen. Nur weils der Staat ist, wird gejammert. Gegen die Priorität der alten Unternehmungen läßt sich nichts machen. Die Spekulation hat die Kuxe und Aktien der bestehenden Gewerkschaften und Gesellschaften rasch in die Höhe getrieben. Das Anlagekapital hat sich von 245 Millionen (Anfang Januar 1909) auf 411 Millionen (Ende Dezember 09) erhöht. Läßt man der Ueberproduktion freien Lauf, so wird die Rente der Kaliindustrie verdorben und das Betriebskapital entwerthet. Das ältere Recht muß auch auf diesem Gebiet vorangehen.

Der Staat sichert sich einen starken Einfluß auf die Preise für Inland und Ausland. Der Möglichkeit, daß die Preispolitik die Abnehmer schädigt, muß vorgebeugt werden. Bundesrath und Reichstag haben, nach dem neuen Gesetz, die Macht, bei der Preisfestsetzung mitzureden; und auch die öffentliche Kritik kann unter diesen Verhältnissen wirksamer eingreifen als unter der Herrschaft eines Privatmonopols. Die Hauptfrage aber, ob die deutsche Kaliindustrie gesetzlichen Schutz braucht, wird kein Unbefangener ruhig verneinen. Die Erfahrung spricht da zu deutlich.

In New York hat man sich über die prinzipiellen Punkte noch im alten Jahr verständigt und die Amerikaner scheinen dem Syndikat beizutreten. Die Deutschen waren von vorn herein ja bereit, mit der Gewährung von Provisionen und Preiskonzessionen bis an die Grenze des Möglichen zu gehen. Und Geheimrath Kempner hätte sich wohl kaum entschlossen, sich so lange dem Andrang seiner Klienten zu entziehen, wenn er nicht ziemlich sicher gewesen wäre, mit einem guten Ergebniß heimzukehren und so seinen Ruhm zu mehren. Inzwischen hat Oberbergrath Wachler sich nicht nur gegen die Amerikafahrt, sondern deutlich auch gegen den preußischen Gesetzentwurf ausgesprochen, der, „wenn man den Konkurrenzkampf ausschalten wolle, zwar im Wesentlichen das Richtige trifft", der aber ein nicht ungefährliches Ausnahmegesetz bleibe und in seiner Geltungdauer auf höchstens zwölf Jahre beschränkt werden müsse. Die Kalileute selbst glauben, die Verständigung mit den Yankees werde bewirken, daß der Entwurf zurückgezogen wird; er habe geleistet, was man von ihm hoffte, und könne nun verschwinden. Ob die preußische Regirung sich aber zu solchem Rückzug vor der Schlacht entschließen wird, ist immerhin zweifelhaft. Ladon.

Die Waarenhausgefahr.

Würden Sie die Güte haben, die Spalten Ihres Blattes einem Nothschrei zu öffnen, der von Tausenden und Abertausenden mittlerer und kleiner Geschäftsleute täglich ausgestoßen wird, aber nicht in die Oeffentlichkeit zu dringen vermag? Es handelt sich um das (nicht nur in Berlin, sondern auch in allen größeren Provinzialstädten) immer mehr emporwuchernde Waarenhaus-Unwesen, das den um ihre Existenz ringenden kleinen und mittleren Geschäftsleuten und Handwerkern unmöglich macht, weiter ihren Lebensunterhalt zu finden. Ein Appell an die Tagespresse wäre nutzlos; er würde dort kaum Aufnahme finden, da ja alle größere Tageszeitungen, ohne Unterschied ihrer politischen Stellung, in den Inseraten der Waarenhäuser ihre Haupteinnahmequelle haben. Doch ists an der Zeit, wenn nicht der ganze kaufmännische und Handwerker-Mittelstand hilflos zu Grunde gehen soll, daß dem großen Publikum endlich die Augen geöffnet werden. Für das Publikum ist der Einkauf im Waarenhaus bequem; er bringt Vortheile, die der einzelne Geschäftsmann nicht bieten kann. Im Verhältniß zu dem nicht wieder gut zu machenden Schaden jedoch, den die Waarenhäuser anrichten, ist der Werth solcher Bequemlichkeit gering. Denn abgesehen davon, daß aus dem Waarenhaus selbst die kleinsten und billigsten Sachen dem Publikum frei ins Haus geschickt werden, allenfalls noch der Umtausch der Waaren bequemer ist, wird sonst dem Publikum wohl kaum noch ein Vortheil geboten, den ein solid geführtes Detailgeschäft ihm versagt. Man weiß jetzt ja, mit welchem riesigen Spesenetat die Waarenhäuser arbeiten müssen. Wenn sie selbst etwas billiger einkaufen als der kleine Geschäftsmann, so ist der Nutzen, mit dem sie kalkuliren müssen, so groß, daß ihre Verkaufspreise sich von denen der kleinen und mittleren Detailgeschäfte kaum noch unterscheiden können. Als Inhaber eines ziemlich umfangreichen Engrosgeschäftes, das fast ausschließlich mit kleinen und mittleren Detaillisten arbeitet, kann ich am Besten beurtheilen, in welcher Weise überall das Detailgeschäft leidet und wie heute fast alle Detaillisten unter der Konkurrenz der Waarenhäuser seufzen und um ihre Existenz kämpfen müssen. Nur in den seltensten Fällen ist es heute, trotz rastlosem Fleiß und geschäftlicher Tüchtigkeit, einem Detaillisten möglich, auf einen grünen Zweig zu kommen. Sieht das Publikum all dieses Unheil nicht? Mancher, der ein sorgenfreies Leben einem gut geleiteten Detailgeschäft zu verdanken hat, zählt heute zu den besten Kunden der Waarenhäuser und vergißt, daß ihm selbst unter den heutigen Verhältnissen die Möglichkeit genommen wäre, so vorwärts zu kommen, daß er im späteren Alter sorgenfrei leben kann. Ich will nicht nach Staatshilfe schreien; gerade in diesem Fall kann das große Publikum sich selbst helfen. Besonders laut möchte ich unseren Frauen in die Ohren rufen: Verzichtet auf die kleinen Bequemlichkeiten, die der Waarenhausbetrieb Euch bietet, und kauft, wie früher, in den soliden Detailgeschäften, wo Ihr zweifellos mit mehr Verständniß, Sachkenntniß und Interesse bedient werdet als in den Riesenbetrieben! Karl Meyer. Ich will diesem Nothruf nicht die Möglichkeit akustischer Wirkung nehmen; glaube aber nicht, daß die Entwickelung, die er fürchtet, auf irgendeine Weise noch aufzuhalten ist. Warum? Vor Jahren habe ichs (in dem Aufsatz „Wertheim“) hier zu sagen versucht. Genossenschaftliche Vereinigung der Detaillisten oder Spezialisirung zu unübertrefflicher Leistung auf einem kleinen, fest abgegrenzten Gebiet: nur in einer dieser Betriebsformen, scheint mir, können die von der Uebermacht Bedrängten, jedes Mitleids Würdigen noch ihr Leben retten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Januar 1910.

A A

W 15, am zehnten Januar 1910.

Wissen Sie, lieber Freund, daß S. M. seit dem vorigen Sommer ein famoses Mittel hat, wenigstens auf dem Wasser das profanum vulgus fernzuhalten? Durch Flaggensignal auf halber Höhe des Großtops. Blau mit kurbrandenburgischem Szepter heißt: „S. M. empfangen nicht!“ Gelb mit dem Burggrafenlöwen: „S. M. sind nicht an Bord.“ Natürlich wissen Sies. Können sich aber, fern von Madrid, nicht vorstellen, mit welcher Inbrunst wir armen AA-Leute uns nach einer Scheuchvorrichtung von ähnlicher Wirksamkeit sehnen. Daß selbst der Spürsinnigste im Telephonbuch unser geliebtes Auswärtiges Amt nicht zu finden vermag (alle anderen Reichsämter; nur gerade unseres nicht), schützt zwar vor gesprochenen Verbalinjurien. Doch auf Anruf würden ja höchstens die Hammanntrabanten jüngeren Jahrganges mobil. Was uns fehlt, ist eine Tarnkappe von beträchtlichen Dimensionen, ein abwinkendes Flaggensignal, ein abschreckender Apothekertotenkopf; irgendein Ding, das den Leuten die Lust verleidet, aus funkelndem Auge von früh bis spät auf Nummer 76 der Wilhelmstraße zu blicken. Ist von der Sorte nicht bald was zu haben, dann wandert der Ergebenste aus und erhöht die Abgangsziffer, die anno 1909 schon Allerlei zu denken gab. Dieser Zustand ist kaum noch erträglich. Der Staatssekretär hat seine Claque und findet auch draußen immer mal einen Strebsamen, der für ihn schreibt, um sich für den Bedarfsfall zu empfehlen. Er kann, wenns zu bunt wird, auch weg und läßt sich dann als Tirolerbua auf der sündlosen Alm für die Scheilei photographiren oder zwischen Worms und Darmstadt als ciceronisches lumen civitatis anfeiern. Danach

gehts wieder ein Weilchen Unsereiner schleppt bis in die Urlaubszeit die Kugel am Bein. Und wo er die Nase zur Thür hereinsteckt, hagelts los: „Na, Ihr macht ja wieder mal nette Sachen!“ Ihr: als ob wir vermaledeiten Geheimräthe (die bekanntlich das Reich ruiniren) die Kollektivverantwortlichkeit für Alles trügen, was Schoen und Stemrich, die W-Väter des Amtes, anrichten. Jede im Stehen getaufte Tischdame plänkelt nach der Seite der berühmten Reorganisation und läßt unter der Goldbrücke des Oberkiefers die Frage auftauchen, ob nächstens bei uns nun Alles in Ordnung sein werde. Manchmal ists schwer, die Frackwürde zu wahren. Alle anderen Aemter haben Reserveruhe; den Türkenkopf, nach dem geschossen wird, müssen wir liefern. Täglich kriegen wir mindestens ein Schock Artikel über den Schädel. Ein wahrer Segen, daß von Zeit zu Zeit eine Bombendummheit mitunterläuft; wie die Behauptung, wir hätten einen unbequemen Mahner ins Irrenhaus gebracht. Da hört sogar die Laufkundschaft zu glauben auf; und wenn unsere Männer an der Spritze stärkere Nerven hätten, ließe sich aus einem Fall, in dem die Psychose so leicht nachweisbar ist, Etwas herausschlagen. Doch wozu die raros nantes in gurgite vasto erst noch auffischen? Nachdem man acht Tage lang die Rechtslage „ventilirt“ hat, läßt man die Sache wieder laufen. Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt! Seit Marschalls unrentablem Tausch-Geschäft hat man vor dem moabiter Klima hier eine Jungfernangst. Wer weiß, was da die Sonne ausbrüten würde? Also weiter in der Drecklinie ausharren. Im vorigen Jahr trug mans pro patria und tröstete sich damit, daß die Eingeweihten nach dem ersten Lügenwirbel wußten, wo der an der Dailygeschichte Schuldige zu suchen sei. Nicht in unserem Haus (wo man nicht mal ahnte, daß die via Norderney eingelaufenen Blätter für eine Zeitung bestimmt seien, sondern sie für das einem fremden Monarchen zugedachte Promemoria hielt). Das war Haupt- und Staatsaktion; und Jeder hats (außer Klehmet, dem Sündenbock, natürlich) wie eine Himmelsschickung hingenommen. Diesmal ists schlimmer. Und das Schlimmste, daß man, als deutscher Beamter von Ehre und Gewissen, nicht den ganzen Kram für Schwindelwaare erklären und sich mit Selbstzufriedenheit polstern kann; nicht aus der Valentinsstimmung herausfindet. „Und möcht' ich sie zusammenschmeißen, könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen!“

Was man so „die Situation“ nennt, ist ja unverändert. Ueber Bethmann heute noch nichts Abschließendes zu sagen. Anständig, von bestem Willen, fleißig, ohne sichtbare Eitelkeit und auf seine Art patriotisch. Die Kontrastwirkung wird allgemein als höchst erfreulich empfunden. Der ganze Hokuspokus hat aufgehört; man erfährt nicht mehr, wen der Chef „empfangen“ und

was er parlirt hat. Die schöne Figur ist nicht mehr die Hauptsache; und an den verschiedenen Stellen, auf die es ankommt, wird man sich wieder in die Einsicht gewöhnen, daß der Reichskanzler nicht die Aufgabe hat, die Allerhöchsten Herrschaften und das p. t. Publikum mit Salonzauberkünsten zu amusiren. Wer den neuen Herrn, weil Der uns nicht Schnitzel kräuselt, „langweilig" nennt, lobt ihn. Je weniger Gerede und Seiltanz, desto besser. Daß die Liberalen versuchen würden, Theobaldum durch Tadel und Spott einzuschüchtern, war zu erwarten. Mir schien er im Reichstag (in der ödesten, ertraglosesten Haushaltsdebatte, an die ich mich erinnern kann) gar nicht übel. Nach Bülows unverzeihlicher Abschiedsinterview mußte er der Mehrheit für die Geldlieferung einiges Freundliche bieten. (In Parenthese: Im wiener Herrenhaus hat neulich Plener gesagt, jede empfindliche Besteuerung des von Eltern den Kindern hinterlassenen Vermögens verletze das „Familiengefühl" des Volkes. Ernst Freiherr von Plener, der Liberalste der Liberalen, verwirft also diese Erbschaftsteuer mit derselben Motivirung wie unsere wildesten Agrarier.) Mancher Satz Bethmanns war recht hübsch gemeißelt. Natürlich sieht er die Parteien, ihre Motive und Ziele nicht aus ganz so harmlosem Kinderauge, wie ers ihnen bei der ersten Begegnung zeigte. Mittel zum Zweck der Debattenentgiftung. Für einen „Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes" (Bismarck) sprach er auch geschickt und taktvoll über das Internationale. Kein Radetzkymarsch zu Oesterreichs Ehre. Wiederholung ist nicht immer Verstärkung. Aehrenthal (dessen Prestige durch die böse Niederlage in dem Prozeß, den er den tüchtigen Historiker Friedjung gegen die Serbo-Kroaten führen ließ, mehr gelitten hat als durch Iswolskijs Angriffe) darf nicht glauben, daß unsere Politik in Wien gemacht und jede Balkanattaque von unseren Regimentern mitgeritten werde. Ganz niedlich die Distanzirung Italiens. Derbere Deutlichkeit wäre mir lieber gewesen; doch de gustibus non disputandum. Und den Satz, daß nach Racconigi aus Rom und Petersburg die Betheuerung gekommen sei, man wolle kein Balkanwässerchen trüben, brauchte der Reichstag nur mit leiser Heiterkeit zu quittiren: dann stand der Punkt überm i. Leider ist das Ohr der Leute nur noch für Witze und Phrasen gedrillt; sie müssen erst wieder gewöhnt werden, den diplomatisch verhüllten Sinn ruhiger Rede zu erfassen. Hoffentlich bleibt der Chef auch nach Ueberwindung der Befangenheit bei der Sitte so kurzer Reden und schreckt dadurch auch die Parteiführer von der Schwatzschweifigkeit ab. Tadel hat er diesmal nicht verdient. Und ohne seine nachdrückliche Unterstützung hätte Wermuth nicht ein so sauberes und solides Budget vorzulegen vermocht. Kein Lob dafür? Diese Leistung scheint mir wichtiger als der Erfolg einer flinken Zunge, die in bitterlich ernsten Stunden den Parlamentsmob zum Lachen bringt.

Draußen war der Eindruck nicht gerade tief; immerhin ein Nachlassen des Mißtrauens merkbar. Dem Vorigen trauten die Freunde selbst nicht über den Weg. „Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt." Das ist jetzt besser; aber zu positiven Ergebnissen ists, trotz aller Arbeit (Flotow sieht schon recht elend aus), noch nicht gekommen. Kein Wunder; nachdem der Karren so festgefahren war, ists nicht leicht, ihn auf einen guten Weg zu bringen. Da an eine gemeinsame strategische Stellung der europäischen Großmächte fürs Erste nicht zu denken ist, kann Amerika thun, was ihm paßt. Den Islam haben wir in jeder Noth sitzen lassen; dürfen also nicht klagen, wenn er auf unsere Worte nichts mehr giebt und nur noch mit England rechnet. Und die Gelegenheit zur Verständigung mit den Briten ist wieder mal versäumt. Was war mit dieser radikalen Regirung zu machen! Hier hofft man noch, daß sie sich, mit verringerter Mehrheit, halten wird. Aber selbst in der londoner Amtssphäre wagt kein ernsthafter Mensch eine Prophezeiung. Sicher scheint mir nur die Stärkung des strammen Imperialismus. Auch ein neues Ministerium Asquith wäre genöthigt, in beschleunigtem Tempo zu rüsten. Balfour (den nur Esel für einen Hetzer ausgeben) weiß, was zu Haus die Glocke geschlagen hat; sonst würde er sich nicht so weit vorwagen. Die Behauptung, er habe den internationalen Anstand verletzt und sich dem emsigen Mr. Blatchford genähert (der, als démagogue et demi, gegen Lloyd George wohl nicht zu entbehren war), ist dummes Zeug; ich glaube, daß ich als Engländer ungefähr eben so denken und reden würde. Dem Deutschen Reich hat er Reverenz erwiesen. Er möchte den Krieg vermeiden; aber auch sein Vaterland von dem Wohlwollen oder Groll irgendeiner Macht unabhängig wissen und deshalb den indolenten Massen früh die Augen für die Gefahr öffnen, die ihnen naht, wenn sie für die Sicherung ihres Besitzes nicht höhere Prämien zahlen. Daß ein anglo-deutscher Krieg in fast allen Staatskanzleien als wahrscheinlich gilt, ist richtig; richtig auch, daß es bei uns Leute giebt, die meinen, einen Zolltarif, der unseren Waaren das ganze britische Imperium sperre, müsse das deutsche Schwert durchlöchern. Wozu leugnen wir diese Thatsachen? Vor sechzehn Jahren, als Gladstone und Harcourt sich gegen die ausreichende Vermehrung der britischen Flotte sträubten, schrieb Balfour einen Artikel (im sechsten Bande der „Zukunft" können Sie ihn finden), in dem die Sätze stehen: „Wo ein Schiff britische Waaren trägt, da ist britischer Boden, der angegriffen werden kann und vertheidigt werden muß. Unser Imperium kann vernichtet werden, ohne daß ein fremder Soldat an unserer Küste landet: an dem Tag, an dem eine Macht oder eine Koalition von Mächten uns die Herrschaft über die See entwunden hätte. Weder

Indien noch irgendeine der Siedlungen, auf die wir stolz sind, wäre dann zu halten. Auf fernem Boden wächst unsere Nahrung; aus fernen Ländern bezieht unsere Industrie das nöthige Rohmaterial. Wenn Beides uns zwischen vier Meeren abgeschnitten würde: wie sollten wir uns im Kampf ums Dasein ferner behaupten? Die Reichsvertheidigung muß so gesichert werden, daß uns nie mehr Lebensgefahr drohen kann." Geändert hat Balfour sich also nicht. Damals wollte er England gegen die franko-russische Koalition, jetzt will ers gegen Deutschland schützen. Mit Dreadnoughts und mit einem Prohibitivzoll, der, versteht sich, auf alle Kolonien ausgedehnt werden soll. Keine heitere Aussicht, finden Sie. Gewiß nicht; wenn Sie aber bedenken, wie intim Britanien, trotz dem südafrikanischen und dem mandschurischen Krieg, jetzt mit Frankreich und Rußland geworden ist, werden Sie zugeben, daß man auch heute noch auf würdige Verständigung hoffen darf. Nur soll man nicht jedem Entschluß ausweichen; nicht jeden auf übermorgen vertagen: sonst wirds schließlich doch mal zu spät. Wer mit Asquith, Lloyd George, Churchill in England, mit Zahle, Skavenius, Brandes in Dänemark nicht zu einem guten Abschluß kommt, mag sein Lehrgeld zurückfordern. Oder, weil noch das Lämpchen glüht, auch nach den lehrreichen Demonstrationen in Racconigi und Antivari wiederholen, daß wir uns seit dem bosnischen Triumph des Lebens sorgenlos freuen dürfen. Triumph nennt mans, wenn wir mal ohne Verlust davonkamen.

Hier fühl' ich, daß ich bitter werde; denn hier fängt die Schuldzone des Amtes an. Warum bringen wir ein Volk von solcher Leistung politisch nicht vorwärts? Ein Volk, das durch eigene Kraft dem stolzen britischen Kulturkreis mehr als je irgendein anderes zu imponiren vermocht hat? Warum setzen gerade wir uns immer wieder gerechtem Tadel aus und machen das Diplomatenmetier zum Kinderspott? Ists nicht ein Jammer? Bethmann-Hollweg ist nicht verantwortlich. Er lernt noch (mit Eifer sogar aus der Erfahrung des listenreiches Waidmannes, dessen Name unserem Holstein das Blut in die Stirn trieb); kennt weder sein eigenes Personal noch das der Konkurrenten; und will erst im Frühjahr das Revirement erwägen. Das Kanzleramt ist ja überhaupt nicht mehr ausfüllbar und muß so bald wie möglich an nicht nur nominell Verantwortliche aufgetheilt werden. Wenn der Chef das ganze Innere auf dem Hals hat, mit dem Kaiser, den Bundesregirungen, Parteien, Oberbehörden unmittelbar verkehren, am Ende gar, wie in den letzten Wochen, den Haupttheil seiner Zeit dem preußischen Geschäft widmen muß, kann er sich um die Einzelheiten unseres Dienstes nicht kümmern; erfährt er eben nur, was man ihm nicht verschweigen will oder kann, und muß dann über peccata claman-

tia, die er nicht zu hindern vermochte, den Mantel nachbarlicher Liebe breiten. Reorganisation? Kiderlens Vorschläge (Schoen hat dabei so wenig mitgewirkt wie bei der Balkansache und bei dem unrühmlichen Marokkovertrag) waren nicht schlecht; im Kleinen und Kleinsten leidlich praktisch. Was draus wird, ändert an dem Zustand nichts irgendwie Wesentliches. Befreit uns kaum von dem unwahrscheinlichen, aber beglaubigten Elend, das unsere Assessoren in ihrer Biermimik neulich recht nett verhöhnt haben. (Worob der fidele Herr Staatssekretär beinahe pathetisch wurde und die mit Recht so beliebte schleunige Remedur gelobte. Ringsum schmunzelten die Haruspizes und dachten, wie im Plutarch der gescholtene Römer, wo sie der Schuh drücke, fühle ja doch kein Anderer.) So lange die Auslese schlecht bleibt, kanns nicht besser werden. Kanzler oder Staatssekretär: der Chef muß was können und darf nicht nur durch den Titel Autorität haben. Wie denken Sie über Schoens Lebensleistung? Wenn er in Berchtesgaden nicht die Gelegenheit gefunden hätte, sich als angenehmen Spazirplauderer zu bewähren, säße er vielleicht noch im Hofstaat des Koburgers. Ich kenne nicht einen erwachsenen Zunftgenossen, der Schoen für einen tauglichen Staatssekretär hält. Schon in Petersburg, wo mit dem mediokren Lamsdorff damals der Umgang doch nicht schwer war, hat er völlig versagt und, trotz kaiserlicher Gunst und ererbtem Reichthum, nie auch nur eine Stellung gehabt wie heute der schwerhörige Pourtalès. Im Amt (trotzdem sein Sprößling durch absprechende Kritik Aergerniß gegeben hat) durchaus nicht unbeliebt; in jedem Sinn bequem und schon durch die allgemeine Antipathie gegen Bülow gestützt. Alle wünschen ihm das Allerbeste; wissen aber auch, daß er das hier verlangte Lied nicht blasen kann. Das ist nicht ein vereinzeltes Urtheil; über diesen Punkt ist die Gilde einig. Seit man Schoen bei der Arbeit sieht, thront Tschirschky im Gedächtniß als ein Staatsmann von vielen Graden. Für Hollweg wars ein Malheur, daß er solchen Gehilfen fand; und man darf seiner Gescheitheit zutrauen, daß er den freundlich Lächelnden richtig einschätzt. Nun denken Sie sich dazu als Unter Stemrich, der, mit all seinen Ehrenqualitäten, ganz unpolitisch ist. Auch ein reicher Mann, ders nicht nöthig hat. Ein Bischen Gelehrtentypus; aus einer guten Kiste. Wenns drauf ankommt, über centralasiatischen Volksbrauch oder über die Perserpsyche Auskunft zu geben, ist er auf der Höhe. Dabei von unerschütterlichem Gleichmuth; der Versuch, ihn zu klehmetisiren, wäre nicht gelungen. Und das Preßgeschimpf regt ihn nicht auf. „Er trägt ein Koller von Elenshaut, das keine Kugel kann durchdringen." Hat nur gar nicht das Temperament für hohe Politik; sonst wäre er, für den Holstein stets zu sprechen war, in der Zeit des

Mißwachses der Erbe des Alten geworden. (Den Staatssekretär hat Holstein gebeten, seine Besuchsabsicht aufzugeben. „Das könnte Ihnen verdacht werden." „Oho! Ich bin nicht ängstlich." „Lassen Sies lieber." Die Beiden paßten freilich zu einander wie Mandelmilch auf einen Zechertisch.) Schoen möchte nach Paris, Stemrich in eine stille Gesandtschaft. Nicht die leiseste Spur von rage du métier. Lieber heute als morgen fort. So sieht der Kopf aus. Nun überlegen Sie mal, ob, selbst mit einzelnen brauchbaren Dezernenten und anständigem Durchschnittsfüllsel, hier geleistet werden kann, worauf das Reich Anspruch hat.

Mißgriffe an allen Ecken. Die Beschlagnahme des russischen Staatsgeldes bei Mendelssohn! Zuerst hieß es: Preußische Sache; Zwangsvollstreckung auf Beschluß des berliner Amtsgerichtes; nicht unser Tisch. Dann aber etablirte sich Schoen, trotzdem er nicht Staatsminister ist, also in Preußen nichts zu sagen hat, als Rechtshort und machte jeden erdenklichen Fehler. Mit so biederer Promptheit, daß es aussah, als handle sichs um einen listig verabredeten Denkzettel, der die Petersburger in Europa blamiren soll. Natürlich kann ein königlich preußischer Amtsrichter beschließen, was er will (und eben so natürlich ist Alles unbestimmt, was die Prozeßordnung „bestimmt"); doch eine subtile Hand konnte die Sache schnell in Ordnung bringen und zunächst mal die Russen durch eine nette Erklärung im Reichsanzeiger beschwichtigen. Nun sind sie aus dem Häuschen. Unsere übertriebene Begeisterung für Oesterreich hatte sie allmählich schon verstimmt und das Geschäft so erschwert, daß Fischel, der Mitinhaber der Firma Mendelssohn, sämmtliche Hände rang. Dann hat England sie mit dem Schreckgespenst eines neuen Japanerkrieges (an den unsere Ostasiaten nicht glauben) verängstigt und die Eingeschüchterten noch fester an die Leine genommen. Die Aufträge stocken drüben und die fragenden Lieferanten bekommen die Antwort: „Im Frühjahr giebts Krieg." Jetzt noch diese Geschichte! Die kann nicht nur den Mendelssohns, die ihre Riesendepots bedroht sehen, sondern unserer ganzen Wirthschaft eklig werden. Wenn die Russen morgen aus einem Land, wo ihnen so Seltsames passiren kann, ihre Guthaben zurückziehen? Irgendein Mönch oder anderer Mystikmacher braucht dem Zaren nur solchen Rath ins Ohr zu raunen. Jedenfalls: neue Blutvergiftung. Rußlands Wirthschaft stand vor einem Aufschwung, der auch uns was eingebracht hätte. Und wir vom A A gelten wieder als Spielverderber. „Ohne die russischen Millionen wären wir über die Zeit der Geldklemme kaum weggekommen. Amerikaner, Belgier, sogar Briten drängen sich heute nach jedem Russengeschäft. Ihr erschwerts uns noch mehr." Die Klagen hageln. Weil Schoen wieder einmal nicht tanti war; nicht gleich das richtige Augenmaß hatte.

Die marokkanische Suppe schmeckt noch schlechter; seit sie aufgetischt ward, fängt der Knabe Pulcher an, mir fürchterlich zu werden. Für die Herren Mannesmann echauffire ich mich nicht. Aber sie sind Deutsche und haben, nach Artikel 3 der Verfassung, dem Ausland gegenüber Anspruch auf den Schutz des Reiches. Der Hinweis auf das größere Risiko ausländischer Geschäfte ist hier für die Katze; was Bismarck darüber nach dem frankfurter Friedensschluß gesagt hat, trifft die Fälle, die jetzt vorliegen, nicht mal von Weitem. Die Rede, die dem Staatssekretär nun als Brustwehr dienen soll, beginnt mit dem Satz: „Es handelt sich hier nicht um eine Frage des gewöhnlichen Schutzes der Deutschen im Ausland, sondern um eine Maßregel, die ein Feind, mit dem wir bereits im Krieg uns befanden, mit der dieser Nation eigenthümlichen Grausamkeit und Gewaltsamkeit gegen die deutsche Nation ergriffen hat." Dieser Zeuge wird unseren Mann also nicht entlasten. Der Deutsche, der mit einer fremden Regirung Verträge geschlossen hat, darf dafür den Schutz des Reiches in Anspruch nehmen; einerlei, ob ers vorher zu Haus gemeldet hat oder nicht. Um so besser für uns, wenn er still und auf eigene Faust seinen Willen durchgedrückt hat. Dann haben wir die Arme frei und sind nicht an höfliche Versprechungen gebunden. Im Fall Mannesmann kann von Ueberraschung durch ein fait accompli aber schon gar nicht die Rede sein. Rosen und seine Vertreter waren immer im Bilde, haben sich die Seele aus dem Leib telegraphirt und unsere Rechtsabtheilung hat das Berggesetz, das jetzt nicht gelten soll, selbst mitvorbereitet. In der Amtsküche wird ja eine große Aktenpastete gebacken, die der Budgetkommission des Reichstages den Appetit verderben soll. Abwarten, was drin ist. Doch der Sachverhalt ist so einfach, daß ein Untertertianer ihn fassen kann. Die Konzessionen, die Mannesmanns von Muley Hafid bekommen haben, entsprechen dem Sinn und dem Wortlaut der Algesirasakte. Das bestätigen sogar französische Staatsrechtslehrer. Daß Wangenheim, als er Rosen vertrat, nicht genau Bescheid wußte und einen Fehler machte, ist nicht seine Schuld. Warum hat man da so oft die Personen gewechselt und so viele einander widersprechende Instruktionen hinübergeschickt, daß Jeder sich sagen mußte, gegen irgendeine Ordre werde er sicher verstoßen? Darunter dürfen deutsche Bürger nicht leiden. Unsere westfälischen Landsleute, die große Summen in das Geschäft gesteckt und ihr Leben hundertmal dafür eingesetzt haben, sind mit dem Maghzen und dem Sultan einig. Wer ihre Rechte bestreitet, mag sie verklagen. Draußen hat das Reich sie zu schützen. Der Kaiser hat sich für die Souverainetät des Sultans verbürgt; jetzt sorgt das AA dafür, daß diese Souverainetät noch mehr beschnitten wird als schon durch die Algesirasakte. Folge? Muley

Hafid, ein kluger, gerissener und tapferer Kerl, der unser Freund sein wollte, sagt sich: „Einem Einzigen habe ich Konzessionen gewährt; einem Deutschen. Diesen Mann meines Vertrauens läßt die eigene Regirung im Stich. Also muß sie wohl vor den Franzosen und vor deren Freunden Angst haben. Also muß ich trachten, mich mit den Franzosen zu verständigen." Nächste Folge: Zunahme des französischen Ansehens. Tunis, Algerien, Marokko: ein Kolonialreich von einer Größe und einer Ertragsfähigkeit, wie es kaum noch zu träumen war. Wenn das Franzosenheer sich aus diesen kriegerischen Stämmen rekrutirt, werden wir merken, was da angerichtet worden ist. Zu spät. Die Franzosen hatten sich mit dem Erfolg der Brüder Mannesmann abgefunden. Herr Briand dachte gar nicht daran, wegen dieser Minengeschichte sich mit Deutschland zu brouilliren. Der Republik blieb noch genug und sie hatte nie erwartet, daß wir ihren geheimen Wünschen so weit entgegenkommen würden. Da warfen wir ihr Alles hin; und Pichon nickte in der Kammer, als gesagt wurde, die berliner Regirung trete ja selbst nicht für Mannesmanns ein. Man möchte sich die Haare einzeln ausraufen. Und darf nicht schelten, wenn die Deutschen dort unten in ihrer Verzweiflung heulen: „Der Staatssekretär hat eine belgische Frau, der pariser Botschafter ist ein Pole, der Referent (Langwerth von Simmern, den man, da er aus Marokko kein Lorberblättchen heimgebracht hat, durch einen Unbefangenen ersetzen mußte) ein Welfe: daher die Bescherung." Unsinn: die Drei sind auf ihre Weise Patrioten und voll guten Willens. Aber weich und ohne Distanz zu den Dingen. Wer hinter die Coulissen geguckt hat, fühlt bei diesem Ende des Atlasstreites die Schamröthe in den Schläfen brennen.

Lesen Sie Schoens Reden! Ein Erbitterter hat vorgeschlagen, hinter jedem Absatz die Worte einzuschalten: „Ich will nämlich als Botschafter nach Paris gehen." Im Unterbewußtsein ist dieser Wunsch wirksam. Schoen plaidirt gegen seine Landsleute, wird von der pariser Presse als der Mann gefeiert, der neue Argumente wider die Mannesmanns geliefert habe, und erklärt schließlich, daß er nicht wisse, in welchem der beiden Minensyndikate das deutsche Interesse stärker vertreten sei. Danach allein aber hatte er zu fragen; und sobald er wußte, daß bei Krupp den Fremden, bei Mannesmann den Deutschen die Mehrheit gesichert ist, mit aller erreichbaren Wucht für die Volksgenossen einzutreten. Trümpfe genug hatte er. In England, in Frankreich dürfte ein Regirender, der vor dem Feind das Landesinteresse so preisgegeben hätte, sich im Parlament nie mehr sehen lassen. Bei uns nimmt mans hin und ballt die Faust nur in der Tasche. Der Mann redet immer, als habe er eine halb oder ganz bankerote Firma hinter sich und müsse sich freuen, wenn er zu einem erträg-

lichen Arrangement komme. Ahnt er nicht, wie stark das Deutsche Reich ist? Daß es nur muthig zu wollen braucht, um zu siegen? Daß wir nicht den mindesten Grund haben, die Politik der vollen Hose zu treiben? Nur die zaghaften Grimassen Einzelner sind daran schuld, daß man uns jetzt überall auch mit Zollchicanen zu ärgern wagt; uns ringsum die Märkte zu sperren strebt. Lassen wirs uns noch lange gefallen, dann hilft uns wirklich nur noch das Schwert ins Freie. Der Fall Mannesmann bot die günstigste Gelegenheit, endlich wieder verdammt ernsthaft zu reden. Und wenn die Sache viel schlechter gelegen hätte, als sie in der Wirklichkeit liegt: sie mußte durchgebogen werden. Vor solchem lehrreichen Exempel hätten auch die Anderen sich besonnen. Hat denn Keiner mehr die Kraft, im Drang auf den Tisch zu schlagen und den teutonischen Teufel in blutrothem Dampf zu zeigen? Der warme Empfang ist an der Seine ja nun gesichert. Aber ich kann mir nicht denken, daß S. M. jetzt noch, nach solchen Komplimentengewechsel, Monsieur le Baron hinschickt. Lieber mag Radolin, trotz der Gedächtnißabnahme, noch bleiben. Der wehrt sich aus Leibeskräften, weil er das pariser Geschäft liebt und aus der polnischen Wirthschaft daheim wohl nicht so viel Bargeld zieht, wie fürstliche Lebenshaltung und Botschaftergewohnheit fordert. Schoen ist besser dran; und müßte durch Uebereifer der Zärtlichkeit in Paris unmöglich geworden sein. Man würde ihm hier stets mißtrauen; ihn drüben für einen gefälligen Herrn halten, von dem so ziemlich Alles zu haben ist. Und so lange wir mit England nicht in Ordnung sind, ist das hitzige Streben nach intimer Freundschaft mit der Französischen Republik eine wunderliche Schrulle. Am Ziel säßen wir erst recht in der Tinte.

Für ein Jahr sinds genug Unfälle? Keine Illusionen, lieber Freund: die Verlustliste ist noch länger. Der Khedive, Eduards getreuer Vasall, ist durch die kostspielige Fahrt nach den Heiligen Stätten ein Großer im Islam geworden. Auf dem Euphrat und dem Tigris haben nicht wir, sondern die Engländer die Schiffahrtkonzession. Gegen die Bagdadbahn wird auf allen Seiten geputscht; Marschall kann, trotz ansehnlicher Erfahrung im Handwerk und trotz dem dringenden Wunsch nach einem guten Abgang, nichts machen. Und ein neuer Sonderskandal steht uns auch nah bevor. Diesmal kommt er aus Abessinien. Erinnern Sie sich noch des Jubels, der im Reich der Offiziösen entstand, als die Nachricht kam, der Negus habe drei Deutsche in seinen Dienst gerufen, einen Arzt, einen Prinzenerzieher und einen (wenn mans so nennen darf) Kanzler? Menilek hatte schon im Februar 1908 durch unseren Geschäftsträger Mutius den Deutschen Kaiser um solchen Mann bitten lassen und im Herbst dann Zintgraff (der Mutius eine Weile vertrat) für dieses Amt ausersehen. Der nahm, nach einigem Zögern, an; weigerte sich aber, hinzugehen, als

im März 1909 die Berufung in die Presse gebracht und mit der üblichen Unklugheit unter Bengallicht gerückt worden war. Ehe ich hinkomme, sagte er, vergehen drei Monate; und interdum wird von den anderen Mächten so gegen mich gearbeitet, daß ich das Feld verbaut finde. Unsere Herren wurden nervös; S. M. interessirte sich für die Sache und konnte sich persönlich blosgestellt fühlen, wenn nichts draus wurde. Man gab Zintgraff einen Orden und, obwohl er noch nicht Assessor ist (verhülle Dein Haupt, Germania!) den Konsultitel; redete ihm zu, wenigstens einen Versuch zu machen. Er ging. War am sechzehnten Mai in Adis Abeba (auf Deutsch: die neue Blume), der Hauptstadt des Negus; und merkte bald, daß da nichts zu holen war. Engländer und Franzosen hatten seit dem März ihre Zeit nicht verloren und sich die Organisation einer deutschfeindlichen Partei ein ordentliches Stück Geld kosten lassen. Außerdem war Freund Menilek, der seine Lues lange ohne allzu sichtbare Verfallszeichen getragen hatte, fast zur Ruine geworden. Vergiftet? Der deutsche Arzt erklärte, er habe im Urin des Negus Cyankali gefunden. Jedenfalls hatte die Kaiserin Taitu die Macht an sich gerissen und von Civilisation, Fortschritt, deutschem Einfluß war nicht mehr die Rede. Zintgraff fackelte nicht; er erbat noch im Juli seine Entlassung aus dem abessinischen Staatsdienst und stellte sich dem Reichskanzler zur Verfügung. Von diesem Tag an kam es zwischen ihm und unserem Vertreter, Scheller-Steinwartz, zu Differenzen, von denen wir (leider) noch Mancherlei hören werden. Denn Scheller hat es für passend gehalten, vor einem Tageblattkorrespondenten sein Herz auszuschütten, und Zintgraff ist nicht der Mann, der sich mit verschränkten Armen abschlachten läßt. Er ist über alle Begriffe schlecht behandelt worden, mit knapper Noth dem Tod entgangen, der ihm und seiner Frau von einer als Schutzeskorte maskirten Mörderbande zugedacht war, am Tag vor Weihnachten aus dem Reichsdienst geschieden und mag über die Art, wie der Deutsche im Ausland von der Centrale aus geschützt wird, wohl noch mehr zu erzählen haben als Herr Mannesmann. Was man sub rosa hört, geht über die Hutschnur; und ich zweifle, ob der deutsche Staatsbürger entzückt sein wird, wenn er die Düfte der neuen Blume aufriechen muß. Rosens berühmter Zug, die Hebammenparade, die Bosch-Burleske, die Abenteuer des Herrn Holtz, endlich der Fall Scheller: wir haben in einem Lustrum so Wundervolles in Abessinien geleistet, daß uns zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. England kann lachen.

Das ließ sich im Reich des Negus zehn Jahre lang durch einen Mann vertreten, der Sergeant in der indischen Armee gewesen war. Im Ernst: Sergeant. Dann in Centralafrika; Civildienst; Vicekonsul, Konsul, Generalkonsul, Geschäftsträger; und nächstens Mitglied des Unterhauses. John Har-

rington. Der taugte in die abessinische Welt, hielt sich in festem Einvernehmen mit der Sudanregirung und brachte was vorwärts. So machen sies drüben. Wir? Scheller-Steinwartz. Nie im Orient gewesen und nicht mehr frisch genug, um sich noch hineinzufinden; einer von den Bürgerlichen, die sich schon im Glanz der Nobilitirung sehen und vor ungeduldiger Sehnsucht nach dem Tag ihrer „Erhebung" zappeln. Aber von Dresden aus gut empfohlen. Wir gesellen ihm als Militärattaché einen blutjungen Gardereitergrafen, als Verhandlungführer einen Referendar aus dem schleswigischen Amtsgerichtssprengel: und nun kanns losgehen. Mit diesem Kaliber arbeiten wir auf einem höllisch wichtigen Posten, wo der Erfahrenste gerade gut genug wäre. Der Scherz kostet uns (mit den Baukosten) alljährlich hunderttausend Mark. Aber wir haben den Trost, daß secundum ordinem verfahren wird und daß da ein Diplomat sitzt, wo ein richtig gehender Mandarin sitzen muß. Persönlichkeit, Temperament, Erfahrung und Spezialbegabung: darum kümmert sich kein Mensch. Wer saß denn in Saloniki, als die jungtürkische Bewegung vorbereitet wurde? Wir erfuhren nichts; aber der Mann, ders auf dem Kerbholz hat, macht doch seinen Weg. Auch Herr Scheller-Steinwartz vermuthlich; trotzdem er in Abessinien die junge Saat zertrampelt und Zintgraff, dessen kluge Energie und zähe Verschlagenheit für Orientmissionen sehr gut zu brauchen war, durch unglaubliches Reden und Schreiben, Handeln und Unterlassen aus dem Reichsdienst geekelt hat. (Daß der Mann, der auf ausdrückliche Bitte des Chefs nach Abessinien gegangen war, auf alle seine Depeschen und Eingaben nie aus der Wilhelmstraße eine Antwort erhielt und daß sich keine Hand rührte, als der Schwerkranke, Wehrlose im Tageblatt während der Zeit seiner Heimreise im Auftrag unseres Geschäftsträgers angegriffen wurde, gehört zum Ganzen. Desorganisation? Das Wort ist noch viel zu mild.)

Und Alles fällt auf uns; bringt uns und den ganzen Beruf um die Reputation. Dabei giebts, namentlich unter den Jüngeren, Prachtkerle, die sich in der Welt umgesehen haben und danach lechzen, einer gescheiten und muthigen Politik zu dienen. Wann wird der Retter kommen diesem Lande? Der müßte aber unbarmherzige Musterung halten. In jedem anderen Reich ist das Auswärtige Amt der Hort und der Stolz der Nation. Bei uns lachen die Leute, wenn der Staatssekretär sagt, sein Amt trete mit allem Nachdruck für die Interessen deutscher Bürger ein. Mit allem Nachdruck! Drei Tage Antichambre; dann: „Da können wir nichts thun; höchst schwierige Situation; Empfindlichkeiten der Großmächte." Die nächste Generation wird uns . . .

✱

Energie und Psyche.

Was das Wort Energie im gewöhnlichen Sprachgebrauch bedeutet, weiß Jedermann. In der modernen Physik ist es ein terminus technicus geworden. Die Definition, die Wilhelm Ostwald (in seiner neuen Schrift „Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft") giebt, überrascht mich: „Die Umwandlungsprodukte der Arbeit nennen wir Energie." Produkte? Nicht vielmehr das Produzirende? Die Definition des Konversationlexikons erlaube ich mir so zu umschreiben: Energie ist die Arbeit leistende Bewegung des unbekannten Etwas, das Materie genannt zu werden pflegt, das desto räthselhafter wird, je tiefer die Wissenschaft in den Zusammenhang der Erscheinungen eindringt, dessen geometrische Darstellung jedoch als eines Systems hypothetischer Atome die Physiker und die Chemiker in den Stand gesetzt hat, seine Wirkungen, die Veränderungen seiner Erscheinung, exakt zu messen und zu berechnen. Das räthselhafte Etwas nun und seine hypothetische Beschreibung wollen Ernst Mach und Ostwald ausschalten und nur seine Erscheinung, die Energieformen, beschreiben. Die Physiker und die Chemiker haben zu entscheiden, ob sich Das durchführen läßt. Der Laie nimmt einfach ihre Entscheidungen an, so weit sie in Lehrbüchern deponirt sind. Das neuste Lehrbuch der Physik, das ich kenne, das von Aloys Höfler (1904), fußt noch auf der Atomistik. Wundt erklärt (in seinem Essay „Die Theorie der Materie", 1906) den Versuch, auf Hypothesen, die das unbekannte Etwas anschaulich machen, zu verzichten, für der Menschennatur widersprechend, weil wir unbedingt die Naturvorgänge als in Zeit und Raum verlaufend, als Bewegungen diskreter Punkte im Raum vorstellen müssen. Uebrigens sei dieser Energismus schon von der Elektronentheorie überholt, die den Atomismus wiederherstelle, indem das Atom aus Elektronen bestehend gedacht wird (die also die eigentlichen Atome sind). Eine günstige Wirkung hat jedoch nach Wundt die rein phänomenologische Behandlungweise gehabt. „Die Atome oder Moleküle, die man in ihren Eigenschaften so sicher zu erkennen geglaubt hatte, als wenn sie sicht- und tastbare Körper wären, von deren Gestalt und Verkettung namentlich die Chemiker die genauste Rechenschaft zu geben wußten, sie verwandelten sich wieder in Das, was sie von Anfang an gewesen waren: in Hypothesen, die, zum Behuf kausaler Verknüpfung der Erscheinungen aufgestellt, sich selbst allezeit der völligen Umwandlung in thatsächliche Gewißheit entziehen." Doch, wie gesagt, darüber haben die Physiker und die Chemiker zu befinden. Wenn aber Ostwald die „energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft" behandelt, so hat die Geisteswissenschaft ergänzend die psychischen hinzuzufügen. Ostwald selbst leugnet Das nicht, wie ich aus einer nebensächlichen Bemerkung entnehme. In dem Abschnitt über Werth und Tausch schreibt er: „Wie man sieht, tritt hier

die Frage des Genusses oder subjektiven Werthes in den Vordergrund." Dessen Wurzeln wolle er nicht untersuchen, weil Das in den psychologischen Grundlagen der Kulturwissenschaft zu geschehen habe, „während unser Gegenstand die energetischen sind". Freilich ist Ostwald Monist und darum geneigt, die Seele selbst als eine Energieform im physikalischen Sinne des Wortes aufzufassen. Physikalisch geschulte Philosophen lassen nicht einmal das organische Leben als eine solche gelten, geschweige denn den Menschengeist. Das Leben, meinte Eduard von Hartmann, leitet die Energie auf seine Mühle, ist aber selbst keine Energieform. Aehnlich urtheilt der Botaniker Johannes Reinke. Will man untersuchen, ob der Menschengeist als Energieform zu denken sei, so hat man sich des ersten der Sätze der Energetik zu erinnern. Er lautet bekanntlich: Das in einem geschlossenen System (als ein solches dürfen wir unser Sonnensystem auffassen; der damit begangene Fehler ist minimal) vorhandene Energiequantum kann weder vermehrt noch vermindert, kein Theil davon kann vernichtet werden; alle Veränderungen bestehen darin, daß sich eine Energieform in andere wandelt; bei jeder solchen Umwandlung muß die Summe der in neuen Formen auftretenden Energiequantitäten, einschließlich des etwa unverwandelt gebliebenen Restes der ursprünglichen Form, der Gesammtquantität der verschwundenen Form gleich sein: die verschwundene Form und die an ihre Stelle tretenden Formen müssen einander äquivalent sein. (Ostwald unterscheidet vier mechanische Energieformen: Strecken-, Flächen-, Volumen und Formenergie, nimmt außerdem mit allen Physikern noch die übrigen vier bekannten: Wärme, Licht, elektrische und magnetische, chemische Energien an, meint jedoch, es sei nicht wahrscheinlich, daß wir schon alle Energien kennen). Ueber die geistige Energie schreibt er unter Anderem (ich citire nach Baumanns Analyse von Ostwalds Hauptwerk): „Der Blutdruck in den zum Gehirn führenden Arterien wächst sofort, sowie der Versuchsperson irgendeine geistige Arbeit, etwa die Lösung eines Rechenexempels, aufgetragen wird. Die Thatsache der Erschöpfung, Das heißt: der Unfähigkeit zu weiterer Arbeit nach ausschließlich geistiger Anstrengung ohne jede äußere Arbeitleistung, und die Ersetzbarkeit des eingetretenen Verbrauches durch Zufuhr von Nahrung, also von chemischer Energie, erweist gleichfalls die nothwendige Verknüpfung zwischen geistiger Arbeit und Energieverbrauch". Die nothwendige Verknüpfung leugnet kein vernünftiger Mensch. Soll aber die Seele eine Energieform sein, so muß gezeigt werden: daß bei jeder psychischen Thätigkeit, jedem Affekt, jedem Entschluß, ein gewisses Quantum chemischer Energie verschwindet; erst dann steht die Umwandlung von chemischer Energie in psychische fest und darf vermuthet werden, daß die Psyche nur eine Energieform ist. Die Erschöpfung ist noch kein Beweis fürs Verschwundensein: sie kann daher rühren, daß an die Stelle des der Gedankenproduktion dienenden chemischen Prozesses ein anderer dafür ungeeigneter ge-

treten ist, daß also die verschwindende chemische Energie ihr Aequivalent nicht in einer geistigen Thätigkeit, sondern in einer anderen, pathologischen Form der selben chemischen Energie hat. Daß bei stupiden Menschen, die viel essen, die chemische Energie der Nahrungsstoffe nicht in Gedanken umgesetzt wird, ihr Aequivalent also lediglich in Umformungen der Körpermaße haben muß, ist ohne Weiteres klar. Doch auch Dieses müssen die Chemiker zusammen mit den Physiologen ausmachen. Dagegen, scheint mir, läßt sich die entgegengesetzte Frage, ob verschwindende psychische Energie ein chemisches oder sonstiges physikalisches Aequivalent zurücklasse, ohne fachmännische Kenntniß der Naturwissenschaften, und zwar im verneinenden Sinn, beantworten. Wenn ein Mensch stirbt, verschwindet seine psychische Energie spurlos, wenigstens aus diesem unseren irdisch-energetischen Universum Man wende nicht ein: sein Geist wirke ja in anderen Menschen fort. Das thut er durch die Geistesthaten, die er vollbracht hat, aber nach dem Tode vollbringt er keine mehr; in diesem Sinn also ist durch seinen Tod ein Energiequantum vernichtet worden. Wären Gustav Adolf und Wallenstein nicht eines gewaltsamen Todes gestorben, so würden sie in Wechselwirkung die Karte Europas umgestaltet haben. Wäre statt des elenden Regenten der in Fénélons Grundsätzen fest gewurzelte Herzog von Bourgogne auf Ludwig den Vierzehnten gefolgt, so würde die Geschichte Frankreichs anders verlaufen sein. Hätte Schiller das Lebensalter Goethes erreicht, so würde er uns noch einige dramatische, philosophische, vielleicht auch historische Meisterwerke geschenkt haben Wo sind die Aequivalente dieser ausgebliebenen Leistungen? Sind es die chemischen Prozesse, die das faulende Gehirn auflösen? Ist es die Muskelenergie des Gewürms, das sich von den faulenden Hirnmassen nährt? Kann von einem chemischen Aequivalent geistiger Leistungen überhaupt so gesprochen werden, wie wir etwa vom mechanischen Aequivalent einer Wärmemenge, einer Wärmeeinheit oder Kalorie reden?

Und selbst wenn diese Frage bejaht werden müßte, bliebe die Seelenenergie immer noch einzig in ihrer Art und hätte der Psycholog zu prüfen, wie die energetischen Vorgänge auf das Seelenleben wirken; denn alle diese Vorgänge haben keinen anderen Zweck als den, das menschliche Seelenleben auf- und auszubauen und es im Gange zu erhalten. Menschliches Seelenleben und Kulturleben sind identische Begriffe, denn ein Zweihänder ohne Kultur ist noch kein Mensch und echtes Menschenleben ist immer Kulturleben. Ostwald hat also das Recht, von den energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft zu sprechen; er hätte statt Kulturwissenschaft einfacher Kulturleben oder noch einfacher Kultur sagen sollen; selbstverständlich läßt sich diese zum Gegenstande wissenschaftlicher Behandlung machen. Jeder Fortschritt in der Benutzung der Energien, also jeder Fortschritt der Technik (er besteht im Wesentlichen darin, daß sich der Mensch die Energien in immer weiteren Umfange dienstbar macht

und daß er bei der Umwandlung einer Energieform in die andere einen immer größeren Nutzeffekt, also, zum Beispiel, bei der Verwandlung der in der Kohle latenten Wärme in mechanische Arbeit aus einem gegebenen Quantum Kohle ein immer größeres Quantum solcher Arbeit erzielt), ist zugleich ein Kulturfortschritt und Ostwalds Buch zeigt anschaulich, in welcher Weise und in welchem Grade dieser Fortschritt unser ganzes Leben in allen seinen Gebieten umgestaltet und bereichert hat, noch täglich umgestaltet und bereichert und das Leben des Menschengeschlechts in unabsehbare Fernen hinaus sichert.

Der Psychologe hat nun, den Energetiker ergänzend, zu fragen, ob und wie weit die materiellen Bereicherungen auch seelische, geistige seien. Ohne Zweifel sind sie es in dreierlei Beziehung. Der technische Fortschritt ermöglicht einer immer größeren Anzahl von Menschen das Dasein; und da doch eben jeder Mensch eine Seele hat, vermehrt er das geistige Quantum. Ferner mehrt er durch die Fülle der materiellen Güter, die er erzeugt, den Inhalt der einzelnen Seele, ihren Reichthum an Vorstellungen, Begriffen, Gefühlen (da jedes neue Objekt Gefallen oder Mißfallen erregt), Strebungen (da das Gefallende begehrt, das Mißfallende abgewehrt wird). Er erleichtert die geistigen Thätigkeiten, vervielfacht die Beziehungen zwischen den Menschen, reißt den Einzelnen aus seiner Isolirung heraus und verknüpft ihn mit Nahen und Fernen, mit seinem ganzen großen Volk und mit der gesammten Menschheit, und indem er mit einem immer geringeren Aufwande von Muskelkraft eine immer größere Menge von Gütern und Leistungen, etwa Beförderungen von Menschen und Waaren, ermöglicht, erobert er einer stetig wachsenden Zahl von Menschen die Zeit für geistige Beschäftigung und schafft zugleich die Mittel für solche: Bücher, Instrumente, Kunstwerke. Darüber ließe sich ein dickes Buch zusammenschreiben und sind ja wohl auch schon ganze Bibliotheken zusammengeschrieben worden. Im Allgemeinen wird dadurch das Leben auch ohne Zweifel angenehmer. Um nur eine Kleinigkeit zu erwähnen: ich segne den ganzen Winter hindurch an jedem Morgen den technischen Fortschritt, wenn ich, die Aufstehzeit nicht zu verpassen, ein Dutzendmal auf die Uhr sehe. Ich brauche da blos den Hebel des elektrischen Lämpchens zu drehen. Früher mußte ich (wie unbequem!) jedesmal ein Streichholz anzünden, und schrieben wir 1820, so müßte ich, wie meine Großmutter, mit Stahl und Stein Feuer pinken, was für den heutigen Kulturmenschen ein geradezu entsetzlicher Gedanke ist, obwohl es unseren Großvätern und Urgroßvätern nicht im Mindesten entsetzlich vorkam. Endlich bewahrt uns der heutige rapide Fortschritt der Technik vor Erstarrung und vor einem schlafmützigen Schlaraffenleben. Erleichtert er das Dasein im Großen und Ganzen, so erschwert er es doch zugleich jedem Einzelnen dadurch, daß er ihm Konkurrenten in den Nacken setzt, die ihn nicht einschlafen lassen, daß er unaufhörlich alle Verhältnisse umwälzt und jeden Einzelnen wie die

Gesammtheiten fast täglich zu neuen Entschließungen zwingt, daß er die ganze Menschheit vor neue Aufgaben stellt, aus deren Lösung immer wieder andere Aufgaben hervorwachsen. Die griechisch-römische Welt, habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten schon gesagt, ist daran gestorben, daß sie, in eine einseitig ästhetisch-philosophische Lebensauffassung verrannt, nichts Ordentliches mehr zu thun hatte. Sie langweilte sich in immer neuen Wiederholungen der alten Rede-, Kunst-, Lebens- und Denkformen zu Tode. Die Technik wurde grundsätzlich verachtet: Archimedes schämte sich seiner glänzenden praktischen Leistungen. So fehlte der technische Antrieb zur Fortbildung der Naturwissenschaften und die von der Technik ausgehende Umgestaltung der Gesellschaft- und Wirthschaftzustände. Die Barbaren hatten dann genug zu thun, mit den von den Griechen und Römern geerbten unvollkommenen, aber immerhin brauchbaren Techniken Mittel- und Nordeuropa mit landwirthschaftlichen Kulturen und Städten zu bedecken; hierauf eröffnete die Entdeckung der Neuen und die Erschließung des exotischen Theiles der Alten Welt neue Gebiete des Wirkens; und seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ist es die von der Naturwissenschaft geschaffene und diese wiederum anregende und befruchtende Technik, die auf die eben angedeutete Weise den modernen Menschen in Athem hält.

Aber auch dieser schönen Medaille fehlt nicht die Kehrseite. Der Psychologe hat weiter die Pflicht, zu zeigen, daß der technische Fortschritt die Kultur nicht allein lebendig erhält und bereichert, sondern auch die Menschenseele auf mannichfache Weise beraubt, ärmer macht und ihr Leben bedroht. Mit Klagen darüber sind ebenfalls schon Bibliotheken gefüllt worden. Georg Simmel zeigt sehr schön, wie der in Produkten objektivirte Geist durch seine Massenhaftigkeit den subjektiven, den bewußten Einzelgeist erdrückt, der vor lauter Eindrücken nicht mehr zu eigener Thätigkeit kommt, was namentlich in der Großstadt der Fall ist; weshalb Menschen, die noch Sinn für eigenes selbständiges Seelenleben haben, das Bedürfniß empfinden, wenigstens zeitweilig aus dem großstädtischen Kulturreichthum in die Einsamkeit zu fliehen. Wie vieler Freuden die Zurückdrängung des Organischen (des Thier- und Pflanzenlebens) aus unserem Dasein und die Fesselung der meisten Menschen an Stein und Eisen beraubt, habe ich selbst einmal in der „Zukunft“ erörtert; jetzt müht sich die Gartenstadtbewegung, diesem Uebel entgegenzuwirken. Und wie abschreckend sind nicht schon oft die modernen Arbeitarten geschildert worden! Eine Bemerkung Ostwalds, der für die moderne Technik sonst nur uneingeschränktes Lob hat, entfaltet einen ganzen Fächer von Perspektiven, in die nur ein klein Wenig hineingeleuchtet werden soll. Er erwähnt, daß fast alles Eisen, das in der Welt gewonnen wird, nur zu Transformationzwecken benutzt wird. Nur ein ganz kleiner Theil der Eisenproduktion (sie beträgt 200 000 000 Kilogramm täglich) wird in unseren Häusern und zu Gebrauchsgegenständen verwendet.

„Aehnliche Verhältnisse finden wir, wenn wir den Inhalt unseres wachen Lebens untersuchen. Bei Weitem der größte Theil unserer Zeit geht dahin, Dinge zu thun, die wir nicht unmittelbar als solche gern thun, sondern die nur den Zweck haben, uns die Möglichkeit zu schaffen, in anderen Stunden willengemäß zu leben." Wie, wenn gerade diese Vorbereitungarbeit das Willengemäße wäre? Sie kann es sein und sie soll es sein, und daß sie es für Viele immer weniger wird, ist Schuld des technischen Fortschrittes. Das Menschenleben verfließt im Wechsel von Arbeit und Genuß. Soll Beides echt menschlich sein, so muß es durch menschliche Zwecke und Empfindungen geadelt werden. Beim Genuß ist Dies der Fall, wenn er geistiger Natur ist, in der Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisses oder des Wissenstriebes besteht oder wenn er ein durch ästhetische oder durch sittliche Gefühle (wie Freude über den Mitgenuß Anderer) veredelter Sinnengenuß ist. Die Arbeit wird zur echt menschlichen in dem Grade, in dem der Geist daran betheiligt ist und die Arbeit Befriedigung gewährt, sei es durch sich selbst oder durch den ästhetischen oder sittlichen Zweck, dem sie dient. So weit es nun das Gemüth ist, das dem Genuß und der Arbeit Werth verleiht, ändert die Technik unmittelbar nichts daran. Das Menschengemüth ist seit Homers Tagen das selbe geblieben. Es giebt bei jedem Stande der Technik musische und amusische, gefühlvolle und unempfindliche, gute und böse, liebreiche und lieblose Menschen. Nur mittelbar und quantitativ wirkt der technische Fortschritt ein, indem er die Bildungmittel: Bücher, Zeitungen, Kunstwerke, künstlerische Veranstaltungen, vervielfacht und durch Verkehrsanstalten sie und mit ihnen Verfeinerung, zugleich aber vielfach auch Verrohung und Vergiftung des Gemüthes rasch verbreitet. Unmittelbar dagegen wird vom technischen Fortschritt, und zwar in nachtheiliger Weise, Das berührt, was die Arbeit an sich zu einem Genuß macht. Ein Dreifaches: das Entdecken, Finden und Erfinden; das aus der Ueberwindung von Widerständen entspringende Kraftgefühl; die Freude am Schaffen.

Bei Wanderung und Ansiedlung in einem unbekannten Land (und in Urzeiten war dem Menschen die ganze Erdoberfläche unbekanntes Land) kommt jeder Einzelne oft in die Lage, Pfadfinder sein zu müssen, und in den ersten Zeiten der Kulturentwickelung, wo ein Jeder Alles, was er brauchte, Nahrung- und Genußmittel, Leibes- und Hausschmuck, Geräthe und Werkzeuge selbst herstellte, war Jeder ein Erfinder. Wenn es dabei zu keiner rechten Erfinder- und Entdeckerfreude kam, so lag Das daran, daß die Mühen, Anstrengungen und Gefahren eines solchen Lebens übermäßig groß waren und daß mitunter auch recht unerfreuliche Dinge wie Giftschlangen, bodenlose Sümpfe und lebenzerstörende Naturkräfte entdeckt wurden. Aber nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten stellten sich die Freuden ein. Aus der Odyssee erfahren wir, was Alles an den Küsten des Mittelmeeres entdeckt und wie die Entdeckerfreude

dem Abenteurer und seinen Zuhörern durch phantastische Lügen erhöht werden konnte. Wie mancher Forscher und Erfinder mag schon lange vor Archimedes mit jubelndem Heureka die Luft erschüttert haben! Davy tanzte in seinem Laboratorium, als er das Kali entdeckt hatte. Geographisch nun giebt es heute nichts mehr zu entdecken, seit zwei Amerikaner dem Nordpol einen Besuch abgestattet haben; am Südpol wird es genau eben so aussehen, so daß es wirklich nicht lohnt, seinetwegen Hunde oder anderes Zugvieh totzuschinden. Nur in den höhereren Luftschichten kann (durch Besteigen hoher Berge und in Luftballons) noch so Manches gefunden werden in Beziehung auf Temperatur, meteorologische Erscheinungen, physiologische Wirkungen dünner Luft. Der Pfadfinder bedarf es heute höchstens noch bei der Durchforschung Innerafrikas und einiger innerasiatischen Steppen und Gebirge. In der übrigen Welt tragen den Reisenden Bahn- und Postwagen auf Schienen und Kunststraßen durch Gegenden, die er aus hundertfältigen Beschreibungen, aus dem Atlas und dem Kursbuch schon so genau kennt wie seine Westentasche. Hat ein reicher Mann einen zuverlässigen Diener, der die Fahrkarten besorgt und ihn aus einem Zug oder Dampfer in den anderen umquartirt, so kann er im Schlaf und Halbschlaf eine Reise um die Welt und nach jedem Ort unseres Globus machen. Aber die wissenschaftlichen Entdeckungen, die Erfindungen! Leben wir nicht im Zeitalter dieser Entdeckungen und Erfindungen? Freilich; doch die Männer, denen die Forscher- und Erfinderfreude zu Theil wird, machen noch nicht den millionsten Theil der auf Erden lebenden Menschen aus; die übrigen sehen sich auf den passiven Genuß beschränkt, den die Kenntniß dieser Entdeckungen und Erfindungen gewährt; und da das wissenschaftliche Interesse an ihnen keineswegs eine Massentugend ist, erregen nur solche Erfindungen allgemeines Interesse, die, wie die Luftfliegerei, die Schaulust befriedigen und dabei geeignet sind, großartige Aussichten zu eröffnen und phantastische Hoffnungen zu erregen. Im Allgemeinen werden Jedem für seine Verrichtungen mehr Mittel und Werkzeuge fertig dar- und angeboten, als er braucht, so daß er wirklich nicht nöthig hat, seinen Kopf mit Erfindungen anzustrengen. Auch die meisten der Personen, die Physik und Chemie von Berufs wegen betreiben, thun Dies als routinirte Benutzer der Entdeckungen und Erfindungen Anderer und fertiger Instrumente und Geräthe. Ein hochgebildeter Mann, der sich ein paar Jahre, nicht berufmäßig, mit Chemie beschäftigt hat, sagte mir, das Formelwesen und die Ausübung der erlernten Verrichtungen im Laboratorium hätten ihm nur sehr geringe Befriedigung gewährt. Jedenfalls reicht, wie man aus den Klagen der Techniker entnehmen kann, die geistige Befriedigung nicht hin, den Verdruß über die materielle Lage aufzuwiegen, die dadurch verschlechtert worden ist, daß die anfangs so glänzenden Aussichten diese Berufe überfüllt haben. Arbeiter in Maschinenfabriken sollen hier und da etwas Neues ent-

decken oder erfinden: eine Ersparniß an Material, Verbesserung eines Ventils und Dergleichen; aber was bedeutet Das für die Beglückung der Masse! Wie schon den Kindern die Erfinderfreude dadurch geraubt wird, daß man sie mit luxuriösem Spielzeug überschüttet, das den Alten sehr gut gefällt, darüber klagen verständige Pädagogen seit vierzig Jahren. Vor kurzer Zeit hat Wundt den naheliegenden psychologischen Grund, weshalb dem Kinde das Spielzeug am Besten gefällt, das es sich selbst macht, sehr hübsch dargelegt. Früher bereitete es dem Schulknaben Freude, sich sein Schreibheft selbst herzustellen, es mit einem Einband nach eigenem Geschmack zu schmücken und mit mehr oder weniger gut gerathenden Linien zu versehen. Heute bekommt die ganze Klasse uniforme fertige und vorschriftgemäß liniirte Hefte. Doch werden von diesen Beraubungen nur die im Aeußerlichen Lebenden, die freilich die Mehrzahl ausmachen, getroffen. Der Gemüthvolle besitzt, zu seinem Glück, ein unerschöpfliches zweites Universum, das ihm die Technik weder geben noch nehmen kann. Er vermag neue Schönheiten in dem längst bekannten Stückchen Natur seines Wohnortes, neue Wunder in den Seelen seiner Mitmenschen, namentlich in der geistigen Entwickelung seines Kindes, und, wenn er gläubig ist, Gottes Walten in der Verkettung der menschlichen Schicksale, der historischen wie der seiner persönlichen Erfahrung, zu entdecken.

Daß die heutige Technik in vertikaler wie in horizontaler Richtung Massen bewegt, denen gegenüber alle menschliche und thierische Muskelkraft versagt, und daß sie dem Menschen sehr widerwärtige Muskelleistungen (das Heraufschleppen von Mineralien in tiefen und engen Schachten) abnimmt (thäte sie Das nur überall!), müssen wir als einen Segen preisen. Aber ganz allgemein wirkt die Ersetzung der Muskelarbeit durch Maschinenarbeit keineswegs beglückend. Der gesunde Mensch will seine Muskeln anstrengen, will sich seiner Kraft bewußt werden durch die Ueberwindung von Widerständen bei der Arbeit wie beim Vergnügen. Keine größere Lust für einen Jungen als die, beim Balgen einen anderen Jungen unterzukriegen und zu „verhauen". Hier mischt sich freilich in die gesunde Lust des Kraftgefühles und der Ueberlegenheit eine ungesunde, pathologische ein, die sich im Erwachsenen zur Wollust des Hasses und der Grausamkeit steigert und namentlich in den politischen, konfessionellen und nationalen Parteikämpfen die widerlichsten Früchte zeitigt. Rein bleibt die Freude des Kraftgefühles, wenn sie nicht an einem menschlichen Gegner, sondern an einem Naturobjekt gewonnen wird. Ein tiefer Spatenstich, ein Axthieb ins harte Holz erzeugt ein Gefühl der Befriedigung. Als Eurymachos den Bettler Odysseus als einen arbeitscheuen Lumpen verhöhnt, antwortet ihm Dieser: „Wenn wir doch arbeiteten Beid' um die Wette!" Er machte sich anheischig, einen langen Frühsommertag hindurch bis spät in die Nacht, und zwar nüchtern, Gras zu mähen oder einige Morgen Land umzupflügen: „Wahrlich, Du sähst,

ob die Furch' in einem Zug ich hinabschnitt!" Und heute noch ist der junge Bauer stolz darauf, wenn er, was keine Kleinigkeit ist, mit der linken Hand den schweren Pflug, mit der rechten ein muthiges Gespann regirend, die erste schnurgerade Furche gezogen hat. Der Dampfpflug, der nicht anders als geradeaus laufen kann, gewährt den ihn Bedienenden nicht die selbe Befriedigung und den Tischler kann das von der Maschine geglättete Brett unmöglich so freuen wie eins, das er mit der Hand tadellos gehobelt hat. Utopisten, die uns ausmalen, wie in Zukunft die Arbeiter Herren und Damen sein werden, die in einem schönen Saal, mit Lesen oder Unterhaltung beschäftigt, herumsitzen, von Zeit zu Zeit auf einen Zeiger blickend, der ihnen den Stand der Arbeit kundgiebt, die in unterirdischen Räumen von eisernen Männern verrichtet wird, und mit einer Fingerbewegung diese Arbeit regulirend, — solche Utopisten verkennen gründlich die Menschennatur. Bekanntlich hat die Abnahme der Muskelarbeit die Sportfexerei erzeugt, die jene ersetzen soll. In hygienischer Beziehung thut sie Das. Aber befriedigt sie auch in gleichem Grade das Gemüth? Es wäre doch wohl kein ganz gesundes Gemüth, das über den Sieg in einem Fußballmatch, über eine genommene Alpenspitze, über einen Fahrrad- oder Autorekord die selbe Genugthuung empfände wie am Feierabend nach vollbrachter anstrengender und nützlicher Arbeit. Anstrengende Arbeit giebt es ja noch genug. Aber wenn es Muskelarbeit ist, dann ist sie meistens, wie die in Gruben, sehr unangenehm, und wenn sie nur die Aufmerksamkeit anstrengt, erzeugt sie kein Kraftgefühl. Daß in Nordamerika die Arbeithetze sehr viele Menschen geradezu umbringt, haben mich jüngst Hesse-Wartegg, der sehr zuverlässige Engländer J. F. Fraser und ein newyorker Brief der Frankfurter Zeitung gelehrt. Sie berichten übereinstimmend: In den größten Betrieben sieht man sehr wenige Arbeiter, und die man sieht, sind alle jung. Fraser fragte einen Großunternehmer, wo denn die alten Leute blieben. Ja, sagte Der, wenn Sie die älteren Jahrgänge sehen wollen, müssen Sie eine Spazirfahrt nach dem Friedhof unternehmen. Ob es Muskel- oder Nervenüberanstrengung ist, was die Leute vorzeitig tötet, geht aus den Berichten nicht hervor; jedenfalls ist solche Arbeit kein Genuß mehr. Die Leute sollen sich ihr trotzdem gern unterziehen und heiter dabei bleiben, — dank einer Illusion. Weil es drüben einige Hundert, vielleicht einige Tausend arme Arbeiter zum Multimillionär gebracht haben, sieht sich jeder Junge, der in eine Fabrik eintritt, schon als Dollarkönig in einem Palast wohnen. Und sparen kann er ja auch vom ersten Tag an, denn die Löhne sind hoch. Aber eben die Höhe der Löhne hat es dem amerikanischen Unternehmer zum Grundsatz gemacht, so viel wie möglich automatisch sich selbst regulirende Maschinen und so wenig wie möglich Menschen zu verwenden, aus diesen aber so rasch wie möglich Alles herauszuholen, was an Muskel- und Nervenkraft in ihnen

steckt. Auch bei uns zu Lande lehrt man: Die ökonomische Tendenz geht dahin, wenig, dafür aber nur sehr intelligente Menschen zu verwenden, so daß der Vorwurf, die Maschine entwürdige den Menschen zum Maschinentheil, hinfällig wird. Doch die Intelligenz, die zur Bedienung einer feinen Maschine erforderlich ist, ersetzt weder das Kraftgefühl noch die übrigen Vortheile der Handarbeit, die der Maschinenbetrieb raubt; und wohin sollen die überflüssig gemachten Arbeiter? Zunächst freilich dahin, wo die vermehrten und verbesserten Maschinen gebaut werden; aber Das reicht nicht hin. Also in Schreibstuben? Die Aktenschmiererei wächst ja täglich ins Ungeheuerliche, aber sie ist doch eben die elendeste Art von Arbeit; und auch sie reicht noch nicht zu. Wie man gelegentlichen kurzen Zeitungberichten entnehmen kann, ängstigt das riesengroß aufsteigende Gespenst der Arbeitlosigkeit die englischen Staatsmänner gar sehr. Der Fortschritt der Technik ermöglicht ungezählten Millionen Menschen das Dasein: gewiß; aber von Zeit zu Zeit hebt er diese seine Leistung selbst auf: weder die ausgeschalteten noch die zu Tode gehetzten Arbeiter haben Ursache, sich der Technik zu Dank verpflichtet zu fühlen.

Endlich nimmt diese Technik mehr und mehr der Arbeit den Charakter einer schöpferischen Thätigkeit. Dieser Charakter, der den Menschen am Meisten Gott ähnlich, zu einem kleinen Gott macht, ist es, der die höchste Befriedigung gewährt. Am Wenigsten kann der technische Fortschritt der geistigen und der künstlerischen Thätigkeit anhaben. Der geistig Schaffende sieht sich nur dadurch einigermaßen eingeschränkt, daß ihm die Ueberproduktion die Auffindung neuer Stoffe erschwert und daß ihm die Arbeithetze keine Zeit läßt, Arbeiten wie Reden oder Zeitungartikel zu kleinen Kunstwerken zu gestalten. Dem Maler raubt die Verbreitung wohlfeiler Reproduktionen die Aussicht auf Absatz seiner Bilder; und der Bildhauer, der nur noch das Modell eigenhändig herstellt, hat nicht mehr den Vollgenuß eines Michelangelo, der unter seinen Hammerschlägen und Meißelstößen die Menschengestalt aus dem Marmorblock erstehen sah. Den ausübenden Musiker droht die Pianolaindustrie überflüssig zu machen, und werden diese Mechanismen wohlfeiler, so wird auch der bescheidene Dilettant um sein Vergnügen im Kämmerlein kommen. Bis jetzt bereitet ihm (freilich nicht seinen Hausgenossen und Nachbarn) sein Stümpern (Das gehört eigentlich ins vorige Kapitel von der Ueberwindung der Widerstände) mehr Genuß als das Anhören einer vollkommenen Aufführung im Konzertsaal. Aber wenn er sich diese vollkommene Aufführung zu jeder Stunde in seiner Wohnung verschaffen kann, wird er sich seines Stümperns schämen und einen sehr reellen Genuß einbüßen. Ueber den Unterschied von Handwerksarbeit und Fabrikarbeit ist schon so viel geschrieben worden, daß wir dabei nicht zu verweilen brauchen. Nur an zwei Umstände mag kurz erinnert werden. Wie der Kapitalismus den Arbeiter von seinem Werkzeug, so trennt die mit

dem Kapital verschwisterte Technik den Arbeiter von seinem Produkt. Oder vielmehr: sie raubt es ihm; er hat kein Produkt mehr, kein Gebilde, von dem er sagen kann: „Das habe ich gemacht, davon bin ich der Schöpfer", was der Schusterlehrling vom ersten Stiefel sagen darf, den er selbst und allein angefertigt hat. Die Arbeiter einer Fabrik stellen mit Maschinen Dampfkessel her. Der in diesen Kesseln erzeugte Dampf wird andere Maschinen treiben, die wiederum eine dritte oder, auch die Kessel zu den Maschinen gerechnet, eine vierte Art von Maschinen herstellen, die dann endlich, von Arbeitern bedient, Gebrauchsgüter anfertigen. Nicht diese Arbeiter sind es, die Kattun, Schuhe, Nähnadeln, Stahlfedern anfertigen, sondern die Ingenieure, die jene vier Gattungen von Maschinen erfunden, und die Ingenieure, die ihrer Vorgänger Erfindungen angewendet haben. Dabei haben nun außer den Arbeitern der letzten, der vollendenden Kategorie auch die der drei vorhergehenden Kategorien mitgeholfen; und auch von den Arbeitern der letzten Kategorie hat keiner ein persönliches Verhältniß zu einem einzelnen Produkt, so daß er sagen könnte: Diese Stahlfeder oder dieses Stück Kattun habe ich zwar nicht geschaffen, aber wenigstens vollendet; jedes Stück ist das gemeinsame Produkt einer unübersehbaren Zahl von Zusammenarbeitenden. Wo aber der Arbeiter noch ein einzelnes Stück herstellt, da verwirklicht er in ihm nicht seine Idee, sondern die eines Anderen. Das geschieht, zum Beispiel, in der Möbeltischlerei. Als Ideal der Werkstatteinrichtung, schreibt Sombart, erscheine dem Künstler „ein Troß höchstspezialisirter Qualitätarbeiter, deren jeder, wenn möglich, ebenfalls nur auf einen Künstler und eine Verrichtung eingeübt ist, etwa auf Intarsiaarbeit für Pancock." Der Grundgedanke der neuen Ordnung sei, es dahin zu bringen, „daß ein Geist nicht nur für tausend, sondern für zehntausend, für hunderttausend Hände genüge."

Demnach bedeutet nicht jeder technische Fortschritt einen Fortschritt in Dem, was das Leben lebenswerth macht, und der technische Vortheil kann eine Schädigung der Psyche sein. Da haben wir einen modernen Sinn des Wortes: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an seiner Seele" oder seine Seele ganz einbüßte und zum (nur noch körperlich fühlenden) Arbeitautomaten würde? Daraus folgt, daß es keineswegs immer weise ist, sich der neusten technischen Errungenschaft in allen Fällen zu bedienen. Man muß nicht jeden Eisenbahnzug und Tramwagen benutzen, der sich darbietet, sondern manchmal seine Beine auch noch zu anderen als zu Sportzwecken gebrauchen, vielleicht zu einem Studiengang durch die Straßen der Stadt oder zu einem Spazirgang durch etliche Dörfer. Und wenn ein Bauer auf die Dreschmaschine verzichtete, um sich und seinen Leuten bis in Winters Mitte hinein die gesunde Beschäftiguug auf der Tenne zu erhalten, so würde ich ihm Das nicht übel nehmen.

Reisse. **Karl Jentsch.**

Selbstanzeigen.

Louvet: Die Abenteuer des Faublas. Deutsch von Otto Erich Hölding. Eingeleitet von Franz Blei. Mit vier radirten Vignetten und zwölf ganzseitigen Radirungen von Karl Walser. Vier Bände. Georg Müller in München.

Es wird dem leichten Buch des Bürgers Louvet einen besonderen Werth weder nehmen noch zufügen, wenn man erfährt, daß sein Verfasser es nur in einem sehr bescheidenen Maße wirklich erlebt hat und daß es zum allergrößten Theile ein Spiel der heiteren Laune und der lebhaften Imagination ist: ein frivol-naiver Epilog zu dem herzlosen Theaterstück, das sich die Liebe im Ancien Régime nannte, sehr rasch und temperamentvoll gesprochen, denn der Vorhang (er war aus Eisen und hatte eine scharfe Schneide) fiel schon, da Faublas seine letzten Worte sagte. Zwei Bücher stehen am Ende dieser Zeit. Das eine erkennt sie und lebt darum für alle Zeiten als das Werk eines großen Dichters: die Liaisons dangereuses. Das andere läßt noch einmal Alles, was sich die alte Gesellschaft angeschminkt hatte, in rosigster Beleuchtung sehen: die Abenteuer des Faublas. Das erste Buch entsetzte die Zeitgenossen mit seiner Wahrheit, die sie nicht verstanden, das andere charmirte sie mit seiner Lüge, in der sie sich gefielen. Laclos zeigte ihnen den inneren Mechanismus der paar Tausend Menschen, welche die Gesellschaft des Ancien Régime sind. Louvet zeigte die Mechanik der Geste und Grimasse, die Konvention. Das wirkliche Leben entsprach so wenig der Heiterkeit dieser Abenteuer, wie etwa heute das wirkliche Leben in Paris den Romanen und Theaterstücken der Boulevardiers entspricht; ein paar Snobs modeln sich danach, heute wie damals. Wer das Jahrhundert „liebenswürdig galant“ nennt, wird durch den Schein von ein paar gesellschaftlichen Formen getäuscht, in welche diese ganz kalten Menschen sich um so mehr begeben müssen, als sie Bestien in ihrem inneren Wesen sind, wobei nicht nur an die Guillotine der Revolution zu denken ist, sondern an das Egoistische, Verstandesstolze und unerbittlich Zerlegende dieser letzten Ausläufer eines Persönlichkeitkultus, wie ihn die Renaissance zuerst eingeführt hat.

Jean-Baptiste Louvet, der sich vor der Revolution De Couvrai nannte, war ein kleiner Buchhandlungsgehilfe, als er mit sechsundzwanzig Jahren die Schelmenstücke seines Faublas erfand, um sich mit dem Buch ein Stück Geld zu verdienen; was ihm auch gelang. Er zog als ein berühmter Autor in ein kleines Häuschen nach Nemours bei Paris, wo er mit seiner Jugendgeliebten lebte, die mit ihrem Mann in Scheidung lag. Er heirathete sie 1793 und nannte sie nach einer seiner Heroinen im Faublas Lodoiska. Er war ein zärtlicher Gatte; als er vier Jahre später starb, vergiftete sich Lodoiska mit Opium; sie wurde aber gerettet und lebte ihrem Kinde.

Louvet war stark in der romantischen Imagination. Das zeigt nicht nur sein Roman, sondern auch seine politische Laufbahn. Die Revolution that es ihm sofort an. Als er von dem Bastillesturm hörte, litt es ihn nicht länger in Nemours. Er pflanzte da noch schnell die Trikolore auf und ging dann nach Paris, wo er sich mit einer politischen Brochure die Zulassung zu den Jakobinern verschaffte, ohne noch als Redner hervorzutreten. Das Publikum gefiel ihm erst am fünfundzwanzigsten Dezember 1791 in der Gesetzgebenden Versammlung, wo er im Namen der Section des Lombards die Anklage gegen die Prinzen verlangte. Die

Damen im Zuschauerraum waren sehr enttäuscht. Sie hatten einen hübschen Jungen erwartet, der in Frauenkleidern einen eifersüchtigen Ehemann hinterging. Aber sie sahen einen kleinen Mann, der einen Kahlkopf hatte, recht häßlich und kurzsichtig und unmöglich angezogen war. Doch sprach er gut und hatte immer seinen rednerischen Erfolg, wenn Das, was er sagte, auch ganz ohne Sinn oder selbst komisch war, wie sein Antrag, die Jakobiner mögen schwören, keinen Zucker zu brauchen, so lange die Fabrikanten das Pfund nicht zu zwanzig Sous verkaufen (was sogar angenommen und von jedem Jakobiner einzeln unterschrieben wurde). Aber Louvet kam zu keiner führenden Rolle; seine Popularität war gering im Klub. Die bekam er erst, als er die „Sentinelle“ affichirte: ein rosafarbiges Plakat schmückte zweimal in der Woche alle Mauern und man las und stritt um Das, was Louvet da geistreich beredete. Er arbeitete mit der Sentinelle gegen den Berg für die Gironde mit viel bösartiger Rancune, um der Madame Roland zu gefallen, die in dem ganz romantischen Louvet ein politisches Genie sah, für das er sich auch selbst hielt. Im September 1792 wurde er (für Condorcet) zum Mitglied des Konvents gewählt. Seine Reden waren Indignation. Er war immer über Etwas empört und so ein guter Republikaner bis ans Ende seiner Tage. Reden konnte er prachtvoll, aber was er redete, war blos schön zum Anhören und löste keine Thaten aus. Er hatte keine Ahnung von Dem, was wirklich vorging, und erfand Komplote, die er dann angriff; er nannte Hérault de Séchelles einen Agenten der Mächte, Marat einen Royalisten und Agenten Oesterreichs. Er überraschte mit Alledem seine Freunde und machte seine Feinde sicher. Wahrscheinlich rettete ihm diese Romanhaftigkeit seines politischen Gebahrens das Leben. Er hat, als er sich in den Jura exiliren mußte, die Memoiren der Revolution geschrieben, wie er sie sah: es ist ein phantastisches Wunderbuch.

Einmal nur nennt die Geschichte der Revolution Louvet in Versalien. Als Robespierre am neunundzwanzigsten Oktober 1792 im Konvent erklärte, Niemand wage, ihn ins Gesicht hinein anzuklagen, da sprang Louvet auf: „Ich fordere das Wort, um Robespierre anzuklagen“; und er hielt seine berühmte Robespierride, an der er sechs Wochen gearbeitet hatte, ein Meisterstück eleganten Schwunges und rhetorischen Theaters, das sich nur ganz auf das Talent seines Verfassers und gar nicht auf Beweise zu stützen für nöthig hielt. Acht Tage später antwortete Robespierre sehr geschickt: und die Robespierride war ganz umsonst gewesen.

Ende 1793 mußte Louvet mit den Girondisten flüchten. Auf dem traurigen Zug durch Frankreich, den er in seinen Memoiren beschreibt, mußte er erleben (und er erzählt es ehrlich), daß die ganze Provinz für den Konvent war. Nach Robespierres Sturz kehrte Louvet nach Paris zurück (er war im Jura gewesen und hatte nie den französischen Boden verlassen) und machte einen Buchladen auf. Er kam wieder ins politische Leben, das er nun etwas weniger romanhaft sah, und wurde am fünfzehnten Messidor 1793 ein stilles Mitglied des Wohlfahrtausschusses. Er sollte nach Palermo als Gesandter, war aber beinahe vergessen, als er am fünfundzwanzigsten August 1797 starb.

Den Letztgekommenen der frivolen Literatur nahm die Göttin der Vernunft die Feder aus der Hand, die sie von den Musen geküßt glaubten. Und sie gaben sie leichten Herzens und stiegen auf das Rednerpodium. So Saint-Just, der Elegant, von dem jedes Wort einen Kopf kostete, und so Louvet, der brave Bürger, der

sich immer nur entrüstete und auch als Politiker blieb, was er als kleiner Bursche war: der temperamentvolle Erfinder nie erlebter Abenteuer.

München. Franz Blei.

Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1910. Dieterichscher Verlag (Theodor Weicher) in Leipzig. 1 Mark.

Der unterzeichnete Herausgeber schickt dieses Reuter-Jahrbuch zum vierten Mal in die Welt und schildert vornehmlich die Beziehungen des mecklenburgischen Volksdichters zu Hamburg und Bremen. Unter den bisher unveröffentlichten Briefen Reuters verdienen die an den Rheder Waltjen allgemeine Beachtung; sie bekunden das tiefe Gemüth, den offenen Charakter und den goldenen Humor ihres Schreibers. Aus Reuters literarischem Nachlaß werden Gelegenheitdichtungen veröffentlicht, die der Frühzeit angehören; auch eine hochdeutsche Humoreske „Einer selbander“ und ein Lustspielfragment „Der Teufel im braunen Frack“. Reuters Zeichentalent beweisen mehrere trefflich ausgeführte Köpfe, namentlich das des alten Superintendenten Floerke in Parchim. Wer den neuen Jahrgang des auch illustrativ reich ausgestatteten Reuter-Kalenders liest, möge das Vorwort und die darin zum Schluß ausgesprochenen Wünsche des Herausgebers nicht übersehen.

Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Meine Gesangskunst. Zweite Auflage. Verlag der Zukunft in Berlin.

Der Zweck der ersten Auflage ist erreicht. Das Buch hat Manchem über das Wesen des Kunstgesanges die Augen geöffnet. Mißverständnissen zu begegnen, muß Jeder gewärtigen, der Etwas sagt und schreibt. So viele Hörer und Leser, so viele verschiedene Begriffe und Ausdrücke von der selben Sache. Ich habe versucht, in dieser zweiten Auflage Mißverständnissen vorzubeugen und besser auszudrücken, was ich zu sagen hatte. Man denke nicht, ich erhöbe Anspruch auf Neugesagtes. Wohl aber den: Das, was schon oft gesagt und ebenfalls mißverstanden wurde, in die Sprache des Sängers übersetzt zu haben, der sich allein nach Stimmempfindungen richten und aus diesen heraus lernen kann. Nur Wenige sind auserlesen. Nicht Alle können große Künstler werden. Jeder aber, der sich aus innerem Triebe dem Beruf widmet, sollte bestes Können erstreben. Wenn auch die Theaterkunst eine einschneidende Reform erfahren hat und immer wieder erfahren wird, so sehe ich doch nicht ein, warum wir für die Technik des Kunstgesanges, die Schönheit und Erhaltung der menschlichen Stimme (deren wir immer bedürfen werden) nicht Sorge tragen sollen. Ohne gründlich technische Kenntnisse ist die Kunst unmöglich oder unzulänglich. Um unseren Körper geschmeidig und gesund zu erhalten, machen wir gymnastische Uebungen. Warum sollten Sänger nicht auch täglich, zur Erhaltung ihres Berufsmaterials, gymnastische Uebungen ihrer Stimmorgane machen? Unzertrennlich von der Kunst ist die Technik. Nur durch technische Meisterung seines Materials wird der Künstler in den Stand gesetzt, sein geistiges Kunstwerk auszugestalten, es Anderen (als sein dem Leben entnommenes Eigenthum) wiederzugeben. Ohne gründliche Meisterung des Materials bleiben auch geistig hochbegabte Künstler Krüppel; und jeder große Künstler hat Das sicher

auch schon an sich selbst erfahren. Nur weil ich mich unserer großen Gesangskunst gegenüber so klein fühle, so unvollkommen, nur weil ich einsehe, wie viel zu lernen bleibt, kann ich aus tiefstem Herzen wünschen und hoffen, daß es Andere besser machen als ich, der man nur Zweierlei nicht wird absprechen können: den Ernst und die Hochachtung vor Kunst und Können.

Grunewald. Lilli Lehmann.

Der Rembrandtdeutsche.

In dem Aufsatz des Herrn Cornelius Gurlitt über den Rembrandtdeutschen sind einige thatsächliche Irrthümer, die Sie gewiß im Interesse der objektiven Wahrheit gern berichtigen werden. Es ist richtig, daß ein zweites Werk des Verfassers des Rembrandtbuches unter dem Titel: „Vierzig Lieder von einem Deutschen" in meiner Druckerei erschien. Nicht richtig aber ist, daß aus Anlaß dieser Drucklegung zugleich eine Gedenktafel an meinem Haus angebracht wurde. Diese Mittheilung macht den Eindruck, als ob ich als Drucker die Ausgabe des Werkes in meiner „Offizin" mit einer übertriebenen Kundgebung hätte begleiten wollen. Die Tafel ist vielmehr erst angebracht worden, als auf Anzeige eines Rechtsanwaltes in Schleswig-Holstein ein Verfahren wegen Verbreitung unsittlicher Schriften gegen mich als den Veröffentlicher dieses Werkes eingeleitet worden war. Es ist nicht richtig, daß das Verfahren eingestellt wurde. Diese Strafanzeige überraschte mich um so mehr, als mir das Manuskript der „Vierzig Lieder" von dem Bismarck-Schriftsteller Max Bewer übergeben wurde, zu dem ich damals unbedingtes literarisches Vertrauen hatte und noch habe. Um nun den sittlichen Angriff auf die bürgerliche Ehre meines Hauses abzuwehren und zugleich der dresdener Staatsanwaltschaft kundzuthun, daß es sich hier um kein pornographisches Werk handle, wurde die Tafel an meinem Haus angebracht, die nur die einfache Inschrift trägt: „In diesem Haus wurden die ‚Vierzig Lieder von einem Deutschen' im Jahr 1891 gedruckt." Bis zur gerichtlichen Entscheidung war sie, um ihren Eindruck zu verstärken, von einem Trauerflor umgeben. Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" wartete die Gerichtssitzung über sein Werk nicht ab, sondern verließ Deutschland. Mit schriftlichem und künstlerischem Material von ihm und mit literarischen Vertheidigungsgründen von Bewer unterstützt, habe ich dann ohne Anwalt die mehrstündige Verhandlung allein durchgefochten. Ich verlangte nicht nur die Vorlesung der drei inkriminirten Gedichte, sondern aller vierzig Lieder und hatte nach Vorlegung meines Materials und nach einer eindringlichen Gegenrede den Erfolg, daß das Buch als „ästhetisches Kunstwerk" freigegeben wurde. Hierauf erließ der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" in den Zeitungen eine öffentliche Erklärung, daß der schleswig-holsteinische Antragsteller mit seinem Sittlichkeit-Strafantrag gegen ihn in Dresden abgewiesen worden sei, worauf Dieser wiederum gegen mich als den Unterzeichner dieser Zeitungerklärung eine Beleidigungsklage anstrengte, die in Erster Instanz abgewiesen wurde, in der Berufunginstanz eine Geldstrafe von hundert Mark herbeiführte. Ich bemerke, daß ich die „Vierzig Lieder" nur in nominellen Verlag nahm, für dessen Kosten der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher"

sich kontraktlich bei mir verpflichtete. Er ist bis heute, also seit mehr als achtzehn Jahren, dieser Verpflichtung nicht nachgekommen. Ich habe nur das Recht, die noch vorhandenen, gebundenen Exemplare zum Preis von einer Mark abzugeben; ein Recht auf eine weitere Drucklegung besitze ich nicht, so daß ich nicht weiß, ob das Werk nach Erschöpfung der noch bei mir lagernden Exemplare weiterhin unter der beziehbaren Literatur fortleben wird. Den selben Druckauftrag erhielt ich vom Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ für ein drittes Werk, das im folgenden Jahr in meinem Haus, unter dem Titel „Der Rembrandtdeutsche von einem Wahrheitfreund“, zu dem von ihm festgesetzten Preis von einer Mark erschien und von dem auch noch ein Vorrath von Exemplaren nach Verkauf meiner Druckerei in meinen Händen ist. Es enthält eine Abhandlung des jetzigen Bischofs von Rottenburg Dr. Kepler aus den „Historisch-Politischen Blättern“ von Jörg über das Rembrandtbuch und gegen die Gegner dieses Werkes mehrere Hundert Aphorismen, die mir in der Handschrift des Rembrandtdeutschen übergeben wurden.

Dresden. F. W. Glöß.

Berliner Schnellbahnkrieg.

Vor den Thoren Berlins breitet sich ein Kranz blühender Gemeinden aus, deren fortschreitende Entwickelung mit der hauptstädtischen gleichen Schritt hält, deren schnelles Wachsthum das der Hauptstadt hier und da noch übertrifft. Einige dieser Vororte sind binnen unglaublich kurzer Zeit zu Großstädten herangewachsen, die sich an Einwohnerzahl, an Umfang der sozialen und wissenschaftlichen Einrichtungen zu den ersten des Reiches zählen dürfen. Trotzdem sind sie in Abhängigkeit von der Hauptstadt geblieben. Die Lösung von Berlin, die Selbständigkeit jeder einzelnen kommunalen Verwaltung hat wohl auf mancherlei Gebieten anerkennenswerthe Fortschritte bewirkt; aber in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, in Geselligkeit und Vergnügungen, in allen Zweigen geistiger und körperlicher Versorgung sind die Vororte nach wie vor auf Berlin angewiesen. Sie können auch ohne bequeme Bahnlinien, die sie der Centrale verbinden, nicht gedeihen. Nur Charlottenburg erfreut sich solcher Verbindungen. Sieben verschiedene Stationen der Stadt-, Ring- und Vorortbahn breiten sich über sein Gebiet aus. Auch die einzige Schnellbahn, die bisher in der Hauptstadt gebaut wurde, führt nach Charlottenburg und durchzieht mit insgesammt neun Bahnhöfen, in zwiefacher Richtung sich verzweigend, charlottenburger Gebiet. Die anderen Vororte müssen sich einen Schnellbahnverkehr erst schaffen und arbeiten alle mit Eifer an dieser schwierigen Aufgabe. Besonders ungünstig liegen die Verhältnisse für Wilmersdorf, die jüngste der westlichen Großstädte, deren Einwohnerzahl die erste Hunderttausend überschritten hat. Seine drei Ringbahnhöfe liegen hart an der Grenze des Weichbildes und sind nur einem Bruchtheil der Bewohner nützlich. Außerdem stößt Wilmersdorf an keiner Stelle unmittelbar an Berlin, sondern ist durch charlottenburger und schöneberger Gebiet von der Hauptstadt getrennt.

Um so freudiger ging deshalb Wilmersdorf auf ein Anerbieten der Hoch- und Untergrundbahn-Gesellschaft ein, die von ihrer Linie auf eigene Kosten ein

Gleispaar durch charlottenburger Gebiet bis an die Wilmersdorfer Grenze legen wollte, wenn Wilmersdorf die Verpflichtung übernahm, die Bahn weiter zu bauen. Dieser Vorschlag entsprang den Verkehrsbedürfnissen der Hochbahn. Bekanntlich vereinen sich ihre beiden vom Centrum und vom Osten Berlins ausgehenden Linien im Gleisdreieck zu einem einzigen Schienenweg, der über Nollendorfplatz und Wittenbergplatz weiter nach Westen, nach Charlottenburg läuft. Auf dieser gemeinsamen Strecke hat der Verkehr sich allmählich so gesteigert, daß seine Bewältigung eben so wie die Betriebssicherheit auf dem Gleisdreieck für die Zukunft gefährdet erscheint. Die Auflösung des Gleisdreiecks und die Anlegung eines neuen Gleispaares, um die vom Osten und vom Centrum stammenden Züge getrennt bis zum Wittenbergplatz weiter zu führen, war deshalb für die Hochbahn ein unabweisbares Bedürfniß und zugleich eine dringende Forderung des Verkehrsministers. Um aber die hohen Kosten dieser Umbauten wieder einzubringen, mußte die Hochbahngesellschaft daran denken, das neue Gleispaar über den Wittenbergplatz hinaus in ein neues, aussichtreiches Verkehrsgebiet überzuleiten. An Charlottenburg, das schon versorgt war, konnte sie nicht denken. Schöneberg zeigte sich den Vorschlägen der Hochbahn nicht geneigt, weil es die finanziellen Grundlagen des angebotenen Vertrages nicht günstig genug fand und weil es für seine neue Linie den Anschluß am Nollendorfplatz suchte, während die Hochbahngesellschaft aus technischen Gründen auf dem Wittenbergplatz bestehen mußte. Wilmersdorf nahm die nicht leichten Bedingungen, die von der Hochbahn für den Bau und späteren Betrieb gestellt wurden, an, weil es die Schnellbahn braucht. Der Anschluß an die geplante schöneberger Linie erschien der wilmersdorfer Verwaltung nicht rathsam, weil diese Linie am Nollendorfplatz keine Fortsetzung auf der Stammbahn ins Centrum Berlins zuließ und eine Weiterführung nach anderen wichtigen Verkehrspunkten, etwa nach dem Bahnhof Friedrichstraße, in zu weiter Ferne lag.

So mußten beide Städte ihre Schnellbahnpläne getrennt betreiben. Beide bemühten sich, um den Verkehrswerth ihrer Linien zu erhöhen, eine Fortsetzung über das eigene Gebiet hinaus in zahlungfähige Gemeinden zu finden, und knüpften zu diesem Zweck ungefähr zur selben Zeit Verhandlungen mit dem Domänenfiskus an, der die Auftheilung und Besiedelung der Domäne Dahlem betreibt und dessen Interesse an einer Schnellbahnverbindung mit Berlin bekannt war. Die Auftheilungskommission wählte nach längerer Prüfung und Ueberlegung den Anschluß an die wilmersdorfer Bahn. Daß Schöneberg diese Entscheidung bedauerte, vielleicht auch für unklug hielt, ist begreiflich. Unbegreiflich aber, daß nach dem berechtigten, offenen Wettstreit Schöneberg einen Groll gegen den Nachbar hegte, der ihm den Wind aus den Segeln geblasen habe; unbegreiflich auch, daß seitdem ein großer Theil der berliner Zeitungen den Plan der wilmersdorf-dahlemer Schnellbahn bekämpft.

Der innere Werth des von der Hochbahngesellschaft, Wilmersdorf und Dahlem gemeinsam entworfenen Planes wurde durch die gegnerische Kritik freilich nicht vermindert. Die neue Bahn soll sich am Wittenbergplatz von der Stammlinie der Hochbahn abzweigen, zuerst die dicht bevölkerten Straßenviertel des Nürnberger Platzes, der Kaiserallee und des Hohenzollerndammes versorgen, dann ein von kapitalkräftigen Gesellschaften der Bebauung erschlossenes Hinterland durcheilen und endlich in das Gebiet von Dahlem umbiegen. Daß diese Bahnlinie nicht nur den Interessen zweier Vororte dient, sondern eine wichtige Verkehrsbereicherung für Groß-

Berlin bedeutet, daß sie den Südwesten, dem ausreichende Verbindungen noch fehlen, aufschließt und eine Fortsetzung nach Zehlendorf, Wannsee und anderen Gemeinden zuläßt: Das lehrt ein Blick auf die Karte. Dabei kann die Wichtigkeit der Verbindung von Berlin mit Dahlem gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Zwar hat Parteileidenschaft in den Zeitungen und Stadtparlamenten die Wirksamkeit der Auftheilungskommission von Dahlem lediglich als ein Terrainunternehmen zur Bereicherung des Fiskus hingestellt; in Wirklichkeit hat aber der Domänenfiskus hier höhere Ziele. Viele wissenschaftliche Anstalten der Hauptstadt bedürfen der Erweiterung. Außerdem hat sich die Zahl der Aufgaben, die der Wissenschaft gestellt werden, erheblich vergrößert, so daß neuartige Schöpfungen nöthig sind. Zur Verwirklichung all dieser Forderungen findet man in Berlin den Boden gar nicht oder nur zu unerschwinglichen Preisen, so daß an Begründung neuer Niederlassungen oder Erweiterung der vorhandenen in der alten Gelehrtengegend gar nicht gedacht werden kann. Das Reich der Wissenschaft müßte zerstückt werden, wenn nicht ein weitblickender Geist im Kultusministerium dafür gesorgt hätte, daß auf fiskalischem Gebiet in Dahlem zu erschwinglichem Preis Boden für alle diese Anstalten zu haben ist. Natürlich muß eine Schnellbahn ihren Verkehr mit der Hauptstadt vermitteln.

Den Plan, der alle wichtigen Verkehrsinteressen förderte, kann die Hochbahn nur mit Charlottenburgs Zustimmung ausführen, weil die Abzweigung von der Stammbahn am Wittenbergplatz bis zur wilmersdorfer Grenze, also eine Strecke von sechshundert Metern, auf charlottenburger Gebiet liegt. Charlottenburg erhob aber Einspruch und brachte, um ihn zu begründen, um den Wittenbergplatz und die Kleiststraße ein zweites Mal in Beschlag zu nehmen, plötzlich den Plan einer eigenen Schnellbahn ans Licht. Diese Bahn sollte vom Lietzensee ausgehen, nur charlottenburger Gebiet bis zum Nollendorfplatz berühren und, wie die wilmersdorfer Bahn, am Wittenbergplatz mit der alten charlottenburger Linie verbunden werden. Daß dieser Plan alle Spuren übereilter Arbeit an sich trug, kein neues Verkehrsgebiet aufschloß, keine lohnende Fortsetzung zuließ, daß sich insbesondere die neue Verkehrszone mit der alten der Hochbahn zum größten Theil deckt, erweist wieder ein Blick auf die Karte; im charlottenburger Stadtparlament und in vielen berliner Zeitungen wurde er dennoch als eine rettende That gepriesen.

Der Verkehrsminister versuchte eine gütliche Verständigung. Die von ihm im März 1909 einberufene Konferenz erreichte zwar eben so wenig wie die folgenden diesen Zweck, aber sie legte im Wesentlichen die Grundsätze, die der Minister bei der Anlegung neuer Schnellbahnen beachtet wissen will, fest. Eine Konzession soll nur für Bahnen zu haben sein, die neue Verkehrsgebiete aufschließen und nicht die Entwickelung schon bestehender gefährden. Der Minister zögerte nicht, der wilmersdorfer Bahn hiernach den größten Verkehrswerth zuzusprechen, während er den Vertretern Charlottenburgs anheimgab, für ihre Bahn, „wenn sie sie auch fernerhin für nothwendig erachten, eine andere Linienführung in Erwägung zu ziehen". Er schlage eine Bahn über den ganzen Kurfürstendamm nach Halensee vor. Trotzdem diese Anregung mehr an die Charlottenburger gerichtet war, nahm Wilmersdorf sie sofort auf und beschloß, neben seiner ersten Südwestlinie auch den Bau einer zweiten Westbahn über den ganzen Kurfürstendamm mit Fortsetzung nach Grunewald, Schmargendorf und dem westlichen Theil von Dahlem zu betreiben, wenn es dabei von den betheiligten Gemeinden unterstützt werde. Die drei zuletzt genannten waren

dem Plan geneigt; Charlottenburg lehnte ihn ab: weil die Linie nicht rentabel sei. Selbst wenn diese Schätzung richtig sein sollte, brauchte sie noch nicht zur Verwerfung der Westbahn zu führen. Wilmersdorf wenigstens baut seine Bahn nicht, um aus den Einnahmen Gewinn zu ziehen, sondern, weil es die Ausgestaltung der Verkehrswege für eine Hauptpflicht aller städtischen Verwaltungen von Groß-Berlin hält und obendrein weiß, daß durch die Verbesserung der Verkehrsmittel die Bebauung gefördert, der Zuzug wohlhabender Miether vermehrt und damit die Steuerkraft der ganzen Gemeinde gehoben wird. Doch Charlottenburg blieb unzugänglich und der Plan der Kurfürstendammbahn mußte fallen. Eben so wenig Erfolg hatte der zweite Vorschlag des Ministers: die wilmersdorfer Linie an der Uhlandstraße abzulenken und so dem charlottenburger Plan anzunähern. Wilmersdorf lehnte nach sorgfältiger Prüfung der gesammten Verhältnisse diesen Plan mit eingehender Begründung ab. Charlottenburg nahm überhaupt keine Stellung dazu.

Jetzt gab es also nur noch das wilmersdorfer Schnellbahnprojekt. Am sechsundzwanzigsten Juni 1909 verfügte der Minister, das Bahnunternehmen Hochbahn-Wilmersdorf-Dahlem sei dem Kleinbahngesetz zu unterstellen. Nun konnte die Hochbahngesellschaft das Ergänzungverfahren einleiten und für die Strecke vom Wittenbergplatz nach dem Nürnberger Platz, die sie zu bauen hatte, die Einwilligung Charlottenburgs erzwingen. Der erste Akt des Dramas war beendet. Und Wilmersdorf durfte sich der frohen Erwartung hingeben, daß die Hochbahn, sein Bundesgenosse, der den Schnellbahnplan angeregt und entworfen hatte, die Fortführung mit dem selben Eifer wie bisher betreiben werde.

Der zweite Akt brachte eine Ueberraschung. Als Charlottenburg, dessen Ansprüche nach Verwerfung des eigenen Schnellbahnplanes wesentlich herabgestimmt waren, auf den letzten Einigungvorschlag des Ministers, zu dem es noch keine Erklärung abgegeben hatte, nach drei Monaten zurückgriff und sich bereit erklärte, die Führung der wilmersdorfer Bahn durch sein Gebiet zuzulassen, wenn sie durch die Uhlandstraße gehe, wies der Minister den Polizeipräsidenten an, die Bauerlaubniß für Wilmersdorf noch vier Wochen zurückzuhalten, damit für neue Einigungversuche Zeit bleibe. Wilmersdorf mußte sich, zumal neue sachliche Momente von keiner Seite geltend gemacht wurden, darauf beschränken, die ausführliche Begründung seiner früheren Ablehnung des Uhlandstraßenplanes zu wiederholen. Die städtischen Körperschaften erklärten sich immer noch bereit, an ihren beiden getrennten Bahnen, der Südwestlinie nach Dahlem und der Westlinie nach Halensee, festzuhalten; erblickten aber in der mechanischen Zusammenziehung dieser beiden Linien zu einer einzigen, über die Uhlandstraße und das letzte Viertel des Kurfürstendammes laufenden, nur ein Verlegenheitprodukt, dem wichtige Vorzüge der beiden selbständigen Bahnen fehlen. Man war wohl auf diese Ablehnung gefaßt und hatte deshalb einen scheinbar neuen Vermittelungweg vorbereitet. Charlottenburg erklärte sich nämlich bereit, seine Straßen der wilmersdorfer Bahn zu öffnen, wenn sie nur nach dem Centrum Berlins führe; den Osten solle eine neue Linie (Kurfürstendamm bis zur Uhlandstraße) mit Charlottenburg verbinden. Danach hätte also Charlottenburg neben seiner bereits vorhandenen Untergrundbahn für das Kurfürstendammgebiet eine neue Verbindung mit dem Osten gewonnen. Wilmersdorf sollte, wie der neue Einigungvorschlag behauptete, über durchgehende Züge nach dem Centrum verfügen und nur auf die Züge nach dem Osten, auf die sein

Vertrag mit der Hochbahn ihm ein Recht giebt, verzichten. Unter diesem Eindruck erklärte sich der Oberbürgermeister von Wilmersdorf bereit, den Einigungvorschlag dem Magistrat und den Stadtverordneten zu empfehlen. Dieses Versprechen hat er auch gehalten. Aber die beiden anderen wilmersdorfer Vertreter, in deren Händen die juristische und die technische Bearbeitung der Pläne lag, brachten ihre Bedenken zur Geltung und bewirkten die Ablehnung des Entwurfes, der sich nun, aus triftigen Gründen, auch der Oberbürgermeister anschloß.

Die geplante Neuanlage des Bahnhofs Wittenbergplatz, die der Kurfürstendammlinie die durchgehenden O-Züge verschafft, versetzt nämlich das wilmersdorfer Gleispaar in die Mitte zwischen die Schienen der alten charlottenburger Stammbahn und läßt es dort in einem Kehrgleis enden. Durch Weichen können dann allerdings die wilmersdorfer Züge auf dieser charlottenburger Bahn in das Centrum von Berlin weitergeführt werden; aber eben so leicht ist es möglich, die Züge auf dem Kehrgleis vom Bahnhof Wittenbergplatz wieder nach Wilmersdorf zurückzuführen. Dieses Hin- und Herpendeln ist für die charlottenburger Züge und die der Kurfürstendammbahn, deren Gleise außen liegen und weiter nach Berlin führen, ausgeschlossen. Nun läßt sich heute schon voraussagen, daß nach höchstens zwei Jahrzehnten alle Züge vom Wittenbergplatz nach Berlin auf den zur Verfügung stehenden Schienenwegen nicht mehr weiter befördert werden können. Dann muß von drei Linien, die am Wittenbergplatz einmünden, eine jedenfalls die direkte Verbindung mit Berlin verlieren: und nach der Anlage des Bahnhofes kann es nur die wilmersdorfer Bahn sein. Alle Zusicherungen helfen nichts gegen die Macht der Thatsachen; man wird lieber ohne einen Pfennig Geld der inneren Linie die Durchgangszüge nehmen als durch einen viele Millionen verschlingenden Umbau eine der beiden Außenlinien abschneiden. Das sieht auch Professor Cauer in seinem Gutachten voraus. Ists aber später so weit, können die wilmersdorfer Züge über den Wittenbergplatz hinaus nicht mehr befördert werden, haben nur charlottenburger Stammbahn und Kurfürstendammlinie noch durchgehenden Verkehr, dann wird man mit Recht hervorheben, daß der Ostverkehr für das reiche Kurfürstendammviertel keine allzu große Bedeutung habe, dann können, durch die einfache Anlage neuer Weichen, Kurfürstendammbahn und charlottenburger Linie so verbunden werden, daß beide Schienenwege nach Belieben durchgehenden Schnellbahnverkehr mit dem Centrum und dem Osten haben. Wilmersdorf hätte also viele Millionen umsonst geopfert. Die Hingabe ließ sich rechtfertigen, wenn man die neuen Ergänzungsgleise und damit die Sicherheit dauernd durchgehender Züge erwarb. So aber kämen die Riesensummen Charlottenburg zu Gut, dessen Verbindungen mit Berlin auf Kosten Wilmersdorfs verdoppelt wären.

Auch in Charlottenburg scheint man die angedeuteten Folgen des Einigungverfahrens zu erkennen. Anfangs brachte die Stadtverordnetenversammlung dem Plan Mißtrauen entgegen, tadelte das ständige Zurückweichen Charlottenburgs und zeigte, trotz eindringlicher Ermahnung des Oberbürgermeisters, nur geringe Lust zur Annahme des Entwurfs. Eine Ausschußberathung, in der sich der Magistrat freier äußern konnte, änderte jedoch das Bild. Die Vorlage wurde in der Vollversammlung angenommen und am Schluß der Verhandlung drückte auch der ständige Referent dem Magistrat die Freude darüber aus, daß „das große, hoffnung- und zukunftreiche Werk zum Abschluß gelangt sei". Das deutete nicht auf den Entschluß zur Nachgiebigkeit, sondern auf das Vorgefühl glänzender Errungenschaften.

Auch der Hochbahn mußte der Einigungentwurf erwünscht sein. Sie brauchte die Genehmigung Charlottenburgs zur Freigabe der Straße nicht zu erzwingen, wenn sich eine gütliche Einigung erzielen ließ. Niemand wird der Gesellschaft verargen, daß sie den Prozeß mit seinen Kosten und Lasten meiden wollte, wenn Das ohne Benachtheiligung des Verbündeten möglich war. Die Hochbahn hat den Vorwurf, Wilmersdorf im Stich gelassen zu haben, zurückgewiesen und betheuert, daß sie noch jetzt die Ausführung des ursprünglichen wilmersdorfer Entwurfes wünsche; sie glaube sich nur verpflichtet, auch alle anderen Wünsche und Vorschläge genau zu prüfen. Der Einigungentwurf, um den sichs jetzt handelt, war aber schon im Mai 1909 von der Hochbahngesellschaft dem juristischen Referenten Wilmersdorfs vorgelegt und von ihm, ohne daß sich die Techniker mit dem Plan zu befassen hatten, zurückgewiesen worden. Daß ein gleichartiger Entwurf sechs Monate später von Charlottenburg vorgelegt wurde, muß auffallen. Das Interesse der Hochbahngesellschaft an dem Entwurf erscheint aber verständlich, wenn man erwägt, daß er ihr erstens die Kosten des Ergänzungverfahrens erspart und zweitens ermöglicht, auf vier erweiterbaren Linien den Menschenstrom zwischen Wittenberg- und Nollendorfplatz der Hochbahn zuzuführen. Charlottenburg dringt nach Westend und der Jungfernhaide vor. Die Kurfürstendammbahn kann nicht ein Torso bleiben, sondern muß nach der einen oder anderen Richtung über die Uhlandstraße hinaus verlängert werden; zwischen Dahlem und den weiter entfernten Gemeinden schweben schon jetzt Unterhandlungen wegen des Anschlusses; das Selbe gilt für Schöneberg. Und diese Menschenschaaren würden künftig die Hochbahnhöfe vom Wittenbergplatz bis zum Potsdamer Platz überfluthen und auf einer einzigen überladenen Karawanenstraße nach Berlin befördert werden. Daß diese Anhäufung jeder vernünftigen Verkehrspolitik widerspricht, ist klar. In der Märzkonferenz hatte der Vertreter Berlins vor jeder Abzweigung der Hochbahn gewarnt. Da aber neben dem alten Schienenweg in der Bülow- und Kleiststraße Ergänzungsgleise nöthig sind, die wieder eine Fortsetzung verlangen, so muß man dem Minister beistimmen, der damals sagte, nur eine der geplanten Bahnen, und zwar die wichtigste, die wilmersdorfer Linie, können ihren Betrieb mit der Stammbahn vereinen, während die anderen selbständig ihren Weg nach Berlin suchen müßten. Der Einigungentwurf aber stößt diese vom Minister selbst aufgestellten Grundsätze um und würde die künftige Regelung des Schnellbahnverkehrs von Groß-Berlin schädlich beeinflussen. Daß diese Anhäufung des Verkehrs, die Hineinzwängung der Fahrgäste in eine einzige Richtung auf die Dauer unmöglich ist, daß nach zwanzig Jahren eine Umgestaltung der Verhältnisse erfolgen muß, braucht die Hochbahngesellschaft nicht zu kümmern. Denn sie muß ihr Unternehmen im Jahr 1927 an die Gemeinden auf deren Verlangen abgeben und kann dann die Ablösungsumme nach den mächtig angeschwollenen Verkehrszahlen berechnen. Den Gemeinden aber bliebe später die Auflösung des Knotens unter hohen Kosten vorbehalten. Wilmersdorf hält an dem ursprünglichen Plan des Ministers fest, daß die Kurfürstendammbahn den Wittenbergplatz nur berühre und sich, wenigstens in Zukunft, mit der schöneberger Linie vereine, dieser dadurch die fehlende Lebensfähigkeit gewähre und mit ihr gemeinsam auf neuem Weg das Innere Berlins aufsuche.

Wilmersdorf muß aber auch darauf bestehen, daß die Kurfürstendammbahn, die nach dem Entwurf in der Uhlandstraße enden soll, auch wirklich den ganzen

Kurfürstendamm durchläuft. Das Ministerium selbst bezeichnet die jetzt vorgesehene Strecke des Kurfürstendammes als „Anfangsstück einer Schnellbahn, deren Fortsetzung nach Halensee und Schmargendorf kaum in Zweifel zu ziehen ist". Weshalb soll dann die Weiterführung nicht wenigstens im Prinzip mit Charlottenburg vereinbart und die Kostenbetheiligung grundsätzlich festgesetzt werden? Etwa, weil Charlottenburg die Bahn in sein Weichbild ablenken will?

Das Ergebniß all dieser Erwägung war, daß Wilmersdorf den Einigungentwurf ablehnte. Die Frist von vier Wochen war somit wieder ergebnißlos verstrichen; und der Minister mußte Wilmersdorf die zugesagte Bauerlaubniß für die Bahn innerhalb seines Weichbildes gewähren. Er hat in einem offiziösen Artikel aber auch die Wilmersdorfer getadelt, weil sie „in einseitiger Interessenvertretung die Ausgestaltung eines Schnellbahnnetzes gehemmt und aufgehalten" haben. Der Tadel ist nicht gerecht. Die Gründe, die Wilmersdorf zur Ablehnung des Entwurfes bestimmten, sind dem Polizeipräsidium, dem Beauftragten des Verkehrsministers, sofort mitgetheilt worden. Trotzdem beschränkt sich die ministerielle Kundgebung auf die kurze Angabe, daß Wilmersdorf nicht das geringfügige Opfer bringen wollte, auf durchgehende Ostzüge zu verzichten. Daß Wilmersdorf fürchten muß, später auch die Durchgangszüge nach dem Centrum zu verlieren und die eigene Bahn zum Pendelverkehr herabgedrückt zu sehen, daß Wilmersdorf die Fortsetzung der Kurfürstendammlinie über die Uhlandstraße hinaus bis nach Halensee für gefährdet hält, daß es ferner im Interesse von Groß-Berlin die unglückliche Bahnhofsanlage am Wittenbergplatz und die gesammte Ueberlastung mißbilligt, wird in dieser Kundgebung nicht erwähnt. Solche Unterlassung könnte schon dem Gegner nicht verziehen werden; bei Dem, der sich zum Richter berufen fühlt, muß sie als unverantwortlich bezeichnet werden. Wilmersdorf wird sich aber durch solche Zeichen des Grolles, die wohl auf übereifrige Räthe zurückzuführen sind, nicht beirren lassen und von der ihm ertheilten Bauerlaubniß erst Gebrauch machen, wenn die Bahnhofsanlage am Wittenbergplatz so geplant ist, wie sie den Verkehrsinteressen von Groß-Berlin entspricht. Von diesem Standpunkt aus wird es alle neuen Einigungvorschläge prüfen; eigene Entwürfe, die diesen Forderungen gerecht werden, hat es den Behörden und der Nachbargemeinde vorgelegt. Wilmersdorf glaubt sich zur Standhaftigkeit verpflichtet; nicht, weil sein Interesse sich mit dem des Domänenfiskus deckt, sondern, weil gegen den Verkehrswerth seiner Bahn in keiner Phase des Streites haltbare Bedenken vorgebracht worden sind.

Wenn es ein Verkehrsparlament von Groß-Berlin gäbe, dem die Ausgestaltung des Schnellbahnnetzes der Hauptstadt und ihrer Vororte obläge, dann würde ein einzelner Bezirk, zumal ein solcher, der, wie Charlottenburg, bereits über ausgezeichnete Schnellbahnverbindung verfügt, kaum gewagt haben, ein Bahnunternehmen von so weittragender Bedeutung wie das wilmersdorfer deshalb zu befehden, weil der unterirdische Schienenweg an einer Stelle seine Bezirksgrenzen überschreitet. Der Versuch, das allgemeine Verkehrsinteresse dem engherzigen Anspruch auf Straßenland zu opfern, wäre von allgemeinem Unwillen zurückgewiesen worden. Wilmersdorf hegt nur den einen Wunsch, die Entwickelung der Spruchbehörden so gefällt zu sehen, wie wenn es kein Wilmersdorf und kein Charlottenburg gäbe, sondern ein einheitlich verwaltetes Groß-Berlin.

Wilmersdorf. Dr. Georg Heinitz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Januar 1910.

Pot-Bouille.

Bethmann.

Fürst Bismarck hatte die Gewohnheit, wenn es sich um wichtige politische Fragen handelte, selbst zu kommen, nicht einen Staatssekretär zu beauftragen, sondern selbst seine Ansicht zu vertreten und selbst die volle Verantwortung auf sich zu nehmen. Herr von Bethmann-Hollweg hat das Prinzip, überhaupt nicht mit uns zu reden. Aber wir werden mit ihm reden; und werden um so deutlicher mit ihm zu reden haben, als er deutlich schweigt." Diese Sätze fand ich in dem Stenogramm einer (vernünftigen und wirksamen) Rede, die der freisinnige Abgeordnete Schrader am dreizehnten Januar im Reichstag gehalten hat. Trotzdem die Rüge von einem sozialdemokratischen Abgeordneten in gröberem Ton wiederholt wurde, kam vom Bundesrathstisch keine abwehrende Antwort. Warum nicht? Staatssekretär Delbrück, den der Bericht ausdrücklich den „Stellvertreter des Reichskanzlers" nennt, war, wie mir scheint, zur Abwehr verpflichtet; verpflichtet, zu sagen: „Ich erspare dem Hohen Hause und mir den Nachweis, daß gerade von den Parteigenossen des Herrn Abgeordneten Schrader dem Fürsten Bismarck oft vorgeworfen worden ist, er komme viel zu selten in den Reichstag und bleibe auch wichtigen Debatten fern. In den amtlichen Berichten kann Jeder nachlesen, was Fürst Bismarck auf solchen Tadel geantwortet hat. Die Tadler vergaßen eben, daß der Geschäftsbezirk des Reichskanzlers schon nach seinem Umfang an die Leistungfähigkeit eines Menschen kaum erfüllbare Forderungen stellt. Weil eine achtjährige Erfahrung gelehrt hatte, daß der Kanzler, dem als wichtigste Aufgabe der Verkehr mit dem Kaiser, den Bundesregirungen und den bei uns ak-

kreditirten Vertretern fremder Staaten obliegt, nicht überall persönlich für die Vorschläge und Entschlüsse der Verbündeten Regirungen einzutreten vermag, ist, mit der Zustimmung des Reichstages, das Gesetz über die Stellvertretung des Reichskanzlers beschlossen und am siebenzehnten März 1878 verkündet worden. Wortlaut und Sinn dieses Gesetzes geben mir das Recht, hier, als Stellvertreter des Reichskanzlers, Ihre Interpellation zu beantworten. Von dem Recht, Stellvertreter zu ernennen, haben alle Kanzler des Deutschen Reiches sehr oft, auch da, wo es sich um ‚politisch wichtige Fragen‘ handelte (unwichtige, meine Herren, schließen Sie doch wohl von den Erörterungen dieses Hohen Hauses aus?), Gebrauch gemacht. Darüber wird Der sich nicht wundern, der das Wachsthum der Reichsgeschäfte, also auch der dem Kanzler aufgebürdeten Arbeitlast in den letzten Jahrzehnten beobachtet hat. Ich aber kann mein Staunen darüber nicht unterdrücken, daß Herren, die so lange im Reichstag sitzen, hier die Frage der Verantwortlichkeit stellen. Ist denn die Reichsverfassung nach fast vierzigjähriger Lebensdauer noch immer so unbekannt, daß selbst alte Parlamentarier von dem Zweifel geplagt werden können, wer für alles im Namen des Reiches Verfügte und Angeordnete die Verantwortung trägt? Nach dem siebenzehnten Artikel der Reichsverfassung nur der Kanzler. Einen anderen politisch verantwortlichen Beamten haben wir im Reich nicht. Und diese ‚volle‘ Verantwortlichkeit wird nicht im Geringsten dadurch geschmälert, daß der Kanzler sich im ganzen Umfang seiner Geschäfte oder für den Bereich eines einzelnen Amtszweiges vertreten läßt. Gesetz und Gewohnheit, Pflicht und Recht zeugen laut für das heute, nach unzähligen Praecedenzien, gewählte Verfahren; und ich muß deshalb die Tadelsworte, die wir hier gehört haben, als völlig unbegründet und unbegründbar zurückweisen." Herr Delbrück hats nicht gethan; hat kein armes Wörtchen der Abwehr gesprochen. Fand ers nicht nöthig? Weiß er nicht, daß mit allen erreichbaren Mitteln, auch recht häßlichen, gegen Herrn von Bethmann gearbeitet, daß der Kanzler als träg, indolent, unfähig, kränklich geschildert und ringsum erzählt wird, dieser Schatten werde bald wieder verschwinden? Da wäre ein ernster Protest doch recht nützlich gewesen. Den Kaiser, heißts, langweilt Bethmann schon. Der zeichnet den Baron Schoen absichtlich aus, durch Besuche, Einladungen, Orden, und hält sich dem Kanzler fern. Wegschicken wird er ihn fürs Erste wohl nicht; aber auch nicht stützen, wenn der arme Theobald im Parlament auf Schwierigkeiten stößt. Der berliner Schnodderwitz „Hol' mans Bett weg, sonst schläft Bethmann-Hollweg noch länger" sei in Potsdam erzählt und mit lustigem Lachen aufgenommen worden. „Der Kanzler ist fast schon fertig."

Tratsch? Mag sein. Doch gefährlicher. Die Presse feindsälig oder lau. Hinter Schraders Rügesatz verzeichnet das Stenogramm „lebhaftes Bravo links und in der Mitte“; also auch in der Centrumspartei unfreundliche Stimmung. Schweigen am Bundesrathstisch und auf den Plätzen der Konservativen. Und die Worte und Witze, die der Eifer geschäftig herumträgt, finden Glauben. Geht es so weiter, dann macht man dem fünften Kanzler die Geschäftsleitung unmöglich; bringt ihn um den Kredit, den er braucht. Ich kenne Herrn von Bethmann nicht, habe nicht den Beruf, ihn zu vertheidigen, und weiß, daß mein Schirmversuch ihm im Hofklima schaden kann. Hier aber gehts um das Ansehen des Reiches. In zwanzig Jahren vier Kanzler verbrauchen: Das wäre am Ende ein Bischen zu viel. Halbwegs tüchtige Köchinnen sichert man sich in guten Häusern länger. Wollen wir jetzt, in einer Zeit unaufschiebbarer Entscheidungen, wieder wechseln? Nachbarlicher Lachlust das Bild rathlosen Irrlichtelirens bieten? Bei so geringer Kontinuität in der Leitung kann kein Geschäft gedeihen. Ich sehe auch gar keinen Grund zu gerechtem Tadel. Herr Schrader sprach am fünfzehnten Verhandlungtag dieser Reichstagssession; behauptete: „Herr von Bethmann hat das Prinzip, überhaupt nicht mit uns zu reden.“ Ist das Behauptete als wahr erweislich? Fünfzehn Sitzungen: vier Reden des Kanzlers. Kurze, nüchterne, sachlich zureichende Reden. Hat der Reichstag das Recht, mehr zu fordern? Der Kanzler die Pflicht, mehr zu leisten? Etwa die Pflicht, die Versetzung oberschlesischer Reichsbeamten selbst zu begründen und damit zwei Tage totzuschlagen, deren Stunden er im Dienst des Reiches viel nützlicher ausfüllen konnte? Hätte er denn Anderes vorzubringen vermocht als das von den Reichsämtern des Inneren und der Post ihm gelieferte Material? War Herr Delbrück, der als Oberbürgermeister von Danzig und als Oberpräsident von Westpreußen die Polennoth des Ostens nah gesehen hat, nicht der für diesen Fall passende Stellvertreter? Oder war dem Kanzler, der mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft in gestern ihm noch völlig fremden Riesengebieten heimisch zu werden trachtet, ernstlich zuzumuthen, daß er, ohne innere und äußere Nöthigung, eine nutzlose, langwierige Erörterung nationalpolitischer Grundsätze herbeiführe und dadurch sofort sich Parteien verfeinde oder wenigstens verstimme, deren Mitwirkung an der Reichsarbeit einstweilen doch unentbehrlich ist? Nur ein Kurzsichtiger wäre in diese Falle getappt. Ists nicht ausbündige Thorheit, einen Kanzler nach der Zahl, der Länge, dem Glanz seiner Reden zu beurtheilen? Wird der Verständige den Direktor einer Aktiengesellschaft, der in Generalversammlungen nicht als Redner und Witzbold brillirt, schon deshalb für untüchtig erklären? Daß

ein Reichskanzler hübsche, effektvolle Reden halten kann, beweist noch nichts für seine Eignung zum Amt des Geschäftsführers. Der einzige verantwortliche Beamte des Reiches hat wichtigere Arbeit als die im Parlament zu leistende. „Dem Abgeordneten Bamberger muß ich zugeben, daß mir mitunter die Zeit fehlt, hier Alles zu hören und auf Alles zu antworten. Selbst wenn ich ganz gesund wäre, würde sie mir fehlen; denn ich habe nicht nur Nebengeschäfte außer den parlamentarischen, sondern mein eigentlicher Beruf ist gar nicht der parlamentarische. Wenn ich als Reichskanzler hier erscheine, so ist meine Legitimation ziemlich zweifelhaft. Ich habe als preußischer Bevollmächtigter ein Recht, hier zu erscheinen, aber durchaus nicht die Pflicht; es ist ein freiwilliger Dienst, den ich der gegenseitigen Verständigung leiste, wenn ich überhaupt hierher komme und mit Ihnen diskutire; die Verfassung verpflichtet mich dazu nicht. Ich vertrete hier auch nicht meine Ansichten, sondern die Beschlüsse des Bundesrathes, der per majora beschließt... Ich muß, im Interesse des Geschäftsganges, mich damit vertraut machen, daß ich überhaupt hier wegbleibe; denn ich wirke gewissermaßen wie das rothe Tuch (ich will den Vergleich nicht fortsetzen), wie der Auff, habe ich früher gesagt, der Uhu in der Krähenhütte: sowie ich komme, ist Etwas los. Herr Lasker hat gesagt: ‚Der Reichskanzler wird eine große Aktion machen.‘ Ich hasse große Aktionen und bin vergnügt, wenn ich Dessen überhoben bin.“ Das sind Worte Bismarcks. Herr von Bethmann soll große Aktionen machen; soll (auch im Abgeordnetenhaus ist seine Abwesenheit von einem Freisinnigen getadelt worden) zwischen Reichstag und Landtag pendeln und, um sich nur ja eloquent zu zeigen, die Hauptarbeit liegen lassen. Cui bono? Nicht dem Reich; nur den Schreibern und Schwätzern, denen der Stoff zu fehlen anfängt, wenn der Kanzler ihnen nicht in jeder Woche ein paar Meter zur Verarbeitung zuweist. Dummes Zeug. Bethmanns Reichsbudget ist besser als je eins seit Jahren. Die beiden Thronreden, für die er verantwortlich ist, geben, wie die Botschaften britischer Könige und amerikanischer Präsidenten, ohne Wortpomp und Glanzstuck eine übersichtliche Liste der den Parlamenten abzufordernden Arbeit. Das alte Lied von den Beziehungen der Verbündeten Regirungen zu den Parteien herunterzuleiern, mit der weißen Schürze die nach frischer Reichswurst Lüsternen herbeizuwinken, ist nicht seine Aufgabe. Er ist nicht verpflichtet, der Presse Stoff zu Artikeln zu liefern, die Hohen Häuser und das p. t. Publikum zu amusiren. Soll öffentlich nur sprechen, wenn er der Nation Etwas zu sagen hat. Und fühlt wohl, daß eine über den Rahmen knapper Auskunft und Erklärung hinausreichende Rede des Kanzlers ein Ereigniß sein müsse. Jetzt wird zwischen den Coulissen gewispert, seine Rolle sei beinahe schon ausgespielt;

wird als zuverlässig Geltenden der Name des Nachfolgers ins Ohr geraunt. Kommt die preußische Wahlrechtsnovelle ans Licht (die, weil ein Gewissenhafter heute nicht an einen schwer durchfechtbaren Konflikt mit der Landtagsmehrheit denken darf, höchstens Pluralstimmen und allerlei Flickwerk bringen kann), dann ist Herr von Bethmann bereits ein spätherbstlich entlaubter Mann. Sieht er die Gefahr nicht? Birgt man sie ihm? Er mag sich wahren.

Muß bei uns denn immer der Falsche ans Messer? Ausfüllbar, im Sinn der Reichsverfassung, ist das Amt des Kanzlers längst nicht mehr; was hier geleistet werden müßte, kann kein Einzelner leisten. Bis wir uns Einrichtungen geschaffen haben, die dem Bedürfniß genügen, müssen wir geduldig sein. Hier ist ein fleißiger, ernsthafter, gescheiter Patriot von bestem Wollen und ohne Gier nach Applaus. Einer, der in stiller Arbeit Nützliches wirken und sein Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. Ob Schöpferkraft, Augenmaß, Entschlußfähigkeit den Willen prompt genug bedienen, kann heute noch Keiner sagen. Soll Spott und alberner Lungerwitz den Mann lähmen? Lasset ihm mindestens doch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann.

Kattowitz.

Das Centrum des oberschlesischen Steinkohlenhandels. Erst seit vierzig Jahren Stadt: und schon die Fassade großstädtischen Getriebes. Ein Bahnhof mit allem „Komfort der Neuzeit“; üppig gebaute Villen; große, grell beleuchtete Läden und Restaurants, Schaugelegenheit und Vergnügungstätten aller Art; in Winkelgassen und Vorstädten noch Jammerhütten; abends und in den Feiertagsstunden die Hauptstraßen überfüllt; noch im Morgengrau trifft man Trunkene und Mädel mit Scharlachbäckchen und Atropinpupillen. Man merkt, daß in dieser Kohlenmetropole viel verdient, viel verjubelt wird. Die ganze Herrlichkeit scheint gestern aus dem Boden geschossen zu sein. Der Betrachter denkt an amerikanische Städte, die im Lauf eines Lustrums zu Tropenblüthe gediehen. Hier wird Steinkohle gefördert, Eisen gegossen und gewalzt, giebts Zinkhütten und Maschinenfabriken. Dicht neben rasch erworbenem Reichthum hockt in schmutzig grauen Fetzen die Noth. Der durchnäßte Kohlenstaub einer noch dörflich gepflasterten Gasse scheuert die Gummireifen theurer Automobile. Ein sehenswerther Ort; aus dem ein Romanschreiber was holen könnte. Die russische und die österreichische Grenze nah; religiöse, nationale, soziale Gegensätze. Ungefähr dreiunddreißigtausend Katholiken, achttausend Protestanten, viertausend Juden. Herr Pohlmann, der Erste Bürgermeister, muß ein guter Verwalter sein, sonst könnte er sich, als Evangelischer und Liberaler, hier nicht halten. Noch mächtiger ist der junge Herr, der mun-

ter in dem Hotelkaffeehaus nah beim Bahnhof thront: Herr Wojciech Korfanty, der vom Wahlkreis Kattowitz-Zabrze in den Reichstag Abgeordnete. Der Vierzehnjährige kam von der Volksschule aufs Gymnasium; studirte acht oder neun Semester lang Staatsrecht und Volkswirthschaft; arbeitete dann in Schacht und Hütte (um sachkundig mitreden zu können); wurde Redakteur, Druckereibesitzer, Verleger der Zeitung „Polak". Ein Mann von Muth und Energie, von hellem Kopf und flinker Zunge. Demokrat, versteht sich; der Vertrauensmann der oberschlesischen Polen, den selbst die Schwarzen und die Rothen nicht aus dem Mandat drängen konnten. Siebenundzwanzigtausend Stimmen (von einundfünfzigtausend abgegebenen) haben ihn im Januar 1907 gewählt. Kattowitz ist seine Residenz. Seht die Defilircour! Mit der Miene pfiffiger Majestät hört er die Wünsche seines Volkes. Stadtverordnetenwahl. Achtzig Prozent Katholiken: und nur acht katholische Stadtverordnete; nur acht neben neunzehn Protestanten und fünfzehn Juden. Simultanschule. Alle Kreuze aus den Klassenzimmern entfernt. Nun sollen gar noch zwei Männer gewählt werden, die für den Katholikenfeind und Anarchisten Ferrer in öffentlicher Versammlung geredet haben? Darf nicht geduldet werden. Wir müssen unsere Kandidaten, den Straschstarosten Dr. Adamczewski und den Fleischermeister Pakulla, durchbringen. Die haben gelobt, die Verfassung zu achten, an keinem Versuch zur Aenderung der Staatsgrenzen und Staatsordnung mitzuwirken und als Stadtverordnete auch die Interessen der deutschen Mitbürger jeden Bekenntnisses zu vertreten. Auch das Centrum, gegen das wir sonst kämpfen mußten, kann also für sie stimmen; und wirds thun, weil es von der Regirung und vom Ostmarkenverein geärgert worden ist und weil die Gegenkandidaten die Katholische Kirche gehöhnt und beschimpft haben. Wir Polen müssen versuchen, wenigstens in der Dritten Wählerklasse zu siegen. Alle Mann auf Deck! Am Wahltag stimmen fünfundachtzig katholische Reichsbeamte für die beiden Polen. Sie werden von den Vorgesetzten gewarnt. Fünfzehn, die auch am Stichwahltag für die Polen stimmen, mit gleichem Rang und Gehalt, „im Interesse des Dienstes", versetzt. Interpellation im Reichstag. Die Abgeordneten Graf Hans Oppersdorff (Jesuitenzögling; Sohn einer Talleyrand, Mann einer Radziwill; Radolins ehrgeiziger Schwager, der bisher nur, sehr emsig, im Dunkel arbeitete, jetzt aber seine Zeit gekommen glaubt), Korfanty, Gröber, Schrader halten wirksame Reden. Der Bundesrath ist (durch die Herren Delbrück und Kraetke) unzulänglich vertreten.

Polenpolitik? Miquel meinte, nur eine Bartholomaeusnacht könne, ein Massengemetzel, noch helfen. Mildere Herzen hoffen auf die Versöhnung der beiden Völker, kühlere Köpfe auf die Hebung der deutschen Wirthschaft,

gegen die dann die polnische machtlos wäre. Der Bau des Kaiserschlosses, des Ansiedlungpalastes, der Akademie, des Theaters und anderer häßlichen Luxushäuser hat den Deutschen Posens Geld gebracht und mag drum, wie die theure Düngung eines Kolonialgebietes (Posen ähnelt heute mehr als vor zwanzig Jahren einer polnischen, noch nicht lange dem Preußenstaat eroberten Stadt), hingenommen werden. Wo zwei Völker in einem Staatsverband um die Vorherrschaft streiten, muß jede aber zunächst darauf halten, nichts Unkluges, nichts unklug zu thun. Einen, der mit den Polen fertig werden könnte, an den Zwirnsfäden moralischer oder juristischer Bedenken festzuhalten, wäre dumm. Ists aber klug, Zündstoff auf heißen Boden zu legen, weil fünfzehn kleine Reichspostbeamte am Tag einer Stadtverordnetenwahl für zwei Polen gestimmt haben? Die deutschen Kandidaten, zwei Römerfresser und Ferrerschwärmer, konnten sie, als Katholiken, nicht wählen; als „unpolitische Beamte“ sich, sogar nach Bismarcks Interpretation der Königlichen Botschaft vom vierten Januar 1882, in der Ausübung ihres Wahlrechtes völlig frei glauben; und in ihrem Gewissen überzeugt sein, daß Deutschland und Preußen nicht leiden werde, wenn zwei Polen an dem kattowitzer Kommunalgeschäft mitwirken. „Von den unpolitischen Beamten verlangt der Erlaß nur, daß sie sich der Agitation gegen die Regirung des Königs auch bei den Wahlen enthalten. Das ist eine Forderung des Anstandes. Die Ausübung des eigenen Wahlrechtes wird niemals ein Grund sein, gegen einen Beamten einzuschreiten; ich würde dazu nie die Hand bieten.“ (Bismarck.) „Ein Beamter soll in keiner Weise in der Ausübung seines freien Wahlrechtes beschränkt werden; und wenn der Vorgesetzte einen solchen Versuch unternimmt, dann macht er sich, wie der Herr Reichskanzler sehr richtig gesagt hat, nicht nur disziplinarisch, sondern darüber hinaus strafbar.“ (Puttkamer.) Die Fünfzehn haben, auch nach der Angabe der Regirung, nicht agitirt; nur ihr Wahlrecht ausgeübt. Wars nöthig, sie deshalb zu versetzen? Ihnen dadurch die Sympathie aller Beamten, auch der deutschen, zu sichern, deren Kastenstolz gekränkt ward? Den Polen, dem Centrum so bequeme Gelegenheit zu neuer Agitation zu bieten? Wars wirklich klug?

Ich hatte zunächst geglaubt, das Spiel sei abgekartet und solle die schädliche Legende widerlegen, daß die Macher der Finanzreform mit Centrum und Polen durch Dick und Dünn gehen. Man soll Regirenden nicht allzu weises Planen zutrauen. Kein Spiel: ein betrübender Fehler. Fürst Hatzfeldt durfte neun Jahre lang (ohne es freilich zu ahnen) als Oberpräsident die deutsche Herrschaft in Schlesien schwächen. Zwei polnische Stadtverordnete in Kattowitz: dann kehrt dem Deutschen Reich übermorgen das Chaos wieder.

Schoen c/a Mannesmann.

Baron Schoen entpuppt sich als einen Mann von Thatkraft und edlem Ehrgeiz. Daß in seinem Amtsbezirk die Einladung deutscher Künstler nach Buenos Aires vertrödelt ward und die in Argentiniens Hauptstadt geplante Ausstellung deshalb wohl ohne deutsche Abtheilung bleiben wird: daran ist er natürlich eben so schuldlos wie an dem ungünstigen Urtheil, das unter jedem Himmel die Zunftgenossen über seine Leistung fällen. Zweifelt Einer, ob dieser Freiherr rücksichtlose Energie aufzubringen vermag? Er kanns. Ruht nicht noch rastet, bis er bündig erwiesen zu haben glaubt, daß seine Landsleute aus dem bergischen Remscheid in Marokko kein haltbares Recht erworben haben; Franzosen, Briten, Spaniern bündig erwiesen. Das, meint Mancher, sei nicht gerade schwer? Gründe, die wider den Anspruch des von Fremden bedrängten Mitbürgers zu zeugen scheinen, stöbere selbst der trägste Geheimrath aus seinem Aktenstoß? Hütet die Zunge; und lest erst, was die Norddeutsche Allgemeine Zeitung aus dem gegen die Herren Reinhart und Max Mannesmann fabrizirten Weißbuch mitgetheilt hat. Ich will das Wesentliche hier wiederholen; und das nicht Erwähnte in Klammern setzen. Wir sind seit 1904 in Marokko für die wirthschaftliche Gleichberechtigung aller Nationen eingetreten. (Und, mit viel stärkerer Wucht, für die Souverainetät des Sultans; die wir dann zerfetzen ließen und deren Rest wir jetzt mit devotem Lächeln verschenken.) Artikel 112 der Algesirasakte lautet: Un firman chérifien déterminera les conditions de concession et d'exploitation des mines, minières et carrières; dans l'élaboration de ce firman le gouvernement chérifien s'inspirera des législations étrangères existant sur la matière." Die Konzessionen und Ausbeutungmethoden, deren Verleihung und Zulassung vom Willen des Sultans abhängt, sollen also dem Muster europäischer Berggesetzgebung nachgebildet werden. Diesen Artikel wollten wir, damit der französischem Einfluß zugängliche Sultan nicht deutschen Unternehmern die Thür schließe. (War, trotz Tanger und Tattenbach, der deutsche Einfluß noch damals nicht größer als der französische, der Abd ul Aziz aus der Herrschermacht geschwemmt hatte? Hinderte dieser Artikel den Sultan, Jedem, der ihm gefiel oder Bargeld bot, eine Konzession zu geben? Dann hätten unsere Gegner, deren Mehrheit gesichert war, nicht zugestimmt. Die deutschen Vertreter hatten am neunundzwanzigsten März 1906 die adjudication publique nach einem unter der Mitwirkung des Diplomatischen Corps zu wählenden Modus gefordert; aber nicht durchgesetzt. Warum verschweigt mans und thut jetzt, als sei dem deutschen Interesse Nützliches mühsam erlangt worden?) Mutungrechte, die vor dem Erlaß des Berggesetzes erworben waren, konnten wir nicht aner-

kennen. (Weshalb nicht? Der Sultan war nur verpflichtet, die Konzessionen nach der Vorschrift eines europäischer Legislatur ähnlichen, alle Rechtsinhaber bindenden Berggesetzes zu verleihen; in allem Anderen war er völlig frei. Lammasch und Zorn, Bar und Cohen, Moret und Fusinato, Clunet und Rousset, Oesterreicher, Briten, Spanier, Italiener, Franzosen sogar haben in ausführlichen Gutachten bestätigt, daß die Rechte der Brüder Mannesmann von Wortlaut und Sinn der Algesirasakte gestützt werden. Die im Deutschen Reich Regirenden können diese Rechte deutscher Menschen nicht anerkennen. Wenn Guido Henckel, den doch kein Kaiser für souverain erklärt hat, mir heute ein Bergbaurecht abtritt, verliere ich dieses Recht nicht dadurch, daß morgen ein neues Gesetz den Montanbetrieb ordnet; muß mich nur, wie jeder Andere, der Vorschrift fügen.) Neue Errungenschaft: am zwanzigsten August 1908 beschließt das Diplomatische Corps in Tanger, das Berggesetz müsse ihm zur Begutachtung und Kontrole vorgelegt werden; beschließt es auf deutschen Antrag. (Herrlich. Nur hat, erstens, das Diplomatische Corps auf diesem Gebiet gar nichts zu beschließen; Minen, Gruben, Steinbrüche sind seiner Ingerenz durch die Algesirasakte ausdrücklich entzogen. Und der Werth der Errungenschaft wird, zweitens, durch die unbestreitbare Thatsache, daß in diesem Corps für jede wichtige Entscheidung eine antideutsche Mehrheit zu finden ist, in den Bezirk des Zweifels gerückt. Am neunundzwanzigsten März 1906 lehnen die Mächte den deutschen Wunsch nach der Mitwirkung des Diplomatischen Corps ab: weil sie am Scherifenhof und im Maghzen leichtes Spiel zu haben wähnen und als Konferenzsieger stolziren. Am zwanzigsten August 1908 erfüllen sie den selben Wunsch gern: weil sie nun mit Muley Hafid rechnen müssen und sich jeder neuen Möglichkeit zur Einwirkung nur freuen können.) Der einstimmige Beschluß des Diplomatischen Corps (den ein nicht informirter Vertreter des Deutschen Reiches erwirkt hat) interpretirt den Geist der Algesirasakte und kann nicht angefochten worden. (Darüber sagt Professor Zorn, Kronsyndikus, Mitglied des Herrenhauses, vom Deutschen Reich für die Erste Friedenskonferenz nach dem Haag delegirt: „Selbst wenn hier ‚Geist und Sinn‘ der Akte für die Feststellung des Inhaltes in Anspruch genommen werden dürften, was den obersten Grundsätzen der Auslegung aufs Schärfste widerspräche, könnte auch hieraus eine Mitwirkung des Diplomatischen Corps an der marokkanischen Minengesetzgebung nicht gefolgert werden. Das hieße einfach: die Willkür, und zwar eine ziemlich brutale Willkür, an die Stelle der juristischen Interpretation setzen. In diesem Punkt sind alle Gutachter absolut einer Meinung; eine andere läßt sich auch aus der Algesirasakte nicht begründen.“) Baron Schoen und seine Leute sind anderer Meinung. Nach der von

haltbaren Rechten der Remscheider nun überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Das am sechsten Oktober 1908 von Muley Hafid erlassene Berggesetz ist ohne Wissen der berliner Regirung entstanden (Mannesmanns behaupten: unter der Mitwirkung des Auswärtigen Amtes und der Bergabtheilung im preußischen Handelsministerium), nicht in der üblichen Form (der in Europa üblichen) verkündet worden und schon deshalb nicht als giltig zu betrachten. (Zorn: „Daß Gesetze in Marokko, in Bezug auf formelle Erfordernisse, besonders die Verkündung, nicht nach den für civilisirte Staaten geltenden Vorschriften beurtheilt werden dürfen, ist klar. Das formelle Verfahren ist dort sehr summarisch und besteht im Wesentlichen nur darin, daß der den Inhalt des Gesetzes enthaltenden Urkunde das Siegel des Sultans beigefügt wird und daß die Befehle des Gesetzes den mit ihrer Ausführung betrauten Behörden mitgetheilt werden. Diesen Erfordernissen ist auch beim Minengesetz genügt worden; und andere kennt das marokkanische Recht nicht. Ueberdies ist das Gesetz dem Deutschen Konsul amtlich mitgetheilt worden und jeder Interessent war in der Lage, es kennen zu lernen. Danach ist es durchaus grundlos, zu behaupten, das Gesetz sei ein ,geheimes' gewesen, von dem nur die Brüder Mannesmann Kenntniß gehabt haben. Das trifft nicht zu; wäre aber im Uebrigen auch rechtlich bedeutunglos. An der Giltigkeit des Minengesetzes kann, auch darin stimmen sämmtliche Gutachter überein, ein irgend begründeter Zweifel nicht bestehen.") Nicht bei Briten, Spaniern, Franzosen. Das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches hält das Gesetz, auf dessen Boden deutsche Kaufleute Konzessionen erworben haben, für ungiltig. Weil es, primo, „geheim geblieben" und zwar dem deutschen Konsulatsverweser in Fez zu amtlicher Kenntniß gebracht, sonst aber von Mannesmanns nur bestimmten Personen mitgetheilt worden sei. (Ein wichtiger, für Deutschland wichtiger Brief Muley Hafids war in der Deutschen Gesandtschaft, deren Leiter, Herrn Langwerth von Simmern, der Adressat Reinhart Mannesmann ihn übergeben hatte, so schlecht gehütet worden, daß sein Text in dem marokkanischen Franzosenblatt veröffentlicht wurde. Durfte ein Gewissenhafter riskiren, daß Deutschland noch einmal um einen fast schon eingeheimsten Vortheil kam?) Weil, secundo, das Gesetz unvereinbar mit dem Beschluß des Sultans Abd ul Aziz gewesen sei, von dem französischen Ingenieur Porché ein Minengesetz ausarbeiten und dem Diplomatischen Corps unterbreiten zu lassen; und an diesen Beschluß seines Bruders war Muley Hafid gebunden. (Nur an diesen, scheints; nicht an die Thatsache, daß Abd ul Aziz im Oktober 1906 dem Deutschen Gesandten in feierlicher Audienz das Prioritätrecht Reinharts Mannesmann unzweideutig bestätigt hatte. Professor Lammasch, Mitglied des österreichischen Herrenhauses und des haager

Schiedsgerichtshofes: „Wenn es richtig sein sollte, daß Abd ul Aziz den Ingenieur Porché beauftragt habe, im Einvernehmen mit dem Diplomatischen Corps in Tanger ein Berggesetz auszuarbeiten, und daß Muley Hafid diesen Auftrag bestätigt habe, so beeinträchtigt dies Alles keineswegs die Geltung des am sechsten Oktober 1908 erlassenen Berggesetzes und die Wirksamkeit der auf dessen Grundlage ertheilten Konzessionen. Für deren Geltung kommt vom Standpunkt des internationalen Rechtes nur die in der Algesirasakte enthaltene Voraussetzung in Betracht, daß sie auf Grund eines Berggesetzes verliehen sein müssen, das von den Grundsätzen des Bergrechtes in den fremden Gesetzgebungen inspirirt ist. Dieser Voraussetzung entsprechen die der Firma Mannesmann ertheilten Konzessionen. Wenn die Erlassung des Berggesetzes und die darauf gegründeten Konzessionen einem dem Diplomatischen Corps gegebenen Versprechen widerstreiten sollten, so steht den Mächten das Recht zu, Schadensersatz zu begehren; keinesfalls wird dadurch die Geltung der in Kraft eines bestehenden Gesetzes verliehenen Konzessionen berührt." Genau wie Zorn: „Nichts berechtigt zu der vom Staatssekretär des Auswärtigen Amtes mitgetheilten Behauptung, daß Konzessionen bisher in rechtlich giltiger Weise garnicht ertheilt werden konnten. Die Rechtsfrage ist vielmehr vollkommen in Ordnung: auf Grund des Artikels 112 der Algesirasakte ist das marokkanische Minengesetz erlassen und auf Grund des Minengesetzes sind die Konzessionen ertheilt. Durch Erlaß eines neuen Minengesetzes würde an der Giltigkeit der auf Grund des alten ertheilten Konzessionen kein Jota geändert. Welchen Nutzen, bei dieser ganz klaren Rechtslage, ein Schiedsgericht haben sollte, ist nicht einzusehen. Darum sollte man auf deutscher Seite kein Schiedsgericht zugestehen." Das Auswärtige Amt, das doch auf der deutschen Seite zu suchen ist, hat dieses Schiedsgericht vorgeschlagen und, nach ungeheurer Arbeitmühe, durchgesetzt. Also wieder eine Errungenschaft. Wollt Ihr noch mehr? Fünf von schweizer Mandarinen erkürte Richter werden entscheiden, ob Mannesmanns irgendeinen Anspruch haben. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Fest steht und treu... Baron Schoen entpuppt sich als einen Staatsmann von furchtloser Thatkraft und edelstem Ehrgeiz. Er läßt kein Mittel unversucht, um zu erweisen, daß seine Landsleute mit ihrem Muth, ihrer zähen Klugheit nichts Haltbares gewonnen haben. „Zwei Sultane haben dem Willen, Herrn Reinhart Mannesmann Minenkonzessionen zu gewähren, klaren Ausdruck gegeben. Der regirende, von allen Mächten anerkannte Sultan hat mit dem deutschen Fabrikanten einen Vertrag geschlossen, der unserem Landsmann in einem weiten Revier das Bergrecht zuspricht. Dieser Vertrag, den Sachverständige aus sechs Großstaaten, Männer von Weltruf, für unanfechtbar er-

klären und dessen Tragweite auch durch die bekannten Schwankungen der marokkanischen Politik in der Zeit des Thronstreites nicht geschmälert werden kann, steht unter dem Schutz des Deutschen Reiches. Wir lassen ihn nicht antasten. Zu entschlossener Abwehr verpflichtet uns schon Artikel 3 der Reichsverfassung, der allen Deutschen dem Ausland gegenüber den Schutz des Reiches verbürgt. Wir dürfen aber auch überzeugt sein, daß der Versuch einer Interessentengruppe, diesen Vertrag zu entkräften, in ihrer eigenen Heimath von der bewährten Gerechtigkeit der Regirung und der Oeffentlichen Meinung zurückgewiesen werden wird. Deutschland hat in den verschiedenen Phasen der marokkanischen Auseinandersetzung ein solches Maß versöhnlicher Gesinnung gezeigt, daß es bestimmt erwarten darf, nun nicht mit neuer Zumuthung belästigt zu werden." Wenn der Staatssekretär so gesprochen hätte, wäre er zu Haus gelobt worden. Da er ganz anders sprach, wurden ihm in Paris papierne Kränze gewunden. Wohlerworbene: Baron Schoen hat, ein blinder Hesse, den Franzosen die Waffen geliefert, in deren Besitz sie hoffen dürfen, Mannesmanns Vertrag zu durchlöchern und sich ein Erzmonopol in Marokko zu schaffen.

Nach solchen Waffen hatten sie vorher vergebens ausgespäht. Muley Hafid ließ sich nicht einschüchtern; hatte nun einmal die Sympathie mit dem Remscheider, der gut schießt, als preußischer Offizier was vom Kriegswesen versteht, dem Sultan männliche Wahrheit sagt (und einen weißen Elephanten schenkt); lieh von ihm, als der gefangene Roghi nach Fez gebracht werden sollte, ein Kamel und sprach lächelnd: „Weil er gewagt hat, Deine Bergrechte Anderen zu verleihen, soll der Roghi auf Deinem Kamel ins Gefängniß reiten." (Solchen Vertrauensmann eines dicht bei Gibraltar und neben Algerien thronenden Herrschers hätscheln die Leute des AA doch sicher? Monsieur le Baron de Schoen läßt ihn, der in Tanger ein Schiff gechartert hat, um schneller in Berlin zu sein, drei Tage lang antichambriren und erklärt dann, er könne ihm, da die Verhandlungen geheim seien, über den Stand der Dinge nichts mittheilen.) Da war also nichts zu hoffen. In der Seele dieses Sultans lodert der Wunsch, das Franzosenjoch abzuschütteln. (Drum verschreit ihn pariser Lügenkunst als einen Kanibalen.) Schon hat man sich drüben mit der Thatsache abgefunden, daß ein Zehntel des marokkanischen Bergreviers von Deutschen ausgebeutet wird. Zwar gab es, noch unter Clemenceau, einen Moment, wo die berliner Herren zu wanken schienen und Eduards Freund aus dem vom Gallierschnauzbart bebuschten Munde die Frage ließ, ob Mannesmanns in Deutschland denn schlecht angeschrieben seien. Doch kann die Regirung eines starken Reiches so wichtigen Rechtsanspruch aufgeben? Undenkbar.

Im Oktober sagen mir drei Franzosen, die nichts von einander wissen, fast mit den selben Worten und Seufzern: „Wir haben die hohen Kosten der Feldzüge und Bombardements und Sie, ohne Spesenaufwand, ein Zehntel des ergiebigsten Erzgebietes." Die Seufzer verhallen. Unerbetene Hilfe naht. Aus Deutschland. Fürst Radolin hat von Schoens, Baron Schoen von Radolins Diplomatenkunst eine im Superlativ schlechte Meinung (und sämmtliche Zunftgenossen sind bereit, beide Urtheile gerecht zu nennen); hier aber müssen die schönen Seelen wohl einträchtiglich gewesen sein. Denn plötzlich weiß man im Parlamentsviertel, was die Glocke geschlagen hat. Am zweiundzwanzigsten November 1909 sagt ein Abgeordneter: „Die Minenfrage ist ungemein wichtig. Sie haben ja gesehen, daß die deutsche Regirung die Brüder Mannesmann preisgegeben hat. Man muß anerkennen, daß Deutschland sich sehr artig zeigt." Minister Pichon nickt. Herr Etienne, Haupthahn der Kolonialpartei (und Yachtgast des Deutschen Kaisers) gelobt, in Marokko dürfe fortan nur unter französischem Patronat gewirthschaftet werden. Kanns wirklich gelingen? Nach algerischen Rezept? In dem Uensahandel hat man die Firma Krupp zuerst als Vogelscheuche benutzt, um einen unbequemeren Deutschen loszuwerden; dann die Oeffentliche Meinung alarmirt und der essener Gesellschaft gesagt, das französische Nationalgefühl bäume sich gegen den Gedanken, daß Krupp, aus dessen Kanonen die Söhne Frankreichs morgen beschossen werden können, in einem Concern neben Schneider aus dem Creuzot sitze; schließlich den Deutschen mit einem Schmerzensgeld heimgeschickt. Exemplum docet. Sind wir, durch den Essener, erst des Remscheiders ledig geworden, dann sorgen unsere Chauvins und Schneiders Checks schnell dafür, daß Krupp leise verduftet. Er bekommt das Erz billiger als jeder andere Deutsche, hat dann beinahe ein Monopol; und wir machen einen europäischen Stahltrust, neben dem der amerikanische wie das Bild eines sanften Menschenfreundes wirkt. Ists aber auch Ernst? Cambon fürchtet eine Falle; meint, Deutschland wolle uns in Sicherheit wiegen und die Arglosen mit unerbittlicher Forderung überfallen. Die Gelegenheit ist ihm günstig. Wahlen in Sicht. Kein Abgeordneter will seine fünfzehntausend Francs Diäten verlieren. Jeder scheut neuen Zwist mit Deutschland. Briand, der Sozialist, dem Schneider und seine Sippe (Union des mines marocaines) ein Gräuel ist, denkt nicht daran, sich dieser Leute wegen in einen Konflikt einzulassen; nähme jeden vernünftigen Vorschlag der Berliner an. Soll er seine, seiner Partei Todfeinde bereichern und stärken? Doch: es ist Ernst. Deutschland giebt wieder nach. Baron Wilhelm von Schoen hat gesprochen.

Der Kanzler kennt Frankreich nicht. Muß wieder der Falsche ans Messer?

*

Die kleine Stadt.*)

Heinrich Mann: Die kleine Stadt? Das hatte man nicht erwartet. Autor und Schauplatz scheinen schwer vereinbare Gegensätze. Zum Wesen der kleinen Stadt gehört, daß in ihr keine That und kein Gedanke ausgegossen werden kann, daß jeder Ansatz dazu an Theilnahme erstickt, daß der Bürgersteig zu schmal ist für eine große Geberde und das Pflaster zu schlecht für einen raschen Schritt. Und in diese Enge will er seine überlebengroßen Gestalten, seine legendären Charaktere stellen, seine Ausbrüche geschehen lassen und seine gefährlichen Verbindungen zu Ende führen? Doch zweifelt man keinen Augenblick, daß, wie noch stets, das Unmögliche auf eine erstaunlich einfache Weise geschehen wird.

Man ist rasch bezaubert; von dem Klang und der Fülle des Anschlags, von der souverainen Sicherheit der Hand. Diese Darstellungskunst scheint wie die Sonne über Gute und Böse, modellirt mit wunderbarer Plötzlichkeit, so leicht, daß in Kurzem der Geist der kleinen (italienischen) Stadt lebendig vor uns steht. Aber ihre Kräfte sind gebunden: sie offenbaren sich nicht, ihr Charakter scheint nur durch, ihre Hitze schwelt. Das Gefühl, daß nichts geschehen kann, lastet über Allem, und da man nach Geschehnissen dürstet, daß man sie aus den Steinen saugen möchte, stößt man nach seinem Gegner, aber nur mit den Fingern, wirft die Arme gesprächsweise mehr, als nöthig ist, erzählt mehr, als wahr ist, bildet Pointen aus und erinnert sich. Offen und wehrlos liegt die Stadt da, als Beute für jedes Ereigniß, und ist in ihrer lauernden Ruhe ein Stoff des Verderbens. Sie flammt auf, als, herbeibeschworen oder herangezogen, eine lyrische Theatergesellschaft über sie hereinbricht, ein Fünfgestirn, von einem Schwarm kleiner Sterne gefolgt. Nun bekommt sie Muth zu ihren Kräften, mehr noch zu ihren Wünschen. An den Schauspielern, diesen Menschen mit den übermäßigen, herausgetriebenen Zügen, der leichten und großen Haltung, den Bewegungen von unbekannter Spannkraft, die in ihrer unmittelbaren Mobilisationfähigkeit ihre Kräfte werfen, wohin sie wollen: an dieser gesteigerten, geschulten Menschlichkeit entdeckt Jeder seine wirklichen oder vermeintlichen Möglichkeiten. Man fühlt sich gehoben, befreit: es ist auf einmal überall zu eng. Alle durchzieht eine Ahnung: es giebt noch eine größere Fläche, auf der zu leben möglich ist (auf der wenigstens zu verbrennen möglich ist). Und bevor der erste Tag zu Ende geht, ist schon die ganze Stadt im Erwachen. Sie ist bunt, sie lärmt, sie tanzt, sie übertreibt, sie spiegelt sich in den Künstlern, sie erkennt sich, aber immer wieder nur sich.

Man sieht: dieser Roman ist ein echter Heinrich Mann; denn hiermit ist das eigentliche Thema Manns erreicht, sein unerschöpfliches Thema, uner-

*) Roman von Heinrich Mann. Insel-Verlag.

schöpflich in seinen Formen und Farben: der Ueberfall durch fremde Schönheit und die Steigerung an fremder Schönheit; diese Steigerung, die das Gemeinsame der Liebe, der Eitelkeit, des Ehrgeizes ist, die berauscht, spannt, ausweitet und zerstört. Diese Einbrüche bilden den Ausgangspunkt seiner Werke: die Kreuzzüge des Panthergeschlechts, die Kämpfe, Feste und Spiele zahmer Menschen mit schönen reißenden Thieren, die erstaunlichen Erfindungen, die die Zahmheit in diesem Kampfe macht, ihre Aushilfer, ihre Verwandlungen, das Erwachen und Aufflackern ihrer schlummernden Wildheit. Auch der Einbruch der Theatertruppe in die kleine Stadt ist eine Wiederholung des alten Dionysoszuges, ein mythologischer Vorgang im Schein schlecht regulirender Bogenlampen.

Aber die eigentliche Arena des Kampfes ist die menschliche Seele; der Reichthum der Geschehnisse ist auf gelben Grund gemalt. Seine Menschen werden durch fremde Größe oder Schönheit im Innersten vergiftet; sie verfallen mit ihrer Seele einer Schönheit, für die sie nicht geboren sind und deren Herausforderung sie nicht widerstehen können: an der zu Grunde zu gehen ihre Bestimmung ist; deshalb wirkt jede Geberde, jedes gesprochene Wort nicht nur als Erscheinung, sondern als seelische Aeußerung: als Erhabenheiten, Spannungen, Lächerlichkeiten; als seelische Entlastung, als Groteske, als Qual. Diese Durchleuchtung von innen heraus giebt der Buntheit der äußeren Geschehnisse erst das starke Leben. Mann besitzt das Geheimniß der transparenten Darstellung. So stark er im Geben des Charakteristischen und Individuellen ist: das Seelische leuchtet immer, wie unvermeidlich, hindurch. Er ist der farbigste aller Darsteller, aber er ist auch der geistigste.

Michelangelesk ist das Wort, das man oft auf diese Darstellungweise angewandt hat. Aber was ist das Gemeinsame? Die Muskelmassen des Michelangelo scheinen wie aus dem Anblick und der Empfindung fremder Thaten geboren, aus einem Leiden der Seele an ihnen, nicht aus eigenem Kraftgefühl. Michelangelo stellte selbst den Schöpfergott so dar, als hätte er die Welt aus einem Ressentiment geschaffen, aus einem Leiden an seiner Empfindung, in einem bitteren Heroismus. Die übertriebene Form aus überlasteter Empfindung ist die Seele seiner Werke (und vielleicht ist sie das Wesen der Seele überhaupt). Und eben so könnte man die übertriebene Bewegung aus überlasteter Empfindung für das Wesen von Manns Vorgängen ansehen. Für diese Aeußerung ohne automotorische Ursache hat er das unvermeidliche Auge. Diese Differenz zwischen der sensorischen und der motorischen Sphäre zu verbergen und zu überwinden, jagen und stolpern seine Menschen, zweifeln, martern und täuschen sich. Durch diesen Spalt ihrer Existenz findet er den Zugang zu ihren Seelen und durchleuchtet er ihre Handlungen. Durch diese Anlage ihres Schicksals sind Alle verwandt: der Dichter, über dessen Schreibtisch ein herausforderndes Bild der italienischen Renaissance hängt; die Frau, die einen Mann

liebt, der ihre Leidenschaft herausfordert, aber ihrem Herzen nicht gehört; der Demagoge, der nicht müde wird, hinter dem Volk, das Garibaldi liebte, herzulaufen. Die Variationen dieses Themas sind unermeßlich: vom intimsten Leiden an solchem Schicksal bis zur rohesten Mißthätigkeit aus solchem Schicksal; von dem eifersüchtigen, feinsten Verstehen des Vorbildes bis zum gröbsten Mißhören, von dem niedrigsten Widerhall adeliger Schönheit bis zum Ansporn edler Schwäche durch das Vorbild einer gemeinen Vollkommenheit.

Weil bei Mann dieses Problem den Kern seiner Werke bildet, ist er auch der Darsteller der Modernität. Denn sein Thema ist das Problem der Zeit. Die Steigerung an fremder Schönheit und Größe ist zwar so alt wie die Geschichte, aber sie ist heute zu einem Meer angeschwollen; sie war nie so allgemein, wurde nie mit so methodischem Eifer betrieben, war nie so unentrinnbares Schicksal. Wir leben von der Steigerung an fremden Zeiten, an fremden Rassen, an fremder Kultur, an fremden Ständen, am fremden Geschlecht. Unser Historismus, unsere Humanität, unsere Idee von Bildung und Demokratie zielen auf Steigerung am Fremden. Psychische Kreuzungen, hybride Pfropfungen sind das Alltägliche. Wer Satisfaktion in sich selbst findet, wird verachtet. Nichts bleibt für sich, Niemand weiß, was ihm gehört. Für die Massen resultirt daraus die Groteske. Denn sie sind unbedenklich in ihrer Entlastung, sehen sich nicht und sind durchaus unfähig, zu leiden. Und während sie bemitleidenswerth sind, leben sie lustig wie nie zuvor; denn ungefährlich scheint das Leben Dem, der für Niederlagen kein Gefühl hat, der falsches Gewicht nimmt, der zu besitzen glaubt, wovon er den Begriff gewonnen hat oder gar nur das Wort. Nicht, daß sie elend ist, sondern, daß sie grotesk ist, bildet heute das Problem der Masse. Schlimmer ergeht es den Anderen, die zu sehend sind, um es sich leicht zu machen. Sie wachsen auf unter Herausforderungen, sie werden von Vorbildern bedrückt. Sie lernen früh: es ist lächerlich, über sich hinaus zu wollen, und verächtlich, es nicht zu wollen; dazwischen liegen die menschlichen Bemühungen. Durch ein furchtbares Spalier von Forderungen und Entwickelungen führt der Weg zu jeder Leistung. (Repräsentantin dieser Menschen ist in dem neuen Roman die Primadonna der Gesellschaft, die zukunftreiche Anfängerin, die den Weg durch die intime Qual der Technik gewählt hat, der allein zur letzten Größe führt, zur Virtuosität, die allein den Geist befreit; die diesen Weg mit gepanzerter Seele, mit waffenstarrendem Herzen geht, aber in der Einsamkeit böse wird.) Die Entseelung ist die drohende Gefahr, die Niederlage der Sehenden, Bewußten, wie die Groteske die Niederlage des Volkes, der Unbewußten ist. Die gemeinsame Ursache dieser Niederlagen zu sehen, die Steigerung am Fremden, lehrt uns Manns Werk. Die moderne Größe ist, wie die moderne Lustigkeit, kein Ueberschuß des Motorischen, sondern ein Streben, mit dem Gefühlten ins Gleichgewicht zu kommen. Der Wille zu Etwas, die Zielsucht, das programmatische

Denken und Handeln kennzeichnet unsere Zeit. Es ist keine behagliche Zeit, es ist eine gespannte Zeit; die Zeit der zähen Sehne des Schweißeisens und der Tragikomoedie oder der späten Ernte, in einem breiten Gewühl von Grotesken.

In dem Ueberfall der kleinen Stadt ist dieser Zustand bis auf die erste Dezimale zurückgeführt; er giebt eine breite Basis für die Groteske, für die matte, niedrige Verderbniß, und in den Künstlern eine schmale für die gefährlichere der Entseelung. Die ganze Pyramide des Lebens ist aufgebaut. Das Edelste und das Gemeinste wird durch den Alles durchschauenden Blick zusammengehalten; nicht durch eine Manier, durch eine unverbindliche „Persönlichkeit", durch einen ewigen Tonfall, durch Tönung, wie Das üblich ist und noch bewundert wird, sondern dadurch, daß Alles auf ein Gemeinsames zurückgeführt wird, auf ein gemeinsames Leiden, dem das Erhabenste und das Lächerlichste entspringt. So erfordert es der Stil des Romans. Durch dieses Allverstehen steht Alles zu Recht neben einander, wirkt auch das Kleinste unvermeidlich groß, bedeutend, legendär.

In dem breiten Leben des Romans fehlt nicht die hohe Linie der Novelle. Den Roman schreibt die Sonne und der allgegenwärtige Tag, die Novelle das Mondlicht, das nur Einzelnes, Erhabenes beleuchtet. Es fällt auf den Sänger, den Jüngsten der Fünf, dessen Schönheit und herausfordernde Traurigkeit die bürgerlichen Sitten lockert, den die Frauen umstellen und der, von der ersten Epoche seines Lebens erwacht, um sich blickt, wie Orpheus entsetzt von der Menge von Thieren, die er herbeigezogen. „Ist es möglich? Von Allem was meine Seele schreit, kein Echo?" Aber das Echo kommt und ist stärker als sein Gesang: die Tochter des ewig beschatteten Hauses, eins der herrlichen Mädchen Heinrichs Mann, wie überlebend aus der Antike, ganz ihres Schicksals mächtig, die in der ungeheuren gottlosen Enge eines Gefühles leben, in der strengen, bitteren Gluth, die das Verhängniß heranzieht, die in der vollen Pracht ihres Herzens sterben. Das Schicksal der Beiden gehört zum Roman, wie das ewig beschattete Landhaus der Familie Nardini zur kleinen Stadt gehört: im Abstand und als Maß; es folgt dem vollen Chor des Romans wie eine Melodie in Synkopen; es schließt auch nach ihm; nachdem der Roman in der Ferne verklungen ist, endet wie in einer leeren Welt die Novelle auf einem hohen, vollen und klaren Ton. Wie dieses Schicksal ausgeht, in der tiefen Wahrheit eines Mißverständnisses und dann einem von Schelmerei gemilderten Grauen: Das möchte man zu den höchsten Schönheiten dieses reichen Werkes rechnen. Wenn es glücklich macht, daß es Werke giebt, in denen die Erkenntniß sich in solcher Lebensfülle darstellt, die einen solchen Eindruck von Allmacht geben, so bleibt doch das Schönste, daß in diesem vom Geist durchleuchteten Werk auch das Undurchleuchtbare, das Unmittelbare stark und bezwingend erscheint, daß neben dem Staunenswerthen auch das Liebenswerthe steht.

Charlottenburg. Lucia Dora Frost.

Ostasiatische Zeitungpolitik.

Geht Doktor Morrison oder geht er nicht? Ein ergötzliches Räthselspiel, dessen Lösung sich die japanische Presse mit einem Eifer hingiebt, als ob sie Krieg oder Frieden bedeute. Es ist ganz bezeichnend, daß sich um die Person dieses pekinger Times-Korrespondenten ein Streit erheben kann, wie ihn die Person eines Gesandten oder Botschafters kaum bewirken würde. Wenn man aber die Dinge näher sieht, versteht man Das. Als die Times noch in Peking durch den vorurtheillosen und gerechten Kaufmann Michie vertreten war, war sie zwar immer vorzüglich, aber auch objektiv unterrichtet. Dann kam der chinesisch-japanische Krieg, den die Japaner forcirt hatten. Zu ihrer Rechtfertigung operirten sie viel mit einem angeblichen Thronbericht Li-Hung-Tschangs, der zu Rüstungen gegen Japan aufgefordert habe. Michie konnte durch Dokumente nachweisen, daß der keineswegs aggressive Thronbericht des chinesischen Staatsmannes volle vierzehn Jahre vor Ausbruch des Krieges eingeliefert worden sei, also unmöglich eine Ursache der Feindsäligkeiten genannt werden könne. Er sandte die Belege der Times. Die verweigerte die Aufnahme. Der charaktervolle Michie schied nach heftigen Auseinandersetzungen aus dem Verbande der Zeitung und ihn ersetzte Mr. Chirol, der die neue Aera der Timespolitik einleitete. Als er später in London die Leitung des Auswärtigen Theils der Times übernahm, folgte ihm in Peking der Australier Dr. Morrison. Als ein hochintelligenter und politischer Kopf arbeitete sich der neue Vertreter rasch in die chinesischen Verhältnisse ein und viele Reisen im Lande ließen ihn bald zu einer Autorität in chinesischen Fragen werden. Er wurde ganz unmerklich eine Größe in Peking. Seine Zeitung, die wohl einsah, daß sie durch die Leistung ihres Vertreters in Ostasien eine ganz andere Rolle spiele, als ihr nach ihrer Bedeutung eigentlich zukam, ermöglichte ihm durch ein fürstliches Gehalt, in Peking ein Haus zu machen, in dem nicht nur vornehme Chinesen, sondern auch Diplomaten höchster Grade gern verkehren. Da wurde hohe Politik gemacht, wurden insbesondere manche Schachzüge gegen Deutschland, das Dr. Morrison für eine Gefahr Englands hielt, ersonnen. Auf diesem Grundstück ist aber auch eine der ergiebigsten Quellen zu suchen, aus denen der russisch-japanische Krieg entstand. An ihm kann sich Dr. Morrison ein Hauptverdienst zuschreiben. Als aber der Krieg aus war, als die russische Gefahr von England für lange abgewendet schien, da rückte Morrison langsam, aber sicher von den Japanern ab. Das Bündniß hatte in ihm keinen eifrigen Förderer. Drüben in Japan gab sich von Tokio aus der Times-Vertreter Capitain Brinkley alle erdenkliche Mühe, für Japan Stimmung zu machen. Sein eigener Landsmann Mac Kenzie sagt in seinem Buch über Korea von ihm, er sei durch seine Anstellung als Rathgeber der Nippon Yusen Kaisha, der staatlich so stark subventionirten größten japanischen Schiffahrtgesellschaft, und durch sein finanzielles Engagement in der japanischen Industrie ganz ungeeignet, ein sachliches und unparteiisches Urtheil zu fällen. Und Mr. Chirol saß in London nun zwischen zwei Stühlen. Von Tokio aus kamen Alliancebriefe und Lobeshymnen und von Peking aus scharfe Kritiken und Warnungen; von hier tönte enthusiastisch der Ruf, wie erfreulich stark der östliche Alliirte werde, und von dort kam das Echo: Er wird zu selbständig. Das Schifflein seiner Politik durch diese beiden Strömungen so zu lenken, daß der Leser meinte, in einem einheitlichen ostasiatischen Strom zu fahren, war für Herrn Chirol mehr als schwer. Er tanzte auf dem Seil; neigte sich bald nach rechts,

bald nach links. Aber der Zustand wurde unhaltbar: Herr Chirol packte seine Koffer und ging auf eine Vermittelungtour nach dem Osten. Er holte Herrn Dr. Morrison ab und nahm ihn mit nach Tokio zu „Besprechungen". Die Engländer wissen ihre Presse zu schätzen und ins Ansehen zu bringen. Chirol und Morrison wohnten in der Englischen Botschaft, in deren Staatskarosse sie zur Audienz beim Kaiser von Japan fuhren, der ersten, die der Mikado fremden Pressevertretern gewährte (er ist auch im Empfang japanischer Pressevertreter sehr zurückhaltend). Die Zeitungen Japans waren voll von dem „berühmten" Dr. Morrison. Die Japaner sind die geschicktesten Fremdenführer der Welt. Dr. Morrison lernte Japan kennen, wie es Einer kennen lernen kann, von dem die Japaner wollen, daß er es nicht kennen lerne. Man kann sich aus dieser Richtung bei unserem Professor Koch, dem Bekämpfer der Schlafkrankheit, wohl ganz lustige Informationen holen. Aber Chirol, Dr. Morrison und Brinkley überstanden alle Dinners und Tiffins ohne Beschwerden und es scheint, daß sie auch noch Zeit zu einer Aussprache gefunden haben. Jedenfalls hörte man bald, sie seien in ihrer Auffassung der politischen Lage einig. Die japanischen Fremdenführer jubilirten: da könne man wieder sehen, welchen Werth das persönliche Studium des Landes für Den habe, der darüber schreiben wolle. Dr. Morrison, der schon bei einem Festessen der Preß Association an der Ehrentafel zwischen dem Fürsten Ito, dem Grafen Okuma und dem Marquis Katsura eine erstaunlich gewagte Rede gehalten hatte (die Herren Japaner möchten doch die friedlichen Chinesen in Ruhe lassen) und der dafür den konventionell kühlen Applaus ironisch freundlich einsteckte, verzog jedenfalls das Gesicht zu einem verständnißvollen Lächeln, als er Das las, und ging als erklärter Japanfreund nach Peking. Herr Chirol schmunzelte über die leichte Reparatur des Schiffleins, fuhr nach London und schrieb eine lange, begeisterte Abhandlung über den schönen Osten im Allgemeinen und die netten Alliirten im Besonderen. Und Herr Brinkley ging wieder in seine Office der Nippon Yusen Kaisha, allwo er nicht sehr viel zu thun hat, und las all diese Geschichten mit Vergnügen.

Einige Wochen hielt die Tapete. Dann kamen böse Menschen und störten den Frieden. Sie sagten, es sei doch merkwürdig, daß eine Intelligenz wie Dr. Morrison sich so überraschend gewandelt habe. Dieser aber erklärte ziemlich deutlich, er habe sich absolut nicht gewandelt, er lehne die Verantwortung für einige Depeschen, die in seiner Abwesenheit nach London gegangen seien, ab und sei ganz der Alte. Daß er wahr sprach, konnte man bald sehen. Herr Morrison wurde wieder kritisch, Herr Brinkley wieder enthusiastisch und Herr Chirol schwitzte wieder Blut und mußte seiltanzen. Noch einmal nach dem Osten fahren und eine zweite Abhandlung schreiben? Das ging nicht. Nun kommt die allen Dementis trotzende Meldung der Japanpresse, Herr Chirol sei vom Seil gefallen. In Brinkleys geöffnete Arme. Herr Morrison werde deshalb seinen Posten in Peking aufgeben. Den Japanern würde ein Stein vom Herzen fallen. Ein Dr. Morrison schien ihnen ein schlimmerer Gegner als ganz China. Man muß ihnen auch das Lob spenden, daß sie in dem Streben nach Beseitigung unangenehmer Leute recht beharrlich sind. Sie können Einen sogar durch Oeffnen der Briefe, selbst versiegelter Werthbriefe aus dem Lande graulen. Diplomaten sogar. Aber eben so zäh ist der englische Australier; an dem für Recht Erkannten hält er fest. Die Reise Morrisons durch China, die den Anlaß zu den Gerüchten gab, wird wohl nur ein Urlaub, kein „Krankheiturlaub" sein. Und wir müssen die Spalten der Times wohl auch künftig aufmerksam durchforschen.

Tokio. Dr. Fritz Wertheimer.

Ich und die Bücher.*)

Lieber, liebster Signore . . . seid mir nicht gram . . . ich bin doch ganz unschuldig . . . bei Gott, ich bins . . . ich betheure es bei allen Heiligen, daß ich ganz unschuldig bin . . . Aber die Katze, die böse Katze . . . il cattivo gatto . . .

Das Thor knarrte, indem sie so sprach, und leichenblaß stand Cesira vor mir.

„Was ist denn mit Ihrer Katze, gute Frau? Hat sie was Schlimmes begangen? Meine Milch getrunken? Meine Zeitung zerrissen? Alles ist im Voraus entschuldigt."

„Entschuldigt, Herr? Ihr wollt mir nichts nachtragen? Welche Güte, ach, welche große, unendliche Güte! Gott segne Sie, Sie und Ihre Kinder, auch die Kinder Ihrer Kinder . . . wenn Sie nämlich welche haben werden . . ."

„Ja! Was ist denn los? Ich verstehe Euch überhaupt nicht, liebe Frau. Was sprecht Ihr da von Katzen, Kindern und von Gottessegen?"

Ich stand bereits in der kühlen, dunklen Halle, die Hausfrau mir gegenüber, mit der Oellampe in zitternd ausgestreckter Hand; auf ihrer hübschen Stumpfnase folgten sich Licht und Schatten in flackerndem Nacheinander. Sie sprach (und es war ein erregtes, hastiges Sprechen): „Der Postino hat einen Brief gebracht; ich nahm ihn ab; da legte ich ihn hin; hier lag er auf dem Tisch (und sie schlug dabei auf die leere Platte) . . . hier sah ich ihn noch vor einer Stunde . . . dann kam die Katze . . . sie kam angesprungen und zerfetzte den Brief . . . meine Tochter, die Anita, die hats mit angesehen . . . und dann . . . und dann . . . eben die Anita wars, die die Restchen alle in den Brunnen geworfen hat . . . Aber der Herr macht ein bitterböses Gesicht . . . die Hände des Herrn zittern . . ."

Die Hände des Herrn! Wie sollten sie denn nicht? Meine Hände, meine Brust, meine Füße, mein armes Hirn, mein innerstes Innere, meine Eingeweide zittern vor Wuth. Ich möchte weinen, ich möchte stöhnen, meine Haare möchte ich raufen und schreien, schreien, wie Elektra einst über das Los der Lagiden schrie: Otototototoitoitoi!

Ich stürze auf mein Zimmer; meine Seele voll Jammers. Wißt Ihr, was es heißt, in der Fremde Briefe zu erwarten? Tage schleichen auf leisen Tatzen

---

*) Herr Dr. Hatvany, der Verfasser des Buches „Die Wissenschaft des nicht Wissenswerthen", läßt nächstens (bei Paul Cassirer) unter dem Titel „Ich und die Bücher" ein zweites Werkchen erscheinen, aus dem hier eine Probe gegeben wird. Die erste größere Arbeit dieses jungen, in der Behandlung der deutschen Sprache schon merkwürdig sicheren Ungarn, die Streitschrift wider den Philologenwahn, hat sich durch den fröhlichen Muth zu selbständigem Denken und durch die Grazie ihrer Form viele Freunde geworben. „Man will die Anforderungen der Gelehrsamkeit jetzt auf die Kulturmenschen ausdehnen und die Begriffe Kultur und Wissenschaft überhaupt nicht mehr unterscheiden; die Gelehrten sämmtlicher Fächer haben sich vereint, um den heutigen Stand ihrer Wissenschaft und deren Geschichte festzulegen, und diesem gigantischen Unternehmen den Namen Kultur der Gegenwart gegeben." Solche Sätze haben gefallen und den Autor rasch zu einem bekannten Mann gemacht. Dem neuen Buch darf man, weil es die alten Qualitäten an einem leichter begreifbaren Stoff bewährt, ein eben so günstiges Prognostikon stellen.

und jeden Tag, zur Mittagsstunde, klingelt es an der Thür. Und jedes Läuten kann Dir eine Nachricht bringen und jede Nachricht entscheiden über Dein Los. Du wolltest Einen wiedersehen: er lebt nicht mehr. Eine, die Du sehr liebst, lebt für einen Anderen. Lustige Menschen schreiben Dir, Du mögest mit ihnen lachen, und Traurige künden Dir die düstere Mär ihrer Thränen. Und nun kommt die Katze der Frau Cesira und die Tochter der Frau Cesira, die Beide nichts von Menschen wissen, die in der Ferne lachen und in der Ferne weinen . . . sie kommen, die Eine mit trippelnden Füßchen, die Andere mit sammeten sich schlängelndem Rücken, und vernichten die Kunde fremder, ganz fremder Schicksale. Brennend nagt an mir die Sorge; und doch muß ich staunen ob der merkwürdigen Verknüpfung irdischer Dinge.

Es ist Nacht und ich bin allein; im Herzen hämmert die Frage: Wer mag mir geschrieben haben? Vielleicht schreibt mir mein Kind, mein Schatz, mein Lieb, mein Alles? Oh, wüßt' ich doch, ob sie es war? Ich könnte noch heute . . . Ja, ich sollte, gewiß sollte ich auf das Telegraphenamt gehen, eine Depesche, eine ganz dringende absenden und warten, warten, bis mir nachts die Antwort entgegenfliegt.

Acht Uhr abends. Mein Kind, mein Lieb, mein Schatz, mein Alles wird wohl um diese Zeit ihr Abendbrot verzehren. Im Speisezimmer steht die Spanische Wand vollgepfropft mit Ansichtkarten. Darunter ist auch die Karte, die ich unlängst geschickt habe. Wie der Indianer seine Trophäen über das Hausthor, so steckt die Kleine meine Karten in die Spanische Wand; und (ach!) auch die Karten Anderer. Nun sitzt sie all den Karten gegenüber und streicht Butter auf Brot. Sie denkt dabei an Butter und Brot; aber meiner gedenkt sie gewiß nicht. Da wird getafelt und geplaudert, — volle zwei Stunden lang; um zehn Uhr ist bereits Schlafenszeit.

Ein Rauschen: nun liegt sie schon. Liest sie einen Roman oder betet sie? Sie ist so ruhig, so sorglos; darf ich ihr jetzt, eben jetzt mit einer dummen Depesche den Schlaf aus den Augen jagen? Nein. Das darf ich wahrlich nicht, Schlaf, mein süßes Kind. Ich will wachen und Deiner in bebender Angst gedenken. (Ihr Hemdchen hat Seidenmaschen, blaue Mäschchen!)

Wie bin ich nur einfältig!

Weiß ich denn, ob der Brief von ihr herrührt? Und, wenn sie ihn auch schrieb, ob darin was Bemerkenswerthes steht? Hat sie denn überhaupt was Wichtiges zu sagen? Sie, deren Worte mir alle entschwunden sind? Und doch: es waren ganz kluge Worte, die sie sprach. Kaum drei Wochen ist es her, die Wiesen waren voll knallrother Mohnblumen, das Grün der Felder, überthaut vom grellen Morgenlicht, schien beinahe weiß; und wir sprachen viel. Sie sprach bedacht und klug. Wie denn überhaupt Mädchen immer klug sprechen. Sie wollen doch Alle was. Der Mann, der ewige Idealist, der Narr, er will nichts; er will die Wonne glücklicher Sekunden. Weshalb er auch dummes, wirres Zeug zusammenquasselt. Sie aber, sie denkt daran: Was soll daraus werden? Diese stete Sorge giebt ihrer Stimme, dieser weich wie die Wellen eines Bächleins schmeichelnden Stimme etwas Hartes, Herbes. Lebensreife Worte auf Kinderlippen. Arme Mira, liebe Mira, mein Kind! Könnte ich Dich nur wieder hören! Jedes Wort einsaugen in hungrige Nerven! Weshalb sind Deine Worte mir alle entschwunden? Warum? Und wie kann ich Dich lieben, ohne zu wissen, was Du sprichst, woran Du denkst?

Darf ich mein Schicksal einem fremden Kinde vertrauen? Tagebücher sollte man führen. Jedes Wort aufzeichnen. Sonst verliert man sein Leben und das Leben seiner Liebsten. Für den Mann, der Tagebücher schreibt, giebt es kein Gestern; das Heute folgt ihm gefügig nach durch alle kommenden Tage. Er hält Alles zusammen, er verliert nichts. Doch! Er verliert eben den einzigen Schatz; die im Sonnenuntergangsviolet funkelnde Pracht des Gestern, diese Pracht, die zu kennen von allen Kreaturen, die da auf Erden athmen, nur uns Menschen gegeben ward. Weshalb das Gestern mit dem Tagebuch zur übertünchten Gegenwart machen? Ein Frevel. Die Mohnblumen der Wiesen, das weißglitzernde Grün der aufblickenden Halme, die Stimme meiner Mira sind mir nicht mehr, was sie mir vor drei Wochen waren. Mehr und auch weniger sind sie mir. Ich umgebe sie mit der Zärtlichkeit, die ich allem Vergangenen spende, allem vom grellen Heute ins matte Gestern sich Verdüsternden, allen scheuen Schemen einst heller Tage, die ein Scheinleben in mir führen, allem Toten, allem Verwesten. Da in meiner Seele ruhen diese Dinge müden Hauptes, fahler Farbe. Tagebücher führen, hieße ein Aufstöbern der Geister, hieße: um verloschene Wangen ungesunde Lebensfarben spielen lassen.

Nicht berührt mir die Vergangenheit; beraubt mir sie nicht ihres Wesens! Die Gegenwart ist eine Täuschung; nur was war, ist wahr!

Die Gegenwart ist stumm geboren, liedlos, kunstlos, ἀμούσος. Der Künstler schafft sein Werk aus dem Schatten des Traumes, der ihm aus verflossenen Tagen anhaftet. Und wenn er ahnt! Was ist denn Ahnung? Die Erinnerung der Zukunft. Der einfachste Mensch, wenn er sich erinnert, wird zum Künstler. Er wählt: und Wahl ist Kunst. Schein umspielt seine Augen: und Schein ist Kunst.

Meine Geliebte? Was ist sie, wenn ich ihrer gedenke? Heute, hier, weit, in großer Ferne, da ich sie seit drei Wochen aus den Augen verloren. Was ist sie? Ein flüchtiges, mir stets entrinnendes, kaum zu erhaschendes Nebelbild. Das Gesicht weigert sich, vor mir zu erscheinen. Was ich sehe? Blonde Löckchen sich ringeln um einen blendenden Nacken. Lacht sie, so steht ein kleiner Zahn etwas spitz heraus. Das sehe ich; sonst aber auch nichts, gar nichts. Und was ich höre? Einen Satz höre ich. Einen einzigen Satz: „Sie sind ein Abgrund, aber Das ist nett.“ Im muß mich zu entsetzlich gotteslästerischen Ansichten bekannt haben, als sie mir Das sagte. „Aber Das ist nett“? War Das kein Geständniß? Dieser Satz ... diese Löckchen ... der Nacken ... und der Zahn, der kleine spitze Zahn: Das ist meine Geliebte. Alles, was mir bleibt. Doch jetzt, soeben, während des Schreibens blitzt das ganze Gesicht auf, das liebe Gesicht, wie ein Wetterleuchten: kaum erblickt, schon entschwunden. Das ist mir meine Geliebte. Und meine Freunde? Eine Bewegung, die in mir aufzuckt, liebe Stimmen, die in mir erklingen, die Wärme eines Händedruckes. Das sind mir meine Freunde. Und mein Leben? Mein eigenes, eigenstes Leben, mein ganzes verflossenes Dasein: lichte, dunkle, dunkle, lichte Stunden, Tage, Nächte, Nächte, Tage; und immer tickt eine Uhr, sie tickt und tickt; und der schmale, dünne Zeiger schiebt die Zeit ganz leicht vorwärts. Tage, Nächte, Nächte, Tage, Küsse, Schmerzen, Freuden und Thränen ... lange, laute Gespräche, dann wieder Flüstergespräche ins liebe, kleine Ohr ... Rothe Ohrläppchen, immer andere; aber meine Schwester sagt mir, ich sei ihr Bruder, und ich erkenne mich im dauernden Wechsel als den Selben, der einst mit ihr im Garten zwischen Flieder und Akazien nach Schmetterlingen haschte, um sie wieder

loszulassen (sie flogen davon mit matten, entstäubten Flügeln). Auch eine Lampe brennt in einsamer Kammer; am Pult ein offenes Buch. Vielleicht mein Lieblingbuch. Welches ist denn mein Lieblingbuch? Welche sind denn meine Lieblingbücher? Wie darf ich sagen: Ich liebe sie? Weiß ich doch nicht einmal, was sie enthalten. Will ichs denn auch wissen? Mir genügt, was mir aus ihnen herüberfloß. Was in mir keimt, was in mir treibt. Der Rest ist Literaturgeschichte, Archiv- und Universitätgerümpel, gut für Professoren. Was soll ein Mensch damit beginnen?

Wenn der Kritiker schreibt: Das neue Buch ist glänzend, die Handlung, die Charaktere, der Stil . . . Diesem Kritiker möchte ich eine herunterhauen, daß es knallt. Was geht mich Das an: Stil, Handlung, Charaktere? Lebe ich denn ewig, um mich an Derlei zu ergötzen?

Diese Kritik ist eine Majestätbeleidigung des Lebens. Der Kritiker, der echte, der Denker und Künstler, sollte Jahre lang Bücher lesen, dann ruhen, zurückblicken und sich sagen: „Welches Buch von den vielen bedeutet mir noch Etwas?"

Zurückblicken wird er, sich diese Frage stellen; und es wird wie auf dem Schlachtfeld sein: Ringsherum Leichen. Leichen?

Tote? Mir stehen die Haare zu Berge. Vielleicht war der zerrissene Brief eine Todesanzeige? Wer mag da gestorben sein? Ach was! Der Brief war eine Schneiderrechnung . . . Wenn ich ihn nur vergessen könnte! Schön wäre die Welt, hätte man nur Bücher zu begraben. Wie sie da liegen, die großen und die kleinen Bücherleichen, wie sie da liegen, in meiner Seele federleicht. Nun möchte ich sie alle in ein schönes Systemgrab scharren, darüber ein Denkmal stellen und darauf schreiben . . . Was soll ich darauf schreiben?

Doch wohl den Namen des Systems. Den Namen? Wo ihn herfinden? Warum braucht denn mein System einen Namen?

(Diese Angst, diese furchtbare Angst, sie zuckt mir durch Mark und Bein Doch bebe nicht, mein Herz: es war ja nur eine Schneiderrechnung!)

Die Kritik des Rückblickenden soll mein System heißen. Im lebendigsten aller Systeme, im Hirnkasten, im Gedächtniß, statt in toten Zettelkästchen, sollen die vielen Bücher, die ich einst gelesen, nun allesammt ruhen.

Ruhen? Bei Gott! Sie ruhen nicht. Im Gegentheil. Es ist ein Spuken und Geistern und Toben im Grab. Die Bücher wollen noch weiterleben. Sie wollen alle. Doch die meisten strecken und recken sich umsonst. Ein Titel taucht auf, ein Titel verschwindet. Vergebens blicke ich zurück; nichts erscheint dahinter. Nichts vom Inhalt. Weiß ich denn, was Paul Bourget in Mensonges erzählt? Keine Ahnung. Warum knisterts wie ein Holzscheit im Kamin? Es war ein nebliger, kalter Vorfrühlingstag, als ich das Buch las. Mein Zimmer war gut geheizt und ich saß am Kamin. Ich las und las, um Etwas zu vergessen. Vorgestern war ein Abschied. Wir sagten uns „Auf Wiedersehen" und wußten doch Beide, daß es für uns keins mehr gab. So hängen blutige Lebensrestchen an vergessenen Büchern.

Zerschlissene Lehrbücher marschiren auf mit den nasalen Stimmen meiner Lehrer. Dann folgen Reisebeschreibungen mit der unausbleiblichen Palmenlandschaft auf dem Buchdeckel und den großen Balgereien unter dem Kastanienbaum des Schulhofes (der böse Rudi Schmidt wollte mir das Buch entreißen, ich trug blaue Flecke davon), vergessene Bücher, für ewig verknüpft mit unvergeßlichen Tagen.

Ich will meine Augen an diesen blassen Büchern weiden und still sein, ganz

mäuschenstill, denn ein Wort, auch nur ein einziges, allzu lautes, würde sie vertreiben nach allen Ecken und Enden. Ich will mich still verhalten, ganz mäuschenstill; doch drängts mich, zu sprechen. Ein Schnarren, ein Schmettern, ein Durcheinander von Worten in mir. Husch, husch: die geisterhaft=blassen Bücher verschwinden! Worte quellen, Sätze sprudeln hervor. Hört! Ich erzähle. Nicht doch Es erzählt in mir. Längst gelesene Bücher senden ihre Fabeln wieder.

Boccaccio! Vater, Du bist die Fabel, jede Fabel bist Du. Dein Name umfaßt sie alle, vom letzten, kleinsten Feuilletonisten, der für ein Modeblatt elende Geschichtchen schmiert, bis zu Kleist und Merimée.

Habt Ihr je Andacht vor der Fabel empfunden? Vor der heiligen, asketisch=ausgedörrten, nervigen Fabel? Vor der Fabel, die kaum Etwas vom eigenen Erfinder weiß und geheimnißvoll mit den Urkräften der Natur verwebt zu sein scheint? Wer ist Kleist? Wer ist Merimée? Zwei wunderbare Menschen sinds; Ihr aber wollt nichts von ihnen wissen, um so mehr jedoch erfahren, wie die Geschichte der guten Marquise von O. oder der bösen Carmen endet? Ich soll Euch die Geschichten zum Besten geben?

Gewiß. Sehr gern. Die Fabel steht fest in mir und schwindet nimmermehr. Es giebt eben Fabeln, die sich in alle Windungen unseres Hirns hineinwinden. Ich könnte Euch hundert Geschichten erzählen.

Wollt Ihr lachen? Ich kann Euch die ewigtraurige Fabel lustiger Liebelei erzählen. Lachen würdet Ihr und weinen zugleich. Wenn die Geschichte abgeschnurrt ist, dann verrathe ich Euch, sie stamme von Maupassant her. Von einem gewissen Herrn Guy de Maupassant. Euer Achselzucken bedeutet: Was uns Das angeht? Lieber noch eine Geschichte hören. Und ich erzähle und erzähle Geschichten. Jeder Mensch ruft die Erinnerung an eine Novelle in mir wach; sogar jeder Gegenstand. Ein Omnibus rattert vorüber mit Fremden, die in die Berge nach dem Kloster fahren. Sofort habe ich die Sippschaft der Boule de Suif vor Augen: den Grafen, die Gräfin; sie heißen Hubert de Bréville (wie sollte man diesen Namen vergessen?), M. Carré Lamadon, den Ritter der Ehrenlegion, und so weiter. Sie sitzen beisammen in der Postkutsche und jeder Name ist eine Gestalt und jede Gestalt ist eine Stimme. Ich rieche sogar den Geruch der Würste, die die Nonnen in der Postkutsche verzehren, und sehe ihre Lippen sich bewegen wie in einem Oremus=Wettlauf.

Am Anfang war Maupassant; und dann kam Paris, die Schweiz, die Riviera, auch die Villen am Seineufer, die Kähnlein in der Seine und all die wohlbeleibten Bureauangestellten, die nachmittags im Tram ihre Zeitung lesen, ganz unbesorgt, ob der Frau Gemahlin ... Ihr kichert? Solltet Ihr etwa errathen haben (o Maupassant!), mit welcher Spielerei die Gemahlin ihre lange liebe Zeit zu vertreiben pflegt? Maupassant: Hunderte, Tausende Menschen, eine Welt bedeutest Du mir. Die Unbekannten sind mir nicht unbekannt, die Fremden nicht mehr fremd, die Straße wimmelt von entlaufenen Maupassantfiguren. Dieser schöne Mann mit der überreifen Frau: ists nicht Bel Ami? Diese komische Engländerin, zusammengedörrt wie eine Zwetschge: Das ist ja Miß Harriett. Auch die netten Zöglinge des Instituts Tellier treffe ich überall. Fernande, die Blondine, Raphaele, die schöne Jüdin, Rosa la rosse, die kleine, runde, dicke, — die drei Holden in der Hut der entgegenkommend höflichen Madame, deren Gesichtsfarbe

in ihrem stets verhängten, geheimnißvollen Zuhause allmählich bleiern geworden ist. Ich kenne Euch so gut, wie man nur seine allerliebsten Jugendsünden kennt.

Wie ist sie schön und bunt und laut, unsere liebe Welt, voll von Fabeln! Wie sind sie mir ans Herz gewachsen, die im Vorübergehen von den Spulen der Erscheinungen die Seidenfäden der Fabeln abwickeln und die Erde umspinnen mit ihrem farbigen Netz! Ihr seid mir lieb; darf ich mich versündigen, zurückblicken und fragen: Was bleibt mir von Euch?

Die Stunden, die ich mit Euch verbracht (die lieben Stunden), die Stunden, da ich mich Eurer erinnere (die guten Stunden): Das bleibt mir. Sonst aber auch nichts. Ich hege zu viel Ehrfurcht vor den großen Werthen des Lebens, als daß ich mich nicht versündigte und sagte: Das ist wenig.

Was flimmert in mir? Schwarze strahlende Augen, ihr Haar weich wie Seide, lind und glatt sich an des Hauptes Formen schließend. Aus dem Stamm der Blide; die träumerische, einsame Bartoline, die zu freien der Weltmann aus der Ferne kam. Der junge Lyhne aus Lönboggaard. Eine Heirath aus Liebe. Doch es stand schlecht um das Ehepaar, als Bartoline ihr erstes Kind zur Welt brachte. Es war ein Knabe und sie nannte ihn Niels. Niels Lyhne, der Held meines Lieblingbuches. Wer ist er? Ihr fragt mich vergebens. Längst hab' ich es vergessen. Was scheren mich Niels Lyhnes Schicksale? Was weiß ich davon? Die Fabel? Hier giebt es keine Fabel. Ich weiß davon gar nichts. Was ich noch weiß und ewig wissen will, was ich nie und nimmer vergessen werde, was in mir gleich Wunderblumen blüht: Das ist keine Fabel. Ich trage Bilder in mir. Den schweren, blonden, röthlich schimmernden Zopf sehe ich. Wie heißt denn das Mädchen? Der Name liegt mir auf der Zunge; ich kriege ihn aber nicht heraus. Doch wie sie immer auch heißen mag: der Zopf, der schwere, blonde Zopf schimmert röthlich am seegrünen Atlaspuff. Da liegt ein Mädchen in einer phantastischen Zigeunermädchentracht; vom Knie ab waren die Beine nackt, allmählich sich rundende Beine. Dann wiederum sitzt sie auf der Treppe, auf der breiten, altmodischen Holztreppe am sonnenreichen Septembernachmittag. Ihr Kleid ist weiß, der Sonnenhut liegt unten am Fuß der Treppe, darüber die überhängenden Zweige der uralten Esche. Und helle Flecke auf Treppen und Stufen, Sonnensprenkel an Sonnensprenkel in hundert Farben. Lächerlich ist es, daß der eckige, schlendernde, schiefe, plumpe Hauslehrer sich heranwagt und mit Edele (Edele heißt sie: nun habe ich ja den Namen! Und der Hauslehrer heißt Bigum) von Liebe zu sprechen erdreistet. Freund Bigum, ich weiß: mir standen die Thränen im Auge, als ich Dein hilfloses Werben las. Und Edele lächelte. Ich „höre" das Bild.

... Ich sehe einen Frühling, einen schäumenden, närrischen Frühling, eine Blüthenüberschwemmung über Berg und Thal, ein Fest schallender Farben, singender Düfte, die ihre Purpurode dem hohen Himmel entgegenjubeln. Der Genfer See (er ist es doch?) plätschert mit sanften Wellen am Ufer, wo eine alte Frau noch heute sterben soll. Wie schnell ist doch das Licht schwarzer Augen gebrochen! Die Träumerin aus dem Stamm der Blide soll sterben. In mir schluchzt das Bild. Niels Lyhne muß seine Mutter begraben. (Niels Lyhne, Du wirst es hören, so lange Du lebst, dieses böse, knurrende Flämmchen, wenn man den Sarg löthet. Noch ein Blick sei Dir gewährt. Dieser starre, stumme Gegenstand unter dem Glasdeckel war noch gestern Deine Mutter. Noch ein Blick; merke Dir die Falten der Stirn, den

milden Schwung der Lippen, sauge ihre Züge ein mit einem großen, letzten Scheideblick, dann ist es aus... Und wir sollen unsere Mütter nie mehr sehen, Niels Lyhne!)

Ein Mann schleicht durch die dunklen Gassen mit der Wunde brennender Einsamkeit. Es ist Weihnacht. Er ist so allein. Die Einsamkeit der Muttersöhne ist umschwebt wie von unsichtbaren Küssen, umschwirrt wie von unhörbaren Koseworten; schwer und dumpf und leer und öd ist nur die Einsamkeit der Waisen. Der Mann tritt in ein Restaurant, setzt sich in ein verborgenes Eckchen, kauert hinter einer alten Zeitungbeilage, die Menschen ringsherum beobachtend. Die armen Menschenkinder, die ihre Weihnachtmahlzeit im Gasthof verzehren müssen. Keiner ruft laut nach dem Kellner. Keiner getraut sich, zu läuten, um das Restaurantgepräge so weit wie möglich fernzuhalten. Als ob die Stille etwas Feierliches in sich trüge, als ob Weihnachtkerzen darin schimmerten, die durch ein lautes Wort ausgelöscht werden. Ich lebe das Bild.

Dann verschwindet Alles ins Graue. Ich sehe nichts; ich sehe gar nichts. Der Faden ist verloren. Bis die Gestalt eines Mannes emportaucht. Auf schneeweißen Fluren eilt er, ein Mann in Fries und Thranleder, und bringt einer schönen Frau, die auf Niels, auf den Geliebten, wartet, die Nachricht vom Tode ihres Mannes. Nachher erblicke ich die selbe Frau auf der Glasveranda, der Mond zittert durch zugefrorene Scheiben, die Frau wartet auf ihren Geliebten. Nun höre ich bereits das kalte Geräusch seines Schlittens. Was geschieht nun? Mein Gott! Was soll nun geschehen? Wie sich die Bilder verwirren! Gerda heißt ein junges Mädchen. Niels liebt sie, heirathet sie... Und dann? Wenn mich nichts täuscht, dann stirbt sie im Wochenbett. Ich stöbere vergebens in meinem Kopf herum. Nichts, nichts, aschgraues Nichts. Nur ein Bett im Lazareth, worin Niels Lyhne stirbt ... Er stirbt den Tod, den schweren Tod. Wie düstere Fackeln der Bahre, so flackert und flimmert das Bild vor mir.

Wer war doch Niels Lyhne? Ein Dichter? Nein. Was will er auf dieser Welt? Woran dachte er? Wovon sprach er? Wer war er? Mein Freund, der Held meines Lieblingbuches? Mein Lieblingbuch, das ich liebe wie meine Geliebte. Mein Lieblingbuch und meine Geliebte, von denen ich nun blos Bilder in der Seele bewahre, die sich in mir dann und wann urplötzlich aufhellen. Nur Bilder. Keine Gedanken, keine Worte. Sie gaben mir Beide das Schönste, das Beste, das Einem geschenkt werden kann: Bilder. Die Träumer des Romans! Ich kenne einen Träumer der Novelle; seit Jahren lese ich jede Zeile, die er niederschreibt. Hunderte Erzählungen. Ich könnte sie nimmer nacherzählen. Aber hier beleuchtet ein matt schimmerndes Gartenlaternchen das zackige Blatt des Kastanienbaumes, dort fällt ein Sonnenstrahl auf das falbe Blumenmuster des Sofas im Zimmer der toten Schauspielerin. Dieses Blatt, dieses Blumenmuster, sie leben ein einziges Leben in mir: ein geisterhaftes. Vielleicht sind sie mir lieber als alle Erzählungen. Ich will den Träumern der Novelle, des bunt vor meinen Augen flimmernden Unfaßbaren, der in Bilder zerrissenen und verklärten Fabel ewige Treue schwören. Aber wenn des Lebens siedendes Eisen zu tief in die Seele sticht ... Wie kann ich mich da an dieser Dämmerung, woraus sich nur Bilder abheben, ergötzen?

Vor drei Jahren am Tag des Jammers. Ich wollte mit schönen Bildern spielen. Bilder sollten wie Seifenblasen vor mir glitzern. Jeder Athemzug eine Pein, die mich daran mahnte, wie betrogen, wie so entsetzlich betrogen ich war.

Pfui! Welch ein gewöhnliches Abenteuer! Wie hätte mir Niels Lyhne zum Trost werden können? Da griff ich (nicht nach der Bibel, nein) nach Manon Lescaut. Das sind Bücher, in die man seine Schmerzen hineinliest, in denen man sich austobt, ausjammert, ausschluchzt. Dann stürzt die Zeit auf uns und reißt Einem die Schicksale des edlen Ritters des Grieux aus dem Gedächtniß. Und in meiner Seele deutet nun auf die Stelle; wo in mir die Geschichte des Ritters und der kleinen gefährlichen Manon entschwand, nur noch eine geheilte Wunde. Was ein Roman war, ist jetzt zur Narbe geworden. Und so giebt es manche Spuren in der Seele, die alle einst Bücher waren.

Eine Luft fühle ich, tief zu athmen, wie in den ersten Märztagen, wo der Frühling mich im lauen, erdduftigen Wind zuallererst durchschauert, wo etwas flaumig Weiches meine Brust erfüllt. Vor den Augen zittert es wie Sonnenstrahlen auf sacht kräuselnder Wasserfläche. Was ists? Da zieht der Heinrich mit der grünen Joppe durch meine Seele. Keine Fabel, kein Bild, kein Gedanke, keine Gestalt, gar nichts; nur eine Wärme, nur die warme Erinnerung glücklicher Stunden, wo mir kein Tag war und keine Nacht, nur ein Buch, nur ein einziges Buch. Dein Buch, Du mürrischer, schelmischer, spießig ehrlicher und verschmitzt verlogener, Du schwer dahinschlendernder Kaliban, Du duftig leicht darüber schwebender Ariel, Du heiliger und, ach, so profaner Meister Gottfried von Zürich! Du bist ein Abgrund von Wahrheit und Phantasterei, von keuschem Geschmack und barbarisch tölpelhafter Abgeschmacktheit. Du bist ein Abgrund ... Wie sagte Mira? „Ein Abgrund bist Du, aber Das ist nett.“

Damit wollte sie mir gewiß nur sagen, wie sehr sie mich liebt. Das war gewiß ein Geständniß. Auf dem Teller präsentirte sie mir dabei einen halben Apfel. Kann man Liebe offener gestehen? Ich hätte doch nicht weiter von Gott reden, nicht so hungrig in den Apfel beißen sollen, sondern von Liebe sprechen müssen. Hätte ich von Liebe gesprochen, so wäre ich heute vielleicht schon ihr Bräutigam. Statt hier zu schreiben, wühlten meine Hände im Ausstattungladen unter Hemdchen und Röckchen für Mira oder wir gingen auf die Wohnungsuche aus. Leere Räume würden wir betreten in naßkalten, halbfertigen Häusern oder wir untersuchten in alten Miethgebäuden ganz müdbewohnte, verstaubte Stuben, die nach fremden Leuten dufteten, und würden auf den Herd der Anderen zeigen und sagen: Hier wird auch unser tägliches Brot auf dem Herd sieden und hier sei auch unsere Stätte des Glückes.

Eine heilige, einzige große Erfahrung wäre mir Das. Die Wahrheit käme mir entgegen. Zum ersten Mal im Leben. Die erdenschwere Wahrheit. Bin ich schon gefestigt genug, um die Wahrheit nicht als Enttäuschung zu empfinden? Ich fürchte: Kaum. Ist Das noch Jugend? Ich bin dem Leben nicht mehr fremd! Die Hälfte des Lebens vergeht damit, daß man sich für das Leben rüstet, und die andere Hälfte erlebt man vielleicht gar nicht. Wie gut weiß ich Das; und doch: ein Restchen Bitterniß fühle ich im schönsten Erleben. Reine Erlebnisse, restlose ... wo nehme ich sie her? Doch mich dünkt, ich kenne auch Das? Was ist das Volle, Ganze, Restlose, das in mir strahlt? Sind es Erlebnisse, sind es Bücher? Hat mich Mira geküßt, hat mir Goethe vom Leben gesprochen?

Ich war ein Kind, niedergebeugt vom Joch der Pflichten. Ein armer Wicht war ich, der nichts vom Werth des Tages wußte. Irren, Fehlgehen erfüllte mich

mit Reue. Dann kam Goethe. Und ein Sklave ward zum freien Mann. Von nun ab wußte ich: bewußtes Handeln und zielloses Suchen, erreichbares Greifen oder unerreichbares Wollen, Alles löst sich im Leben auf. Die Tage, die vielen Tage hätten mich mürb gemacht, ehe ich mir diese Erkenntniß selbst errungen. Es giebt Bücher, die keine Bücher sind, sondern Erfahrungen. Jahre schenken sie Dir, Wonnen häufen sie vor Dir auf und Empörungen. Es giebt Bücher, die keine Bücher sind, sondern Welten, aus denen der Athem eines Riesen weht; es giebt Bücher, die keine Bücher sind, aber Deine Eltern, Deine Geliebte, Deine Schwester, Dein Freund und, was noch menschlicher, theurer, größer ist auf Erden: Deine Feinde sind sie Sie sind auch der Winter mit den Eiszapfen am Gitter Deines Erkers, das Geranke wilder Reben an der Mauer Deines Hauses, die Schwangerschaft sind sie Deiner Frau, die Bahre Deiner Liebsten, die Thräne Deiner Mutter, die Wiege und die unbeholfen zappelnden Hände Deines Kindes, sie sind Dein Willkommensgruß und der Sonnenstrahl, der durch Dein Fenster schimmernd auf die blanken Teller des gedeckten Tisches fällt, Dein Abschied sind sie und die Schritte, die Du nachts, im Bett wachend, weit, weit verhallen hörst, Dein pochendes Herz und Deine Uhr sind sie; dann sind sie auch Dein Mittagbrot und Dein Abendmahl, ein Glas frischer, weißer, schäumender Milch sind sie, die Dir nach langem Wandern auf sonnigen Straßen die Bauerndirne entgegenreicht (es riecht gut nach Heu und Kuhstall, ihre Aermel sind aufgestülpt, die rothen Arme bloß, eine wilde Lust packt Dich, sie urplötzlich zu umhalsen, zu umarmen); Bücher giebt es, die sind wie große Reisen am Meer bis an den Kreis, wo der Himmel hineinblaut, und noch weiter, wo der hohe Schiffsmast langsam hinuntersinkt, Bücher, die heilig sind, schimmernd und schön, die in sich Alles fassen und ausdrücken, wie die Stimme meiner Mira, wie die Hände der Eleonore Duse . . . Solche Bücher giebt es. Es giebt solche Bücher, zwei, drei, vielleicht vier: Dichtung und Wahrheit, Wilhelm Meister, Éducation sentimentale ... Welches ist denn das vierte? Es giebt kein viertes. Diese Bücher übersieht man während des Lesens nicht, man zwingt sich überhaupt zum Lesen, oft liegen sie Wochen lang unberührt, dann greift man nach ihnen und legt sie nach einigen gelesenen Seiten ermüdet wieder hin; erst nach Monaten sind sie ausgelesen. Man verspürt eine große Erleichterung. Dann erst, wenn wiederum Wochen und Monate verstrichen sind, fühlst Du, wie es im Kopf rumort, in der Seele kocht, im Herzen pocht. Du merkst, wie Du ein Anderer geworden bist. Ich weiß noch, als ich Rouge et Noir las (ich glaube beinahe, Das ist das vierte Buch): zögernd folgten meine Augen den Buchstaben. Oft ergriff mich ein Ekel. Mir war, als brächte ich es nicht fertig. Als ichs doch ausgelesen hatte, war ich, wie nach einer langen, öden Reise, gänzlich erschöpft. Aber von jener Stunde an merke ich jeden Tag, daß ich das Buch gelesen habe. Sobald ich mich davon entferne, komme ich ihm immer näher. Wenn Einer sich ereifert für Ideen, die ich nicht theile, — ich kann zusehen und denken: Ist doch der Eifer schön! Wenn ich sehe, wie eine Leidenschaft rasend um sich greift (gleichviel, ob in mir, ob in einem Anderen), — ich bin neugierig und stark genug, um zu sagen: Ist doch nichts Schöneres als eine starke Leidenschaft. Einst (ich glaube, ich muß ganz jung gewesen sein) schrieb ich Artikel, ganz gemeine Zeitungartikel, sogar ein Buch, um Menschen aufzuklären, Vorurtheile zu bekämpfen, die Welt zu verbessern. Wie ein Feminist, wie ein Sozialist, wie ein Charlatan, wie ein

Volksredner, wie ein Pädagoge, wie ein Prophet, wie ein Stammtischredner. Heute kann ich zusehen. Ich habe ja Stendhal gelesen. Und wenn ich etwas ruhiger in die Welt blicke, wenn ich diese Bitterniß der Erfahrung minder verspüre oder gar beschaue, betaste, genieße, wenn ich nun weiß, daß selbst Momente höchsten Genusses keine volle Hingabe bedeuten, und wenn ich über den starren Rest meiner selbst nun lächeln kann, statt zu weinen, Alles sagt mir: Ich habe Stendhal gelesen.

Vier Bücher waren meine Erzieher. Doch es giebt Schriftsteller, die ihren Lebensinhalt nicht in ein einziges Buch fassen konnten. Soll ich wieder Goethe nennen? Wieder Shakespeare? Ach, die großen Kategorienzersprenger, die überall hineinpassen und von überall hinausragen, ich will über sie schweigen. Man soll mit reinen Typen arbeiten, wenn man beweisen will. Ich nenne: Balzac, Dostojewskij, Tolstoi. Mein Mikrokosmus (ich schäme mich, daß ich ein so garstiges Wort gebrauchen muß) ist ihrer voll. Ich kann Euch vorzeigen, was ich dem Einen, was ich dem Anderen verdanke. Einen Blick auf Elend oder einen Blick auf Pracht, das Geschenk eines Schauers, oft nur eine Sehnsucht. Ich fühle mit diesen Fremden, durch sie, in sie, sie halten mich fest, sie sind meine Stützen. Mit diesen Stützen traue ich mir zu, unter Menschen zu wandeln. Was wäre ich ohne sie? Vielleicht hätte sich in mir von selbst Etwas entwickelt? Ein Glaube, ein Wahn ein Wille? Vielleicht?

So aber ist es gekommen, daß meine Seele mit geöffneten Armen zum Umfangen der Welt sich aufthat. Verschlungene Bücher, umschlungene Welt. Soll ichs bereuen? Wer hat denn die Reue soeben abgeschworen? Im Namen Goethes für ewig abgeschworen.

Irrthum wird doch Leben.

Mein Leben, mein Leben, liebe Mira, welches ich mit all den Schätzen, die sich in mir aufgesammelt, so gern Dir schenken würde. Willst Du mit meinen Schätzen spielen? Geborgten, geraubten, aber gar fein geschliffenen, glitzernden Schätzen? Willst Du sie alle haben, Mira, mein Kind? Dir habe ich sie geraubt; sie gehören Dir. Willst Du spielen? . . .

Budapest. Dr. Ludwig Hatvany.

Strike?

Im Bericht der Handelskammer für Essen fand ich den Satz: „Zweifelhaft erscheint es, ob die Steigerung des Absatzes (im Ruhrkohlenbezirk) der letzten Monate ausschließlich auf die Zunahme des Verbrauches oder nicht zum Theil darauf zurückzuführen ist, daß die Verbraucher sich wegen der umlaufenden Gerüchte über drohende Arbeiterausstände zur Ansammlung größerer Vorräthe veranlaßt sahen.“ Daß von einem Strike der 300 000 rheinisch-westfälischen Bergleute geredet werde, wußten wir; auch die Handelskammer spricht nun davon. Seit den Ausstandstagen des Jahres 1905 ists im deutschen Westen nie ganz ruhig geworden. Die Zechenleute sind der Grenze des Bezirkes nah, aus dem kein Wanderer je wiederkehrte. Wenn sie aus dem Tageslicht in die Nacht hinuntersteigen, müssen sie stets mit der Möglichkeit rechnen, daß sie die Sonne zum letzten Mal sahen. So ist die Psyche des Arbeiters „unter Tag“ anders geworden als die Seele

des Fabrikarbeiters. Der Zechenmann ist meist ein schweigsamer Melancholiker; der Fabrikarbeiter liebt geräuschvolles Treiben und verräth oft ein cholerisches Temperament. Wer gerecht urtheilt, muß begreifen, daß der unter die Erde gebannte Bergmann das Kapital hassen lernt, das ihn vom Licht ausschließt. Jedes Unglück, das im Reich Plutos vorkommt, läßt neue Forderungen entstehen. Natürlich: jedes erweist ja von Neuem, in welcher Gefahr der Bergmann lebt. Und leider hats in den letzten Jahren nicht an schweren Grubenkatastrophen gefehlt. Radbod, Trier, Charleroi, Pennsylvanien: kein Montanland blieb von Angriffen der Berggeister verschont; und jede Kohlengasexplosion wirbelte eine riesige Wolke von Klagen, Beschwerden, Reformvorschlägen und Forderungen auf. Der Bergmann hört nur von „Profitgier“ und „Ausbeuterdividenden“. Von dem Wachsthum des Betriebskapitals, von der Schmälerung der Rente, von dem Verschwinden guter Chancen weiß er nichts. Er glaubt, die Dividende wachse von Jahr zu Jahr; warum also wird nicht auch der Lohn immer höher? Viele Aktionäre, alle Montanspekulanten verkennen ja auch die Bedeutung eines richtigen Verhältnisses der Dividende zum Status des ganzen Unternehmens. Man sollte deshalb nicht nur den Arbeitern Kurzsichtigkeit vorwerfen.

Wird das Frühjahr den Strike bringen? Die Vertrauensmänner des Alten Bergarbeiterverbandes im Ruhrrevier haben beschlossen, die Organisation zum Kampf gegen die Werkbesitzer finanziell zu kräftigen und dafür zu sorgen, daß keine Ueberschichten mehr gemacht werden, damit sich die Kohlenlager leeren. Die Bergknappen sollen sich rüsten, um der Phalanx der Bergherren eine eben so starke Schlachtreihe entgegenstellen zu können. Solcher Ruf tönte schon oft von den Verbandstagen ins Land; zum Kriege kams dennoch nicht. Jetzt aber stachelt die Einführung des obligatorischen Arbeitnachweises und die ansteigende Konjunktur. Die Bergleute hören, daß die Aufträge sich häufen, daß der Abruf zunimmt, und fordern deshalb höhere Löhne. Daß die meisten Montangesellschaften in unbequemer Lage sind, daß manches große Unternehmen sich nicht einmal auf dem gesunkenen Niveau zu halten vermag, wissen die Bergleute nicht; wollens auch nicht wissen. Die Harpener Bergbaugesellschaft wird, zum Beispiel, vielleicht genöthigt sein, die Dividende von 8 Prozent (im Vorjahr warens 11) noch mehr zu kürzen. Das erste Quartal des neuen Geschäftsjahres ergab 600 000 Mark weniger, als man erwarten durfte. Die Gelsenkirchener Gesellschaft wird für 1909 höchstens wieder 9 Prozent (nach 12 Prozent für 1907) vertheilen. Hibernia schloß mit einem Minus von 4 Prozent das Jahr 1908 ab. Den Bergwerkgesellschaften ists gegangen wie Häusern, denen man ein paar Stockwerke aufgesetzt hat, während ein Theil der unteren Wohnungen leer geworden ist. Mehr Betriebskapital, weniger Dividende. Wie ists nun mit den Löhnen? Im Oberbergamtsbezirk Dortmund leben 327 000 Arbeiter; 1908 warens 323 000, 1907 292 000. Der reine Durchschnittslohn (nach Abzug aller Arbeitkosten, der Knappschaft- und Invalidenversicherungbeiträge) betrug in den ersten drei Vierteljahren 4,49 Mark. Der Jahresdurchschnitt wird 4,50 Mark sein. Das sind 32 Pfennige weniger als 1908, 37 Pfennige weniger als 1907, aber 13 Pfennige mehr als 1906. Im Jahr 1908, also in einer Periode nachlassender Gewinne, hatten 70 Prozent der Belegschaft einen täglichen Arbeitverdienst von 5 Mark. Von ungerechter Benachtheiligung der Arbeiter konnte da also nicht die Rede sein. Die deutsche Montanindustrie hat ihre fettesten Jahre hinter sich. Die

wachsende Last der Unkosten wird fühlbar. Das lehrten die Ziffern, die Emil Kirdorf den Hanseaten im Cirkus Schumann vors Auge stellte. Im Wettbewerb auf dem Weltmarkt siegt der billigste Preis; und dem fremden Eindringling kann nur eine konkurrenzfähige Industrie wehren. Der Zechenbesitzer fragt nicht ohne Grund, ob man ihn etwa zwingen wolle, künftig nur für den Arbeiter zu wirthschaften.

Die Arbeiter klagen über die Geringschätzung, mit der ihre Vertretungen von den Produzentenverbänden behandelt werden. Das „System Kirdorf" ist der Gegenstand ihres grimmigsten Hasses. Emil Kirdorf ist eine starke Persönlichkeit, die mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen geblieben ist. Ein Könner, dem Niemand die Autorität bestreiten wird. Wenn Kirdorf den Arbeitern nicht volle Parität zugesteht, wird er seine Gründe haben. Jetzt wird um den Arbeitnachweis gekämpft. Die Centralstelle für den Arbeitnachweis ist nicht von den Arbeiterverbänden, sondern von den Zechenbesitzern geschaffen worden. Die Stelle kann dem Arbeiter Brot geben; kann ihm aber auch sagen, daß für ihn nichts da sei. Die Bergwerke wollen nur noch Arbeiter nehmen, die dem Nachweisbureau „tauglich" scheinen. Die Bergherren wollen sich gegen die Macht der Arbeiterverbände wehren und versprechen den Wohlgesinnten eine Prämie. Die Arbeit wird an die ruhigen Bürger vergeben. Lärmmacher und Störenfriede werden ausgeschlossen. Kein Wunder, daß die Arbeiter erbittert sind. Ließen sich ökonomische Fragen mit Sentiments abthun, so wäre die Sympathie den „Lohnsklaven" sicher, denen ja heute Niemand mehr die Menschenrechte abstreitet. Hier aber handelt sichs um nüchterne Geschäftspolitik. Die Bergleute haben manchen Grund zur Beschwerde. Wurmkrankheit, Wagennullen, mangelhafte Sicherheitvorrichtungen: auch das Bergrevier ist nicht die beste aller Welten. Und die Regirung hat ja mehr als einmal anerkannt, daß nicht jede Arbeiterklage grundlos ist. Für Humanität und Hygiene kann nicht zu viel gethan werden. Der Nachweis unzureichender Entlohnung ist aber den Arbeitern bisher noch nicht gelungen. Der Schichtlohn im Oberbergamtsbezirk Dortmund war 1908 um eine Mark höher als 1902; um so viel (fast 30 Prozent) hat die Lebenshaltung sich nicht vertheuert. Die Bergherren sehen keinen glatten Weg vor sich und suchen wegräumbare Hindernisse aus der Bahn zu schaffen. Der neue Arbeitnachweis mag Manches zu wünschen übrig lassen; ist aber die einfache Konsequenz des Verhältnisses zwischen Zechen und Arbeitern. Verbände hier, Verbände dort. Der finanziell Stärkere, denkt man, muß schließlich siegen.

Der Strike von 1905 hat auf die Arbeiter nicht minder lange lästig nachgewirkt als auf die Unternehmer. Die Kosten gingen in die Millionen und belasteten beide Parteien. Die Arbeiterverbände mußten ihre Mittel, die Gesellschaften ihre Einnahmen schmälern. Ein Strike im Ruhrrevier könnte den Arbeitern nur Erfolg bringen, wenn die Vorräthe ziemlich erschöpft und die Auftragszahlen hoch wären. Einstweilen sind die Lager noch voll. Die Arbeiter wollen den Kriegsschatz mehren und durch das Sträuben gegen Ueberschichten die Nachfüllung der Lager hindern: um sich eine günstige Konjunktur zu schaffen. Daß die Versorgung mit ausländischer Kohle nicht unbedingt sicher ist, haben die Erfahrungen des Ausstandes von 1905 gelehrt. Und die Einfuhr englischer Kohle muß die deutschen Zechenbesitzer beunruhigen, wenn sie auch durch Verstärkung der Ausfuhr nach England einen Ausgleich für die Invasion des britischen Materials zu schaffen suchen. Der Import englischer Kohle hat im vergangenen Jahr, trotz dem Rückgang des Verbrauches,

zugenommen; von Januar bis Oktober 1909 warens 5,30 Millionen Tonnen (gegen 4,78 im Jahr 1908). Da in Northumberland und Durham 60 000 Bergleute striken, die Hälfte aller Gruben Nordenglands außer Betrieb und die Verschiffung gänzlich eingestellt ist, wäre eine vermehrte Einfuhr schottischer Kohle nicht zu fürchten, wenn die Knappen Albions mit der deutschen Armee gemeinsame Sache machten. Sonst könnten wir erleben, daß die englischen Grubenbesitzer nachgeben, um die Arbeiter zu beruhigen und auf dem deutschen Markt Geld zu verdienen. Das Beispiel der englischen Bergleute, die um den Achtstundentag kämpfen, kann die deutsche Bewegung beschleunigen. Sir Christopher Furneß, der bekannte englische Schiffbauer, hat als bestes Mittel zur Heilung der industriellen Krankheiten Englands und zur Kräftigung der Industrie im Wettbewerb mit den „Giganten des Geistes, der Tüchtigkeit und des Wagemuthes: Deutschland und Amerika" die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn empfohlen. Die deutschen Bergherren müssen mit der englischen Entwickelung rechnen und die Arbeiter dürfen nicht vergessen, daß für sie Alles von der Konjunkturgestaltung abhängt. Die verbürgt ihnen einstweilen aber noch keinen Sieg.

Ladon.

Das Waarenhausgespenst.

Aus dem Brief eines Bankleiters.

Der Nothschrei, der am achten Januar in der „Zukunft" erschollen ist, scheint mir, mehr als alle Reklamen der großen Waarenhäuser, geeignet, dem „Waarenhausunwesen" neue Anhänger zu werben. Wenn auch uns Deutschen vielleicht nicht mit Unrecht nachgesagt wird, daß wir uns aus dem immer schärfer werdenden Kampf ums Dasein noch mehr Sentimentalität gerettet haben als die meisten übrigen Nationen, so darf doch der Einsender des Artikels nicht voraussetzen, daß ein Appell an die Gutmüthigkeit seiner Landsleute für den angeblich „hilflos zu Grunde gehenden Handwerker- und kaufmännischen Mittelstand" von irgendwelchem praktischen Erfolg sein wird; um so weniger, als der Einsender, ohne es zu wollen, eigentlich einen Lobeshymnus auf die großen Waarenhäuser anstimmt. „Für das Publikum ist der Einkauf im Waarenhaus bequem; er bringt Vortheile, die der einzelne Geschäftsmann nicht bieten kann. Das Waarenhaus schickt dem Publikum selbst die kleinsten und billigsten Sachen frei ins Haus. Der Umtausch im Waarenhaus ist bequemer als in anderen Detailgeschäften. Trotz dem riesigen Spesenetat sind die Verkaufspreise der Waarenhäuser eher noch etwas niedriger (keinesfalls höher) als in den kleineren und mittleren Detailgeschäften. Besonders den Frauen bietet der Waarenhausbetrieb kleine Bequemlichkeiten."

Neben diesen giebt es aber noch andere wichtige Faktoren; ich will einige aufzählen. Die große Auswahl. Das unaufdringliche, in der Natur des Riesenbetriebes begründete Verhalten der Verkäufer, das (besonders den Frauen) möglich macht, ohne die geringste Empfindung eines Kaufzwanges eine große Menge von Waaren zu besichtigen. Die notorische, für fast jeden Artikel nachzuweisende Preiswürdigkeit (der Spesenetat eines großen Waarenhauses, auf jede einzelne Waarenabtheilung repartirt, ist relativ immerhin noch wesentlich geringer als der

eines selbständigen Detailgeschäftes). Die Annehmlichkeit, besonders an Regentagen, in Städten mit größeren Entfernungen, alle Einkäufe an einer Stelle erledigen zu können. Der Aufenthalt in behaglich eingerichteten Erfrischungräumen.

Last not least die Gelegenheitkäufe, die in solcher Mannichfaltigkeit nur in den vielgestaltigen Abtheilungen eines großen Waarenhauses geboten werden können. Jeder Fabrikant, der aus diesem oder jenem Grund mit einem Artikel räumen oder zu hoch angeschwollene Lagerbestände vermindern möchte, tritt mit solchen Angeboten stets zuerst an die großen Waarenhäuser heran, weil er aus Erfahrung weiß, daß er da immer und für jedes Quantum Abnehmer findet, wenn er sich entschließt, in den Preisen entsprechende Zugeständnisse zu machen.

Seit Jahren habe ich die Waarenhausentwickelung in Deutschland mit um so lebhafterem Interesse verfolgt, als ich während meines langjährigen Aufenthaltes im Ausland Gelegenheit hatte, die Riesenbetriebe in Paris, London, New York kennen zu lernen. Ich stimme deshalb ganz mit Hardens Nachschrift zu dem Artikel überein und halte es für verfehlt, durch Wehklagen und Appelliren an das Mitleid und die Gutmüthigkeit des kaufenden Publikums eine Entwickelung aufhalten zu wollen, die in der ganzen modernen Volkswirthschaft und Lebensführung begründet ist und die, genau wie in England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten, auch in Deutschland, trotz den schweren Lasten, die der Gesetzgeber den Waarenhäusern aufgebürdet hat, ihren natürlichen Lauf nehmen wird.

Recht ähnlich scheint mir diese Entwickelung übrigens der Umgestaltung unseres modernen Hotelwesens zu sein. So manche Nachtheile auch diesen „großen Karawansereien“ nachgesagt werden: nur Wenige möchten in großen Städten auf die fast allgemein schon zur Gewohnheit gewordenen Annehmlichkeiten eines modernen Hotels verzichten. Wenn sich die Besitzer kleinerer Gasthöfe zu einem Nothschrei vereinigten und allen Fremden in die Ohren riefen: „Verzichtet auf die Bequemlichkeiten eines modernen Hotels, wohnt, wie früher, in kleinen Gasthöfen, da wir sonst hilflos zu Grunde gehen müssen“: ich glaube, selbst der Einsender des Artikels über die Waarenhausgefahr würde den Jammerruf überhören und ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Hotel vorziehen.

Gewiß ist durch die großen Waarenhäuser den kleinen Detailgeschäften eine scharfe Konkurrenz erwachsen; doch sie ist nicht größer als auf den meisten anderen Gebieten auch und bewirkt, daß von jedem Einzelnen größere Leistungen verlangt werden, wenn er seinen Platz behaupten will, den er vor einem Menschenalter in Behaglichkeit und Bequemlichkeit, ohne intensive Hingabe aller geistigen und körperlichen Kräfte, behaupten konnte. Meiner Ansicht nach ist für den (tüchtigen) Mitelstand noch Platz genug; und für die Thatsache, daß gut geführte Spezialgeschäfte, dank besonderen Leistungen, überall im Deutschen Reich noch floriren und, trotz erhöhten Ansprüche an die eigene Lebensführung, jährlich ansehnliche Ueberschüsse liefern, giebt es mehr Beweise als für die Behauptung, daß der Mittelstand hilflos zu Grunde gehen müsse. Die Jagd der Großen nach Ausdehnung bringt freilich manchen Kleineren auf die Strecke, aber (wie ich in meiner Praxis zu beobachten Gelegenheit hatte) meist Leute, die ihre eigene Tüchtigkeit und Fähigkeit oder ihr finanzielles Rückgrat überschätzt haben. Viel zu oft wagen sich Verkäufer, Reisende, Angestellte aller Art, wenn sie im Großbetrieb einige Erfahrungen und einige Ersparnisse gesammelt haben, ohne genügende Vorbereitung in selbständige Geschäftsthätigkeit. Mit zehn- oder zwanzigtausend Mark wird solche „eigene Existenz“ be-

gründet und zunächst in „bester Lage“ ein elegant ausgestattetes Lokal gemiethet, dessen Jahresmiethe allein schon den größten Theil der Ersparnisse auffrißt. Unter der Bürgschaft von Verwandten oder Freunden werden dann Kredite bei Fabrikanten und Grossisten erlangt. Solche Geschäfte verschwinden, trotz allem Fleiß der Inhaber, oft schon nach kurzer Zeit wieder von der Bildfläche und werden noch im Verschwinden wieder anderen, ähnlichen Geschäften durch die „Ausverkäufe“ hinderlich. Fabrikanten und Engroshändler, die bei solchen Firmen Verluste erleiden, sind dann geneigt, über die erdrückende Konkurrenz der Waarenhäuser zu klagen, und vergessen, daß sie selbst durch zu große Freigiebigkeit in der Kreditgewährung den Zusammenbruch solcher Detailgeschäfte mitverschuldet haben.

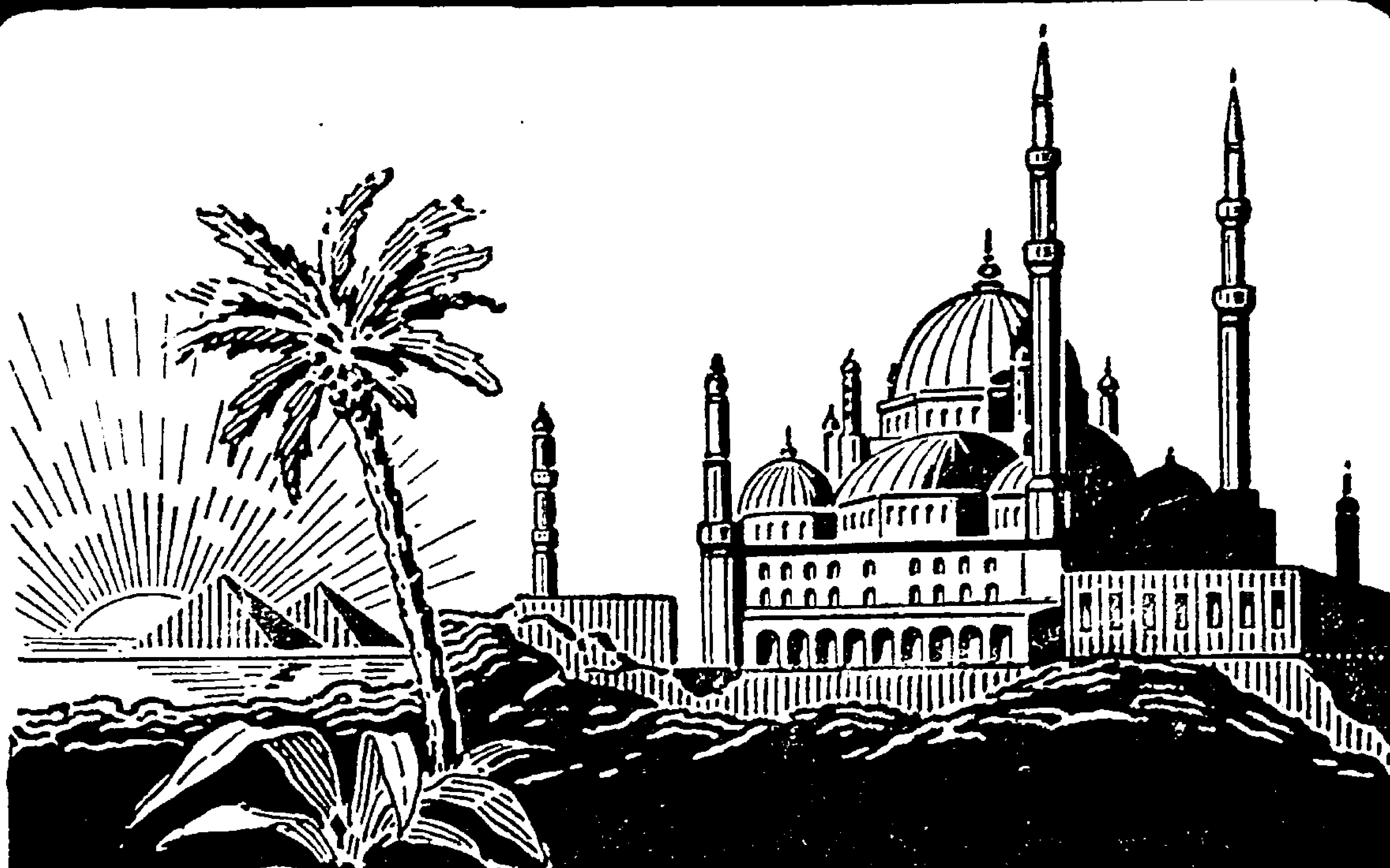
Zu bedenken bleibt auch, wie vielen Angestellten in den großen Waarenhäusern ein sicheres und gutes Unterkommen geboten wird. Die Zahl der Einkäufer, Disponenten, Rayonchefs ist ungemein groß und die Gehälter, die tüchtigen Fachleuten in solchen Stellungen gern gewährt werden, steigen bis zu stattlicher Höhe. Wenn die Inhaber solcher Posten sich auch in eine straffe Organisation einzufügen haben, so bieten diese Posten intelligenten Leuten doch reichliche Gelegenheit zur Bethätigung eigener Initiative; und daneben ein Einkommen, welches das Netto-Einkommen vieler selbständigen Ladenbesitzer übersteigt.

Auch auf dem Gebiet des Bankwesens hat im letzten Jahrzehnt die Expansion der Großen manche Kleinere verdrängt. Viele Privatbankiers haben, freiwillig oder unfreiwillig, ihre Geschäfte aufgegeben oder sie in der Form von Filialen den Riesenbetrieben der Großbanken angliedern lassen. Hat diese Entwickelung dem Handel, der Industrie geschadet? Ich bin der Ansicht, daß die Machtentfaltung der Großbanken und die ihnen hierdurch ermöglichte weitgehende Unterstützung der Industrie zu dem außerordentlichen industriellen Aufschwung in erheblichem Maß mitgewirkt hat, dessen sich Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt erfreuen darf. Eben so wird die unvermeidliche Ausdehnung der großen Waarenhäuser, auch wenn manches kleine Detailgeschäft dabei erliegt, dem Handel und der Industrie im Allgemeinen auf die Dauer nur Nutzen bringen. Ich glaube, daß schon heute viele Fabrikanten für den möglichst gleichmäßigen Absatz ihrer Waaren auf die großen Abflußkanäle der Waarenhäuser nicht verzichten möchten oder könnten. Manche Fabrikanten, die Marken-Artikel herstellen und sich aus Rücksicht auf ihre übrige Kundschaft Jahre lang gegen den Verkauf dieser Marken-Artikel an Waarenhäuser gesträubt hatten, haben ihr Verhalten, als unzeitgemäß, geändert, weil sie eher auf einige kleinere Detaillisten verzichten können als auf die potenten, immer aufnahmefähigen Abnehmer, die großen, von der Gunst des Publikums getragenen und deshalb weiterer Ausdehnung fähigen Waarenhäuser.

Während in England und Frankreich die Mehrzahl dieser Unternehmungen schon seit Jahren die Form der Aktiengesellschaft angenommen hat und seitdem nicht nur von der Gunst der Käufer, sondern auch von der Gunst des Kapitalistenpublikums gefördert wird, ist diese Entwickelung in Deutschland noch im Anfangsstadium. Doch auch wir werden bald Waarenhausaktien in großen Posten an der Börse sehen. Wie weit wirs schon gebracht haben, beweist die Thatsache, daß, während früher deutsche Fachleute die Einrichtung der großen magasins in Paris oder der großen stores in London, New York, Chicago zu studiren pflegten, jetzt fremde Geschäftsleute nach Deutschland kommen, um unsere Waarenhäuser aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Und die Klügsten finden bei uns noch was abzugucken.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.


JASMATZI
ELMAS
CIGARETTEN
m. Gold- u. Hohlmundstück.
QUALITÄT IN HÖCHSTER VOLLENDUNG
No. 3 4 5
Preis: 3 4 5 Pfg. das Stück
in eleganter Blechpackung.



Orientfahrt

mit dem Doppelschrauben-Postdampfer „Cincinnati".

Abfahrt von Genua 19. Februar.

Besucht werden die Häfen: **Villafranka** (Nizza, Monte Carlo), **Syrakus, Malta, Alexandrien** (Kairo, Nil, **Luxor, Assuan,** Pyramiden von Gizeh und Sakkarah, Memphis usw.), **Jaffa** (Jerusalem, Bethlehem, Jericho, Jordan, Totes Meer usw.), **Beirut** (Damaskus, Baalbek), **Piräus** (Athen, Eleusis, Akrokorinth), **Kalamaki** (Kanal von Korinth), **Smyrna, Konstantinopel** (Fahrt durch den Bosporus), **Messina** (Taormina), **Palermo** (Monreale), **Neapel** (Pompeji, Capri usw.). Wiederankunft in Genua 3. April. Reisedauer Genua—Genua 43 Tage. Fahrpreise von Mk. 850.— an aufwärts.

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, **Hamburg.**

Bewahren Sie sich vor Energielosigkeit! Pflegen Sie Ihren Leib, damit Sie frisch und leistungsfähig bleiben! Denn darin liegt das Geheimnis zum Erfolg im täglichen Existenzkampfe. Körperstählung durch systematische Körperübung! Ein auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhendes System für ein tägliches Gesundheitsturnen im Hause erklären die Kolberger Anstalten für Exterikultur, Ostseebad Kolberg, an Hand ihrer wundervoll ausgeführten grossen Kunstdruckbilderbogen, die sie an jedermann unentgeltlich versenden.

Wenn der Mensch nur reden kann, so ist er ein gemachter Mann! Ist es nötig, diesen lapidaren Satz noch durch Gründe beweisen zu müssen? Hat nicht jeder schon tausendfach die Erfahrung gemacht, dass ihm durch die Unfähigkeit, am rechten Ort das rechte Wort zu sagen, ideelle und materielle Verluste entstanden sind? Noch zu allen Zeiten hat ein gutes Mundstück etwas vermocht, und wir möchten glatt heraussagen: Es ist wohl noch nie einer zugrunde gegangen, der seine Redewerkzeuge gut zu gebrauchen wusste! — Heutzutage spielt das gesprochene Wort in allen Verhältnissen eine grosse Rolle. Wer es versteht, gross und frei zu reden, der hat sein Licht sicher nicht unter den Scheffel gestellt; dagegen bleibt der tüchtigste Mensch gewöhnlich unbeachtet und unbemerkt, wenn er sich nicht durch ein frei gesprochenes Wort die ihm gebührende Stellung zu verschaffen weiss. — Durch Brecht's bekannten und bewährten Fernausbildungskursus für höhere Denk- und freie Redekunst ist jedem die Möglichkeit gegeben, das nachzuholen, was die Schule und die bisherige Erziehung auf dem Gebiet der freien Rede an uns gesündigt hat. Einen ausführlichen interessanten Prospekt über diese empfehlenswerte, einzig dastehende Methode versendet kostenfrei das Institut durch R. Halbeck, Berlin 474, Friedrichstr. 243.

Wochenbericht der Hypothekenabteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,** Kommanditgesellschaft auf Aktien, Berlin W. 8, Französische Strasse 14. In der vergangenen Woche zeigte der Hypothekenmarkt ein lebhafteres Bild. Privatkapitalien kamen in verschiedenen Beträgen zur Anmeldung. Bei dem noch immer unverändert hohen Zinssatze und der reichlichen Auswahl empfehlenswerter Beleihungsobjekte konnte den Wünschen der Geldgeber leicht Rechnung getragen werden. Es notieren: Erste Abschnitte, wenn mündelsicher und in bester Lage 4 %, sonstige gute I. Beleihungen $4^1/_8$ — $4^1/_4$ — $4^3/_8$ %. Vororthypotheken $4^1/_4$ — $4^1/_2$ — $4^5/_8$ %. Zweite Anlagen 5 — $5^1/_2$ — 6 %. Für Baugeld war 1—2 % Abschlussprovision erforderlich. Berlin, den 14. Januar 1910.



Gegen Monatsraten

Uhren aller Art, Gold-, Silber-, Alfenide- und Kupferwaren, Grammophone, Musiken, optische Artikel, feine Lederwaren, Koffer etc.

Neues Preisbuch gratis und franko.

Grau & Co., Leipzig 215

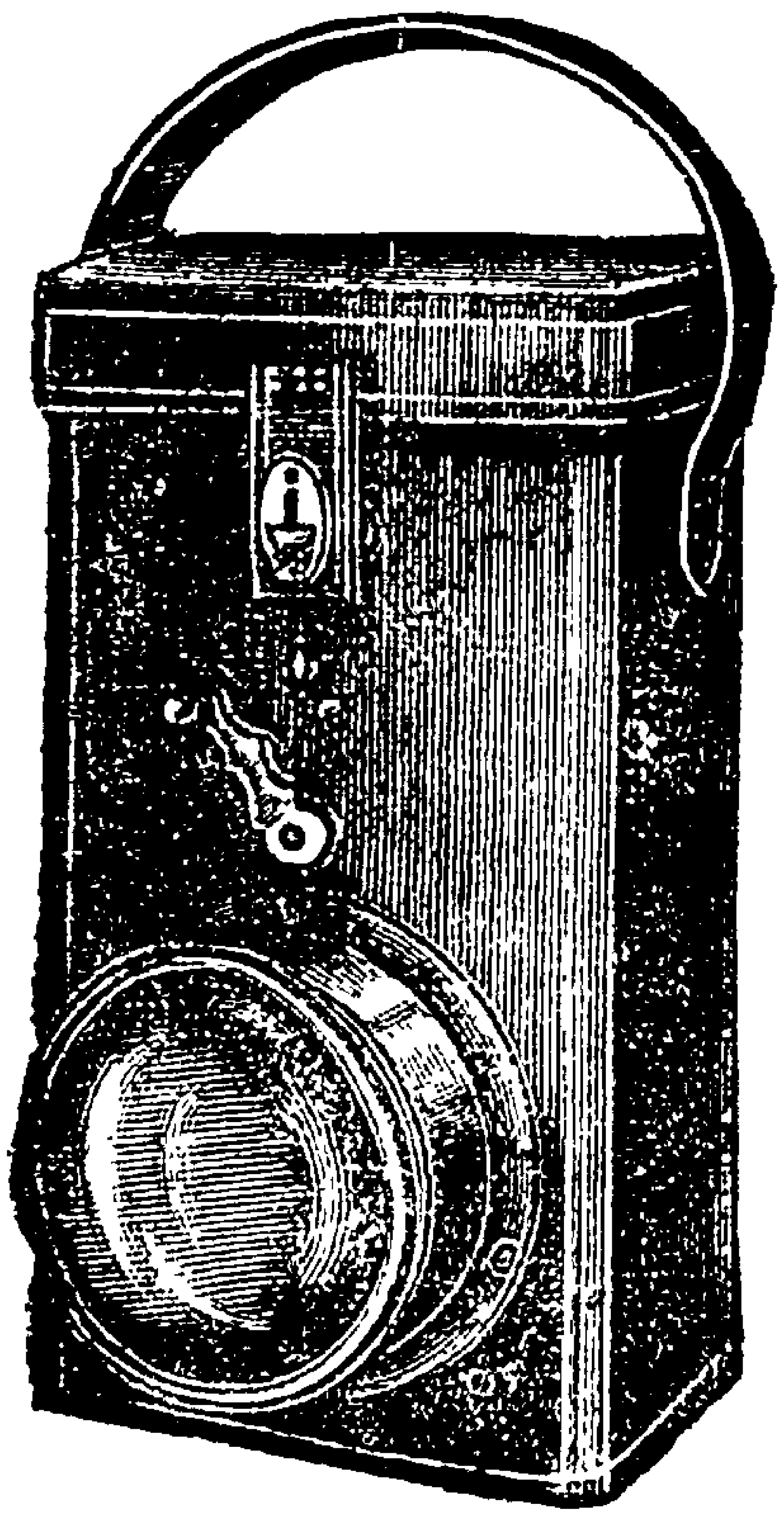
Vertragsfirma der meisten Beamten-Verbände.

Auf alle Uhren 2 Jahre Garantie.

„Ferabin“-Handlampen

mit Trockenbatterien

D. R. P. und D. R. G. M.



Handlampe I

57

Handlampe II

17

Brennstunden ununterbrochen

lt. Prüfungsschein des Physikal. Staatslaboratoriums in Hamburg.

Referenzliste franko!

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente

Hamburg 36, Neuerwall 36.

Goldene Medaille: Internationale Luftschiffahrt-Ausstellung Frankfurt a. Main 1909.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE

von einfacher, aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung sowie sämtliche Bedarfs-Artikel zu enorm billigen Preisen. Apparate von M. 4.— bis M. 585.—.

Illustr. Preisliste 5 kostenlos.

Chr. Tauber, Wiesbaden Z

Ausstellung

Schleswig-Holsteinischer Kunst

des 15.—19. Jahrhunderts

Winter 1909. Eintritt 1 M.

Berlin W., Lennéstr. 2.

Atelier für Raumkunst

Carl R. Reiner & Karl Lewinsky.

---

250 Briefmarken

echt, versch. nur 1 Mk.

500 echte all. versch. nur M. 5.-	75 echt. versch. Port. u. Span. M. 2.50
1000 „ „ „ „ 12.-	70 „ „ nur ital. Staat. „ 2.—
75 „ „ nur Amerik. „ 2.-	45 „ „ „ Afrika „ 2.—
50 „ „ versch. Asien „ 2.-	35 „ „ „ Australien „ 1.40

Porto 20 Pf. Kasse vorh. Preisliste gratis.

Hugo Siegert, Altona bei Hamburg.

N. P. G.

Vornehmer, wohlfeiler Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Steglitz 57. Enorme Auswahl von Gemälden u. Skulpturen klassischer und moderner Kunst, Patriotische Porträts, Schöne Frauen u. Kinder, Naturaufnahmen u. Genrebilder usw. — Illustrierte Prospekte auf Wunsch.

Amateurphotographen verlangen unsere Gesamtpreisliste und Probeheft „Das Bild“ kostenfrei.

N. P. G.

100

gesunde Körperübungen, die mit dem Autogymnast, dem zurzeit tatsächlich besten Hausturn- u. Gymnastikapparat möglich und ärztlich erprobt sind, versenden vollständig gratis die Kolberger Anstalten für Exterikultur, R. 13, Ostseebad Kolberg


Etikette gesetzlich gesch.
PEBECO
ZAHNPASTA
BEIERSDORF

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Januar 1910.

Zintgraff.

Menilek der Zweite, von Gottes Gnaden König der Könige von Aethiopien, Kaiser von Abessinien, der sich in Erlassen neben diesen Titeln noch den des sieghaften Löwen aus dem Stamm Juda beilegt, würde unter dem Augustmond, wenn er ihn noch sähe, ins siebenundsechzigste Lebensjahr schreiten. Noch nicht sehr alt also; aber seit dem Schlaganfall vom Winter 1908 ein gebrochener Mann, um den die Aerzte flüstern, sein Gehirn sei von der Lues gelähmt. Einer, dem das Schicksal Leid und Lust in vollen Schalen kredenzt hat. Sohn einer vom Kronprinzen Ailu Malakot huldvoll befruchteten Sklavin. Als Elfjähriger verwaist und Gefangener im Lager seines Feindes. Der, Kaiser Theodor, behandelt den Knaben freundlich, vermählt dem Jüngling eine Tochter, hält ihn aber unter strenger Obhut. Der Einundzwan zigjährige flieht nach Schoa, schaart die aus seines Vaters Anhang Ueberle benden und läßt sich als König ausrufen. Schon langt er, während Johannes Theodors Erbe, von den Egyptern bedrängt wird, nach dem Kaisertitel; wa nicht auch Johannes, ehe er sich in Axum krönen ließ, als König Kasa nur ein Stammesfürst, wie der Gebieter von Schoa, gewesen? Doch einstweilen schei tert der Plan. Menilek, der sich geweigert hat, mit den mohammedanischen Egyptern gegen den vom Abuna (Metropoliten) der äthiopischen Christenkirche gesalbten Kaiser gemeinsame Sache zu machen, muß sich 1878 unterwerfen und verpflichten, alljährlich einen Tribut in die Hauptstadt Gondar zu liefern. Er wird ein guter Vasall, mehrt, durch die Eroberung von Harrar, Kaffa, Ennarea, Gurage, im Südosten das Reich und hat keinen Rivalen zu fürchten, als im März 1889 Johannes bei Metammeh im Kampf gegen die Mahdisten ge-

fallen ist. Im Frühjahr 1890 krönt der Abuna ihn; ist der Löwe aus Judas Stamm Negus Negesti. Er hält sich zunächst still; läßt die Italiener, die von der Westküste des Rothen Meeres her seit 1882 das Reich immer enger einzuschnüren versuchen, glauben, er sei ihr Mann, und verpflichtet sich im Vertrag von Ucciall, nur durch Agenten der römischen Regirung mit fremden Mächten zu verkehren. Als der Schlaue sich stark genug fühlt, schüttelt er das Joch ab: zerreißt den lästigen Vertrag, greift die Italiener an und zwingt den bei Adua Dezimirten und zum Rückzug Genöthigten den Friedensvertrag von Adis Abeba auf, der Abessiniens Unabhängigkeit sichert. Menilek (die übliche Schreibart „Menelik“ wird von Kennern der Landessprache als falsch bezeichnet) ist der Retter des Reiches; der vom Himmel dem Volke gesandte Befreier. Nach anglo-äthiopischen Feldzügen gegen den Mullah (Abd ulla Aschur), der vom Somalland her ins Kaiserreich vorzudringen trachtet, schließt Menilek mit England einen Vertrag, der die Grenzlinie zwischen Abessinien und dem Sudan fixirt, der vom Sudan nach Uganda zu bauenden Bahn den abessinischen Boden freigiebt und den Briten am Baro eine Handelsstation einräumt. An dem selben fünfzehnten Maitag des Jahres 1902 wurde ein zweiter Vertrag, mit Italien, geschlossen, der Erythräa gegen Abessinien abgrenzt. Mit England und Italien ist der Negus also fürs Erste einig. Den Franzosen, die im nördlichen Theil des Somallandes sitzen, hat er die Eisenbahn Dschibuti-Adis Harrar (das jetzt Dira Dauah heißt) konzedirt; als Entgelt für das Verbot des Karawanenverkehrs, das den Werth der Konzession steigert, übernimmt Frankreich die Verpflichtung, der Kaiserlich Aethiopischen Eisenbahngesellschaft von 1902 bis 1952 jährlich fünfhunderttausend Francs zu zahlen. Auch die Strecke Harrar-Adis Abeba wird dieser Gesellschaft vorbehalten. In der Zeit vor der entente cordiale von 1904 sah Britanien nicht aus freundlichem Auge auf Frankreichs expansive Versuche in Afrika; und Abessinien stand auf der Liste der Differenzpunkte, die Hanotaux, als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, dem Foreign Office eingereicht hatte. Da mußte früh vorgesorgt werden. Von Briten erfuhr Menilek, daß er von den Franzosen arg geprellt worden sei. Erstens werde gestohlen, daß sich die Schwellen biegen; und der Bahnbau wäre nicht über Harrar hinausgekommen, wenn die pariser Regirung nicht mit fünfundzwanzig Millionen nachgeholfen hätte. Zweitens sei die Gesellschaft, die aus Paris die Subvention bekommt, gar nicht mehr die vom Kaiser zugelassene. Menilek wüthet; schmettert sein Veto übers Meer. Und England sichert sich inzwischen, wie einst beim Suezkanal, für alle Fälle die Aktienmehrheit im Bereich der Kaiserlich Aethiopischen Eisenbahngesellschaft. Ist, wie Frank-

reich, Italien, Rußland, jetzt auch diplomatisch in Adis Abeba vertreten. Steht mit der Französischen Republik aber noch immer nicht auf dem besten Fuß.

Da giebt Deutschland, für das bisher der Agent Coates in Dschibuti still und vorsichtig gesorgt hat, das erste laute Lebenszeichen. Menilek, der dem Schweizer Ilg, als einem Franzosenfreund und Werkzeug pariserischer Ränke, nicht mehr so blind wie früher vertraute, fand, daß die drei Westmächte allgemach in unbequeme Nähe rückten, daß auch Rußland, weil es die Verwandtschaft seiner Griechischen mit der Abessinischen Kirche für das Bedürfniß seiner Politik ausmünzen wolle, verdächtig sei und ein weiser König der Könige drum trachten müsse, in einer fernen, politisch am Rothen Meer und in Egypten nicht interessirten Großmacht den Puffer zu finden, der nachbarlichen Anprall schwächen könnte. Das geeinte Reich muß civilisirt werden, kann die civilisatorischen Kräfte aber nur aus einem Land beziehen, das ihm nicht allzu dicht auf den Leib rückt. Das große, starke Deutsche Reich denkt sicher nicht an die Eroberung oder Beherrschung eines Gebietes, wo es mit allen drei Westmächten in Konflikt kommen müßte. Wenn man den Berlinern winkte und Handelsvortheile verspräche? Ihr Nahen würde den Anderen einen heilsamen Schreck einjagen. Sie nahen. Herr Rosen führt einen Zug deutscher Männer nach Adis Abeba. Wilhelm hat ihm zwölf potsdamer Riesengardisten mitgegeben. Die aber nicht so gut wirken, wie man erwartet hat; vielleicht, weil sie unter der Hitze leiden und der Weg von Harrar nach Adis Abeba mit dem Tempelhofer Feld und der Döberitzer Heerstraße nur sehr geringe Aehnlichkeit hat; vielleicht auch, weil sie als Sicherheitwache formirt sind. Menilek fühlt sich in seiner Würde, seinem Kulturwahn verletzt. Sollen die preußischen Goliaths ihn etwa einschüchtern? Den Negus Negesti, der über große Reiterschaaren, über sechzigtausend mit Mausergewehren bewaffnete Bergschützen gebietet und dessen Adjutanten noch heute als höchste Kriegerzier die Halsketten tragen, die sie sich aus den Hoden der bei Adua lebendig gefangenen italienischen Offiziere gefertigt haben? Der Löwe knurrt unwillig. Erhebt sich nicht, als Herr Rosen vor ihm das Haupt beugt; hört sitzend den Gruß, den ihm der Vertreter des Deutschen Kaisers entbietet. Das ward noch nicht erlebt. Schmunzelnd sehens die Gesandten der Westmächte. Werden noch heiterer, da sie vernehmen, daß die Deutschen Herrn Ilg, der doch kaum noch Günstling zu nennen ist und sie sicher übers Ohr haut, in ihr Interesse zu ziehen versuchen, der Kaiserin Taitu, Menileks zweiter Frau, einen leicht erfüllbaren Wunsch (ärztliche Untersuchung und Behandlung ihrer in Debra Tabor wohnenden Schwägerin) nur halb, unter Beschwerden der Kranken, erfüllen und

schließlich in Ketten gelegte Sklaven befreien, auf italienisches Gebiet bringen, also, ohne irgendein gesetzliches Recht, der abessinischen Gerichtsbarkeit entziehen. Solche Meister der Diplomatenkunst, denken die Harrison und Genossen, werden uns nicht gefährlich; Geld (Löwe und Löwin nehmen, was zu kriegen ist) scheinen sie nicht mitzuhaben und der Handels- und Freundschaftvertrag, den sie heimbringen, ist ein Stück ziemlich werthloser Phraseologie. In Deutschland wird er zur Errungenschaft aufgebauscht. Als gar noch gelungen ist, den Dr. Enno Littmann von der Princeton University, der im Auftrag amerikanischer Maecene nach Ueberbleibseln äthiopischer Kultur gräbt, dem deutschen Staatsdienst zu verpflichten, wähnt die weitsichtige Mannschaft der Wilhelmstraße sich auf dem besten Weg und beschließt, in Adis Abeba fortan (in einem zu würdiger Repräsentation geeigneten Palast, versteht sich) einen Kaiserlichen Gesandten thronen zu lassen. Inzwischen hat Kommerzienrath Bosch, der, als Wirthschaftkundiger, Rosens Zug mitgemacht hatte, eine zweite Expedition vorbereitet. Mit Landwirthen, Kaufleuten, Handwerkern, an deren Spitze, statt der Riesengarde, diesmal eine schlichte Hebamme marschirte, zog er in Meneleks Land und verhieß den Abessiniern praktische Ausbildung in allen Künsten civilisirter Völker. Weckte dadurch das Mißtrauen der hochmüthigen Nation; und hätte, selbst wenn seine Begleiter sämmtlich tüchtige Leute gewesen wären, mit solcher Methode sicher nichts erreicht. Nach Rosen nnd Bosch kam, als dritter Vertreter deutscher Macht und Weisheit, Herr Arnold Holtz. Der hatte wenigstens Geld in seinen Beutel gethan; schenkte dem Löwen aus Judas Stamm eine beträchtliche Summe und verpulverte rasch so ein halbes Milliönchen deutschen Kapitals. Ertrag? In einem putzigen Buch („Im Auto zu Kaiser Menilek") berühmt sich Herr Holtz: „Ich habe für deutsche Interessen erwirkt, daß wir die Priorität für alle Straßenbauten zum Zweck der Personen- und Waarenbeförderung durch das Automobil besitzen." Wer wagt, Rittersmann oder Knappe, noch mehr zu fordern? Wenn die Abessinier sich morgen entschließen, in ihrem Bergland das Automobil als Lastverkehrsmittel anzuwenden, und wenn das deutsche Prioritätrecht dann noch anerkannt wird, müssen wir diesem Arnold ein Denkmal setzen. Fühlbar ward die Wirkung der drei kostspieligen Expeditionen nur im Lager der Westmächte. Wollen wir (fragt der pfiffige Harrison die Kollegen) uns durch Hader entkräften, bis der deutsche Einfluß unsere Schanzen überschwemmt? Das Schreckgespenst eint die Streitenden. Deutschland hat einen Handelsvertrag erlangt, hat gewiß allerlei unheimliche Pläne: also muß Frankreich sich rasch mit Großbritanien verständigen. Im Juli 1906

(seit sechs Monaten sitzt ein Deutscher Gesandter in Adis Abeba) unterzeichnen Briten, Franzosen, Italiener ein agrément, dessen Hauptzweck ist, die drei Großmächte, die alle Zufahrtstraßen nach Abessinien beherrschen, vor der Ingerenz einer vierten Großmacht zu schützen, und das via Rom den Berlinern zu offizieller Kenntniß gebracht wird. „Was auszusetzen?" Nein; dieses Abkommen gefährdet kein deutsches Wirthschaftinteresse. Schön. Eduard trifft bei der Nichte Margarete von Hessen im Taunus den Neffen Wilhelm.

Die ersten lauten Lebenszeichen deutscher Politik haben die Gegner geeint. Und die Elemente, die von der Küste ins Innere drängen, sind nicht immer geeignet, dem Deutschen Reich in Aethiopierland einen Nimbus zu schaffen. Dennoch hält Menilek an dem Plan fest, einen deutschen Berather auf Ilgs Platz zu rufen, und giebt dem Geschäftsträger (Herrn von Mutius, der jetzt von Bagdad nach Saloniki versetzt worden ist) ein Handschreiben mit, das dem Deutschen Kaiser diesen Wunsch ausspricht. Als Vertreter Deutschlands bleibt Dr. Zintgraff zurück; ein junger, in den Dienst des Auswärtigen Amtes übernommener Referendar, der in der Furchtlosigkeit und derben Wahrhaftigkeit des Wesens an seinen Bruder Eugen, den ersten Erforscher Kameruns, erinnert. Und, vielleicht durch die ungewohnte männliche Offenheit seines Wortes, das Vertrauen des Königs der Könige gewinnt. Im Frühjahr bittet ihn Menilek, Vorschläge zu einer Justizreform zu machen, und leiht ihm, damit er die Rechtssatzung kennen lerne, sein eigenes Exemplar des „Königsrechtes". Zintgraffs Vorschläge, die vorsichtige Schonung des abessinischen Volkscharakters empfehlen, finden den Beifall des Negus, der die Brust des Deutschen mit einem Orden schmückt und ihn fragen läßt, ob er nicht selbst das Amt eines Berathers übernehmen wolle. Der Dragomanatsaspirant, der die Absichten seiner Regirung nicht kennt, giebt zunächst ausweichende Antwort; wird trotzdem aber so oft um Rath gebeten, daß er schließlich ersuchen muß, ihn, als den Vertreter einer neutralen Macht, nicht allzu tief in das Dickicht abessinischer Geheimpolitik zu zerren. Als ein Leberabsceß ihn im November 1908 zwingt, Afrika für eine Weile zu verlassen, erhält er ein Schreiben des Negus, das den Antrag wiederholt und detaillirt. „Wir haben Ihre Regirung gebeten, uns einen guten, einsichtigen Berather zu empfehlen. Da Wir, zu Unserer Freude, nun sehen, daß Ihnen gelungen ist, im Land und in der Eigenart Unseres Volkes heimisch zu werden, möchten Wir Sie, wenn Ihre Regirung zustimmt, gern Unserem Dienst verpflichten." Auf drei Jahre. Für jedes zwölftausend Mariatheresienthaler Gehalt. Freie Wohnung, Kanzlei, Bibliothek. Dreitausend Thaler als Ersatz der Her- und Rückreisekosten. „Wenn

Sie einwilligen und in Unser Reich zurückkehren, sind Wir an diesen Vertragsentwurf gebunden." Ein paar Wochen danach geht ein zweites Handschreiben ab, das den Deutschen Kaiser ersucht, dem Negus den Dr. Zintgraff zu überlassen und zugleich mit ihm einen Arzt und einen Prinzenerzieher nach Abessinien zu senden. Menilek betraut Zintgraff mit der Beförderung. Der schickts aus Schierke an den Reichskanzler Fürsten Bülow und fügt hinzu, er werde dem Ruf nur folgen, wenn Seine Durchlaucht es wünsche und dafür bürge, daß dem in den Reichsdienst Zurückkehrenden die Zeit der abessinischen Thätigkeit angerechnet werde. Weiter: „Mit Rücksicht auf die eigenartigen Verhältnisse in Adis Abeba würde es in der mir angebotenen, immerhin nicht leichten Stellung eine wesentliche Förderung für mich bedeuten, wenn sich ermöglichen ließe, daß mir vor meinem Ausscheiden aus dem Reichsdienst irgendein Amtscharakter verliehen würde. Denn ich kann Eurer Durchlaucht nicht verhehlen, daß der Name eines Dragomanatseleven oder auch Dragomans für Adis Abeba, wie überhaupt für den Orient, nicht glücklich gewählt erscheint, da der Orientale mit dem Begriff eines Dragomans etwas Minderwerthiges zu verbinden gewohnt ist. Die übrigen Mächte pflegen ihren bei den Gesandtschaften und Konsulaten beschäftigten Dolmetschern aus diesem Grunde denn auch einen anderen Amtscharakter beizulegen." Am Schluß der Eingabe erwähnt Zintgraff behutsam, der Negus scheine dadurch verstimmt, daß er auf seinen im vorigen Jahr an den Kaiser gerichteten Brief keine Antwort erhalten habe, und frage von Zeit zu Zeit, ob es unter europäischen Monarchen nicht üblich sei, Handschreiben Gekrönter zu beantworten. Nach fünf Wochen kommt der Bescheid: Zintgraff wird auf drei Jahre beurlaubt, die Zeit des abessinischen Dienstes wird ihm angerechnet und er darf sich (obwohl er noch nicht Assessor ist) drüben Konsul nennen. Der „auf Seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät Allerhöchsten Spezialbefehl" ausgefertigte Reisepaß ersucht die fremden, befiehlt den deutschen Militär- und Civilbehörden, „den Konsul Dr. Zintgraff, der sich nach Abessinien begiebt und von seiner Gemahlin begleitet wird, frei und ungehindert reisen, auch nöthigen Falls ihm Schutz und Beistand angedeihen zu lassen." Alles in Ordnung? Nein. Der täppische Uebereifer deutscher Offiziösen schlägt Lärm. „Wir stellen den Staatsberather, den Erzieher des Thronfolgers, den Leibarzt: sind im Reich des Negus Negesti hinfüro die mächtigsten Leute!" Bilder auf Scherlpapier und das ganze Spektaklum, das uns so oft schon geschadet hat. Zintgraff, der weiß, daß drüben nichts zu machen ist, wenn Briten und Franzosen so lange vor seiner Rückkehr Wind bekommen, erklärt, nach diesem Freudenfeuerwerk sei von der

Mission nichts mehr zu hoffen. Läßt sich aber durch den Hinweis, daß der Kaiser in der Sache engagirt sei, zu einem Versuch bestimmen. Noch einmal schwankt er, als er in Marseille Privatnachrichten aus Adis Abeba findet. Steigt dann aber getrosten Herzens aufs Schiff. Er hat den im Auswärtigen Amt Gebietenden den Versuch zugesagt, den Wilhelm wünscht, und wird sein Wort halten. Auf jede Gefahr. Trotzdem er fühlt, daß kein Ruhm übers Rothe Meer zu holen ist. Am sechzehnten Mai 1909 ist er in Adis Abeba.

Hat er die Schwierigkeit seiner Aufgabe unterschätzt? Als Kenner des Orients nicht geahnt, wie schwer, auch ohne die franko-britische Wühlarbeit, solche Ausnahmestellung an einem orientalischen Hof zu halten sein werde? Er hats geahnt. Doch die Möglichkeit, ein wildes Volk innerlich zu einen und zu civilisiren, aus halbchristlich gefirnißten Negern gesittete Menschen zu machen, mußte den Dreißiger reizen. Daß ein sichtbares Mißlingen seines Versuches das Vaterland schädigen werde, hatte er nicht zu fürchten: denn ausdrücklich war vereinbart, daß sein Eintritt in den abessinischen Dienst das Unternehmen eines Privatmannes sei, der erst wieder deutscher Beamter werde, wenn er aus dem ihm vom Negus übertragenen Amt scheide. Noch konnte er hoffen, in einem Lande, das unermessene Schätze birgt, für das deutsche Exportbedürfniß Beträchtliches zu erreichen. Durfte, ohne eitlen Dünkel, der jungen Kraft seiner Persönlichkeit vertrauen und sich in Meneliks Gunst sicher gebettet glauben. Der hat ihn wie einen Sohn gehalten und mit orientalischer Freigiebigkeit beschenkt; ihm den (von Johannes gestifteten) Orden vom Siegel Salomons verliehen, den sogar von den dem Kaiserhaus Angehörigen nur einer tragen darf; ihn zum Dedschasmatsch (Herzog) ernannt und, „damit er in der Heimath würdig auftreten könne," mit der weißen Toga, dem Löwenhelm, der Lanze, dem Schild aus Silber geschmückt. Der wird ihn auch jetzt schirmen. Wenn er aufrecht bleibt. In der Abschiedsaudienz schien er (im November 1908) ein Genesender. Als er Zintgraff acht Tage nach dessen Rückkehr empfängt, ist er ein gebrochener Mann. Und schon am Tage dieser Audienz berichtet Dr. Steinkühler, der deutsche Arzt, dem Titularkonsul und Dedschasmatsch, er habe am zwanzigsten Mai im Urin des Negus Cyankali gefunden und den begründeten Verdacht, das Gift komme aus der Hand eines der Kaiserin Taitu ergebenen, den Deutschen feindlichen Ministers, der beauftragt sei, Menilek im Zustand willenloser Schwachheit zu halten. Der Arzt, der auf solche Palastintriguen nicht gefaßt war, will fort; läßt sich von Zintgraff aber zum Ausharren bestimmen und fordert am vierundzwanzigsten Mai die Entfernung der verdächtigen Höflinge. Sie wird zugesagt, doch nicht ausgeführt.

(Später, als Zintgraff schon auf dem Heimweg war, wurde der Eine, der Hausminister, verhaftet und ins Gefängniß geschleppt.) Auf Wunsch des Deutschen Gesandten muß Dr. Steinkühler einen Bericht über die Krankheit des Negus an alle Missionchefs senden. Als die abessinische Regirung, der dieser Schritt des in ihrem Dienst stehenden Arztes natürlich nicht lange verborgen blieb, ein Exemplar des Berichtes erbittet, wirds ihr geweigert. „So sind diese Deutschen! Statt Dir dankbar zu sein, schreien sie Dich, erhabener Kaiser, als Totkranken aus." Die Stellung des Arztes (dessen Elektromassage dem Negus wohlgethan haben soll) ist unhaltbar geworden. Auch dem Dr. Pinnow, der den (eben erst als Thronfolger anerkannten) Prinzen Jassu erziehen soll, wird jede erdenkliche Schwierigkeit bereitet. Und Zintgraff sieht seinen Gönner nur einmal noch, am fünfzehnten Junitag, wieder. Menilek, der einzige Freund der Deutschen, siecht hin. Die Kaiserin siegt auf der ganzen Linie.

Diese Taitu hat schon ihre Legende. Interessirte und putzsüchtige Schreiber haben sie, wie Ibsens Relling seine Patienten, „dämonisch gemacht"; für einen überragenden Geist, ein starkes Herz, eine leidenschaftliche, in der Wahl ihrer Mittel skrupellose Patriotin ausgegeben. Landkundige Leute lasen es lächelnd. „Ein unfruchtbares Haremsweib, das die Frucht des früher von Menilek geschwängerten Schoßes haßt und deshalb Jassu, den Enkel des Negus, aus der Thronfolge drängen will, trotzdem der dreizehnjährige Prinz einem achtjährigen Mädchen aus ihrer Familie verlobt ist. Gar nicht besonders klug; nur verschlagen und tückisch, wie die meisten Lustthierchen ihrer Sorte. Nicht ohne persönlichen Muth. Alle Kräfte des Willens aber der Geldgier untergeordnet. Patriotin? Um hohen Preis wäre ihr jede Provinz feil. Liebende Gattin? So lange ihr Vortheil die Wahrung solchen Scheines empfiehlt. Wenn sie sicher wäre, nach des Kaisers Tode die Macht zu behalten (und ihre Tarifsätze erhöhen zu können), lebte Menilek längst nicht mehr. Da der Orientale Frauenherrschaft aber als Schmach empfindet, ists besser, die Lethargie des räudigen Löwen zu verlängern und in seinem Namen zu herrschen und zu schachern." Die Vermuthung, daß der Kaiser mit seiner Lustseuche ihren Leib vergiftet habe und seitdem ihrem Willen unterthan sei, klingt eben so glaublich wie das Geraun, sie habe die Lähmung des Mannes durch forcirte Brunstausbrüche und durch Pülverchen beschleunigt. (Alles im Orient nicht so selten, wie das fröstelnde Abendland meint.) Daß Dr. Zintgraff der holden Dame ein Gräuel war, ist leicht zu begreifen. Sehr deutsch; mit tiefen Mensurspuren auf den hageren Wangen und unverniedlicht männischem Wesen. Menileks Günstling und Vertrauter, gegen den selbst Taitus Bruder, Ras Gukſa, nicht aufzukommen vermag. Einer, der nicht hehlt, daß er nur in dem Negus eine den

Niggerdurchschnitt übersteigende Intelligenz achtet. Der ihn aus den Harems-schlingen lösen will und die Frau, als er hinreichenden Verdacht gegen sie hegt, hart anzupacken wagt. Da gehts um Leben und Tod. Selbst wenn britisches und französisches Gold nicht nachhalf, mußte Taitu alle Kraft an Zintgraffs Beseitigung setzen: sonst war sie verloren. Ueber alles Hoffen rasch hat sie ihr Ziel erreicht.

Mit deutschem Sukkurs; leider. Auch einem geschulten, im Orient heimischen Diplomaten konnte die Kooperation mit einem in der Gunst und im Dienst des Negus stehenden Landsmann nicht leicht werden. Er hätte sich gehütet; mit ihm intim zu scheinen, und ihm doch jede erlangbare Stütze zu liefern getrachtet: denn eine Kleinigkeit ists am Ende nicht, als zuletzt Gekommener am Hof und im Staatsrath des stärksten Helfers stets gewiß sein zu dürfen. Der im Orient völlig fremde, für diplomatische Alltagsarbeit sogar völlig unbegabte Herr Scheller Steinwartz hat die Gefahren und die Gewinnmöglichkeiten dieses Dualismus wohl nie recht begriffen. Sicher nie eingesehen, daß Zintgraffs Aufgabe einen Mann besonderen Schlages heischte; einen, dessen Ideal nicht erreicht war, wenn er in gleichem Schritt und Tritt unter dem Banner braver Beamtenschaft marschirte, hübsch Vordermann nahm und nirgends „in anstößiger Weise“ auffiel. Der Gesandte will korrekte, artige Leute um sich sehen; fordert, daß die ihm zugetheilten Herren seine Erlaubniß erbitten, wenn sie einer Mahlzeit fern bleiben wollen; und lehnt im Innersten stolz die Zumuthung ab, mit einem bürgerlichen Referendar, einem Dragomanatsaspiranten als mit einem Gleichberechtigten zu verkehren. Daß Zintgraff, während Scheller noch irgendwo im Norden saß, deutscher Geschäftsträger in Adis Abeba war und daß seitdem die Situation der Deutschen viel unbehaglicher geworden ist, kann das Verhältniß nicht gerade erleichtern. Der im deutschen Rang Höhere mag von der Erfahrung des Jüngeren nicht Rath erbitten; läßt ihm, der abessinischer Beamter ist und offiziell mit dem Gesandten nichts zu thun hat, Weisungen zugehen und fühlt sich froissirt, wenn er die Antwort erhält: „Ich bin Ihnen nicht untergeben und handle, wie mirs nützlich scheint.“ Herr Scheller-Steinwartz setzt sich (vielleicht auf unklugen berliner Befehl) für das französische Bahninteresse ein, möchte auch Zintgraff bestimmen, nur „äußerlich den abessinischen Standpunkt zu vertreten, innerlich aber mit ihm d'accord vorzugehen“, und ist verdrießlich, als der Dedschasmatsch erwidert, er wolle nicht an dem Unternehmen mitwirken, den deutscher Kolonialarbeit feindlichen Franzosen Vortheile zuzuschanzen. Bald zeigt sich, daß die Beiden in ihrer Wesensfarbe von einander so verschieden sind wie Heinrich Percy von Hans Falstaff. Der Gesandte bückt sich und macht sich im Kleefeld grün; drechselt der Kaiserin, die in seinen Audienzen neben dem Ne-

gus thront, zierliche Komplimente: und muß dann einen Brief Taitus hinnehmen, der Meneleks halbe Zusagen zurückzieht; protestirt auch nicht, als der Minister, der wegen des Krankheitberichtes in die Gesandtschaft kommt, den schwarzen Schreiber der Kaiserin mitbringt und diesen Kerl im Haus des Deutschen Reiches die mit dem Vertreter des Deutschen Kaisers geführte Verhandlung protokoliren läßt. Kein Wunder, daß ein so Nachgiebiger von Mond zu Mond schlechter behandelt wird. Zintgraff ist von anderem Kaliber. Zeigt der Madame Taitu die Zähne (weil er aus Erfahrung weiß, daß in Güte und ohne Guineehaufen von ihr nichts zu haben ist) und nimmt den Kampf gegen sie und das ihr hörige Räuberpack offen auf. Warum nicht? Ist Menilek, der die Deutschen gerufen hat, nicht aus Verstrickung und Ohnmacht zu reißen, dann bleibt auch das hitzigste Mühen, auch die Erniedrigung ohne Ertrag. Fällt die Kaiserin oder muß Zintgraff weichen? That is the question.

Als die Antwort nicht mehr mißzuverstehen ist, säumt der Deutsche nicht einen Tag länger. Die falsche Taktik des Gesandten rächt sich: sein Gesuch, den als Beirath berufenen Konsul zu empfangen, wird vom Kaiser kaum noch beachtet. Am selben dreiundzwanzigsten Julitag fordert Zintgraff seine Entlassung. Acht Tage danach hat er sie; in einem mit dem Kaiserlichen Stempel versehenen Schreiben, das der Negus vielleicht nie gesehen hat, wird sie ihm unter kränkender Motivirung verkündet. Er ist nicht mehr abessinischer Beamter; also wieder auf die Vermittelung des Deutschen Gesandten angewiesen. Den bittet er, nach Berlin zu melden, daß er zum Antritt einer neuen Reichsdienststelle bereit sei, und die falschen Angaben der Entlassungurkunde, die geeignet seien, das Handeln eines deutschen Beamten in ungünstiges Licht zu rücken, auf Grund des Beweismaterials zu berichtigen. Herr Scheller-Steinwartz hebt die Achseln. So lange ihm die abessinische Regirung nicht offiziell die Thatsache der Entlassung (eines Mannes, der persönlich mit ihr einen Privatvertrag geschlossen hat) mittheile, müsse er den Fall ignoriren. Nach Berlin muß er trotzdem telegraphirt haben; denn am fünften August übermittelt er dem Landsmann, der mit seiner Frau inzwischen in die Gesandtschaft gezogen ist, den dringenden Wunsch des Reichskanzlers, Zintgraff möge auf seinem Posten ausharren. Gut: wenns das Reichsinteresse verlangt, wenn die Entlassung ohne sein Zuthun rückgängig gemacht und ihm den für Fall unverschuldeten Dienstunfähigkeit ein Ruhegehalt, für den Fall seines Todes der Witwe eine Pension zugesichert wird. Nur unter dieser Bedingung, schreibt Zintgraff an den Kanzler, sei er bereit, zu bleiben. Keine Antwort. Keine Aussicht auf Erfüllung der conditio sine qua non; dennoch verhandelt Herr Scheller mit den Ministern über Zintgraffs Wiederanstellung. Lehnt zwölf-

tausend Mariatheresienthaler, die als Entschädigung angeboten werden, ab, ohne den von so stolzem Refus Betroffenen auch nur zu fragen. „Ich durfte doch nicht den Eindruck hinterlassen, daß man Ihnen die Stellung abkaufen könne.“ „Ich habe Ihnen aber am dritten August gemeldet, daß ich mir den Anspruch auf Entschädigung vorbehalte. Die angebotenen vierundzwanzigtausend Mark würden ungefähr meine Unkosten decken. Ihr Rechtsstandpunkt scheint mir nicht haltbar: ich habe den Vertrag mit dem Negus geschlossen, also ist die Lösung nicht an das Einverständniß des Deutschen Gesandten gebunden; und wir haben auch keinen Grund, die geforderte Räumung der Dienstwohnung zu weigern.“ Am siebenzehnten August wird dem seit dem letzten Julitag aus dem abessinischen Dienst Entlassenen ein vom Unterstaatssekretär Stemrich gezeichnetes Telegramm vorgelegt, das sein „Ausharren“ abermals als erwünscht bezeichnet; falls er nicht zu halten sei, solle er in einem vom Gesandten einzureichenden Gesuch in Berlin die Zustimmung zur „Aufgabe des abessinischen Dienstes“ erbitten; man werde ihn „gegebenen Falles“ im Dolmetscherdienst der Türkei verwenden. Der Eintritt in Meneleks Dienst war ein Privatakt; das Recht zum Rücktritt soll von der Zustimmung des Auswärtigen Amtes abhängen? Merkwürdig. Nicht minder der dreimal wiederholte Wunsch des Kanzlers, der längst Entlassene möge „ausharren“. Zintgraff versteht die vorgesetzte Behörde nicht und erbittet, um zu sehen, ob sie ausreichende Information hat, Einsicht in die Gesandtschaftberichte. „Ich stelle anheim, sie vom Herrn Reichskanzler zu erbitten“: Schellers Antwort. Am vierzehnten August hat er Zintgraff zur Fixirung seiner Ersatzansprüche aufgefordert; am fünfundzwanzigsten ist ihm zweifelhaft, ob solche Ansprüche geltend zu machen seien, „nachdem das Abschiedsgesuch keine Entschädigung gefordert habe“. Zintgraff solle selbst versuchen, zu seinem Geld zu kommen. Als ers thut, wird er gefragt, ob er den bei der Gesandtschaft angemeldeten höheren Anspruch denn nun fallen lasse. Antwort: Sie halten mein Entschädigungrecht ja für zweifelhaft und haben mir gerathen, meine Sache selbst zu führen. Der Ton verschärft sich. Die Beiden hausen unter einem Dach, können aber kaum noch von Mund zu Mund mit einander verkehren. Um eine von der Gesandtschaft zu beglaubigende Uebersetzung wird hin und her geschrieben. Kommts im Angesicht des Feindes zu offenem Konflikt? Dann giebts Lustiges nach London, Paris, Rom zu berichten.

Carmina non prius audita. Zintgraffs Leber wird, in all dem erregenden Aerger, wieder unbequem merkbar. Geschwind nach Europa, mahnt der Arzt. Der August ist ertraglos verstrichen; den Kranken widert der Undank, der ihn umbellt, und er läßt in Berlin um die Ermächtigung zur Abreise bitten. Noch verstummt das zur Erheiterung der Nachbarschaft angestimmte

Zankduett aber nicht. Der Gesandte lehnt die Uebersetzung und Beglaubigung einer an den Negus (in der Gehaltsrückstandssache) gerichteten Eingabe ab und verweigert die Rückgabe dreier Briefe, die ein in Meneleks Dienst übernommener sächsischer Oberlieutenant an den Staatsrath Zintgraff geschrieben und die Scheller nur „zur Kenntnißnahme" bekommen hat. Jetzt will er sie „dienstlich erledigen, nachdem Sie nach Aufgabe Ihres Postens nicht dazu in der Lage sind"; scheint also zu glauben, daß der Kaiserlich Deutsche Gesandte das von einem entlassenen abessinischen Staatsrath nicht Erledigte aufzuarbeiten habe. Am vierten September kommt aus Berlin die telegraphische Weisung: „Dr. Zintgraff wollen Sie, sofern Entlassung endgiltig, zu alsbaldiger Meldung bei Generalkonsulat Kairo veranlassen." Der Arzt erklärt Kairo für einen klimatisch möglichen Ort. Zwanzig Maulthiere und acht Gewehre sind bereit; sobald Scheller den abessinischen Reisepaß verschafft hat, kann der Marsch nach Dira Dauah beginnen. Doch der Gesandte hat mehr als einmal gehört und gemerkt, daß dem gestürzten Günstling Gefahr drohe, und will ihm deshalb von der Regirung ein Schutzgeleit erwirken. Danke gehorsamst; die in Aussicht genommenen Leute sind zuchtlos und unzuverlässig; ausreichender Schutz wäre nur verbürgt, wenn der Militärattaché Graf Schall-Riaucour mit der vom Gesandten zu bestimmenden Soldatenzahl die Reisenden begleitete; dieser Schutz werde nöthig sein, da die Partei der Kaiserin ihre Rache kühlen und den Mitwisser so vieler wichtigen Staatsgeheimnisse nicht lebend aus dem Land lassen wolle. Unmöglich; Graf Schall ist so lange nicht zu entbehren (Zintgraff hatte neun Monate lang, noch dazu in der Zeit des Gesandtschaftbaues, die Geschäfte allein geführt); auch von der Wache kein Mann so lange abkömmlich; höchstens könnte ich ausgesuchten Askaris Lanzen mit Flaggen auf den Marsch mitgeben. Flaggen imponiren dem Abessinier gar nicht; wer Flaggen hißt, kommt in den Verdacht, ein Stück abessinischen Bodens für sich zu heischen. Ich bin nach ärztlichem Zeugniß so krank, daß ich nicht in gewohnter Weise für die Karawane sorgen kann, und wenn mich ein ernster Unfall lähmt, ist meine Frau schutzlos. Wird mein Gesuch abgelehnt, so telegraphire ich an den Kanzler: „Gesandter verweigert dringend nothwendigen Schutz gegen Lebensgefahr auf Dienstreise nach Kairo aus nicht triftigen Gründen." „Dann werde ich Sie wegen wissentlichen dienstlichen Belügens des Herrn Reichskanzlers disziplinarisch bestrafen lassen." Diese Drohung bringt der dem Gesandten zugetheilte Referendar. Zintgraff bittet um schriftliche Ausfertigung dieses Bescheides. Die kommt nicht. Das Telegramm geht ab und am nächsten Tag folgt ihm ein Brief, in dem Zintgraff ein Disziplinarverfahren gegen sich beantragt. Am fünfzehnten September. Keine Ant-

wort. Abu Bekr, ein bekannter Halunke aus der Taitupartei, wird mit seinen Dankalis die Reisenden geleiten; andere Leute könne die Regirung nicht stellen. Zintgraff verzichtet auf dieses Geleit, dankt dem Gesandten für die gewährte Unterkunft und „bedauert, daß die dienstlichen Differenzen eine Form angenommen haben, die ihm verbiete, sich persönlich von Seiner Hochwohlgeboren zu verabschieden“. Am siebenzehnten September werden die Maulthiere bestiegen, die auf den seit der Regenzeit verschlammten Wegen bis an die Knie versinken. Herr Henning, ein deutscher Landwirth, schließt sich dem Zug an.

Der Kranke fürchtetet sich also nicht, ohne Eskorte zu reisen, und wird erst unruhig, als am vierten Marschtag, wider alles Erwarten, Dankalis in seinem Lager auftauchen und behaupten, von der Regirung als Schutzmannschaft der Karawane nachgeschickt worden zu sein. Leute aus einem kaum unterworfenen, wegen seiner Mord- und Raublust berüchtigten Stamm, dessen Söhne schon ein paar Europäern ins Jenseits geholfen haben. Trotzdem sie zurückgewiesen werden, weichen sie nicht; berufen sich auf die kaiserliche Ordre. Henning und die farbigen Begleiter erklären: Die oder wir; mit Denen marschiren wir nicht. Beschwerde Zintgraffs und Hennings an den Gesandten. Antwort: Kein Grund zu Besorgniß; die Regirung (der Herr Scheller-Steinwartz sonst, mit Recht, nicht über den Weg traut) bürgt für die Sicherheit; wird das Geleit abgelehnt, so kann ich die Verantwortlichkeit für das weitere Schicksal der Reisenden nicht auf mich nehmen. Der Negus hat den Geleitbefehl erneut und Abu Bekr nebst dessen Vater dafür haftbar gemacht, daß den Deutschen kein Leid geschieht; die Eskorte besteht aus christlichen Soldaten. Aus mohammedanischen Dankalis, erwidern Zintgraff und Henning; wir kennen die Bande und zwei Drittel haben sich nicht mal die Mühe gegeben, ihre Nationaltracht abzulegen und für die Reisezeit sich ins Kleid abessinischer Soldaten zu mummen. Die Deutschen kehren um, lagern sich bei Anbissa und bitten noch einmal um zuverlässige Geleitmannschaft. Jetzt sind, trotzdem der Gesandte „eine Nothwendigkeit dazu nicht einsieht,“ zwei Schwarze von der Wache entbehrlich. Die Aufnahme in die Gesandtschaft wird aber versagt; erstens bestehe keine Gefahr, zweitens habe Zintgraff durch „fortgesetzte schwerste Beleidigungen“ des Gesandten (der aber, trotz dem Charakter eines Rittmeisters der Reserve, den „Beleidiger“ nie gestellt hat) den Anspruch auf dessen persönliche Gastfreundschaft verwirkt. Seine Umkehr habe das Ansehen aller Europäer geschmälert; er solle drum sofort, mit einer neuen, vom Kriegsminister gestellten Eskorte, nach Dira Dauah aufbrechen; „widrigenfalls ich jede weitere Fürsorge für Sie ablehnen muß“. Herr Henning, der Scheller aufklären will, wird nicht vorgelassen. Der Gesandte erzählt Jedem, ders hören mag, Zintgraff (dem ganz präzise Nachrichten über

einen geplanten Ueberfall zugekommen sind) zittere vor Gefahren, die nur in seiner Einbildung bestehen; erzählts auch Abessiniern, vor deren Ohr der Schein deutscher Solidarität doch gewahrt werden müßte. Und läßt sich von der ehrenwerthen Regirung das Blau vom Himmel weglügen. Er kennt Afrika nicht; weiß nicht, daß kein kluger Europäer in unsicherer Gegend eine überlegene Schaar unerprobter Leute ins Lager nimmt, sondern jeder sich mit Geiseln begnügt, die den zuverlässigen Leuten nicht gefährlich werden können. Kennt um so besser aber seine Berliner. Am neunundzwanzigsten September erhält Zintgraff ein dechiffrirtes Telegramm, das also lautet: „Der von Ihnen telegraphisch erbetene Schutz durch Maßnahmen Kaiserlichen Gesandten verbürgt. Sie wollen daher Reise nach Küste unter den von Herrn Scheller-Steinwartz angeordneten Modalitäten, insbesondere der von ihm bestimmten Eskorte, sofort antreten. Schoen." Zintgraff, der krank auf der Erde kampirt (auch seine Frau hat kein besseres Lager), von Wachen und Telephonisten umringt ist, die jedes Wort und jede Geste belauern und wie ein schweren Verbrechens Schuldiger behandelt wird, will die neue Abessinieresskorte erst sehen, ehe er sich ihr anvertraut. Am dreißigsten September wird die Zahl der Aufpasser, deren Zurückziehung längst versprochen ist, beträchtlich erhöht; und diese Thatsache dem Gesandten durch einen vom Augenschein belehrten Mann seiner Wache bestätigt. Er sieht darin keine Belästigung und schreibt: „Daß die Regirung Ihre Rückkehr mit großem Mißtrauen betrachtet, erscheint nur natürlich. Der Fitaurari schickte schriftlichen Befehl, daß kein Abu Bekr-Mann Ihre Karawane begleiten dürfe." Die „ausgesuchten Leute" kommen; verschwinden aber schnell wieder und überlassen die Lagerwache unzuverlässigen Elementen. Zintgraff an Scheller: „Solche Behandlung scheint mir eines deutschen Beamten durchaus unwürdig; und eine in dieser Form gestellte Eskorte, die mich jeden Tag nach Belieben, gegen meinen ausdrücklichen Wunsch, verlassen kann, vermag mir schon aus diesem Grund in keiner Weise zu genügen." Scheller an Zintgraff: „Euer Hochwohlgeboren wollen mir melden, aus welchem Grund Sie die Weisung des Herrn Reichskanzlers, sofort nach der Küste zu reisen, noch nicht befolgt haben." (Der Grund war doch in unzweideutigen Worten angegeben worden). „Sollten Sie Ihren Gesundheitzustand als Grund angeben, so ist Dr. Steinkühler beauftragt, diesen festzustellen." (Festzustellen, ob der Unbequeme die Krankheit nicht etwa nur simulire.) „Die vom Fitaurari gestellte Wache ist deshalb zurückgezogen worden, weil die Leute sich unterwegs in ihren Dörfern mit dem Nöthigen versehen sollten und die Voraussetzung Ihrer baldigen Abreise sich als irrig erwies. Der Fitaurari erklärte mir, Sie würden die Wache am Tag Ihrer Abreise erhalten, wenn Sie diese

am Tag zuvor anzeigten. Im Lager bei der Stadt aber die Wache auf unbestimmte Zeit liegen zu lassen, sei unthunlich und ganz unnütz". (Vier Tage vorher hat der Gesandte geschrieben: „Es wird sich empfehlen, die Leute, auch wenn Sie, Ihrer Gesundheit wegen, die Reise noch einige Tage aufschieben, zur Sicherung Ihres Lagers zu verwenden, um die Botmäßigkeit und Geeignetheit der Leute zu prüfen." Was sich am Ersten empfahl, ist am Fünften unthunlich und unnütz; und doch hat sich nichts geändert.) „Er erklärte außerdem wiederholt, Sie seien vollständig sicher, denn es würde eine Schande für den Kaiser sein, wenn Ihnen unterwegs auch nur ein Maulthier abhandenkäme." (Sechsundvierzig Maulthiere wurden dann während der langen Reise verloren.) Dreimal kommt aus Berlin noch die Weisung, sofort abzureisen: „bei Vermeidung des Disziplinarverfahrens" (das von Zintgraff längst beantragt ist). Endlich reist er; mit Herrn Henning (dem Scheller im Paß nachsagt, er reise im Auftrag des Deutschen Kaisers) und dem Grafen Eugen Mirbach; auf einem in der Stille ausgesonnenen Nebenweg, der die gefährliche Wüstenstelle, den Ort des geplanten Ueberfalles, vermeidet. (Dadurch, schreibt Scheller, „ist jede Verantwortung der Kaiserlichen Gesandtschaft für die Sicherheit Ihrer Reise hinfällig geworden; Sie haben weder die von mir bestimmte Regirungeskorte abgewartet noch ihr ermöglicht, Sie unterwegs zu finden, und haben nicht den bisher einzig in Aussicht genommenen Tschertscherweg eingeschlagen.") In den ersten Dezembertagen ist er in Kairo. Infektiöse Leberentzündung mit Fieberwellen; durch die lange strapaziöse Reise außerordentlich entkräftet: so urtheilt, nach neun Behandlungtagen, der deutsche Arzt.

Der Mann, den der Wunsch des Kanzlers, des Kaisers nach Abessinien geschickt hat, soll in Kairo nun wieder Dragomanatsaspirant werden. Am Tag vor der Weihnacht fordert er seinen Abschied aus dem Reichsdienst. Am zweiundzwanzigsten Januar liest er: „Nachdem Euer Hochwohlgeboren erklärt haben, daß Sie vom ersten Januar 1910 ab auf weitere Thätigkeit im Dienstbereich des Auswärtigen Amtes verzichten, habe ich dem Königlich Preußischen Herrn Justizminister von Ihrem Ausscheiden aus dem diesseitigen Dienst Mittheilung gemacht. Von der Eröffnung des gegen Sie in Aussicht genommenen Disziplinarverfahrens habe ich unter diesen Umständen absehen und die dieserhalb bereits eingeleiteten Schritte einstellen müssen. Schoen." („Bereits"; das Verfahren war am fünfzehnten September beantragt worden.) Kein Wort der Anerkennung, versteht sich. Der Konsul in partibus infidelium ist wieder Referendar. Hat von dem König der Könige noch keinen Pfennig als Entschädigung bekommen. Und liegt nun im Tropenspital.

Herr Scheller-Steinwartz aber freut sich des Lebens; und der Bilder,

die in Scherls Reich seine Reitvergnügungen darstellen. Noch nicht, trotz der Fideikommißstiftung, der fünfzackigen Krone. Die aber kommen wird. Die Stellung des Kaiserlich Deutschen Gesandten in Adis Abeba ist ja nicht gerade mehr von der Sonne bestrahlt. Mancher meint sogar, Herr Scheller schlucke mehr Demüthigung, als dem deutschen Ansehen zuträglich sei. Doch diesen Zustand hat nur der fatale Herr Zintgraff verschuldet. Psychose oder Feigheit? Ihr habt die Wahl. Der interessante, vom Gesandten inspirirte Herr Mygind hat im Tageblatt, nachdem er eine lange Reihe erweislich unwahrer Thatsachen angeführt hatte, um die Zubilligung mildernder Umstände: wegen „krankhafter Nervenüberreizung". Und als sein Bericht im Haus der Kaiserlichen Gesandtschaft verlesen war, rief, vor Gästen, Herr Scheller-Steinwartz: „Excellent!" Auf minder Befangene wirkt Dr. Zintgraff nicht wie ein Hypernervöser oder gar psychisch Kranker. Wie ein nüchterner, klarer Kopf, der den Blutandrang zu dämmen vermag. Ein Hasenfuß? Herr Henning und Graf Mirbach glaubten sein Leben gefährdet. Zwei Dutzend Zungen hatten ihn gewarnt. Und daß Taitu ihn töten, dann, zur Sühnung, irgendeinen schwarzen Kerl als Mörder henken lassen wollte, war die allernatürlichste Sache in der Orientalenwelt. Ein Feigling? Weil er den Feind nicht an seinem Tisch füttern und lieber allein als unter dem Schirm einer Räuberbande durch die nächtig kühle Steppe wandern wollte? Weil ihn der Weg nicht lockte, den sittsame Dankaliweisheit ihm vorgeschrieben hatte? Der bonner Rhenane sieht, mit dem zerhackten Wangenfleisch, nicht aus, als schlottere er vor der Gefahr. Seine Frau hat, während ihr erster Mann in Deutschafrika focht, einsam auf einer entlegenen Boma gesessen und da wohl auch nicht das Fürchten gelernt. Als sie nun aber mit dem Kranken und mit einer feindlichen Eskorte auf die lange Reise sollte, schrieb sie an einen Politiker nach Berlin, was geschehen war; „damit wir nicht klanglos umkommen und wie die Hunde verscharrt werden." Hat dann, ohne zu klagen, Wochen lang vor dem Thor von Adis Abeba auf nackter Erde geschlafen; und gejubelt, da ihr Mann sich auf selten begangenem Pfad mit dem Beistand abessinischer Freunde der Verfolgertücke entwunden hatte. Der konnte im Amtsbereich des Barons von Schoen keine Stätte finden; war auch nicht würdig, auf seine Eingaben, Beschwerden, Depeschen je eine Antwort zu erhalten. Unbequem; nicht nach der Dutzendschnur. So viel Muth wie Herr Scheller-Steinwartz brachte aber auch er wohl auf. Dieser Vertreter des Deutschen Kaisers reitet nur müde Pferde, hat sein exterritoriales Haus mit Stacheldraht, Beinschlingen und anderer Abwehr umgeben und verläßt die feste Burg erst, wenn seine Späher gute Kunde heimgebracht haben. Für dieses dem Reich theure Haupt braucht der Deutsche nicht zu erbeben.

Der Staat.*)

Die trotz vielfachen Angriffen immer noch herrschende Auffassung von dem Wesen und der Entstehung des Staates läßt sich in den folgenden Satz fassen: Der Staat ist die Organisation des menschlichen Zusammenlebens; er verdankt seine Entstehung entweder einer von Natur den Menschen eingepflanzten Soziabilität (die stoische Lehre) oder dem unwiderstehlichen Zwang, der die von Natur ungeselligen, der Organisation widerstrebenden Wilden zum friedlichen Zusammenschluß zwang, um dem „Krieg Aller gegen Alle" ein Ende zu bereiten, der alle kaum beginnende Wohlfahrt immer wieder zerstörte (die epikuräische Lehre). Die beiden einander scheinbar ausschließenden Auffassungen sind dann durch Vermittelung der bibelgläubigen, kanonischen Philosophen des Mittelalters mit einander verschmolzen worden: Der Mensch, „von Natur" ein geselliges Wesen, wird durch den Sündenfall, den Brudermord des Kain und die Sündhaftigkeit beim Thurmbau zu Babel in unzählige einander bis aufs Blut bekämpfende Stämme zersplittert, die dann zuletzt sich friedlich zum Staat vereinen.

Diese Auffassung ist völlig unhaltbar. Der logisch denkende Betrachter erkennt die Verwechselung einer Klasse und einer ihr untergeordneten Art. Denn allerdings ist der Staat eine Form des organisirten politischen Zusammenschlusses von Menschen: aber er ist eine Form von spezifischen Merkmalen. Jeder Staat der uns bekannten Weltgeschichte war und ist ein Klassenstaat. Das heißt: ein System von einander über- und untergeordneten sozialen Rang- und ökonomischen Vermögensklassen. Dieses Gebilde muß uns vor allen der „Staat" heißen; mit ihm haben wir in historischer Betrachtung allein zu thun. Und wir hätten nur dann das Recht, jede Form der politischen Organisation ohne nähere Unterscheidung mit dem selben Wort zu bezeichnen, wenn keine andere als der Klassenstaat gegeben oder auch nur denkbar wäre. Mindestens müßte der Nachweis geführt werden, daß jede denkbare politische Organisation von Menschen durch eigene, ihr immanente Entwickelungsgesetze auch dann in die spezifische Form des Staates als Klassenstaat übergehen muß, wenn sie ursprünglich kein solches System einander über- und untergeordneter Rang- und Vermögensklassen dargestellt hatte. Ließe sich dieser Nachweis erbringen, so gäbe es in der That nur eine Form des politischen Zusammenschlusses, an der wir dann nur verschiedene Entwickelungstadien zu unterscheiden hätten: ein Stadium des Beginnes, in dem die Klassenscheidung noch nicht vorhanden ist, ein Stadium der Reife, in dem sie sich voll entwickelt präsentirt.

Das hier gestellte Problem ist den früheren Staatsphilosophen nicht ganz verborgen geblieben. Und sie haben sich denn auch bemüht, den eben ver-

*) Entwurf einer Einführung in die fremdsprachigen Ausgaben meines Buches „Der Staat" (Ruetten & Loening).

langten Nachweis zu führen, daß kraft immanenter Entwicklungtendenzen jede politische Organisation zwischen Menschen allmählich in den Klassenstaat einmünden muß. Das ist die Staatstheorie der Naturrechtslehrer, die sie wieder von den Kanonisten übernommen haben; sie ist bei Hobbes völlig ausgeprägt und geht dann, durch Vermittelung von Quesnay, in den Bestand der Oekonomik über, die noch jetzt von ihr beherrscht und abgelenkt wird.

Dieser Beweis wurzelt in der Vorstellung von der „previous accumulation“, der ursprünglichen Anhäufung von Vermögen, Grund- und Kapitalvermögen, durch rein ökonomische Kräfte; einer Lehre, die Karl Marx mit berechtigtem Hohn als eine „Kinderfibel“ bezeichnet hat. Wir wollen uns das Schema ansehen. Irgendwo in einem weiten fruchtbaren Landgebiet schließt sich eine Anzahl freier, gleichberechtigter Menschen zu gemeinsamem Schutz und Trutz zusammen. Allmählich differenziren sie sich in Vermögensklassen: der Stärkere, Klügere, Sparsamere, Fleißigere, Vorsichtigere sammelt einen Vermögensstamm an Grund und Boden oder beweglichen Gütern; die Unbegabteren, Schwächeren, die zu Verschwendung und Unvorsichtigkeit Geneigten bleiben arm. Die Reichen leihen die von ihnen besessenen Produktivgüter den Aermeren gegen eine Abgabe, die Grundrente oder den Profit, und werden so immer reicher, während die Aermeren arm bleiben. Diese Vermögensunterschiede werden nach und nach zu solchen der sozialen Rangklassen: denn überall haben die Reichen den Vorrang; sie allein haben die Zeit und die Mittel, um sich den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen; sie verstehen wohl auch, die Gesetze zu ihrem Vortheil zu wenden. So entstehen allmählich Adel und Großbürgerstand und die besitzlose Klasse der Proletarier. Der primitive Staat der Freien und Gleichen hat sich in den Klassenstaat entwickelt, und zwar nach immanenten Entwickelungsgesetzen: denn in jeder beliebigen denkbaren Menschenmenge giebt es eben Starke und Schwache, Kluge und Dumme, Vorsichtige und Verschwenderische.

Das klingt recht plausibel und stimmt auch mit den Erfahrungen unseres täglichen Lebens überein. Oft sehen wir, daß ein besonders begabtes Mitglied der Unterklasse nicht nur in die Oberklasse emporsteigt, sondern sogar in ihr zur Führung gelangt; und eben so oft, daß ein verschwenderisches oder schwachbegabtes Mitglied der Oberklasse in das Proletariat herabsinkt, „seine Klasse verliert“.

Dennoch ist diese ganze Theorie von A bis Z falsch, ist Kinderfibel, ist Klassentheorie zur Vertheidigung der Privilegien der Oberklasse. Der Klassenstaat ist nie und nirgends in dieser Weise entstanden und kann nie und nirgends in dieser Weise entstehen. Das läßt sich historisch zur fast vollen Evidenz und ökonomisch deduktiv mit absoluter mathematischer Sicherheit nachweisen.

Die historische Induktion zeigt uns, so weit immer wir in die Nebel

hineinblicken können, die die Anfänge der Geschichte verhüllen, Klassenstaaten von einem völlig anderen Typus als dem dieser naturrechtlichen Konstruktion. Wir finden überall nicht Unterordnung-, sondern Unterwerfungverhältnisse; und Ueberlieferung wie Sprachwissenschaft zeigen uns, daß diese Unterwerfungverhältnisse nicht auf ökonomische Differenzirung, sondern auf kriegerische Verklavung zurückführen. Den Römern heißt der Sklave mancipium: das mit gewaffneter Hand ergriffene menschliche Lastthier; den Spartanern heißt er Helot: Kriegsgefangener; den Deutschen heißt er Sklave: der im Krieg gefangene Slave. Die ganze antike Welt und das ganze Mittelalter bauen ihre politischen Gemeinwesen auf das Fundament unfreier, gewaltsam nach dem Recht des Stärkeren angeeigneter menschlicher Arbeitkraft: keine Thatsache in der Weltgeschichte ist sicherer, ist so sehr Regel ohne Ausnahme wie diese.

Zwar kennen wir aus der Völkerkunde eine Anzahl von Stämmen primitivster Gesittung, die weder Sklaverei noch Hörigkeit kennen. Das sind die Sammler, die niederen Jäger und Fischer, hier und da ists auch einmal ein kleiner schwacher Hirtenstamm. Wenn man diese lockeren Gemeinwesen durchaus als „Staaten" bezeichnen will, so ist dagegen ja schließlich nichts zu machen; nur fehlt ihnen das Hauptkennzeichen, das den Staat erst vollendet: das fest begrenzte Landgebiet. Aber die Völkerkunde und Weltgeschichte giebt nicht ein einziges Beispiel dafür, daß aus solchen Stämmen ohne Klassengliederung sich ein Staat im eigentlichen Sinn, ein System von Klassen, aus eigenen Kräften herausentwickelt habe. Auch die Jäger werden erst staatenbildend, wenn sie, wie die Inka und Azteken, Bauernschaften unterwerfen, und die einzige irgendwie staatenähnliche Bildung, die wir aus dem Gebiet der niederen Jäger kennen, der Bund der Irokesen, war auf die Unabhängigkeit und Tributpflichtigkeit anderer Jägerstämme gebaut, die, wie es scheint, schon zu einer gewissen Seßhaftigkeit mit etwas mehr vorwiegendem Ackerbau gelangt waren, der Delawaren und Anderer. Etwas Ackerbau treiben nämlich alle Jäger.

Daß die Historik diese lückenlose Thatsachenreihe hartnäckig ignorirt, ist eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Geschichte der an solchen Merkwürdigkeiten überreichen Gesellschaftwissenschaft. Die psychologische Ursache ist leicht erkennbar: nichts kann dem Klassenstaat gefährlicher sein als die Enthüllung seiner Ursprünge und seines Wesens. Wer den dichten Schleier abreißt und der unterworfenen und besteuerten Volksmasse zeigt, daß nicht der göttliche Wille, nicht gemeinsame Noth den Staat erschaffen hat, sondern die Gewalt des Stärkeren in Raub, Krieg und Mord, Der legt allerdings die Axt an die Lebenswurzel der heutigen Staaten. Darum klammern sich die Historiker an die Thatsache, daß wir über die Uranfänge der ersten Staaten der Geschichte in der That nichts wissen und nichts wissen können. Sie sagen:

„Wir wollen zugeben, daß, zum Beispiel, schon die Staaten des Nillandes und des Zweistromlandes durch die Unterwerfung einer Menschengruppe durch die andere entstanden sind: aber diese Menschengruppen waren eben schon vorher Staaten. Sie hatten sich schon vor dem Zusammenstoß in Klassen gegliedert; und diese Klassengliederung hätte auch in ganz der selben Weise sich vollziehen müssen, wenn statt der Eroberung ein friedlicher Bündnißvertrag die beiden Bestandtheile vereinigt hätte."

Diese Auffassung läßt sich mit historischen Mitteln natürlich nicht widerlegen. So weit wir auch zurückgehen mögen: wir stoßen immer auf irgendwie politisch organisirte Menschengruppen, die gegen einander kämpfen, von denen eine die andere unterwirft; und diese Menschengruppen sind in der That immer schon „Staaten". Bis zu der von den Naturrechtlern vorausgesetzten Urgesellschaft der Freien und Gleichen reicht eben keine historische Kunde zurück; und so kann man mit diesen Mitteln nur zu einem Non liquet gelangen, wenn man sich nicht dazu herbeiläßt, neben den historischen auch die ethnographischen Quellen zu prüfen. Das aber lehnen die Historiker ab; mit der etwas fadenscheinigen Begründung, daß man nicht wissen könne, wie sich die unorganisirten Gruppen der Jäger und Hackbauern weiter entwickelt hätten, wenn sie nicht mit stärkeren politischen Mächten zusammengestoßen wären. Die Historik verkriecht sich also zuerst hinter den Schleier der Vergangenheit und dann hinter den der Zukunft. Doch giebt es ein Mittel, sie aus ihren letzten Zufluchthöhlen zutreiben: die soziologisch-ökonomische Deduktion. Mit mathematischer Sicherheit läßt sich, durch ein einfaches Rechenexempel, zeigen, daß die Lehre von der ursprünglichen Akkumulation falsch ist und für die Entstehung des Klassenstaates nicht herangezogen werden darf.

Alle Naturrechtslehrer haben übereinstimmend erklärt, daß die Differenzirung in Einkommens- und Vermögensklassen erst mit dem Augenblick einsetzen kann, wo der Grund und Boden des Landes voll besetzt ist. So lange noch der Mensch Zutritt in freies Land hat, so lange, sagt Turgot, fällt es Keinem ein, in die Dienste eines Anderen zu treten; ich füge hinzu: wenigstens nicht ohne einen Lohn, der nicht bedeutend höher ist als der des selbständigen Bauern auf ausreichendem, unverschuldetem Lande: denn Verschuldung ist nicht möglich, so lange der Boden noch freies Gut ist wie Luft und Wasser. Freies Gut hat keinen Werth; und Niemand leiht auf das Werthlose.

Die Naturrechtslehrer nahmen nun an, daß der Zeitpunkt der Vollbesetzung des Bodens bei starkem Wachsthum einer ursprünglich auch sehr kleinen Bevölkerung sehr schnell eintreten müsse. Sie glaubten ihn zu ihrer Zeit seit vielen Jahrhunderten erreicht und überschritten und datirten daher die vorhandene Klassengliederung naiv von diesem Zeitpunkt ab. Sie sind niemals auf den Gedanken gekommen, nachzurechnen; und ihren Spuren sind bis vor

ganz kurzer Zeit alle Soziologen, Historiker und Oekonomisten, gefolgt. Erst ich habe vor kurzer Zeit die Rechnung gemacht; und bin zu einem in der That verblüffenden Ergebniß gelangt.

Wir können mit ziemlicher Genauigkeit feststellen, wie viel Land in den gemäßigten Zonen bei mittlerem Boden eine bäuerliche Familie braucht, um behaglich zu leben, und wie viel sie mit ihren eigenen Kräften, ohne Heranziehung von Helfern oder dauerndem Gesinde, bebauen kann. Die germanische Hufe der Völkerwanderungzeit umfaßte auf Mittelboden dreißig, auf sehr gutem Boden nur zehn bis fünfzehn Preußische Morgen (vier Morgen = ein Hektar). Von dieser Fläche lag jährlich mindestens ein Drittel, meist die Hälfte in der Brache. Der Rest von fünfzehn bis zwanzig Morgen erbrachte bei einer sehr primitiven Technik, die von der Fläche allerhöchstens die Hälfte des heutigen Kornertrages erwirthschaftete, Nahrung genug, um die ungeheuer starken Familien der kinderreichen Germanen zu Riesen aufzufüttern. Wenn wir annehmen, daß trotzdem auch heute noch dreißig Morgen für den Durchschnittslandwirth zur Ernährung einer Familie nöthig sind (mehr kann er auch ohne Arbeiter und Gesinde nicht bestellen), dann haben wir das Maß des Ackerbesitzes hoch genug geschätzt, um jedem Einwand zu begegnen. Wenn man aber heute die landwirthschaftliche Fläche eines so überaus dicht besiedelten Landes wie Deutschlands durch die Zahl der landwirthschaftlichen Bevölkerung (mit Arbeitern und Angehörigen) dividirt, so findet man, daß bei gleicher Vertheilung des Bodens auf jede Familie von fünf Köpfen vierzig Morgen fallen würden; noch nicht einmal in Deutschland wäre heute also der Zeitpunkt erreicht, von dem an die Differenzirung der Klassen nach der naturrechtlichen Anschauung erst beginnen kann. Die selbe Betrachtung ergiebt in dünner besiedelten Ländern, wie Rußland, Ungarn, Donaustaaten, Türkei, natürlich noch viel erstaunlichere Zahlen. Ja, wenn man die Zahl der auf der ganzen Erde vorhandenen Morgen fruchtbaren Landes durch die Zahl der vorhandenen Menschen dividirt, so stellt sich heraus, daß man jeder Familie von fünf Köpfen durchschnittlich dreißig Morgen zuweisen könnte und daß dennoch etwa zwei Drittel des Planeten noch unbesetzt blieben.

Der Zeitpunkt also, wo die Differenzirung der Klassen einsetzen könnte, weil aus rein ökonomischen Gründen eine vermögenlose Arbeiterklasse entstanden ist (der kritische Zeitpunkt, wo das Bodeneigenthum „natürliche Seltenheit" erreicht hat), liegt noch in unabsehbarer Zukunft vor uns; und wir wissen nicht, ob er überhaupt jemals erreicht werden kann.

Numeri trahunt! Gegen dieses Exempel giebt es keinen Appell. Es beweist unzweideutig, daß die Klassenverschiedenheit, daß der Klassenstaat nicht entstanden sein kann durch ursprüngliche Akkumulation aus einem Zustand allgemeiner Freiheit und Gleichheit; daß er nur entstanden sein kann durch

kriegerische Unterwerfung einer Menschengruppe durch eine andere. Der Boden hat nicht natürliche Seltenheit erhalten, sondern rechtliche Seltenheit; die siegreiche Gruppe hat ihn gesperrt gegen das Siedlungbedürfniß der unterworfenen Gruppe, die sie nur gegen Zahlung einer Abgabe, der Grundrente, zur Arbeit am Grund und Boden zuläßt; und die Rechts- und Macht-Einrichtung, die dieses Verhältniß statuirt hat und aufrecht erhält, ist der Staat.

Der Staat ist also die einer besiegten Menschengruppe einseitig auferlegte Rechtseinrichtung mit dem Zweck, die Unterklasse zu Gunsten der Oberklasse zu besteuern, dieser unentgolten einen Theil des Arbeitertrages der Unterklasse zuzuwenden. Das ist das Wesen und der Zweck des primitiven Staates.

Wie er sich entfaltet hat, wie er immer mehr sich dem Zustand nähert, in dem er aussehen wird, als wäre er wirklich durch einen contrat social zwischen Freien und Gleichen geschaffen worden: Das will ich heute hier nicht weiter erörtern. In meinem Buch ist dieser Entwickelungsgang geschildert. Der flüchtige Blick lehrt schon, daß der Staat heute noch die stärksten Spuren seiner Entstehung an sich trägt. Trotz aller Milderung und aller Uebernahme gemeinnütziger Aufgaben ist er noch immer, was er von Anfang an war: eine Rechtseinrichtung, der Unterklasse aufgezwungen zum Zweck ihrer Besteuerung für die wirthschaftlichen Zwecke der Oberklasse. Grundrente und Profit sind noch heute nichts Anderes als Antheile am Arbeitertrag der ehemals Besiegten und ihrer Rechtsnachfolger.

So schmerzlich diese Erkenntniß auch für die Nutznießer der Staaten sein mag: die Wissenschaft will nichts als Wahrheit und fragt wenig danach, ob sie Klassen oder Personen gefällt oder nicht.

Großlichterfelde. Dr. Franz Oppenheimer.

Wir sollten nicht staunen, wenn (nach dem schottischen Sprichwort: „Satte werden von Hungrigen nicht verstanden“) die Logik des Reichen, der die Rechte des Eigenthumes vertheidigt, dem Armen, der seine Kinder nach Brot schreien hört, nicht lückenlos scheint. Wissen wir etwa nicht, wie die Noth wirkt? Selbst Weise macht sie zu reizbaren, leichtgläubigen Thoren, die nach Erleichterung ihrer Lage trachten und nach später vielleicht eintretenden Folgen nicht fragen. (Macaulay.) Der Sozialismus will nicht das Eigenthum abschaffen, sondern, im Gegentheil, individuelles, auf die Arbeit gegründetes Eigenthum erst einführen. (Lassalle.) Viel richtiger als die kommunistische Forderung des gleichen Genusses ist die sozialistische Forderung eines Minimums für jeden Menschen (Stahl.) Der polemische Theil des Kommunismus ist seine glänzendste Seite. Seiner schmerzlich beschämenden Wirkung kann kein gefühlvolles Herz sich entziehen. (Gutzkow.) Die Behauptung, Gleichheit sei ein Naturgesetz, ist falsch. Im Reich der Natur giebt es keine Gleichheit. Ihr höchstes Gesetz fordert Unterordnung und Abhängigkeit. (Vauvenargues.)

Ibsen und Sophokles.*)

Für Macbeth und Othello, für Hamlet und Lear, für die große Mehrzahl der tragischen Helden in der Weltliteratur lautet die Formel: Charakter + Umstände = Schicksal. Und so wäre denn, streng geprüft, jede Tragoedie eine Schicksalstragoedie, sofern wenigstens die Umstände nicht unserer Wahl und Willkür unterliegen. Nun kann aber doch das Tragische mehr aus dem Charakter oder mehr aus den Umständen fließen. Um die Beispiele gerade Ibsens Dramen zu entlehnen: sein Skule, sein Brand, sein Julian tragen wie einen Krankheitkeim den tragischen Keim in sich. Sie müssen wohl, wenn sie überhaupt ins Handeln kommen, sich tragisch entwickeln, seien die Umstände welche immer; denn ihr Wesen verträgt sich nicht mit dem Leben: und diesen Widerstreit brächte schließlich jede Fügung der Begebenheiten zu Tage; die eine stärker, die andere schwächer. Den also tragisch Geborenen stehen nun die nicht unbedingt zum Verderben Gezeugten gegenüber, denen die Umstände das Geschick bestimmen und die, wenn sie nicht von unsichtbaren, übermächtigen Händen geschoben würden, keineswegs die dunklen Pfade zum Abgrund betreten müßten. Zu ihnen gehört Oedipus, gehört Frau Alving; und solche Fabeln dürften wir dann vornehmlich Schicksalstragoedien nennen oder lieber Tragoedien des Verhängnisses, weil die Bezeichnung Schicksalstragoedie verbraucht ist für eine gewisse Abart mit künstlich gemachtem Schicksal: Braut von Messina, Vierundzwanzigster Februar, Ahnfrau und ähnliche Werke.

Gleich sei aber bemerkt, daß im Leben wie in der Dichtung großer Meister die beiden Arten des Verhängnisses (durch den Charakter und durch Umstände) selten ganz reinlich geschieden sind. Ja, es giebt Mischfabeln, wie den Hamlet, die zweifelhaft lassen, ob wir einen tragischen Charakter oder ein tragisches Schicksal vor uns haben. Ich möchte für Hamlets Glück und Leben nicht einstehen, selbst wenn er keinen Vater zu rächen hätte.

Auch die Sage von Oedipus hatten vor Sophokles epische Dichter und der Vater des Dramas Aeschylus zu einer Mischfabel gestaltet; sie „hatten auch in diese Geschichte“ (um hier und noch mehrfach im Folgenden mit Wilamowitz zu sprechen) „das Gleichgewicht zwischen Schuld und Strafe hineingebracht, das ihr religiöses Empfinden forderte.“ Eben so hat bis in die neuste Zeit religiös gebundenes Denken (oder, als letzte Nachwirkung eines solchen, die allgemein giltige, theologisch und juristisch bestimmte Auffassungweise) den Oedipus des Sophokles unter ihre dramatische Schulbeispiele von ordnungsgemäß bestrafter Sündenschuld einreihen wollen. Und zwar wird die Sündenschuld erspäht in seinem männlichen, tüchtigen, natürlich-selbstzufriedenen Wesen, seiner Ueberhebung; oder gar in der aufwallenden Heftigkeit seines Blutes, die sich keinen Schlag versetzen läßt, ohne zur Wehr zu greifen. Derartiges abzuthun, müßte man weiter ausholen und das der Inquisition würdige Verfahren preisgeben, mit dem moralische Pedanten selbst

---

*) Ein Bruchstück aus dem zweiten Bande des Werkes „Henrik Ibsen“, der bei C. H. Beck in München erscheinen wird. Der Verfasser, Professor Roman Woerner, kannte, als Mitübersetzer der (inzwischen bei Fischer veröffentlichten) „Nachgelassenen Schriften“ Ibsens, diese Schätze und hatte drum als erster Literarhistoriker die Möglichkeit, das reiche neue Material, so weit es dazu taugte, für sein Buch zu nützen.

einer Luise Millerin, einer Desdemona die Tod verdienende Schuld glücklich angedeutelt haben. Hier nur das Nöthigste von dem sophokleischen Helden. Er, der als Retter Thebens das Ruhmwürdige gethan und dann als Landesherr stets das Rechte: daß er sich seines guten Glückes freut und rühmt und mit begründetem Stolz in seiner Hoheit ruht, rechnet ihm Sophokles nicht für besondere persönliche Hybris an und läßt ihn auch im Verlauf der Handlung sich vor Schuld bewahren, läßt ihn strenge Selbstbeherrschung üben gegenüber Teiresias und Kreon, die er als Hochverräther betrachten muß und behandeln dürfte. Noch weniger kann es nach griechischer Auffassung sein Gewissen beschweren, daß er am Kreuzweg einen alten Mann und dessen Begleiter erschlagen hat. „Er war der Angegriffene gewesen und eine solche Selbsthilfe auf der Landstraße war noch in den solonischen Gesetzen ausdrücklich als berechtigter Totschlag bezeichnet worden. Also trifft, nach der bewußten Absicht des Dichters, das entsetzliche Unheil einen moralisch durchaus Unschuldigen.“

Trifft auch in Ibsens Drama „Gespenster“ das Unheil eine Unschuldige?

Auch Helene Alving ist kein tragischer Charakter im erwähnten Sinn; das Tragische ist ihr nicht eingeboren. Sie ist zudem keine leidenschaftliche Natur, in der Gefahren schlummern. Den Pastor Manders liebte sie wohl einst, weil er der Reinere, Bessere war; doch mit so wenig Ungestüm des Blutes, daß er sie überreden konnte, zu ihrem Gatten, zu der Pflicht zurückzukehren, wie vordem Mutter und Tanten sie zu dem ihnen erwünschten Freier überredet hatten. Sie muß folglich nicht etwa in der qualvollen Ehe ein Gelüste des Herzens büßen; nur unberathene, übelberathene Fügsamkeit. Schon weil sie sich später zu einer Frau von männlicher Energie des Charakters entwickelt, zu einer Regentin, darf ihr wiederholtes Nachgeben in jungen Jahren nicht auf angeborene Schwäche zurückgeführt werden, vielmehr auf anerzogene, auf jene Hilflosigkeit, in der man junge Mädchen aus guter Familie mit allen quälerischen Mitteln zu erhalten sucht. Manche rettet ihr Temperament, das sich nicht fügt; Diese hätte nur Einsicht retten können, nur der Verstand, der bei ihr den Willen lenkt. Daß sie zu dem Wüstling von Gatten zurückgekehrt ist, war nur ein Verstandesfehler. Sie gehorchte der geistlichen Belehrung, weil Niemand da war, der ihr die nöthige weltliche, medizinische geboten hätte. Nur eine Andeutung, welches Erbe den Kindern aus solchen Ehen zu Theil werden kann: und sie hätte Alvings Schwelle nicht mehr betreten. Aber Dergleichen wollen Pfarrer und Eltern doch aus der Welt schweigen, — um Gottes und des Geldes willen. Frau Alvings Los ist wie das eines Dahinsiechenden, dessen Krankheit man zwanzig Jahre später zu heilen versteht. Es ist eine Tragoedie der verspäteten Erkenntniß, also eine Tragoedie des Verhängnisses nach Art des Oedipus. Hier wie dort hat der Dichter jede sittliche Schuld mit bewußter Absicht ausgeschaltet.

Von einem Schicksal als einer Ursache, einer wirkenden Kraft, ist bei Sophokles nirgends die Rede und konnte keine Rede sein, bestätigt uns Wilamowitz. Ein solches haben erst die neueren Dramatiker hineingelesen, die nach dem Oedipus ähnliche Fabeln zu erfinden versuchten oder, besonders gern, die christlichen Kritiker, um mit dem blinden Schicksal zugleich den blinden Helden zu verdammen, als ob sie im Geringsten in der Lage wären, diese Geschichte besser mit der Theodicee in Einklang zu bringen. Der kindlich fromme Sophokles kennt keine Prädestination oder Vorsehung, er kennt und glaubt nur die persönlichen Götter: liebende und

hassende, sorgende und verderbende, himmlische und höllische Wesen, die man verehren und fürchten, durch Opfer und Gebete sich gnädig stimmen muß. Und er gab die selbe Lehre wie sein Chor: Mensch, erkenne Dich als Das, was Du bist, erkenne Deine Ohnmacht vor den Göttern und die Nichtigkeit Deines Glückes, das sie so furchtbar zerstören können, nur, um ihre Allmacht zu beweisen.

Ist diese Erklärung richtig (und sie ist es dem von Vorurtheil freien Leser des Dramas), dann wird die von Sophokles beabsichtigte religiös erschütternde Wirkung füglich nur empfangen, wer sich in den Glauben des Dichters hineinleben kann. So weit folgere ich mit Wilamowitz; nun aber frage ich: Wer kann Das, er wäre denn ein frommer, alles Antike brünstig umfassender Philologe oder durch und durch christ-katholischen Geistes? Denn wie Sophokles, der einen neuen Gott in einer Vision geschaut und dessen Verehrung in Athen eingeführt hat, wie Sophokles, der nach seinem Tode selbst als seliger Heros verehrt worden ist: wie er so mancher Gestalt der katholischen Heiligenlegende entspricht, so muthet seine Fassung der Oedipussage katholisch, spanisch, calderonisch an. Damit sei gewiß nicht geleugnet, daß wir beim hingebenden, genießenden Lesen ergriffen werden: eben vermöge der außerordentlichen dichterischen Kraft, eben trotzdem. Weil wir nach Lessings Wort im Augenblick des künstlerischen Genusses glauben müssen, was der Dichter will, mögen wir selbst meinen, was immer.

Der fromme Sophokles war ein Tendenzdichter wie Ibsen; er wollte seine Athener „erwecken“, — aber nicht wie Ibsen aus dem Schlummer des Stillstandes, aus den dumpf lastenden Träumen von gestern und ehegestern erwecken zu dem freien Glauben eines lichten Heute und lichteren Morgen: nein, im Gegentheil, aus dem Traum der überhandnehmenden Freigeisterei und dem Schlummer des Unglaubens zurückrufen zum wachen, wahren Gottesglauben der Väter. „Die gebildeten Kreise seiner Zeit, mit denen Sophokles lebte, hatten diese Religiosität nicht mehr, mochte der Staat sie auch offiziell anerkennen und die breite Menge des Volkes an ihrer Uebung festhalten. Insbesondere der delphische Gott und die Offenbarungen der Zukunft wurden immer stärker angezweifelt, nicht blos von der Aufklärung, sondern auch von anders gestimmter Religiosität gleich der des Aischylos.“ Und Sophokles, wie je und je alle kirchlich Frommen, wähnte das Ansehen der Gottheit gefährdet in dem bedrohten Ansehen der Priester und schuf eine Grundform warnender Legende, die nicht nur bewußt bis in die neusten Zeiten von den Dichtern ähnlichen Geistes nachgeprägt wird (Runebergs König Fjalar), die noch viel öfter unbewußt wiederholt und abgewandelt wird in ungezählten geistlichen Ermahnungen und Kalendergeschichten, wobei das tertium comparationis eben ist, daß die Geschäfte Gottes besorgt werden sollen, in Wirklichkeit aber die Geschäfte der Priester besorgt werden. In solchem Sinne blind-reaktionär war, so viel ich sehen kann, kein anderer Dichter der Weltliteratur (man führe nur ja nicht Dante hiergegen an!); keiner ging so mit der geistigen Gebundenheit wider die Aufklärung, mit der Vergangenheit wider die Zukunft. Und in dem Betracht sind der antike und der moderne „Erwecker“ Gegenfüßler: Jener ein Vertheidiger, Dieser ein Bekämpfer der Gespenster.

Die Vergleichung ist um so berechtigter, als die „Krisis“ von damals in religiöser Hinsicht der heutigen nicht ähnlicher sein könnte. Auch heute ist das Kennzeichen der Zeit: staatlich anerkannte und von der Menge noch geübte Kultus-

formen; innerliche Abwendung der gebildeten Kreise. Und wiederum: bei anders gerichtetem Geist und Gemüth hätte Sophokles auch damals als ein griechischer Ibsen von der Szene sprechen können. Denn „es hat im Alterthum nicht an ernsthaften Leuten gefehlt, die geschlossen haben: Wenn Oedipus einen gerechten Totschlag begangen hat, wenn er Kinder gezeugt hat mit einer Frau, die er sich durch eine wackere That verdiente, so liegt das uns und ihm entsetzlich Scheinende, daß die Betroffenen seine Eltern waren, nur in der Vorstellung von uns, nicht in der Natur der Dinge. Da sehen wir also, daß diese Vorstellungen konventionelle Vorurtheile sind, die wir abzulegen haben. Es sind die Verhältnisse, es ist der Zufall, der es so fügt und ähnlich alle Tage fügen kann: davon muß das sittliche Urtheil unabhängig sein und werden."

Gerade diese Anschauung der Kyniker vertrat der nordische Schicksalsdramatiker; es war seine Absicht und er hielt es für seine Aufgabe, das sittliche Urtheil unabhängig zu machen von herkömmlichen Vorurtheilen. Mit besonderer Genugthuung wiederhole ich deshalb, was der bekannte Philologe sagt: „Es ist nicht erlaubt, die kynische Beurtheilung als leeres Paradoxon anzusehen."

Sophokles hat nur seine künstlerische Aufgabe herrlich zu erfüllen, nicht seine fromme Absicht zu erreichen vermocht. Weder Dichter- noch Göttermacht hält Untergehendes empor. Wohl aber ist es dem modernen, als „kynisch" verschrienen Helfer im welthistorischen Prozeß gelungen, mit dem Drama „Gespenster" ein fortwirkendes furchtloses Wort einzulegen für unsere Selbsterlösung von überlieferten Gewissensschrecken, oder, auch etwas kynisch ausgedrückt: ein libera te a porta inferi.

Was der Chor dem Oedipus zuruft, dürfte man auch der Heldin der „Gespenster" zurufen: „Wie trifft Dich doppelt, daß Du Deine Lage so klar begreifst!" Die beiden tragischen Fabeln sind in ihren wesentlichen Bestandtheilen völlig gleich. Daß Oedipus den Vater erschlagen hat in verzeihlicher Nothwehr, ist nur die Vorstufe zum Entsetzlicheren, zur Ehe mit der Mutter. So unüberwindbar entsetzlich, weil fortdauernd in den Folgen. Daß Helene, auch in einer Art verzeihlicher Nothwehr gegen das Drängen der Ihren, die lebendige Liebe in ihrem Herzen getötet hat (wie wir wissen, vor Ibsens Richterstuhl eine große Schuld, ein wahrer Mord), ist eben so nur die Vorstufe zu dem Entsetzlicheren, dieser halben Hingabe an den verseuchten Mann, unüberwindbar entsetzlich, weil fortdauernd in den Folgen. Und beide Male geschieht das Entsetzliche unwissentlich und demnach unwillentlich, beide Male wird die tragische Wirkung durch die Enthüllung des Geschehenen hervorgebracht.

Schiller unterhält sich in einem Brief mit Goethe über die unermeßlichen Vortheile, die ein Stoff wie der Oedipus dem Dichter verschaffe; daß man die zusamengesetzteste Handlung zum Grunde legen könne, weil sie ja schon geschehen ist und also ganz jenseits von der Tragoedie fällt; und ferner, daß das Geschehene, seiner Natur nach, viel fürchterlicher sei, eben als ein Unabänderliches. Der Oedipus, schreibt er, ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der einfachsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen. Aber ich fürchte, der Oedipus ist seine eigene Gattung und es giebt keine zweite Spezies davon; am Allerwenigsten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu finden können.

Ibsen hat das Gegenstück gefunden; oder vielmehr: die Erfahrung hat es ihm zugebracht. Ein Verhängniß, das kein Orakel verkündet, das wir nicht un-

glaubhaft zu finden und wegzuspotten vermögen, eben als ein Wirkliches, Greifbares, Unleugbares: das Verhängniß der Vererbung. Und so hatte Ibsen ungesucht die Vortheile, von denen Schiller redet, und so nähert sich sein Drama der vielgepriesenen „Simplizität" der griechischen Bühne.

Noch ein Anderes gemahnt an den sophokleischen Oedipus. Es giebt eine psychologische Gleichung: Jokaste = Helene Alving. Beide (zeitlich so weit getrennte) Dramatiker haben dem Leben die Beobachtung entnommen, daß sich die Frau, wenn es gilt, Altgeheiligtes zu prüfen, viel unbefangener und kühler erweist als der Mann. „Eben weil sie ein Weib ist", bemerkt Ibsen über Frau Alving, „wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis an die äußerste Grenze gehen." Jokaste ist, wie Helene Alving, im Stillen Das geworden, was die Hüter der Religion „aufgeklärt" oder „gottlos" zu schelten pflegen; beide Frauen geben sich erst noch vorsichtig, sprechen aber, durch Thatsachen und Worte gereizt, bald. Jene, ihrem Temperament gemäß, immer triumphirender und rücksichtloser, Diese immer klarer und schärfer bestimmt. Beide auch kennen dann keine Scheu mehr vor „Bedenklichem und Bedenklichstem". Mit sachlicher Gelassenheit spricht Jokaste von der Muttérehe, die so Mancher schon im Traum vollzogen habe, spricht Frau Alving von der Geschwisterehe, die sich, ohne daß man es wisse oder beachte, oft genug finden müsse, dank der christlich-heuchlerisch-heimlichen Polygamie der Familienväter. Und wie Jokaste offenbar bereit wäre, dem Oedipus weiter vermählt zu bleiben, absichtlich unbekümmert um das von ihr durchschaute Geheimniß seiner Herkunft („mit solchen Dingen lebt man am Bequemsten, wenn man sie gleich aus dem Sinn sich schlägt"): so wäre Frau Alving bereit, Oswald und Regine in wilder oder gesetzlicher Ehe zu vereinen, absichtlich unbekümmert darum, daß sie Kinder desselben Vaters sind. Sophokles freilich verurtheilt die Gottlosigkeit der Jokaste, während Ibsen Frau Alving zur Heldin erhebt und schon dadurch seine Hingebung zu ihr bekundet, so streng er sich als Künstler jede Meinungäußerung verbietet und nur die Menschen des Stückes walten und sprechen läßt. Fühlbar ist Jokaste dem Dichter des Oedipus der Typus einer im betrübendsten Sinn emanzipirten, entjochten Weiblichkeit; fühlbar ist Frau Alving dem Dichter der Gespenster ein tröstliches Urbild der erwachenden, zur Freiheit sich (und uns) emporhelfenden Frau. Der beste Typus der modernen Frau. Sie nimmt das Abscheuliche in den Mund, ohne daß sie an Würde verliert, an Keuschheit. Wie jene sozial wirkenden Frauen, die heutzutage öffentlich über gewisse Schäden ungescheut sprechen, ohne daß ihre sittenstrenge Weiblichkeit angetastet erschiene. Gegensatz hierzu: die Frau, die Bekenntnisse veröffentlicht in Vers und Prosa, schamlos erotische Beichten.

Eine moderne Jokaste also ist hier in die Lage des Oedipus versetzt worden. Man darf sagen: sie müsse sogar, gleich ihm, die Räthsel einer verderblichen, junge Menschenleben fordernden Sphinx lösen und wisse ja auch schon „aus eigenem Sinn" die Antwort zu geben. Doch was im alten Stück grausig geheimnißvoll war, der Landplage Name und Art, Das wird im neuen, eben so wie das Verhängniß, aus dem Dunkel in das Licht des Alltags hervorgezogen, wird erkannt und benannt als ein gespenstisches Ungeheuer, das auf Nimmerwiederkehr in den Abgrund stürzen muß, wenn ihm freie Menschen gegenübertreten, stark und furchtlos.

Freiburg in Baden. Professor Dr. Roman Woerner.

Oesterreich und Ungarn.

Die jüngste Krisis in Ungarn lenkte die Gedanken wieder einmal auf die nun schon Jahrhunderte langen Kämpfe, die die in Ungarn herrschende magyarische Adelsclique und ihr Anhang zur Vertheidigung ihrer Interessen gegen Oesterreich (richtiger: gegen das österreichische Herrscherhaus) führen. Und eine solche Betrachtung sollte eigentlich zunächst ehrliche Bewunderung für die Leistungen des magyarischen Adels wecken. Denn schier unwiderleglich scheint sie zu beweisen, daß dieser Adel das Geschäft der Staatenbildung ganz meisterlich verstand. Dem wenigstens, der in der Staatenbildung (mit Gumplowicz) „nichts Anderes als ein Mittel sieht, dessen sich eine Gruppe bedient, um sich Lebens- und Unterhaltsmittel zu verschaffen, indem sie sich eine andere Gruppe unterwirft, die nun für sie arbeiten muß". Das hat der magyarische Adel gründlich gethan, und wenn selbst Einer meinen sollte, daß die Mittel, die er zur Erreichung dieses Zweckes und zur Erhaltung des Erreichten anwandte, nicht immer gar fein gewählt waren, so wird man sich daran erinnern müssen, daß im sozialen Kampf alle Mittel als erlaubt gelten, die ans Ziel führen, und daß jede erfolgreiche Politik beherrscht wird „von der Verschleierung der wahren Absicht und der Pose des gemeinnützigen Handelns".

Und doch: auch wer auf dem Standpunkte dieser aus den Werken von Gumplowicz geschöpften, vielleicht grausamen, sicher aber richtigen Erkenntniß steht, wird kaum von Bewunderung ergriffen werden, wenn er das Werk der magyarischen Adelsherrschaft betrachtet. Denn er wird (so richtig das Vorgehen der Magyaren vom Standpunkte der Politik auch sein mag) an die Zukunft ihres Werkes nicht glauben können. Er wird daran denken müssen, daß der Staat da früh zu Fall kommen muß, wo die herrschende Rasse zwar den Aufbau ihres Staates nach allen Regeln der Kunst gefügt, in sich selbst aber nicht die moralische Kraft hat, ihr Regiment zur Höhe einer civilisatorischen Aufgabe und sich selbst über den niedrigen Standpunkt des engen Klassenegoismus zu erheben, wo sie nicht an sich selbst ein leuchtendes Beispiel von Geist und Bildung zu geben vermag. So muß man denn an dem Fortbestand des Magyarenstaates verzweifeln, weil man in Ungarn kaum ein Kulturwerk findet, das werth wäre, späteren Geschlechtern überliefert zu werden. Von magyarischen Kulturthaten hat man ja überhaupt fast nie gehört und selbst die Entwickelung deutscher Kultur hat der Adel thörichter Weise stets nach Möglichkeit unterdrückt, so viel man auch von der Gemeinsamkeit magyarischer und deutscher Interessen gegenüber dem anstürmenden Slaventhum sprach. Und selbst wenn man unter „Kultur" nichts Anderes als ein Leben in Muße und das Befriedigen der raffinirtesten Bedürfnisse durch eine weitgehende Vertheilung der Arbeitleistungen über weite Menschenkreise versteht und die feudalen Herren als die ersten Pioniere dieser Kultur schätzt, wird man sagen müssen, daß gerade der magyarische Adel, dessen feinste Köpfe die Politik ganz und gar gefangen nahm, im Allgemeinen nur für recht grobsinnliche Genüsse Zeit und Muße fand und so nicht einmal diese Kulturaufgabe erfüllte.

Ueberblickt man dagegen die Entwickelung in Oesterreich, so zeigt sich ein ganz anderes Bild. Hier hat man das Geschäft der Staatenbildung und Staatenerhaltung schlechter verstanden als in Ungarn. Unter der großen Kaiserin Maria Theresia schien es noch, als solle das Werk gelingen. Da beugte sich Alles, be-

wußt oder unbewußt, der Centralgewalt. Eine Weile schien es, als sollte sogar die magyarische Sprache gänzlich aussterben. Dann aber scheiterten die wohlgemeinten, nur manchmal überstürzten Centralisirung- und Germanisirungbestrebungen Josefs des Zweiten an der passiven Resistenz seiner Hofräthe, die die Durchführung seiner Anordnungen nach Möglichkeit hemmten, statt sie zu fördern; und seit dieser Zeit geschah nichts Entscheidendes mehr zur Vereinheitlichung des Reiches. Unter Taaffe fing man gar an, die slavischen Völker gegen das Deutschthum auszuspielen und so das Auseinanderbringen zum Regirungprinzip zu erheben. Bei dem Konflikt, in den Oesterreich jüngst mit Serbien kam, mag nun freilich auch den leitenden Kreisen klar geworden sein, daß nur im deutschen Volk die Bürgschaft für den ungestörten Fortbestand des Reiches zu finden sei. Ob die Erkenntniß jetzt nicht schon zu spät gekommen ist? Diese Frage bleibt zu beantworten.

Wenn aber auch die nationale Politik der österreichischen Regirungen seit Josef nur unglücklich genannt werden kann, so wurde hier dafür eine Fülle von Kulturwerken geschaffen, die nicht vergehen werden. Und wenn selbst all die alten Paläste, die Wien zieren, zerfallen sein werden, wenn auch der Stefansthurm in Trümmern liegen und der Park von Schönbrunn verödet sein wird, wird man das Nibelungenlied noch rühmen, werden die Namen Mozarts, Haydns und Schuberts, Walters von der Vogelweide und Grillparzers, Ressels und Ghegas, Billroths und Hyrtls noch unvergessen sein. Unvergessen selbst die Tage des Wiener Kongresses mit ihrem Rausch von Lebensfreude, mit dem Zauber verfeinerten Lebensgenusses, den der österreichische Hof den Gästen aus ganz Europa bot.

Daß bei einem Widerstreit der Interessen Oesterreichs und Ungarns stets Ungarn Sieger bleiben und Oesterreich daher bis jetzt auch immer den größten Theil der Kosten der Gemeinsamkeit beider Staaten tragen mußte, ist trotzdem begreiflich. Denn im Kampf der Völker und Staaten siegt nicht die höhere Kultur, sondern, so lange nicht das Schwert entscheidet, die bessere Politik. Und darin zeigten sich bisher die Ungarn stets als Meister.

Doch das Leben der Staaten und Völker erschöpft sich nicht in Kämpfen sozialer Gruppen. Im friedlichen Wettstreit der Völker um die Palme der Kultur aber haben die Magyaren bisher nicht bestanden; und fast scheint es, als würde das herandringende Slaventhum ihnen auch keine Zeit mehr lassen, ihre Kultur in einer fernen Zukunft zu entwickeln. Denn durch eine von den Klasseninteressen des Großgrundbesitzes völlig beherrschte Wirthschaft- und Sozialpolitik hat der magyarische Adel die Hebung des allgemeinen Wohlstandes im Lande und damit die Voraussetzung jeder kulturellen Entwickelung stets gehemmt, statt sie zu fördern; und überdies rächt es sich nun, daß er die Segnungen der deutschen Kultur verschmähte, uneingedenk der Mahnung König Stefans, der, als er Deutsche im Lande angesiedelt hatte, in einem Brief an seinem Sohn Emmerich schrieb: „Behandle die Zuzügler gut und halte sie in Ehren, denn sie bringen neue Kenntnisse und Kräfte in das Land.“ In Oesterreich aber hat man stets eine leidliche Wirthschaftpolitik getrieben, hat auch die deutsche Kultur, so lange und wo man ihrer bedurfte, stets wirken lassen und so der Entwickelung aller Völker am Besten gedient.

Völker und Staaten kommen und gehen. Oft macht die höhere Kultur untüchtig zum Kampf gegen Barbaren. Wenns aber ans Sterben geht, bleibt Völkern und Staaten nur die Hoffnung, durch ihre Kultur im Gedächtniß der Menschheit fortzuleben.

Graz. Dr. Julius Bunzel.

Tyll Ulenspiegel.

Charles De Coster: Tyll Ulenspiegel. Roman. Eugen Diederichs in Jena.

Im Jahr 1867 erschien in einer Prachtausgabe, von den ersten belgischen Künstlern illustrirt, die „Legende von Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzack", das Lebenswerk Charles de Costers. Erst 1893 kam es zu einer billigeren Neuausgabe; und von da ab datirt die ungeheure Popularität dieses Buches, das heute die „nationale Bibel" Belgiens ist und auf dem die ganze bodenständige neubelgische Literatur, die Kunst der Lemonnier, Verhaeren, Maeterlinck, Rodenbach, Lerberghe, Elskamp ruht. Der Verfasser war inzwischen längst im Elend gestorben. Ich schätze mich auf Etwas für heute, auf Viel für die Zukunft, hatte er von sich selbst gesagt. Aber er sollte diese Zukunft nicht mehr erleben.

Wie Goethes „Faust" der letzte, reifste Sproß am alten Sagenstamm und zugleich ein souverain umgestalteter Träger neuer Menschheitideale ist, so hat auch De Coster dem alten bösen Schelm, dem witzigen Betrüger der Einfalt, dem Gauner und Zechpreller des Volksbuches das Antlitz nach einer anderen Himmelsrichtung gewandt, indem er ihn aus dem katholischen Mittelalter in die große Zeit des niederländischen Befreiungskampfes gegen spanische Bigotterie und Blutherrschaft versetzte. Er hat ihn zum Exponenten der vlämischen Volksseele gemacht und ihm zur Folie den „Freßsack" Lamm Goedzack gegeben, den gutmüthigen, völlerischen und doch so sentimentalen Freund, der überall nach seinem durchgebrannten, von den Pfaffen verhetzten Weibe sucht und für die höhere Mission seines Kumpans so gar kein Verständniß hat. Freilich hat auch Ulenspiegel seinen tiefen persönlichen Grund, für die Befreiung seines Vaterlandes zu kämpfen. Die blutige Hand der Inquisition hat seine ganze Familie gemordet: sein Vater Klas ist auf dem Scheiterhaufen gestorben, seine Mutter an den Folgen der Tortur und an gebrochenem Herzen; Habe und Gut sind konfiszirt und er selbst hat in der Marterkammer geächzt. Unter der Wucht dieser Erlebnisse ist der junge Tyll, bisher ein witziger Taugenichts und Landstreicher, zum Mann gereift; er hat sich ein Säckchen mit Asche vom Scheiterhaufen seines Vaters auf die Brust gebunden und ist zum Werk der Rache und Befreiung ausgezogen. „Klasens Asche brennt auf meiner Brust": Das ist der ewige Refrain seiner Worte und der Sporn, womit er sich zum Heldenthum antreibt.

Mit großem Geschick hat De Coster die Schelmenstreiche des niederdeutschen Volksbuches in sein Epos hineinkomponirt. Aus dieser lose gefügten Schwanksammlung eine wohlmotivirte Handlung herausgesponnen, Nebenfiguren hinzugefügt und die unfläthige Roheit des alten Textes, wo nicht salonfähig, so doch leidlich stubenrein gemacht. Doch dies Alles beschränkt sich auf den Anfang des Epos. Sobald Tyll zum Mann geworden ist, tritt er aus der Welt der mittelalterlichen Schwankdichtung in die blutige Zeit der niederländischen Freiheitkriege ein; und hier drängt nun die ganze Fülle der zeitgenössischen Historie zur Gestaltung heran. Etwa gleichaltrig mit Gustave Flaubert, der in Frankreich den historischen Roman schuf und die Poesie der Arbeit, der Bewältigung ungeheurer Stoffmassen begründete, hat De Coster für Belgien das Selbe geleistet. Er studirte Jahre lang die alten Urkunden, Flugblätter, Pamphlete, bereiste die Gegenden, wo die Kämpfe der Geusen

gespielt hatten, beobachtete das Volk in seinen Schänken und auf seinen Kirmessen und eignete sich ganz die wundervoll archaische Sprache an, in der sein Meisterwerk geschrieben ist. Aber nachdem er sich durch all diesen Wust von Gelehrsamkeit hindurchgearbeitet hatte, tischte er ihn nicht etwa in seinem Buch auf, sondern begann nun erst seine Arbeit als Dichter in freier Gestaltung dieses riesigen Stoffes. Nichts Papierenes ist übrig geblieben; seine Gestalten sind von strotzender Lebenskraft, seine Szenen bald derb ausgelassen bis zur Roheit, bald innig und verschämt, bald wild und blutig, bald dämonisch und spukhaft. Schilderungen wie der Bildersturm in Antwerpen, die Szene in der Schänke zum Regenbogen in Courtrai, wo die schöne Dirne Gilline die Geusen in die Falle locken und an das Messer der Inquisition liefern will, oder die groteske Prozession des Sankt Märten in Ypern prägen sich dem Gedächtniß unauslöschlich ein. All die blutigen Gräuel fanatischer Unduldsamkeit, die mit dem neuen Geist der Toleranz ringt, der Graus der Schlachten und die verwegenen Fahrten der Wassergeusen, Folterszenen und derbfrohes Schwelgen ungebrochener Volkskraft in Schänken und Bordellen, Verschwörung und Fürstenrath, das düstere Eskurial und die lustigen Kirmessen: das Alles zieht in buntem Gemisch an uns vorüber, in einer strotzenden Fülle, die jede Form sprengt. So meisterlich der Inhalt des Buches aus lose aneinandergereihten Schwänken zusammengestellt ist, so regellos bleibt die äußere Form: auch hierin dem goethischen „Faust“ verwandt. Eine solche Fülle der Gesichte läßt sich nicht mehr komponiren; sie braust dahin wie ein Element und wird wieder zur Natur, aus der sie gekommen ist, zur Natur des Nordens mit seinen unendlichen Meerestiefen und seinen in Wolken verlorenen Horizonten, die an ein mystisches Jenseits angrenzen. Immerfort greift diese Mystik in das derbe, grobsinnliche Dasein hinein: Hexenwahn und uralter Volksglaube umspinnen die Gestalten und öffnen ihnen wahrsagerische Blicke in die Zukunft, in Himmel und Hölle. Und doch vertieft der Dichter mit seiner Psychologenhand all diese im naiven Wunderstil vorgetragenen Dinge; er läßt den menschlichen Kern durch Wahn und Aberwitz hindurchleuchten, läßt uns okkulte Gewalten ahnen, wo sich anscheinend nur grober Köhlerglaube präsentirt, und schreibt nicht mit oberflächlicher Schulweisheit alles Uebernatürliche ins Fabelbuch. Und so erheben sich gerade diese Theile des Buches zu einer bestrickenden Symbolik.

Trotz französischer Sprache ist dieses Epos urgermanisch, nicht allein in Stoff und Weltauffassung, sondern auch in der Darstellung. Ich hatte als Uebersetzer das seltene Gefühl, nicht ein fremdes Kunstwerk mit den Mitteln unserer Sprache dem deutschen Leser mundgerecht machen zu müssen, so weit Dies überhaupt möglich ist, sondern ein Stück deutschen Wesens in sein heimisches Idiom zurückzurufen. Da die französische Sprache zu Rabelais' Zeit (wie sie De Coster anwendet) schon viel entwickelter war als die damalige deutsche, so ist in der Verdeutschung eine Sprache gewählt, die ohne archaisirende Künsteleien doch alterthümlich genug wirkt, ein Deutsch, wie man es etwa um 1700 schrieb. Hoffentlich findet das Buch in dieser Gestalt die Beachtung, die das stammverwandte Original verdient, als Monument niederdeutschen Wesens und als feste Grundlage, auf der sich die große neubelgische Kunst aufgebaut hat.

Charlottenburg. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Taft Cunctator.

Henry Howard Taft, der dem Löwenjäger Roosevelt den Rückweg offen halten soll, hat seine erste wichtige Botschaft ins Land geschickt. Das Pronunziamento vom Dezember hatte ja eine besondere Behandlung der Trustfrage verheißen. Die Worte, die der siebenundzwanzigste Präsident der Vereinigten Staaten jetzt gesprochen hat, lassen Deutungen zu, sind für die Trustmänner aber eine frohe Botschaft. Sie sind nicht so scharf pointirt wie die Aeußerungen des Rauhen Reiters, der nur Biegen oder Brechen zu kennen schien. Tafts Ideal war (oder ist vielleicht noch), Mitglied des Obersten Gerichtes in Washington zu werden. Darin drückt sich die Art des Mannes deutlich aus: nach seelischem Gleichgewicht, nach sicherer Ruhe der inneren und äußeren Verhältnisse strebt er. Roosevelt hat mehr Temperament als Vernunft. Er redete zu den Trustmännern wie zu Verbrechern; ob die Trusts neben ihrer kriminellen auch eine wirthschaftliche Bedeutung haben, dünkte ihn gleichgiltg. Taft möchte eine reinliche Scheidung zwischen anständigen und unanständigen Trusts und eine Reform, die das wirthschaftliche Leben nicht schädigt. Ein löblicher Wunsch; ob er erfüllbar ist, wird sich erst zeigen. Taft weiß offenbar nicht recht, wie er an die Wurzel des Uebels gelangen kann. Er spricht von der Nothwendigkeit, die Gesetze zu ändern, und gleich darauf wiederum von der Pflicht, die Antitrustgesetze zu erhalten. Die berühmte Bill des Senators Sherman, die seit 1890 in Geltung ist, soll nicht angetastet werden. Trotzdem schlägt der Präsident die Einführung einer Bundeskontrole über die Trusts vor, die dann der Judikatur der Einzelstaaten entzogen wären. Er hofft, so eine einheitliche Behandlung aller Trustangelegenheiten zu erreichen. Kommt der Einfall nicht schon zu spät?

Die Shermanbill hat in den zwanzig Jahren ihres Bestehens nicht sehr viel erwirkt. Ihre wichtigste Aufgabe war, die Monopolisirung des zwischenstaatlichen Handels zu hindern. Dem Ausland gegenüber so viele Monopole wie möglich, im Inland freie Konkurrenz: so lautet drüben heute die Losung. Das Gesetz sollte jedes Monopol beseitigen und jede Person oder Körperschaft, die der freien Konkurrenz den Weg sperrte, bestrafen. Die Ausführung eines solchen Planes kann aber der Gesetzgeber kaum sichern. Jede Konkurrenz hat das Ziel, dem siegreichen Bewerber ein Monopol zu schaffen. Kann man von einem Monopol der Waarenhäuser sprechen? Gewiß nicht im Sinn des amerikanischen Antitrustgesetzes; denn die Waarenhäuser haben sich nicht auf illegale Weise der Konkurrenten zu entledigen, sondern sie durch bessere Leistung zu überflügeln versucht. Monopole, die ein mit erlaubten Mitteln geführter Kampf um die Vorherrschaft bewirkt hat, darf der Gesetzgeber willkürlich nicht um ihr Lebensrecht bringen. Wenn Taft sagt, die Unterscheidung zwischen erlaubten und verbotenen Trusts sei heute leider noch unmöglich, so verurtheilt er damit die Shermanbill, die eben ab irato gemacht worden ist und mit ihren Uebertreibungen den Trusts das Fortkommen nur erleichtert. Die Trustidee ist von Erfolg zu Erfolg geschritten; und die Gerichte, die sich genöthigt glaubten, die Fehler des Antitrustgesetzes durch besonders feine Interpretation auszugleichen, haben Urtheile gefällt, deren Tendenzen nicht immer übereinstimmten. Was man unter einer unzulässigen Einschränkung des Handels zu verstehen habe, scheint nicht authentisch feststellbar zu sein. Der Tabaktrust wurde zur „Auflösung“ verurtheilt, weil er gegen den „Wortlaut des Gesetzes“ verstoßen habe; dabei bezeugte ihm

das Gerichtsurtheil, daß er den Wettbewerb nicht gehindert, sondern den Handel gefördert habe. Die Standard Oil Company of New Jersey wurde vom Bundeskreisgericht in Saint Paul zur „Auflösung“ verdammt, weil ihr Monopol auf ungesetzlicher Grundlage ruhe. In dieser Entscheidung wird also nicht, wie im Urtheil gegen den Tabaktrust, das Monopol an sich verurtheilt, sondern nur das wider Gesetz und Recht geschaffene. Das Beweismaterial gegen den Oeltrust füllt zehntausend Druckseiten. Das Ergebniß des Prozesses war die Feststellung, daß der Trust „mehr als $^1/_{10}$ der Rohölproduktion beherrscht, mehr als $^4/_5$ des Petroleums aus den Oelgebieten der Staaten Pennsylvania und Indiana transportirt, mehr als $^3/_4$ alles raffinirten Petroleums herstellt, mehr als die Hälfte aller Tankwagen verwendet, $^4/_5$ alles in den Vereinigten Staaten angebotenen Brennöls kontrolirt.“ Also beinahe eine Monopolisirung. Der Spruch der Supreme Court in Washington, die das Urtheil zu revidiren hat, wird zeigen, ob das amerikanische Reichsgericht, wie in den Praejudizien, bei der den Trusts günstigeren Auffassung bleibt. Den stärksten Widerhall hatte die Freisprechung des Zuckertrusts. Der Kampf des Zuckertrustschöpfers Havemeyer gegen Gesetz, Gericht und Konkurrenz ist ja oft genug geschildert worden. Nichts zu machen. Der Oberste Gerichtshof entschied für Havemeyer; trotzdem der Zuckertrust auch den Staat um ungefähr dreißig Millionen Dollars (Zoll) geprellt haben soll (von denen er einen Theil nachzahlte, als die Sache ruchbar wurde) Dem Generalstaatsanwalt Bonaparte wurde nachgesagt, er habe sich durch die Rücksicht auf die politischen Verbindungen des Zuckertrusts abhalten lassen, fest zuzupacken. Und noch heute versuchen die Zuckerkönige, sich Prozessen listig zu entziehen. Da hätte eine Trustbehörde also lohnende Arbeit.

Zunächst müßte die Shermanbill so geändert werden, daß die Grundlage des Gesetzes die Einheit der Rechtsprechung sichert. Unter den heute herrschenden Verhältnissen geht ein in New York verurtheilter Trust nach New Jersey und holt sich eine neue Konzession. Ist aber die Muttergesellschaft inkorporirt, so ist die Geburt von holding companies nicht mehr schwer. In diesen Gemeinschaften sieht Taft das Hauptübel der amerikanischen Wirthschaft. Die holding company dient als Mittel zum Zweck der Beseitigung „konkurrirender Interessen“. Wenn ein Trust sich die Macht über andere Gesellschaften verschaffen will, kauft er deren Aktien. Und die holding company bildet dann die Centrale für die Vereinigung von Interessen, die einander eigentlich entgegengesetzt sind. Auf diese Weise werden unbequeme Rivalen beseitigt. Das Muster war die Northern Securities Company, die 1905 durch Richterspruch beseitigt wurde. In Hills berühmtem Kampf gegen Harriman sollte die Kontrole über eine wichtige Verbindunglinie der Northern Pacific, die Chicago-Burlington- und Quincy-Bahn, erobert werden. Die Harrimangruppe wehrte sich und suchte die Majorität der Northern Pacific-Aktien an sich zu reißen. Um diesem Plan vorzubeugen, gründeten Hill und Morgan die Northern Securities Co., die als holding company über die Aktienmehrheit der Northern Pacific, der Great Northern und der Chicago-Burlington-Quincy verfügte. Damit war der Wettbewerb um diese Aktien ausgeschaltet. Harriman beantragte die gerichtliche Auflösung der holding company und drang damit durch. Im Revier der Eisenbahngesellschaften ist die Bedeutung der holding companies nicht gering. Das ganze System der amerikanischen Bahnen wird ja von vier Gruppen beherrscht, die dadurch entstanden, daß nach und nach die Aktien der engeren Konkurrenz aufgekauft wurden.

In Tafts Botschaft liest man jetzt: „Keine Eisenbahngesellschaft darf die Aktien einer Konkurrentin erwerben; das Verbot bezieht sich aber nicht auf Korporationen, die schon am Tag der Verkündung des Gesetzes mindestens die Hälfte des Aktienkapitals der Konkurrenzbahn haben. Diese Gesellschaften sollen nicht gehindert werden, den Rest der Aktien zu erwerben." Die Ausnahme schwächt hier die Giltigkeit der Regel bis zur Ohnmacht. Die Korporationen werden so schnell wie möglich ihren Besitz an Konkurrenzaktien auf die Hälfte des Aktienkapitals erhöhen. Ob der Ring der Eisenbahnenpools überhaupt noch zu sprengen ist? Am Ende würden nicht die Finanzriesen als Opfer eines unerbittlichen Trustfeldzuges fallen, sondern die Legionen kleiner Aktionäre, die erbebend nur von den Thaten der Trustkönige hörten. Die Unschuldigen müßten also für die Sünder leiden. Solche Ungerechtigkeit will das gute Herz des dicken Präsidenten nicht. Taft möchte die newyorker Börse vor jeder Erschütterung bewahren. Deshalb ist das Netz, mit dem er die Trusthechte fangen will, so weitmaschig. Den Eisenbahnleuten sagt er aber ein ernstes Wort. Die Aufsicht der „Zwischenstaatlichen Handelskommission" hat sich als unzulänglich erwiesen. Willkürliche Festsetzung der Tarife und Rabatte hat den Trusts das Leben leicht gemacht. Die Interstate Commerce Commission wurde 1887 geschaffen, damit sie den Eisenbahnschwindel vereitle und besonders dafür sorge, daß die Tarifpolitik nicht Privatinteressen dienstbar werde. Rockefellers Beziehungen zu den Eisenbahnen haben ja gelehrt, welche Bedeutung die Tarife im Leben der Trusts haben. Mit der Hilfe der Bahngesellschaften hat Rockefeller die Konkurrenten geschlagen. Gegen die Beschlüsse der Insterstate Commerce Commission konnte der Betroffene an irgendein Bundeskreisgericht appelliren. Jeder Richter judizirte natürlich, wie es seiner Ueberzeugung entsprach; und der Oberste Gerichtshof war meist dann für die Eisenbahnen. Jetzt empfiehlt Taft die Schaffung eines Bundesverkehrsgerichts (United Staates Court of Commerce), das die Entscheidungen der Zwischenstaatlichen Handelskommission zu revidiren hat; also eine zweite Sonderinstanz. Außerdem soll der Kommission das Recht gegeben werden, unbillige Bestimmungen gegen die Verlader zu annulliren und neue Tarife festzusetzen. Daß eine Reform des amerikanischen Eisenbahnwesens nothwendig ist, kann kein Unbefangener bestreiten. Die Wege, die Taft zeigt, scheinen gangbar; ob man sie aber beschreiten wird?

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube"; der Glaube an die Macht und den ernsten Willen des Kongresses, gegen Leute vom Schlag Morgans, Rockefellers, Hills vorzugehen. Nicht jeder auf dem Kapitol thronende Senator ist ein Cato. Und zur business reason tritt die Politik. Die Mahnrufe der Parteitaktik übertönen jedes moralische Bedenken. Während Taft sein Evangelium vorbereitete, schweißte Morgan neue Trusts zusammen. Der Eine kämpft in der Theorie gegen die Unzulänglichkeiten des Antitrustgesetzes; der Andere weist sie praktisch nach. Der Präsident sieht ein, daß an der Herrschaft des „Trust an sich" nicht zu rütteln ist; der Bankier zeigt ihm, wie werthlos alles Trachten nach Reformmöglichkeiten bleiben muß. Die amerikanische Regirung darf das ausländische Kapital nicht ängstlich machen; denn Riesensummen europäischen Geldes sind drüben in Verkehrswesen und Industrie angelegt. Der Gedanke daran muß selbst den skrupellosesten Gesetzgeber nachdenklich stimmen. Deshalb mag Tafts Botschaft vielleicht ein paar neuen Gesetzen und Instanzen ins Leben helfen: der Entwickelung des amerikanischen Wirthschaftlebens wird sie ihre Spur gewiß nicht tief eindrücken. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

BRUNO PAUL ALS ARCHITEKT

Weihnachtsheft der Deutschen Kunst und Dekoration mit **82** teils farb. Naturaufnahmen. Enthält u. a. Anlage und vollständige Einrichtung einer Villa mit ihren Innenräumen Einzelpreis Mk. **2.50**

FRANZ VON STUCK

UND SEIN HAUS mit Begleittext von Fritz v. Ostini. **30** meist ganzseitige Abbild. u. Tonbeilagen in weiss Bütten geb. Mk. **4.—**

Verlangen Sie unsere Verlags-Prospekte gratis und franko. Reizende Buchwerke für anspruchsvolle Bücherfreunde

DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION Weihnachtsband 1909 m. **557** Abb. el. geb. Mk. **14.—**

EMANUEL VON SEIDL

MEIN LANDHAUS — Die Erfüllung eines Künstlertraumes. Gegen **60** Tondrucke und farbige Naturaufnahmen Mk. **12.—**

:: :: Durch jede Buchhandlung :: ::

INNEN-DEKORATION Weihnachtsband 1909 mit **700** Abbildung. eleg. geb. Mk. **25.—**

Verlagsanstalt ALEXANDER KOCH, Darmstadt.

Schriftstellern bietet vornehmer Buch- und Zeitschriftenverlag Publikationsmöglichkeit. Anfragen mit Rückporto unter **L. E. 4166.** an Rudolf Mosse, Leipzig.



Werden Sie Redner!

Lernen Sie gross und frei reden!

Gründliche Fernausbildung durch unsern bewährten Ausbildungskursus für **höhere Denk-,**

freie Vortrags- und Redekunst.

Einzig dastehende Methode. Erfolge über Erwarten. Anerkennungen aus allen Kreisen. Prospekt frei durch

R. Halbeck, Berlin 474, Friedrichstr. 243.

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover u. Berlin W 35.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Bismarckbuch.

Charakterzüge, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen.

Von **A. Ebers.**

Gr. 8°. 300 Seit. Preis in geschmackvollem Umschlag **M. 3.—**, eleg. geb. **M. 4.—.**

Der Hallesche Courier beurteilt das Buch wie folgt: Ebers hat mit liebevollem Eifer und gutem Takte eine grosse Reihe Charakterzüge, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen an den Grossen, Einzigen zusammengetragen und nach Möglichkeit chronologisch geordnet. Ueberall spricht in dem Werke die brennende Liebe und Verehrung eine deutliche, mutige und freundliche Sprache und neben aller Betonung des Heroischen, des Gewaltigen, des Weltbezwingenden im Leben und Wirken des grossen Kanzlers kommt auch das schlicht Menschliche, ganz besonders Liebenswerte, ja Rührende im Wesen des herrlichen Mannes prächtig und umfassend zu Worte. . . . .

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer unserer Zeitschrift giebt die **Verlagsbuchhandlung Strecker & Schröder** in **Stuttgart** einen Prospekt über das soeben erschienene nach Preis, Inhalt und Bearbeitung einzig dastehende Buch **„Illustrierte Völkerkunde“** bei, den wir unseren Lesern zur Durchsicht ganz besonders empfehlen möchten. Handelt es sich doch um ein Werk, das berufen sein wird, besonders viele landläufige irrige Ansichten über die Naturvölker zu ändern und genaue Kenntnis fremder Völkerschaften zu verbreiten.

Der Nummer ist ferner beigefügt ein Prospekt der Firma **Georg Reimer, Verlag in Berlin** über die in diesem Verlag erscheinende und vom **„Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen“** herausgegebene Zeitschrift **„Dokumente des Fortschritts“.** Auch diesen Prospekt möchten wir der aufmerksamen Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

Aktiengesellschaft für Grundbesitz-verwertung

Amt VI, 6095 Amt VI, 6095

BERLIN SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt.

Terrains • Baustellen • Parzellierungen

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Bilanz per 30. September 1909.

Aktiva.	M	Pf	Passiva.	M	Pf
Grundstück-Conto	186 873	89	Aktien-Kapital-Conto	1 350 000	—
Gebäude-Conto	294 044	08	Hypotheken-Conto	150 000	—
Maschinen-Conto	283 808	95	Reservefonds-Conto	137 454	55
Utensilien- u. Werkzeuge-Cto.	75 616	18	Dividenden-Conto	120	—
Dampfmaschinen-Conto	11 023	66	Conto-Corrent-Schulden	33 179	97
Pferde- und Wagen-Conto	1	—	Reingewinn	41 182	95
Kautions-Conto	1 147	82			
Waren-Conto	345 668	51			
Conto-Corrent-Forderungen	232 644	29			
Bankier-Guthaben	60 640	52			
Cassa-Conto	8 207	23			
Wechsel-Conto	5 249	69			
Hypotheken-Amortis.-Conto	47 009	65			
Conto für Beteiligungen	160 001	—			
Patent-Conto	1	—			
	1 711 937	47		1 711 037	47

Die auf 2% festgesetzte Dividende wird mit **M. 20** gegen Einreichung des Dividendenscheines **No. 12 sofort** bei der **Nationalbank für Deutschland** und Herrn **A. Hirte** in **Berlin** ausgezahlt.

Berlin, den 19. Januar 1910.

Fabrik isolirter Drähte zu elektrischen Zwecken
(vormals C. J. Vogel Telegraphendraht-Fabrik) Actiengesellschaft.

Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 12 000 000 M.

Telephon 281, 282, 283, 284, 285 **Dortmund.** Telegr. Kommanditbank.

Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

unter kulanten Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung, An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen, sowie Beleihung derselben. Annahme von Spar- und Giroeinlagen. Kreditbriefe für In- und Auslandsreisen.

Ständige Vertretung an den Industriebörsen Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover und Hamburg.

Ausführliche Kurszettel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen Interessenten auf Wunsch kostenfrei regelmässig Mittwochs zur Verfügung. — Unsere Filiale in **Osnabrück** betreibt als Spezialität die Erledigung amerikanischer Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.

RECHNEN SIE?

Wir sparen Ihnen Zeit und Geld!

Verlangen Sie kostenlos Prospekte

Ludwig Spitz & Co., G. m. b. H., Berlin SW 48.

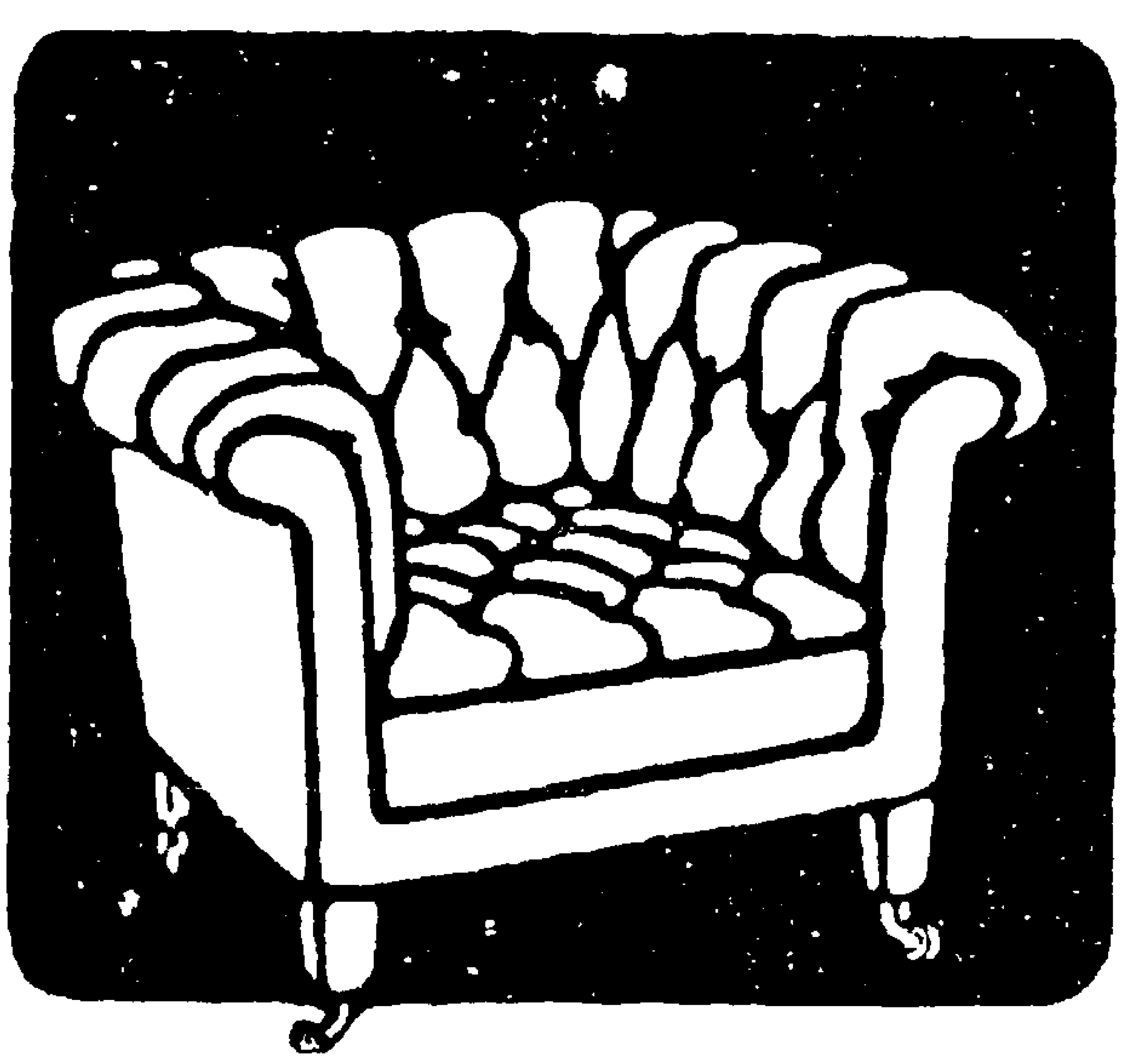
Eheschliessung in **England** durch „Mars“ Berlin W., Linkstr. 9. (Potsd. Platz) Tel. 6a, 18 848, diskret, innerh. 3 Tagen, Logis in London bei deutschem Hauswirt. Honorar mässig, keine Schwierigk., rechtsgültig in allen Staaten
—— Korrespondenz in allen Sprachen. ——

Darlehen

erhalten solvente Personen jeden Standes schnell und kulant von der

Treu-Bank, G. m. b. H., Eisenach, Goldschmiedenstr. 28. Telephon 206.

Angebote schriftlich erbeten. Dieselben gelten als unberücksichtigt, wenn in 4 Tagen nicht beantwortet.



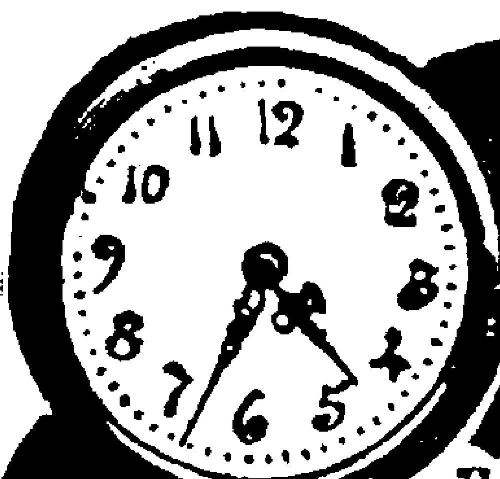
Berliner
Sitzmöbel-Industrie G.m.b.H.

Berlin C9, Neue Promnade 1I.

—— Grösste Spezialfabrik ——
für
Ledermöbel, Clubsessel, Clubsophas, Lederstühle

Musterbuch gratis.





Gegen
Monatsraten
Uhren aller Art, Gold-, Silber-, Alfenide- und Kupferwaren, Grammophone, Musiken, optische Artikel, feine Lederwaren, Koffer etc.
Neues Preisbuch gratis und franko.
Grau & Co., Leipzig 215
Vertragsfirma der meisten Beamten-Verbände.
Auf alle Uhren 2 Jahre Garantie.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE
von einfacher, aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung sowie sämtliche Bedarfs-Artikel zu enorm billigen Preisen. Apparate von M. 4.— bis M. 585.—.
Illustr. Preisliste 5 kostenlos.
Chr. Tauber, Wiesbaden Z

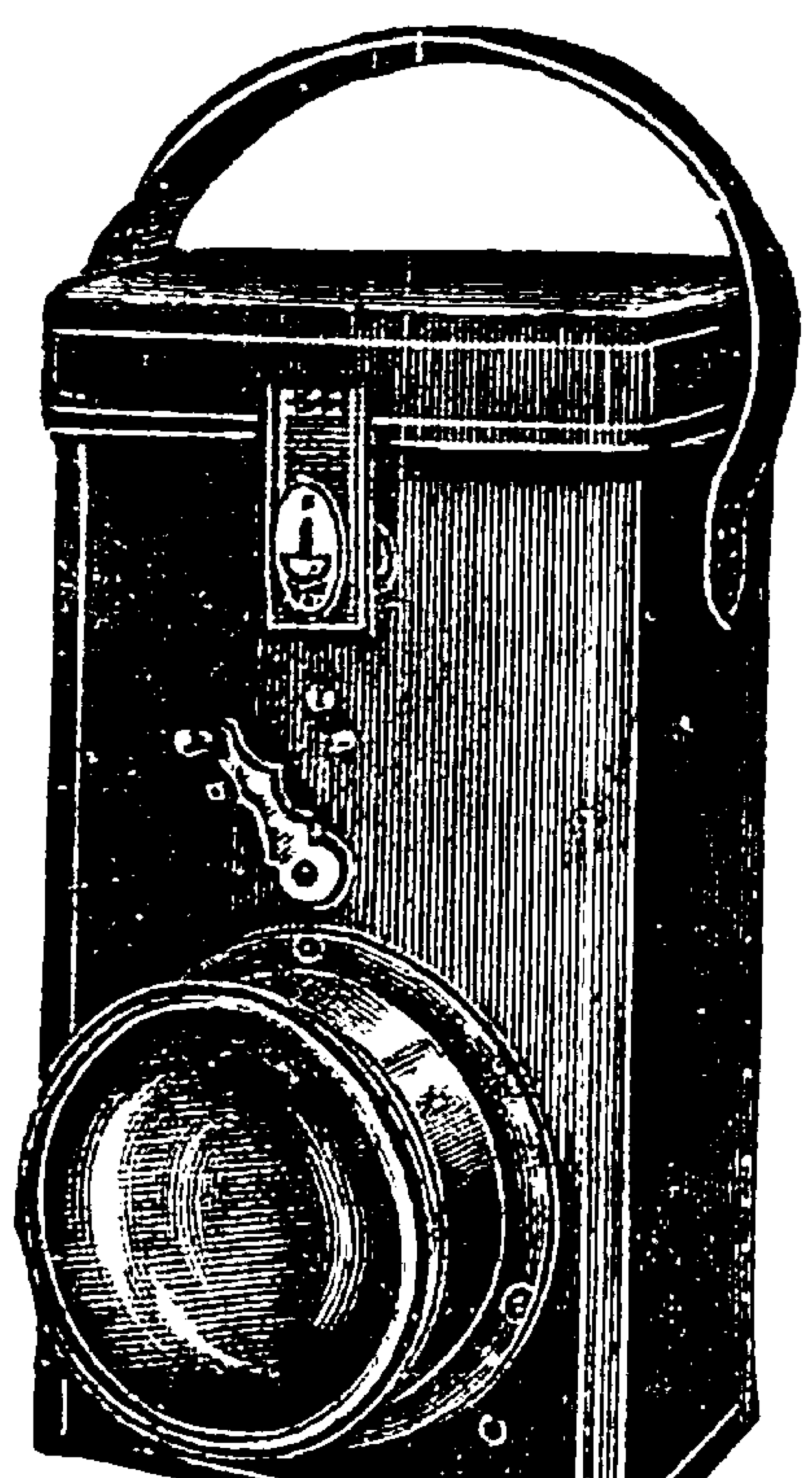
---

250 Briefmarken
echt, versch. nur 1 Mk.

500 echte all. versch. nur M. 5.-	75 echt. versch. Port. u. Span. M. 2.50
1000 „ „ „ „ „ 12.-	70 „ „ nur ital. Staat. „ 2.—
75 „ „ nur Amerik. „ 2.-	45 „ „ „ Afrika „ 2.—
50 „ „ versch. Asien „ 2.-	35 „ „ „ Australien „ 1.40

Porto 20 Pf. Kasse vorh. Preisliste gratis.
Hugo Siegert, Altona bei Hamburg.

„Ferabin“-Handlampen
mit Trockenbatterien
D. R. P. und D. R. G. M.



Handlampe I
57
Handlampe II
17
Brennstunden
ununterbrochen
lt. Prüfungsschein des Physikal. Staatslaboratoriums in Hamburg.
Referenzliste franko!
Adolph Wedekind
Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.
Goldene Medaille: Internationale Luftschiffahrt-Ausstellung Frankfurt a. Main 1909.

Ausstellung
Schleswig-Holsteinischer Kunst
des 15.—19. Jahrhunderts
Winter 1909. Eintritt 1 M.
Berlin W., Lennéstr. 2.
Atelier für Raumkunst
Carl R. Reiner & Karl Lewinsky.



Kalasiris
D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber elegant, modegerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen „Kalasiris“. Sofortiges Wohlbefinden. Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen. Vorzügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur. Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente Damen Special-Façons. Jllustr. Broschüre und Auskunft kostenlos von „Kalasiris“ G. m. b. H., Bonn 3.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 69. Bande der „Zukunft“
(Nr. 1—13. I. Quartal des XVIII. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** od. **direkt** vom **Verlag der Zukunft, Berlin** SW. 48, **Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Februar 1910.

Trojka.

Chaîne Anglaise.

In der Rede, die, am zweiten Mai 1879, die Erste Berathung des neuen deutschen Zolltarifes einleitete, hat Bismarck gesagt: „Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich vollständig kalt; ich urtheile nach den Erfahrungen, die wir erleben. Ich sehe, daß die Länder, die sich schützen, prosperiren; ich sehe, daß die Länder, die offen sind, zurückgehen. Das große, mächtige England, der starke Kämpfer, der, nachdem er seine Muskeln gestärkt hatte, auf den Markt hinaus trat und sagte: ‚Wer will mit mir kämpfen? Ich bin zu Jedem bereit‘, auch dieses Land geht allmählich zum Schutzzoll zurück und wird in wenigen Jahren bei ihm angekommen sein, um sich wenigstens den englischen Markt zu bewahren.“ Hatte Beaconsfield ihm während des Berliner Kongresses solche Absicht angedeutet? Kauf der Suezaktien, Erwerbung Cyperns und der Fidschiinseln, Vorbereitung des bewaffneten Eingriffes in den turko-russischen Krieg, Schwierigkeiten in Indien, Transvaal, Irland, Kämpfe gegen den Emir von Afghanistan und den Zuluhäuptling Cetewayo, Vermehrung des Flottenstatus und Reorganisation des Landheeres: das Alles hatte viel Geld gekostet. Die Finanzlage war unbequem, eine Schwebende Schuld nöthig geworden, Industrie und Handel von schwächender Krisis heimgesucht. Möglich, daß die Nation, die alle Gewerbe, besonders die Landwirthschaft, leiden sah, den Weg Cobdens gefährlich fand und sich zur Umkehr entschloß. Die echten Cobdeniten lächelten freilich und fragten, wie Lasker im Reichstag, höhnisch, ob man unzuverlässigere Angaben und schlimmere Uebertreibung als die des Kanzlers je auch nur aus eines Abgeordneten Mund ver-

nommen habe. Als im April 1880 dann Beaconsfield fiel und das auf eine Mehrheit von hundertzwanzig Stimmen gestützte Ministerium Gladstone-Granville-Bright die Herrschaft antrat, war, mit drei Whigs als Firmeninhabern, an Schutzzoll natürlich nicht zu denken; konnten auf beiden Seiten des Kanals die Freihändler Bismarcks Prophezeiung mit spöttischem Registervermerk zu anderer Thorenrede legen. Der Kanzler hat den Satz, der damals fast tollkühn klang, auch nicht wiederholt. In der Rede, die er am vierzehnten Juni 1882 über das Tabakmonopol hielt, sprach er wieder vom Schutzzoll, wieder von Großbritanien. „Alle Nationen, die Schutzzölle haben, befinden sich in einer gewissen Wohlhabenheit. Und es ist eine große Ungerechtigkeit, wenn uns immer die Thatsache vorgehalten wird, daß England seinen Schutzzoll abgeschafft hat, nachdem er ihm hinreichende Dienste gethan hatte. England hat die höchsten Schutzzölle gehabt, bis es unter deren Schutz so erstarkt war, daß es nun als herkulischer Kämpfer hervortrat und Jeden herausforderte: Tretet mit mir in die Schranken! Es ist der stärkste Faustkämpfer in der Arena der Konkurrenz; es wird immer bereit sein, das Recht des Stärkeren im Handel gelten zu lassen. Das Recht des Stärkeren giebt aber der Freihandel; und England ist durch sein Kapital, durch die Eisen- und Kohlenlager, durch seine Häfen der Stärkste im Freihandelsfaustrecht geworden. Aber nicht allein durch seine günstige geographische Lage, sondern dadurch, daß es, bis seine Industrie vollständig erstarkt war, ganz exorbitante Schutzzölle dem Ausland gegenüber hatte. Nun ist es stark genug und sagte zu den Anderen: ‚Kommt her, mit uns zu streiten! Ihr werdet doch nicht so thöricht sein? Ihr werdet doch Euer Geld unseren Produkten opfern?‘ Das zauberische Wort ‚Freiheit‘ wird als Kampfruf an die englische Ueberlegenheit geknüpft und mit dieser Maske werden unsere Freiheitschwärmer an die Aushungerung und Ausbeutung durch den ausländischen Handel gekirrt.“ Kein Wort mehr über die Möglichkeit britischer Rückkehr zum Protektionismus. Woher käme dem Herkules, der Jeden niederzuringen vermag, dem Welthandelsbeherrscher, dem Alle Tribut zahlen müssen, der Gedanke, von dem System sich zu lösen, das ihm die Muskeln gekräftigt, die Macht über den Erdkreis gesichert hat? Erst seit die Kraft siechte und zwei starke Rivalen, die Vereinigten Staaten und das Deutsche Reich, die Hegemonie britischer Wirthschaft bestritten, nistete in manchem Hirn sich der Glaube ein, der Zoll, dessen schützender Mauer das Wachsthum des amerikanischen und des deutschen Gewerbes zu danken sei, könne auch dem Angelnimperium zu neuer Blüthe helfen. Jetzt erst wurde auch die Erinnerung an die Rede wach, die drei Jahrzehnte lang vergessen war. Und von

Tories hörte der Wähler die Mahnung: „Bismarck hat vorausgesagt, daß wir gezwungen sein werden, unseren Markt durch Zollmauern zu schützen.“

Uebersprang der Blick des Großen wirklich nur ein paar Stufen und sah nur, was kommen mußte, zu nah? Die Zahl der für Schutzzöllner (auch viele Iren sinds) abgegebenen Stimmzettel scheint Bismarcks Prophezeiung als richtig zu bestätigen. Zwar meinen kluge deutsche Kaufleute, kein Zoll könne, auch der höchste nicht, der britischen Wirthschaft nützen. In einem Aufsatz, den er hier veröffentlicht und dann in sein schönes, lesenswerthes Buch „Reflexionen“ aufgenommen hat, sagt Herr Dr. Walther Rathenau: „Durch Lage und Geschichte sind die Briten Händler und Verwalter; Händler als Insulaner, Verwalter als Inhaber eines Imperium. Hierin erscheinen sie als die Erben der Römer, als die überlebenden Rivalen der Venezianer und Holländer. Ein englischer Schutzzoll kann nicht dauern. Zunächst deshalb nicht, weil Treibhausschutz zwar ein junges Pflänzchen kräftigt, einen Waldbaum aber verweichlichen und zerstören muß. Auch eine geschützte englische Industrie wird den Weltmarkt nicht wiedererobern. Der Kampf um den Weltmarkt aber ist es, der eine Technik frisch und progressiv erhält. Schreitet die Technik nicht fort, so werden sich die Kolonien für die Produkte des Mutterlandes bedanken und schwere Konflikte heraufbeschwören. Vor Allem aber fordert die Handelsmetropole und das Handelsmonopol der Erde den Freihandel. Was wir Deutsche an englischem Industrieexport verlieren, würde allzu reichlich aufgewogen durch den Zuwachs des hamburger und bremenser Handels. Und wenn nicht auch dann noch immer unsere Regirung Märkte und Börsen als eine Schmach empfindet, so könnte es sehr wohl sein, daß die eine oder die andere der Weltbörsen, etwa die der Metalle, sich in solcher Zeit von England freimacht. Kann England seine Industrie dem Handel opfern? Ich glaube: Ja. Die geographische, wirthschaftliche und kulturelle Mission Englands ist, das Meer zu regiren und Marktplatz und Messe aller Länder zu sein, der Rialto der Welt. Diesem Monopol ist die Landwirthschaft zum Opfer gefallen; und mit Recht. Die Industrie (richtiger: die industrielle Weltstellung) wird ihr folgen. Und England wird nur um so mächtiger in seinem alten Beruf dastehen. Dieses Inselreich ist der Markt der ganzen und das Verwaltungsgebäude eines vollen Drittheils der bewohnten Erde. Ob in diesem Riesenpalast irgendwo abseits ein Wenig gehämmert, gegossen, gekocht oder gesponnen wird, ist im größeren Sinn ohne Bedeutung. Wir Anderen sind Handwerker, die von ihrer Arbeit leben. Diese leben vom Regiren und vom Beschützen.“ Zwei Prophezeiungen. Des Staatsmannes: „England muß zum

Schutzzoll zurückkehren." Des Kaufmannes: „Ein englischer Schutzzoll kann nicht dauern." Vielleicht ist der Rath, die Industrie dem Handel zu opfern, auch heute noch klug, trotzdem gerade die Meerherrschaft und die Welthandelshegemonie, die dieses Opfer erhalten soll, von zwei Seiten bedroht sind und trotzdem einem Imperium, das vom Nördlichen Eismeer bis nach Neu-Seeland, von Alexandria bis ans Kap der guten Hoffnung, vom Persischen bis an den Bengalischen Golf reicht, auf die Länge nicht gleichgiltig sein kann, ob es seine Produkte abzusetzen vermag, ob es dem polychromen Gewimmel seiner Bürger eigene oder fremde Waare verkauft; auch nicht ganz wohl, ob in der Inselheimath mit Nutzen gehämmert, gegossen, gekocht und gesponnen wird. Merkantile Erwägung des Nothwendigen hätte allein den Umschwung nicht bewirkt; noch nicht. Politische Noth hat, als ungestüme Presserin, die Entscheidung beschleunigt. Das Reich braucht Geld: um sich gegen jede mögliche Gefährdung des Centrums und der Peripherie zu rüsten und um seine Handarbeiter gegen Unfall und Invalidität zu assekuriren. Ist dieses Geld auf einem dem Kapital nicht allzu unbequemen Weg heranzuholen, auf einem gar, der die Aussicht auf Arbeitgelegenheit und Absatz weitet: um so besser. Und spornt schließlich noch die Hoffnung, dem lästigen Konkurrenten eine Hauptstraße sperren zu können, dann kommt nüchterne Vernunft gegen die Trinität solchen Wünschens schwer auf. Das deutsche Roggenbrot mag in der Beweisaufnahme der Wahlversammlungen kein beträchtlicherer Faktor gewesen sein als in unserer Zollfehde die vier Weizenbrötchen, die Geheimrath Tiedemann im Mai 1879 auf den Tisch des Hohen Hauses legte. Doch nur der Wunsch, im Vereinigten Königreich und in dessen Kolonien den Profit deutschen Handels zu schmälern, hat der Tarifreform Anhang geworben. Noch hat sie nicht gesiegt; nur ein Thor aber wird den Erfolg ihrer Empfehler unterschätzen. Wer hat vor zwei Jahren, wer noch vor zwölf Monaten den Unionisten das Wagniß zugetraut, mit dem Schutzzoll als Feldgeschrei in den Wahlkampf zu ziehen? Sie habens gewagt. Trotzdem ihr bester Mann, Joseph Chamberlain, seit D'Israeli der einzige britische Staatsmann großen Formates, sie nicht mehr führen, nur vom Krankenstuhl aus noch Aufrufe und Strategenpläne diktiren konnte. Trotzdem ein Demagoge von ungemeiner Begabung, Mr. Lloyd George, sie mit allen Rednerkünsten seiner violence à froid bekämpfte und, mit stärkerer Stimme als Lasker einst, die aufreizende Parole des deutschen Berufsgenossen ins Land schrie: „Was die Konservativen wollen, ist eine Finanzpolitik der Reichen gegen die Armen." Und sind nicht, wie deutsche Händler prophezeit hatten, ausgelacht worden, sondern haben eben so viele

Mandate erobert wie die der Massengier und den skrupellosen Feinden der Reichseinheit verbündeten Liberalen, die Bedränger des Oberhauses.

Mr. Asquith kann nur mit irischer Hilfe weiterregiren. Ob Herr Redmond, der Führer der Irenpartei, das zur Ausnützung solcher Position nöthige Augenmaß hat, ist fraglich; nicht minder, ob seine Partei ihm auf jeden Seitenpfad folgen würde. Der Haß, den der Ire gegen den Engländer hegt, ist seit den Fenierprozessen nie zu stärkerem Ausdruck gekommen als in dieser Wahlzeit. Leute wie Lynch, der dem Deutschen Kaiser rieth, hunderttausend gute Gewehre nebst den dazu gehörigen Patronen nach Dublin zu schicken und die Verwendung getrost den Iren zu überlassen, sind nicht vereinzelt. Und diesem Volk, das 1870 trauerte, weil die Franzosen, von denen es Befreiung hoffte, geschlagen wurden, und das 1910 die deutschen Truppen als die Retter aus nationaler Noth herbeisehnt, ist Homerule zugesagt. Hält Asquith sein Wort, dann wird ihm die Frage nicht erspart bleiben, ob die Männer von England, Schottland und Wales die Irenmacht stärken, in Tagen naher Kriegsgefahr die Reichseinheit lockern wollen: und jeder über den kommenden Morgen hinausblickende Whig hat Grund, die Antwort auf diese Frage zu fürchten. Zeigt der regirende Rechtsanwalt sich treulos und versucht mit Advokatendialektik durch das Gitter seines Versprechens zu schlüpfen, so muß er von Tag zu Tag um seine Mehrheit bangen. Denn auch die Arbeiterpartei ist keine zuverlässige Stütze der Gentry, die sich seit ungefähr sechzig Jahren (seit die Tories einem Artikel der Quarterly Review die Parteibezeichnung „konservativ“ entnommen hatten) „liberal“ nennt. Leicht wirds Herr Asquith in solchem Verhack, zwischen irischen Nationalisten und Labour Party, nicht haben. Und Balfour, dessen eiskalte Skepsis und hochmüthiger Hohn oft, so lange nur eine kleine Schaar hinter ihm saß, das Angriffsziel verfehlte, wird an der Spitze einer starken Opposition die alte Debatermeisterschaft schnell wiederfinden. Zunächst wohl dafür sorgen, daß ein neuer Wahlkampf nicht unter dem (den Tories gefährlichen) Schlachtruf „Wider die Privilegien der Lords“ ausgefochten werden kann. Die meisten Unionisten haben die Nothwendigkeit erkannt, die Peerskammer zu modernisiren, aus ihr durch Ernennung oder gar Wahl einer größeren Mitgliederzahl einen Reichssenat mit beschränktem Vetorecht zu machen. Der Versuch, das als Trutzfeste gegen irische Anmaßung bewährte Oberhaus ganz zu beseitigen oder zum Prunkgeräth zu erniedern, müßte scheitern und, wie Gladstones Homeruleplan, eine Sezession aus dem liberalen Lager bewirken.

Die Konservativen wollen nicht als Schützer veralteter Vorrechte, die Liberalen nicht als Minderer der Reichsmacht zu neuer Rechenschaft gezogen

werden. Mit dem Hinweis, daß der Kornzoll den Kavalieren von Karl dem Zweiten als Lohn für höfischen Dienst gewährt worden sei, können die Freihändler gegen einen von Birmingham angenommenen Industriezolltarif nichts ausrichten. Wohl aber wäre das alte Whigverhängniß noch einmal, vielleicht als Lebensgefahr, heraufbeschworen, wenn der Glaube entstünde, diese Partei wolle nicht alles für die Reichssicherheit Erdenkliche thun. Nach unzweideutiger Warnung wird sie sich davor hüten. Der Brite will gegen jede Möglichkeit, auch die fernste, gewaffnet sein, endlich die Sorge um die Seeherrschaft loswerden; und der Vorschlag proportionaler Wehrmachtbegrenzung gilt ihm als von Deutschland abgelehnt. Beträchtliche Vermehrung und Beschleunigung der Dreadnoughtbauten, erhöhte Forderungen für Tauchboote und Luftschiffe, Reorganisation des Landheeres durch Kitchener: solche Vorlagen erwartet das Volk. Und Sir Edward Grey hat gesagt, die Regirung werde trachten, selbst gegen den unwahrscheinlichsten Angriff das Reich zu schirmen. Ob die Aufgabe, Freihandel und Staatssozialismus, Massenumschmeichelung und Militarismus zu vereinen, nicht allzu schwer ist, braucht uns nicht zu bekümmern. Wir müssen in Bereitschaft sein und, wenn wir die Thatsache, daß die Tarifreform einstweilen vertagt ist, aufs Gewinnkonto gebucht haben, ernsthaft bedenken, welche Umstände diese Vertagung kürzen könnten. Der Britengroll gegen Deutschland wird, trotz den schönsten Reden, wachsen, wenn drüben noch mehr Geld für Flotte und Heer verlangt wird; denn der Mann auf der Straße und der Clerk im Kontor wird sich sagen: Dieses Geld zu sparen, hindert uns das Deutsche Reich, das durchaus die Ziffern des Marinestatus auf beiden Seiten erhöhen will und die Verhältnißzahl doch, so lange wir wach bleiben, nicht in eine uns ungünstige Relation ändern darf. Geldmangel in der Reichskasse und gesteigerter Unmuth über den deutschen Rüstungzwang: wirksamere Helfer kann sich die Schutzzollpropaganda nicht wünschen. Soll die für uns wichtigste Lehre des Januarwahlkampfes verloren sein? Wir sind stark genug zu würdiger Verständigung; und der britischen Partei, die sie erreicht hätte, wäre der Dank der Nation, auch der Gegner, und lange ungefährdete Herrschaft gewiß. Die Konjunktur erlaubt ein gutes Staatsgeschäft. Soll auch die vielleicht letzte Gelegenheit wieder versäumt werden?

Dann darf Europa auf ruhige Sammlung der zur Abwehr amerikanischen Anspruches vereinbaren Kräfte, Deutschland auf friedliche Wiederherstellung seines Ansehens nicht rechnen. Kleine Erfolge, wie Hilmis Sturz und der Rücktritt eines britischen Admirals vom Kommando der Türkenflotte, dürfen uns nicht blenden. Der ungewöhnlich tüchtige Bureaukrat Hilmi Pascha

galt, als er den anglophilen Kiamil ablöste, für einen Freund Deutschlands; lernte aber, da wir dem Osmanenreich zwar Schmeichelrede, doch in keiner Noth rettende Hilfe spendeten, bald nur mit England rechnen und stolperte über die Lynch-Konzession. Wird sein Nachfolger länger Farbe halten? Daß bei der leisesten Friedensgefährdung am Bosporus der aus dem londoner Marineamt entliehene Admiral das Flottenkommando abgiebt, ist begreiflich; und soll, nebenbei, die Türken an den Wechsel alles Irdischen mahnen. Die möchten vermeiden, daß ein Theil des anglo-deutschen Kampfes sich auf ihrem Boden, zwischen Bagdad und Basra, abspiele, bereuen die Oeffnung des Euphratbettes und fragen mißtrauisch, ob die Pilgerfahrt des Khedives, die diesem lange gering geschätzten Abbas Hilmi einen großen Prestigezuwachs gebracht hat, sacht etwa ein Khalifat von Eduards Gnaden vorbereiten solle. Ein Denkzettel kann ihnen nicht schaden. Wenn die griechische gegen die türkische Militärdiktatur gehetzt, dem Bulgarenstolz Futter gestreut und das Schreckbild eines austro-russischen Balkanvertrages gezeigt wird, kommen die Herren in Konstantinopel und die meneurs in Saloniki allmählich wohl zur Vernunft und lernen wieder erkennen, wohin das Interesse sie weist. Solche Absicht war zwischen den Zeilen aller Meldungen zu lesen, die in den letzten Wochen aus Südosteuropa eintrafen. Sir Charles Hardinge hat dafür gesorgt, daß die Wahlkrisis den Geschäftsgang nicht störte. Die Türken wollen nicht pariren? Der Wolkenschieber hüllt den Halbmond in schwarze Schleier. Die Russen grollen den Wienern noch? Die Gefahr eines Baikalkrieges (an den in Tokio weder der Reiskuli noch der Tenno denken kann) wird sie ängsten und den Werth des Ostbalkans und des südslavischen Patronates würdigen lehren. Oesterreichs Verständigung mit Rußland muß dem Deutschen Reich, dem sie die Nothwendigkeit heikler Option entfernt, willkommen sein; doch die Lust wird getrübt, wenn Britania den neuen Bund stiftet. Aus London ruft Graf Aehrenthal, der nach der schmählichen Niederlage im Friedjung-Prozeß eine Reparatur seines Ruhmes braucht, den bekanntesten Deutschenfresser zur Interview und betraut diesen Exportmoskowiter mit zärtlicher Botschaft ans Reussenreich. Auf dem Hofball bietet er, statt der Frau von Tschirschky, der Lady Cartwright den Arm; der Frau des sehr gescheiten, den Deutschen sehr unfreundlich gesinnten Britenbotschafters, den Eduard in München Vorstudien für Wien machen ließ. Herr von Tschirschky mag ärgerlich darüber sein, daß er nicht zur Stiftung des Balkanfriedens erkürt ward. Aehrenthals Balldamenwahl und Intimität mit Herrn Wesselitzkij sind immerhin Symptome, die Beachtung verdienen. Flink (so ists bei uns leider ja üblich) wird Alles für Klatsch erklärt und be-

theuert, an der schönen blauen Donau blühe unser Geschäft. Aber der Tanz geht weiter. Die nächste Tour? Austro-russisches agrément, das den Werth des deutschen Bündnisses mindert und den Briten noch einmal über die leidige Pflicht hinweghilft, durch Weigern der Meerengenöffnung die Russen, durch Gewähren die Türken zu kränken. Bis wir mit England im Reinen sind, wird sich in diesem Betrieb nichts ändern. Und in solcher Zeit wiederbeginnender Haemusbrände vertraut Baron Schoen eine wichtige Balkangesandtschaft dem Freiherrn von Seckendorff an, vor dessen Majestätgeste schon in Caracas die Landsleute raunten: Das Unzulängliche, hier wirds Ereigniß.

Dixhuitième.

Als (lange kanns noch nicht her sein) im Haus der berliner Kunstakademie Bildnisse aus britischem Privatbesitz zu sehen waren, hieß es: „Nun sind wir mit England versöhnt." Und wer das Wunder nicht glaubte, galt als Tropf oder Stachelschwein. Jetzt sind in dem selben Haus französische Bilder, Büsten, Gobelins und Geräthe aus dem achtzehnten Jahrhundert ausgestellt, feine, Künstler und Laien freuende Werke von Fragonard, Watteau, Chardin und ihren Genossen; allerlei Kostbarkeit, die hinter Schloßmauern und Privatgalериewänden dem hungernden Auge bisher fast unerreichbar war. Und wieder wispert und kreischt es ringsum: „Hochpolitische Sache; Cambon selbst hat die Ausstellung ermöglicht; und damit Frankreichs Versöhnung besiegelt." Ein Festredner, dessen Sehnsucht morgens nach der Generaldirektion der Museen und abends nach einer Botschaft im Westen langt, hat sich zu der Behauptung verstiegen, der Ausstellungplan sei in Frankreich mit enthusiastischer Freude begrüßt worden. Eine Rundfrage ergäbe wahrscheinlich, daß unter tausend Franzosen kaum drei von der Geschichte gehört haben. Müssen wir der Spottlust denn immer Stoff liefern? Dem gewandten, still emsigen Herrn Jules Cambon die Gelegenheit zu einem Bericht bieten, über den am Quai d'Orsay die jüngsten Sekretäre lachen? „Der Minenkonflikt ist vergessen und die Zollerhöhungen werden kaum noch erwähnt. Die Ausstellung wirkt als Freundschaftsymbol. Allerdings hatte ich in den Verhandlungen der letzten Monate mehr als einmal angedeutet, die Oeffentliche Meinung Frankreichs müsse dem Deutschen Reich freundlich gesinnt bleiben, wenn im Kunstrevier das Versöhnungwerk gelingen solle. Ein verstimmendes Wort aus dem Mund einer autoritativen Persönlichkeit: weder die Regirung noch ein Sammler konnte sich an der Ausstellung betheiligen, die der Kaiser doch in froher Spannung erwartete." So (ungefähr) wirds geklungen haben. Und mit diesem Preis

ist der feinste Fragonard zu theuer bezahlt. Wozu all der Pomp und das Phrasengewinde? Das beste Schaffen deutscher Künstler hat auf offizielle Beachtung kein Recht. Zu den Franzosen kamen am ersten Tag der Kaiser, seine Familie, sein Hof, der Reichskanzler, Minister und Staatssekretäre. Die achtbaren Maler, die aus Paris delegirt, zur Repräsentation französischer Kunst aber recht ungeeignet waren, wurden wie Fürsten geehrt und mit Orden geschmückt, die unsere Liebermann, Hildebrand, Gaul, Klinger noch im Patriarchenalter nicht auf ihre Brust heften dürfen. Dutzendspieler behandelt, als gliche ihre Kunst der eines Talma und einer Rachel. Und die Thatsache, daß diese Leute artig über den Kaiser und über Berlin sprachen, wurde von der Presse wie eine Errungenschaft glücklicher Tage verzeichnet. Sollten sie, nach der Hofirung und dadurch erwirkten Riesenreklame, etwa anders sprechen? Muß nicht schon der Wunsch, solche Urtheile hervorzulocken, uns vor den Parisern ins Barbarische erniedern? Und glaubt irgendein Erwachsener, all dieses Gemächel habe für das Verhältniß der beiden Völker auch nur die geringste Bedeutung?

Am dritten Dezember 1876 war Kronrath (der Protokolführer Christoph Tiedemann hats uns in seinem Buch „Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei" erzählt) im Palais des alten Kaisers. Einziger Gegenstand der Tagesordnung ist die Frage, ob Deutschland die pariser Weltausstellung beschicken solle. Ja, sagt Wilhelm. Nein, sagt das Staatsministerium. Die Immediatberichte überzeugen den Kaiser nicht; drum ruft er zum Kronrath. Er spricht zuerst. Daß die Ausstellungen einander zu rasch folgen, sei richtig; auch, daß deutschen Ausstellern drüben Aergerniß drohe. Dennoch dürfe der Sieger die Hand nicht zurückstoßen, die ihm, zum ersten Mal, der Besiegte biete. „Man wird uns, nicht ganz mit Unrecht, des Mangels an Muth zeihen, wenn wir kleiner Unannehmlichkeiten wegen, die nicht auf uns, sondern auf Frankreich zurückfielen, dem Schauplatz allgemeinen Wettkampfes fern bleiben. Deutschland darf sich nicht dem Vorwurf aussetzen, es habe nicht den Muth und die Mittel gehabt, einen Wettkampf mit den übrigen Nationen zu wagen." Bismarck widerspricht; ehrerbietig, doch mit schärfster Bestimmtheit. Das Publikum sei von den Ausstellungen enttäuscht. Gewünscht werden sie nur von Leuten, die sich amusiren, Diäten oder Orden einheimsen wollen, und von den paar Großindustriellen, die, wie Krupp, hoffen dürfen, mit ihrem Produkt Aufsehen zu machen. Zu solchem Zweck dürfe man das Land nicht besteuern. Frankreich lade ein, um seinen Fremdenverkehr zu heben und um die nationale Eitelkeit zu sättigen. Das Gastrecht gewähre es uns, weil es das Deutsche Reich nicht ausschließen könne; ist unsere Würde gewahrt, wenn wir ein widerwillig gewährtes Gastrecht anneh-

men? In normalen Zeiten gehen nach Paris nur Deutsche mit guten Manieren oder mit dem Entschluß, im Interesse des Erwerbes jede Demüthigung zu dulden. Trotzdem ists zu Konflikten gekommen. Wenn die Menge hinströmt, sind die Folgen unabsehbar. Die Annahme der Einladung, nicht die höfliche Ablehnung, kann das Verhältniß der beiden Länder trüben. Alle Minister, auch die Generale von Kameke und von Stosch, unterstützen den Präsidenten; nur der Kronprinz stimmt seinem Vater zu. Der erklärt, auch durch die Reden der Minister nicht überzeugt zu sein, ihrem einstimmigen Votum sich aber in dieser Sache, die keinen Grund zu einem Ministerwechsel gebe, zu fügen. „Die Verantwortlichkeit für den Beschluß müssen die Herren tragen. Der allgemeine Eindruck wird sein: Die Deutschen haben keinen Muth; deshalb kommen sie nicht." So sachlich und weitab von läßlicher Liebedienerei wurde damals im Kronrath diskutirt; so nüchtern das Für und das Wider erörtert. Würde und Vortheil der Nation entschied; nicht der Wunsch des Herrschers.

In vierunddreißig Jahren hat sich Manches geändert. Vielleicht die Psychologie der Kronrathssitzungen. Sicher das Verhältniß zur Französischen Republik. Die Zeit hat Wunden geheilt und Narben gegen Wetterunbill gefeit. Ist völlig aber vergessen, wie die Mutter des Deutschen Kaisers mit ihrer Bilderwerbung heimgeschickt wurde? Welches Echo, bis in Clemenceaus Tage, jeder Kasinotoast weckte, der zur Sühnung deutscher Schuld rief? Vergessen, was in Casablanca und später am Rif zur Bestreitung deutschen Rechtes geschah? Soll der Drang nach Paris dem neuen Reich so unheilvoll werden wie dem alten die transalpine Sehnsucht, der Römerzug seiner Kaiser? Merkwürdig: die selben Nichtsalspatrioten, die in jedem deutsch-englischen Geschäftsvertrag (der den Panzerplattenbedarf einschränken könnte) nationale Schande wittern, blicken aus leuchtendem Auge auf das Neigen und Beugen vor dem Vogesennachbar. Drum darf man die Wiederholung verhallter Warnerworte nicht scheuen: Der Franzose sieht in solchem Uebereifer den Ausdruck zager Schwäche; und so lange die Möglichkeit eines Kanal- oder Nordseekrieges nicht aus unserem Kalkul gestrichen ist, kann die Verbrüderung mit dem Gallier uns vor Europens Auge nur schaden, uns, wenn wir nicht den Makel schnöder Treulosigkeit tragen wollen, die freie Entschlußkraft in der Schicksalsstunde lähmen und der Abwehr den Weg auf die günstigere Walstatt verriegeln.

Die Ausstellung der im achtzehnten Jahrhundert gereiften Kunsternte ist das Beste, was unser Gebahren bisher eingebracht hat. Man soll höflich dafür danken; und den Franzosen, als Gegengabe, auf zwei Monate ins Petit Palais schicken, was von Dürers Manneszeit bis in Menzels Lehrlingsjahre

im deutschen Land von starken Künstlern geschaffen und in Schlössern, abgelegenen Museen, Kirchen und Privatgalerien gespeichert ward. Das kann sich neben dem zierlichsten und dem üppigsten pariser Rokoko sehen lassen. Politik? Hat mit Alledem nicht das Geringste zu thun. Die Gewißheit, mit einem Deutschen Kaiser zu plaudern, zu frühstücken, die Hoffnung, von seiner Huld für Knopfloch oder Hemdbrust Etwas heimzubringen, lockt auch dem ängstlichsten Hüter einen kostbaren Kunstschatz ab. Die Stimmung der Völker bleibt von solcher Artigkeit Einzelner, auch von uneigennütziger, unberührt. Wir sind nicht Kinder, Herr Cambon, die man mit einem Schauspiel abspeist; die schönste Augenweide darf uns nicht hindern, mit dem Muth, der den alten Wilhelm die wichtigste Nationaltugend dünkte, deutsches Recht gegen Anfechtung, deutsches Gewerbe gegen muthwillige Schererei zu wahren. Ihr Minenanspruch, Ihr Zolltarif bleibt. Wer einem Louis von Frankreich, dem Bettschätzchen des Gekrönten gar nur gefällig war, konnte auf die Dankbarkeit der Regirung, des Staates rechnen. Diese Zeit ruht im Pompsarg und wird ihr Gruftgewölb niemals sprengen. L'État c'est moi: im Gebiet der Theokratien von gestern sprichts heute das Volk. Wer als Entgelt höfischen Dienstes von dem Staat, der Nation Vortheil erwartet, lebt noch im achtzehnten Jahrhundert.

Scandalum.

Im Deutschen Reichstag wird der Militäretat beredet. Gegen preußischen Drill manches Wörtchen gewagt und mit mehr Behagen als Witz der Kasus erörtert, wo blinde Gehorsamsleistung Vernunft und Recht überrennen müßte. Der neue Kriegsminister, den übertreibendes Lob seiner Schlagfertigkeit in unnöthige Scharmützelsucht verleitet, sagt, man müsse sich der Thatsache freuen, daß der Soldat nicht dem Staat und dessen Verfassung, sondern dem Kriegsherrn persönlich durch seinen Treuschwur verpflichtet sei. Niemand warnt höflich vor dem Betreten sumpfigen Bodens. Niemand erinnert daran, daß Wrangels Tage weit hinter uns liegen und daß kein Vorgang in der Reichsgeschichte zu der Fiktion eines Falles zwingt, in dem der kriegsherrliche Wille die Urkunde der Verfassung durchlöchern, deren Geist antasten könnte. Ein starker Ministerpräsident bäte den Herrn Kollegen zu sich und spräche: „In extremis ließe auch ich mich nicht mit Zwirnsfäden binden. Doch was man zu thun entschlossen ist, braucht man, Excellenz, nicht vorauszusagen. In unserem Heer klappts mit der Disziplin; und Ihre Schneidigkeit bedarf keines Beweises. Wir werden, bei Ihrem ernsten Eifer und stattlichen Rednertalent, sehr gut zusammen arbeiten, wenn Sie die Güte haben, jede entbehrliche Aus-

malung schroffer Konflikte künftig zu meiden. Da ich im Hauptamt (oder Nebenamt; wie Sie wollen) Kanzler bin, muß ich bedenken, wie allzu borussische Redespitzen auf die Süddeutschen wirken; und als Minister für internationale Angelegenheiten, welchen Vers man draußen aus solcher Andeutung macht. Von der harten Pflicht verfassungwidriger Truppenanwendung sind wir doch weltenfern. Soll mans aber glauben, wenn Sie solche Möglichkeit parlando erwähnen und rühmen? Da stehts faul, denken sie draußen; und drinnen erwacht vielleicht das Verlangen, für eine, so zu sagen, moderne Aenderung der Treueidformel zu agitiren. Der Staatsminister muß dem von irgendeinem rothen Genossen verärgerten General den Kopf kühl halten. Na, wir Beide werden schon einig; und es sieht ja nicht aus, als sollten wir Aufruhr und Bürgerkrieg erleben." Im Reichstag rührt sich nichts. Ein Uniformirter, der die Lacher so oft auf seine Seite bringt („Auf das Dienstmädchen komme ich nachher") hat gewonnenes Spiel. Und die Militärdebatte plätschert weiter.

Herr Elard von Oldenburg, Herr auf Januschau bei Rosenberg in Westpreußen, hat das Wort. Fünfundfünfzig Jahre alt. In drei Provinzen erzogen (Gymnasien in Königsberg und Wernigerode, Ritterakademie in Liegnitz); doch mit Haut und Haar dem Weichselland verschrieben. Rittmeister a. D. und Kammerherr; in der Ulanka leichter denkbar als im Schlüsselfrack, auf dem Krümperwagen eher als im Galacourcercle. Preuße von altem Schrot; bis zur Tollkühnheit tapfer und mit derbem Zietenwitz auf der Zunge, die am Liebsten Attaque reitet. Er hat manche nützlich grobe Rede gehalten und, wenn ers ein Bischen wüst trieb, durch Gemüthskraft und ehrliches Wollen versöhnt. Einer, dems sicher in tiefster Seele wohlthat, wenn er Treitschke, den Wahlborussen, noch aus dem Grab über die „Zuchtlosigkeit süddeutschen Wesens" grollen hörte. Vom Wirbel bis zur Sohle schwarzweiß. Der Gang hat den Rhythmus der Preußenhymne. „Das Reich schleppen wir schon so sacht mit." Dumm und häßlich ists, den tüchtigen Mann als Narren oder Leuteschinder zu verschreien und vor Wurzellosen mit der Höhenwürde des Intellektuellen zu dekretiren: „Der wird nicht ernst genommen." Ein eckiger, fleckiger Mensch taugt uns hundertmal mehr als ein Plattenredner, der, wenn die Kurbel gedreht und die Nadel eingesetzt ist, Leitartikel von vorgestern abschnurrt. Militäretat: da können die Süddeutschen mal wieder ihr Fett kriegen. Der Abgeordnete nennt sie seine „verehrten Bundesbrüder", erinnert an die fritzischen Siege über die Reichsarmee und preist die Preußen, denen der Süden Mannszucht und Taktik, so weit ers vermochte, nebst dem Räuspern und Spucken abgeguckt habe. Kein hörbarer Widerspruch; nur, an einzelnen Stellen der Vorpostenkette, höhnisches Lachen. Schnapsschänker und Hetzer, von Arbei=

tergroschen lebende Faulenzer (so malt sich in solchem Kopf der Sozialdemokrat) dürfen einen alten Soldaten aus sauberem Edelmannshaus ungestraft höhnen? Eine nette Wirthschaft, die uns das liebe Reich da beschert hat! Und das Gelichter wetzt seinen Schnabel noch an den Grundsäulen unseres Heeres? Warte mal, Schwefelbande! Was versteht Ihr denn von Disziplin und Königsgewalt? Verfassung, Bürgerrecht und ähnliche Kinkerlitzchen kümmern den Mann, dem was befohlen wird, so viel wie den Teufel im Pfuhl die Krume der Dreierschrippe. Hacken zusammen: und los! Toll genug, daß ich aus Januschau hierher kommen muß, um Wahrheiten zu sagen, die jedem deutschen Kind eingeboren sein sollten. Die Stirnader schwillt über zornrothen Wangen. Hört! „Der Kaiser und König muß stets in der Lage sein, zu einem Lieutenant zu sagen: ‚Nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag!‘“ Nun haben sies. Daran können sie eine Weile knabbern; bis die Schneidezähne stumpf geworden sind! „Adieu, meine Herren!“

Rechts wird laut geklatscht, links verächtlich gelacht. Und der präsidirende Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg giebt einem anderen Abgeordneten das Wort. Da ruft Herr Ledebour, Sozialdemokrat und Choleriker: „Was sagt der Präsident dazu?“ Der ist auf dem Stuhl warm geworden und erwidert: „Ich verbitte mir solche Kritik meiner Geschäftsführung.“ Duplik (Ledebours?): „Der Reichstag wird besudelt! Skandal!“ Der Erbprinz ruft (ohne Namensnennung, also ohne Giltigkeit) den Abgeordneten zur Ordnung. Der wendet das Rechtsmittel schriftlicher Beschwerde an; wird aber vom Plenum abgewiesen. Und aus dieser Ereignißreihe wächst ein Holzpapiergebirg himmelan. Seit Wochen ringsum nirgends ein absatzfähiger Stoff; der Seinegestank kaum noch ertragbar. Endlich! Herrn Elard gebührte der Dank aller Schreiber. Die aber verfuhren gar nicht säuberlich mit ihm; machten ihn zum Raubritter, Rowdy, Struwweljunker. Einen redlichen Königsulanen, der sich vergalopirt hatte. Anzuklagen und schuldig zu sprechen war der Erbprinz zu Hohenlohe. Der durfte nicht dulden, daß im Deutschen Reichstag gesagt werde, der Kaiser habe das Recht, durch einen Lieutenant und zehn Mann dem Parlament die Bude schließen zu lassen. Behauptung oder Wunsch: der Satz ist unvereinbar mit der Verfassung, die dem Kaiser nicht die winzigste Gewalt über den Reichstag giebt, mit den Hoheitrechten der Bundesfürsten, deren Reichsorgan der Bundesrath ist, mit der Pflicht des allein verantwortlichen Kanzlers und dem Selbstachtungbedürfniß der vom Volk Gewählten. Dieser Satz war also geeignet, die Ordnung des Hauses zu stören (mehr als ein heftiges Zufallswort, das bei den Bakelsitten unserer Präsidenten und bei der Lammsgeduld unserer Abgeordneten der Rüge verfällt), und mußte geahndet werden. Wäre in keinem

Parlament der Erde geduldet worden. Daß Herr von Oldenburg ihn von trotzig spottender Lippe ließ, ist nicht schlimm. Der Präsident, der dieses Urtheil über das seiner Obhut anvertraute Lebensrecht des Reichstages ruhig, ohne nach der Glocke zu greifen, hörte, durfte nicht eine Stunde länger auf seinem Platz bleiben. Herr von Oldenburg stellt das Reichsparlament unter die Kriegsartikel und erklärt nachher, was Herr Singer rede, sei ihm „Wurscht"; ein Kollege, dem er und der ihm, nach dem Sinn der Hausordnung, zu höflichem Benehmen verpflichtet ist. Ein anderer konservativer Abgeordneter schreit die Scherzfrage durch den Saal: „Ist denn kein Thierarzt da?" Der Präsident findet nichts einzuwenden. Ruft aber Herrn Ledebour, der diesmal von Schuld und Fehl frei ist, zur Ordnung. Und die Fraktionen heben so unbilliges Urtheil nicht auf. Sogar die Nationalliberalen, die den Prinzen Huckebein doch nicht mitgewählt haben, erhalten ihn nun zu neuer Wahrung der Reichstagswürde. Nur am Königsplatz war Solches möglich. Soll sich in diesem Haus je Einer noch, weil er zur Ordnung gerufen wurde, in Scham als taktlosen Störenfried fühlen?

Das Alles ist, im Hohen Haus der Lachlüsternheit, der ungehörten, ungelesenen Reden, nicht so ernst gemeint. Weder General von Heeringen noch Rittmeister von Oldenburg denkt daran, die Abgeordneten mit aufgepflanzter Bayonnette aus dem gemüthlichen Wallotbräu, aus dem Reichsbadezimmer, der Reichsturnstube, Reichswärmehalle zu jagen und ihnen das souveraine Recht auf die Stöße des Reichsbriefpapiers zu rauben. Ists aber nöthig, in der durch den Hader um die Schiffahrtabgaben vergifteten Luft solches Spiel zu treiben? Kanns dem Ansehen, der Einheit des Deutschen Reiches nützlich werden? Daß man des leidigen Säckelns wegen der Reichsverfassung, wie einer wehrlosen Jungfer, Gewalt anthut und Bundesstaaten von bewährter Treue in Verbitterung hineinärgert, ist traurig genug; vor dem Gerede von Staatsstreich und Straßenkampf sollte Jeder die Zunge fein hüten. Und, wie der Kanzler dem Kriegsminister, Herr von Heydebrand dem westpreußischen Hitzkopf ein Privatissimum lesen. „Sie sind ein so famoser Kerl, lieber Oldenburg, mit Ihrem Reitermuth und Ihrem Burschentemperament in dieser Welt lederner und papierner Gesellen ein solches Labsal, daß ich mir immer die Lippen lecke, wenn Sie zum Wort kommen. Unersetzlich für unsere Sache. Ich verstehe auch, daß Sie wild werden, wenns um Sie kribbelt und johlt und die Mäuler sich aufthun, aus denen so niederträchtige Verleumdung unseres Thuns und Wollens kam. Verstehe Alles; sogar, daß Sie kratzen und beißen möchten. Nun haben wir aber die gräuliche Finanzgeschichte am Bein und in Preußen das ekelhafte Wahlspektakel dicht vor uns. Unmodern, hochmüthig, reaktionär: Das ist noch das Mildeste aus dem Komplimentirbuch, mit dessen Schlecker-

bissen wir bewirthet werden. Da muß man Fünf mal gerade sein lassen, über die Augenblickswirkung hinaussehen und bedenken, daß die Fraktion, wie die Schwadron, ohne Mannszucht rasch in die Binsen geht. Hier ist nicht Wachtparade: ist höllisch ernsthafter Krieg. Was bringt uns Ihr Vorstoß aus dem Busch? Die Süddeutschen murren, wie weiland Chlodwig, das glatte Scheusälchen, daß wir Schwarzweißen sie ins Joch ducken möchten, das Reich für dreißig Silberlinge hingäben und beim Anblick der Lohgerber, denen auf den steuerpflichtigen Strömen die Felle wegschwimmen, unsere Agrarierbäuche streicheln, ohne erst lange zu fragen, welche Folgen die dresdener, karlsruher, darmstädter Magenverstimmung auf den Reichsorganismus haben werde. Weiter. Liberale, Radikale, Sozialisten laufen durchs Land und erzählen, daß wir nach einer Gelegenheit zu Verfassungbruch, Wahlrechtsraub, Staatsstreich und ähnlichen Chosen lechzen. Sie, Verehrter, sind in der Fraktion ja so beliebt, daß zwei Dutzend unserer Freunde Ihrer Fanfare wie die Besessenen applaudirt haben. Zweifeln Sie, daß der Tratsch Glauben findet? Dann sind wir wieder die Schwarzen Männer, die Feinde des p. t. Volkes, die Absolutisten; das ganze Stück wird von der Walze geleiert. Und S. M. dankt Ihnen den Tanz nicht; ist Ihnen vielleicht gar böse, weil das Staatsstreichkonzert ja auch ihn wieder umfiedelt. Wollen Sie riesig nett sein? Dann brechen Sie, so bald wie möglich, eine Latte vom Zaun, stecken den Kopf durch und sagen den Leuten in Ihrem unwiderstehlich packenden Ton eines Preußenritters ein paar Worte, die den Stachel aus dem Fleisch ziehen. Ohne die aura popularis gehts auch bei uns auf die Dauer nicht. Wir brauchen gehobene Stimmung und müssen beweisen, daß wir nicht nur das unseren Vortheil Verbürgende konserviren wollen. Sonst verkrümeln sich die Wähler. Ihrem Karabiner, der nicht etwa rosten soll, weiß ich ein besseres Ziel, als da links in der Schwemme zu finden ist. Nehmen Sie doch mal Monsieur le Baron de Schoen gehörig aufs Korn, dessen Leute, wie der gute Butterheinrich gestern festgestellt hat, nicht mal Französisch können. Trotzdem der Chef zu uns wie ein Franzos geredet hat. Wird sich gut machen, wenn Sie, als Agrarier, den Portugiesenvertrag nachträglich zausen. In Sachen Mannesmann fragen, ob jemals eine Regirung gegen die eigenen Landsleute und zum Schutz fremder Interessen ein Weißbuch veröffentlicht habe; und was aus dem Senior einer Verbindung würde, der, ehe das angerufene Schiedsgericht noch versammelt ist, öffentlich gegen seine Bundesbrüder (da paßt Ihr Wort) Partei nimmt und dem Gegner die Argumente liefert. Das ist was für Sie. Eine Gelegenheit, deutlich zu zeigen, daß der Preuße, wenn Ehre auf dem Spiel steht, auch für Deutschland zu fechten weiß."

Papas Schmerzensschrei.

„Die Natur wird immer ihre Rechte wahren und zuletzt über jede abstrakte Vernunftthätigkeit obsiegen." Dieses Wort Humes aus seiner „Untersuchung des menschlichen Verstandes" ist freilich schon mehr als hundertfünfzig Jahre alt. Auch ließe sich nachweisen, daß der fortschreitende Geist der Menschheit sich bestrebt, wenn auch langsam und allmählich, doch immer mehr diese Natur wieder von dem Fluch und der Sünde zu erlösen, mit denen sie einmal der abstrakte Vernunftmensch belastet hat. Dennoch sind wir noch immer weit genug von dem Ziel entfernt; und die neue Welt, da in voller Wahrheit die lebendige Natur in uns den Sieg über diesen Vernunftmenschen davontrug, da der alte Kulturkampf zwischen Natur und Vernunft mit einer völligen Niederlage dieser Vernunft beendet ist, will noch immer erst erobert werden. Noch immer schleppen sich alle unsere Wissenschaften in den Fesseln ihrer alten rationalistisch-panlogistischen Dogmatik einher; und abstrakte Vernunftformeln, reine Begriffe werden von ihnen allgemein für die Ursachen und die regirenden Mächte in der Natur ausgegeben. Noch immer umfängt uns der große Irrwahn des abstrakten Vernunftmenschen, daß nicht unsere natürlichen Lebens- und Seinserfahrungen, sondern eben eine abstrakte Vernunftthätigkeit, ein bloßes Wort- und Begriffsbilden, zur „Erkenntniß" führt. Daß wir diese wirkliche, natürliche Welt uns selber zerstören und als Opfer hinschlachten auf dem Altar einer vollkommen anderen, für uns ganz unvorstellbaren Welt, einer Welt der Vernunft, des abstrakten Seins, die durchaus hypothetisch ist, die wir uns nur so denken und einbilden: Das macht noch immer unseren Glauben und unsere Kulturweltanschauung aus.

Lieber Leser! Es giebt für Dich keine ernstere, wichtigere und größere Frage als diese, die der alte Hume Dir stellt. Hier mußt Du Dich entscheiden; und Dein Fleisch und Blut ist dabei der Einsatz. Willst Du der Natur ihr Recht geben oder soll weiterhin diese abstrakte Vernunft Deine Herrin und Göttin bleiben, die, wenn Du die Kulturgeschichte lesen kannst, Dir von allem Anfang an als höchstes Ideal den Kampf gegen alles Natürliche zur Pflicht und das Wüthen gegen den eigenen Leib zum Gesetz macht? Diese Welt des abstrakten Seins kostet Dich sehr viel Geld. Für nichts giebst Du so viel Geld aus wie für sie. Aber Du bringst ihr auch Dein Fleisch und Blut, Deine Gesundheit, Deine Lebenskräfte und Lebensfähigkeiten zum Opfer. So wimmelt dieses Deutsche Reich (doch erst seit hundert Jahren) von Schulen, von Stätten und Zuchtanstalten, in denen unser Volk nicht etwa, wie Du vielleicht glaubst, zu einem natürlichen, lebendigen Wissen und Können erzogen und herangebildet wird, daß es dem Leben gewachsen sei und in ihm be-

stehen könne. Das, worauf es hier in erster Linie ankommt, ist ein Schulwissen, ein Vernunftwissen. Wozu wollen wir eigentlich unser Volk und unsere Kinder erziehen? Zu einem Lebenswissen oder zu einem abstrakten Wissen?

Ist Dir eigentlich schon aufgefallen, welche Veränderungen mit Deinen Kindern vorgehen, von dem Tag an, da sie die Schule besuchen? Hast Du schon auf das ewige „Warum" in ihren schlaffen gelangweilten Gesichtern Acht gegeben, wenn sie ihre Schulaufgaben erledigen sollen? „Was heißt das Alles? Von Allem, was da der Lehrer sagt, was ich da auswendiglernen soll, begreife ich ganz und gar nichts. Dieses Thun ist vollkommen sinnlos für mich und es interessirt mich auch nicht im Allergeringsten. Wozu das Alles?"

Die zur Erhaltung aller menschlichen Geschöpfe so wichtige Thätigkeit des Geistes, kraft deren wir gleiche Ursachen aus gleichen Wirkungen ableiten, sollte, wie uns David Hume sagt, nur nicht „den trügerischen Deduktionen unserer Vernunft" anvertraut werden. „Denn diese ist langsam in ihrer Thätigkeit, tritt in den ersten Kindheitjahren nicht in nennenswerthem Maß in Erscheinung und ist im besten Fall in jedem Alter oder Zeitpunkt des Menschenlebens dem Irrthum und Fehlgreifen in hohem Maß ausgesetzt. Es entspricht mehr der üblichen Weisheit der Natur, einen so nothwendigen Geistesakt durch einen Instinkt sicherzustellen; denn dieser kann unfehlbar in seiner Wirksamkeit sein, kann sich beim ersten Auftreten des Lebens und Denkens zeigen und unabhängig von all den mühsam erarbeiteten Deduktionen des Verstandes bleiben. Wie die Natur uns den Gebrauch unserer Glieder gelehrt hat, ohne uns Kenntniß von den Muskeln und Nerven zu geben, die sie bewegen."

Seit meine Kinder in die Schule gehen, gehen müssen, fühle ich mich in Qual- und Entsetzenszuständen, wie von einem ewigen Albdruck belastet. Man hat mich an einen Baum gefesselt, daß ich kein Glied regen kann, und die Kinder von mir losgerissen; treibt sie hinweg in eine fremde Gewalt und Gefangenschaft. Völlig hilflos, ohnmächtig muß ich zusehen, wie sie, einem Baal, einem Moloch zum Opfer, in einen glühenden Ofen geworfen werden. Ein schwerer Traum hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Ich träume ihn noch heute und fahre von ihm auf, mit Angstschweiß bedeckt. Ich sitze noch immer in der Schule. Ich muß noch immer mein Abiturientenexamen machen. Und eben den selben Albdrucktraum träumen zahllose deutsche Männer bis ins letzte Greisenalter hinein. Oft bin ich in meinem Leben in den schwierigsten Lagen gewesen; doch blicke ich auf Alles zurück, so weiß ich nur das Eine: daß ich mich nie so geängstet und gefürchtet habe wie in der Schulzeit, wenn die mathematische Aufgabe nicht gemacht war oder sonst Etwas mit der Schule nicht in Ordnung war.

All diese Albdruckträume werden noch einmals Wirklichkeit, diese Qualstimmungen erwachen von Neuem, wenn ich zu meinen Kindern in das Zimmer

komme, das aus einer Spielstube eine Arbeitstube geworden ist, und hineingucke in Das, was sie da lernen und wie sie es lernen müssen. Ich fühle die Anwandlung in mir, die Wände heraufzuklettern, und stöhne vor mich hin: Ist es möglich? Soll man es glauben? Das wird nun in ein Kindergehirn, in eine Kinderseele hineingepfropft! Giebt es denn überhaupt schlimmere Folterinstrumente, giebt es sicherere Werkzeuge, um alle lebendigen Wissenskräfte und Wissensbedürfnisse zu ersticken und zu töten, als diese Schulmethoden, diese Schulaufgaben, Schulprinzipien und Schulziele?

Schon einmal ließ ich „Papas Schmerzensschrei" ertönen. Ich sprach von einem einzelnen Fall, von einer Schulaufgabe, die meinen Kleinen in der Achten Mädchenschulklasse die erhabene Pflicht auferlegte, aus einem Lesebuchstück fünfzehn Substantiva herauszuschreiben, so da konkrete Begriffe, und fünfzehn Substantiva, so da abstrakte Begriffe sind. Ueber Das, was das Wesen des Begriffes ist, hat die Menschheit Jahrtausende lang die tiefsinnigsten Untersuchungen angestellt und wir sind heute darüber so klug wie zuvor. Wie man achtjährige Kinder nun zwischen Naturformen und Vernunftformen unterscheiden lehren soll, die ja gerade in unserem wissenschaftlichen Denken, von unseren erlesensten Geistern fortwährend durcheinandergeworfen werden und eben nicht auseinandergehalten werden können: diese Schulmethode ist noch nicht erfunden. Die Kinder könnens unmöglich verstehen. Sie können mit einer solchen Aufgabe ganz und gar keinen Sinn und Zweck verbinden. Aber der Schulprügel, die rothen Tintenstriche im Heft, das Ungenügend, die furchtbare IV, ihre Scham und Angst, nicht einmal zwischen Konkreta und Abstrakta unterscheiden zu können: Das sind Katastrophen in der Kinderseele, die dann gelegentlich zu Selbstmorden führen können. Einem Begriffsphilosophen von Fach, einem Hegelforscher habe ich zum Spaß das Schulpensum meiner achtjährigen Kinder aufgegeben; ich fragte ihn: Ist Bäckerei, Pfund, Liebe, Gesang etwas Konkretes oder Abstraktes, etwas Natürliches oder nur Vernünftiges? Ach, dieser Mensch wußte wirklich nicht, daß das Alles gar nichts Natürliches, sondern nur Denkformen sind; wenigstens für die Schulgrammatik einer Achten Mädchenschulklasse; und hätte der Hegelkenner und Hegelspezialist die Schularbeit meiner Kinder machen müssen, er hätte mindestens zwei Stunden Nachsitzen bekommen. Wie ich mir denn überhaupt, seit meine Mädel die Schule besuchen, immer von Neuem das Vergnügen mache, meinen Bekannten, Männern von Namen und Ansehen, von akademischer Bildung, lauter Zierden der Nation, die Wissensfragen vorzulegen, die diese Kinder pflichtgemäß zu beantworten haben. Und diese Männer zeigen immer wieder eine so horrende Unwissenheit, daß sie bei einem Examen für die alleruntersten Schulklassen rettungslos durchfallen würden. Sie wissen nicht, wie die linken Nebenflüsse der Havel heißen, noch können sie jemals in richtiger Reihenfolge die Städte an der

Oder herzählen, wissen nicht, was eine schwache und eine starke Deklination ist; gerade also von Dem, was unsere Kinder wissen müssen, wissen diese erwachsenen, als „gebildet" geltenden Männer nicht das Geringste.

Nach meinem Aufsatz von den Abstrakta und Konkreta habe ich sehr viele Zuschriften erhalten; viele auch von Lehrern. Und nicht eine einzige widersprechende. Zwei meinten nur, es sei sehr schlau gewesen, daß ich da einen einzelnen Fall herausgriff, und zwar den allerschlimmsten. Nein. Es handelt sich um unser Schulwissen überhaupt, um die ganz besondere Art und das Wesen dieses Schulwissens. Das wir vollkommen wieder vergessen und verschwitzen, wenn wir die Schule hinter uns haben. Mit dem wir in unserem Leben später gar nichts anfangen können. Unseren Kindern wird es eingetrichtert, lassen wir es eintrichtern, während wir Erwachsene es weder haben noch vermissen. Dieses Schulwissen, das nur gerade ganz und gar kein lebendig Wissen und kein Lebenswissen ist, reißt vielmehr alles Wissen in Stücke und Fetzen, legt unseren Kindern tote Worte und Fragen vor, die für sie ohne jedes Interesse bleiben, ihnen durchaus sinn- und zwecklos erscheinen müssen. Eben so gleichgiltig und vollkommen nebulös wie die Unterscheidung zwischen Abstrakta und Konkreta, zwischen schwacher und starker Deklination, ist ihnen der weitaus größte Bestand dieses Schulwissens. Das, was sie sehr wohl interessiren könnte, macht ihnen die Schule gerade uninteressant und zur Qual.

Meine Mädel kommen in die Klasse, wo zum ersten Mal Erdkunde betrieben wird. Nach einiger Zeit nehme ich einmal das Heft in die Hand, in dem sie die Ergebnisse ihres geographischen Unterrichts aufspeichern. Der erste Satz, der auf der ersten Seite, auf der ersten Linie steht, lautet: „Der magnetische Nordpol liegt auf der Insel Boothia-Felix." Ich blicke staunend auf meine gelehrten Kinder und frage sie: „Und was ist nun ein magnetischer Nordpol? Und wo liegt Boothia-Felix?" Sie haben natürlich keine Ahnung davon und die Worte können für sie unmöglich etwas Anderes als „Quatsch" sein. Mit genau dem selben Recht und Erfolg könnte man zu ihnen Chinesisch reden. Wenn Kinder unter sich sind und eins fragt das andere: „Was habt Ihr in der Schule aufbekommen?" so sagen sie: „Ach, so 'n Quatsch!"

Solches „magnetische Nordpol-Wissen" für Kinder von acht Jahren, das für sie ein Chinesisch ist, verfolgt unsere Jugend wie ein böses Gespenst durch die ganze Schulzeit. Im geographischen Unterricht der Untertertia eines süddeutschen Gymnasiums sollen, wie mir ein bedrängter Vater schreibt, die zwölf- und dreizehnjährigen Knaben die Erdschichten „auswendiglernen": Känozoikum, Mesozoikum, Palaeozoikum, Archaeozoikum, Archaikum. Das Känozoikum besteht wieder aus Quartär und Tertiär, das Quartär wieder aus Alluvium und Diluvium, das Tertiär aus Miozän, Oligocän, Eocän, das Palaeozoikum aus Perm, Dyas, Karbon, Devon, Silur, Kambrium. Offenbar hat diese Unter-

tertia die Aufgabe, die Kinder im Zungenzerbrechen zu üben. Sie läßt einfach Fremdwörter einüben und aussprechen, auch wenn sie Natur- und Erdkunde betreiben will. Weder ein zwölfjähriger Knabe noch auch die meisten Erwachsenen können mit einem einzigen dieser Worte eine Vorstellung verknüpfen und wissen, was es überhaupt bedeutet. Sondern nur ein Geologe, ein Fachgelehrter hat dabei wirklich lebendige Bilder vor Augen, besitzt hier ein Erfahrungs-, ein lebendiges Wissen; und einen Sinn haben diese Worte nur für Den, der ein wirkliches geologisches, geognosisches und palaeontologisches Spezialwissen besitzt. Für jeden Anderen aber sind diese Worte unsinnig, sinnlos; ihnen fehlen eben dann gerade all die sinnlichen Vorstellungen des Spezialgelehrten. Und damit nun zwölfjährige Knaben nicht nur leere Wortklänge hören, Perm, Oligocän, Devon, Archaikum, sondern ein wirkliches, wenn auch nur allgemeines populäres Wissen von der Aufeinanderfolge der Erdschichten bekommen, müßte man ein Jahr lang ganz ausschließlich nur Mineralogie, Geologie, Palaeontologie, Petrefaktenkunde mit ihnen betreiben, in die Museen gehen, unmittelbar in der Natur ihnen Das klarmachen, ihnen Lichtbilder zeigen. Aber das Schulwissen besteht eben darin, daß es dieses lebendige Wissen den Kindern nicht beibringt, sondern rein mechanisch nur Worte auswendig lernen läßt: Känozoikum, Mesozoikum und so weiter. Mit genau dem selben Recht könnte der Lehrer auf der Untertertia ihnen erzählen: Die Reihenfolge der Erdschichten ist Lititit, Geranium, Zapperlapapp. Lititit zerfällt in Meerseen, Rakaks und graue Unterhosen. Es ist ein Unsinn, von zwölfjährigen Jungen zu verlangen, daß sie die systematische Aufeinanderfolge der Erdschichten kennen und achtzehn wilde unverstandene Fremdwörter herunterleiern. Außer den Geologen von Fach giebt es unter den Erwachsenen, unseren allgemein Gebildeten, vielleicht eine Handvoll Menschen, die völlig korrekt diese Reihenfolge aus dem Gedächtniß herzusagen vermöchten. Ein wirkliches Wissen aber in diesen Dingen, das zu einem Urtheil berechtigt und allein von Werth ist, kann nur durch ganz spezielle Studien angeeignet werden.

Wenn man mit unseren Jungen in der Chemiestunde praktische Chemie betreibt, ihnen wirklich Experimente vorführt, worauf doch Alles ankommt, so sind sie Auge und Ohr und das lebendige Interesse leuchtet aus ihren Augen. Aber das Schulwissen will sie nicht selbst experimentiren lassen, sondern treibt abstrakte Chemie und läßt sie nur chemische Begriffe, chemische Formeln auswendiglernen. Doch alle diese Formeln sind erst durch die Wissenschaft mühsam aus der Erfahrung heraus gewonnen worden und wiederum ganz sinnlos für Den, der nicht zuvor gründlich diese Erfahrungschule durchgemacht hat, ein reines Abrakadabra für eine Schuljugend, die eben in diese praktische Chemie noch gar nicht eingeführt ist, im Laboratorium selbst noch gar keine Experimente betrieben hat. Ein befreundeter Lehrer erzählt mir, wie er, an das Gymna-

sium einer großen Ostseestadt berufen, Physikunterricht ertheilen soll. Er kommt zum Direktor, um ihn zu fragen, wo er die physikalischen Instrumente finden könne. Der sieht ihn eben so entsetzt wie entrüstet an: „Was, Herr Kollege, Sie wollen wohl mit den Jungen Spielereien treiben? Wofür halten Sie eigentlich die Schule? Ihr Vorgänger hat hier dreißig Jahre lang Physik gelehrt und dazu niemals auch nur ein Instrument gebraucht."

Und genau wie den Naturunterricht, so betreibt diese Schule den Sprachunterricht. Sie will unsere Jugend nicht zur deutschen Sprache, sondern zur deutschen Grammatik erziehen. Offenbar will sie aus unserem deutschen Volk nicht ein Volk von Männern und Frauen machen, welche die Sprache gebrauchen, um sich einander mitzutheilen, lebendige Vorstellungen, Gefühle, Erfahrungen, Ueberzeugungen mit einander auszutauschen: sondern all diese Männer und Frauen verbringen ihr ganzes Leben damit, daß sie bei den Worten des Anderen zu zählen anfangen, wie viele Substantiva er gebraucht, wie viele Adjektiva; liebt er mehr Ausrufung- oder mehr Fragezeichen? Ein einziges Volk von Grammatikern und Philologen. Aber diese Menschheit hat hunderttausend Jahre gesprochen, bevor sie wußte, was Grammatik ist, und durch einen grammatikalischen Unterricht können unsere Kinder nur so verwirrt werden, daß sie gerade nun nicht sprechen lernen. Wie diese Schule in den oberen Klassen uns die Homer, Goethe, Schiller von Grund aus zuwider macht, so verekelt sie den Jüngsten die Freude an den Fabeln; Gedichten und belehrenden Stücken ihres Lesebuches von vorn herein so sehr, daß sich bei ihnen ein natürlicher Widerwille gegen das Lesen, gegen das Buch einstellen muß. Tolstoi theilt in seinen pädagogischen Schriften den Aufsatz eines kleinen russischen Bauernjungen mit, der nicht durch diese grammatische Dressur gegangen ist, und ruft begeistert aus: „Der schreibt besser als Goethe!" Ungefähr die selbe Erkenntniß bringt ein berliner Schulpraktiker, der Gymnasialprofessor Walter Nausester, in seinem Buch „Das Kind und das Sprachideal" zum Ausdruck. Und auch meine eigenen Beobachtungen lehren, daß unsere Kinder, so lange sie noch nicht in die Schule gekommen sind, ganz von selbst die beste Sprache, dem höchsten Sprachideal gemäß, reden, wie es Nausester mit Recht im Volkssprichwort verwirklicht sieht. Diesem Volkssprichwort stellt Nausester als abschreckendes Gegenbeispiel ein Schulbuch, Kieperts „Alte Geographie", gegenüber. Und fast alle Schulbücher sind von der selben Beschaffenheit. Wenn ich die meiner Kinder in die Hand nehme, so lasse ich sie schnell, wie glühendes Eisen, wieder fallen. Wie sollen die Kinder verstehen, was ich mir oft mit größter Mühe erst zurechtlegen muß? Gerade Das, worauf Alles ankommt, das Sprachideal, kann nicht auf grammatikalischem Wege gefunden werden: „Der Lernende sucht es, er muß es suchen in der Sprache eben so wie an jedem Ding. Weil die Jugend von diesem Streben besonders tief erfüllt ist, macht sie ein richtiger Instinkt zum Feinde der Grammatik." (Nausester).

Aber das Wesen des Schulwissens besteht darin, daß es uns auf allen Gebieten, in allen seinen Disziplinen nicht zum Sprechen, sondern zur Grammatik hinführen will. Die abstrakten chemischen Formeln und Gesetze, auf deren Kenntniß die Schule mehr Gewicht legt als auf natürliche chemische Erfahrungen, sind für das Naturwissen das Selbe, was die Grammatik für die Sprache ist. Die Schule hat es überhaupt so an sich, daß sie unsere Jugend, statt in das Reich des Lebens, in eine Welt von lauter Begriffen und Abstraktionen versetzt. Ich will, daß meine Kinder schwimmen lernen. Ich halte es für sehr nützlich und vortheilhaft, daß sie schwimmen können. Aber ich sage zu ihnen: Ich verbiete Euch, daß Ihr ins Wasser geht, bevor Ihr zu schwimmen „versteht“. Und dann halte ich ihnen zwei Jahre lang täglich vier Stunden lang Vorträge über Turnen und Schwimmen, spreche über die Mechanik des Körpers, über den verschiedenen Bau von Fischen und Menschen, lasse sie die lateinischen Namen aller Muskeln auswendiglernen, die beim Schwimmen in Betracht kommen, verbreite mich eingehend über die Bedeutung des Wassers in der Natur und über seine chemische Zusammensetzung, zeige auch meinen Kindern, wie sie die Beine und Arme beim Schwimmen bewegen müssen. Dann fahre ich in die Mitte eines Sees hinaus, werfe sie aus dem Kahn und sage: „Nun führt mir ein Preisschwimmen vor!“ Dies Preisschwimmen wird darin bestehen, daß sie wie Blei auf den Grund hinuntergehen und nach einiger Zeit tot auf dem Wasser treiben, zum tiefsten Erstaunen des klugen Vaters.

Aber unsere Schule handelt in aller Wirklichkeit so. Ein Mensch, der im Wasser schwimmen gelernt hat, wird es nie wieder verlernen, auch wenn er Jahre lang nicht ins Wasser kommt. Doch wenn er die theoretisch-abstrakten Belehrungen nicht unaufhörlich aufnimmt, so entschwinden sie ihm sehr bald wieder aus dem Gedächtniß, wie die Meisten von uns all ihr Schulwissen verschwitzen, so weit sie es nicht beruflich üben, zur Anwendung bringen müssen. Soll ich heute $^3/_4 \times {}^5/_7$ multipliziren, so muß ich erst im Rechenbuch nachsehen, wie Das gemacht werden soll. Ich komme für meine Person auch nie in die Lage, so schwere Aufgaben lösen zu müssen, und seit ich aus der Schule bin, habe ich nie mehr als das allereinfachste Rechnen mit den vier Spezies nöthig gehabt. Das „universale Wissen“, das wir von unseren Schulen in das Leben mit hineinnehmen, besteht aus unverdauten Brocken, dürftigen Bruchstücken aus allen möglichen Spezialwissenschaften, kümmerlichen Fetzen und Theilchen vieler Fachgelehrsamkeiten. Wer hier nicht selbstthätig weiterbaut und weiterarbeitet, Der hat den einzigen Gewinn davon, daß er, wie ein gebildeter Hausknecht, gelegentlich mit einem lateinischen oder griechischen Brocken noch seine Unterhaltung würzen kann. Er sagt Mesozoikum und Oligocän, wenn ihm die Worte noch im Gedächtniß hängen geblieben; aber die Schule hat ihm die Erdbilder dazu nicht mitgegeben, sondern sie ließ ihn nur ganz mechanisch die Systembegriffe auswendiglernen, wie die Jahreszahlen in der Geschichte.

Dennoch müssen wir uns darüber klar werden, daß diese Schule nur das Ideal verwirklichen will, auf dem unser ganzer Kulturglaube und unsere Kulturweltanschauung begründet ist. Sie will uns zur wissenschaftlichen Weltauffassung anleiten und hinführen; und wir müssen nur das Eine deutlich sehen und erkennen, daß diese wissenschaftliche Weltauffassung eine ganz andere ist, als sie der natürliche Mensch von vorn herein besitzt, als sie in einem Kinde lebt. Und wenn wir unsere Kinder in die Schule schicken und nach einiger Zeit dann merken, daß sie blaß werden, ihre Fröhlichkeiten einbüßen und nur in Unlust ihre Arbeiten verrichten, so liegt Das allein daran, daß sie auf einmal dazu dressirt werden sollen, ihre natürliche Auffassung von den Dingen mit einer wissenschaftlichen zu vertauschen. Vor den Bauernjungen, der mit den Kühen aufgewachsen ist, tritt plötzlich ein seminaristischer Volksschullehrer, vielleicht sogar aus Berlin, um ihm klarzumachen, daß er nicht wisse, was eine Kuh ist (die „abstrakte Kuh" des Schulmeisters nämlich). So lange unsere Schule eine Klosterschule war, eine reine Gelehrtenschule, mochte Das so hingehen. Aber seit hundert Jahren soll bei uns das ganze Volk entwurzelt, in seinen natürlichen Daseinsgefühlen zerrüttet werden: und jetzt erst gehen uns allmählich die Augen darüber auf, wie wir gegen unser eigenes Fleisch und Blut wüthen, wie wir uns durch unsere Schule entkräftigen.

„Der Begriff ist das Wesen der Dinge." Für die Menschen kommt es allein darauf an, die Begriffswesentlichkeit der Welt zu erkennen. Dieser Satz bildet den noch immer ganz unerschütterten Grund- und Eckstein unserer Kulturweltanschauung und alle unsere Wissenschaften wollten stets nur dieses Begriffsideal, in aristotelischer oder platonischer Auffassung, als wahr und richtig nachweisen und die natürliche Welt unserer Intuitionen auf eine abstrakte Welt als ihre Ursprung- und Ursachen- oder auch ihre Gott- und Idealwelt zurückführen. Der letzte thatsächliche, wirkliche Sinn und Inhalt dieser Lehre von der Entstehung der Dinge aus dem Begriff läuft einzig und allein darauf hinaus, daß etwa die Bäume einmal aus dem Wort Baum hervorgewachsen sind. Das große „Ignorabimus", in dem alle unsere Wissenschaften enden, ist aber wiederum einzig und allein das Ergebniß unserer wissenschaftlichen Arbeit, die vollkommen daran scheiterte und Jahrtausende lang sich umsonst bemüht hat, in der uns gegebenen Natur- und Wirklichkeitwelt das Abstrakte als realen Ursprung oder als ideales Gottwesen nun auch in aller That und Wahrheit nachzuweisen, den Begriff wirklich als das Wesen der Dinge zu zeigen.

Dieses Begriffsideal unserer Kulturweltanschauung, unserer wissenschaftlichen Weltauffassung will uns zu einer Ursprungs- und Idealwelt hinführen, wo „Alles Eins ist", wo es eben in aller Wahrheit keinen Unterschied mehr giebt zwischen den Formen und den Dingen dieser natürlichen Welt. Wie uns Helmholtz am Anfang seiner berühmten Abhandlung („Ueber das Gesetz von der

Erhaltung der Kraft") sagt, besteht die Aufgabe der Wissenschaft darin, diese Welt der natürlichen, veränderlichen und höchst verschiedenfachen Erscheinungen aus einer abstrakten, völlig unveränderlichen Welt einer absoluten Einheit und Gleichheit herzuleiten. Und eigentlich kann man sich nicht darüber wundern, daß solche Wissenschaft, welche die Quadratur des Cirkels lösen, aus einem Cirkel ein Quadrat, aus einem Quadrat einen Cirkel und Alles „gleich machen" will, immer wieder im „Welträthsel" und in einem Ignorabimus enden muß.

Diese begriffliche, abstrakte, wissenschaftliche Weltauffassung steht in einem unlöslichen Widerspruch zu der natürlichen Erfahrungwelt, die uns Menschen intuitiv gegeben ist. Und wird nie diesen Widerspruch lösen können. Dennoch hat ihr abstraktes Begriffsideal Jahrtausende lang das ganze Denken, Dichten und Trachten der Menschheit beherrscht. Auch unsere Schulen sind nur auf ihm errichtet, sind die Bollwerke einer platonisch-aristotelischen Glaubenslehre und gehen darauf aus, uns nicht in einem natürlichen, in einem Lebenswissen, sondern in einem abstrakten Wissen zu erziehen.

Der alte Johannes Scherr hat einmal den sozialdemokratischen Zukunftstaat, wo „alle Menschen eins und gleich sind", satirisirt und es als Grundforderung hier aufgestellt, daß wir zunächst einmal sämmtliche Menschen in einen Anatomiesaal hineinbringen, ihnen das Gehirn ausnehmen, alle Gehirne zu einer vollkommen gleichen, unterschiedlosen, einheitlich-unveränderlichen Masse zusammenrühren und jedem Menschen dann wieder in vollkommen gleichen Theilen das selbe Gehirn zuwiegen. Aber dieses Ideal von der Welt, „wo Alles eins", alle Menschen gleich sind, ist doch nicht nur ein sozialdemokratisches Ideal, sondern das Menschheitideal schlechthin, von dem die Menschheit bisher stets ihre Erlösung erhofft hat und das uns überall aus unseren Religionen, Philosophien und Wissenschaften entgegenleuchtet. Nur mit der Natur ließ es sich nie vereinigen. Auch unsere preußische Staatsschule strebt, wie der sozialdemokratische Zukunftstaat, danach, in den Retorten einer abstrakt-wissenschaftlichen Weltauffassung, ein Volk von homunculi heranzuziehen, die alle gleich sind. Darum ist sie ja nur eine „Einheit- und Normalschule". Endlich regt sich ja nun die Erkenntniß (und neuerdings hat hier vor Allen Wilhelm Ostwald seine Stimme erhoben), daß in dieser Einheit- und Normalschule alle lebendigen Geisteskräfte unseres Volkes absterben müssen.

Doch alle unsere Reformpläne und Besserungvorschläge gehen nicht an die Wurzel des Uebels heran, wenn wir uns nicht von dem Grundwahn und der völlig absurden Fiktion unserer vieltausendjährigen Kulturweltanschauung und unserer wissenschaftlichen Weltauffassung befreien, das Joch und die Herrschaft eines abstrakten Denkens und Vernunftglaubens von uns abschütteln, wonach der Begriff das Wesen der Dinge ist. Wenn wir uns nicht von dem Irrthum einer Begriffsphilosophie lösen, deren „Alles-Eins-Welt" nur eine

rein-sprachlich existirende Wortwelt ist und deren Begriffsideal von einem Zukunftreich, wo alle Menschen eins und gleich sind, nur dadurch zu Stande kommt, daß sie dieses Reich nicht mit wirklichen Menschen, sondern mit dem Abstraktum „Der Mensch" bevölkert.

Bei Helmholtz blitzt es vorübergehend auf, daß dem wissenschaftlichen Bestreben, die veränderliche Natur auf das unveränderliche Abstrakte zurückzuführen, vielleicht keine Wirklichkeit entspricht. Daß die Menschen hier nur von einer Fata Morgana geäfft worden sind, das Ignorabimus unserer Wissenschaften nur das Ergebniß falscher Voraussetzungen ist, suche ich in meinem Buch „Revolution der Aesthetik als Einleitung zu einer Revolution der Wissenschaft" (Berlin, bei Ehbock) nachzuweisen. Mit Recht hat man mir entgegengehalten, daß dieser abstrakte Denker, der Erkenntnißmensch, der den Begriff für das Wesen der Dinge erklärte, eine ungeheure praktische Wirksamkeit entfaltete und daß wir seinen Einfluß bis in die Eisenbahntarife und die Brotpreise hinein verfolgen können. Gewiß! In dem Kampf gegen die alte Weltanschauung und ihr Begriffsideal handelt es sich um die nacktesten Lebensinteressen und er hat durchaus nicht nur theoretische Bedeutung. Es ist die Kulturfrage aller Kulturfragen. Wie sehr ich diesen Irrwahn an meinem eigensten Fleisch und Blut spüre, Das kommt mir zu klarstem Bewußtsein, wenn ich in die Arbeitstube meiner Kinder trete und die Kleinen sich abquälen sehe mit allerlei völlig unnützen Beschäftigungen, die sie nur betreiben müssen, weil der Schulgeist den Begriff für das Wesen der Dinge hält.

„Und dann müßten Sie", so schreibt mir ein Lehrer, „den ganzen Schulschwindel so hinter den Coulissen sehen können, wie Unsereiner es kann, — wenn ers kann. Nur so die Schulaufgaben, die im Klassenbuch hinter einander für die fünf Vormittagsstunden eingetragen sind, einmal mit Verstand lesen und dann die Schulesel von Konzentration des Unterrichtes iahen hören. Unten liefert man uns muntere Kinder herein mit hellen Augen und offenen Ohren für die Schönheit der Welt; wenn sie oben aus der Mühle herauskommen, dann, o Jammer, haben sie den Gebrauch der Sinne, wenn sie überhaupt noch welche haben, verlernt." Dieser Moloch aber, dem wir unsere Kinder zum Opfer bringen, ist der unselige Erkenntnißmensch, der uns, statt unserer wirklichen Welt, seine Welt des abstrakten Seins als die erst wahre und wirkliche Welt vorspiegeln will und in die Schule seinen unfruchtbaren Baum abstrakter Erkenntnisse hineinpflanzte, statt des Lebensbaumes, nach dem die Kinder verlangen.

Wilhelmshagen. Julius Hart.

Zurück zur Scholle!

Zurück zur Scholle! Roman. Georg Müller in München.

Ein Fragment als Probe der Darstellungart:

Als August Knorreck am Abend mit den Arbeitern wieder zurückkam, ließ er zuerst die Krebse in die Küche bringen. Dann stieg er die Treppe hinauf. Fritz von Winkelberg hörte ihn kommen und öffnete ihm die Thür.

„Haben Sie sich die Sache überlegt?“ fragte er kurz.

„Ja!“ erwiderte August Knorreck; und in seiner Brust arbeitete es schwer. „Ich kanns nicht zugeben, niemals!“

„Ist Das Ihr letztes Wort?“ rief der Baron rauh.

„Mein letztes!“ sprach August Knorreck. „Ich kann nicht anders.“

„Dann hören Sie auch mein letztes Wort!“ sprach Fritz von Winkelberg und trat dicht vor ihn hin. „Mit einem Menschen, der von solchen Vorurtheilen besessen ist, kann ich nicht länger arbeiten. Entweder Sie lassen Hedwig unverzüglich zurückkommen oder Sie sind von heute ab entlassen!“

August Knorreck fuhr sich über die Stirn. Dann trat er einen Schritt zurück. Das letzte Wort hatte ihn wie ein Beilhieb getroffen.

„Herr Baron!“ stöhnte er. „Ich bin über fünfundzwanzig Jahre auf dieser Stelle.“

„Das weiß ich, mein lieber Knorreck. Und ich weiß auch, daß ich ohne Sie nicht lange arbeiten kann. Aber trotzdem: ich muß Sie endlich klein kriegen!“

„Ich bin ein alter Mann“, sprach August Knorreck, der sich inzwischen beruhigt hatte, weil er diese ungeheuerliche Drohung nicht für Ernst nehmen konnte. „Sie wollen mich auf die Straße setzen, Herr Baron!“

„Das will ich nicht!“ sagte lächelnd der Baron, der den Widerstand seines Gegners schwinden fühlte. „Sie sollen ja auch hier bleiben. Nur die Dummheit von heute morgen sollen Sie wieder gut machen. Ihr Kontrakt läuft noch zwei Jahre. Sollten Sie, was ich nicht glauben kann, meiner Kündigung Folge leisten, so werde ich Ihnen das Gehalt weiter zahlen, sofern ich dazu im Stande bin. Kann ichs nicht und wirthschafte ich mich ohne Sie auf Britzkawe zu Grunde, dann tragen Sie allein die Schuld.“

August Knorreck hielt den Blick gesenkt und schüttelte den Kopf.

„Es ist mein letztes Wort, Knorreck!“ warnte ihn der Baron. „In der Dickköpfigkeit nehme ichs noch mit Ihnen auf. Ueberspannen Sie den Bogen nicht.“

„Ich thu' Das nicht, Herr Baron!“ stöhnte der Inspektor.

„Sie wundern sich darüber?“ rief Fritz von Winkelberg, seines Sieges sicher. „Obgleich Sie selbst den Herrn Baron in mir großgezogen haben. Jetzt faßt er Sie an. Jetzt will ich einmal wenigstens Ihr Herr Baron sein.“

„Herr Baron, ich bitte Sie, nehmen Sie die Kündigung zurück.“

„Nur unter einer Bedingung.“

August Knorreck sanken in einem Ruck die Schultern herab.

„Sind Sie nun mürbe, mein lieber Knorreck!“ lachte der Baron und klopfte ihn auf die Schulter. „Sehen Sie einmal, Sie richten mit Ihrem Dickschädel nichts aus. Werfen Sie mir wirklich den Kram vor die Füße, dann wirthschafte ich mit Thomas Hauschild weiter. Hedwig kommt her. Ich finde sie schon. Sie hat in

Zdurotschin das selbe Billet wie Hugo gelöst, und zwar nach Halle. Wir machen Hochzeit. Ihre Einwilligung ist dazu nicht nöthig. Und dann werden Sie schon ganz von selbst wiederkommen.“

August Knorreck knüllte mit der rechten Hand seine Mütze zusammen.

„Also: wie stehen wir?“ rief Fritz von Winkelberg und schlug ihn auf die Schulter.

„Wie der Herr Baron befehlen!“ sagte der Inspektor und ging.

Fritz von Winkelberg athmete erleichtert auf und schrieb einen Brief nach Halle.

Als Knorreck die Hausthür erreicht hatte, durch die er über fünfundzwanzig Jahre gegangen war, mußte er sich an den Pfosten halten. Sein Gang war unsicher und tappend. Frau Knorreck öffnete die Thür.

„August!“ schrie sie auf, als sie ihn taumeln sah. „Was ist Dir!“

„Nichts!“ sagte er ruhig und raffte sich zusammen. „Es war so ein kleiner Schwindelanfall. Wir ziehen morgen nach Zdurotschin. Der Herr Baron hat mir gekündigt.“

Frau Knorreck entfiel vor Schreck der Leuchter. Das Licht erlosch.

„Rufe Thomas!“ befahl er mit fester Stimme. „Er muß ein Telegramm nach Luschelau bringen. Der alte Abraham muß morgen herkommen.“

Zehn Minuten später sprengte der Gehilfe in die Nacht hinein.

August Knorreck schlief diese Nacht nicht. Zuerst holte er seine Wirthschaftbücher heran und begann, zu rechnen. Frau Knorreck, die sich noch immer nicht zu fassen wußte, saß zusammengesunken auf dem Stuhl hinter dem Ofen und schluchzte leise in ihre Schürze.

„Was soll Das?“ rief August Knorreck barsch. „Das hilft nicht. Hol Dir zwei Mägde und pack die Sachen. Morgen früh ziehen wir. Es bleibt dabei Hör auf, zu lamentiren.“

„August!“ stöhnte sie. „Wovon sollen wir leben? Wir haben doch nichts als Dein Gehalt!“

„Ein Jahr halten wirs aus! Und für das Weitere wird der Herrgott sorgen. Ists hier mit Britzkawe ganz und gar aus, dann suche ich mir eine andere Stellung!“

„Du bist doch ein alter Mann!“ rief sie. „Gieb doch nach! Dich nimmt doch Keiner mehr als Inspektor.“

„Das wollen wir erst mal sehen. Ich nehms mit jedem Jungen auf.“

Da wußte sie, daß nichts gegen ihn und seinen Starrsinn auszurichten war. Sie ging langsam hinaus und holte sich ein paar Mägde, um das Geschirr und die Wäsche einzupacken. Eine halbe Stunde später hörte sie August Knorreck im Schlafzimmer herumhantiren. Alle Hoffnung aber hatte sie noch nicht verloren. Sie konnte nicht glauben, daß sie der Baron ziehen lassen würde.

Der Inspektor aber rechnete, schloß die Zahlenreihen ab, überblickte den Inhalt der Kasse und machte einen Rundgang durch die Ställe. Dann kam Thomas Hauschild zurück. Dem übergab er die Bücher und die Kasse, prägte ihm die Arbeiten für die nächsten Wochen ein und ließ ihn nicht eher los, bis er Alles vom Herzen herunter hatte. Da schlug es Mitternacht.

„Wenn Sie was nicht wissen“, sagte August Knorreck und stand auf, „dann kommen Sie zu mir. Ich wohne in Zdurotschin. Halten Sie die Ohren steif, daß nichts versäumt wird. Ich werde hin und wieder selbst zum Rechten sehen

kommen. Wenn Sie nicht aufpassen, ist unsere Freundschaft aus. Dann mögen Sie selbst sehen, wie Sie mit Hedwig zurechtkommen."

Thomas Hauschild versprach es ihm in die Hand und legte sich schlafen, denn er war übermüdet.

August Knorreck aber nahm Stock und Mütze und ging mit starken, langsamen Schritten durch die Felder. Matt nur schimmerte die Mondsichel durch die unbeweglichen Wolkenschleier der Nacht. August Knorreck brauchte kein Licht. Er kannte in der Gemarkung Britzkawe jeden Stein. Links und rechts streckten sich die dünnen, zähen Halme des Roggens in die Höhe. Sie leuchteten schon gelblich. Acht Tage noch: dann fiel der erste Sensenwurf. Er hob die Hand und ließ die Halme durch die Finger gleiten. Eine Aehre blieb darin hängen. Sie war voll und schwer und strotzte von Körnern. Das war seine Arbeit, seine treue Arbeit seit fünfundzwanzig Jahren. Und Das sollte jetzt plötzlich ein Ende haben! Gesenkten Hauptes schritt er weiter, durch den fetten, raschelnden Weizen, durch die flüsternde Gerste, die der sanfte Nachtwind furchte, durch die dunklen Kartoffelfelder und an den schnurgraden Rübenfurchen entlang. Drei Stunden wanderte er, sprang über Gräben, strich am Waldrand entlang, umkreiste fast die ganze Gemarkung bis nach Altsorge hinunter, wandte sich endlich und machte sich auf den Rückweg, als im Osten gerade der erste Morgenschimmer erwachte. Auf der Schwedenschanze, von deren freier Höhe man das ganze Dorf und den größten Theil der Gemarkung übersehen konnte, machte er Halt. Lange ließ er seinen Blick in die Runde schweifen und nahm Abschied von dem Boden, der ihm durch fünfundzwanzig Jahre harter Arbeit seine Heimath geworden war.

... Als August Knorreck wieder auf dem Gutshof eintraf, erglühte der Osten im dunklen Sonnenfeuer. Er ließ drei Leiterwagen anspannen und vor seine Thür fahren. Dann wurden die Möbelstücke einzeln herausgetragen und aufgeladen. Da viele Hände zugriffen, verlief die Arbeit schnell und ohne Stocken. Die Dienstleute steckten die Köpfe zusammen und flüsterten leise mit einander. August Knorreck sprach kein unnöthiges Wort, prüfte sorgsam, ob jedes Möbel auch ordentlich festgeschnürt war, und schickte seine Frau noch einmal in die Ställe, um das Vieh zu versehen und das Melken zu beaufsichtigen. Die Möbel aus Thomas Hauschilds Giebelstube, die mit zu Knorrecks Haushalt gehörten, wurden nicht heruntergetragen. August Knorreck ließ sie da, weil Thomas Hauschild darum bat.

„Lange dauerts ja nicht!" meinte der Gehilfe. „Sie werden ja doch bald wiederkommen!"

Darauf gab ihm der Inspektor keine Antwort.

Plötzlich rollte ein leichtes Wägelchen in den Gutshof. Das war der alte Abraham. Als er die vollgepackten Leiterwagen erblickte, begann er sofort, zu schreien und mit den Händen durch die Luft zu schlagen. August Knorreck beruhigte ihn, so gut es ging, schleppte ihn in eine der leergeräumten Stuben und legte ihm mit kurzen Worten dar, was vorgefallen war.

„Er ist meschugge und Sie sind meschugge!" rief der alte Abraham voll echter Verzweiflung. „Sie sind alle Beide verrückt und meschugge!"

„So siehts aus", meinte der Inspektor ernst. „Aber es ist nicht so."

„Nu?" fragte der alte Abraham mit fliegender Stimme. „Warum wollen Sie nicht, daß er sie heirathet?"

„Weil ich nicht will", sprach August Knorreck fest, „daß der Herr Baron später einmal mit seinen Kindern betteln geht."

„Sie haben Recht!" schrie der alte Abraham. „Sie haben ganz Recht. Er muß eine Partie machen, sonst geschieht ein Unglück. Es wird ein Unglück geschehen und er kann Britzkawe nicht halten."

Und eilig stob der alte Abraham zum Baron.

Fritz von Winkelberg war eben aufgestanden und sah mit Ingrimm, daß August Knorreck Ernst machte. Da schoß der alte Abraham zu ihm herein.

„Herr Baron!" rief er athemlos. „Sie werden doch den Herrn Knorreck nicht fortschicken. Das giebt ein Unglück. Das muß ein Unglück geben. Sie müssen die Kündigung zurücknehmen! Was wollen Sie ohne Inspektor machen!"

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Abraham", erwiderte Fritz von Winkelberg und unterdrückte mühsam seine Aufregung. „Ich schicke Herrn Knorreck nicht weg: er geht von selbst. Ich verliere ihn nicht gern. Das weiß er!"

„Geben Sie ihm ein gutes Wort!" rief der alte Abraham. „Ein einziges gutes Wörtchen; und er bleibt. Er wartet nur darauf. Er will bleiben. Es ist der tüchtigste Inspektor im ganzen Kreise."

„Ich weiß es!" sprach der Baron ruhig. „Aber kein Mensch ist unersetzlich."

„Herr Baron!" schrie der alte Abraham in höchster Seelenangst. „Sie können doch nicht das Fräuleinchen heirathen. Sie müssen eine Partie machen, eine feine Partie."

Fritz von Winkelberg drehte ihm den Rücken zu. Aber der alte Abraham ließ sich nicht so leicht verblüffen.

„Herr Baron!" rief er und unterstützte seine Argumente durch die lebhaftesten Handbewegungen, die ihm zu Gebot standen. „Herr Baron, der Herr Knorreck ist im Recht, ganz im Recht. Das ist kein Kündigungsgrund. Er hats im Kontrakt. Er ist vollständig im Recht!"

„Ich auch!" sagte Fritz von Winkelberg trocken.

„Aber er ist besser im Recht!" trumpfte der alte Abraham auf.

„Ersparen Sie sich Ihre Vermittelung", sprach der Baron und wandte sich wieder um. „Ich gebe nicht nach. Es sieht auch viel schlimmer aus, als es ist. Herr Knorreck wird in vier Wochen wieder hier sein. Ganz von selbst wird er ankommen, wenn ich erst sein Schwiegersohn bin."

„Er kommt nicht, Herr Baron!" verschwor sich der alte Abraham. „Ich kenn' ihn besser. Er kommt nicht, wenn Sie ihn nicht bitten."

„Dann mag er bleiben!" rief Fritz von Winkelberg ärgerlich. „Und ich werde ihm beweisen, daß ich Manns genug bin, mein Gut selbst zu bewirthschaften. Das können Sie ihm meinethalben sagen!"

Damit ließ er den alten Abraham allein. Aufgeregt zappelte Der wieder über den Hof zurück. August Knorreck nahm ihn bei Seite. Ohne zu fragen, las er in Abrahams Gesicht, daß er nichts ausgerichtet hatte.

„Sie sind Beide meschugge!" stöhnte er und wußte nicht aus noch ein. Er sank auf den letzten Stuhl und ließ die Arme hängen.

„Ihr werdet aufpassen, Abraham", sprach August Knorreck, „daß dieses Jahr gute Preise gemacht werden. Und auf die Versicherungen gebt Acht, daß sie nicht ablaufen."

Der alte Abraham hörte nur mit halbem Ohr hin. „Sie müssen nachgeben, Herr Knorreck!“ rief er und sprang auf. „Sie müssen! Er hat Sie doch ganz in der Hand! Was sperren Sie sich lange! Es hat ja doch keinen Zweck.“

„Das ist meine Sorge!“ erwiderte der Inspektor und richtete sich stramm auf; eben trat Thomas Hauschild herein.

„Ich muß Das wieder in Ordnung bringen, ich muß Das wieder ganz in Ordnung bringen“, murmelte der alte Abraham vor sich hin und ließ den Kopf hängen. „Das geht nicht, geht auf keinen Fall nicht.“

„Na!“ meinte Thomas Hauschild und kam näher. „Ich will auch mein Möglichstes thun, daß sich die Sache wieder zusammenzieht.“

„Die Versicherungen!“ mahnte Knorreck noch einmal. „Nächsten Monat läuft die Vorwerksscheune ab. Ihr müßt den Herrn Baron daran erinnern. Und dann müßt Ihr gleich eine Milchwirthschafterin und ein Kinderfräulein besorgen. Und bald. Morgen schon! Auch ein Maschinist für die Lokomobile muß her; aber nicht wieder so einen verdammten Sozialdemokraten wie vor zwei Jahren. Die Maschine muß geschmiert werden und einmal Probe laufen, ehe sie aufs Feld kommt. Und vergeßt mir die Erntearbeiter nicht; meinethalben Polaken. Daß sie aber in spätestens acht Tagen da sind! Herr Hauschild wird mich vertreten!“

„Ich werd' sehen, ich werd' sehen!“ rief der alte Abraham und sprang auf sein Wägelchen. „Ich werd' Alles besorgen und die Versicherung gleich mit. Adieu, Herr Inspektor. Und meschugge sind Sie doch. Was bleiben Sie nicht gleich hier? Sie haben doch Ihren Kontrakt!“

Und schon klapperte er mit seinem Wägelchen im Trabe zum Gutshof hinaus auf die Dorfstraße.

Frau Knorreck saß schon auf dem Kutscherbrett des vordersten Leiterwagens. Sie hoffte noch immer, daß der Baron sie nicht aus dem Thor lassen werde. August Knorreck nahm seinen Inspektorstock, hing ihn über den Arm, durchschritt mit Thomas Hauschild alle Ställe und Wirthschaftgebäude, sah überall nach dem Rechten, schärfte ihm noch einmal Alles ein, drückte ihm zum Abschied kräftig die Hand und reichte ihm die Schlüssel der leeren Inspektorwohnung, die er dem Herrn Baron abliefern solle. Dann trat er neben das Hofthor, streichelte den zottigen Wächter, der, vor Freude bellend, an ihm emporsprang, und winkte den Kutschern. Sofort setzten sich die schwerbeladenen Wagen in Bewegung. Als sie ratternd, im langsamen Schritt, über das grobe Pflaster bei der Dungstätte fuhren, machte August Knorreck Kehrt, senkte den Nacken, schritt zum Hofthor hinaus, den Wagen voraus, die hinter ihm herknarrten, und ließ das Gut, das er fünfundzwanzig Jahre bewirthschaftet hatte, und das Dorf, das seine Heimath geworden war, hinter sich. Die Dorfleute standen an der Straße und gafften. Daniel Zpuppack, der sich mit beiden Armen über den Pfarrgutsgartenzaun lehnte, grinste und lüftete seine Mütze. Da straffte sich August Knorreck auf, schwang den Stock und stieß ihn kräftig in den Boden. So schritt er dahin, aufrecht und ungebrochen, und seine sechsundfünfzig Jahre sah man ihm nicht an.

Fritz von Winkelberg schaute ihm nach und mußte hart gegen sich kämpfen, daß er nicht weich wurde und den alten Starrkopf zurückrief.

Hamburg-Wedel. Ewald Gerhard Seeliger.

Innen-Dekoration.

Herr Hofrath Alexander Koch in Darmstadt, der auch die gute, unparteiisch und ernsthaft orientirende Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" herausgiebt, wünscht, in der Zeit eines ehrenvollen Jubiläums den Lesern der „Zukunft" einen Rückblick auf sein Wollen und Wirken zu ermöglichen. Er schreibt:

Innen-Dekoration. (Begleitwort zum zwanzigsten Jahresbande). Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt. Gebunden 25 Mark.

Als ich vor zwanzig Jahren die Zeitschrift für Innen-Dekoration gründete, in einer Zeit, da es eine bürgerliche deutsche Wohnungskunst noch nicht gab und der Wohlhabende seine Einrichtung vielfach aus Paris bezog, lag mir daran, im Hinblick auf die Interessen deutscher Handwerkskunst eine Vertrauens- und Vermittelungstelle zu schaffen, an die sich Erzeuger und Abnehmer wenden könnten. Allen Freunden einer gediegenen häuslichen Umgebung sollte, eben so wie dem Fachmann, dem Fabrikanten und Architekten, eine Rathgeberin in den Problemen der Raumausstattung und Wohnungeinrichtung erstehen. Die ursprünglich vorwiegend textlichen Beiträge mußten allmählich einem immer reichlicheren Anschauungmaterial weichen. Auf zwei Punkte lege ich dabei besonderen Nachdruck: auf eine strenge, aber nicht pedantische Sichtung des zur Publikation bestimmten Materials und zweitens auf die Art, das „Wie" der Darbietung. Denn meines Erachtens muß eine Kunstzeitschrift in erster Linie hierin selbst Mustergiltiges bieten, wenn die Kultur des Auges gefördert und die Lust an edlem Material, an architektonischer Schönheit und Harmonie geweckt werden soll.

Umfassend ist die Aufgabe, die der „Innen-Dekoration" seit zwanzig Jahren gestellt ist. Die Raumdisposition, die wohnliche Ausstattung und künstlerische Gestaltung der Räume in Miethwohnung und Landhaus, Hotel oder Dampfer fordern Geschmack und Erfahrung, die nur durch die Betrachtung vorbildlicher Lösungen erworben werden können. Solche auf allen Gebieten der Kleinwohnungskunst eben so wie in Meisterschöpfungen von Stuck, Emanuel von Seidl, Bruno Paul, Behrens, Riemerschmid, Ludwig Hoffmann und Anderen zu zeigen und allen Kreisen eindringlich nah zu bringen, ist mein Bestreben. Wohl ist gerade in unserer Zeit die ökonomische Unterordnung des künstlerischen Geistes unter die ästhetischen und praktischen Bedürfnisse nothwendiger als je zuvor; soll aber keine Stagnation eintreten, so bedarf es immer wieder frischer Anregung, brauchen wir eine Zeitschrift, die muthig, aber in vornehmer Mäßigung den rechten Weg weist, um der vereinigten Kräftebethätigung von tüchtigen Künstlern, Handwerkern und Industriellen und der Freude am Werden des deutschen Heimes freie Bahn zu schaffen. Aus den stetig wachsenden Sympathien, die der „Innen-Dekoration" aus allen Kreisen im In- und Ausland entgegengebracht werden, die Anerkennung ihrer thätigen Beihilfe auf dem Weg zu dem erstrebten Ziel entnehmen zu können: Das ist ihr stolzester Ruhm.

Darmstadt. Alexander Koch.

Die neuen Anleihen.

Mit erfrischender Kühle und Sachlichkeit hatte sich der deutsche Schatzkanzler über den Etat vernehmen lassen. Keine Floskeln, keine Versprechungen; aber auch keine Angstmeierei. Der Mann mußte gefallen. Er hielt auch, was er versprach. Zwei Monate früher als sonst wissen wir, wie hoch die Zunahme der deutschen und der preußischen Anleihen in diesem Jahr sein wird. Die Abendblätter meldeten die Einberufung des „Preußenkonsortiums“; und am nächsten Tag erfuhren wir das Nöthige über die neuen Emissionen. Prompte Arbeit nach den contes bleus, die im Herbst den deutschen Rentner geängstet hatten. Deutsche Professoren stritten über die Kreditfähigkeit des Reiches; und dazwischen platzten, wie Bomben, die Gerüchte über die „schwindelnd hohe“ Ziffer der nächsten Reichsanleihe. Vielleicht 700, mindestens 500 Millionen. Als Einer sagte, am Ende werde man nur 300 Millionen fordern, wurde er für verrückt erklärt. Und jetzt? Das Reich verlangt 340 Millionen, also nicht einmal die Hälfte der ihm bewilligten (oder noch zu gewährenden) Kredite, und Preußen begnügt sich mit 140 Millionen. Vor diesen 480 Millionen braucht der Rentenmarkt nicht zu erbeben. Seit 1905 gingen die Anleihebeträge meist über eine halbe Milliarde hinaus; 1906: 560, 1907: 400, 1908: 1031, 1909: 800 Millionen. Herr Wermuth ist den Bundesstaaten und den Städten zuvorgekommen. Das ist fürs Reich und für Preußen, die beiden größten Anleiheschuldner, nützlich. Als Herr von Rheinbaben in den ersten Januartagen des Jahres 1908 die berühmt gewordene „Goschenanleihe“ ankündete, schien das Morgenroth einer neuen Aera zu dämmern. Doch die Rechnung des Ministers hatte ein Loch. Der Gedanke, das Publikum selbst bestimmen zu lassen, wie groß sein Bedarf an neuen Staatsrenten sei, wirkte mit dem Reiz der Neuheit; aber die Banken lassen sich nicht wegschieben. Herr Wermuth gab dem Konsortium, was des Konsortiums ist; und das Geschäft wickelte sich glatt ab. Vielleicht hätte ein weniger kühler Rechner die Nothwendigkeit des vierprozentigen Zinstypus so zu mildern versucht, wie es 1909 geschah, als die 320 Millionen Reichsanleihe und 480 Millionen Konsols je zur Hälfte mit 4 und 3½ Prozent Zinsen ausgestattet wurden, trotzdem die Vernunft vor dreieinhalbprozentigen Papieren warnte. Die Folgen blieben nicht aus: das Konsortium sitzt heute noch auf etwa 130 Millionen Mark der Dreieinhalbprozentigen. Ich sagte hier schon vor Jahr und Tag, das Kapital werde nicht leicht zum Verzicht auf die vier Prozent zu bringen sein. So ists gekommen. Geldsätze und Konjunkturen haben gewechselt; Perioden billigen und theuren Geldes sind auf einander gefolgt; aber die deutsche Rente hat ihre vier Prozent behalten. Der Preis der neuen Papiere mußte dem Zustand des Rentenmarktes entsprechen. Im vorigen Jahr war der Uebernahmekurs 102, der Zeichnungpreis 102,70; diesmal sinds 101,30 und 102. Das Konsortium bekommt keine kleinere Provision, nur die Reichs- und Staatskasse etwas weniger. Immerhin ist der Kurs noch 1,30 über Pari, bietet dem Schuldner also einen Vortheil.

In den schlimmen Jahren 1907 und 1908 mußten vierprozentige Renten zu 98 und 98½ Prozent begeben und zu 99 oder 99½ auf den Markt gebracht werden. Heute siehts doch wesentlich besser aus. Ruinirt hat der Besitz deutscher Staatspapiere noch Keinen. Manchem freilich Kursverluste gebracht; die dann aber die Zeit wieder ausglich. Fünf Milliarden Reichsschulden! Ein cauchemar, der

dem Steuerzahler den Schlaf raubte. Dem Deutschen Reich wurde, wie Rußland, der Bankerot vorausgesagt. Jetzt gehts Beiden ganz gut. Herr Wermuth hat die Grenze des fünften Tausend noch nicht überschritten. Von 4,55 steigt die Reichsschuld auf 4,89 Milliarden; die 110 Millionen, die noch fehlen, werden vielleicht durch Schatzwechsel aufgebracht, ohne daß die Oeffentlichkeit viel davon merkt. Zur Deckung der rückständigen Matrikularbeiträge des Jahres 1909 (242 Millionen), die im Lauf der nächsten drei Jahre bezahlt sein müssen, würde die Ausgabe von Schatzanweisungen genügen. Man hat sich gewöhnt, bei der Betrachtung der „unirten" Emissionen Preußen so ziemlich auszuschalten. Dessen Eisenbahnen allein sind ja 10 Milliarden werth und die Betriebsüberschüsse (667 Millionen) übersteigen die für den Anleihedienst nöthige Summe (396 Millionen). Da sind 9½ Milliarden Schulden nicht so schlimm. Im Reich ist das Aktivvermögen klein; Post und Telegraphie, Eisenbahnen, Reichsdruckerei: für 1750 Millionen ist der ganze Kram zu haben. Mit dem Grünkramerexempel von Soll und Haben wird die Noth des Reiches unwiderlegbar errechnet und auch hier die Politik der vollen Hose als berechtigt erwiesen. Daß die Potenzen des Deutschen Reiches nicht nach den greifbaren Vermögensstücken zu berechnen sind, bleibt dem Herrn Omnes verborgen. So lange die Bundesstaaten zahlungfähig sind, ists auch das Reich. Denn die Verbündeten Regirungen haben schließlich für die Schulden des Ewigen Bundes aufzukommen.

Auch der „Mißerfolg" der Finanzreform wirkt beim Urtheil über die Vermögenslage des Reiches bestimmend mit. Mancher gab sich der Illusion hin, am Tag nach der Bewilligung der neuen Steuern werde die Tilgung der Reichsschulden beginnen. „Neue Muster werden nicht mehr angeschafft und mit den alten Beständen wird schleunig geräumt." Als ob 400 oder 500 Millionen in ein paar Monaten herbeizuschaffen wären. Das Ergebniß der Reform wird frühstens Ende 1910 zu erkennen sein. Der Schatzsekretär hat mit Recht vor Selbsttäuschungen gewarnt. Nach dem neuen Finanzgesetz soll die bestehende Reichsschuld in dreiundvierzig Jahren getilgt sein. Wenn Das gelingt, darf man die Reichsfinanzverwaltung loben. Selbst in England hat es sehr lange gedauert, bis die Amortisation der Staatsschulden beginnen konnte; und dann gings nicht so schnell, wie man gehofft hatte. Der Burenkrieg kam dazwischen und noch heute ist der tote Punkt nicht überschritten. Herr Wermuth hats wirklich besser als die meisten seiner europäischen Kollegen.

Ist es nöthig, dem Publikum zu sagen, daß deutsche Staatsfonds sicherer sind als Griechen und Portugiesen, daß es sie also ruhig kaufen könne? Das geschieht bei uns. Würde eine englische Zeitung wagen, ihre Leser zu versichern, daß britische Konsols kein schlechtes Papier seien? Man bekommt heute manches vierprozentige Papier billiger, als unsere neuen Anleihen zu haben sind; aber keins ist von besserer Qualität und das Prestige muß eben bezahlt werden. Die vierzehn Milliarden, die Reich und Preußen dem deutschen Kapital (und dem Ausland) verzinsen, sind sicher angelegt, trotz allem Gejammer über die Noth des deutschen Rentenmarktes und trotz allen Kursverlusten, die auf dem Papier stehen. Die Stimme dieses Gefühles übertönt schließlich auch alles Unkengequak. Die Statistik der Kapitalsanlagen giebt keine ganz zuverlässigen Ziffern; annähernd richtig aber dürfte sein, daß von 4860 Millionen, die im Jahr 1909 in Werthpapieren angelegt wurden, etwa 1060 Millionen auf deutsche Staatsanleihen entfielen. Die deutschen Fonds sind abgesetzt worden, ohne daß demüthigende Vorschriften, wie etwa die, daß Spar-

kassen und Versicherunganstalten bestimmte Theile ihres Vermögens in deutschen Staatspapieren anlegen müssen, nothwendig wurden. Zur Liebe kann man Keinen zwingen; der Rentier, der sich mit Dividendenwerthen zudecken möchte, verschmäht Staatsrenten. Die Vorliebe des Publikums für Aktien konnte also den Erfolg der neuen Anleihen gefährden. Doch Herr Wermuth hat seine Zeit klug gewählt. Im ersten und im zweiten Monat des Jahres ist für Rente und für Aktien Geld genug da; wenn, nach den Bankbilanzen, die neuen Industrieemissionen kommen, ists mit dem Interesse für Staatspapiere vorbei. Mit Ueberzeichnungen brauchen wir nicht zu prunken; die Papiere nur so unterzubringen, daß sie nicht gleich wieder auf dem Markt zu sehen sind. Als im vorigen Jahr 800 Millionen verlangt wurden, ergab die Subskription 1500 Millionen; aber fast ein Zehntel (allerdings dreieinhalbprozentiger Stücke) ist noch immer nicht abgesetzt. Also: keine Konzertzeichnungen!

Die jährliche Zunahme des deutschen Privatvermögens wird auf 9 bis 10 Milliarden geschätzt. Dieser Ueberschuß sichert der Effektenproduktion den Absatz. Der größte Theil der Ersparnisse wird von den Werthpapieren aufgesogen. Weder Sparkassen- noch Depositengelder nehmen es an Beharrungvermögen mit dem Effektenkapital auf. Der französische Statistiker Edmond Théry hat erwähnt, daß die Vermehrung des französischen Volksvermögens um 6 Milliarden (im Jahr 1909) hauptsächlich dem Steigen der Effektenkurse zuzuschreiben sei; so groß war der Zuwachs noch in keinem Jahr. Diese 6 läßt vermuthen, daß unsere Ziffern (9 bis 10) nicht ganz richtig sind. Darauf kommts jetzt aber nicht an. Allein an der berliner Börse werden festverzinsliche Papiere im Nominalwerth von etwa 90 Milliarden Mark notirt. Das ist keine Kleinigkeit. Und daß in diesem Riesengeschäft Raum für vernünftig bemessene Anleihen des Reiches und Preußens ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Summa summarum: Herr Wermuth hat seine Sache gut gemacht. Hoffentlich hat er auch das Talent, Glück zu haben. Das Glück eines Schatzsekretärs zeigt sich darin, daß seine Amtsperiode in gute Geschäftsjahre fällt. Sonst kann auch der Klügste nicht viel ausrichten. Einstweilen hat der neue Herr, dem man minder eilig als manchem seiner Kollegen Kränze flicht, gezeigt, daß er hinter den hohen Aktengebirgen nicht den Blick ins Leben verlernt hat. Und wie nach einem Zauberschlag ist nun das Gewinsel und Gestöhn verstummt. Man hört nicht mehr, daß wir halb bankerot sind, und über die Anleihen wird (noch immer zu viel, aber) weniger als sonst geschrieben. Hoffentlich wird diese Erfahrung nicht so bald wieder vergessen. Wir brauchen auf allen Gebieten mehr ruhiges Selbstbewußtsein; auch auf dem der Finanzen. Sparen: ein vernünftiges Programm; wer die neuen Staatsbauten in den verschiedenen Provinzen, etwa den Ansiedlungpalast in Posen, die Ulanenkaserne in Hannover und andere ähnlichen Stils, sieht, kann nicht leugnen, daß allzu üppig gewirthschaftet wird. Wo aber nicht gespart werden kann, da muß das nöthige Geld herangeschafft werden. Herr Wermuth hat jetzt ein Weilchen Muße zum Nachdenken; er muß erkennen, daß mit geistloser Steuervermehrung nichts Wesentliches erreicht, dauernde Hilfe nicht bewirkt wird und daß seine Aufgabe ist, dem Reich lohnende Geschäfte zu sichern. Geschäfte, die Beträchtliches einbringen und die der Staat, ohne die Privatwirthschaft unersetzbaren Verlust leiden zu lassen, übernehmen kann. Und wo der Alltagsbedarf durch Anleihen zu decken ist, da braucht man, wie die Herren Wermuth und Baron Rheinbaben uns gezeigt haben, um den Erfolg einer still und klug vorbereiteten Aktion nicht furchtsam zu zittern. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Februar 1910.

Preußisches Wahlrecht.

Dem unintereſſirten Beobachter verurſacht das preußiſche Wahlrecht keine Schmerzen. Er vertraut der immanenten Logik des Weltgeſchehens, welche die Halb= und die Scheinſouverainetäten, die Bismarck ſtehen laſſen mußte, wegſpülen und neben dem Reichstag nur noch unpolitiſche Provinziallandtage dulden wird. Und er macht ſich die Natur unſeres Verfaſſunglebens klar. Das moderne Repräſentativſyſtem zeigt zwei Grundformen. In England regirt das Unterhaus: eine Ariſtokratie, die in politiſcher Erbweisheit dem römiſchen Senat und der Nobilität des mittelalterlichen Venedig ebenbürtig iſt. Die Demokratiſirung des Wahlrechtes hatte bis zum Jahr 1906 das Unterhaus noch nicht demokratiſirt. Sollte die demokratiſche Sturmfluth des genannten Jahres, die der Januar 1910 zurückgeſtaut hat, wiederkehren und dauernd obſiegen, dann müßte England zum Monarchismus zurückkehren, wenn es nicht auf den Humbug des kontinentalen Pſeudoparlamentarismus herabſinken will. Wir Deutſchen haben die andere Form: die beſchränkte Monarchie. Uns regirt eine Bureaukratie, deren Spitzen der Monarch auswählt, und der Volksvertretung liegt ob, die Verwaltung und Rechtspflege zu überwachen und zu kritiſiren, die Beſchwerden, Wünſche und Forderungen des Volkes der Regirung zu übermitteln, dieſe über den Zuſtand des Landes aufzuklären und die von den Geheimräthen ausgearbeiteten Geſetzentwürfe den Bedürfniſſen und Wünſchen der Wähler gemäß zu verbeſſern oder zu verſchlechtern. Die Ausübung dieſer Funktionen bedeutet noch keine Beſchränkung des Monarchen, vielmehr eine Hilfe für ihn; die Beſchränkung liegt erſt darin, daß ohne die Zuſtimmung der Volksvertretung keiner ſeiner Vorſchläge Geſetz werden kann. Doch hat dieſe Hemmungsgewalt

der Volksvertretung ihre Grenze an den Daseinsbedingungen des Staates. Sollten sie einst (etwa von einer sozialdemokratischen Mehrheit) bedroht werden, so würde eintreten, was Wilhelm Liebknecht, auf den sich der Januschauer berufen kann, einmal gesagt hat: eine Compagnie Soldaten würde dem Unfug ein Ende machen. Da sich das Volk in Berufsstände gliedert (den aus rationalistischem Doktrinarismus geborenen Aberglauben, der aus gleichberechtigten ungeflügelten Zweihändern bestehende moderne Rechtsstaat kenne keine Berufsstände, hat die Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts gründlich ad absurdum geführt: von den Fabrikarbeitern, Handwerkern und Bauern bis zu den Aerzten, Schriftstellern, Professoren, Großindustriellen zünfteln Alle um die Wette), so bedeutet Volksbedürfnisse, Volkswünsche so viel wie Bedürfnisse und Wünsche der Berufsstände, wäre demnach die ständische Vertretung die richtige.

Der Offiziosus der Norddeutschen Allgemeinen dozirt, Das würde ein anderes „System“ sein, wir dürften aber nicht zu einem anderen System übergehen, sondern müßten das, welches wir haben, organisch fortbilden. Man darf aber immer zu einem anderen System übergehen, wenn das bestehende nichts taugt; und organisch fortbilden läßt sich nur ein Organisches, natürlich Gewachsenes. Die preußische Verfassung aber ist nicht aus dem Volk herausgewachsen, sondern ihm aufgeklebt. Eben so wenig verfängt der Einwand, nach der Verfassung habe der Abgeordnete nicht Standesinteressen, sondern das ganze Volk zu vertreten. Das ganze Volk, also tausend verschiedene Interessen und Meinungen, von denen je zwei einander aufheben, vertreten wollen: Das könnte nur ein Mammuthnarr. Was im Wege steht, sind nicht solche Schrullen oder Vorwände, sondern die ungeheure Schwierigkeit, da wir heute nicht drei Stände haben wie unsere Vorfahren, sondern einige hundert. Aber auch ohne gesetzliche und planmäßige Anordnung sind ja unsere Parlamente schon Vertretungen der wichtigsten Berufsstände. Da sitzen Männer aus den verschiedensten Berufsständen und Jeder macht die Ansprüche seines Standes, die ja zugleich seine eigenen sind, mit einem Eifer geltend, der nichts zu wünschen übrig läßt; und was überdies das preußische Abgeordnetenhaus im Widerstand gegen den König zu leisten vermag, hat es in der Konfliktzeit bewiesen. Das elendeste aller Wahlrechte (Bismarck nannte es so, weil es ihm zu viel berliner Freisinn ins Haus brachte; in anderen Zeiten fand er dann wieder die Temperatur dieses Hauses angenehmer als die des Deutschen Reichstages), dieses Wahlrecht, das 1908 den Konservativen anderthalbhundert Mandate beschert hat, dieses selbe „elende“ Wahlrecht hat sie am sechsten Dezember 1861 auf vierundzwanzig Mann reduzirt und den „Fortschritt“ in den Sattel gehoben; und des Fortschritts Rückgrat war damals: der preußische Kreisrichter! Man denke sich unsere heutigen Richter und Staatsanwälte, sämmtlich Lieutenants der Reserve, als Führer der Opposition, der Opposition gegen eine Militärvorlage!

Das Wahlrecht thuts nicht; der Geist der Zeiten, der freilich der Herren eigener Geist ist, der thuts.

Allerdings: eine so vollständige Vertretung der Berufsstände wie der Reichstag ist unser Abgeordnetenhaus nicht; ihm haftet ein arges Manko an. Die Geheimräthe haben sich ungeheuer viel Mühe gegeben, mit ihrer Wahlstatistik den Vorwurf des plutokratischen Charakters des preußischen Wahlrechts zu entkräften. Die Mühe war vergebens. Von den unzähligen Gegenrechnungen, die man aufgemacht hat, will ich nur zwei anführen. „Das Centrum": Unser Landtagswahlrecht setzt 2,7 Prozent oder ein Siebenunddreißigstel der Wählerschaft in den Stand, durch zweckmäßige Vertheilung auf die Hälfte der Wahlkreise die absolute Mehrheit zu erringen, während die übrigen 97,3 Prozent oder 36 Siebenundreißigstel sich mit der Minderzahl der Abgeordnetensitze begnügen müssen. Die Frankfurter Zeitung: Während 350 000 konservativen Wählern 152, den 420 000 Wählern der beiden konservativen Parteien 213 Mandate zugefallen sind, haben 600 000 sozialdemokratische Stimmen nur 6, die über eine Million Liberalen aller Schattirungen nur 105 Sitze errungen. Und die sechs Sozialdemokraten konnten nur in Berlin durchkommen; vor 1908 hat es gar keine im Abgeordnetenhaus gegeben. Das ist das Manko: die Lohnarbeiterschaft, dieser zahlreichste Stand, ist so gut wie unvertreten. Darum handelt es sich, nicht um die freilich lächerlichen und anstößigen Wahlkuriosa, auch nicht darum, ob das Wahlrecht mehr oder weniger plutokratisch ist; Bildung und Besitz sollen ja herrschen, nur darf den Ungebildeten und Armen kein Maulkorb angelegt werden. Uebrigens hat bekanntlich die Konservative Partei die unverhältnißmäßig große Zahl ihrer Mandate weniger dem Census als der Wahlkreiseintheilung zu verdanken; und daß diese Eintheilung nicht geändert werden soll, ist zu billigen. Die Interessen der agrarischen Landestheile dürfen der stetig mehr anschwellenden Kopfzahl der Großstädte und Industriebezirke nicht geopfert werden; denn in jenen wurzelt die physische und die moralische Kraft des Volkes. Wie kläglich die Militärtüchtigkeit in der Großstadt, namentlich in Berlin, schwindet, hat jüngst Graf Posadowsky statistisch nachgewiesen; und was das Moralische betrifft, so hat die französische Heeresleitung die unangenehme Entdeckung gemacht, daß die aus Paris rekrutirten Truppentheile zu einem Drittel oder gar zur Hälfte aus Apachen bestehen. Berlin und Hamburg sind noch kein Paris; aber der ländlichen und kleinstädtischen ist ihre Bevölkerung nicht gleichwerthig, was keine Schande für die ehrenwerthen Urberliner bedeutet. Ist es doch nicht deren Nachwuchs, sondern der Zuzug, der die Einwohnerzahl in die Millionen steigen macht, das Einströmen der beweglicheren Elemente des Landes und der Kleinstadt; und es sind zwar zum Theil ehrende, zum größeren Theil aber weniger rühmliche Ursachen, die den Dörfler, den Kleinstädter entwurzeln.

Also die Lohnarbeiter sind im preußischen Landtag bis zum Jahr 1908 unvertreten gewesen und haben beim bestehenden Wahlrecht wenig oder keine Aussicht, eine angemessene Vertretung zu erlangen. Ein Unglück ist Das nicht, weder für sie selbst noch für den Staat. In Ungarn ist es ein Unglück für die Kleinbauern, Fabrik- und Grubenarbeiter und für die Nationalitäten, daß sie gar nicht oder viel zu schwach im Parlament vertreten sind. Denn ihr König hat nicht die Macht, sie vor der korrupten Justiz und Verwaltung zu schützen, und ihr Parlament ist ein Reichstag, nicht ein Landtag, dem ein Reichstag übergeordnet ist. Unsere deutschen kleinen Leute dagegen erfreuen sich einer Verwaltung und Rechtspflege, die zwar von der über alles Irdische verhängten Unvollkommenheit nicht ausgenommen, im Ganzen aber doch unbestechlich, gerecht und wohlwollend ist, und sie haben den Reichstag, in dem Alles geordnet wird, was das Wohl und Weh des Vierten Standes berührt: Sozialpolitik, Koalitionrecht, Justiz, Zölle und indirekte Steuern, Militär- und Marineangelegenheiten. Polizeichicanen freilich, denen der Arme und Unangesehene am Meisten ausgesetzt ist, sind im Abgeordnetenhaus zu rügen; aber Das besorgen ja Centrum, Polen und Freisinnige. Daß in den Schulen, wie die Gelehrten des „Vorwärts" im Verein mit denen des „Berliner Tageblatts" wünschen, statt des Katechismus das Evangelium Haeckelii gelehrt werde, würden die Freisinnigen und die Sozialdemokraten auch dann nicht durchsetzen, wenn ihre Fraktionen stärker wären als die der „Junker und Pfaffenknechte"; und den Arbeitern das allgemeine gleiche Wahlrecht für die Kommunalwahlen zu bescheren, wäre der berliner Rathhausfreisinn sicher nicht bereit.

Also ein Unglück ist dieses Manko nicht; aber es ist unfair, an einem System der Volksvertretung festzuhalten, das einen wichtigen und überaus zahlreichen Volkstheil von der Vertretung ausschließt. Bülow war nicht verpflichtet, ohne einen besonderen Anlaß auf diesem Gebiet Besserung zu versprechen; aber hatte er sie versprochen, dann mußte er und sein Nachfolger das Versprechen auch halten. Und gehalten kann es nur werden durch die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts, das zwar sehr unvollkommen ist (wo gäbe es ein vollkommenes?), aber das einzige eine annähernd richtige und vollständige Vertretung der Volksinteressen garantirende, wenn man sich zu dem einzigen ganz vernünftigen, zum ständischen, nicht entschließen kann oder will. Daß dieses „System" ganz ungefährlich ist, daß die Zeit, wo man zur ultima ratio, dem Lieutenant oder Hauptmann mit der Compagnie, zu greifen genöthigt werden könnte, in beinahe unendlich weiter Ferne liegt, beweist das Häuflein Sozialdemokraten im Reichstag. Die Geheimräthe haben sich eine ganz überflüssige Mühe gemacht, als sie verschiedene durch höhere Bildung oder einen Amtscharakter legitimirte Personen in eine höhere Censusklasse versetzten. (Daß Vermögen über fünftausend Mark Steuerleistung außer Ansatz bleiben,

beugt nur den Wahlkuriosis einigermaßen vor.) Diese und andere Künsteleien, mit denen man sich in fast allen Staaten abplagt, gehen von der falschen Voraussetzung aus, das Wahlrecht eines Jeden müsse nach seinem persönlichen Werth bemessen werden. Solche Bemessung ist unmöglich; und sie ist überflüssig, denn nicht um das Gewicht der Persönlichkeiten, sondern um die Interessen der Berufsstände, deren Gesundheit das Staatswohl ausmacht, handelt es sich. „Ein Bismarck hat nicht mehr Wahlrecht als ein Hausknecht: welcher Unsinn!" Ja, wenn man Bismarcks Wahlrecht nach dem Werth des Mannes für den Staat bemessen will, dann muß es mehr als tausendmal größer als das des Hausknechtes sein, Das heißt: man muß Bismarck sämmtliche Abgeordnete ernennen lassen. Bismarcks Gewicht geht jedoch auch so nicht verloren; er macht es geltend, nicht als Wähler, sondern als Reichskanzler; und in dieser Stellung ist er meistens stärker als der ganze Reichstag. Es ist keine Benachtheiligung des gescheiten Publizisten, daß er nicht mehr Wahlrecht hat als jeder Dummkopf; denn seine Gescheitheit geht dem Vaterland nicht verloren. Sie in die Wahlurne zu stecken, in Gestalt einer Doppelstimme, hätte keinen Sinn: sie wirkt durch sein geschriebenes Wort. Und der Großindustrielle, der Finanzmann hat gar nicht nöthig, zur Wahl zu gehen, wenn er den Staat seine Macht fühlen lassen will. Was hätte auch ein hundertfaches Stimmrecht zu bedeuten neben dem großen Wort der Madame Rothschild: „Es wird kein Krieg, mein Mann giebt kein Geld!"

Also die Aussperrung des Vierten Standes aus der preußischem Kammer ist kein Unglück, aber sie ist nicht schön; und daß man eine Wahlreform verspricht, die doch lediglich diesen Punkt ins Auge zu fassen gehabt hätte, und statt ihrer den Beschwerdeführern ein paar überflüssige und nichts bedeutende Künsteleien bietet, ist noch weniger schön. Daß man außer dem allgemeinen gleichen Wahlrecht auch seine Ergänzung, die geheime Abstimmung, verweigert hat, war nur konsequent gehandelt. Bismarck hat gemeint, der Deutsche müsse auch beim Wählen den Muth seiner Ueberzeugung beweisen. Aber Leute in Bismarcks Lage, die niemals die Sorge ums tägliche Brot gekannt haben, können sich keine Vorstellung davon machen, welche Art und welcher Grad von Muth dazu gehört, wenn ein Abhängiger bei der Wahl sich offen zu seiner politischen Ueberzeugung bekennen soll. Im „Interesse des Dienstes" versetzt werden: Das ist ja noch kein grausames Martyrium; aber von der Zeche abgelegt werden: Das kann ein wirkliches Unglück sein, kann den Bergmann und seine Familie zu Grunde richten. Und als vernünftiger Mensch muß er sich doch fragen: Ist denn diese Wahl ein solches Opfer werth? Der Offiziosus führt als einen der Gründe für die öffentliche Stimmabgabe an, ein Blick in die Statistiken zeige, „daß die geheime Wahl staatfeindlichen Bestrebungen den Schein einer Stärke und Verbreitung verleiht, die sie nicht besitzen. Der

Sozialdemokratie giebt bei den Landtagswahlen nur ein Drittel, in Berlin nur wenig über die Hälfte der Wähler die Stimme, die wenige Monate vorher bei den Reichstagswahlen für sie gestimmt haben". Abgesehen von der ungerechtfertigten Identifizirung der sozialdemokratischen Stimmabgabe mit staatfeindlichen Bestrebungen, ist Das ein reizender Euphemismus für die Thatsache, daß die meisten sozialdemokratisch Gesinnten nicht wagen, nicht wagen können, mit Rücksicht auf ihre Familien nicht wagen dürfen, öffentlich für die Sozialdemokratie zu stimmen. Gerade deshalb auch ist ja das Reichstagswahlrecht besser, für die Regirung werthvoller als das Landtagswahlrecht, weil es sie richtiger und vollständiger über die Stimmung des Landes informirt. Wenn ich nicht irre, ist es Lothar Bucher, der erzählt, wie sich ein Sultan zu informiren pflegte. Er zählte auf seinem täglichen Morgenritt die Bäcker, die er mit dem Ohrläppchen an ihre Ladenthür angenagelt sah, und schloß aus ihrer größeren oder geringeren Zahl auf die größere oder geringere Unzufriedenheit des Volkes. Preußische Geheimräthe sollten doch nicht weniger politischen Verstand bekunden als ein Sultan, sollten nicht den Thermometer zerschlagen, weil ihnen die Temperatur nicht behagt.

Was der Entwurf sonst noch bringt, darauf einzugehen, lohnt nicht die Mühe. Den Modus, wie das Wahlergebniß festgestellt werden soll, zu kritisiren, ist ein technisches Geschäft, das nicht hierher gehört. Und daß, wenn überhaupt am Wahlreglement Etwas geändert werden sollte, der Wahlmännerzopf abgeschnitten werden mußte, verstand sich von selbst.

Neisse. Karl Jentsch.

Das Volk ist keine Heerde wilder Thiere, die man an die Kette legen muß. Wenn es wahrhaft frei ist, hält es sich in ruhigem Gleichmaß. Der Wuth, der Wildheit überläßt es sich nur unter Regirungen, die es erniedrigen, um dann das Recht zu haben, es zu verachten. (Mirabeau.)

Das Volk ist ein gar launiges, grillenhaftes Thier. Zu einer Zeit duldet es die auffallendsten Eingriffe in seine Rechte mit der kaltblütigsten Gleichgiltigkeit, zur anderen geräth es über die unbedeutendste Kleinigkeit in Feuer. Heute kann man Alles von ihm erhalten, morgen vielleicht gar nichts. (Wieland.)

Die Gesetzgebung geht von dem Prinzip aus, die Freiheit eines Jeden auf die Bedingungen einzuschränken, unter denen sie mit jedes Anderen Freiheit nach einem allgemeinen Gesetz zusammen bestehen kann. (Kant.)

Staatsmänner, die keine sind, glauben in ihrer Beschränktheit, ein unwissendes, ein dummes Volk sei leichter zu regiren als eine gebildete Nation ... Der Staat, in dem der Geburt mehr Werth beigelegt würde als erworbenen Verdiensten, wäre verloren. (Fritz von Preußen.)

Die Franzosen-Ausstellung.

Bedenkt die französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts mit edlen Gesten, in großartige Falten gehüllt, in pathetischer Rhetorik der Vergangenheit, so ist sie unbedeutend und man darf sie übersehen. Schildert sie ihre Umwelt mit anmuthiger Wahrheit, verklärt sie mit bald keckem, bald empfindsamen Spiel das festliche Leben, so ist sie sehr ernst zu nehmen.

Ein kleiner Bildteppich nach Karle van Loo, die Allegorie der Malerei, zeigt eine niedliche Blonde; mit zierlich aufgesteckten Locken, mit milchweißem Busen malt sie einen reizenden Engel. Wenn robuste Deutschthümler hierin ein Symbol dieser französischen Kunstepoche sehen, so irren sie. Nie gab es eine leichtere, flottere Kunst; aber sie ist echt, beruht auf tüchtigem Können; sie ist die letzte, die, unbewußt und voll sich entfaltend, restlos ihre Zeit zum künstlerischen Ausdruck brachte, darum die letzte klassische Kunst.

Eine Kette glücklicher Zufälle hat die Ausstellung französischer Bilder in der berliner Akademie ermöglicht. Der Botschafter Cambon, dem so ungewöhnlich rasch gelungen ist, sich hier eine ganz persönliche Stellung zu schaffen, erzählte dem Grafen Seckendorff von einer geplanten Vorführung moderner französischer Kunst. Er sehe die Opportunität nicht recht ein; die pariser Meister seien auf deutschen Ausstellungen doch oft und gut vertreten. Aber als Gegenstück zur Englischen Ausstellung unser Achtzehntes Jahrhundert: Das wäre interessant. Graf Seckendorff war, wie kein Zweiter, berufen, die Höfe, französische, österreichische und deutsche Sammler für diesen Gedanken zu erwärmen. Denn neben Kenntnissen auf gerade diesem Gebiet der Kunst waren dazu gesellschaftliche Beziehungen, Weltgewandtheit und Takt nöthig. „Diese einzige Terrakotta ins Ausland schicken? Das kann Niemand verlangen. Meinen Fragonard Monate lang entbehren? Das Zimmer wäre unbewohnbar.“ Da bedurfte es der Kunst feinster, vorsichtigster Ueberredung. Mit thatkräftigem Eifer ergriffen die Akademiebehörden den Plan; ihre Räume geben den vornehmen Rahmen, der noch vor wenigen Jahren in Berlin vergeblich gesucht worden wäre. Und das Werk gelang. In einer Vollständigkeit, die (nach der Aussage maßgebender Franzosen) selbst Paris noch nicht sah, spricht diese Kunst ihre beredten Worte.

Als Erster, nicht nur zeitlich, tritt uns Watteau entgegen. Vlämisches Blut, ein subtilisirter, innerlicher Nachfahre des Rubens, eine Träumernatur, schwermüthig, seelisch und körperlich fein besaitet; auch in der lautesten Lust empfand er zunächst die Molltöne. Fast immer durchklingen Saitentöne seine Bilder; auf frisch duftendem Rasen schmiegen sich blumenfarbige Seidenkleider; im Schatten dehnt sich die unergründliche Tiefe großartiger Bäume. Da „sanglottent d'extase les jets d'eau, les grands jets d'eau sveltes parmi les marbres.“ Wehmüthiges Glück, Frühlingsmelancholie. Dabei

frisch, unmittelbar gesehen. Gewissenhaft zeichnete er nach dem Modell; einige dieser Studien werden hier gezeigt und werden Vielen (oder sind nur Wenige dazu befähigt?) Freude bereiten. Leon Bonnat, der berühmte Bildnißmaler, stellt mehrere aus. Hunderte von Deutschen vergnügen sich alljährlich in Biarritz, ohne im benachbarten Bayonne Bonnats Sammlung zu besuchen; und gerade die Handzeichnungen sind der Bewunderung würdig.

Als Watteau siebenunddreißig Jahre alt war, fühlte er sich matt und zog sich auf das Land zurück. Er war schon ans Bett gefesselt, als er Pater kommen ließ; er habe ihn schroff und unfreundlich abgewiesen und möchte diesen Fehler nun gutmachen. Er gab ihm Belehrung, der Pater Alles, was er könne, zu verdanken behauptete. Der Priester kam zur Beichte. Watteau hatte ihm wenig zu gestehen, denn sein Lebenswandel war lauter gewesen. Er konnte den Anblick des ihm hingehaltenen Kruzifixes nicht ertragen: daß dieser Unschuldige so leiden mußte, schmerzte ihn zu tief. Er hinterließ neuntausend Livres. Heute erzielen seine Bilder phantastische Preise: man kann kaum berechnen, wie hoch seine vielleicht allerberühmtesten Werke, „L'Embarquement pour Cythère“ und „L'Enseigne“, angesetzt werden würden. Beide hängen im berliner Schloß im Zimmer der Kaiserin und alle Kunstfreunde hatten sich sehnlichst auf sie gefreut; leider vergebens auf das von den Goncourts „das Wunder seiner Wunderwerke“ genannte „Embarquement“. In Frankreich möchte man die Vorstudie im Louvre für das eigentliche Urbild halten; da Tardieus (hier ausgestelltes) glänzendes Blatt nach unserem Bild, nicht nach dem des Louvre gestochen wurde, dürfen wir wohl das hiesige vorziehen. Friedrich der Große sah in seinen französischen Bildern „die Insel der Seligen“; in dieser Vision von Liebe und Glück kam ihm vielleicht der Vergleich. „L'Enseigne“ malte Watteau angeblich in acht Vormittagen als Aushängeschild für den Kunsthändler Gersaint vom Pont Neuf. Es wurde (man weiß nicht, wann) in zwei Hälften zerschnitten und während der Plünderung des charlottenburger Schlosses von österreichischen Bayonnettes durchbohrt; Avelines Stich zeigt die zusammenhängende Komposition. Das Bild hat man mit Recht eins der Meisterwerke aller Zeiten genannt; es war sein letztes Bild, das einzige, mit dem er sich zufrieden erklärte. Es zeigt eine schlichte Ladenszene; unsäglich schön sind die Gruppen gezeichnet, unsäglich zart und dabei wahrheitgetreu ist das Kolorit. Sein letztes Bild! Nach dieser Richtung hätte er sich weiter entwickelt.

Aus den „Französischen Komoedianten“ spricht das edle Theaterpathos der Alexandrinentragoedie. Man meint, getragene Musik zu hören, und die Farben sind einschmeichelnd sanft. Pantheistisch, geheimnißvoll ist die „Nymphe mit der Sonnenblume“; mit seelenlos ahnungvollen Augen starrt sie nach der Sonne. Fein stimmt im „Konzert“ das gedämpfte Blau des

einen Frauenkleides zu dem Gelbgrün des anderen Die entzückende Kindergruppe im „Tanz“ hat eine schlicht intime Landschaft, eine an Corot erinnernde, weich verschwimmende Luft. Dann kommt ein erstaunliches Frauenbildniß; diese Elisabeth Desfontaines ist weder jung noch schön, sie hat stolze, herbe Züge, eine verblaßte Haut mit verweintem Rosa. Leichte Falten umgeben Kopf und Büste mit einer Skala blaugrüner Farben. Elisabeth Desfontaines lebte in Watteaus Heimathort Valenciennes. Die Bezeichnung gilt auch sonst für feststehend; aber man kennt nichts Aehnliches: das Bild ist völlig vereinzelt.

Fragonard gehört an die zweite Stelle: mir ist Chardin beinahe noch lieber, aber in Fragonard ist noch mehr Saft und Kraft. Aus Grasse in der Provence stammt er; der Comte de Thoranc, der „Königslieutenant“, muß ihn gekannt haben, aber auch dieser Kunstliebhaber begünstigte (noch heute machens viele so) jetzt längst vergessene Malerlein und übersah den Großen. Fragonard ist besonders reich vertreten und meist ist der temperamentvolle Schwung des sinnlich lebensfrohen Provençalen leicht erkennbar. Doch „Der Pascha“ wirkt auf Die selbst, die den Künstler zu kennen glaubten, wie eine Offenbarung. Sanft tiefes Helldunkel, der weißgekleidete Pascha auf schwefelgelben Pfühlen, dahinter rothgelbe Gewänder, davor ein niedriges Tischchen mit einem rothen und einem grünen Farbenfleckchen. Der Sklavenhändler mit zwei Cirkassierinnen naht; eine kniet demüthig nieder. Ungemein zart und doch leuchtend sind diese Farben; Bewegung und Charaktseristik der Gestalten ist von überzeugender Wahrhaftigkeit. Das lesende junge Mädchen wiederum hat die Farbengluth eines Vermeer, erinnert in dem eben so gewagten wie gelungenen Zusammenklang von Kanariengelb und Feuerroth an dessen gewaltiges Frühwerk, die Kupplerin (in der dresdener Galerie). Fragonard ist ungleich; sein „Cheval fondu“ erinnert bedenklich an Boucher. Höchst interessant sind seine Zeichnungen (die Villa d'Este, der Stier). Nur selten nahm er den Grabstichel in die Hand, bannte dann aber, gleichsam instinktiv, wie hier im „Schrank“, mit flotter Virtuosität eine Szene in Linien.

Chardin steht ganz für sich. Er hat die Seele, das Können eines Genossen des De Hooghe oder Terborch und dazu die späte französische Grazie. Etwa zwanzig seiner Bilder sind in der berliner Ausstellung zu sehen; besonders gute stellt Fürst Liechtenstein aus, dessen Vorfahren sie vom Maler bestellt hatten. Ein Vergleich dieser zartfarbigen Stilleben, dieser Szenen dezent fröhlicher Behaglichkeit mit den um ein Jahrhundert älteren niederländischen Gemälden bedingt Eindringen in die Rasseneigenart und die Kulturrevolution. Chardin war ein schlichter, bescheidener Mensch, uneigennützig und wohlwollend; er arbeitete langsam, nur nach der Natur.

Wenn Greuze von Moral trieft, ist er unleidlich; malt er einfach, ohne höheren Zweck, so ist er gut. Vorzüglich im Bildniß, besonders in dem des

Kupferstechers Wille. Ueberhaupt sind die Künstlerbildnisse ein Glanzpunkt der Ausstellung. Alle sind gut, viele vorzüglich. Interessant, wie dagegen die „aristokratischen" Portraits abfallen.

Nattier wird heutzutage leidenschaftlich gesucht. Sein Bild einer „Frau mit der Nelke" ist von bezauberndem Schmelz; aber wie flau sind viele Bilder hoher und höchster Herrschaften! Man thut gut, nicht zu viele Nattiers hinter einander zu sehen. Latour hat ein anderes Kaliber; leider sehen wir nur zwei seiner erstaunlichen Studien („préparations" werden sie genannt). Seine fertigen Pastelle vom sächsischen Hof fallen ab. Viele kunstliebende Franzosen kommen auf dem Weg nach Paris an Saint Quentin vorbei. Wie viele überschlagen einen Zug, um das Latour-Museum zu besuchen und sich an einem der großen Menschenbildner zu erfreuen?

Largillière und Rigaud leiten die Reihe der Portraitisten ein, bringen den Pomp Ludwigs des Vierzehnten in ein Jahrhundert von leichterem Lebensfluß hinüber. Der Zweck dieser Bilder ist Repräsentation; sie sind bewußt, nicht intim, aber von Meistern geschaffen, die ihr Handwerk verstanden. Ueberraschend gut wirken hier einige Werke der Drouais, Tournière, Roslin und Tocqué (Nattiers Schwiegersohn, den ich, offen gestanden, dem Schwiegervater vorziehe). Mit einem merkwürdigen Selbstbildniß beschließt David die Reihe der Portraitisten. Er ist bereits ein Kind der Revolution, sieht das Bestehende krachend auseinanderbersten, hilft am Zerstörungwerk und glaubt, damit eine heilige Pflicht zu erfüllen. Ein grübelnder, verbissener Ausdruck.

Boucher, der lustige, frauenfreundliche, liebenswürdige Mann, lächelt sorglos, wie seine Bilder. Er arbeitete zehn Stunden täglich und produzirte zu viel. Man kann ihn leicht unterschätzen, nur einen Dekorationenmaler in ihm sehen; wer aber seine kleinen Aktstudien betrachtet, schätzt ihn richtig ein. Die Gliederlinien vibriren, der junge Leib athmet; hier stört keine milchigsüßliche Farbe, keine schematische Hübschheit, doch auch hier besticht das Gemisch von Sinnenlust und Kindergrazie. Das große Portrait der Pompadour ist berühmt; als die geistreiche alte Baronin Rothschild es gekauft hatte, gab sie zur Feier dem elegantesten Paris ein Fest und Alles umdrängte bewundernd das Bild. Mir erscheint viel daran flach und reizlos gemalt; aber ich irre wohl: es ist ja weltberühmt. Lob verdient jedenfalls die Komposition, die Vereinigung von „Haltung" und zwangloser Grazie. Ein konventionelles Bild: und doch dokumentarisch genau; dieser allerliebste Schreibtisch wird von ihren Lieferanten Caffieri oder Oeben stammen, diese Bücher hat sie von Pasdeloup einbinden lassen. Weicher ist das kleine Portrait der stehenden Marquise. Und Bonnet giebt (nach einem Pastell Bouchers) auf einem seiner schönen Blätter ein merkwürdiges Pompadourbild. Pfirsichpflaumschmelz; dabei ein Kupferstich, eine Reproduktion. Die Pompadour wird stets den Stil einer

Zeit verschnörkelter Niedlichkeit verkörpern. So sieht sie aus; so war sie nicht. Ein berechnender Verstandesmensch, ehrgeizig, lieblos, ein unsympathischer Typus der „femme cérébrale“. Hier sind die Miniaturen aus ihrem Gebetbuch zu sehen. Das hielt sie in ihren Händen, wenn sie in der versailler Prunkkirche in ihrer Loge über der Sakistrei saß. Fast Jeder verabscheute sie; fast Jeder suchte, liebenswürdig oder unterwürfig grüßend, ihren Blick zu erhaschen. Sie hat die Bildchen gewiß oft und aufmerksam betrachtet, denn sie liebte die Kunst und hat auf diesem Feld Gutes angeregt und begünstigt. Unvergessen sei ihr, daß sie die Künstler bat, von den ewigen Römern und Griechen zu lassen und lieber Menschen des täglichen Lebens zu malen. Die Maler zauderten; die moderne Tracht sei unkünstlerisch, schließe guten Faltenwurf aus. (So jammerte auch Frau Vigée-Lebrun über die „unmögliche“ Tracht ihrer Zeit und ersetzte sie, wo es ging, durch „ideale“ Draperie). Frau von Pompadour wollte aber „moderne“ Bilder. Das darf man ihr nie vergessen.

Was wir dieser „neuen Richtung“ verdanken, zeigen die berühmten Stiche von Duclos nach dem „Konzert“ und „Ball“ von Augustin de Saint Aubin. (Menzel hat sie genau studirt und ihnen Manches entlehnt). Begeistert schreiben hierüber die Goncourts: „Comme tout ce monde cueille l'heure présente, que de bouquets et de noeuds de ruban, que de perles au cou et de paroles à l'oreille! La fortune unique d'avoir fixé la physionomie de la France en son plus joli moment!“ Taine bewundert diese Lebenskunst nicht weniger, wenn er auch, ernster veranlagt, die Nachtheile dieser aristokratischen Verfeinerung nicht aus dem Auge verliert. Von diesen Szenen Saint Aubins sagt er: „Quelles physionomies fines, engageantes et gaies, toutes brillantes de plaisir et d'envie de plaire! Que d'aisance dans le port et dans la démarche! Quelle grace piquante dans la toilette et le sourire, dans la vivacité du babil, dans le ménage de la voix flûtée, dans la coquetterie des sous-entendus!“ Wie man Hunderttausende von Rosen braucht, um Perserkönige mit Wohlgeruch zu umgeben, so opferte man Generationen dahin, um die Vollendung dieser Salons herzustellen. „Le prix est excessif, mais c'est à ce prix qu'on fabrique les très-délicats parfums.“

Die Kupferstiche dieser Zeit sind unschätzbare Dokumente; dabei graziös, lustig und prickelnd. Da sind die von Baudouin und Lavreince. (In der pariser Kunstwelt galten neben den großen Kupferstechern, dem Ostpreußen Wille, dem Berliner Schmidt, der schweizer Aquarellist Freudeberg und einige Schweden: Hall, der erste Miniaturmaler, der tüchtige Portraitist Roslin und Lafrensen, genannt Lavreince. Seine gewagten Szenen werden fast wie die Baudouins geschätzt.) Eine Welt für sich: die der Kupferstichsammler, denen die Feinheit der Vignetten Launays, die weiche Farbenpracht eines Janinet, die

gediegene Treffsicherheit Ficquets, Chauffards unnachahmliche Finalstücke, Démarteaus Kreidemanierblätter nach Boucher Entzückungen schaffen. In dieser Welt hat die Sammlung Models sich ihre Sonderstellung erworben. Hier sind Unika wie Massards Probeblatt nach dem Zerbrochenen Krug, hier ist eine ganze Anzahl von avant la lettre-Blättern, deren Preis heute in die Tausende gestiegen ist. Diese Werthschätzung erster Abzüge ist keine Sammlergrille. Eine am frühen Morgen gepflückte Rose ist leuchtend frisch; am selben Abend ist ihr Glanz schon ermattet.

Eine möglichst vollständige Vorführung der ersten Zeichner wurde bei der Auswahl erstrebt. Da sind Cochin, Eisen, Gabriel, Saint Aubin. Jeder ein Individualität. Debucourts herrliche Blätter sind auch historisch interessant. Die Palais Royal-Szenen sind viel genauer als unsere aus der Camera kommende Illustration. Im Almanach National von 1791 ist oben ein Medaillon Ludwigs des Sechzehnten, darunter die symbolische Darstellung der National-Versammlung auf den Trümmern der Bastille. Virtuos, dabei genau ist Moreaus Krönung Ludwigs des Sechzehnten (oben, in die Fenster, hat er unpassende Scherze hereingezeichnet). Janinets Blatt zeigt den Entwurf zu dem während des letzten Aufflackerns royalistischer Gefühle geplanten Denkmal für Ludwig den Sechzehnten; Heinrich der Vierte, der volksthümlichste König, reicht ihm die Hand. Das Denkmal sollte da stehen, wo er bald darauf hingerichtet wurde.

Die Revolution, die Zeit Napoleons ist spärlich vertreten. Merkwürdig und lehrreich, wie diese Periode abstrakter Ideen, archaistischer Liebhabereien die blühende Kunst welken ließ. Manche gute Künstler lebten noch eine Weile, malten, zeichneten, stachen, aber bei Allen war der Lebensnerv unterbunden, die Kraft dahin. David und Thomire ersetzen nicht, was da verwüstet wurde; in einer künstlerisch naiven Zeit hätten sie Besseres geleistet.

Von der Skulptur erhält man eine Vorstellung. Gern, wenn er auch dem siebenzehnten Jahrhundert angehört, bewillkommnet man den Richelieu von Warin; hier ist Bedeutung ohne Emphase und ein weitsinnender Blick. Pigalles Venus und Merkur kennen wir aus dem Kaiser-Friedrich-Museum; als Ludwig der Fünfzehnte sie seinem königlichen Bruder nach Potsdam schickte, waren die pariser Künstler empört, fanden es unpatriotisch, solche Meisterwerke ins Ausland zu verschenken. Coustou ist mit seinem August dem Starken gut vertreten; der Kopf ist von sprühendem Leben, mit realistisch schief eingesetzten Augen, mit kräftigen, energischen, überaus sinnlichen Zügen. Die Reiterstatuetten aus Bronze erinnern an die berühmten, in der Revolution vernichteten Königsstatuen französischer Meister und weisen, wie Schlüters Großer Kurfürst, auf Bernini zurück. Von Caffieri ist die meisterhafte Büste des Helvetius, des Finanzmannes, Kunstgönners und Genuß predigenden Philo-

sophen. Acht seiner Marmorbüsten sind der Stolz der Comédie Française; als leidenschaftlicher Theaterfreund hat er sie gegen Ueberlassung eines für seine Lebenszeit geltenden Freibillets gestiftet. Nur Houdon, in seinen allerbesten Werken, steht noch höher; zu diesen zählt der unheimlich lebendige Voltaire. Auf Nini ist man in letzter Zeit aufmerksam geworden: seine Medaillons, von denen etwa vierzig ausgestellt sind, werden hoch geschätzt.

Von dem prächtigen Kunstgewerbe der Zeit sieht man nur Andeutungen. Die dekorative Mache der Bildteppiche fällt auf. In dem Esther-Cyklus giebt es koloristische Spitzfindigkeiten, so ein unendlich subtiles milchiges, etwas fliederfarbiges Rosa. Schön ist der Boulesockel mit der für des Meisters letzte Epoche charakteristischen eingelegten Figur Bérains. Eine schöne Standuhr hat noch ihr Spiel; die rührend helle, zartfröhliche Weise durchklingt die Säle; ihr lauschen die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, wie einst die der Puder- und Reifrockzeit. Leider fehlen die großen Ebenisten, die Cressent, Oeben, Riesener, Gouthière, Benemann und Roentgen (die Allertrefflichsten stammten aus Deutschland). Die besten Möbel dieser Meister, die man in der Wallace-Sammlung bewundert, sind vornehm und logisch im Aufbau, makellos solid in der Technik, praktisch behaglich in den Formen, harmonisch und diskret im Schmuck. Hat man sich ernstlich mit diesen Möbeln beschäftigt, so betrachtet man unsere neue vielgefeierte „Raumkunst“ mit etwas kritischem Auge. Einzelne Zimmer der Ausstellung deuten den Charakter der Zeit an. Ich hatte die Freude, viele der wegen ihrer Einrichtungen berühmtesten pariser Häuser kennen zu lernen; dort habe ich mehrere dieser Nattiers, Bouchers, Chardins bereits gesehen. Man mag bedauern, daß so sicherer Geschmack und so große Mittel nicht für das Mobiliar unserer Zeit aufzubringen sind. Was hier geleistet wurde, muß man bewundern. Thürklinke, Rahmen, Bucheinband, Alles, sogar jeder Kamintheil, echt oder mustergiltig nachgearbeitet. Nirgends eine Ueberladung mit Bric à Brac; wenige, reine Farben. In solchen Räumen empfindet man die wunderbare Einheit jeder Epoche wahrhafter Kunst.

Wie im dreizehnten, hat auch im achtzehnten Jahrhundert die französische Kunst Europa beherrscht; die starken Talente, die draußen erwuchsen, empfingen fast sämmtlich ihre Anregung aus Paris. Lange aber schob Paris diese Schätze achtlos weg. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren Latours „préparations“ für zwanzig Francs zu haben; den großen Stich nach Watteaus „Enseigne“ benutzte man in einer guten Kunsthandlung als Einwickelpapier; ungewaschene Winkelskribenten kritzelten geschäftig auf einen Schreibtisch, den Riesener für den Fürsten Kaunitz erschuf. Heute weiß man diese Kostbarkeiten zu schätzen: die Produkte der letzten bodenständigen, zeitgemäßen Kunst.

Marie von Bunsen.

Wie man in Rußland spricht.

Noch vor hundert Jahren galt es in den vornehmen Kreisen Petersburgs und Moskaus für ein Kennzeichen höherer Bildung, sich mit russischer Sprache und Literatur möglichst wenig zu beschäftigen und Beide, wenn man sie nicht ganz entbehren konnte, auf die Küche, die Dienerstube und die Hintertreppe zu beschränken. Einheimische Sitten und Gebräuche wurden von Allen, die in der Welt Etwas bedeuteten, geringgeschätzt und geistige Bedürfnisse durch das Ausland befriedigt. Auf der Schmiedebrücke (so heißt die beliebte Verkehrs- und Geschäftsstraße in der alten Zarenstadt) hatten die Modedamen keinen höheren Ehrgeiz als den, in ihren neusten pariser Toiletten zu glänzen. In Häusern, wo man literarische Neigungen zeigte und den Gästen nach Tisch den Bibliotheksaal öffnete, konnte man von den Rücken der Bücher die Namen Voltaires, Rousseaus und der französischen Encyklopädisten ablesen und dahinter versteckt Sittenromane mit reizvollen Enthüllungen aus dem Leben in den Salons und Schlafzimmern finden. Man sprach, dachte und empfand mit Vorliebe Französisch. Wer sich zu dem edlen Pathos Schillers oder dem interessanten Weltschmerz Byrons aufschwang, galt als eine merkwürdige Ausnahmeerscheinung.

Russisch brauchte man nur zu verstehen, um den Dienstboten, Verwaltern und Leibeigenen Befehle zu ertheilen. Puschkin durchstöberte als frühreifer Knabe die Zimmer seines Vaters nach französischen Büchern, um danach schlüpfrige Epigramme auszufeilen. Ohne seine Wärterin, die ihn mit den Märchen und Liedern ihres Dorfes unterhielt, hätte er von dem charakteristischen Leben seiner Heimath zunächst überhaupt nichts erfahren. Die französischen Hofmeister waren zum Theil abenteuerlicher Herkunft, so daß man mit ihnen merkwürdige Erfahrungen machte, und die deutschen Lehrer wurden wegen ihres bescheidenen und unbeholfenen Wesens über die Achsel angesehen. Daß die große Katharina Lustspiele, Sumarokow Trauerspiele, Derschawin Oden und Kantemir Satiren in russischer Sprache geschrieben hatte, erschien als ein Experiment, dessen Gelingen mindestens fraglich dünkte. Die Meisten hielten es für undenkbar, daß sich der russische Urwald jemals in einen französischen Ziergarten verwandeln könne. Turgenjew erfuhr zufällig als Knabe durch einen Leibeigenen, den er später in der Novelle „Punin und Baburin“ drollig geschildert hat, daß es auch im Russischen Dichter gebe. Aber schon gegen Ende der vierziger Jahre war er mit den „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“ in seiner Heimath als Erzähler berühmt, in Deutschland und Frankreich freilich noch unbekannt. Als die erste deutsche Uebersetzung erschien, machte Paul Heyse im „Deutschen Literaturblatt“ auf die wunderbare Begabung des Russen, Menschen und Natur ganz neu zu betrachten, mit be-

redten Worten aufmerksam. 1866 schlug Friedrich Bodenstedt die Dichtungen Puschkins und Lermontows vor uns auf. In den achtziger Jahren brach eine ganze Fluth russischer Erzählungen von Dostojewskij, Tolstoi, Gontscharow neben den älteren Schöpfungen Gogols auf uns ein. Seitdem hat die jüngste unter den Nationalliteraturen Europas eine Bedeutung, deren Nachwirkung im geistigen Leben der alten und neuen Welt überall nachzuweisen ist.

Damit hat auch die russische Sprache die Grenzen überschritten, die sie auf die sarmatische Ebene beschränkten, und ihren Weg bis über das Weltmeer gefunden. Man darf sagen, daß man sie im sechsten Theil der Welt versteht, von der Ostsee bis zum Stillen Ozean, vom Nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen Meer. Wir finden außerdem in Berlin, Paris und London große russische Kolonien, die eng zusammenhalten. In New York hat sich ein ganzer Stadttheil mit 160 000 Russen gebildet, also mehr, als die Gouvernementsstadt Kasan umschließt. Unser östliches Nachbarreich ist seit den politischen Erschütterungen, die es durchmacht, immer mehr zum Gegenstand aufmerksamer Betrachtung geworden. Wirthschaftliche und militärische, literarische und wissenschaftliche Gründe zwingen uns, das Ohr an die Laute zu gewöhnen, die zum Ausdruck eines so starken geistigen Lebens in Dichtung, Musik und Bildender Kunst geworden sind. Seit der Reformation haben sich nach und neben einander das Spanische, zum Theil auch das Italienische, das Französische und Englische zu Weltsprachen entwickelt. Seit kurzer Zeit ist ihnen das Deutsche gefolgt, das jetzt auf der Erde von mindestens achtzig Millionen Menschen gesprochen wird. Hat das Russische ähnliche Aussichten, einen Eroberungzug anzutreten? Trotz allen Schwierigkeiten, die entgegenstehen, darf mans erwarten.

Von dem 1849 in Rom verstorbenen Kustos der vatikanischen Bibliothek, dem späteren Kardinal Mezzofanti, wurde behauptet, daß er achtundfünfzig Sprachen verstanden und in der Unterhaltung beherrscht habe. Dabei muß man bedenken, wie hoch der Wortschatz schon innerhalb einer einzigen Sprache einzuschätzen ist. Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm wird es nach seiner Vollendung vielleicht auf eine Viertelmillion Ausdrücke bringen, von denen sich allerdings nicht alle in der heutigen Schrift- und Umgangssprache nachweisen lassen. Von Goethe, der auch in dieser Beziehung einen wahrhaft königlichen Reichthum ausstreute, wird behauptet, daß in seinen Schriften über zehntausend Worte vorkommen. Shakespeare, dessen Lebenswerk in seinen siebenunddreißig Dramen hinter den Schöpfungen unseres Dichters dem Umfang nach weit zurückbleibt, soll ihn an Fülle der Worte trotzdem noch um die Hälfte übertroffen haben. Wie sehr schrumpft dagegen der Besitz an Lauten im Alltagsverkehr zusammen! Zwischen einfachen Leuten läßt sich eine Wirthshausunterhaltung schon mit fünfhundert Worten ziemlich lange ausspinnen. Selbst in den Kreisen der Gebildeten bedeutet das Drei- und Vierfache da-

von einen ansehnlichen Vorrath, der natürlich je nach Stand, Beruf und Bildung mancherlei Schwankungen unterworfen ist. Erst wo es sich um feinere Schattirungen im Denken und Empfinden, um Vorstellungen innerhalb eines bestimmten Faches oder um künstlerische und wissenschaftliche Aufgaben handelt, schwillt das Matérial beträchtlich an und steigt im Ideenkreis eines Genies dann zur Gipfelhöhe.

Wenn wir dabei an das Russische denken, müssen wir bis auf die Mitte des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zurückgreifen. Damals zogen Gesandte des mächtigen Reiches, das sich zwischen Dnjepr und Don bis zum Asowschen Meer erstreckte, nach den Ufern des Bosporus, verweilten mit erstaunten Blicken vor dem Weltwunder der Sophienkirche und ließen sich in dem Palast des Kaisers Michael des Dritten in dem damaligen Zargrod zum Empfang melden. Nachdem die fremden Männer mit der Pracht ihrer orientalischen Gewänder und dem blitzenden Schmuck ihrer Waffen vor dem Herrscher die Stirn zur Erde geneigt hatten, trugen sie ihm im Namen ihres Gebieters demüthig eine Bitte vor. Der Fürst der Chasaren, von dem sie abgesendet waren, hatte in seinem Lande Städte begründet und Schulen errichtet, die seinen Unterthanen Ordnung, Wohlstand und geistiges Leben versprachen. Aber in dem Gemisch von Heidenthum und Islam, christlichem Glauben und jüdischer Lehre brauchten sie weise Männer voll Eifer und Geschick, um dem Volk die Worte des Nazareners zu verkünden, die ihnen als Vorbild dienen sollten. Der Kaiser gab der Bitte, die vor seinem Thron ausgesprochen wurde, nach und schickte zwei von seinen Mitschülern zur Ausführung des Glaubenswerkes in die slavische Ebene. Zwei Brüder, die auf eine glänzende Laufbahn zurückblickten. Der Aeltere, Cyrillus, hatte sich als Gelehrter einen Namen gemacht und führte den Beinamen des Philosophen. Der Jüngere, Methodius, war in die Armee eingetreten und Gouverneur einer Provinz geworden. Beide entsagten jedem weltlichen Ehrgeiz, reisten in die Steppen des südlichen Rußland und predigten dort unter dem Schutz des Khans die Lehren des Christenthumes. Das waren die beiden berühmten Slavenapostel, die gegen Rom einen unüberwindlichen Haß empfanden und ihre Anhänger dem Einfluß der „ewigen Stadt“ entziehen wollten. Sie übertrugen den Dialekt ihrer makedonischen Heimath auf die Liturgie und Kirchengebräuche und übersetzten in diese Sprache die Bibel. Cyrill stellte zu diesem Zweck ein Alphabet von griechischen und lateinischen Zeichen her und erfand noch selbst mehrere Schriftzeichen. So entstand das Kirchenslavisch, das im russischen Gottesdienst und in der Bibel noch heute fortlebt, die moderne Redeweise allerdings stark beeinflußt hat, aber seit Peter dem Großen als Literatursprache immer mehr zurückgedrängt worden ist. Wie das Deutsch Luthers die Grundlage für unser modernes Schriftthum wurde, so hat seit dem Erstarken des Zarenthums auf dem Hügel, zu dessen

Füßen die Moskwa ihre Schlangenlinien zieht, der großrussische Dialekt immer mehr an Bedeutung gewonnen. Peter begnügte sich nicht damit, die Vereinfachung der cyrillischen Buchstaben zu verlangen. Die selbe Hand, die auf den holländischen Werften die Schiffsplanken zusammenfügte und auf der Drehbank Drechslerarbeiten ausführte, griff selbst nach dem Federkiel, um statt der überflüssigen Schnörkellinien einfachere Buchstaben aufs Papier zu malen.

Puschkin verlieh dieser Sprache einen Adel von Schönheit und Glanz, der auf die damalige Zeit wie eine Offenbarung wirkte. Er gab den Versen aus eigenem Empfinden ein freies künstlerisches Leben. Seine Prosa schuf malerische und symphonische Wirkungen wie der Pinsel eines großen Meisters und die schaffende Phantasie eines genialen Musikers. Was Jakob Grimm in einer seiner Reden von Goethe sagt, läßt sich bei der Uebertragung auf russische Verhältnisse auf ihn anwenden: „Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter und Wendungen ist zu seinem Gebot und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum, daß ein unnöthiges Wörtchen steht; Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhaltung: Alles ist vorhanden."

Auf dem Instrument, das Puschkin als „Vater der russischen Poesie" schuf, wurde von seinen Nachfolgern mit wechselndem Anschlag und Geschmack in verschiedenen Tonarten weiter gespielt. Gogol entlockte ihm Alles, was er wollte: sanftes Rauschen und Schwärmen, das wilde Sausen und Klingen von Schwertern, bittere, blutige Satire. Die Schule der „Natürlichen", die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufkam, setzte die Ausbildung der russischen Sprache fort. Die epische Fülle Tolstois, die behagliche Breite Gontscharows, die dämonisch übersprudelnde Leidenschaftlichkeit Dostojewskijs drücken sich auch in der Behandlung des Wortes aus. Als moderner Klassiker und treuer Schüler Puschkins erscheint dabei immer wieder Turgenjew, der die Reinheit seiner Muttersprache bewahrt, ihre Musik bereichert, ihre Plastik vertieft und ihre Anmuth gehoben hat, ohne sich aus dem Bereich des natürlichen Empfindens zu entfernen. Er hat ihr auch in den Tagen tiefer Trauer um das Schicksal seines Vaterlandes die schönste Huldigung dargebracht, indem er von ihr sagte: „Du allein bist mir Stütze und Halt, o große, mächtige, wahrhafte und freie Sprache! Wärst Du nicht, wie sollte man nicht verzweifeln beim Anblick Dessen, was zu Haus geschieht! Aber es ist undenkbar, daß eine solche Sprache nicht einem großen Volk gegeben sein sollte."

Nach akademischen Begriffen diese Sprache rein zu erhalten, war eben so wenig möglich, wie es gelingen konnte, sie dem Einfluß fremder Völker zu entziehen. Jeder geistige Aufschwung, der von außen ins Land drang. jede kriegerische Erschütterung bewirkten, daß sie, trotz der von Lomonossow

1755 geschaffenen Grammatik, neue Farben annahm. Die Ruriks, die in das Reich gerufen wurden, um die Ordnung wiederherzustellen, ließen normannische Worte in die Vorstellungen von Recht und Gesetz eindringen. Von Byzanz brachte das Kirchenslavisch der Orthographie und Grammatik eine Menge Graezismen, die sich noch heute erhalten haben. Die Herrschaft der Mongolen, die sich für ein Vierteljahrtausend dort festsetzten, hinterließ auch, in Verbindung mit anderen orientalischen Einflüssen, tiefe Spuren. Die Namen bekannter Persönlichkeiten, wie des auch in Deutschland geschätzten früheren Handelsministers Timirjasew, deuten auf tatarischen Ursprung. Türkisch ist das Wort „karandasch", wörtlich schwarzer Stein, für Bleistift und almás für Diamant (Elmaß.) Woher das Wort „sorok" für vierzig stammt, das etymologisch aus der Zählreihe herausfällt und für das man früher sinngemäß „tschetýrjedessjat" sagte, läßt sich schwer feststellen. In dem Wörterbuch von Tschudinow (Petersburg 1901) wird es aus dem Griechischen abgeleitet, jedoch ohne nähere Angaben. Baudouin de Courtenay nimmt in der soeben vollendeten Dritten Auflage des großen Wörterbuches von Dahl einen skandinavischen Ursprung an, weiß aber auch keine Quellen anzugeben. Zur Zeit der Polenkriege drangen polnische und lateinische Laute ins Land. Peter der Große öffnete nicht nur einer neuen Kultur, sondern auch einer neuen Sprache das „Fenster nach Europa". Der von ihm begründeten neuen Hauptstadt und den beiden Kriegshäfen (Kronstadt und Schlüsselburg) gab er deutsche Namen. Im Russischen kennt man, wie bei uns, einen „Kapellmeister" und „Feldzeugmeister"; nur werden die Wörter „meister" betont. Zum Hofdienst im Winterpalais gehören junge Damen mit dem Titel „Gof-Freilina". Auf dem Straßenschild kündet uns in Petersburg der Friseur seine Künste als „Parikmacher" an. Unser deutscher „Thurm" hat sich in „tjurma" verwandelt und die Bedeutung Gefängniß angenommen. Unsere Leute haben sich in „Ljudi" umgewandelt. „Drot" ist unser „Drath". Wenn bei einem Gartenfest bunte Raketen aufzischen, spricht man von einem „Feierwerk". Unser „Vortuch" hat als „Fartuk" die Bedeutung Schürze angenommen. Dem Kellner bestellt man ein „Butjerbrod". Zu den Vororten führt ein „Schlagbaum". Auf der Eisenbahn kauft man sich zu seinem Billet noch einen „Plazkart". Auch abstrakte Vorstellungen kehren mit deutschen Worten wieder wie „Losung" als militärisches Erkennungzeichen oder „Strafe" in allen Verbindungen als Haupt-, Eigenschaft- und Zeitwort. Französische und englische Worte bürgerten sich namentlich da, wo es sich um Kunst, Wissenschaft, Technik, Gesellschaftleben oder Schulwesen handelte, aber auch im alltäglichen Verkehr ein. In seinem hübsch erzählten, wenn auch jetzt längst veralteten Buch über Petersburg erwähnt Kohl, daß früher Kinder nicht selten so zu ihren Eltern sprachen: „I have been in the letnoi sad (Sommergarten) Feodor s nami buil (war mit

uns); est-ce que vous n'irez pas?" Seitdem hat sich aber das Sprachgefühl wesentlich verfeinert und unter den Modernsten, wie Balmont oder Brjussow, wird großer Werth auf saubere Sprachbehandlung gelegt.

Was bei dem Erlernen der russischen Sprache auf den Ausländer abschreckend wirkt, ist zunächst das Alphabet, bei dem die Erinnerung an das Lateinische und Griechische eher verwirrend als fördernd wirkt. Dann die Menge der Schriftzeichen, deren Zahl fünfunddreißig beträgt. Darunter sind im Deutschen nicht bekannte Laute wie das ж, das dem französischen „g" vor e und i entspricht, das „l", das viel voller als bei uns angeschlagen wird, der Vokal ы, der uns eben so fehlt und mit zurückgezogener Zunge etwa wie bei „Mütter" hervorgebracht wird, endlich die harten und weichen Zeichen, die am Schluß einzelner Wörter stehen und ihren Ausklang bestimmen. Noch größere Sorge macht die Fülle der Konsonanten, die oft so eng zusammengedrängt werden wie kaum in einer anderen Sprache. Einzelne Wörter bekommen dadurch allerdings ein unförmliches und plumpes Ansehen. Man denkt dabei an eine dicke „mátuschka", die sich schwerfällig über eine Dorfstraße schleppt, oder an einen herrschaftlichen Kutscher, der sich seinen Faltenrock noch tüchtig wattirt hat, um auf seinem Bock recht stattlich zu erscheinen. In russischen Zeitungen nimmt ein solcher Wortelephant nicht selten den Raum einer halben Zeile ein. Das liegt aber mehr an der Art der Schriftzeichen als an der Zahl der Silben, die wir auch im Deutschen erreichen. Immanuel Kant spricht in seiner Abhandlung über die Gestirne von „alierannehmungwürdigsten" Bedingungen. Wir brauchen uns nur solcher Sprachungethüme wie „Oberverwaltungsgerichtspräsident" oder „Oberappellationgerichtsrath" zu erinnern, an die „Privatnebenstellencentrale", die „Exterritorialität" oder die „Universitätgouvernementalität" zu denken, die man dem verstorbenen Ministerialdirektor Althoff vorgeworfen hat. Solche Wortfügungen müssen wie Brennnesseln behandelt werden, die nur wehthun, wenn man sie ängstlich berührt, statt sie mit der Hand kräftig anzugreifen. Als Trost und Aufmunterung mag dabei die Thatsache wirken, daß es in jeder Sprache Worte von häßlichem Klange giebt, der uns nur deshalb nicht stört, weil wir ihn von Kindheit an vernommen haben. Unser „Rechts" und „Nichts" sind für den Italiener, der Deutsch lernt, eine wahre Qual. Bei den Genetiven des „Pflocks" oder des „Strolchs" gruppiren sich nicht weniger als sechs oder sieben Konsonanten um einen einzigen Vokal und bei dem so gebräuchlichen Fragewort „Schmeckts?" sind es deren sogar acht, die von der Zunge in schnellem Schwung überwunden werden müssen. Denkt man an die Schwierigkeiten, die Ausländer beim Studium unserer Muttersprache zu überwinden haben, so wird man auch über gewisse Eigenthümlichkeiten des Russischen gerechter urtheilen. Nimmt man die Bezeichnung für Hauptwort „Ssustschestswitjelnoje" oder die neun Silben für den Titel Excellenz

„Wissokoprjewoss-choditjelsstwo“, so glaubt man freilich im ersten Augenblick, über eine Reihe ausgetretener Stufen zu stolpern. Als Bismarck in Petersburg Russisch lernte, gab ihm sein Lehrer die folgende Sprechübung auf „Ot tópota kopýt pyl po-polju letit“: Vom Stampfen der Hufe fliegt der Staub über das Feld. Der Preußische Gesandte meinte, er werde diesen Sprudel von Konsonanten niemals bewältigen lernen; aber nach wenigen Uebungstunden war er dieser Schwierigkeit, wie mancher anderen, Herr geworden.

Auch im Russischen giebt es viele Worte, die sich an melodiöser Schönheit sogar mit romanischem Wohllaut vergleichen lassen. Durch die Bearbeitung von Franz Liszt ist Aljabjews Volkslied „Nachtigal“ auch bei uns verbreitet und Niemand wird bestreiten, daß der russische Laut „Ssolowjéi“ darin mit der auf und absteigenden Melodie durchaus gefällig und harmonisch verschmilzt. Goethes Gedicht „Das Veilchen“ bringt mit dem Laut „Fiálka“ auch dem russischen Ohr etwas Zartes und Duftiges. Fausts Worte in der Osternacht: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“ verbinden sich im Russischen nicht weniger schön als im Deutschen mit den feierlichen Tönen der Glocken: „Ja ssluschu wjest, no w sserdze wjeri njet!“.

Man kann dem berühmten czechischen Sprachforscher Safařik darin beistimmen, daß die Schönheit einer Sprache nicht nur von der Fülle der Vokale, sondern eben so von der Art abhängt, wie ihre Konsonanten zusammenklingen. Erst sie geben dem Wort das eigentlich Markige und Kräftige, das seinen Bau stützt und aufrecht erhält, seinen Charakter bildet und uns zu Herzen bringt. Gerade in dieser Beziehung hat das Russische vielerlei Vorzüge, die meist mit Unrecht übersehen und erst bei langjähriger Beschäftigung mit der Literatur und Sprache des Landes richtig gewürdigt werden. Was uns dabei anfänglich als Krachen, Zischen, Brechen und Knarren unangenehm auffällt, verwandelt sich allmählich in eine Melodie, die eine ganz neue Art von Beredsamkeit ausdrückt. Diesem Umstand verdankt das Russische seinen tonmalenden Charakter, seine vielen Verkleinerungen und Zärtlichkeitausdrücke. Alexander Lugus behauptet im Nachwort zu seiner Uebersetzung des „Ehernen Reiters“ von Puschkin, daß keine andere unter den lebenden europäischen Sprachen neben kräftigsten Lauten über eine solche Fülle das Ohr wohlthuend umschmeichelnder Töne verfüge, keine reicher an fallenden und steigenden Diphthongen und Doppeldiphtongen sei als die russische. Wenn Karl V. meinte, daß man spanisch mit Gott, französisch mit Freunden, deutsch mit Feinden und italienisch mit Frauen reden müsse, schwang sich Lomonossow zu der Behauptung auf, daß seine Muttersprache sich für jeden der genannten Fälle vollkommen eigne, die Vornehmheit der spanischen, die Lebendigkeit der französischen, die Kraft der deutschen, die Zartheit der italienischen Sprache mit einander vereinige. Den Russen fehlt allerdings unser charakteristischer Hauchlaut,

den übrigens alle romanischen Sprachen aufgegeben haben. Aus dem Namen unseres Loreleidichters macht der Franzose daher ein einsilbiges Wort, das in dem großen Wörterbuch von Sachs mit dem Laut „äen“ wiedergegeben wird. Der Russe hilft sich, indem er „Genrich Geine“ spricht, schreibt und druckt, wodurch die Titelblätter auf den Uebersetzungen heinischer Gedichte für uns einen drolligen Anstrich bekommen. Der Dichter der „Problematischen Naturen“ heißt bei ihnen „Spielgagen“, der Schöpfer der „Versunkenen Glocke“ Gergart Gauptmann und Jeder, dessen Vornamen Hans lautet, wird unweigerlich in eine „Gans“ verwandelt. Der deutsche Kaiser erscheint dort als „Gogenzoller“ mit dem Namen „Wilgelm“. Der mittelalterliche Hetz- und Jagdruf: „Hurra!“, der dem alten hochdeutschen Wort „hurren“, sich hastig bewegen, entspricht, wurde während der Freiheitkriege von den russischen Truppen auf unsere übertragen, die ihn seitdem für den Sturmlauf wie für die Begrüßung des Herrschers beibehalten haben. Doch die Russen können nur „Urra!“ oder „Gurra!“ rufen. Die Kleinrussen können wieder das „G“ schwer aussprechen und machen aus dem Namen ihres größten Dichters Gogol einen „Chochol“, was „Schopf“ bedeutet und ihnen bei den großrussischen Spöttern zum Spitznamen geworden ist.

Viele Bezeichnungen haben die Russen für ihre Lieblingfarbe roth, die für sie in enger Sprachverwandtschaft mit dem Begriff „schön“ steht. Das Kleid der großrussischen Bäuerin, Sarafan, den ihr Volkslied besingt, ist „krasnij“; aber das Wort besitzt noch einen weiteren Sinn und deckt sich mit Vielem, was wir anmuthig, fein, reizend und begehrenswerth finden. Roth erscheint ihnen die in drei Absätzen aufsteigende Paradetreppe im Kreml zu Moskau, von der das Herrscherpaar nach der Krönung sich noch einmal zum Volk wendet; und sie ist doch nicht roth. Roth wird überhaupt jeder „herrschaftliche Aufgang“ genannt im Gegensatz zur schwarzen Treppe, die den Dienstboten gehört. Roth ist der große Platz vor dem Kreml in Moskau, weil er mit seiner Umgebung prächtig wirkt. Roth ist das Mittagsmahl bei den Eltern des Bräutigams nach dem Hochzeitstag, der Ehrenplatz in der Vorderecke eines Zimmers, wo das Heiligenbild hängt, die erste Woche nach Ostern, in der Seelenmessen und Gedächtnißfeiern abgehalten werden. Roth sind schöne Tage, wenn draußen die Sonne scheint oder drinnen die Herzen lachen Roth ist ein züchtiges, schüchternes Mädchen. Roth sind der Nadelwald, das Hochwild und Pelzthier, das große Mittelfenster des Bauernhauses und der Hochzeitzug. Roth ist der Reim, wenn er schön klingt, die Rede, wenn sie mit Witz oder Schwung die Hörer fesselt, und die Ueberschrift zum neuen Absatz eines Buches. Dabei giebt es noch mehrere Arten von Roth, für die ganz verschiedene Worte gebraucht werden. Handelt es sich um gesundes rothes Blut, um eine aufblühende Rose oder um die Abendröthe, so ist das Wort „alij“ am Platz. Von Wangen heißt es „rumjanij“, von Haaren „rishij“. Sprachforschern, die sich auf die feinen

Stimmungen und Schwingungen der Volksseele verstehen, bringt das eine Wort Stoff zu einer ganzen Abhandlung. Im Gegensatz dazu ist „schwarz“ (tschornij) gleichzeitig das Grobe, Schwere, Schmutzige, eine Hintertreppe, eine Küchenmagd, eine niedere Arbeit, zu leicht befundenes Geld und so weiter.

Der Sprachhumor schafft sich eigenthümliche Bilder und Vergleiche. Für die Russen ist der Deutsche der „njemetz“, der Stumme, weil er ihre Sprache nicht versteht und deshalb nicht zu ihnen reden kann. Weshalb diese Bezeichnung gerade für uns gilt, hat noch Niemand recht zu erklären vermocht; ihrem Sinn nach würde sie ja auch auf Engländer und Franzosen passen. Wahrscheinlich hat die Spottlust der Russen den Deutschen getroffen, weil er von je her ihr Lehrer und Erzieher war; dessen Fehler reizt die Unmündigen leicht zur Neckerei. Um die Trunksucht zu beschönen, hat man den Branntwein, den langsamen, aber unerbittlichen Zerstörer der Menschen, mit einem „Wässerchen“ verglichen und ihn „wodka“ getauft. Wir kennen davon meist nur die Verstümmelung des Genetivs und sagen fälschlich „wutki“, während der Nominativ auch Trinkgeld bedeutet. Einen eben so weiten Begriff wie mit „krasnij“, roth, verbindet der Russe mit seinem „Nitschewo“, das wörtlich „nichts“ heißt, im Sprachgebrauch aber eine Menge einander widersprechender Empfindungen zwischen Gut und Schlimm umschließt, je nach dem Anlaß, bei dem es gebraucht wird. Nitschewo paßt so ziemlich auf Alles, das keiner Veränderung unterliegt. Es wirkt mit seinen drei Silben wie das Gähnen eines Menschen, der seine Ruhe haben möchte. Man hört es eben so oft wie das „kak ni bud“, irgendwie, das in alle Lebenslagen paßt.

Woher stammt das Wort „Rubel“ (das der Russe übrigens einsilbig und zwar so ausspricht, daß der Schlußkonsonant nicht gehört wird)? Von dem Zeitwort „rubitj“, abhauen; die ersten Münzen dieser Art wurden mit dem Beil von einem Silberbarren, Griwenka, abgeschlagen, der ein halbes Pfund wog. Die Hälfte davon nannte man „Rublj“. Einzelne dieser aus dem Mittelalter stammenden Stücke werden in den Münzkabineten aufbewahrt. Was bedeutet der Name „Chuligan“, der so oft durch die Spalten unserer Tageszeitungen ging, wenn von den Strolchen die Rede war, die während der russischen Putsche sich auf den Straßen herumtrieben und harmlose Spazirgänger mit Messer und Revolver bedrohten? Das Wort stammt aus dem Englischen und rührt von einer Verbrecherfamilie her, die jenseits vom Kanal im achtzehnten Jahrhundert ihr schlimmes Wesen trieb. „Pogrom“, das später für die Gewaltthaten gegen die Juden in Rußland angewandt wurde, stammt von dem Zeitwort „pogromit“, verheeren, zertrümmern. „Kaviar“ hält wohl Jeder für ein echt russisches Wort. Und doch wird der schmackhafte Rogen von Stör und Hausen dort niemals so, sondern immer „ikra“ genannt, weil der „Kaviar“, mit dem Shakespeares Hamlet die guten, vom

Volk nicht verstandenen Theaterstücke vergleicht, nur im westlichen Europa bekannt und eine Verstümmelung des italienischen „Caviale“ ist. Der Bär, den wir uns als einen Allesfresser vorstellen, weil er Pflanzen und Fleisch jeder Art verschlingt, erscheint den Russen unter einem bestimmten Bilde. Sie sehen in ihm nicht nur einen gefährlichen Feind der Menschen oder eine kostbare Jagdbeute, sondern zunächst den gefürchteten Gast der Immenzüchter, der die Bienenstöcke zerstört und sich an ihrem süßen Inhalt erlabt. Dem Steppensohn, der selbst ein Leckermaul ist, fällt diese Eigenschaft beim Bären am Meisten auf und er nennt ihn deshalb „Mjedwjed“, den Honigesser.

Die russische Sprache, die in den Werken ihrer Dichter so schön klingt, sinkt in der gewöhnlichen Redeweise zu einer Derbheit herab, die keine andere erreicht. Westländer haben in allen Zeiten staunend gehört, ein wie geringes Schamgefühl selbst von gebildeten und hochstehenden Personen in der Unterhaltung bewahrt wird. Im Schimpfen leistet der Russe Unglaubliches; er greift zu den obszönsten Bildern und gebraucht Wendungen, die sich selbst der Mann der Wissenschaft niederzuschreiben scheut. „Hundesohn“ gehört dabei noch zu den schwächeren Ausdrücken. In der Leidenschaft des Zornes oder im Rausch wird das erotische Leben bis zum Widerwärtigen herangezogen, der ganze Mensch entkleidet und mit seinen thierischen Trieben verächtlich gemacht. Widrig ist vor Allem der Mutterfluch, den man so oft hört und der unausrodbar zu sein scheint: „l. t. m.“ Diese Neigung spielt auch in den zahllosen Sprichwörtern (die daneben freilich viel Feines, Sinniges und Drolliges enthalten) eine große Rolle. Das akademische Wörterbuch der Russen enthält 150 000 Bezeichnungen. Dahls Werk, das mit seinen vier großen, ausgezeichnet redigirten Bänden eine wahre Schatzkammer von Sprachwissen darstellt, hat ihre Zahl auf etwa 175 000 gesteigert. Der „gewöhnliche“ Russe dürfte davon aber nur dreitausend im Gebrauch haben. Rukawischnikow hat in einem interessanten populären Aufsatz, den er für ein großes Werk über Rußland (1902, Nr. 1 und 2) schrieb, die Meinung vertreten, daß seine Muttersprache am Reinsten in den moskauer Kreisen klinge. Wie die Physis des Zarenreiches alle Unterschiede des Klimas und der Nationalitäten zeigt, von den sonnigen Küsten der Krim, wo Citronen, Lorber und Myrthen blühen, bis zu den Sümpfen und Eisflächen des Nordens, von dem feinen Kenner der Kunst und Literatur in seinem petersburger Palast bis zu dem Jakuten, der an den Flußläufen Sibiriens in schmutzigen Hütten haust, so bewegt sich auch die russische Sprache in einem weiten Kreis, der alle Abstufungen menschlichen Empfindens und Vorstellens umschließt. Man denkt dabei an das schöne Wort Schopenhauers: „Wie der Stil zum Geist des Individuums, so verhält sich die Sprache zum Geist der Nation.“

Charlottenburg. Eugen Zabel.

Kolonialgeschäfte.

Seit der Begründung der ersten deutschen Kolonie ist ein Menschenalter verflossen. Ihre wirthschaftlichen Erfolge liegen indessen noch immer in einer fernen Zukunft. Zwar weisen die amtlichen Statistiken eine sich von Jahr zu Jahr vergrößernde Ausfuhr aus unseren Kolonien auf; aber die Rentabilität unserer dortigen Unternehmungen läßt nach wie vor zu wünschen übrig. Die mit überseeischen Verhältnissen Vertrauten erklären, ein Zeitraum von sechs bis sieben Jahren sei erforderlich, um aus Pflanzungen Nutzen zu ziehen; doch bringt manches Kolonialunternehmen auch nach zwanzigjahriger Thätigkeit noch keinen Gewinn.

Die deutschen Kolonialgründungen gehen namentlich von Hamburg und Berlin aus. Blättert man in Von der Heydts Kolonialhandbuch (Jahrgang 1909), so erhält man den Eindruck, der Schwerpunkt des deutschen Ueberseehandels liege in der Reichshauptstadt. Von den darin aufgeführten 315 Firmen sind 109 in Berlin und 46 in Hamburg ansässig, während das hamburger Börsenadreßbuch etwa 1700 Firmen aufzählt, von denen sich ungefähr 900 mit dem Ex- und Import und die übrigen ausschließlich mit der Einfuhr fremder Landesprodukte befassen. Auch in Bezug auf die Reichshauptstadt ist diese Zusammenstellung lückenhaft; bedeutende berliner Uebersee-Häuser fehlen.

Von den reichshauptstädtischen Unternehmungen sind die meisten Plantagen-Gesellschaften; eine kleinere Anzahl beschäftigt sich mit Bergbau und dem Betrieb von Eisenbahnen. Unter den im Kolonialhandbuch aufgezählten hamburger Unternehmungen sind nur 14 Plantagen-Gesellschaften; alle übrigen sind Handelsfirmen. Natürlich giebt es viel mehr hamburger Plantagen, ihre Zahl ist aber schwer festzustellen, da der hanseatische Kaufmann nicht liebt, öffentlich Aufschluß über die Art und den Umfang seiner Unternehmungen zu geben. Nach einer sorgfältigen Aufstellung in einer Exporteurliste, die von Biedermann in Hamburg herausgegeben wird, haben 200 hamburger Exportfirmen 450 ausländische Filialen, von denen 167 in Amerika und 108 in Afrika liegen. Damit ist jedoch deren Zahl nicht erschöpft, denn viele hamburger Häuser, die Plantagen besitzen, haben in Hamburg keine Niederlassungen, sondern werden hier von Agenten vertreten, die ihre Erzeugnisse auf den Markt bringen. Hamburger Plantagen findet man namentlich in Afrika, Central- und Südamerika.

Sieht man von den Kolonialunternehmungen ab, die in den letzten sieben Jahren gegründet worden sind, so findet man unter den 15 in Frage kommenden berliner Plantagen-Gesellschaften nur acht, die ihren Aktionären eine Dividende gezahlt haben. Von den 14 im Kolonialhandbuch angeführten hamburger Gesellschaften, die 1902 und in den Vorjahren begründet worden sind, haben nur zwei keine Dividende vertheilt. Die Privatunternehmungen in Hamburg, die das Kolonialhandbuch nicht kennt, haben wohl sämmtlich eine befriedigende Rentabilität; sonst hätten sie ihre überseeischen Betriebe längst aufgegeben. Die Oeffentlichkeit erhält von dem Wirken der meisten hamburger Firmen nur aus den Handelsstatistiken Kenntniß, die das beständige Wachsthum des hamburger Handels zeigen.

Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung liegt in der Art, wie in der Hansestadt und in der Reichshauptstadt überseeische Unternehmungen entstehen. Der hamburger Kaufmann geht in fremde Erdtheile und sucht hier Vermögen und Verbindungen zu erwerben. Oft ist er für hamburger Exporthäuser als Leiter von überseeischen Filialen oder als ihr Agent thätig, kehrt nach einer Reihe von Jahren mit Ersparnissen nach Hamburg zurück und kauft hier für die Geschäftsfreunde ein, die er drüben kennen gelernt hat. Manchmal hat er mit seinen Ersparnissen Plantagen erworben und Jahre lang bewirthschaftet. Dann kommt er nach Hamburg, um hier einen Verkäufer für seine Produkte zu suchen, oder läßt sich hier nieder, um für seine überseeische Firma zu verkaufen und einzukaufen. Bei der Entwickelung eines solchen Geschäftes spielen die persönlichen Beziehungen die Hauptrolle. Anders bei den binnenländischen Kolonialunternehmungen. Hier ist die Regel, daß sich einige hervorragende Persönlichkeiten und Kaufleute vereinigen, um Etwas für unsere Kolonien zu thun. Unter ihnen sind viele Fürsten, hohe Adelige und Beamte. Man sendet Reisende und Ingenieure aus und legt, nachdem man ihre Berichte erhalten hat, Plantagen, Bergwerke und Eisenbahnen an. So entstehen Aktiengesellschaften oder Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Unter den 1700 hamburger Ex- und Importfirmen sind nur ungefähr zwanzig anonyme Gesellschaften. Man sucht nun Faktoreileiter und Betriebsdirektoren und findet oft auch Leute, die mit den überseeischen Verhältnissen vertraut sind. Aber die Leitung der Unternehmungen liegt in Berlin. Jetzt beginnen die Reibereien zwischen den überseeischen Angestellten und berliner Direktoren, die meist noch keinen fremden Welttheil gesehen haben. Von der Reichshauptstadt aus werden Vorschriften gegeben, die nicht befolgt werden können, weil sie auf Unkenntniß der Verhältnisse beruhen. Die Faktoreileiter verlieren die Lust, weil sie auf Schritt und Tritt gehindert werden, und mit den Plantagen will es wegen der falschen Maßnahmen nicht vorwärts gehen. Die Folge dieser Mißwirthschaft ist die Theuerkeit und Unrentabilität der meisten berliner Kolonialunternehmungen.

Da Berlin keinen Markt für überseeische Rohprodukte hat, so sind die berliner Kolonialgesellschaften genöthigt, den hamburger Kaufmann in Anspruch zu nehmen; nicht nur für den Verkauf ihrer Erzeugnisse, sondern auch für den Einkauf, denn die Plantagen brauchen viele europäische Industrieartikel, von denen nur ein Theil in Berlin zu haben ist. In der selben Lage sind die berliner Exporthäuser, die in Hamburg keine Filialen haben; sie müssen den hamburger Kaufman mit dem Einkauf und mit der Verschiffung ihrer Ausfuhrgüter betrauen. Auf diese Weise werden die Kolonialgesellschaften zu Schuldnern der Hanseaten und es ist vorgekommen, daß die Gläubiger schließlich Eigenthümer der Plantagen wurden, als die betheiligten binnenländischen Persönlichkeiten weitere Gelder nicht mehr hergeben wollten. Es giebt aber auch Fälle, wo hamburger Kaufleute ihre Plantagen an berliner Gesellschaften verkauft haben (wenn sie ihren Nutzen dabei zu finden glaubten).

Im überseeischen Bankgeschäft herrschen zum Theil die selben Uebelstände wie im Plantagenbetrieb. In Berlin giebt es sechs Ueberseebanken mit einem nominellen Kapital von 74 Millionen Mark. Sie arbeiten mit Ostasien, Südamerika, Deutsch-West und Ost-Afrika und mit der Levante. Nur zwei haben in Hamburg einen eigenen Geschäftsbetrieb: die Deutsche Palästinabank, eine Gründung des

Fürsten Hohenlohe, der auch Großaktionär der Levante-Linie und alleiniger Gesellschafter der Seetransport G. m. b. H. in Hamburg ist; und die Deutsch-Asiatische Bank in Shanghai, die seit 1906 in Hamburg eine Filiale hat. Sie arbeitet mit einem Kapital von 7,5 Millionen Shanghai-Taels und ist eine Gründung der mit der Norddeutschen Bank in Hamburg eng verbundenen Berliner Diskontogesellschaft, in deren Vorstand und Aufsichtrath die größten hamburger Kaufleute sitzen. Alle anderen berliner Ueberseebanken haben ihren Geschäftsbetrieb mit dem ihrer Muttergesellschaften, der Deutschen und der Dresdener Bank, die in Hamburg Filialen haben, vereinigt.

Die berliner Ueberseebanken sind erst nach Hamburg gekommen, als sie bemerkten, daß die englischen Ueberseebanken in der Hansestadt immer mehr Boden gewannen, und als ihr eigenes Geschäft nicht vorwärts gehen wollte. Die Engländer haben von Anfang an gesehen, daß die Reichshauptstadt nicht der geeignete Ort für sie ist, und haben sich in Hamburg niedergelassen. Es giebt hier fünf englische Ueberseebanken mit einem Kapital von fast 215 Millionen Mark, die mit China, Japan, Indien, Australien, Südafrika, Britisch-Westafrika und Südamerika arbeiten. Drei von ihnen haben einen recht umfangreichen Geschäftsbetrieb in Hamburg.

Hamburg selbst hat drei Ueberseebanken mit einem Kapital von 21 Millionen Mark, sämmtlich Gründungen der Norddeutschen Bank. Außer diesen Aktienbanken geben viele hamburger Privatbankiers Vorschuß auf Waaren, die aus überseeischen Ländern kommen oder dorthin gehen. Die Hansestadt zählt sieben Privatbankhäuser, die mit einem Kapital von über zehn Millionen Mark arbeiten und zusammen über 140 Millionen verfügen, und vierzehn Bankiers, die mehr als drei Millionen Betriebsmittel haben und zusammen auf 70 Millionen geschätzt werden. Außerdem sind auf dem hamburger Markt alle hervorragenden londoner Privatbankiers vertreten; und deren Mittel sind noch größer. Ihre Vertreter sind meist angesehene Export- und Importagenten, die mit der Waare die erforderlichen Rembourskredite anbieten. Solche Geschäfte können nur die Banken machen, die an überseeischen Plätzen Filialen oder Vertreter haben, welche die Waare nicht eher ausliefern, als bis die Deckung erfolgt ist. Da der englische Welthandel vor dem deutschen einen Vorsprung hat, so sind die Verbindungen der englischen Banken zahlreicher als die der deutschen. Deshalb wird ein großer Theil des hamburger Handels vom englischen Kapital gestützt.

Auch für unsere Kolonialverwaltung ist es ein Unglück, daß Berlin keine Seestadt ist. Frankreich krankt an dem selben Uebel und hat es deshalb zu keiner fruchtbringenden Kolonialpolitik gebracht. Die Binnenstadt Paris ist nicht nur der Sitz der obersten Marine- und Kolonialbehörden: hier sind auch die Verwaltungen der französischen Schiffahrtgesellschaften ansässig. Die deutschen Rhedereien sitzen in den Seestädten und haben die Konkurrenten deshalb schnell überflügelt. Für Englands Ueberseehandel und Kolonialpolitik war es von Anfang an ein Glück, daß London nicht nur die Hauptstadt des Reiches, sondern auch seine größte Seestadt ist.

Hamburg. Paul Büchner.

Selbstanzeigen.

Briefe von Otto Erich Hartleben an seine Freundin. Dresden, Karl Reißner.

An einem Tag vor der Weihnacht war ich zum ersten Mal in der „Halkyone“. Es war ein köstlicher, sonnendurchwärmter Nachmittag und wir gingen langsam durch den grünen Garten, in dem noch späte Rosen blühten, die Pergola hinab, nach der Terrasse am See. Ein unendlicher Friede lag über der Landschaft: breit dehnte der See seine Fluthen aus bis nach dem fernen Ufer von Desenzano, in der Mitte die feine, langgezogene Silhouette der Isola, aus deren Grün sich die kantigen Zinnen des Borghese-Schlosses hervorhoben. Ein Sonnenstrahl ließ weit draußen einen Augenblick die alten Cypressen von San Vigilio aufleuchten; dann zerfloß wieder das Blau der Fluthen mit dem blauen Dunst der Berge.

Im Vordergrunde der gewaltige Monte Baldo, der im Schneepelz die Wache hält am See. Und von der Terrasse verlaufend die Ufer, rechts nach Salo, links nach Gardone; heitere Landhäuser in immergrünen Gärten. Eine friedvolle Erde.

„Ja“, sagte Frau Ellen, „er hat seinen Garten sehr lieb gehabt. Hier“, fügte sie leiser hinzu und strich sich mit der feingegliederten Hand die krausen Haare aus der Stirn, „hier wollte er fruchtbar sein, wenn es draußen stürmte.“

Hier haben wir von ihm gesprochen, den ganzen Abend vor dem Kamin, in dem die Flammen knisterten. Und der Raum war voll von Erinnerung.

Es war mir immer, als ob er um uns sei, bei unseren Spazirgängen in die Berge, oder wenn wir im Garten saßen, oder abends in seinem Studio, in dem noch die alten schönen Möbel stehen und seine Bücher noch an dem selben Platz wie damals, als er fortging, dorthin, von wo es kein Wiederkommen giebt.

Eines Tages brachte mir Frau Ellen eine Mappe Briefe; seine Briefe an „Ellen, mein Kind.“

In einer stillen Nacht habe ich in meiner Klause in der „Berta Filava“ die Briefe durchgelesen, Blatt vor Blatt, und wieder gelesen und dann den einen und den anderen nochmals herausgegriffen, dessen Musik mir besonders wohlgethan hatte. Und als der Morgen dämmerte und ich die Briefe weglegte, hatte ich mich in diese Briefe, so voll von Zärtlichkeit, so voll von Lebenslust, verliebt. Damals kam mir der Wunsch, durch Veröffentlichung dieser Briefe auch Anderen eine Freude zu bereiten. Ich hatte keine Bedenken, die Briefe zu veröffentlichen, weder literarische Bedenken noch Bedenken persönlicher Art. Es sind Liebesbriefe, nur Liebesbriefe. Nun gut, wer in ihnen tiefsinnige Gedanken sucht, mag den Band bei Seite legen; wessen Herz aber jung geblieben ist, wer noch die Sprache der Liebe versteht, Der wird seine Freude haben an diesen Briefen so voll von Zärtlichkeit, so voll von Lebenslust, geschrieben in meisterhaftem Deutsch, selbst der flüchtig hingeworfene Kartengruß.

Die Briefe bilden auch ein geschlossenes Ganze; sie enthalten die Geschichte der Liebe Hartlebens zu Frau Ellen. Und daß man Dies in breitester Oeffentlichkeit zugiebt, ist keine Pietätlosigkeit gegen den Toten. Doch hatte ich durchaus nicht die Absicht, durch diese Veröffentlichung oder mit ihr gegen Frau Selma Hartleben Stellung zu nehmen, die ich gar nicht persönlich kenne. Vielmehr sollten (im vollsten Einverständniß mit Frau Ellen) die Briefe ohne jede Einleitung veröffentlicht werden, als „Briefe Otto Erich Hartlebens an seine Freundin.“

Da erschien 1908 im Februarheft der „Neuen Rundschau“ ein Auszug von Briefen „Otto Erich Hartlebens an seine Frau“ mit einem kurzen Geleitwort von Franz Ferdinand Heitmueller, der die baldige, ungekürzte Ausgabe der Briefe in Buchform ankündete. Einiges in diesem Geleitwort machte mich stutzig; und ich entschloß mich, erst das Erscheinen dieses Bandes Briefe abzuwarten. Und ich habe gut daran gethan. Als ich später den Band durchgelesen hatte, war ich empört. Wie kommen in diesen Band Briefe von Frau Selma? Soll der Briefwechsel Beider der Oeffentlichkeit übergeben werden? Doch wohl kaum! Abgesehen davon, daß dieser Band ausdrücklich „Briefe Otto Erich Hartlebens an seine Frau“ genannt wird. Was ist also der Zweck dieser eingestreuten Briefe der Frau Selma? Die Regie ist verteufelt geschickt geführt: nach muthlosen Briefen Otto Erichs die Briefe der Frau, immer mit dem Grundmotiv: „Kehre zurück, nur sie drückt Dich nieder, die sich in unsere glückliche Ehe gedrängt hat.“

Es ist ein geschickt geführter Hieb gegen die Andere (die nie in die Oeffentlichkeit getreten, darum auch nur Wenigen bekannt ist). Man hat aber ganz außer Acht gelassen, daß hierdurch auch das Andenken Hartlebens beschmutzt wird. Und Das soll nicht geduldet werden. Es ist schon genug Unfug mit diesem Namen getrieben worden. Von den Wein- und Trunk-Anekdoten, die überall auftauchten, bis zur Veröffentlichung der Tagebuchnotizen.

Wenn dieses „Tagebuch“, das er nie veröffentlicht hätte (denn er ist nie geschmacklos gewesen), geeignet ist, Hartlebens Künstlerthum in der Erinnerung zu verflachen, so muß diese zweite postume Veröffentlichung, die Briefe mit dem Unkraut der Selma-Briefe durchwuchert, den Dichter auch als Menschen herabsetzen. Beides hat er nicht verdient. Hartleben war kein umfassender Geist (seines künstlerischen Schaffens Bahn war begrenzt), kein Selbstbeobachter, der den Zusammenhang zwischen sich und den Waltenden suchte (wenigstens nicht in den Jahren der Tagebuchaufzeichnungen), kein Tagebüchler wie die Ganzgroßen. Deshalb durften diese Notizen nie veröffentlicht werden, da sie nichts künstlerisch Werthvolles enthalten, mit Ausnahme vielleicht des Abschnittes über die Verskunst, der uns sehen läßt, wie Hartleben gearbeitet hat, wie er sein bewunderungwürdiges Sprachgefühl noch geschult hat, um die Worte mit dem leichtfließenden Mantel des Versrhythmus zu bekleiden. Alles Andere ist höchstens Material für eine spätere Biographie; weiter nichts. Der Dichter, der uns Meisternovellen geschenkt hat und Gedichte, die zum Besten der neudeutschen Lyrik gehören (wenigstens die Gedichte aus den reiferen Jahren), der Dichter hat durch die Veröffentlichnng der Tagebuchnotizen nicht gewonnen.

Und nun diese Briefe! Wie verzerrt ist bei dieser Tönung Hartlebens Bild! Und dabei ist schon so viel über Hartlebens Beziehung zu den beiden Frauen geschwatzt worden. Wenn sich der Engbrüstige über diese „Bigamie“ entsetzt: was thuts? Was ficht Das Hartlebens Andenken an? Wir, die wir fühlen, wie Viele in uns weben und walten, die wir die thränenreiche Erkenntniß haben, wie differenzirt die Liebe ist, für uns hat die gleichzeitige Liebe Hartlebens zu den beiden Frauen nichts Befremdliches. Aber Jede muß an den Platz gestellt werden, den sie im Leben Otto Erichs eingenommen hat und die Quelle soll aufgedeckt werden, aus der die Liebe zur Anderen floß; jetzt, da man versucht, den Weg zu verdecken.

Hartleben war kein starkknochiger Charakter, er gehörte nicht zu Denen, die

mit kurzer Handbewegung bei Seite schieben, was hindert; die noch lächelnd sich lösen können. Trotz manchmal gewollter Schroffheit eine weiche Natur und voll entsetzlicher Scheu vor Allem, was Aufregungen und Unannehmlichkeiten mit sich brachte. Und was ihm bei seinem künstlerischen Schaffen so ganz fern lag, das Sentimentale: im Leben hat es ihm angehaftet. Diese Charaktereigenschaften geben für Manches in den späteren Beziehungen zu seiner Frau eine Erklärung; auch für den Mangel an Offenheit, der uns unfreundlich berührt, wenn wir die Briefe vergleichen, die er fast zur selben Zeit an seine Frau schrieb und an die „Andere". Aber mit der Frau von ungezügeltem Temperament wird eine ruhige Aussprache wohl schwierig gewesen sein; und er war müde.

Das Verhältniß zu Selma, das in der leipziger Studentenzeit, der Zeit des épater le bourgeois, geknüpft wurde, ist dann in eine kleinbürgerliche Ehe überführt worden, die bald aufhörte, eine Ehe zu sein, und zur Kameradschaft verblaßte. Darüber hat sich Hartleben selbst in den Briefen an seine Frau deutlich ausgesprochen. Und doch hat er bis zur letzten Stunde auch seine Frau auf seine Weise lieb gehabt und konnte keine der Beiden ganz entbehren. Aber wie differenzirt war diese Liebe! Die Eine nannte er „Moppchen", die Andere „Ellen, mein Kind". In diesen Kosennamen liegt viel. Und Hartleben, der die Gabe besaß, in jedes Wort den besonderen Ton hineinzulegen, wußte wohl, was er wollte, als er die beiden Namen prägte. Auch wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wer das Gefühl aus der Worthülle herausschälen kann, empfindet aus Hartlebens eigenen Briefen die Verschiedenheit der Liebe zur Frau und zur Anderen.

Der burschikose, derbfröhliche Ton der Briefe aus den ersten Jahren, den Jahren des „Verhältnisses" mit „Moppchen", ist bald verklungen; mußte verklingen. Eine resignirte Müdigkeit, ein unausgesprochenes „Ich hab' Dich ja noch lieb, aber laß mich gehen, wohin es mich treibt", ist der Grundton der Briefe aus den späteren Jahren, den Jahren der kleinbürgerlichen Ehe. Aus dem Lebendigen ist eine Erinnerung geworden, etwas Gegenwartloses. Und der frauenfrohe Mann fühlte sich mit allen heißen Wünschen, mit allem Sehnen nach dem warmblütigen Leben hingezogen.

In dieser Zeit, da er müde war und sein Herz unruhig und voll von Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, aber Ersehntem, in dieser Zeit traf er Ellen.

Die Geschichte dieser Liebe hebt an mit allen süßen Thorheiten einer ganz jungen, weltblinden Verliebtheit. Er war Zweiundzwanzig und studirte auf Wunsch seiner Verwandten in Berlin Jura. Sie war nicht ganz Sechzehn und ein blitzblanker berliner Backfisch, der im Hause des Pflegevaters erzogen wurde. Zu Weihnachten 1885 spielte dieses Wintermärchen. Die Frühlingsstürme haben Alles verweht. Ein Verwandter Hartlebens, von dem er auch pekuniär abhängig war, verweigerte der Verlobung seine Zustimmung, hieß Otto Erich in Leipzig zunächst sein „Brotstudium" beenden und erzwang von ihm sein Ehrenwort, bis dahin jeden Verkehr mit Ellen von Döhn, auch den brieflichen, einzustellen. Den aufklärenden Brief Erichs hat Ellen nie erhalten. So wurden zwei junge Menschen getrennt, deren goldener Wahn die Härten des Lebens übersah. Ihn verschlang das tolle Treiben des leipziger Studentenlebens; die Großhoffnung des jungen Dichters überkam ihn und drängte alle anderen Wünsche zurück. Sie hat trotzig geweint, wenns Keiner sah, über den vermeintlich Treulosen; und als dann Jahre später ein Anderer kam, hat sie ihm die Hand gereicht.

Jahre kamen, Jahre gingen. Keiner hörte vom Anderen.

In einer stillen, erinnerungvollen Stunde schrieb er das sehnsüchtige Gedicht „Funkelt Dein Auge noch". Und sie hat wehmüthig gelächelt, wenn sie einen neuen „Otto Erich" las, und gedacht: Der hat mich einst geliebt, so heiß, so jung!

Jahre kamen, Jahre gingen. Keiner hörte vom Anderen.

Aber in der Zeit, da er müde war und das Herz unruhig und voll Sehnsucht nach etwas noch Unbekanntem, aber Ersehntem, traf er sie wieder, Ellen, seine Jugendliebe. Im September 1896 sahen sie sich wieder in dem selben Berlin, während einer Vorstellung im alten Wallnertheater; und nun gab es kein Halten mehr; die Beiden konnte Niemand mehr trennen, keine Macht der Erde.

Auf seinen Wunsch ließ sich Frau Ellen Birr scheiden, um ihm ganz angehören zu können, bis zum letzten Athemzug. Frau Ellen hat viel gethan an Otto Erich; was nur eine liebende und kluge Frau thun kann für den Mann, der mit seinem Eigenwerth gemessen werden muß. Und sich doch uneigennützig begnügt mit der Rolle der „Anderen" und mit unendlichem Takt sich nie in die Oeffentlichkeit gedrängt und alle Schiefheiten vermieden. All Das war ja auch so unendlich nichtig. Wußte sie doch, daß das Herz Otto Erichs, das für sie die Welt bedeutete, ihr gehörte.

Die nächsten Jahre verlebte Hartleben mit seiner Freundin in Berlin und auf Reisen. Als er Ende Dezember 1899 in Wien nach der Premiere des „Rosenmontag" zusammenbrach und als bewußtloser Schwerkranker nach dem Sanatorium Löw und von dort nach Inzersdorf gebracht werden mußte, hat ihn Frau Ellen abwechselnd mit Frau Selma gepflegt und hat in Schloß Marbach durch ihren köstlichen Humor und lebensfrohen Heitersinn den Genesenden einem neuen Leben zugeführt. Aber Hartleben fühlte wohl selbst, daß die Jahre des Brausens und Ueberschäumens vorbei waren, daß er, um reife Früchte geben zu können, der Ruhe und Konzentration bedurfte; vor Allem aber einer ständigen Harmonie um sich.

Als er dann im Winter 1901/02 die friedvolle Schönheit des Gardasees gekostet hatte, entschloß er sich schnell, hier zu rasten, und erwarb in Salo die beiden Grundstücke am See, aus denen er seine „Halkyone" zimmerte: für sich und für seine Ellen.

Im November 1902 sind sie in die Halkyone eingezogen. Hier gab er den Angelus Silesius heraus und das Logaubüchlein, schrieb die wuchtige Einleitung zur zweiten Ausgabe seines Goethebreviers. Hier übersetzte er den „Luzifer" und dichtete den „Grünen Baum zur Nachtigal" und das Buch Schlußreime „Der Halkyonier". Und immer wieder gestaltete er am „Diogenes", der leider Fragment geblieben ist.

Mit banger Sorge sah Ellen ihn im November 1904 nach Wien fahren zur Premiere des „Wahrhaft guten Menschen". Er selbst folgte nur widerstrebend dem Drängen der Frau Selma und seiner Freunde. Den Aufregungen und dem lauten Treiben war der geschwächte Körper nicht mehr gewachsen. Ein Blutsturz warf ihn nieder und die darauf folgende schwere Kopfrose zerrüttete ihn vollends. Am siebenzehnten November holte ihn Ellen in Venedig ab: einen totkranken Mann.

Der Friede seines Heims, die sorgende Nähe seiner geliebten Ellen ließen den Kranken noch einmal aufathmen. Das Weihnachtfest umstrahlte noch mildes Hoffen. Aber in der Nacht vom siebenten zum achten Februar trat ein heftiges

Blutbrechen ein und am nächsten Tage gab es kein Hoffen mehr. Mürrisch schritt der Tod durch den Garten der Halkyone.

Zärtlich tasteten die zitternden Hände nach der Geliebten; er konnte sie nicht mehr sehen. „Mein armes Ellenkind“: waren seine letzten Worte. Dann schwieg der Mund; und er blieb bewußlos bis zum letzten Athemzug.

Sorrento. Dr. Fred B. Hardt.

Die Entwickelung des Luftmilitarismus und die Auflösung der europäischen Landheere, Festungen und Seeflotten. Eine Flugschrift.

Die Schnelligkeit der Entwickelung unserer technischen Kultur kommt uns meist wie etwas Verblüffendes, Unerwartetes vor. Und wir haben doch eigentlich gar keine Ursache, über diese Schnelligkeit so sehr erstaunt zu sein. Wir hätten uns im Lauf des vorigen Jahrhunderts an diese Schnelligkeit gewöhnen können. Was heute kommt, bildet nur den Schlußstein der ganzen technischen Kulturentwickelung. Wir vergessen immer wieder, daß vor hundert Jahren noch Niemand eine Ahnung hatte von dem ungeheuren Einfluß der Dampfmaschinen und der elektrischen Maschinen. Großstädte in unserem Sinn gabs damals noch gar nicht. Und auch der Militarismus sah vor hundert Jahren noch nicht so aus, wie wirs heute schon so gewöhnt sind; einen Volksmilitarismus gabs vor hundert Jahren noch nicht. Ich habe versucht, in meiner Flugschrift nachzuweisen, daß dieser Volksmilitarismus nicht mehr drei Jahre bestehen wird. Man wird mirs nicht glauben wollen. Das begreife ich. Aber unbegreiflich fände ichs, wenn man meine Flugschrift nicht lesen würde. Sie zeigt, daß die Schnelligkeit unserer technischen Kulturentwickelung durch die lenkbare Luftschiffahrt ihren Höhepunkt erreicht hat — und daß wir uns eigentlich nicht darüber wundern dürfen; die schnellen Entwickelungen im vorigen Jahrhundert hätten uns vorbereiten sollen. Die Lenkbaren setzen uns in die Lage, Kriege nur noch mit Dynamit zu führen. Die Schußwaffen sind veraltet. Dynamit, vom Lenkbaren heruntergeworfen, kann unsere großen Städte schnell in Schutthaufen verwandeln und die Seeflotten können auch durch das Dynamit, das von oben kommt, sehr rasch in die Tiefe gesenkt werden. Festungen sind plötzlich werthlos, denn dem „fliegenden“ Feinde bieten sie kein Hinderniß. Die Haupt-Zukunftwaffe ist aber das lenkbare Lufttorpedo. Jedes Torpedo läßt sich auf einen unbemannten Gleitflieger legen, der Motor ist in Bewegung zu setzen, das Torpedo fliegt dahin und läßt sich von der Gondel des Lenkbaren oder von einem höheren Punkt aus durch drahtlose Telegraphie so lenken, daß es sein Ziel trifft. Gegen diese geflügelten Waffen sind die Schußwaffen werthlos. Nun darf aber die Umrüstung heute nicht so langsam arrangirt werden wie nach Erfindung des Pulvers. Damals gabs noch zwei Jahrhunderte hindurch Turniere mit Schild und Lanze, obwohl Pulver und Blei viel schneller wirkten. Heute muß die Umrüstung schneller gehen, schon weil der Luftmilitarismus viel billiger ist. Ich bitte, meine Flugschrift zu lesen. Sie ist keine Satire und nichts Literarisches.

Friedenau. Paul Scheerbart.

Morgan.

In einem newyorker Blatt fand ich eine satirische Zeichnung, die den Bettler Rockefeller vor dem König Morgan darstellt. Johnny entkleidet sich der Würde und tritt sie an Pierpont ab. Doch Morgan ist nicht erst seit Harrimans Tode der gewichtigste Finanzmann der Neuen Welt. Er war es schon, als er vor zwei Jahren die Vereinigten Staaten vor einer Katastrophe bewahrte. Was verschafft ihm jetzt neue Bewunderung? Er erwarb die Aktien der Gesellschaft „Equitable". Damit habe er sich die Herrschaft über den amerikanischen Finanzmarkt gesichert. Was die großen Versicherunginstitute, die Equitable, die New York Life, die Mutual Life, für die geschäftliche Organisation der Vereinigten Staaten bedeuten, zeigte der Moraltrompeter von Boston, Thomas W. Lawson, in seinem berühmten Feldzuge gegen die „Rasende Finanz". Damals deckte er die Verschachtelungen und Verästelungen des Systems der Insurance Companies auf, die mit ihren Geldern die Trusts und spekulativen Unternehmen der großen Macher nähren. Unkundige schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Die kundigen Thebaner lächelten. Lawson entpuppte sich als einen gerissenen Herrn, der seine Kapuzinaden geschickt mit Hausse- und Baissemanövern in Beziehung zu setzen verstand. Der Werth der Versicherunganstalten für die „Nationalwirthschaft" blieb unvermindert; sonst hätte Morgan sich kaum um die Aktien der Equitable bemüht. Diese Gesellschaft war Harrimans Stütze. Er führte seine Eisenbahnschiebungen mit dem Gelde der Equitable durch. Die Finanzirung der Southern Pacific-Bahn wäre ohne die Mittel der Equitable nicht möglich gewesen. Die beherrscht einen Concern von Trustcompanies und ist dadurch, schon vor Jahren, mit Morgans Geschäften in Berührung gekommen. Durch eine Untersuchung wurde festgestellt, daß sich die Equitable für die Gründung des Stahl- und des Schiffahrttrusts (der Internationale Mercantile Marine Company) interessirt hatte. Jetzt leitet Morgan den Equitable-Concern. Die newyorker Finanzblätter haben die Kapitalmacht des Mannes zu errechnen versucht. Die Ergebnisse schwanken zwischen vier und fünf Milliarden Dollars. Das ist für amerikanische Dimensionen noch kein Märchenreich. Der Stahltrust allein hat ja 1500 Millionen Dollars Kapital. Man hat erzählt, John Pierpont Morgan wolle die Leitung der Bankhäuser in New York und London am ersten Januar 1910 seinem Sohn Jack übertragen. Das londoner Stammhaus J. S. Morgan & Co. (die newyorker Firma heißt: J. P. Morgan & Co.) nahm einige neue Partner auf (Drexel & Co. in Philadelphia und Greenfell in London) und soll zu noch stärkerer Aktion fähig werden. Außerdem soll die Fusion der Nationalbank of Commerce und der First Nationalbank die Basis für eine Centralbank schaffen. Sollte Morgan sich wirklich der Notenbankreform zuwenden? Die vom Senator Aldrich empfohlene Reorganisirung des amerikanischen Geldwesens war dem großen Finanzmann nicht sympathisch. Eine Centralisirung der Geldmarktkontrole hätte seinen eigenen Einfluß gemindert. Die Vielheit der Notenbanken paßt den großen Spekulanten, die immer irgendein Institut ganz bequem in ihr „System" hineinpraktiziren können. Die Schwenkung Morgans würde Aldrichs Reformplänen rasch vorwärts helfen; auch wenn der große Bankier dabei nur an seinen Profit dächte.

Wer so souverain über den amerikanischen Geldmarkt und über die newyorker Börse herrscht, ist auch auf Europens Effektenmärkten ein mächtiger Mann. John

Pierpont Morgan wurde 1837 in Hartford im Staate Connecticut geboren. Er soll noch ganz frisch und elastisch sein, obwohl er sich niemals Mäßigung im Essen, Trinken und Rauchen auferlegt hat. Kalte graue Augen, die meist ein riesiger, schwarz eingefaßter Kneifer umrahmt; kräftige Nase; schmaler Mund, den ein „hängender“ Schnurrbart kaum verdeckt; sonst keine besonderen Merkmale. Die untere Hälfte des Schädels läßt auf eine gute Portion Willenskraft schließen. Morgan ist kalt und still; deshalb keine volksthümliche Gestalt wie Rockefeller, Gould, Patten, die mit familiär abgekürzten Vornamen bezeichnet werden. Er ist stets Mr. Morgan. Der people kann an diesen König nicht heran. Seine Entwickelung war auch anders als die der Vorgänger. Harriman, Gould, Rockefeller, Hill fingen mit den berühmten fünf Cents in der Tasche an. Ihr Weg ging vom Stiefelputzer, Zeitungjungen oder Officeboy aufwärts. Das sind die selfmademen, die dem jungen Lehrling als leuchtende Vorbilder gezeigt werden. John Pierpont Morgan hatte nicht nöthig, das Zeitungaustragen zu lernen. Sein Vater war Bankier; und der Sohn konnte sich leisten, lyrische Gedichte zu machen und brotlose Künste zu treiben. Er zeigte keinen Sinn für business; nur für Philosophie und Literatur. Welche Perversion des Gefühles! Als Zwanzigjähriger bezog er die Georgia Augusta in Göttingen, an der einst sein Landsmann John Lothrop Motley die Freundschaft Bismarcks gewann. Bis ins Jahr 1871 blieb Morgan den Geschäften völlig fern. Ein Versuch, ihn durch die Uebertragung eines Verwaltungrathspostens für die Geldinteressen zu erwärmen, mißglückte. Der Präsident der Versicherungsgesellschaft stellte dem jungen Mitglied der Verwaltung sehr bald das Zeugniß völliger Unfähigkeit aus. Morgan selbst fühlte sich, wie er einmal einem Freund seines Vaters sagte, fertig; er sei nicht im Stande, eine Thätigkeit zu übernehmen, die dispositive Fähigkeiten voraussetze. Schließlich ließ er sich doch zum Eintritt in die Bankfirma Drexel überreden. Die ersten zwanzig Jahre brachten kein auffallendes Ereigniß. Erst in den neunziger Jahren regte Morgan die Glieder; er hatte die ungeheure Wirthschaftkraft der Heimath erkannt und wußte nun seinen Weg. Der hat steil aufwärts geführt.

Vielleicht war die Indolenz, die der junge Morgan zur Schau trug, nur Maske, hinter der er ungestört Erfahrungen sammeln wollte. Einerlei: Morgan griff plötzlich in die Geschicke der amerikanischen Eisenbahnen ein und stellte die schwach gewordene Eriebahn wieder auf feste Füße. Die Sanirung war von einer reichlichen Aktienemission begleitet, deren Erfolg den damals noch „kleinen“ Millionär die Kunst des Aufbauens von Milliarden gelehrt zu haben scheint. Bald hatte er die Kontrole über ein Schienennetz von 30 000 bis 40 000 Meilen. Als Anhänger Hills schien Morgan ein Gegner Harrimans; doch mögen manche Fäden die zwei kongenialen Persönlichkeiten verbunden haben, ohne daß die Welt davon wußte. Die Bekanntschaft mit Charles M. Schwab ließ in Morgan den Plan zur Gründung des Stahltrusts reifen. Die Art, wie das Unternehmen lancirt wurde, ist ohne Beispiel in der Geschichte der Gründungen aller Länder und Zeiten. Die United States Steel Corporation ist vielleicht der größte Papierbau, der je in die Wolken wuchs. Aber das Papier trotzte allen Stürmen; und die Commonshares, die einst parterre waren, haben jüngst ihre Dividende erhöht. Selbst abgebrühte Yankees meinen, daß ein Unternehmen dieses Umfanges nur von Morgan geschaffen und ausgebaut werden konnte. Der Ozeantrust, die Internationale Mercantile Marine Company, hatte zwar nicht den erhofften Erfolg; bleibt, als erster Versuch einer

internationalen Vereinbarung über den transatlantischen Dampferverkehr, immerhin aber merkwürdig. Als kühler Rechner ging Morgan erst an die Konvention, nachdem er sich eine wichtige Rhederei, die Leylandlinie, dienstbar gemacht hatte. Das gab ihm bei den Verhandlungen eine Position, wie er sie als bloßer Finanzmann nicht gehabt hätte. Die Firma J. P. Morgan & Co. hat in der Zeit des Burenkrieges dem Britenreich geholfen und später unsere 80 Millionen Mark Schatzscheine, die einzige deutsche Anleihe, die im Ausland begeben wurde, untergebracht. Ohne Morgans Intervention wäre die Finanzkrisis des Jahres 1907 nicht so glimpflich verlaufen. Er wurde damals als Retter des Vaterlandes gepriesen; aber er ließ sich die Würde sehr theuer bezahlen. Roosevelts ärgste Niederlage fiel in die Zeit dieser Rettung. Morgan wollte die Macht des Stahltrusts erweitern, dem sich im Süden die Tennessee Coal and Iron Company entgegenstemmte. Die wollte er seiner Korporation gewinnen. Diese Absicht wurde durch die Antitrustpolitik der Regirung erschwert. Roosevelt wollte sich als Trustvernichter populär machen. Doch die Börse fieberte vor Angst um den kommenden Tag. Und Morgan erklärte sich bereit, den Markt zu entlasten, wenn die Regirung seinem Wunsch, die Tennessee Co. mit dem Stahltrust zu vereinigen, keine Hindernisse bereite. Das Antitrustgesetz sollte also für ihn nicht gelten. Roosevelt mußte sich dem Milliardär beugen, der seitdem bewiesen hat, daß ihn kein Gesetz der Welt hindern kann, so viele neue Trustprojekte durchzuführen, wie ihm im Augenblick gerade beliebt.

Daß Morgan ein kultivirter Mann ist, zeigt sein Verhältniß zur Kunst. Seine Galerie ist berühmt und er war wenigstens bemüht, nur gute Kunstwerke zu erwerben. Hat seine Agenten auf allen Auktionen bekannter Kunsthändler und ist der Schrecken aller Museumsdirektoren, da er jedes Gebot überbietet, wenns ihm paßt. Am Ziel seiner Wünsche wäre er wohl erst, wenn er sagen könnte: „Wir Yankees haben die Kunstwerke; Ihr drüben behaltet Eure Tradition.“ Die italienische Regirung wurde gegen Morgan mobil gemacht. Sie sollte verhindern, daß er dem Lande die besten Ueberbleibsel großer Vergangenheit entführe. Heute verhandelt der Milliardär mit den Savoyern über den Palazzo Gonzaga in Mantua, der Fräulein Morgan ein netter Wohnort scheint. Zwanzig Millionen Dollars sollen der römischen Regirung noch nicht genügen. Doch ist sehr möglich, daß Papa mit sich reden läßt und Miß Morgan noch einmal in den Gemächern thront, die einst von Isabella von Este, der Schwester Alfonsos von Ferrara, bewohnt wurden.

John Pierpont Morgan ist kein Alltagsmensch; auch kein Milliardär gewöhnlichen Schlages. Gewissenlose Brutalität ist an ihm nie sichtbar geworden. Er ist klug und gebildet, kühl und kultivirt; der gute Europäer unter den Yankees. Wenn der dürre Sichelmann ihn noch eine Weile schont, wird vom Wirken dieses spät Gereiften noch manchmal zu reden sein. Die Yankeeneigung, sich in höfischem Glanze zu sonnen, ist auch ihm nicht ganz fremd; seine anderen Wesenszüge gehören ihm allein. Er ist heute wirklich ein Weltherrscher. Der erste Geldmann Amerikas; also (da noch keine europäische Börse sich gegen den newyorker Einfluß abzusperren vermocht hat) auch in der Alten Welt eine Großmacht. Ave Caesar! Regt sich drüben irgendwo etwas Neues, so hat sicher Morgan vorher solche Regung gnädig erlaubt. Ein Philosoph vom Schlag Harrimans ist er nicht; doch sehr weit auch von dem Schreckbilde des brutalen, ungebildeten, skrupellosen Geldmachers. Ein moderner Mensch aus gemäßigter Zone; und der auch Werth darauf legt, in dieser Wesensart vom Urtheil der Kulturgenossen anerkannt zu werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Anzeige der Geflügel-Ausstellung, Zoologischer Garten siehe letzte Seite.

*

Zirkus Busch. James Fillis, unstreitig der bedeutendste Schulreiter, hat nach seinem Scheiden aus dem Zirkus Renz viele Jahre hindurch die kaiserliche Reitschule in Petersburg geleitet, jetzt ist auch er zu seiner ersten Liebe, zum Artistentum zurückgekehrt, nicht nur um seine reife, geläuterte Kunst selbst wieder zu zeigen, sondern auch um seine Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, vorzuführen. Kurz vor seiner Abreise wohnte auch das Kronprinzenpaar von Rumänien einer Vormittagsprobe des berühmten Schulreiters im Zirkus Busch bei und zeichnete Fillis, den die Herrschaften von Petersburg her kennen, durch huldvolle, längere Ansprache aus. Den Glanzpunkt, den Clou des Programms, bildet aber nach wie vor „Marja“, die grosse Pantomime, deren, wilde tragische Romantik alle Zuschauer bis zu dem grandiosen Schlusse fesselt.


IN DER GARDEROBE.
JASMATZI
ELMAS
CIGARETTEN
m. Gold- u. Hohlmundstück
Qualität in höchster Vollendung.
No 3 4 5
Preis: 3 4 5 Pfg. das Stück
in eleganter Blechpackung

Literarische Anzeigen.

Bäder u. Heilanstalten.

Ersatz der alten Kohlenfadenlampen durch Tantallampen. In der Tages- und Fachpresse wird, wenn von den in letzter Zeit gemachten Fortschritten in der Beleuchtungstechnik die Rede ist, mit Recht auf die Metallfadenlampen hingewiesen. Dieselben scheinen infolge der grossen Stromersparnis, die sich bei Verwendung von Metallfadenlampen an Stelle der alten Kohlenfadenlampen ergibt, berufen, der elektrischen Beleuchtung grössere Ausdehnung zu verschaffen, so dass sie als Gemeingut aller Klassen, auch des weniger bemittelten Mannes, betrachtet werden können. Es darf indessen nicht ausser acht gelassen werden, dass die Leuchtfäden sämtlicher Metallfadenlampen (mit einer einzigen Ausnahme, nämlich der Tantallampe) selbst gegen geringe Erschütterungen ausserordentlich empfindlich sind. Trotz der grössten Sorgfalt, welche seitens der Fabriken bei Versendung der Lampen angewandt und bezüglich der Anwendung im Betrieb empfohlen wird, ist nicht zu vermeiden, dass ein nicht unerheblicher Prozentsatz durch Fadenbruch vorzeitig unbrauchbar wird. Ganz anders verhält sich aber die **Tantallampe.** Wenn auch ihr Stromverbrauch um ein Geringes höher ist als derjenige mancher anderen Metallfadenlampen, so zeichnet sie sich doch vor diesen durch die Festigkeit ihres aus gezogenem Tantaldraht bestehenden Leuchtfadens aus. In Folge dessen übertrifft die Tantallampe an Dauerhaftigkeit sämtliche anderen Fabrikate In allen beweglichen Beleuchtungskörpern, wie Tischlampen, Zugpendeln, wie überhaupt in Betrieben, in denen die Lampen heftigen Erschütterungen ausgesetzt sind, z. B. Theaterbühnen, Eisenbahnstationen, Eisenbahnwagen, Strassenbahnwagen, Schiffen, Fabriken etc. kann die Tantallampe ebenso unbedenklich verwendet werden, wie die Kohlenfadenlampe. Bezeichnend ist es, dass in vielen derartigen Betrieben erst nach längeren Versuchen mit den hauptsächlichsten Fabrikaten anderer Herkunft festgestellt wurde, dass die Tantallampe die einzige ist, welche sich der Situation gewachsen zeigt. Durch ihre Dauerhaftigkeit hat sich die Tantallampe, namentlich bei Wiederverkäufern, grosse Anhänger erworben. Da die Wiederverkäufer genötigt sind, einen Weiterversand an ihre Kundschaft vorzunehmen, so empfinden sie die Zerbrechlichkeit der anderen Fabrikate in besonderem Masse, und die Tantallampe ist ihnen besonders willkommen. Zurzeit kann die Tantallampe als die populärste aller Metallfadenlampen angesehen und empfohlen werden.



Gegen
Monatsraten
Uhren aller Art, Gold-, Silber-, Alfenide- und Kupferwaren, Grammophone, Musiken, optische Artikel, feine Lederwaren, Koffer etc.
Neues Preisbuch gratis und franko.
Grau & Co., Leipzig 215
Vertragsfirma der meisten Beamten-Verbände.
Auf alle Uhren 2 Jahre Garantie.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE
von einfacher, aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung sowie sämtliche Bedarfs-Artikel zu enorm billigen Preisen. Apparate von M. 4.— bis M. 585.—.
Illustr. Preisliste 5 kostenlos.
Chr. Tauber, Wiesbaden Z

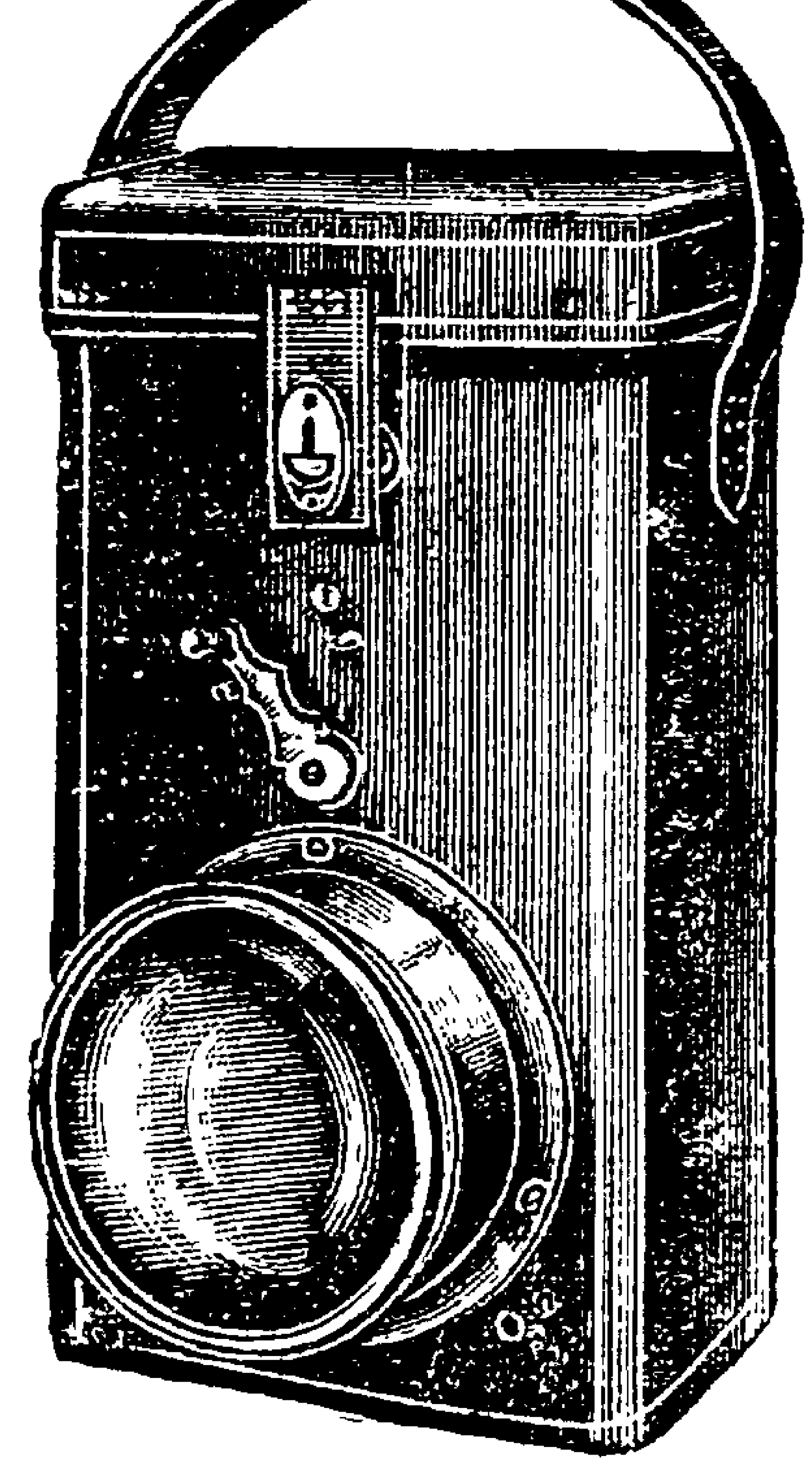


Deutsche Seemanns-Schule
Hamburg-Waltershof
Praktisch-theoret. Vorbereitung u. Unterbringung seelustiger Knaben.
Prosp. durch die Direktion.

Ohrensausen.

4. Nachschrift zur Hauptschrift Nasen-, Rachen- und Mittelohrkatarrh soeben erschienen, Preis 50 Pfennig.
J. Möller, Bremen, Sedanstr. 94.

„Ferabin"-Handlampen
mit Trockenbatterien
D. R. P. und D. R. G. M.



Handlampe I
57
Handlampe II
17
Brennstunden
ununterbrochen
lt. Prüfungsschein des Physikal. Staatslaboratoriums in Hamburg.
Referenzliste franko!

Adolph Wedekind
Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.
Goldene Medaille: Internationale Luftschiffahrt-Ausstellung Frankfurt a. Main 1909.

Hinter glatter Stirn.

Ihr Charakter und Seelisches wird nach Ihrer Schrift in tieferer Bedeutung beurteilt. Vornehm-diskrete Praxis seit 1890! Elite-Zeugnisse. Gratisprospekt. Vor Empfang des Gratisprospektes bitten kein Honorar! Die Gemeinde des Meisters betont, dass seine Adresse nur Menschen von Distinktion gilt, die ein Leben ohne Schicksal langweilt.
P. Paul Liebe, Psychologe in **Augsburg I.** Z.-Fach.

Dr. Retau's **Buch über die EHE,** mit 39 anatom. Abbildungen, jetzt 1 M. **Artus, Ratgeber für Neuvermählte** mit 45 Abbildungen, jetzt 1,50 M. **Praktische Winke für Eheleute,** illustriert 1,50 M. Alle drei Bücher zus. 3 M. Nachn. 50 Pf. mehr. Katalog bei Best. gratis.
Rich. Berndt, Versandbuchhandlung, Breslau II/75.

Kalasiris

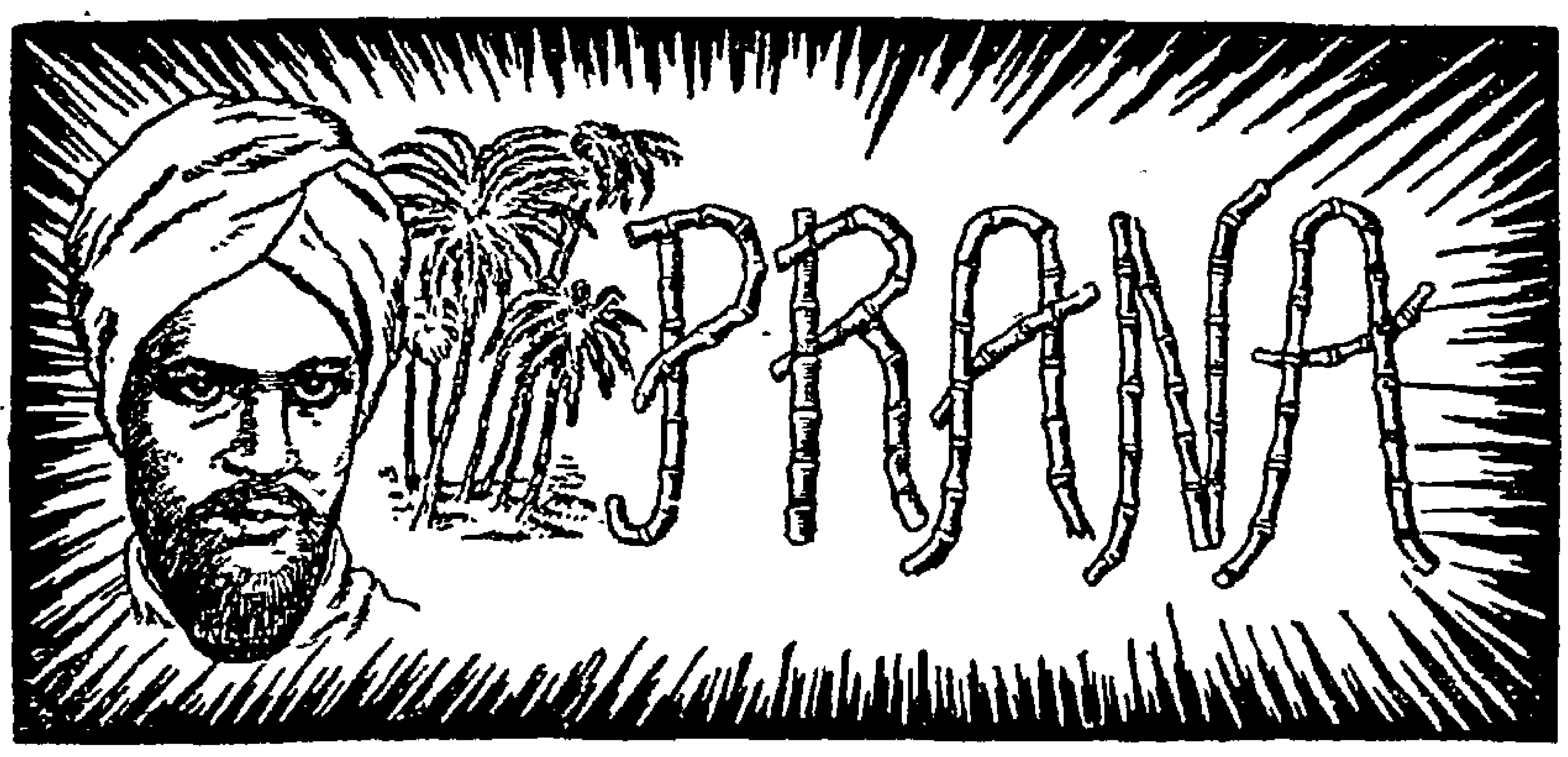


D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber elegant, modegerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen **„Kalasiris"**. Sofortiges Wohlbefinden. Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen. Vorzügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur. Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente Damen Special-Façons. Illustr. Broschüre und Auskunft kostenlos von „Kalasiris" G. m. b. H., Bonn 3.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**



Zentralorgan
für
praktischen Okkultismus

pro Jahr M. 5.—

Monatschrift zur Pflege der angewandten Geheimwissenschaften, besonders der **Astrologie, Neu-Gedankenlehre, Mystische Schönheitspflege** usw.

Schriftleiter: **Karl Brandler-Praelt**, Direktor der Ersten Deutschen Lehranstalt für angewandte Geheimwissenschaft.

Probehefte grat. durch d. Exped.: **Theosophisches Verlagshaus, Leipzig.** Dr. Hugo Vollrath.

OPEL
Rüsselsheim a/M
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.

XIV.
Deutsche Nationale Geflügel-Ausstellung

vom 18.—21. Februar 1910
in der Ausstellungshalle
am Zoologischen Garten
zu Berlin

Veranstaltet vom Klub deutscher und österreichisch-ungarischer Geflügelzüchter und der „CYPRIA“, Verein der Geflügelfreunde, Berlin.

Eröffnung: Freitag, den 18. Februar vormittags 10 Uhr.

EINTRITT: 1 Mark.

Versteigerung der Preistiere!
Versteigerung unverkauft gebliebener Tiere!

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Februar 1910.

Für Bethmann.

„Muß bei uns denn immer der Falsche ans Messer? Ausfüllbar, im Sinn der Reichsverfassung, ist das Amt des Kanzlers längst nicht mehr; was hier geleistet werden müßte, kann kein Einzelner leisten. Bis wir uns Einrichtungen geschaffen haben, die dem Bedürfniß genügen, müssen wir geduldig sein. Hier ist ein fleißiger, ernsthafter, gescheiter Patriot von bestem Wollen und ohne Gier nach Applaus. Einer, der in stiller Arbeit Nützliches wirken und sein Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. Ob Schöpferkraft, Augenmaß, Entschlußfähigkeit den Willen prompt genug bedienen, kann heute noch Keiner sagen. Soll Spott und alberner Lungerwitz den Mann lähmen? Lasset ihm mindestens doch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann.“ Diese Sätze sind vor vier Wochen hier veröffentlicht worden. Seitdem hat Herr von Bethmann den Wunsch, er möge eine lange Rede halten, im Preußischen Landtag erfüllt. Er hat gesprochen; fünf Viertelstunden lang. Und seitdem ist der Lärm, der ihn vorher schon umheult hatte, noch schriller geworden. Unfähigkeit, Unaufrichtigkeit, Unanständigkeit: das Alles steht in der öffentlich ihm ertheilten Censur. Seit vierzig Jahren ist in Preußen kein Ministerpräsident so gescholten, so geschimpft worden. Der Grund? Herr von Bethmann hat den Versuch gemacht, das preußische Wahlrecht zu verbessern. Vielleicht einen Versuch mit untauglichen Mitteln; immerhin: einen Versuch, den keiner seiner Vorgänger je gewagt hat. Bismarck, Caprivi, Hohenlohe, Bülow: Keiner. Fürst Bülow hat freilich eine Wahlreform verheißen. Erstens: in einer Zeit, wo er fast sicher sein konnte, daß er diese Reform nicht mehr vertreten, nach dem Gelingen des Reichsfinanzgeschäftes mit lauter

Gloria, nach dessen Scheitern mit patriotischer Wehmuth aus dem Amt scheiden werde. Zweitens: in höchst unsicheren Konturen. Ob ein nach seinen Angaben ausgearbeiteter Entwurf demokratischen Wünschen weiter entgegengekommen wäre als der jetzt vorgelegte, ist Jedem, der den Verblichenen kannte, doch wohl recht zweifelhaft. Sicher, daß er das allgemeine, das für Alle gleiche Wahlrecht nicht gebracht hätte. Das hätte kein von Wilhelm dem Zweiten zum Ministerpräsidenten ernannter, im Ministerpräsidium geduldeter Mann den lieben Liberalen so einfach mit artiger Verbeugung geschenkt. Weil solches Gesetz ohne schweren Konflikt nicht durchzubringen wäre. Weil ein ernster Verfassungskonflikt Deutschlands internationale Lage noch unbequemer machen, in einer Zeit unaufschiebbarer Entscheidungen die Stoßkraft des ganzen Reiches schwächen müßte. Und weil schließlich weder ein übermächtiges Interesse noch die Meinung der Gebildeten diese Demokratisirung gebieterisch heischte. War sie nöthig, war Jeder, der sie uns nicht bescherte, unfähig, feig, niederträchtig: warum wurden Bethmanns Vorgänger zärtlich geschont? Der fünfte Kanzler hat wenigstens doch den Versuch einer Besserung gemacht; und dürfte getrost zu dem vierten noch sprechen: Ich habe gethan, was Sie nur malten.

Trotzdem prasselts nun von Steinen und Schmutz um sein graues Haupt. Schreiber, die darauf bauen, daß ein anständiges Kulturempfinden ihm Strafanträge wehren werde, nennen sein Handeln unanständig und mühen sich, ihrer kühlen Spazirskepsis den Ton der Empörung abzuringen. Ehe er im Landtag den Mund aufthat, riefen die sechs sozialdemokratischen Abgeordneten ihm zehnmal, zwanzigmal „Pfui!“ entgegen. Trieb politische Leidenschaft den Ruf aus bebender Brust? Sollte er Einen, den die Nation für den Verlust wichtigen Gutes zu strafen hatte, an den Pranger peitschen? Dann müßte das Wehgeschrei zimperlicher Korrektheit unwirksam verhallen. Hier wars anders. Ein einstudirter Chor; die Grimasse nur, der Theatergestus der Leidenschaft. Sonst hätte Einem der Sechs die Wuth einen anderen Laut, ein Zufallswort auf die Lippe gedrängt. Nein; unisono: „Pfui!“ Auch dem ersten Kanzler ist, in heißerer Stunde, einst dieses Wort entgegengeschrien worden. Von einem Einzelnen: von dem Grafen Franz Ballestrem, der am Tage des Rufes Major im Preußenheer und Geheimkämmerer des Papstes war und später dann Erbliches Mitglied des Preußischen Herrenhauses und Präsident des Deutschen Reichstages wurde. Herr von Forckenbeck rügte damals den Ausdruck als „nicht parlamentarisch“; und Bismarck antwortete: „Pfui ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Glauben Sie nicht, meine Herren, daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen.“

Herr von Bethmann ist von sanfterer Gemüthsart; sein Gefühl war dem Staunen wohl näher als dem Zorn, als ingrimmigem Abscheu. Was, mag er gedacht haben, hat in meinem Wollen und Handeln deutsche Menschen zu Verachtung und Ekel zu stimmen vermocht? Und gleich danach: Sie kennen mich eben noch nicht; werden anders urtheilen, wenn sie mich gehört haben. Er zwang sich zu gelassener Ruhe und sprach. Vernahm auch nach der Rede aber nicht holdere Weise. Und muß, wenn er Gedrucktes nach dem Papiergewicht schätzt, überzeugt sein, daß ihn der Thing der Gebildeten als einen Schädling verdammt, der Genius deutscher Menschheit zu schmählichem Tode verurtheilt hat.

Deshalb muß ihm laut heute gesagt werden: Sei stolz! Wie Du jetzt, so haben die besten Minister angefangen; so gegen Pfeile und Schleudern den Weg sich gebahnt. Sei sicher! Laß Dich nicht aus den Bahnen schmeicheln, die der Drang Deines Wesens gesucht und langsam ertastet hat. Die Schaar Derer, die aus keimendem Vertrauen auf Dich blicken, ist noch klein; wird rasch aber wachsen, wenn Du ruhig, ohne rechts den Sturz, links den Stein zu fürchten, auf dem von redlichem Wollen gefundenen Pfad weiter schreitest. Sei stark! Mehr als die Künste der Dialektik und das Blendwerk des Witzes vermissen wir an Dir den fröhlichen Glauben an Deutschlands Kraft, als die helläugig getroste Zuversicht, daß auch ein gewandeltes Preußen den alten Rang und Platz im Reich zu behaupten vermag. Soll uns zum Verhängniß werden, daß wir zwischen lärmender Prahlerei und zager Schwachheit hin und her schwanken und niemals fest im Gefühl reifer Mannesstärke beharren lernen? Einer Starkheit, die nicht brüllt und nicht fuchtelt, nicht rasselt noch reizt, der an dunklen Wintertagen der Glaube an die Leben spendende Sonne nicht schwindet und der in jedem deutschen Lenz sich der Nährsaft erneut? Draußen und drinnen ists immer das selbe Leid: die Männer, denen die Ehre, das neidenswerthe Glück ward, Deutschlands Geschäfte führen zu dürfen, kennen die Kraft des Landes, des Volkes nicht, das ihrer Obhut anvertraut ist. Das Deutsche Reich kann die Nothwendigkeiten seiner Zukunft gegen jeden Versuch feindlichen Widerstandes sichern. Im Deutschen Reich (und erst recht in Preußen) wird jede muthige, ehrliche, halbwegs kluge Regirung stets den Beistand der Besten finden, hat keine, die auf geradem Gleis sich auch nur strebend bemüht, den Umsturz der Ordnung, die Wiederkehr des Chaos zu fürchten.

Der unwürdige, unfläthige Ton, in dem über Herrn von Bethmann gesprochen wird, drängt den anders Empfindenden leicht ins Pathos. Ich will versuchen, nüchtern zu bleiben. Kein Reden, kein Handeln, kein Unterlassen des Mannes giebt Grund zu Zorn, Abscheu, Verachtung. Nicht einmal sein

unterlassen. Daß er den Baron Schoen zu schirmen scheint, einen Mann, über dessen Unzulänglichkeit alle Zunftgenossen einig sind, mit Lebensinteressen des Reiches schalten läßt wie am Tisch des Fürsten Münster und im Rauchsalon der Yacht Hohenzollern einst mit Taschentüchern und Papierschnitzeln, ist schlimm. Doch der Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes fand, als er die leidige Erbschaft eines von Skrupeln nie Geplagten antrat, diesen Gehilfen unter den Malefizien des Inventars; war früh wohl entschlossen, ihn sacht zu entfernen, doch als dem internationalen Geschäft Fremder nicht sogleich im Stande, auf Schritt und Tritt ihn zu kontroliren. Mag sich auch gesagt haben: Wer ein erträgliches Verhältniß zu England erreichen will, darf nicht gerade in diesem Augenblick die Franzosen aus der Hoffnung auf die Fortdauer unserer Nachgiebigkeit scheuchen. Richtige oder falsche Rechnung: die Hauptaufgabe deutscher Politik hat Herr von Bethmann erkannt; und ist dem Ziel in der kurzen Frist weniger Monate näher gekommen, als seinem behenderen Vorgänger in Jahren möglich gewesen wäre. Wir haben wieder einen Kanzler, dem man draußen vertraut. Müssen wir ihm mißtrauen?

Seine Wahlrechtsreform ist nicht gut; davon ist er selbst sicher überzeugt. Konnte sie gut sein? Einen raschen Blick rückwärts. Im ersten Lustrum des neuen Jahrhunderts riethen erfahrene, im Staatsgeschäft ergraute Männer, im Reich und in Preußen das Wahlrecht zu gleicher Zeit zu revidiren. Hier stock' ich schon; denn wüthend heults ringsum auf: „Das Reichswahlrecht? Habemus confitentem. Das Palladion des Volkes sollte entweiht, sein Allerheiligstes von schmutzigen Räuberfäusten besudelt werden. Da ists heraus. Und diesem frevlen Unterfangen hat Bernhard der Moderne natürlich den Reckenleib entgegengestemmt." Ganz so wars nicht. Und vielleicht wäre es vernünftig, sich endlich einmal mit der Thatsache abzufinden, daß neben den Leuten, die sämmtlichen Staaten deutscher Zunge das allgemeine, Allen gleiche Wahlrecht ersehnen, auch andere leben, denen dieses Stimmrecht, weil es das Wollen der Volkheit nicht zu reinem Ausdruck bringe, der Verbesserung bedürftig scheint; die, zum Beispiel, meinen, ein Zustand, der die Hansestädte, der alle Centren der Industrie der Vertretung durch Lohnarbeiter und deren Mandatare ausliefert, sei unhaltbar. Diese Leute sind weder Verbrecher noch rückständige Tröpfe. Zu ihnen gehört Mancher, der eingesehen hat, daß Deutschlands Entwickelung nicht eine Stufe überspringen kann, auf der ringsum heute die Staaten stehen; daß der Versuch Parlamentarischer Regirung unumgänglich und doch nur nach einer klug besonnenen Wahlrechtswandlung durchführbar ist. Listenwahl, proportionale Vertretung, Pluralstimmen, Verrückung

der Altersgrenze (der Einundzwanzigjährige dünkt uns heute ein zur Mitwirkung am Staatsgeschäft noch nicht Reifer): an solche Aenderung konnte man denken. Warum nicht, da in der Französischen Republik doch demokratische Sozialisten laut die Listenwahl und die Vertretung der Minderheiten fordern? Schlaue Strategen riethen, in Preußen eine entschiedene Wendung nach links, im Reich eine behutsame Wendung nach rechts zu machen und für den Tag dieses immerhin schwierigen Manövers zwei Trostspenden aufzusparen: das Jesuitengesetz und die Reichstagsdiäten. Die Aussicht auf solche Kompensationen hätte in beiden Hohen Häusern am Ende ein kleines Wunder gewirkt. Graf Bülow fand den Gedanken brauchbar, glaubte bald vielleicht, daß er in seinem Hirn gewachsen sei, und gelobte feierlich, die Pfänder der Liebe für die schwere Stunde in Bereitschaft zu halten. Gab aber beide dann fort, um sich aus Fährniß zu lösen. Der Abend des Amtslebens beschlich Einen, dessen Lager ausverkauft, ausverschenkt war und der die Hungernden nur noch mit Versprechungen füttern konnte. Als das kaum unter der Glasglocke haltbare Blocksgebild auf der linken Seite zu bröckeln anfing, sollten die ersten Risse hastig verkittet werden. Irgendwas, sagten die Liberalen, müssen wir im Land als Erzeugniß der Paarung zeigen. So kams zur Verheißung der Wahlreform (die weder von der Regirung noch von deren linkem Truppenflügel mit der konservativen Garde verabredet war). Nicht eine Stunde lang hat Fürst Bülow daran gedacht, Preußen mit dem Reichswahlrecht zu bebürden. Er wußte, daß ers weder beim König noch im Landtag durchsetzen würde; wußte aber auch, daß dem Pfiffigen in keiner Klemme um Kopf und Busen bang zu werden braucht. Der Mann, der als Ueberwinder des Centrums und der Sozialdemokratie gepriesen wurde (den von seinen Leuten unter Holzpapier Bestatteten gehts heute wieder recht gut), hätte auch dieses Ding gedreht. Sein Nachfolger faßte die Amtspflicht anders auf. Nahm auch diese Sache stockernst; erwog redlichen Sinnes, wie man, ohne das Gleichgewicht einstweilen noch unentbehrlicher Kräfte zu stören, den Gebildeten, den Armen befriedigen könne. Solcher Versuch konnte niemals gelingen. Der Arme wird sich nur zufrieden fühlen, wenn sein Rechtsbesitz dem des Reichsten gleicht; und das Unternehmen, von Staates wegen Gebildete von Ungebildeten zu scheiden, kann dem Fluch der Lächerlichkeit nicht entschlüpfen. Einerlei. Ein Stück Legislatorenarbeit wie andere auch; der Verbesserung bedürftig und fähig. Für die Schachermachei, auf deren Ertrag alle Parteien stolz sind, muß selbst der Reellste sich eine Rabattmöglichkeit aufsparen. Habent sua fata. Bismarck fand das allgemeine, gleiche Wahlrecht als Trumpfkarte in Oesterreichs Spiel und konnte den näch-

sten, nöthigsten Stich nur machen, wenn der Partner ihn nicht überbot. Bethmann mußte Bülows Versprechen einlösen und wußte doch, daß er nach Befehl und Gewissen den Spalierwunsch der Harrenden nicht erfüllen könne.

Den Wunsch? Wer wünscht denn eigentlich, daß Preußen unters Reichswahlrecht gerathe? Im Abgeordnetenhaus ist keine Mehrheit dafür zu finden; dem müßte es aufgezwungen werden. Und wenn der Reichstag darüber zu bestimmen hätte? Das Centrum könnte die Aenderung gelassen hinnehmen (es setzt seine Leute unter jedem Wahlsystem durch); sehnt sie, die ihm die Konkurrenz mehrt, aber nicht in heißer Inbrunst herbei. Die Nationalliberalen würden aus den Industrieprovinzen, also von den Hauptquellen ihrer Macht vertrieben, wenn sie für die Uebertragung einträten; sie thuns auch nicht (und müßten drum von Rechtes wegen eben so laut niedriger Gesinnung geziehen und der Raubsucht beschuldigt werden wie ihre Nachbarn auf der rechten Seite). Die Freisinnigen sind durch Dogma und Tradition verpflichtet, mitzuschreien; verlören aber, wenn die Schreier den Sieg erfochten hätten, in Preußen zunächst einmal den Rest der Mandate. Ihre offiziellen Vertreter sind denn auch schon zu billigerem Handel bereit; schwärmen zwar noch, wie für ein besseres Jenseits, fürs gleiche Wahlrecht, sind aber entschlossen, auch der Fortdauer der „Klassenschmach" zuzustimmen. Die Konservativen vertheidigen in diesem verschrienen System ihre letzte Schanze. Im Ernst: die letzte. Die Behauptung, daß sie Alldeutschland beherrschen, dürfte nur in der Kinderstube noch wirken. Ueberlegt, was sie in fünfzig Jahren an Macht, an Einflußmöglichkeit verloren haben; besinnt ihre Leistung für Brandenburgs Kindheit und Preußens umstürmte Jugend. Und beantwortet selbst Euch dann die Frage, ob den so schnell (nicht ohne eigene Schuld freilich) Entmachteten die freiwillige Schleifung der letzten Festungwerke zuzumuthen ist. Das Opfer wäre größer als das vom russischen Adel im Verzicht auf die Leibeigenschaft gebrachte. Die Grundbesitzerpartei ist verloren, wenn ihr der preußische Osten entgleitet (in dem sie übrigens, wie neulich der freisinnige Abgeordnete Aronsohn bestätigt hat, auch nicht mehr so tyrannisch herrscht, wie die Junkerlegende ausplärrt). Soll sie verloren sein? Ist dem deutschen Heer, dem deutschen Volksthum ein beschleunigtes Verkümmern, eine übereilte Bastardirung dieses Menschenschlages zu wünschen? Wers glaubt, mag dabei selig werden. Darf aber nicht staunen, nicht pfauchen, wenn die Bedrohten sich mit dem Aufgebot aller Kräfte ihrer Haut wehren. Und all in seiner Seligkeit nicht die gemeine Wahrheit verlernen, daß Rechtsmehrung erobert werden muß; nicht erfleht noch erschimpft werden kann. Auf jedem Blatt lehrts die Geschichte der Sozialdemokratie; nur der eigenen Stärke hat diese Partei das Erreichte zu danken. Sehnt sie sich in Preußen nach dem

Reichswahlrecht? Sie sagts; muß es fortissimo sagen. Unter vier Augen reden die klügsten Führer anders. Große Spesen und kleine Gewinnchancen; Mangel an leistungfähigem Personal; und die unbequeme Pflicht, das am Königsplatz tausendmal Gesagte in der Prinz-Albrecht-Straße mit der gebührenden Ausführlichkeit zu wiederholen: den Muthigsten ängstet solche Vorstellung mit einer Gänsehaut. Die agitatorische Verwerthung des „Wahlunrechtes“ ist billiger und nützlicher, als ein mit voller Wucht in Preußen zu führender Wahlkampf sein könnte. Ein von der Durchführbarkeit des Marxistenprogrammes überzeugter Sozialdemokrat müßte wünschen, daß seiner Partei jeder Rathhaussaal und jede Landstube gesperrt und nur der Reichstag geöffnet sei. Dann gäbe es keine Zersplitterung der Kraft und des Meinens. Könnte das Hauptthor der Bürgerfeste mit dem stärksten Geschütz und der theuersten Munition beschossen werden. Die Taktik verbietet, es laut zu sagen; aber die rothe Fraktion wäre bitterlich enttäuscht gewesen, wenn Bethmann ihr das Reichswahlrecht präsentirt hätte. Natürlich. Im Bereich dieser Männer wuchert die Einfalt nicht so üppig wie auf der Lämmleinweide. Sie wissen, was kommen müßte. Hundert Mandate im Reichstag, sechzig im Landtag: und Todesangst eint die Bourgeoisie zu dem Versuch, mit brutalster Gewalt den Schrecken zu enden. Mancher Schwärmer merkt wohl gar nicht, wofür er sich im Getümmel eifernd erhitzt; mancher denkt wohl: Wenns gefährlich wird, fliegt der ganze Krempel in die Luft. Mit solchen Rechnern, solchem Menschenmaterial ist kein Staat zu machen. Wer wirklich, ohne Furcht vor den Folgen, wünscht, daß in allen deutschen Parlamenten, staatlichen und städtischen, eine sozialistische Mehrheit herrsche und dauere, nur Der zählt im Troß der Wahlrechtsforderer. Außer den Lohnarbeitern, die bei dem Tausch nur gewinnen können, sinds Gelehrte, Künstler, Literaten, denen es feurig durch die Wangen läuft, wenn man von Freiheit spricht; ehrliche Enthusiasten oder eitle Gecken. Diese Leute sind immer für Humanität, Freiheit und Volksrecht. Das Bekenntniß zu so schönen Dingen schmälert ihren Beutel ja nicht, birgt keine Gefahr, hilft gar noch zu höherem Ansehen; und wenns in Staat und Gesellschaft mal so recht drunter und drüber geht, ist der Anblick ungemein interessant. Der Politiker, der bedenken muß, ob sein Land sich nicht just vor dem Tag schwerer Entscheidung schwächt, treibt nach dem Urtheil dieser Sucher unerschnüffelter Volksseelengerüche ein ganz ordinäres Handwerk.

So sieht die Menschheit aus, die für Preußen das Reichswahlrecht verlangt. Ihr Gelärm darf uns über Zahl und Gewicht ihrer Stimmen nicht täuschen. Sie hat die große Pauke, die populäre Sache und kann jeden von Pflicht und Gewissen in andere Auffassung Gedrängten als Reaktionär und

Junkerknecht ächten. Auch für ein Weilchen den heikelsten Fragen ausbiegen. Hat im Preußischen Landtag nicht, trotz dem „nur für agrarische Feudalzustände geschaffenen Wahlrecht“, die Fortschrittspartei, dann die sanftere Sorte des Liberalismus geherrscht? Ward uns seit dreißig Jahren nicht, von den Tagen des ersten Schutzzolltarifes bis in die der einstweilen letzten Finanzreform, morgens und abends erzählt, der Reichstag, das Produkt allgemeinen und gleichen Wahlrechtes, liefere auf fast allen Gebieten nur der Volksmasse schädliche Gesetze? Ist im Preußischen Landtag nicht das sozialistischste aller Gesetze, das über die Einkommensteuerpflicht, angenommen worden, das einzige, das unabwälzbare Last aufbürdet? Ist die politisch organisirte Arbeiterschaft etwa mit dem Ergebniß des Reichswahlrechtes zufrieden? Nein. Sie fordert eine neue, ihrem Anspruch genügende Abgrenzung der Wahlkreise, das Recht auf Vertretung nach der Kopfzahl. Und es gehört zum Bilde des Ganzen, daß diese Forderung von allen im Besitzrecht Wohnenden abgelehnt und damit zugegeben wird, das Reichswahlrecht sei nur noch haltbar, wenn die fromme Wahrung veralteter Formen seine Wirksamkeit hemme. Die Heuchelei geberdet sich auf diesem Boden längst schon absurd. Ist von allen politischen Rechten das Wahlrecht das wichtigste: warum trachten die vom Freisinn beherrschten Kommunen nicht danach, es allen Stadtbewohnern zu sichern, und verlangen vom Staat, was sie selbst nicht gewähren wollen? Weil sie wissen, daß solches Wahlrecht sie rasch entthronen, eine geordnete, die bourgeoise Entwickelung vorwärts führende Verwaltung erschweren würde; weil sie sich sagen: „Die Sozialdemokratie ist mit ihren Organisationen, ihren Reichstagssitzen, ihrer Presse so stark, daß sie alles für das Wohl der Arbeiter zunächst Nothwendige durchzusetzen vermag; sie braucht in unserem Stadthaus nicht nach der Kopfzahl vertreten zu sein, darfs nicht, wenn unser Alltagsgeschäft nicht von Schwatz und Zank überüberschwemmt werden soll.“ Ungefähr so sagen sichs die Richthofen, Zedlitz, Friedberg, Traeger sogar auch. „Dem Taglöhner fehlt ein formales, nicht ein materiell unentbehrliches Recht, wenn in unserem Haus nur sechs, nicht sechzig Mann für ihn sprechen. Was er erlangen und für die Dauer bewahren kann, läßt ihn auch der jetzt geltende Rechtszustand erreichen.“ Ist der Ministerpräsident ein erbärmlicher Wicht, weil er, unter schwererer Verantwortunglast, eben so denkt? Des Schimpfes, der Schande würdig, weil er sich als Erster bemüht, von dem Baum, den er als Staatsgärtner hegen muß, schädliche Schößlinge abzuschneiden? Die Wuth ist sinnlos. Im weiten Reich des Herrn Rudolf Mosse leben gewiß viele Leute, die meinen, er müsse die Schaar der Redakteure, Annoncensammler, Bureaubeamten, Setzer und Drucker, die seinen Gewinn mehren helfen, an diesem Gewinn auch betheiligen. Er weigerts; ist

dennoch ein guter, auf seine Weise humaner Herr. Sein Erbe entschließt sich zu einer kleinen Konzession; gewährt den Helfern am Werk neben dem Lohn winzige Gewinnquoten. Winzige nur; doch er wagt schüchtern ein Neues und thut mehr als vor ihm der bekränzte Patriarch. Verdient er dafür die Peitsche?

Vielleicht aber hat Herr von Bethmann so dumm geredet, das Empfinden kultivirter Menschen mit seinen Worten so plump, so protzig verletzt, daß den Mann schrofferer Tadel treffen muß als das Werk. Schade, daß unsere Parlamente nicht, wie das pariser, das Recht haben, wichtige Reden plakatiren zu lassen. Wer aus der Ruhe des Gerechten richten, den Werth Oeffentlicher Meinung nachprüfen will, Der suche die Rede vom zehnten Februar hervor und lese sie noch einmal, ohne des Echos, das sie geweckt hat, zu denken. Karl Lamprecht (auch ein Junkerknecht und Scherge der Reaktion?) hat von ihr gesagt: „Sie zeigt einen Meister vornehmer Sprache und ist in ihrem Aufbau ein Kunstwerk. Der Eindruck davon ist auch in den schärfer beobachtenden Kreisen allgemein und viel mehr verbreitet, als die Tagespresse erkennen läßt." Das klingt fast emphatisch. Auch der nicht durch persönliches Erlebniß auf so hohen Ton Gestimmte muß aber sagen: Reichstag und Landtag haben seit Jahren aus dem Mund eines Kanzlers oder Ministerpräsidenten eine so klare, schlichte, würdige Rede nicht mehr gehört. Kein Seiltänzchen, kein Wettbewerb mit dem Schaumschläger von Sevilla, kein lüsternes Buhlen um Beifall. Vom ersten bis zum letzten Wort bleibt dem Lauscher das Gefühl: Hier spricht Einer, der glaubt, was er sagt, und nur sagt, was er glaubt. Sicher nicht Einer, dem der Genius die Zunge löste, Humor das struppigste Dickicht erhellt, majestätischer Menschenverstand für Personen und Dinge das richtige Augenmaß leiht; doch ein gründlich gebildeter, gewissenhafter Patriot, der nicht glänzen, nicht für sich ein Appläuschen herauskitzeln, sondern in bescheidenem Ernst einer ernsten Sache dienen will. Neun Zehntel dieser Rede muß Jeder billigen, der nicht erwartet, ein Minister werde die Grundmauer des Hauses, dessen Hüter er sein soll, selbst lockern. Ein Zehntel bleibt anfechtbar. Herr von Bethmann sieht die Ursache der allgemeinen Mißstimmung in einer „kulturellen Stagnation", deren Art und Gebietsumfang sein Wort nur flüchtig streift. Ich glaube, er irrt. Der Deutsche ist unzufrieden, weil er findet, daß hinter seiner Leistung die der Regirenden allzu weit zurückbleibt; daß die nationale Gesammtarbeit in der politischen Bilanz nicht zu genügendem Ausdruck kommt; daß die Staatsmaschine veraltet und vielfach schlecht bedient ist. Kein Wahlrecht hülfe über diesen Mangel hinweg. Herr von Bethmann ist im Recht, wenn er vor der Ueberschätzung solcher Rechte warnt. Nicht mehr, wenn er behauptet, „dem Reichthum und der Innerlichkeit deutscher Kultur"

(die er eine halbe Stunde vorher noch stagnirend sah) sei die Gleichheit politischer Rechtsformen unvereinbar. Da ist die einzige Stelle, wo auch dieser Klarheit suchende Redner sich in Phrasennebel verlor. Hatte das Ohr Derer, die ihm gerade hier Beifall riefen, das Prologpathos schon vergessen, das die Geburt des Bürgerlichen Gesetzbuches begrüßte? Damals war die Rechtsgleichheit ein unentbehrliches, als Nationalbesitz unüberschätzbares Gut. Jetzt heischt „der tiefste Zug deutschen Wesens“ die Ungleichheit des politischen Rechtes. Der Reichseinheit sollte der Deutsche sich nur bewußt werden, wenn der Civilprozeß (dessen Normen und Formen er doch niemals verstehen lernt) in Ingolstadt genau so geführt wird wie in Insterburg. Daß er in Insterburg als Wähler nur ein Bruchtheilchen des in Ingolstadt ihm einst zugestandenen Rechtes hat, darf ihn nicht mißmuthig stimmen; muß ihn an den Reichthum und an die Innerlichkeit deutscher Kultur mahnen. Ein arger Rechenfehler. Nichts verbittert so sehr und treibt so jäh dann in unerfüllbare Wünsche wie die Ungleichheit deutscher Wahlrechte. Deutschlands Einheit wird tiefer ins Erdreich wachsen, wenn die Steuerpflichten und die Wahlrechte der Bundesstaaten einander ähnlicher geworden sind. Doch trotz Irrthum und Verkennung: der Gesetzentwurf liefert den Angreifern hundert Waffen; die Rede kaum eine. Lamprecht sprach wahr: in dem Verhandlungbericht wirkt sie wie ein Fremdkörper aus edlerem Stoff. Was nach ihr kam, war, drei Tage lang, nur Wiederholung des oft Gehörten, Gelesenen; reichte nirgends an ihr Niveau. Leider war der Ton allzu grämlich, von der Sorge eines Bekümmerten allzu düster gefärbt. „Welch ein kleines Herz ist doch dieser Bethmann-Hollweg“, schrieb Bismarck an Gerlach. Der Enkel, den kein Gerechter von „Eitelkeit und äußerlicher flacher Ambition“ bestimmbar nennen darf, entwurzelt sich dem jungen Vertrauen, wenn er kleinen Herzens scheint. Er kann auch im Landtag das Spiel noch gewinnen. Herr von Heydebrand würde sein Meisterstück leisten, wenn er die Mannen zum Opfer des Wahlgeheimnisses brächte. Dann hätten sie für ein Jahrzehnt und vielleicht noch länger Ruhe. Thun sies nicht, dann sind sie die schlechten Kerle, die Volksfeinde, nach denen, wie nach dem Türkenkopf auf der Stange, geschossen wird; und können doch nicht hindern, daß ein furchtlos ins Ferne blickender König mit einer Mehrheit, der sie grollend den Rücken kehren, einig wird. Kann ein Ernsthafter wähnen, das Herrenhaus werde solcher Mehrheit den Willenskanal verstopfen?

(Diese Sätze wurden, nach einer schmerzhaft nachwirkenden Operation am rechten Arm, von einem an solche Form der Aeußerung nicht Gewöhnten diktirt; damit Schweigen nicht Zustimmung zu dem auf allen Gassen verkündeten Schuldspruch scheine.)

Dickens.

Man soll nicht Bücher und Biographien befragen, wie sehr Charles Dickens von seinen Zeitgenossen geliebt worden ist. Liebe lebt athmend nur im gesprochenen Wort. Man muß es sich erzählen lassen, am Besten von einem Engländer, der mit seinen Jugenderinnerungen noch zurückreicht bis an jene Zeit der ersten Erfolge, von Einem Derer, die sich noch immer nicht, nach nun fünfzig Jahren, entschließen können, den Dichter des „Pickwick" Charles Dickens zu nennen, sondern ihm unentwegt seinen alten vertraulicheren, innigeren Necknamen „Boz" geben. An ihrer wehmüthig rücksinnenden Rührung kann man den Enthusiasmus der Tausende messen, die damals mit ungestümem Entzücken jene blauen monatlichen Romanhefte empfangen hatten, die heute, ein Rarissimum für den Bibliophilen, in Fächern und Schränken gilben. Damals (so erzählte mir einer dieser „old Dickensians") konnten sie es am Posttage niemals über sich bringen, den Boten zu Hause abzuwarten, der endlich, endlich das neue blaue Heft von Boz im Bündel trug. Einen ganzen Monat hatten sie danach gehungert, hatten geharrt, gehofft, gestritten, ob Copperfield die Dora heirathen werde oder die Agnes, hatten sich gefreut, daß Micawbers Verhältnisse wieder zu einer Krisis gelangt waren (wußten sie doch, er werde sie mit heißem Punsch und guter Laune heroisch überwinden): und nun sollten sie noch warten, warten, bis der Postbote auf der schläfrigen Kutsche kam und ihnen all diese heiteren Charaden auflöste? Das konnten sie nicht; es ging einfach nicht. Und Alle, die Alten wie die Jungen, wanderten Jahr vor Jahr am fälligen Tage dem Briefboten zwei Meilen entgegen, nur um ihr Buch früher zu haben. Im Heimwandern schon fingen sie zu lesen an; Einer guckte dem Anderen über die Schulter ins Blatt, Andere lasen laut vor; und nur die Gutmüthigsten liefen mit langen Beinen zurück, um die Beute rascher zu Frau und Kind zu bringen. So wie dies Städtchen hat damals jedes Dorf, jede Stadt, das ganze Land und darüber hinaus die in allen Erdtheilen gesiedelte englische Welt Charles Dickens geliebt; hat ihn geliebt von der ersten Stunde der Begegnung bis zur letzten seines Lebens. Nie im neunzehnten Jahrhundert hat es irgendwo ein ähnlich unwandelbares herzliches Verhältniß zwischen einem Dichter und seiner Nation gegeben. Wie eine Rakete schoß dieser Ruhm auf, aber er losch nie aus; er blieb wie eine Sonne wandellos leuchtend über der Welt. Vom ersten Heft der „Pickwickier" wurden vierhundert Exemplare gedruckt, vom fünfzehnten bereits vierzigtausend: mit socher Lawinenwucht stürzte sein Ruhm nieder in seine Zeit. Nach Deutschland bahnte er sich rasch den Weg. Hunderte und Tausende kleiner Groschenhefte säten Lachen und Freude in die Furchen selbst der verwittertsten Herzen; nach Amerika, Australien und Kanada wanderte der kleine Nicolas Nickelby, der arme Oliver Twist und die tausend anderen Gestalten dieses Unerschöpflichen. Heute sind schon Millionen Bücher von Dickens im Umlauf, große, kleine, dicke und dünne Bände, billige Ausgaben für die Armen und die theuerste Ausgabe drüben in Amerika, die je von einem Dichter veranstaltet worden ist (dreimalhunderttausend Mark, glaube ich, kostet sie, diese Ausgabe für Milliardäre); aber in all den Büchern nistet heute wie damals noch immer das selige Lachen, um aufzuflattern wie ein zwitschernder Vogel, sobald man die ersten Blätter gewendet hat. Beispiellos ist die Beliebtheit dieses Autors gewesen: wenn sie sich im Lauf der Jahre nicht steigerte, so war es nur, weil die Leidenschaft keine höheren Möglichkeiten mehr

kannte. Als Dickens sich entschloß, öffentlich zu lesen, als er zum ersten Mal seinem Publikum Auge in Auge entgegentrat, war England im Taumel. Man stürmte die Säle, pfropfte sie voll, an den Säulenpfeilern klammerten sich Enthusiasten an, krochen unter sein Podium, nur um den geliebten Dichter hören zu können. In Amerika schliefen die Leute bei bitterster Winterkälte auf mitgebrachten Matratzen vor den Kassen, Kellner brachten ihnen das Essen aus den benachbarten Restaurants, aber der Andrang wurde unaufhaltsam. Alle Säle wurden zu klein und man räumte schließlich dem Dichter in Brooklyn eine Kirche als Vorlesesaal ein. Vor der Kanzel las er die Abenteuer Oliver Twists und die Geschichte der kleinen Nell. Launenlos war dieser Ruhm, er drängte Walter Scott zur Seite, überschattete ein Leben lang das Genie Thakerays; und als die Flamme losch, als Dickens starb, ging es wie ein Riß durch die ganze englische Welt. Auf der Straße erzählten es Fremde einander, Bestürzung regirte London wie nach einer verlorenen Schlacht. Zwischen Shakespeare und Fielding bettete man ihn, in Westminster Abbey, dem Pantheon Englands, Tausende strömten hinzu und Tage lang war die schlichte Gedenkstätte überfluthet von Blumen und Kränzen jeglicher Art. Und noch heute, nach vierzig Jahren, kann man selten vorübergehen, ohne ein paar von dankbarer Hand hingestreute Blüthen zu finden: der Ruhm und die Liebe ist nicht gewelkt in all den Jahren. Heute wie damals, in jener Stunde, da England dem Ahnunglosen, dem Namenlosen das unverhoffte Geschenk des Weltruhms in die Hand drückte, ist Charles Dickens der geliebteste, verbreitetste und gefeiertste Erzähler der ganzen englischen Welt.

Eine so ungeheuerliche, in die Breite wie in die Tiefe dringende Wirkung eines dichterischen Werkes kann nur durch das seltene Zusammentreffen zweier meist widerstrebenden Elemente Wirklichkeit werden: durch die Identität eines genialen Menschen mit der Tradition seiner Zeit. Im Allgemeinen wirken das Traditionelle und das Genie gegen einander wie Wasser und Feuer. Ja, es ist beinahe das Merkzeichen des Genies, daß es als verkörperte Seele der neuen Tradition die vergangene befeindet, daß es als Ahnherr eines neuen Geschlechtes dem absterbenden Blutfehde ansagt. Ein Genie und seine Zeit sind wie zwei Welten, die zwar Licht und Schatten mit einander tauschen, aber in anderen Sphären schwingen, die sich auf ihren kreisenden Bahnen begegnen, aber nie vereinen. Hier ist nun jene seltene Sekunde des Sternenhimmels, wo der Schatten des einen Gestirnes die leuchtende Scheibe des anderen so ausfüllt, daß sie sich identifiziren: Dickens ist der einzige große Dichter des Jahrhunderts, dessen innerste Absicht sich ganz mit dem geistigen Bedürfniß seiner Zeit deckt. Sein Roman ist absolut identisch mit dem Geschmack des damaligen England, sein Werk ist die Materialisirung der englischen Tradition: Dickens ist der Humor, die Beobachtung, die Moral, die Aesthetik, der geistige und künstlerische Gehalt, das eigenartige und uns oft fremde, oft sehnsüchtig-sympathische Lebensgefühl von sechzig Millionen Menschen jenseits des Aermelkanals. Nicht er hat dieses Werk gedichtet, sondern die englische Tradition, die stärkste, reichste, eigenthümlichste und darum auch gefährlichste der modernen Kulturen. Man darf ihre vitale Kraft nicht unterschätzen. Jeder Engländer ist mehr Engländer als der Deutsche Deutscher. Das Englische liegt nicht wie ein Firniß, wie eine Farbe über dem geistigen Organismus des Menschen: es dringt ins Blut, wirkt regelnd ein auf seinen Rhythmus, durchpulst das Innerste und

Geheimste, das Ureigenste im Individuum: das Künstlerische. Auch als Künstler ist der Engländer mehr rassepflichtig als der Deutsche oder der Franzose.

... Shakespeare war die Inkarnation des heroischen England, Dickens nur der höchste dichterische Ausdruck des bourgeoisen. Er war loyaler Unterthan einer stillen Königin, der sanften, hausmütterlichen, unbedeutenden old queen Victoria, Bürger eines prüden, behaglichen, geordneten Staatswesens ohne Elan und Leidenschaft. Sein Auftrieb war gehemmt durch die Schwere des Zeitalters, das nicht hungrig war, das nur verdauen wollte: schlaffer Wind nur spielte mit den Segeln seines Schiffes, trieb es nie fort von der englischen Küste zur gefährlichen Schönheit des Unbekannten, hinein in die pfadlose Unendlichkeit. Vorsichtig ist er immer in der Nähe des Heimischen, Gewohnten und Althergebrachten geblieben: wie Shakespeare der Muth des gierigen, ist Dickens die Aengstlichkeit des satten England.

1812 ist er geboren. Gerade wie seine Augen um sich greifen können, wird es dunkel in der Welt, die große Flamme verlischt, die das morsche Gebälk der europäischen Staaten zu vernichten drohte. Bei Waterloo zerschellt die Garde an der englischen Infanterie, England ist gerettet und sieht seinen Erbfeind auf ferner Insel einsam, ohne Krone und Macht, zu Grunde gehen. Das hat Dickens nicht miterlebt; er sieht nicht mehr die Flamme der Welt, den feurigen Schein von einem Ende Europas sich gegen das andere wälzen: sein Blick tappt in den Nebel Englands hinein. Der Jüngling findet keine Helden mehr, die Zeit der Heroen ist vorüber. Ein paar Menschen in England wollen es freilich nicht glauben; sie wollen mit Gewalt und Enthusiasmus die Speichen der rollenden Zeit zurückreißen, der Welt den alten sausenden Schwung geben; aber England will Ruhe und stößt sie von sich. Sie flüchten der Romantik nach in ihre heimlichen Winkel, suchen aus armen Funken das Feuer wieder zu entfachen, aber das Schicksal läßt sich nicht zwingen. Shelley ertrinkt im Tyrrhenischen Meer, Lord Byron verbrennt im Fieber zu Missolunghi: die Zeit will keine Abenteuer mehr. Aschfarbig ist die Welt. Behaglich verschmaust England die noch blutige Beute, der Bourgeois, der Kaufmann, der Makler ist König und räkelt sich am Thron wie auf einem Faulbett. England verdaut. Eine Kunst, die damals gefallen konnte, mußte digestiv sein, sie durfte nicht stören, nicht mit wilden Emotionen rütteln, nur streicheln und krauen, sie durfte nur sentimental sein und nicht tragisch. Man wollte nicht den Schauer, der die Brust wie ein Blitz spaltet, den Athem zerschneidet, das Blut einfrieren läßt (zu gut kannte man Das vom wirklichen Leben, als die Gazetten aus Frankreich und Rußland kamen); nur das Gruseln wollte man, das Schnurren und Spielen, das katzenhaft den farbigen Knäuel der Geschichten hin und her rollt. Kaminkunst wollten die Leute von damals, Bücher, die sich behaglich, während der Sturm an den Pfosten rüttelt, am Kamin lesen und die selbst so züngeln und knacken mit vielen kleinen ungefährlichen Flammen, eine Kunst, die das Herz wärmt wie Thee, nicht eine, die es freudig und lodernd berauschen will. So ängstlich sind die Sieger von vorgestern geworden (sie, die nur behalten möchten und bewahren, nichts mehr wagen und wandeln), daß sie Angst haben vor ihrem eigenen starken Gefühl. In den Büchern wie im Leben wünschen sie nur wohltemperirte Leidenschaften, keine Ekstasen, die aufstürmen, immer nur normale Gefühle, die sittsam promeniren. Glück wird in England damals identisch mit Beschaulichkeit, Aesthetik mit Sittsamkeit und Sittlichkeit wiederum mit Pruderie, Nationalgefühl mit Loyalität, Liebe mit Ehe. Alle

Lebenswerthe werden blutarm. England ist zufrieden und will keinen Wandel. Eine Kunst, die eine so satte Nation anerkennen kann, muß darum selbst irgendwie zufrieden sein das Bestehende loben und nicht darüber hinaus wollen. Und dieser Wille zu einer behaglichen, freundlichen, einer digestiven Kunst findet sein Genie wie einst das elisabethanische England seinen Shakespeare. Dickens ist das Schöpfung gewordene künstlerische Bedürfniß des damaligen England. Daß er im richtigen Augenblick kam, schuf seinen Ruhm; daß er von diesem Bedürfniß überwältigt wurde, ist seine Tragik. Seine Kunst ist genährt von der hypokritischen Moral, von der Behaglichkeit des satten England: und stände nicht eine so außerordentliche dichterische Kraft hinter seinem Werke, täuschte nicht sein glitzernder, goldfunkelnder Humor hinweg über die innere Farblosigkeit der Gefühle, so hätte er nur Werth in jener englischen Welt, wäre uns indifferent wie die Tausende von Romanen, die jenseits des Aermelkanals von fingerfertigen Leuten produzirt werden Erst wenn man aus tiefster Seele die hypokritische Vornirtheit der viktorianischen Kultur haßt kann man das Genie eines Menschen ermessen, der uns diese widerliche Welt der satten Behäbigkeit als interessant und fast liebenswerth zu empfinden zwang, der die banalste Prosa des Lebens zu Poesie erlöste.

Dickens hat selbst nie gegen dieses England angekämpft. Aber in der Tiefe, unten im Unbewußten, war das Ringen des Künstlers in ihm mit dem Engländer. Er ist ursprünglich stark und sicher ausgeschritten, nach und nach aber in dem weichen, halb zähen, halb nachgiebigen Sand seiner Zeit müde geworden und immer öfter und öfter schließlich in die alten, breitgestapften Fußspuren der Tradition getreten. Dickens ist überwältigt worden von seiner Zeit; und ich muß bei seinem Schicksal immer an das Abenteuer Gullivers bei den Liliputanern denken. Während der Riese schläft, spannen ihn die Zwerge mit abertausend kleinen Fäden an den Erdboden an, halten den Erwachenden so fest und lassen ihn nicht früher frei, ehe er nicht kapitulirt und geschworen hat, die Gesetze des Landes nie zu verletzen. So hat die englische Tradition Dickens im Schlaf seiner Unberühmtheit eingesponnen und festgehalten: sie preßte ihn mit den Erfolgen an die englische Scholle, sie rissen ihn hinein in den Ruhm und banden ihm damit die Hände. Er war nach einer langen trüben Kindheit Stenograph im Parlament geworden und hatte einmal versucht, kleine Skizzen zu schreiben, mehr eigentlich, um sein Einkommen zu vermehren, als aus impulsivem dichterischen Bedürfniß. Der erste Versuch gelang: die Zeitung verpflichtete ihn. Dann bat ihn ein Verleger um satirische Glossen über einen Klub, die gewissermaßen den Text zu Karikaturen aus der englischen gentry bilden sollten. Dickens nahm an. Und es gelang, gelang über alle Erwartung. Die ersten Hefte des Pickwick-Klub waren ein Erfolg ohne Beispiel; nach zwei Monaten war Boz ein nationaler Autor. Der Ruhm schob ihn weiter; aus Pickwick wurde ein Roman. Es gelang wieder. Immer dichter spannen sich die kleinen Netze, die geheimen Fesseln des nationalen Ruhmes. Von einem Werk drängte ihn der Beifall zum anderen, drängte ihn immer mehr in die Windrichtung des zeitgenössischen Geschmackes hinein. Und diese hunderttausend Netze, aus Beifall, baren Erfolgen und stolzem Bewußtsein künstlerischen Wollens auf das Verwirrendste gewoben, hielten ihn nun fest an der englischen Erde, bis er kapitulirte, innerlich gelobte, die ästhetischen und moralischen Gesetze seiner Heimath nie zu übertreten. Er blieb in der Gewalt der englischen Tradition, des bürgerlichen Geschmackes,

ein moderner Gulliver unter den Liliputanern. Seine wundervolle Phantasie, die wie ein Adler hätte hinschweben können über dieser engen Welt, verhakte sich in den Fußfesseln der Erfolge. Eine tiefinnerliche Zufriedenheit belastet seinen künstlerischen Auftrieb. Dickens war zufrieden. Zufrieden mit der Welt, mit England, mit seinen Zeitgenossen; und sie waren zufrieden mit ihm. Beide wollten einander nicht anders, als sie waren. In ihm war nicht die zornige Liebe, die züchtigen will, aufrütteln, anstacheln und erheben, der Urwille des großen Künstlers, mit Gott zu rechten, seine Welt zu verwerfen und sie neu, nach seinem eigenen Dünken, zu erschaffen. Dickens war fromm, fürchtig; er hatte für alles Bestehende eine wohlwollende Bewunderung, ein ewig kindliches, spielfrohes Entzücken. Er war zufrieden. Er wollte nicht viel. Er war einmal ein ganz armer, vom Schicksal vergessener, von der Welt verschüchterter Knabe gewesen, dem erbärmliche Berufe die Jugend verzettelt hatten. Damals hatte er die Sehnsucht nach bunter Farbe gehabt; aber Alle hatten ihn zurückgestoßen in eine lange und hartnäckig getragene Verschüchterung. Das brannte in ihm. Seine Kindheit war das eigentlich dichterisch-tragische Erlebniß: hier war der Same seines schöpferischen Wollens eingesenkt in das fruchtbare Erdreich von schweigsamem Schmerz; und seine tiefste seelische Absicht war, als ihm dann die Macht und Möglichkeit der Wirkung ins Weite wurde, diese Kindheit zu rächen. Er wollte mit seinen Romanen allen armen, verlassenen, vergessenen Kindern helfen, die, wie er einst, Ungerechtigkeit erlitten durch schlechte Lehrer, vernachlässigte Schulen, gleichgiltige Eltern, durch die lässige, lieblose, selbstsüchtige Art der meisten Menschen. Er wollte ihnen die paar farbigen Blüthen Kinderfreude retten, die in seiner eigenen Brust verwelkt waren ohne den Thau der Güte. Später hatte ihm das Leben dann Alles gewährt und er wußte es nicht mehr anzuklagen: aber die Kindheit rief in ihm um Rache. Und die einzige moralische Absicht, der innere Lebenswille seines Dichtens war, diesen Schwachen zu helfen: hier wollte er die zeitgenössische Lebensordnung verbessern.

Er verwarf sie nicht, er bäumte sich nicht auf gegen die Normen des Staates, er droht nicht, reckt nicht die zornige Faust gegen das ganze Geschlecht, gegen die Gesetzgeber, die Bürger, gegen die Verlogenheit aller Konventionen, sondern deutet nur hier und dort mit vorsichtigem Finger auf eine offene Wunde. Er wollte nicht umstürzen und neuschaffen, nur verbessern, wollte nur die Phänomene des sozialen Unrechtes, dort, wo ihr Dorn zu spitz und schmerzhaft ins Fleisch drang, abschleifen und mildern, doch nie die Wurzel, die innerste Ursache, ausgraben und zerstören. Als echter Engländer wagt er sich nicht an die Fundamente der Moral; sie sind dem Konservativen sakrosankt wie das gospel, das Evangelium. Nur Aenderung, Verbesserung will er, nie radikalen Umsturz; immer Einzelheiten, nie das Ganze. Und diese Zufriedenheit ist charakteristisch für Dickens. Er wollte nicht viel vom Leben: und so seine Helden. Ein Held bei Balzac ist gierig und herrsüchtig, er verbrennt vor ehrgeiziger Sehnsucht nach Macht. Nichts ist ihm genug, unersättlich sind sie; Jeder ist ein Welteroberer, ein Umstürzler, ein Anarchist und ein Tyrann zugleich. Sie haben ein napoleonisches Temperament. Auch die Helden Dostojewskijs sind feurig und elastisch, ihr Wille verwirft die Welt und greift in herrlichster Ungenügsamkeit über das wirkliche Leben nach dem wahren Leben, sie wollen nicht Bürger und Menschen sein, sondern in Jedem von ihnen funkelt durch alle Demuth der gefährliche Stolz, ein Heiland zu werden. Ein Held

Balzacs will die Welt unterjochen, ein Held Dostojewskijs sie überwinden. Beide haben sie eine Anspannung über das Alltägliche hinaus, eine Pfeilrichtung gegen das Unendliche. Die Menschen bei Dickens sind bescheiden. Mein Gott: was wollen sie? Hundert Pfund im Jahr, eine nette Frau, ein Dutzend Kinder, einen freundlich gedeckten Tisch für die guten Freunde, ihr Cottagehaus bei London mit einem Blick auf Grün von dem Fenster, einem kleinen Gärtchen und einer Handvoll Glück. Ihr Ideal ist ein spießerisches, ein kleinbürgerliches: damit muß man sich bei Dickens zurechtfinden. Alle seine Menschen wollen innerlich keinen Wandel der Weltordnung, wollen weder Reichthum noch Armuth, sondern dieses behagliche Mittelmaß, das als Lebensmaxime so weise für den Krämer und Kärrner, so gefährlich für den Künstler ist. Die Ideale Dickens' haben abgefärbt von ihrer armen Umwelt. Hinter dem Werk steht als der Schöpfer, der Bändiger des Chaos, nicht ein zorniger Gott, gigantisch und übermenschlich, sondern ein zufriedener Betrachter, ein loyaler Bürger. Das Bürgerliche ist die Atmosphäre aller Romane von Dickens.

Seine große und unvergeßliche That war darum eigentlich nur: die Romantik der Bourgeoisie zu entdecken, die Poesie des Prosaischen. Er hat als Erster den Alltag der unpoetischsten aller Nationen ins Dichterische umgebogen. Er hat Sonne durch dieses stumpfe Grau leuchten lassen, und wer in England einmal gesehen hat, wie strahlend der Goldglanz ist, den dort die erstarkende Sonne aus dem trüben Knäuel des Nebels spinnt, Der weiß, wie sehr ein Dichter seine Nation beseligen mußte, der ihr künstlerisch diese Sekunde der Erlösung aus dem bleiernen Hindämmern gegeben hat. Dickens ist dieser goldene Reif um den englischen Alltag, der Heiligenschein der schlichten Dinge und simplen Menschen, die Idylle Englands. Er hat seine Helden, seine Schicksale in den engen Straßen der Vorstädte gesucht, an denen die anderen Dichter achtlos vorbeigingen. Die suchten ihre Helden unter den Kroleuchtern der aristokratischen Salons, auf den Wegen in den Zauberwald der fairy tales, sie forschten nach dem Entlegenen, Ungewöhnlichen und Außerordentlichen. Ihnen war der Bürger die Substanz gewordene irdische Schwerkraft und sie wollten nur feurige, kostbare, in Ekstasen aufstrebende Seelen, den lyrischen, den heroischen Menschen. Dickens schämte sich nicht, den ganz einfachen Tagwerker zum Helden zu machen. Er war ein self-made-man; er kam von unten und bewahrte diesem Milieu eine rührende Pietät. Er hatte einen ganz merkwürdigen Enthusiasmus für das Banale, eine Begeisterung für ganz werthlose altväterische Dinge, für den Kleinkram des Lebens. Seine Bücher sind selbst so ein curiosity shop voll mit Gerümpel, das Jeder für werthlos gehalten hätte, ein Durcheinander von Seltsamkeiten und schnurrigen Nichtigkeiten, die Jahrzehnte lang vergeblich auf den Liebhaber gewartet hatten. Aber er nahm diese alten werthlosen, verstaubten Dinge, putzte sie blank, fügte sie zusammen und stellte sie in die Sonne seiner Heiterkeit. Und da fingen sie plötzlich zu funkeln an; mit einem unerhörten Glanz. So nahm er die vielen verachteten Gefühle aus der Brust einfacher Menschen, horchte sie ab, fügte ihr Räderwerk zusammen, bis sie wieder lebendig tickten. Plötzlich fingen sie an, wie kleine Spieluhren zu surren, zu schnurren und dann zu singen, eine leise altväterische Melodie, die lieblicher war als die schwermüthigen Balladen der Ritter aus Legendenland und die Kanzonen der Lady vom See. Die ganze bürgerliche Welt hat Dickens so aus dem Aschenhaufen der Vergessenheit aufgestöbert und wieder blank zusammengefügt: in seinem Werk erst wurde sie wieder

eine lebendige Welt. Ihre Thorheiten und Beschränktheiten hat er durch Nachsicht begreiflich, ihre Schönheiten durch Liebe sinnfällig gemacht, ihren Aberglauben verwandelt in eine neue und sehr dichterische Mythologie. Das Zirpen des Heimchens am Herd ist Musik geworden in seiner Novelle, die Silvesterglocken sprechen mit menschlichen Zungen, der Zauber der Weihnacht versöhnt Dichtung dem religiösen Gefühl. Aus den kleinen Festen hat er einen tieferen Sinn geholt; er hat allen diesen schlichten Leuten die Poesie ihres täglichen Lebens entdecken geholfen, ihnen noch lieber gemacht, was ihnen schon das Liebste war: ihr „home“, das enge Zimmer, wo der Kamin mit rothen Flammen prasselt und das dürre Holz zerknackt, wo der Thee am Tisch surrt und singt, wo die wunschlosen Existenzen sich absperren von den gierigen Stürmen, den wilden Verwegenheiten der Welt. Die Poesie des Alltäglichen wollte er Alle lehren, die in den Alltag gebannt waren. Tausenden und Millionen hat er gezeigt, wo das Ewige in ihr armes Leben hinabreichte, wo der Funke der stillen Freude verschüttet unter der Asche des Alltags lag, und hat sie gelehrt, ihn aufflammen zu lassen zu heiter behaglicher Gluth. Helfen wollte er den Armen und den Kindern. Was über diesen Mittelstand des Lebens, materiell oder geistig, hinausging, war ihm antipathisch; er liebte nur das Gewöhnliche, das Durchschnittliche von ganzem Herzen. Den Reichen und den Aristokraten, den Begünstigten des Lebens war er gram. Die sind fast immer Schurken und Knauser in seinen Büchern, selten Portraits, fast immer Karikaturen. Er mochte sie nicht. Nur von den kleinen Leuten hatte er Gutes erfahren: nur ihnen wollte er darum die Gabe erwidern. Seine Dichtung ist eminent demokratisch (nicht sozialistisch; dazu fehlt ihm der Sinn für das Radikale); Liebe und Mitleid allein geben ihr pathetisches Feuer. In der bürgerlichen Welt, in der mittleren Sphäre zwischen Armenhaus und Rente, ist er am Liebsten geblieben; nur bei diesen schlichten Menschen hat er sich wohlgefühlt. Er malt ihre Stuben mit Behaglichkeit und Breite aus, als wolle er selbst darin wohnen, webt ihnen bunte und immer mit sonnigem Feuer überflogene Schicksale, träumt ihre bescheidenen Träume, er ist ihr Anwalt, ihr Prediger, ihr Liebling, die helle, ewig warme Sonne ihrer schlichten, grautönigen Welt.

Aber wie reich ist sie durch ihn geworden, diese bescheidene Wirklichkeit der kleinen Existenzen! Das ganze bürgerliche Beisammmensein mit seinem Hausrath, dem Kunterbunter der Berufe, dem unübersehbaren Gemisch der Gefühle ist noch einmal Kosmos geworden, ein All mit Sternen und Göttern, in seinen Büchern. Aus dem flachen, stagnirenden, kaum wellenden Dasein der kleinen Existenzen hat hier ein scharfer Blick Schätze erspäht und sie mit dem feinmaschigsten Netz ans Licht gehoben. Aus dem Gewühl hat er den Menschen gefangen; wie viele Menschen! Hunderte von Gestalten; genug, eine kleine Stadt zu bevölkern. Unvergeßliche sind unter ihnen, Gestalten, die ewig sind in der Literatur und schon mit ihrer Existenz hinausreichen in den wirklichen Sprachbegriff des Volkes: Pickwick und Sam Weller, Pecksniff und Betsey Trotwood, sie Alle, deren Namen in uns lächelnde Erinnerung zauberisch entfachen. Wie reich sind diese Romane! Die Episoden des David Copperfield genügten für sich allein, das dichterische Lebenswerk eines Anderen mit Thatsächlichkeiten zu versorgen; Dickens' Bücher sind eben wirkliche Romane im Sinn der Fülle und unablässigen Bewegtheit, nicht, wie unsere deutschen, fast alle nur ins Breite gezerrte psychologische Novellen. Es giebt keine toten Punkte

in ihnen, keine leeren, sandigen Strecken, sie haben Ebbe und Fluth von Geschehnissen; und wirklich: wie ein Meer sind sie unergründlich und unübersehbar. Kaum kann man das heitere und wilde Durcheinander der wimmelnden Menschen überschauen; sie drängen herauf an die Bühne des Herzens, stoßen Einer wieder den Anderen hinab, wirbeln vorbei. Wie Wogenkämme tauchen sie auf aus der Fluth der Riesenstädte, stürzen wieder in den Gischt der Ereignisse; aber sie tauchen neu auf, steigen und fallen, umschlingen einander oder stoßen sich ab: aber diese Bewegungen sind keine zufälligen; hinter der ergötzlichen Wirrniß waltet eine Ordnung, die Fäden flechten sich immer wieder zusammen in einen farbigen Teppich. Keine der Gestalten, die nur spazirgängerisch vorbeizustreifen scheinen, geht verloren; alle ergänzen, befördern, befeinden einander, häufen Licht oder Schatten. Krause, heitere, ernste Verwickelungen treiben in katzenhaftem Spiel den Knäuel der Handlung hin und her, alle Möglichkeiten des Gefühles klingen in rascher Skala auf und nieder, Alles ist gemengt, Jubel, Schauer und Uebermuth, bald funkelt die Thräne der Rührung, bald die der losen Heiterkeit. Gewölk zieht auf, zerreißt, thürmt sich aufs Neue, aber am Schluß strahlt die vom Gewitter reine Luft in wundervoller Sonne. Manche dieser Romane sind eine Ilias von tausend Einzelkämpfen, die Ilias einer entgötterten irdischen Welt, manche nur eine friedfertige bescheidene Idylle; aber alle Romane, die vortrefflichen wie die unlesbaren, haben dies Merkmal einer verschwenderischen Vielfalt. Und alle haben sie, selbst die wildesten und melancholischsten, in den Fels der tragischen Landschaft kleine Lieblichkeiten wie Blumen eingesprengt. Ueberall blühen diese unvergeßlichen Anmuthigkeiten: wie kleine Veilchen, bescheiden und versteckt, warten sie im weitgespannten Wiesenplan seiner Bücher, überall sprudelt die klare Quelle sorgloser Heiterkeit klingend von dem dunklen Gestein der schroffen Geschehnisse nieder. Es giebt Kapitel bei Dickens, die man nur Landschaften in ihrer Wirkung vergleichen kann, so rein sind sie, so göttlich unberührt von irdischen Trieben, so sonnig blühend in ihrer heiteren, milden Menschlichkeit. Um ihretwillen schon müßte man Dickens lieben: denn so verschwenderisch sind diese kleinen Künste verstreut in seinem Werk, daß ihre Fülle zur Größe wird. Wer könnte allein seine Menschen aufzählen, alle diese krausen, jovialen, gutmüthigen, leicht lächerlichen und immer so amusanten Menschen? Sie sind aufgefangen mit all ihren Schrullen und individuellen Eigenthümlichkeiten, eingekapselt in die seltsamsten Berufe, verwickelt in die ergötzlichsten Abenteuer. Und so viele sie auch sind: keiner ist dem anderen ähnlich; sie sind minutiös, bis ins kleinste Detail, persönlich herausgearbeitet, nichts ist Guß und Schema an ihnen, Alles Sinnlichkeit und Lebendigkeit, sie alle sind nicht ersonnen, sondern gesehen. Gesehen von dem ganz unvergleichlichen Blick dieses Dichters.

Dieser Blick ist von einer Präzision sondergleichen, ein wunderbares, unbeirrbares Instrument. Dickens war ein visuelles Genie. Man mag jedes Bildniß von ihm, das der Jugend und das (bessere) der Mannesjahre, betrachten: es ist beherrscht von diesem merkwürdigen Auge. Es ist nicht das Auge des Dichters, in schönem Wahnsinn rollend oder elegisch umdämmert, nicht weich und nachgiebig oder feurig-visionär. Es ist ein englisches Auge, kalt, grau, unbiegsam wie Stahl. Und stählern war es auch wie ein Tresor, in dem Alles unverbrennbar, unver-

lierbar, gewissermaßen luftdicht abgeschlossen ruhte, was ihm irgendeinmal, gestern oder vor vielen Jahren, von der Außenwelt eingezahlt worden war, das Erhabenste wie das Gleichgiltigste, irgendein farbiges Schild über einem Kramladen in London, das der Fünfjährige vor undenklicher Zeit gesehen, oder ein Baum mit seinen aufspringenden Blüthen gerade drüben vor dem Fenster. Nichts ging diesem Auge verloren, es war stärker als die Zeit; sparsam reihte es Eindruck an Eindruck im Speicher des Gedächtnisses, bis der Dichter ihn zurückforderte. Nichts rann in Vergessenheit, wurde blaß oder fahl, Alles lag und wartete, blieb voll Duft und Saft, farbig und klar, nichts starb ab oder welkte. Unvergleichlich ist bei Dickens das Gedächtniß des Auges. Mit seiner stählernen Schneide zertheilt er den Nebel der Kindheit: in „David Copperfield“, dieser verkappten Autobiographie, sind Erinnerungen des zweijährigen Kindes an die Mutter und das Dienstmädchen mit Messerschärfe wie Silhouetten vom Hintergrund des Unbewußten losgeschnitten. Es giebt keine vagen Konturen bei Dickens; er giebt nicht vieldeutige Möglichkeiten der Vision, sondern zwingt zur Deutlichkeit. Seine darstellende Kraft läßt der Phantasie des Lebens keinen freien Willen, er vergewaltigt sie (weshalb er auch der ideale Dichter einer phantasielosen Nation wurde). Stellt zwanzig Zeichner vor seine Bücher und verlangt die Bilder Copperfields und Pickwicks: die Blätter werden einander ähnlich sehen, werden in unerklärlicher Aehnlichkeit den feisten Herrn mit der weißen Weste und den freundlichen Augen hinter den Brillengläsern oder den hübschen blonden, ängstlichen Knaben auf der Postkutsche nach Yarmouth darstellen. Dickens schildert so scharf, daß man seinem hynotisirenden Blick folgen muß; er hatte nicht den magischen Blick Balzacs, der die Menschen der feurigen Wolke ihrer Leidenschaften sich erst chaotisch formend entringen läßt, sondern einen ganz irdischen Blick, einen Seemanns-, einen Jägerblick, einen Falkenblick für die kleinen Menschlichkeiten. Aber Kleinigkeiten, sagte er einmal, sind es, die den Sinn des Lebens ausmachen. Sein Blick hascht nach kleinen Merkzeichen, er sieht den Fleck auf dem Kleid, die kleinen hilflosen Gesten der Verlegenheit, er faßt die Strähne rothen Haares, die unter einer dunklen Perücke hervorlugt, wenn ihr Eigner in Zorn geräth. Er spürt die Nuancen, tastet die Bewegung jedes einzelnen Fingers bei einem Händedruck ab, die Abschattung in einem Lächeln. Er war Jahre vor seiner literarischen Zeit Stenograph im Parlament gewesen und hatte sich dort geübt, das Ausführliche ins Summarische zu drängen, mit einem Strich ein Wort, mit kurzem Schnörkel einen Satz darzustellen. Und so hat er später dichterisch eine Art Kurzschrift des Wirklichen geübt, das kleine Zeichen hingestellt statt der Beschreibung, eine Essenz der Beobachtung aus den bunten Thatsächlichkeiten destillirt. Für diese kleine Aeußerlichkeiten hatte er eine unheimliche Scharfsichtigkeit; sein Blick übersah nichts, faßte, wie ein guter Verschluß am photographischen Apparat, das Hundertstel einer Sekunde in einer Bewegung, einer Geste. Nichts entging ihm. Und diese Scharfsichtigkeit wurde noch gesteigert durch eine ganz merkwürdige Brechung des Blickes, die den Gegenstand nicht wie ein Spiegel in seiner natürlichen Proportion wiedergab, sondern wie ein Hohlspiegel ins Charakteristische übertrieb. Dickens unterstreicht immer die Merkzeichen seiner Menschen, er biegt sie aus dem Objektiven hinüber ins Gesteigerte, ins Karikaturistische. Er macht sie intensiver, erhebt sie zum Symbol. Der wohlbeleibte Pickwick wird auch seelisch zur Rundlichkeit, der dünne Jingle zur Dürre, der Böse zum Satanas, der Gute

die leibhaftige Vollendung. Dickens übertreibt wie jeder große Künstler, aber nicht ins Grandiose, sondern ins Humoristische. Die ganze, so unsäglich ergötzliche Wirkung seiner Darstellung entwuchs nicht so sehr seiner Laune, nicht seinem Uebermuth, sondern sie saß schon in dieser merkwürdigen Winkelstellung des Auges, das mit seiner Ueberschärfe alle Erscheinungen irgendwie ins Wunderliche und Karikaturistische übertrieben auf das Leben zurückspiegelte.

Thatsächlich: in dieser eigenartigen Optik (und nicht in seiner ein Wenig zu bürgerlichen Seele) steckt Dickens' Genie. Dickens war eigentlich nie Psychologe, nie Einer, der magisch die Seele des Menschen erfaßt, aus ihrem hellen oder dunklen Samen in geheimnißvollem Wachsthum sich die Dinge in ihren Farben und Formen entfalten ließ. Seine Psychologie beginnt beim Sichtbaren; er charakterisirt durch Aeußerlichkeiten, allerdings durch jene letzten und feinsten, die eben nur einem dichterisch scharfen Auge sichtbar sind. Wie die englischen Philosophen, beginnt er nicht mit Voraussetzungen, sondern mit Merkmalen. Die unscheinbarsten, ganz materiellen Aeußerungen des Seelischen fängt er ein und macht an ihnen durch seine merkwürdig karikaturistische Optik den ganzen Charakter augenfällig. Aus Merkmalen läßt er die Spezies erkennen. Dem Schullehrer Creakle giebt er eine leise Stimme, die mühsam das Wort gewinnt. Und schon ahnt man das Grauen der Kinder vor diesem Menschen, dem die Anstrengung des Sprechens die Zornader über die Stirn schwellen läßt. Sein Uriah Heep hat immer kalte, feuchte Hände: schon athmet die Gestalt Mißbehagen, schlangenhafte Widrigkeiten. Kleinigkeiten sinds, Aeußerlichkeiten; aber immer solche, die auf das Seelische wirken. Manchmal ist es eigentlich nur eine lebendige Schrulle, die er darstellt; eine Schrulle, die mit einem Menschen umwickelt ist und ihn wie eine Puppe mechanisch bewegt. Manchmal wieder charakterisirt er den Menschen durch seine Begleiter (was wäre Pickwick ohne Sam Weller, Dora ohne Jip, Barnaby ohne den Raben, Kit ohne das Pony?) und zeichnet die Eigenthümlichkeit der Figur gar nicht an dem Modell selbst, sondern am grotesken Schatten. Seine Charaktere sind eigentlich immer nur eine Summe von Merkmalen, aber von so scharfgeschnittenen, daß sie restlos in einander passen und ein Bild vortrefflich in Mosaik zusammensetzen. Und darum wirken sie eigentlich immer nur äußerlich, sinnfällig, sie erzeugen eine intensive Erinnerung des Auges, eine nur vage des Gefühles. Rufen wir in uns eine Figur Balzacs oder Dostojewskijs beim Namen auf, den Père Goriot oder Raskolnikow, so antwortet ein Gefühl, die Erinnerung an eine Hingebung, eine Verzweiflung, ein Chaos der Leidenschaft. Sagen wir uns Pickwick, so taucht ein Bild auf, ein jovialer Herr mit reichlichem Embonpoint und goldenen Knöpfen auf der Weste. Hier spüren wir es: an die Figuren Dickens' denkt man wie an gemalte Bilder, an die Dostojewskijs und Balzacs wie an Musik. Denn Diese schaffen intuitiv, Dickens nur reproduktiv, Jene mit dem geistigen, Dickens mit dem körperlichen Auge. Er faßt die Seele nicht dort, wo sie geisterhaft, nur von den siebenfach glühenden Licht der visionären Beschwörung bezwungen, aus der Nacht des Unbewußten steigt, er lauert dem unkörperlichen Fluidum auf, dort, wo es einen Niederschlag im Wirklichen hat, er hascht die tausend Wirkungen des Seelischen auf das Körperliche; aber dort übersieht er keine. Seine Phantasie ist eigentlich nur Blick und reicht darum nur aus für die Gefühle und Gestalten der mittleren Sphäre, die im Irdischen wohnen; seine Menschen sind nur plastisch in den ge-

mäßigten Temperaturen der normalen Gefühle; in den Hitzegraden der Leidenschaft zerschmelzen sie wie Wachsbilder in Sentimentalität oder sie erstarren im Haß und werden brüchig. Dickens gelingen nur geradlinige Naturen, nicht jene ungleich interessanteren, in denen die hundertfachen Uebergänge vom Guten zum Bösen, vom Gott zum Thier fließend sind. Seine Menschen sind immer eindeutig, entweder vortrefflich als Helden oder niederträchtig als Schurken, sie sind prädestinirte Naturen, mit einem Heiligenschein oder dem Brandmal über der Stirn. Zwischen good und wicked, zwischen dem Gefühlvollen und dem Gefühllosen pendelt seine Welt. Darüber hinaus, in die Welt der geheimnißvollen Zusammenhänge, der mystischen Verkettungen, weiß seine Methode keinen Pfad. Das Grandiose läßt sich nicht greifen, das Heroische nicht erlernen. Es ist der Ruhm und die Tragik dieses Dichters, immer in einer Mitte geblieben zu sein zwischen Genie und Tradition, dem Unerhörten und dem Banalen: in den geregelten Bahnen der irdischen Welt, im Lieblichen und im Ergreifenden, im Behaglichen und Bürgerlichen.

Aber dieser Ruhm genügte ihm nicht: der Idylliker sehnte sich nach Tragik. Immer wieder hat er zur Tragoedie emporgestrebt: und immer kam er nur zum Melodram. Hier war seine Grenze. Diese Versuche sind unerfreulich: mögen in England die „Geschichte der beiden Städte“, „Bleak House“ für hohe Schöpfungen gelten: für unser Gefühl sind sie verloren, weil ihre große Geste eine erzwungene ist. Die Anstrengung zum Tragischen ist in ihnen wirklich bewunderswerth: in diesen Romanen thürmt Dickens Konspirationen, wölbt große Katastrophen wie Felsblöcke über den Häuptern seiner Helden, er beschwört den Schauer der Regennächte, den Volksaufstand und die Revolutionen, entfesselt den ganzen Apparat des Grauens und Entsetzens. Aber der erhabene Schauer stellt sich nie ein, es wird nur ein Gruseln, der rein körperliche Reflex des Entsetzens und nicht der Schauer der Seele. Die tiefen Erschütterungen, die gewitterhaften Wirkungen, die vor Angst das Herz sehnsüchtig stöhnen lassen nach der Entladung im Blitz, brechen nie mehr aus seinen Büchern. Dickens thürmt Gefahr über Gefahren, aber man fürchtet sie nicht. Bei Dostojewskij starren manchmal plötzlich Abgründe, man jappt nach Luft, wie man dieses Dunkel, diesen namenlosen Abgrund in der eigenen Brust aufgerissen fühlt; man fühlt den Boden unter den Füßen schwinden, spürt einen jähen Schwindel, einen feurigen, aber süßen Schwindel, möchte gern nieder, niederstürzen: und schauert doch zugleich vor diesem Gefühl, wo Lust und Schmerz zu so ungeheuren Hitzegraden weißgeglüht sind, daß man sie von einander nicht scheiden kann. Auch bei Dickens sind solche Abgründe. Er reißt sie auf, füllt sie mit Schwärze, zeigt ihre ganze Gefahr; aber man schauert nicht, man hat nicht den süßen Schwindel des geistigen Niederstürzens, der vielleicht der höchste Reiz künstlerischen Genießens ist. Man fühlt sich bei ihm immer irgendwie sicher, als hielte man ein Geländer; denn man weiß: er läßt Einen nicht niederstürzen; man weiß: der Held wird nicht untergehen; die beiden Engel, die mit weißen Flügeln durch die Welt dieses englischen Dichters schweben, Mitleid oder Gerechtigkeit, werden ihn schon unbeschädigt über alle Schründe und Abgründe tragen. Dickens fehlt die Brutalität, der Muth zur wirklichen Tragik. Er ist nicht heroisch, sondern sentimental. Tragik ist Wille zum Trotz, Sentimentalität Sehnsucht nach der Thräne. Zu der thränenlosen, wortlosen, letzten Gewalt des verzweifelten Schmerzes ist Dickens nie gelangt: sanfte Rührung (etwa der Tod Doras im Copperfield), ist

das äußerste ernste Gefühl, das er vollendet darzustellen vermag. Holt er zum wirklich wuchtigen Schwung aus, so fällt ihm immer das Mitleid in den Arm. Immer glättet das (oft ranzige) Oel des Mitleids den heraufbeschworenen Sturm der Elemente; die sentimentale Tradition des englischen Romans überwindet den Willen zum Gewaltigen. Denn in England soll das Geschehen eines Romans eigentlich nur die Illustration der landläufigen moralischen Maximen sein; durch die Melodie des Schicksals werkelts immer als Unterton: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit!" Das Finale muß eine Apokalypse sein, ein Weltgericht; die Guten steigen nach oben, die Bösen werden bestraft. Auch Dickens hat leider diese Gerechtigkeit in seine Romane übernommen; seine Schurken ertrinken, ermorden einander, die Hochmüthigen und Reichen machen Bankerot und die Helden sitzen warm in der Wolle. Diese echt englische Hypertrophie des moralischen Sinnes hat alle Ansätze zur tragischen Kunst unterbunden. Denn die Weltanschauung dieser Werke, der eingebaute Kreisel, der ihre Stabilität aufrechterhält, ist nicht die Gerechtigkeit des freien Künstlers mehr, sondern die eines anglikanischen Bürgers. Dickens censirt die Gefühle, statt sie frei wirken zu lassen: er gestattet nicht, wie Balzac, ihr elementares Ueberschäumen, sondern lenkt sie durch Dämme und Gruben in Kanäle, wo sie die Mühlen der bürgerlichen Moral drehen. Der Prediger, der Reverend, der common-sense-Philosoph, der Schulmeister: Alle sitzen sie unsichtbar mit ihm in der Werkstatt des Künstlers und mengen sich ein; sie verleiten ihn, den ernsten Roman, statt eines demüthigen Nachbildes der freien Wirklichkeiten, ein Vorbild und eine Warnung für junge Leute sein zu lassen. Freilich, belohnt ward die gute Gesinnung: als Dickens starb, wußte der Bischof von Winchester an seinem Werk zu rühmen, man könne es beruhigt jedem Kind in die Hände geben; aber gerade Dies, daß es das Leben nicht in seinen Wirklichkeiten zeigt, sondern so, wie man es Kindern darstellen will, schmälert seine überzeugende Kraft. Für uns strotzt und protzt es zu sehr mit Sittlichkeit. Um Held bei Dickens zu werden, muß man ein Tugendausbund sein, ein puritanisches Ideal. Bei Fielding und Smollet, die ja doch auch Engländer waren, allerdings Kinder eines sinnenfreudigeren Jahrhunderts, schadet es dem Helden absolut nicht, wenn er einmal bei einem Raufhandel seinem Gegenüber die Nase eintreibt oder wenn er trotz aller hitzigen Liebe zu seiner adeligen Dame einmal mit ihrer Zofe im Bett schläft. Bei Dickens erlauben sich nicht einmal die Wüstlinge solche Abscheulichkeiten. Selbst seine ausschweifenden Menschen sind entsetzlich harmlos, ihre Vergnügungen noch immer so, daß sie eine ältliche spinster ohne Erröthen verfolgen kann. Da ist Dick Swiveller, der Libertin. Wo steckt denn eigentlich seine Libertinage? Mein Gott: er trinkt vier Glas Ale statt zweier, zahlt seine Rechnungen unregelmäßig, bummelt ein Wenig. Das ist Alles. Und zum Schluß macht er im rechten Augenblick eine Erbschaft (eine bescheidene natürlich) und heirathet höchst anständig das Mädchen, das ihm auf die Bahn der Tugend half. Wahrhaft unmoralisch sind bei Dickens nicht einmal die Schurken; selbst sie haben, trotz allen bösen Instinkten, blasses Blut. Diese englische Lüge der Unsinnlichkeit sitzt als Brand in seinem Werk; die schieläugige Hypokrisie, die übersieht, was sie nicht sehen will, wendet Dickens den spürenden Blick von den Wirklichkeiten. Wie ein Vampyr saugt diese Verlogenheit der englischen Moral seinen Büchern das Blut aus den so strotzenden Adern, zerstört als Knochenfraß ihren stolz aufrechten Gang. Das England der Königin Viktoria

hat Dickens verhindert, den großen tragischen Roman zu schreiben, der seine innerste Sehnsucht war. Und es hätte ihn ganz niedergezogen in seine eigene satte Mediokrität, hätte ihn ganz mit den klemmenden Armen der Beliebtheit zum Anwalt ihrer sexuellen Verlogenheit gemacht, wäre dem Künstler nicht eine Welt frei gewesen, in die seine schöpferische Sehnsucht hätte flüchten können, hätte er nicht jene silberne Schwinge besessen, die ihn stolz über die dumpfen Bezirke dieser Zweckmäßigkeiten hob: seinen seligen und fast unirdischen Humor.

Diese eine selige, halkyonisch freie Welt, in die der Nebel Englands nicht niederhängt, ist das Land der Kindheit. Die englische Lüge verschneidet die Sinnlichkeit in den Menschen und zwingt den Erwachsenen in ihre Gewalt; die Kinder aber leben noch paradiesisch unbekümmert ihr Fühlen aus, sie sind ja noch nicht Engländer, sondern nur kleine, helle Menschenblüthen, in ihre bunte Welt schattet noch nicht der englische Nebelrauch der Hypokrisie. Und hier, wo Dickens frei, unbehindert von seinem englischen Bourgeoisgewissen, schalten durfte, hat er Unsterbliches geleistet. Die Jahre der Kindheit in seinen Romanen sind einzig schön; nie werden, glaube ich, in der Weltliteratur diese Gestalten vergehen, diese heiteren und ernsten Episoden der Frühzeit. Wer wird je die Odyssee der kleinen Nell vergessen können, wie sie mit ihrem greisen Großvater aus dem Rauch und Düster der großen Städte hinauszieht ins erwachende Grün der Felder, harmlos und sanft, dies engelhafte Lächeln selig über alle Fährlichkeiten und Gefahren hinrettend bis ins Verscheiden? Das ist rührend in einem Sinn, der über alle Sentimentalität hinausreicht zum echtesten, lebendigsten Menschengefühl. Da ist Traddles, der fette Junge, in seinen geblähten Pumphosen, der den Schmerz über die erhaltenen Prügel im Zeichnen von Skeletten vergißt, Kit, der Treuste der Treuen, der kleine Nickelby und dann dieser Eine, der immer wiederkehrt, dieser hübsche, „sehr kleine und nicht eben zu freundlich behandelte Junge", der Charles Dickens selbst ist. Dieser Dichter hat seine eigene Kinderlust, sein eigenes Kinderleid wie kein zweiter unsterblich gemacht. Immer und immer wieder hat er von diesem gedemüthigten, verlassenen, verschreckten, träumerischen Knaben erzählt, den die Eltern verwaisen ließen; und hier ist sein Pathos wirklich thränennah geworden, seine sonore Stimme voll und tönend wie Glockenklang. Unvergeßlich ist dieser Kinderreigen in Dickens' Romanen. Hier durchdringt sich Lachen und Weinen, Erhabenes und Lächerliches zu einem einzigen Regenbogenglanz, das Sentimentale und das Sublime, das Tragische und das Komische, Wahrheit und Dichtung versöhnen sich in ein Neues und noch nie Gewesenes. Hier überwindet er das Englische, das Irdische; hier ist Dickens ohne Einschränkung groß und unvergleichlich. Wollte man ihm ein Denkmal setzen, so müßte marmorn dieser Kinderreigen seine eherne Gestalt umringen als den Beschützer, den Vater und Bruder. Denn sie hat er wahrhaft als die reinste Form menschlichen Wesens geliebt. Wollte er Menschen sympathisch machen, so ließ er sie kindlich sein. Um der Kinder willen hat er Die sogar geliebt, die schon nicht mehr kindlich, sondern kindisch waren, die Schwachsinnigen und geistig Gestörten. In allen seinen Romanen ist einer dieser sanften Irren, deren arme verlorene Sinne weit oben wie weiße Vögel wandern über der Welt der Sorgen und Klagen, denen das Leben nicht ein Problem, eine Mühe und

Aufgabe ist, sondern nur ein seliges, ganz unverständliches, aber schönes Spiel. Es ist rührend, zu sehen, wie er diese Menschen schildert. Er faßt sie sorgsam an wie Kranke, legte viel Güte um ihr Haupt wie einen Heiligenschein. Selige sind sie ihm, weil sie ewig im Paradies der Kindheit geblieben sind. Denn die Kindheit ist das Paradies in Dickens' Werken. Wenn ich einen Roman von Dickens lese, habe ich immer eine wehmüthige Angst, sobald die Kinder heranwachsen; denn ich weiß: nun geht das Süßeste, das Unwiederbringliche verloren, nun mischt sich bald das Poetische mit dem Konventionellen, die reine Wahrheit mit der englischen Lüge. Und er selbst scheint dieses Gefühl im Innersten zu theilen. Denn nur ungern giebt er seine Lieblinghelden an das Leben. Er begleitet sie bis ins Alter hinein, wo sie banal werden, Krämer und Kärrner des Lebens, er nimmt Abschied von ihnen, wenn er sie emporgeführt hat bis an die Kirchenthür der Ehe, durch alle Fährnisse in den spiegelglatten Hafen der bequemen Existenz. Und das eine Kind, das ihm das liebste war in der bunten Reihe, die kleine Nell, in der er die Erinnerung an eine ihm sehr theure Frühverstorbene verewigt hatte, sie ließ er gar nicht in die rauhe Welt der Enttäuschungen, die Welt der Lüge. Sie ließ er für immer im Paradies der Kindheit, schloß ihr vorzeitig die blauen sanften Augen, ließ sie ahnunglos übergleiten von der Helle der Kindheit in die Dunkelheit des Todes. Sie war ihm zu lieb für die wirkliche Welt.

Denn diese Welt ist bei Dickens, ich sagte es ja schon, eine bürgerlich bescheidene, ein müdes, sattes England, ein enger Ausschnitt der ungeheuren Möglichkeiten des Lebens. Eine solche arme Welt konnte nur reich werden durch ein großes Gefühl. Balzac hat den Bourgeois gewaltig gemacht durch seinen Haß, Dostojewskij durch seine Heilandliebe. Und auch Dickens, der Künstler, erlöst diese Menschen von ihrer lastenden Erdschwere: durch seinen Humor. Er betrachtet seine kleinbürgerliche Welt nicht mit objektiver Wichtigkeit, er stimmt nicht jenen Hymnus der braven Leute, der alleinseligmachenden Tüchtigkeit und Nüchternheit an, der jetzt die meisten unserer deutschen Heimathkunstromane so widerlich macht. Sondern er zwinkert seinen Leuten gutmüthig und doch lustig zu, er macht sie, wie Gottfried Keller und Wilhelm Raabe, ein ganz klein Wenig lächerlich in ihren liliputanischen Sorgen. Aber lächerlich in einem freundlichen, gutmüthigen Sinn, so daß man sie für alle Schnurren und Skurrilitäten nur noch lieber hat. Wie ein Sonnenblick liegt der Humor über seinen Büchern, macht ihre bescheidene Landschaft plötzlich heiter und unendlich lieblich, voll von tausend entzückenden Wundern; an dieser guten, wärmenden Flamme wird Alles lebendiger und wahrscheinlicher, selbst die falschen Thränen flimmern wie Diamanten, die kleinen Leidenschaften flammen wie wirklicher Brand. Der Humor hebt sein Werk über die Zeit hinaus in alle Zeiten. Er erlöst es von der Langeweile alles Englischen. Dickens überwindet die Lüge durch sein Lächeln. Wie Ariel schwebt dieser Humor geisternd durch die Luft seiner Bücher, füllt sie an mit heimlicher Musik, reißt sie in einen Tanzwirbel, eine große Freudigkeit des Lebens. Allgegenwärtig ist er. Selbst aus dem Schacht der finstersten Verwirrungen funkelt er auf wie ein Bergmannslicht; er löst die überstraffen Spannungen, er mildert das allzu Sentimentale durch den Unterton der Ironie, das Uebertriebene durch seinen Schatten, das Groteske, er ist das Versöhnende, das Ausgleichende, das Unvergängliche in seinem Werk. Er ist (wie Alles bei Dickens) natürlich englisch, ein echt englischer Humor. Auch ihm fehlt

es an Sinnlichkeit, er vergißt sich nicht, betrinkt sich nicht an seiner eigenen Laune und wird ausschweifend. Er bleibt in seinem Ueberschwang noch gemessen, gröhlt nicht und rülpst auch nicht wie Rabelais, überpurzelt sich nicht wie bei Cervantes vor tollem Entzücken oder springt kopfüber ins Unmögliche wie der amerikanische. Er bleibt immer aufrecht und kühl. Dickens lächelt, wie alle Engländer, nur mit dem Mund, nicht mit dem ganzen Körper. Seine Heiterkeit verbrennt sich nicht selbst, sie funkelt nur und zersplittert ihr Licht in die Adern der Menschen hinein, flackert mit tausend kleinen Flammen, geistert und irrlichtert neckisch ein entzückender Schelm, mitten in den Wirklichkeiten. Auch sein Humor ist (denn es ist das Schicksal Dickens', immer eine Mitte darzustellen) ein Ausgleich zwischen der Trunkenheit des Gefühles, der wilden Laune und der kalt lächelnden Ironie. Sein Humor ist unvergleichlich dem der anderen großen Engländer. Er hat nichts von der zerfasernden, beizenden Ironie Sternes, nichts von der breitstapfigen, launigen Landedelmannsheiterkeit Fieldings; er ätzt nicht wie Thakeray schmerzhaft in den Menschen hinein, er thut nur wohl und nie weh, spielt wie Sonnenkringel ihnen lustig um Haupt und Hände. Er will nicht moralisch sein und nicht satirisch, nicht unter der Narrenkappe irgendeinen feierlichen Ernst verstecken. Er will überhaupt nicht und nichts. Er ist. Seine Existenz ist absichtlos und selbstverständlich; der Schalk steckt schon in jener merkwürdigen Augenstellung Dickens', verschnörkelt und übertreibt dort die Gestalten, giebt ihnen jene ergötzlichen Proportionen und komischen Verrenkungen, die dann das Entzücken von Millionen wurden. Alles tritt in diesen Kreis von Licht, sie leuchten wie von innen heraus; selbst die Gauner und Schurken haben ihren Glorienschein von Humor; die ganze Welt scheint irgendwie lächeln zu müssen, wenn Dickens sie betrachtet. Alles glänzt und wirbelt, die Sonnensehnsucht eines nebligen Landes scheint für immer erlöst. Die Sprache schlägt Purzelbäume, die Sätze quirlen in einander, springen weg, spielen Verstecken mit ihrem Sinn, werfen einer dem anderen Fragen zu, necken sich, führen sich in die Irre, eine Launigkeit beflügelt sie zum Tanz. Unerschütterlich ist dieser Humor. Er ist schmackhaft ohne das Salz der Sexualität, das ihm ja die englische Küche versagte; er ließ sich nicht verwirren dadurch, daß hinter dem Dichter der Drucker hetzte; denn selbst im Fieber, in Noth und Aerger konnte Dickens nicht anders als heiter schreiben. Sein Humor ist unwiderstehlich, er saß fest in diesem herrlich scharfen Auge und verlosch erst mit seinem Licht. Nichts Irdisches vermochte ihm Etwas anzuhaben; und auch der Zeit wird es kaum gelingen. Denn ich kann mir nicht Menschen denken, die Novellen wie das Heimchen am Herd nicht lieben würden, die der Heiterkeit wehren könnten bei manchen Episoden dieser Bücher. Die seelischen Bedürfnisse mögen sich wandeln wie die literarischen. Aber so lange man Sehnsucht nach Heiterkeit haben wird, in den Augenblicken jener Behaglichkeiten, wo der Lebenswille ruht und nur das Gefühl des Lebens sanft seine Wellen in Einem rührt, wo man sich nach nichts so sehnt wie nach irgendeiner arglosen melodischen Erregung des Herzens, wird man in England und überall nach diesen Büchern greifen.

Das ist das Große, das Unvergängliche in diesem irdischen, allzu irdischen Werk: es hat Sonne in sich, es strahlt und wärmt. Man soll die großen Kunstwerke nicht allein nach ihrer Intensität fragen, nicht nur nach dem Menschen, der hinter ihnen stand, sondern auch nach ihrer Extensität, der Wirkung auf die Menschen. Und von Dickens wird man wie von Keinem in unserem Jahr-

hundert sagen können, er habe die Freudigkeit der Welt gemehrt. Millionen Augen haben bei seinen Büchern in Thränen gefunkelt; Tausenden, denen das Lachen verblüht oder verschüttet war, hat er es neu in die Brust gepflanzt: weit über das Literarische hinaus ging seine Wirkung. Reiche Leute besannen sich und machten Stiftungen, als sie von den Brüdern Cheereby lasen; Hartherzige wurden gerührt, die Kinder bekamen (es ist verbürgt), als Oliver Twist erschien, mehr Almosen auf den Straßen; die Regirung verbesserte die Armenhäuser und kontrolirte die Privatschulen. Das Mitleid und Wohlwollen in England ist stärker geworden durch Dickens, das Schicksal von vielen und vielen Armen und Unglücklichen gelindert. Ich weiß: solche außerordentliche Wirkungen haben nichts zu thun mit der ästhetischen Werthung eines Kunstwerkes. Aber sie sind wichtig, weil sie zeigen, daß jedes ganz große Werk über die Welt der Phantasie hinaus, wo ja jeder schaffende Wille zauberhaft frei schweifen kann, auch in der realen Welt Wandlungen hervorbringt. Wandlungen im Wesentlichen, im Sichtbaren und dann in der Temperatur des Gefühlsempfindens. Dickens hat (im Gegensatz zu den Dichtern, die für sich selbst um Mitleid und Zuspruch bitten) die Heiterkeit und Lust seiner Zeit gemehrt, ihren Blutkreislauf befördert. Die Welt ist heller geworden seit dem Tag, da der junge Stenograph des Parlaments zur Feder griff, um von Menschen und Schicksalen zu schreiben. Er hat seiner Zeit die Freude gerettet und den späteren Generationen die Freude jenes „merry old England", des England zwischen den napoleonischen Kriegen und dem Imperialismus.

Nach vielen Jahren wird man noch zurückschauen nach dieser dann schon altväterischen Welt mit ihren seltsamen, verlorenen Berufen, die längst im Mörser des Industrialismus zerpulvert sein werden, wird sich vielleicht hineinsehnen in dies Leben, das arglos war, voll von einfachen, stillen Heiterkeiten. Dickens hat dichterisch die Idylle Englands geschaffen: Das ist sein Werk. Achten wir dieses Leise, das Zufriedene nicht zu gering gegenüber dem Gewaltigen: auch die Idylle ist ein Ewiges, eine uralte Wiederkehr. Das Georgikon oder Bukolikon, das Gedicht des fliehenden, vom Schauer des Begehrens ausruhenden Menschen ist hier erneut, wie es immer im Umschwung der Generationen wieder sich erneuen wird. Es kommt, um wieder zu vergehen, die Athempause zwischen den Erregungen, das Kraftgewinnen vor oder nach der Anstrengung, die Sekunde der Zufriedenheit im rastlos hämmernden Herzen. Andere schaffen die Gewalt, Andere die Stille. Charles Dickens hat einen Augenblick der Stille in der Welt zum Gedicht gefügt. Heute ist das Leben wieder lauter, die Maschinen dröhnen, die Zeit saust in ihrem rascheren Umschwung mit; die ganze Welt scheint zu fiebern in Anstrengung und Ekstase. Aber die Idylle ist unsterblich, weil sie Lebensfreude ist; sie kehrt wieder wie der blaue Himmel hinter den Wettern, die ewige Heiterkeit des Lebens nach allen Krisen und Erschütterungen der Seele. Und so wird auch Dickens immer wieder aus seiner Vergessenheit zurückkehren, wenn Menschen der Fröhlichkeit bedürftig sind und, ermattet von den tragischen Anspannungen der Leidenschaft, auch aus den leiseren Dingen die geisterhafte Musik des Dichterischen wieder vernehmen wollen.

Wien. Stefan Zweig.

Die kleine Stadt.

Brief an Fräulein Lucia Dora Frost.

Verehrte gnädige Frau, Ihr (am zweiundzwanzigsten Januar hier veröffentlichter) Aufsatz gehört ohne Zweifel zum Scharfsichtigsten und Radikalsten, was sich über mein Buch sagen läßt. Ihr Blick folgt nicht allen Verzweigungen meines Baumes; aber er legt seine Wurzeln bloß.

Sie haben Recht: was ich aufsuchte in meiner „Kleinen Stadt", waren die Wirkungen des Enthusiasmus, war die „Steigerung an fremder Schönheit und Größe", wie Sie sagen. Ein Volk, das sich ihr hingiebt, das einer unrealistischen Idee Eingang gewährt, unterliegt Mißverständnissen, wir wissen es; es wird lächerlich. Aber wird es nur lächerlich? Bei seiner großen Anstrengung, Ideen festzuhalten, für die es nicht organisirt ist, setzt das Volksgehirn Alles in Bewegung: Fäuste, Kehlen, Beine; so entsteht Unsinn, Roheit, Zerrüttung. Dennoch enthält nun dieser vom Sturm gepeitschte Acker ein Korn des Gedankens, das nicht vergehen wird. Begeisterungen führen (o, auf Umwegen, durch Ernüchterung und Erschlaffung, durch wilden Widerstand des Thieres im Menschen) zur Vergeistigung.

Meine Schwierigkeit war, daß ich diesen Vorgang von hundert Jahren in wenige Tage zu drängen hatte. Die niedrigste Form des Menschenthums mußte zusammenprallen mit seiner höchsten (wie es vielleicht 1791 und 92 wirklich geschehen ist), und zwar in Jedem aus der Masse, in ihr selbst und in ihren Führern. Wenn ich auf Etwas in diesem Buch stolz bin, so darauf, daß der Advokat Belotti, lächerlich, wie er ist, seine tragische Stunde erlebt; daß er nicht aufhört, ein Kirchthurmpolitiker zu sein, während in ihm Etwas wie die Verkürzung eines großen Mannes entsteht.

Sehen Sie: die achtundvierziger Demokraten und ihre ahnunglose Sonnigkeit erleiden die ganze Geringschätzung des Modernen; meinetwegen mit Recht, denn der Moderne hat die thierische Seite des Menschen sehen gelernt. Seine Enttäuschung, sein Klasseninteresse und seine Angst, was Alles er durch Wissenschaftlichkeit rechtfertigt, nähren in ihm diesen selbstbewußten Pessimismus, den er für sehr tief hält. Er ist aber nicht tief genug: denn er rechnet nicht mit den Wirkungen des Enthusiasmus, nicht mit der geistigen Förderung durch ein noch so mißverstandenes und unerreichbares Ideal. Die Unwissenschaftlichkeit des Contrat Social zu beweisen, ist das neunzehnte Jahrhundert nicht müde geworden; was es nicht würdigen konnte, ist die Befruchtung und die Beflügelung der Wirklichkeit durch diesen Traum eines Romanciers. Schlechten Schnaps, nach dessen Genuß der Säufer Alles zerschlage, nennt ihn Taine. Aber da es Regimenter Friedrichs des Großen waren, die er bei Valmy zerschlug, scheint der Vergleich nicht zu stimmen; und da seitdem im Lande des

Contrat Social ein Volk von immer menschlicherer Art in vielen Anläufen ein jedesmal weniger verzerrtes Bild der Freiheit und Gerechtigkeit aufgestellt hat, auf der Grundlage des Traumes vom Contrat Social, mit keiner anderen Begründung: sollten wir nicht endlich weniger fest auf die Hoffnunglosigkeit der Massen und des Menschengeschlechtes pochen? Können Sie, gnädige Frau, Geister und Werke, die auf sie pochen, noch ertragen? Können Sie die Revolution von Taine, diese Hochburg der bourgeoisen Menschenfeindlichkeit, noch ohne Ungeduld lesen? Die Erbitterung, die ich selbst dabei spüre, sagt mir, daß die Empfindungform eines halben Jahrhunderts reif ist, abgethan und durch eine neue ersetzt zu werden. Wir wollen glauben: an die Zunahme der Menschlichkeit glauben, trotz unserem Wissen vom Menschen, an die Zukunft des Volkes, trotz seiner Vergangenheit. Wir wollen uns nicht über das Thierische weglügen; nur wollen wir auch mit den guten Stunden der Geschichte rechnen, in denen das Thier, von einem Funken des Geistes getroffen, wie in dunkler Ahnung vom Menschen, der es werden soll, den Kopf ein Wenig höher vom Boden aufhebt. Ist Das zu viel? Ich spreche nur von einem lächerlichen kleinen Advokaten, der aus Liebe zu seiner lächerlichen kleinen Stadt eine Art Held wird. Ich spreche nur von einem kleinen Volk, das, voll aller Laster und Niedrigkeit, dennoch in einem Augenblick der Liebe, verbrüdert auf seinem staubigen Stadtplatz, einen unwiderruflichen Schritt aufwärts thut, zur Größe.

Nizza. Heinrich Mann.

Kunstseuche.*)

I. Das Chaos.

Motto:
Du mußt es dreimal sagen ....
(Mephistopheles)

Man muß es aber mehr als dreimal, immer wieder muß mans sagen: Die Industrie hat die Kultur erwürgt. Den „Fortschritt" vom Schuster zum Schuhfabrikanten hat die Menschheit mit der Verschlechterung des Schuhwerks theuer am eigenen Leibe bezahlt. Und so tritt allüberall an die Stelle tüchtiger persönlicher Leistung das anonyme Produkt des „Herstellungprozesses". Das schändlichste Kapitel in dieser Epopöe des Jahrhundertjammers heißt: Kunstindustrie. Hohn schon im Namen, der seiner selbst spottet. Und das Werk? Eine traurige Parodie seliger Zeiten, da Kunst, größte Kunst, alltäglich war. Kunst in Masse für die Masse! Eine Sintfluth nur vermöchte dem Unheil abzuhelfen. Denn hier kann keine noch so künstlerische Erziehung sichs zutrauen, auch nur Wandel zu schaffen. Die

*) Ein Bruchstück aus dem (gar nicht pedantischen) Buch „Vom Geschmack; zeitgemäße Laienpredigten über das Thema Kultur", das der Schöpfer des beliebten Herrn von Balthesser bei Georg Müller in München erscheinen läßt.

Besseren wissens ja und gebens den Besseren weiter. Wer aber rettet sie selbst vor den Leiden der Mitbürgerschaft, des Zeitgenossenthums? Die Kunstindustrie, verstößt man sie mit einem Fußtritt aus seinem Heim, drängt sich Einem gleich vor der Thür wieder auf. Sie grassirt ja überall. Denkmäler (wir hinterlassen die Schande kommenden Geschlechtern!) und Portale, Kandelaber und Plakate, Schaufenster, Markthallen, Theater und Speisehäuser, Parlaments- und Vereins-Gebäude, Vortragsäle, Arbeiterheime: Alles speit Dir grinsend Kunst entgegen. Das Bedürfniß nach diesem ordinären Firlefanz der Säulen, Masken, Urnen und Köpfe, Glas-, Wand- und Holzbesudelung, der Arabesken, Quasten, Zacken, Knäufe, der Friese, Reliefs und Bekrönungen ist zur unantastbaren Konvention geworden. Wie man jetzt löblicher, aber wohl vergeblicher Weise versucht, dem Schundroman den braven Wechselbalg gesunder Volkslecture heimlich-wohlthätig unterzuschieben, so hat ein emsiges Geschlecht von sehnsüchtigen und humanen Künstlern sich längst bemüht, jenem Bedürfniß, zunächst unerkannt, durch echte Gabe leise (und nachgerade etwas lauter schon) entgegenzukommen. Umsonst. Ich habe jüngst ein Tapetenmusterbuch einer ersten wiener Firma durchgeblättert. Entsetzlich! Unter den Hunderten von Vorlagen habe ich eine einzige geschmackvolle, in Ton und Stimmung gefällige gefunden. Die Industrie schafft den Unrath, darin die bürgerliche Welt behaglich sinnlos weiterwatet. Sie „adaptirt“ eine „neue“ Nummer: Das ist Alles. Und was sie an Anregungen übernimmt, wird ihr bald ähnlich: gemein. Man denke nur (eine Gänsehaut!) an die „Galanteriewaaren“. (Ein Athener, auferstanden, vor dem Schaufenster einer Galanteriewaarenhandlung oder eines Bazarausverkaufs!)

Tritt in irgendein Haus. Sieh Dich um. Im Treppenraum beginnts. „Kunst“ bedroht Dich sofort. Klinken, Geländer, Fenster, Lampen, der Aufzugkasten, Thüraufsätze, Briefkästchen, Visitenkartenräumchen: Alles miaut und gröhlt Kunst. Und innerhalb der Wohnungen: wie wird Dir vor diesem ekeln Kunstaussatz? Tapeten, Vorhänge, Tischdecken, Teppiche, Geschirr, Polster, Vasen, die Möbel selbst, jedwedes, das kleinste Geräth: es wimmelt von getriebenen und geätzten, gewebten und gedruckten, geklebten und genagelten Zierrathen. Versuche, nur in einer Niederlage elektrischer Beleuchtungskörper eine Anzahl glatter, bescheidener Stücke aufzutreiben; Dir beim Silberhändler eine vornehm-schlicht wirkende Toilettetischgarnitur vorlegen zu lassen; beim Papierhändler einen einfachen Wandkalender. Du hörst es immer wieder: „Die Dinge werden nicht verlangt.“ Und wiederum beim scheusäligsten Gemächte: „Hier, bitte, wäre etwas ganz Neues: Sezession.“

Der Gasarm im Vorzimmer, das Waschbecken, der Ofen, die Briefwage, der Markenbefeuchter, das Notenpult, der Lampencylinderdeckel: Alles ist von schnöder Kunst verderbt. Ich trete in ein einsames Bergwirthshaus. Was beleidigt sofort mein im heiligen Wald von triefender Großstadthäßlichkeit gereinigtes Auge? Eine bronzirte Gipsgruppe in Relief, ein Oeldruck, eine Renaissance-Hängelampe, ein Zündholzständer „Betendes Kind“, ein zweiter, zugleich Schulvereinssammelbüchse, aus buntlackirtem Blech. Die Kinder aber spielen mit einer Badepuppe aus Celluloid . . .

Setz Dich zu Tisch in einem unserer großen Hotels. Prunkts nicht um Dich von Draperien, Gold und Kristall? Alles halb und falsch und gleißend, zu früher Schäbigkeit verurtheilt.

Und glaubet nicht, daß ich, ein für Wandel und Renaissance, Aufschwung und neue Ziele Blinder, von einer kaum verwundenen Zeit der Plüsch-Prachtalbums, der Gold-, Brokat- und Damastprotzerei einer bauchblähenden Karyathiden-Epoche spreche! Gegenwärtiges schaue ich schaudernd.

Ich sehe nur ein Chaos, kann einen assyrischen Tempel mit harfenschlagenden, wurmartig sich windenden Jungfrauen auf den gekalkten Wänden neben und gegenüber schmutziggelben Zinsmonstren nicht um ein Quentchen geschmackvoller finden. Nur Snobismus wird so im gern tändelnden Publikum gezüchtet; und im Grund ist es artistische Spielerei eines Einzelnen.

Und bei all dem Grausen des Schmuck- und Kunstunfugs zu denken, daß Adalbert Stifter im „Nachsommer" Seiten lang sinnvoll edle Geräthe seiner Zeit, der fünfziger Jahre, beschreibt! Vinetaklänge!

II. Das Ornament.

Wenn sich der nachdenkliche Zeitgenosse, den die heute wuchernde Kultur des Sichtbaren tief verdrießt, ja, traurig macht, ernstlich befragt, woran es liege, daß die Welt, so weit sie Menschenwerk ist, gar so häßlich und peinlich geworden sei, wird ihm, sofern er helle Augen und einige Anlage zur Freude am Schönen besitzt, die Antwort werden: Der böse Feind ist das Ornament.

Wohin man immer blickt, grinst es Einem entgegen: an Beleuchtungskörpern (ein niedliches Wort!), über Portalen, an jeglichem Geräth in öffentlichen und häuslichen Stätten.

Das Ornament ist äußerlich ein Mehr, etwas Ueberflüssiges, innerlich etwas „Zweckloses". Das Schöne hat keinen anderen Zweck als den, schön zu sein. Aber es hat nicht die Absicht, schön zu sein. Es ist schön. Mörike drückt die ewige Wahrheit also aus: „Was aber schön ist, selig ist es in ihm selbst." Das Schöne ist der ins Unendliche variable Ausdruck des Insichselbstgeschlossenen, des Vollkommenen, ein Infinitesimalproblem. Das Schöne lebt nicht nach Regeln, sondern kraft seines (immanenten) Gesetzes. Harmonie ist das Empfänglichen unmittelbar gewisse Wesen des Einheitlichen. Willkür ist mit der Schönheitwirkung unverträglich. Jede schöne Schöpfung von Menschenhand gehorcht unwiderleglichen Geboten ihres mystischen Mittelpunktes.

Zweierlei ergiebt sich aus diesen Variationen eines dem Künstler als Axiom giltigen Themas für das Ornament, den Zierath: der Zierath muß, wenn er seine Bestimmung erreichen will, in sich selbst zusammenhängen; er muß, da er ein Mehr ist, mit seinem Träger zusammenhängen.

Den Zusammenhang „in sich selbst" bedingt die innere Wahrheit des Werkes. Den Zusammenhang mit dem Träger (Gebäude, Geräthe) die ästhetische Gemäßheit. Stil heißt nichts Anderes als Gemäßheit. Der Stil ist keine irgendwo endende Linie: er ist eine in sich beschlossene Kugel, ein Ganzes. Stile gedeihen alle bis zu einer nicht vorher bestimmbaren Peripherie-Grenze. Dann bleiben sie stehen und sterben allsogleich. Wir nennen solche verstorbenen Stile historisch. Man registrirt sie; und der Freund des Entwickelungsganges beschäftigt sich ehrfürchtig mit ihrer Existenz als mit einem Gewesenen.

So lange ein Stil noch nicht tot ist, wandelt sich seine Oberfläche. Der

Organismus wirft sozusagen Häute ab, die erstarren, und lebt, von innen heraus treibend, weiter. Die übereinandergelegten, lückenlos aneinanderschließenden Schichten der (immer runden) Oberfläche bilden die Tradition. Nur aus der Tradition ist die jeweilig herrschende Fläche zu begreifen.

Wir haben heute im Sichtbaren (unserer ganzen Umgebung) Stil neben Willkür. Das ist das Uebel. Da stehen Erzeugnisse vergangener Stilepochen. Es sind ehrwürdige Zeugen. Hier haben wir eminent Zeitgemäßes. Metall, Glas und Stein sind seine Faktoren. Nun aber setzt die Willkur ein und verdirbt den immer wieder zum Ausdruck seiner selbst strebenden Stil des Zeitgemäßen, Wirklichen: man verdirbt das echte Material zum Ornament oder man fälscht das Material zu Zwecken des Ornamentalen.

Sehen wir uns um: Wir finden Aufgeklebtes (Historisches auf Zeitgemäßem) und Nachgeahmtes (Unorganisches). Wir finden vor Allem die beiden teuflischen Brüder: das Surrogat (unechtes Material) und die dekorative Fälschung (echtes Material durch Willkür um die ihm gemäße Wirkung gebracht). Beispiele für das Surrogat sind: die Ledertapete, das Gipsgebälk, die papierne „Glasmalerei“; Beispiele der Fälschung sind das durch Holzstrich verdorbene Holz, die zu Steinornamentik gefälschte Kachel.

Ich biege um eine Straßenecke. Ein Gaskandelaber fällt mir ins Auge. Er ist an der Hauswand befestigt. Ein Arm (Gußeisen), der sich als Ranke geberdet. Daran die Glaskugel, als Tulpe gestaltet. Unten und oben ein blöder Zierath aus dem historischen Formenbuch. Das Ganze eine Scheußlichkeit. Warum macht man Das nicht einfach und schön: eine glatte Stange, daran die glatte Glaskugel, darin die glatte Glasröhre? Ja, warum? Weil man eben am Ornament krankt. Ein Hausirer bringt eine kleine Blechsache ins Haus, einen Selbstanzünder oder wie das Zeug heißt. Eine Blechkappe, die man dem Cylinder des Auerlichtbrenners aufsetzt und die gewisse Funktionen zu erfüllen hat. Wie sieht das Ding aus? Zackig, gesäumt, von einem Bügel in Hieroglyphenform gekrönt, die Flächen bedeckt mit einem gepreßten Muster. Wie gesagt, das Ganze (ein schweres, historisches Ornament, eigentlich zwei, abscheulich gekuppelt) aus dünnstem Blech, ein paar Heller werth. Warum macht man Das nicht glatt? Ja, warum! Ein Ofen ist ein Aufbau aus Kacheln. Eine Kachel ist ein glasirtes Stück Thon. Die Kacheln, einfach aneinandergereiht, von einer Kante oben abgeschlossen, auf einem breiten Unterbau postirt, in weißer Farbe: wie erquickend! Nein; man preßt auf jede Kachel die heute hochmüthig verstummten Zeichen einer Stilsprache, die Renaissance oder Barock heißt, krönt die Unsal mit einem Portalgebälk, stellt womöglich noch eine Figur hinauf oder schraubt einen Zapfen an. Warum? Die Ornamentkrankheit.

Statt dem Unfug zu steuern, „erfinden“ gewissenlose „Künstler“ täglich neue Ornamente, verderben uns jedes brave Möbel durch faden Schnickschnack, vergreifen sich sogar an der Kleidung. (Die Kleidung ist der Mode unterworfen. Heil der Mode! Sie trägt den Keim des Verfalls in sich. Es liegt im Wesen der Moden, daß sie wechseln. Wie gemäß der Kleidung! Man trägt ja Kleider nicht ewig.)

Ob wir noch einmal den Stil unserer Zeit, das Thatsächliche, erleben, ist dem Skeptiker eine Sphinxfrage. Vorläufig patscht die civilisirte Gegenwart, hier wie sonst, lustig im hochaufspritzenden Trüben der Gesinnungträgheit weiter.

Wien. Richard Schaukal.

Sammet.

Sammet: so hieß die Parole, die man in der Damenkonfektion für den Herbst und Winter ausgegeben hatte. Sammet geht für Hutputz, für Besatz, für ganze Kleider; Peluche für Mäntel und Jacken. Sammetbänder haben reichlichen Absatz. In der Herrenkonfektion werden Sammetkragen viel verwendet; Peluchefutter wählte die Mode für Herbst- und Winterüberzieher.

Bei keiner anderen Art von Geweben machen sich die großen Fortschritte in der Technik so bemerkbar wie bei Sammet. Ein mit den neusten Verbesserungen ausgestatteter mechanischer Webstuhl kann jetzt in der Woche in leichteren Qualitäten dreihundert Meter Sammet herstellen, während ein Handweber vom frühen Morgen bis zum späten Abend am Webstuhl sitzen mußte, um es auf acht Meter zu bringen. Zum Sammetweben gehört ein viel größeres Maß von Geschicklichkeit und Erfahrung als zum Weben von Stoff. Arbeiter, die ein tadelloses Stück Sammet herzustellen verstehen, sind selten. Jedes Sammetgewebe zeigt als charakteristisches Merkmal eine Haardecke, auch Flur oder Pohl genannt. Sie besteht aus Tausenden aufrecht stehender Fäden, die von Baumwolle, Wolle oder Seide sein können. Man unterscheidet dann Baumwoll-, Woll- oder Seidensammet. Wie gelingt es nun, diese Millionen kurzer Fäden aufrecht zu erhalten? Bei allen anderen Geweben hat man nur mit zwei verschiedenen Arten von Fäden zu thun, den Ketten- und den Schußfäden. Nur beim Sammet kommt das dritte Fadensystem der Pohl- oder Flurfäden hinzu. Ein Sammetgewebe besteht zunächst aus einem festen Grund, der meist aus Taffet ist. Hat der Handweber drei oder vier Schuß in diesem Grundgewebe gethan, so legt er ein ganz dünnes Messinglineal ein, über das die Flurfäden hinweggehen. Dieses Lineal steht aufrecht und hat in seiner Mitte oben eine Rinne, durch die das Sammetmesser fährt. Die über dem Lineal liegenden Flurfäden werden danach von dem Messer durchgeschnitten; so entsteht die Haardecke oder Flur. Nach weiteren drei Schuß wird wieder eine Ruthe eingelegt; und so gehts weiter. In der Regel arbeitete der Weber so lange, bis er drei Ruthen eingelegt hatte, schnitt dann die hinterste aus und zog sie aus dem Gewebe. Die drei Schuß des Grundgewebes sind nun so fest zusammengeschlagen, daß sie den Flurfaden unten vollständig festhalten. Er kann, wenn er oben durchschnitten wird, nicht nachgeben und bleibt aufrecht stehen.

Diese Art der Herstellung erfordert nicht nur große Uebung sondern auch einen beträchtlichen Zeitaufwand. Im Herbst 1878 kam zuerst ein Schweizer auf die Idee, den Sammet mechanisch herzustellen, wie es schon seit Jahren mit dem Stoff geschah. Um an sein Ziel zu gelangen, gab er das Einlegen von Ruthen ganz auf. Er wandte zwei Grundketten an, eine obere und eine untere, für beide Ketten aber nur einen Flur- oder Pohlfaden. Er webte also zwei Stücke, ein oberes und ein unteres, die durch die gemeinsame Flur fest aneinander hängen. Jetzt galt es nun, diese Flur in der Mitte durchzuschneiden. Zu diesem Zweck wurde links am Webstuhl ein selbstthätiges Messer angebracht. Wenn einige Centimeter Waare fertig sind, schneidet das Messer von links nach rechts den Pohl in der Mitte durch und kehrt dann sofort an seinen Ausgangspunkt zurück. Nach kurzer Ruhe, sobald wieder einige Centimeter Sammet gewebt sind, beginnt es seinen Weg von Neuem. Durch diese Erfindung wurde es möglich, die Produktion auf vier Meter am Tag

zu erhöhen; und da immer zwei Stücke übereinandergewebt wurden, kam man auf acht Meter am Tag oder fünfzig Meter in der Woche. Bis dahin webte man immer nur ein Stück in der Breite. In den folgenden Jahren wurden zunächst zwei Stücke, dann drei nebeneinandergearbeitet, so daß man das dreifache Quantum erreichte. Die letzte, entscheidende Verbesserung, die erst aus allerjüngster Zeit stammt, erlaubt die Einführung von zwei Schießspulen in das Gewebe. Bisher gab es nur eine Schießspule, die abwechselnd in das Ober- und das Unterwerk ging und jedesmal an jedem Stück einige Schuß webte. Jetzt nimmt man für jedes Gewebe einen besonderen Schützen, so daß zugleich am Ober- und am Unterwerk gewebt werden kann. Dadurch ist möglich geworden, die Erzeugung bei einigen leichten Qualitäten auf das Doppelte zu steigern. Heute ist wohl der größere Theil aller Webstühle mit dieser Verbesserung ausgerüstet; immerhin wird es noch einige Jahre dauern, bis sämmtliche Webstühle in der beschriebenen Weise arbeiten können.

Die Webstühle sind meist anderthalb Meter breit; man webt darauf drei Breiten (zu etwa vierzig Centimeter) neben einander und drei Breiten über einander, so daß mit einem Schlag sechs Stück zugleich fertig werden. Eine Weberei von hundert Stühlen (also nur mittleren Umfanges) kann in einer Woche dreißigtausend Meter Sammet liefern. Die 26 krefelder Sammetfabriken mit ihren 2200 mechanischen Webstühlen stellen in der Woche 600 000 Meter glatten Sammet her; bei einer Arbeitzeit von durchschnittlich 9½ Stunden täglich. Vor zwanzig Jahren hätten 2200 Handweber, um eine solche Menge Waare mit ihrem nur ein Stück herstellenden Webstuhl fertig zu bringen, bei täglich zwölf- bis fünfzehnstündiger Arbeitzeit ein ganzes Jahr gebraucht. Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Weber haben sich besonders in dem niederrheinischen Industriegebiet wesentlich gebessert. Ein fleißiger und zuverlässiger Sammetweber verdient heute bei einem 9½ stündigen Arbeitstag 26 bis 28 Mark in der Woche; sehr geschickte bringen es sogar auf 33 Mark. Auffallend ist der große Unterschied im Verdienst zwischen einem Sammet- und einem Stoffweber. Dieser erreicht selbst bei Fleiß und Geschicklichkeit selten mehr als 19 bis 22 Mark für die Woche, also nur drei Viertel oder zwei Drittel des Sammetweberverdienstes. Die Zahl der Stoffweber ist auch viel größer.

Alle Sammetfabriken in Krefeld und Umgegend haben seit einigen Jahren einen einheitlichen Lohntarif. In der Stoffindustrie wird es kaum gelingen, für die Arbeiter der verschiedenen Zweige (Kleider-, Blusen- und Futterstoffe, Gewebe für Mäntel und Jacken, Krawatten-, Schirm- und Besatzstoffe, Stoffband) einen einheitlichen Tarif festzusetzen. Jede Stofffabrik hat ihre besondere Manier, die Gewebe herzustellen, jede braucht anderes Material zu dem selben Artikel. Das sind Punkte, die beim Festsetzen des Wochenlohnes in Betracht kommen.

Interessant ist ein Vergleich der heute für einen Artikel gezahlten Weblöhne mit denen von früher. Besonders fühlbar ist der Unterschied bei glattem Sammet. Im Anfang der achtziger Jahre wurde für glatten Sammet doppelter Breite (2×44 Centimenter) pro Meter drei Mark Weblohn gezahlt; heute erhält man für den selben Preis eine ganz vorzügliche Qualität in 44 Centimeter Breite, das ganze Gewebe fertig zum Gebrauch. Als Lohn werden dafür vielleicht 25 bis 30 Pfennige pro Meter bezahlt. Weniger sind im Verhältniß die Löhne für fassonirte Artikel gesunken. Trotz allen Erfindungen kann der mechanische Webstuhl heute noch nicht alle Sammetarten vortheilhaft herstellen; und diese Thatsache allein schützt einst-

weilen die Zukunft der Handweber. Ich sage ausdrücklich: Vortheilhaft; denn herstellen kann der Kraftstuhl heute jede Art von Gewebe, vom einfachen Sammet bis zum komplizirten Jacquardartikel. Merkwürdiger Weise sind es gerade einige der einfachen Genres, für die man noch des Handwebstuhles bedarf. Zu diesen gehört der sogenannte Frisé oder gezogene Sammet.

Man unterscheidet zwei große Gruppen von Sammet: geschnittenen, bei dem der Pohl aufgeschnitten wird, und gezogenen, bei dem die durch das Weben entstehenden Schleifen aufrecht stehen bleiben. Während der erste glänzt, ist der zweite matt, weil er eben nur aus neben einander gelegten Rippen besteht. Zur Herstellung von Frisé werden noch Handwebstühle auf dem Lande beschäftigt; in der Stadt verbietet es der höhere Lohn. Wie rasch die Zahl der Handwebstühle sich verkleinert, lehrt jeder Vergleich mit früheren Tagen. Im Jahr 1882 waren noch 17 822 Handwebstühle und erst 300 mechanische in Betrieb; heute giebts nur noch 846 Handwebestühle. Webstühle ungefähr 2200. Wie viele „Hände" durch den mechanischen Betrieb erspart werden, kann Jeder leicht ausrechnen.

Nicht nur die Technik der Weberei hat gewaltige Fortschritte gemacht; im selben Maße sind auch die Leistungen der Hilfindustrien (Färbereien, Appreturen, Druckereien, Pressereien) gestiegen. Jetzt ist gepreßter Sammet (velours gaufré) und bedruckter langhaariger Peluche besonders beliebt. Durch die Presse werden dem Sammet die verschiedenartigsten Figuren, geometrische Motive, Blumen, aufgedruckt, und zwar in einer Vollendung, daß man glaubt, durch die Weberei gemusterten Sammet vor sich zu haben. Bei bedrucktem, langhaarigem Peluche kommen oft Imitationen der Felle von wilden und Hausthieren vor. Der Peluche wird zu diesem Zweck erst auf eine Seite gelegt, dann bedruckt und später gebürstet, damit die Pohlfäden wieder in die Höhe kommen. Die Täuschung ist vollkommen: man glaubt manchmal wirklich, ein Thierfell zu sehen. Durch Pressen wird ferner die Haut von Reptilien nachgeahmt, die der Schildkröte, von Schlangen und Eidechsen.

Die Höhe der heutigen Leistungen hat auch Nachtheile gebracht. Der durch die Webmaschine gemusterte Sammet, besonders Velours-Jacquard, nahm in den letzten Jahren immer mehr an Bedeutung ab. Der gepreßte und bedruckte Sammet und Peluche kostet in den meisten Fällen nur die Hälfte des durch die Jacquardmaschine hergestellten. Er ist billig, fällt ins Auge und verdrängt bei dem kaufenden Publikum den reich ausgestatteten, aber theuren Jacquardsammet. Aus Lyon kommt die selbe Klage. Auch dort verringern sich von Jahr zu Jahr die Webstühle mit den reichen, schön gemusterten Qualitäten, die bisher den Stolz der lyoner Industrie bildeten. Leider stehts auf dem Seidenwaaren- und Sammetmarkt in Bezug auf Qualität nicht gut. Bei Sammet nahm man zuerst den Pohl für die besseren und besten Qualitäten aus Seide, für die mittleren und geringeren Qualitäten aus Schappe, einem Produkt, das aus Seidenabfällen hergestellt wird. Heute wird nur noch ein kleiner Theil Seidensammet hergestellt; man nimmt meist Schappe und in jüngster Zeit auch Baumwolle. Durch Verbesserungen in Färberei und Appretur giebt man dem Baumwollsammet solchen Glanz und so gutes Aussehen, daß oft nur der Fachmann ihn von dem aus Schappe hergestellten unterscheiden kann. „Billig": heißt heute die Losung; wer ihr nicht folgt, hat das Nachsehen.

Krefeld. Ludwig Braun.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Februar 1910.

Notizen.

Royalties.

Wie lange wollen Europens Monarchen der traurigen akropolitischen Posse noch thatlos zuschauen? Wie lange dulden, daß der Erwerbssinn eines kleinen, schwächlichen, für ein ruhiges Bürgerdasein geborenen Menschen den letzten Nimbus des Königthumes verbleichen lasse? Wie lange noch verkennen, daß am Piraeus mit der Institution gespielt wird, von deren Gnaden sie leben? Der Hellenenkönig ist längst zum Kinderspott geworden; zu einer in Purpur gekleideten Marionette, deren Drähte die Hand eines derb zugreifenden Soldaten nach Belieben lenkt. Wenn ihm befohlen wird, seine Söhne aus dem Heer zu jagen, muß er gehorchen. Wenn ihm verboten wird, seinen Aeltesten nach Athen kommen zu lassen, muß er diesem beklagenswerthen Kronprinzen Konstantin, dem traurigen, der Dynastie theuren Helden von Larissa, abwinken und ihn, der schon, mit erwachter Hoffnung, unterwegs ist, beschwören, auf den Taunus, nicht auf den Hymettos zu klettern. Meuterer darf er nicht strafen. Wünschen des Heeres oder, wenn sie gerade stärker ist, der Marine die Erfüllung nicht weigern. Keiner hält ihn. Kein Volkstheilchen, kein irgendwie wichtiges Grüppchen deutet an, daß es von seinem Weilen, seinem majestätischen Lungern auf dem Thron für das Land Etwas hofft. Dennoch bleibt er. Nimmt Trotz und Verachtung, Schande und Spottchöre geduldig hin. Bäumt sich nicht einmal unter Peitschenhieben. Wartet, in jämmerlicher Gelassenheit, bis er hinausgeworfen wird. Das will er. Das nur ersehnt noch sein hoher Sinn. Dann erst wird ja die Pension fällig, die ihm von Britanien, Ruß-

land und Frankreich zugesagt ist. Nur der gewaltsam vom Thron Gestoßene hat Anspruch auf die dreihunderttausend Francs Jahresrente; nicht Einer, der freien Willens vom höchsten Sitze stieg. Freien Willens? Nach dem Comment der Könige müßte dieser Georg sich lange schon als hinausgeworfen betrachten. Fällt ihm nicht ein. Noch hat keine Faust eines Zorbas oder Tybald ja nach seinem Kragen gegriffen. Er steht auf seinem Schein; auf dem Schein, der ihm, wenner (mit brechendem Herzen, versteht sich) von der heißgeliebten Hellenenküste scheidet, bis ans Lebensende die Civilversorgung sichert. Ein König? Der würde, ehe er sich in solche Schmach duckte, den letzten Blutstropfen verspritzen; würde für das Wohl des Landes, für das nach seiner Ueberzeugung der Nation Nothwendige fechtend fallen oder von der Verantwortung und von der Macht sich entbürden, deren Pflicht er nicht mehr zu erfüllen vermag. Dieser? Denkt nicht daran, einer Krone zu entsagen, deren Gold immer noch ausmünzbar bleibt. Doch das Skandalum stinkt nachgerade zum Himmel. Da der britischen Alexandra nicht gelungen ist, ihren Eduard für den Bruder Georgios in Bewegung zu bringen und für die von Vernunft, Anstand, Christengefühl gleich laut geforderte Regelung der kretischen Sache zu stimmen, da England die lieben Türken nicht ärgern, auf die Trübung des Sudabaiwassers nicht verzichten will, bietet das klägliche Problemchen nur noch eine Lösung. Aendert, Majestäten, den Kontrakt; gewährt dem Herrn Bruder, dessen Selbstachtungbedürfniß von fast neidenswerther Winzigkeit ist, auch ohne formellen Hinauswurf seine Pension. Dann bleibt Euer Handeln zwar politisch dumm, spart dem monarchischen Gedanken aber die tiefste Erniederung. Dumm ists, vor den türkischen Diktatoren, deren Macht viel geringer noch ist, als die durch zehn Siebe tröpfelnden Nachrichten ahnen lassen, sich willfährig zu bücken. Klugheit, Christenglaube und Achtung des Volkheitrechtes müßten gebieten, den Griechen Kreta zu geben. Die dann am Ende selbst einen Herrn von dem spezifischen Gewicht ihres Kronprinzen Konstantin als Basileus dulden würden. Solls nicht sein, so setzt wenigstens das Königthum von Gottes Gnaden, das Eure Priester am Altar, Eure Mandarinen an üppig beladener Tafel als das hehrste Gut allen Menschenbesitzes, das höchste Heiligthum allen Menschenempfindens verkünden, nicht dem ärgsten Hohn aus. Georg hat abgedankt: nur diese athenische Meldung könnte in Europa den Royalisten echten Schlages noch freuen. Giebts keinen Verein zur Wahrung monarchischer Standesinteressen?

Der hätte wohl auch Herrn Peter Kargeorgewitsch früh auf den Sprung geholfen. Ein König, der morden läßt, um auf den Thron zu kommen: Das war schon oft. Einer, der bei so löblichem Thun abgefaßt und dem nachge-

wiesen wird, daß er den für ihn gedungenen Mördern durch Quittung Straflosigkeit und obendrein reiche Pfründe zugesagt hat: in unseren Tagen ists mindestens neu. Heute (könnte, frei nach Wagners Wotan, der rothe Peter zu den Purpurgenossen sprechen) habt Ihrs erlebt. Thut nichts. Der arme Sünder bleibt ruhig im Konak; trotzdem ein verrückter Bengel durch den Spukpalast tost, die Dynastie (wenn mans so nennen darf) durch die ungehemmte Lebensregung seiner Psychose täglich bloßstellt und durch sein kindisches Spiel mit Streichhölzern die Brandmauer Europas gefährdet. Papa überdauerts. Soll jetzt gar in Petersburg mit allen seinem Rang gebührenden Ehren empfangen werden. Gilt nun also als stubenrein. Und wird, wenn er von dieser Fahrt heimkehrt, fester als vorher auf seinem Goldstühlchen sitzen. Ist das Newaeis erst gebrochen, dann öffnen sich wohl auch in anderen Schlössern dem Reiselustigen die Pforten; und das nächste Kapitel serbischer Geschichte trägt dann den Titel: Peter in der Fremde. Die Tischreden können nett werden. „Seit Eure Majestät den hochherzigen Entschluß gefaßt haben, Seine Majestät den König Alexander ermorden zu lassen, seit Eure Majestät also vom Tisch des Allmächtigen die Krone genommen haben, ist das von reinstem Wollen und tiefster Weisheit regirte Königreich nicht nur zu Wohlstand und stetiger Ordnung erstarkt, sondern auch ein Hort des Weltfriedens geworden. Und wie das tapfere und redliche Serbenvolk dankbar zu seinem erhabenen Herrscher aufblickt, so weiß auch Europa den Zuwachs richtig einzuschätzen, der ihm durch diese ehrwürdige, schlichte und kräftige Monarchenpersönlichkeit geworden ist. Möge die Vorsehung ..." Und so weiter. Merkwürdig, daß die Zahl der Republikaner nicht anschwillt (trotzdem die an allen Republiken fressende Korruption gegen solche Anschwellung wirkt). Doch einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt. Einst? Bald; wenn die Gekrönten nicht endlich die Weisheit des Possenkehrreimes empfinden lernen: „Mang uns mang ist Mancher mang, der nicht mang uns mang gehört."

Einer, der für sein Königsmetier geschaffen ward und (wie er in Lenbachs Atelier einmal sagte) auch das dazu nöthige Theatertalent mitbekam, hat jetzt den Tag des höchsten Triumphes erlebt. Als Zar der Bulgaren ist Ferdinand vom Reussenzaren in Peters Stadt empfangen worden. Und hat ihm, hat Herrn Iswolskij über Balkanstimmungen, Balkanmöglichkeiten gewiß mehr zu berichten vermocht als der recht kümmerliche Nachwuchs der einst andächtig gefürchteten russischen Diplomatie. Eine hübsche Wegstrecke, seit Alexander der Dritte das Gewimmer des Battenbergers mit rauhem Wort unterbrach und der unbekannte Koburger wider Rußlands Willen von der Natio-

nalversammlung den Goldreif des Fürsten annahm. Wars nöthig, diesen gescheiten und emsigen, vorsichtigen und kühnen Businesskönig durch einen entbehrlichen Ueberfluß von Jovialität, durch eine Leutsäligkeit, deren fidele Laune die cura posterior allzu unbekümmert vergaß, gegen Deutschland zu stimmen? Noch glaubt er seines Wachsthums Gipfel nicht erreicht. Hat, von seinem anderen (und höheren) Standpunkt aus, Milans Balkanbundplan umgedacht und in Tirnowa schon, bei der Wahl seines neuen Titels, gezeigt, daß er auch der Zar der makedonischen Bulgaren zu werden hofft. Europa krankt am Willensschwund; kann sich kaum noch zu Entschlüssen aufraffen und fristet die Ruhe mit elenden Provisorien, die Keinem genügen noch gar behagen. Wie wärs mit einer Personalunion zwischen Hellas und Bulgarien? Ferdinand, der sich eines Tyrannen von dem immerhin ansehnlichen Format Stefans Stambulow zu entledigen gewußt hat, würde mit den athenischen Dutzenddiktatoren leicht fertig. Kennt die Schwachheit der türkischen Abenteurerherrschaft (der jetzt, wie hier vor der Abreise des Khedives Abbas Hilmi vorausgesagt wurde, Arabien entgleitet) zu gut, um sich von der Rhadamanthmiene eines am Bosporus regirenden Klopffechters oder Schreibers schrecken zu lassen. Würde mit diesen Leuten sehr deutlich reden und für Kreta zunächst mindestens eine anständige Autonomie ohne Osmaneneinspruch herausschlagen. Wäre ein den Briten und den Russen genehmer Kandidat. Und könnte Europa fürs Erste von der in jedem Lenz neuerwachenden Makedonensorge erlösen. Bequemer ists freilich, jede Scheidung, Entscheidung in behutsamer Angst zu meiden; doch Europa lernt bald wohl bereuen, daß ihren Geschäftsführern der Muth zu Entschlüssen so völlig fehlt. Wir könnens nicht ändern. Müssen aber wünschen, daß zu dem Bulgarenzaren wieder ein leidliches Verhältniß hergestellt wird. Müssens um so mehr, weil wir nicht sicher sind, daß der mit Rumänien heimlich abgeschlossene Assekuranzvertrag den König Karl lange überleben wird.

Le cauchemar des coalitions.

Nach langem Dunkel erlebt Rußland nun wieder helle Tage. Die Wirthschaft gedeiht, nüchterne Beobachter prophezeien ihr sogar ein Jahr glanzvollen Aufschwunges, Produzent, Händler und Kundschaft sind in der Zeit trüber Wirrniß genöthigt worden, sich in solidere Geschäftssitten zu schicken, deren Angewöhnung jetzt nützlich nachwirkt, und das Zarenreich, dem Bankerot und Zerfall geweissagt war, wird von eifernder Liebe umworben. Herr Iswolskij mag die Hände reiben und meinen, er wohne im stattlichen Vorrecht des zuletzt Lachenden. Die französischen Parlamentarier, die in Petersburg den pari-

ser Besuch der Dumamänner erwiderten, haben ihm so zierliche Rede kredenzt wie in der brünstigsten Stunde Chantecler der schlanken Fasanin. „Dieu protège la sainte alliance entre la Russie et la France“: dieses Lied aus dem mystischen Abgrund des beuglant bestimmt noch immer Ton und Rhythmus solcher Verbrüderungfeste. Doch wird die Melodie jetzt leiser gesungen und Alles gemieden, was des Nachbars empfindliches Ohr kränken könnte. Um sich als Weltmacht zu zeigen, muß Rußland, nach all der in Asien erlittenen Pein, den Emir von Buchara als botmäßigen Vasallen den Gästen vorführen. Und diese Gäste haben durch die Wahl ihres Hauptsprechers angedeutet, daß sie diesmal nicht zu blanker Fehde, sondern zu holder Eintracht rufen wollen. Baron d'Estournelles de Constant de Rebecque, der Senator und haager Held, hat in Berlin für die allmählich zu Sagenruhm gelangte Versöhnung Frankreichs mit Deutschland geredet; ist der Mann, den Wilhelm der Zweite während der Hochzeit deutsch-britischen Haders in witziger Laune gebeten hat, sich für alle Fälle zwischen ihn und seinen Onkel Eduard zu setzen; eine Perle des Pazifizismus. Der hätte die Pilgerfahrt nach Petersburg nicht mitgemacht, wenn ihm nicht die friedlichste Tonart verbürgt worden wäre. Die wurde denn auch gewahrt. Daß die alte Franzenliebe der russischen „Gesellschaft“, die sich für Robespierre und für Boulanger, für jede einen Sieg erlügende pariser Kriegsmär begeistert und die libération du territoire im Jahr 1871 (sogar in Katkows Residenz Moskau) mit Fahnenjubel und Flammenfreude gefeiert hat, zu enthusiastischem Ausdruck kam, konnte Den nicht überraschen, der die Sapadniki je in der Nähe sah. Deutschland aber hat sicher keinen Grund zur Klage. In den offiziellen Reden wurde jedes mißdeutbare Zufallswörtchen vermieden und immer wieder, vom Wirth so laut wie vom Gast, betont, daß des Bündnisses Zweck, dem auch dieser Besuch dienen solle, die Erhaltung des Friedens sei. Doppelt thöricht ist deshalb der in irgendeinem nicht ganz sauberen Winkel ausgeheckte Schwatz, der meckert, bei der Galavorstellung im Hoftheater sei es zu einer antideutschen Demonstation gekommen: als im Ballet ein Mädchen, das den Elsaß darstellen sollte, unter dem dreifarbigen Tuch der Franzosenfahne Schutz suchte, habe Beifallsdonner das Haus durchrast; sei aufgefallen, daß auch die Zarin-Witwe (der bei diesem Jammeranlaß wieder Eins ausgewischt wird), auch die Minister die soignirten Fingerspitzen aufeinanderschlugen. Zu so unwürdigem Tratsch erniedern sich Leute, die für die Behandlung politischer Dinge von den Volksgenossen Gehör heischen. Erstens: Um dem petersburger Ballet leidenschaftlich zu applaudiren, braucht man nicht von dem biederen Chauvin

abzustammen; nur ein Bischen Kunstempfinden ererbt zu haben. Zweitens: Daß die Tarlatanhuldin just den Elsaß darstellen sollte, wird behauptet, ist aber nicht bewiesen; vielleicht sollte sie Serbien oder Kreta, Marokko oder Indochina sein. Drittens: So tief sind wir doch schließlich noch nicht heruntergekommen, daß wir mißtrauisch die Balletsymbolik der Nachbarschaft bespähen müßten. Ins Spaßhafte schlug die Wuth um, als der Deutsche Botschafter getadelt wurde, weil er nach so ungeheuerlicher Verletzung deutscher Ehre nicht sofort stolz und steif aus der Loge geschritten sei. Wenn ers gethan hätte, wäre Graf Pourtalès vor Europa und Umgegend lächerlich und selbst für die entlegenste Ministerresidentschaft unmöglich geworden. Wer solche Läpperei vorbringt, machts unserem Auswärtigen Amt (dessen gründliche Säuberung und schonunglos grelle Beleuchtung doch zur nationalen Nothwendigkeit geworden ist) nur allzu leicht, auch nach ernsterer Rüge in ehrsamer Trauer zu rufen: „Seht, mit welcher Sorte ich mich herrumschlagen muß!"

Von eifernder Liebe, hieß es, ist Rußland umworben. Frankreich und Italien, Oesterreich und England, Hellas und Bulgarien, Serbien und Montenegro: für europäische Verhältnisse genügts. Unverwüstlich scheint dieses Reich; kann an der Newa mit einem hitzköpfigen Routier, an der Spree mit einem latitirenden, der Russensprache unkundigen Botschafter auskommen (der übrigens, wenn eine Hoffraktion den eigensinnigen Nikolai herumkriegt, endlich abgesägt und durch den Grafen Witte ersetzt werden soll). Das im Augenblick wichtigste Diplomatengeschäft besorgen ihm die Grey und Cartwright, die Pichon und Crozier. Die wirken leis das Gewebe austro-russischer Verständigung. Denen durfte drum kein plumper Rückfall in die Mißbräuche der Revanchereднerzeit Kette und Einschlag verwirren. Für den Frieden: heißt die Marktlosung; weils im Balkangebiet wieder zu glimmen beginnt, muß Oesterreich sich mit Rußland verständigen. Herr Iswolskij ist in besserer Position, als er hoffen durfte. Zwei starke Sekundanten (eigentlich drei: denn die Erinnerung an Racconigi hat im Hirn der Wiener excitatorische Kraft) und einen Gegner, der die ihm günstigste Gelegenheit verpaßt hat. Graf Aehrenthal hatte sich gegen die russo-italische Freundschaft nicht zu rechter Zeit assekurirt und die zehn Monate leidlicher Balkanruhe nicht benutzt, um wenigstens einen seiner drei Feinde umzustimmen. Der nach der Annexion in mühlosem Ringen über den russischen Wütherich zu triumphiren schien, hat einen Trumpf nach dem anderen aus der Hand verloren und ist nun in den Kundenkreis des peacemaker im Buckinghampalace übergetreten.

Um aus der Thatsache, daß er den Ersatz des mürzsteger Vertrages von

dem Beistand der Westmächte erwartet, nicht gar zu schlimme Schlüsse ziehen zu lassen, ist er gerade jetzt nach Berlin bekommen. Die Hymnen, die ihn bei uns begrüßten, konnten mit weiserer Zurückhaltung instrumentirt sein. Graf Aehrenthal ist ein Staatsmann von Verstand, Erfahrung und Willenskraft, aber nach der fast beispiellosen Blamage des Friedjung-Prozesses und nach der Verzauderung der einträglichsten Gelegenheiten nicht mehr, was er vor einem Jahre noch schien. Wie zärtlich ihn unsere Offiziösen betreuten, lehrt ein Symptom erkennen, das erzwungene Muße mich im Papierdickicht finden ließ. Mittags stand im Berliner Lokalanzeiger, der austro-ungarische Minister sei „elastisch" dem Salonwagen entstiegen, doch „in etwas gebeugter Haltung dahingeschritten". Der Bericht wurde ins Abendblatt übernommen; die Elastizität (die unsere Reportersprache für solche Fälle nun einmal nicht entbehren kann) verzeichnet, die etwas gebeugte Haltung aber gestrichen. Da hatte wohl ein Bethulicher angeklingelt und gegen die der Parole unachtsame Redaktion an die Aufsichtstelle appellirt. Als Talleyrand, an dessen Namen jetzt nur noch falsche Citate und die dummen Streiche seiner Nachfahren erinnern, die Geschäfte abgab, empfahl er seinem Nachfolger Champagny die Ressortbeamten mit dem Satz: „Vous les trouverez fidèles, habiles, exacts, mais, grâce à mes soins, nullement zélés." Dieses karge Lob könnte man sich schließlich auch im Amtsbezirk des Barons Schoen verdienen. Aehrenthal schuldet uns mehr Dank als wir ihm; und trop de zèle könnte ihn, dem in der Heimath manche Stütze weggebrochen ist, in den Glauben verleiten, Deutschland suche ihm buhlend Zärtlichkeit abzulisten. Solche Absicht bleibe uns fern. Wir wissen, daß hinter der Taubensanftmuth des westöstlichen Concerns ein Schlänglein lauert; wissen, daß nicht nur die Friedenswahrung, sondern auch die Isolirung Deutschlands ersehnt wird. Und haben nicht nöthig, einen Minister, der, ehe noch das Jahr der „Nibelungentreue" verstrichen ist, britischen Vermittlerdienst deutschem vorzieht, um Liebe anzubetteln. Können getrost uns auf unsere Kraft verlassen. Und natürlich, schon unserer Wirthschaft wegen, zufrieden sein, wenns auf irgendeinem betretbaren Weg zu austro-russischer Verständigung kommt und die Qual der Option uns erspart bleibt.

Daß Graf Aehrenthal von Berlin nach München fährt, brauchte nicht aufzufallen. Herr von Podewils, der (einst an Wien auch politisch akklimatisirte) bayerische Ministerpräsident, hat ihn am Ballplatz besucht, als Wilhelm mit den deutschen Bundesfürsten dem greisen Herrn der Hofburg gratulirte, und diesen Besuch erwidert der höfliche Kollege nun. Nach zwei Jahren; und läßt ankünden, er werde zwei Tage in München bleiben. Zu welchem Zweck?

Um über die leidige Frage der Schiffahrtabgaben zu konferiren und befreundete Kräfte zu einem Druck zu vereinen, der die Berliner zu endgiltigem Verzicht auf den vielfach angefochtenen Plan bringen könnte? Einerlei. Um sich vor dem Prinzregenten in Ehrfurcht zu neigen und dem Baron Podewils eine Anstandsvisite zu erwidern, bleibt ein Beschäftigter nicht zwei Tage in München. Der auffällige Entschluß des Oesterreichers weist auf die Umstände zurück, die dem an der Isar erprobten und als brauchbar bewährten Herrn Cartwright zum agrément in Wien verhalfen. Vor der Weihnacht hörten wir von den Offiziösesten, Oesterreich sei für den im Serbenjahr ihm erwiesenen Dienst dem Deutschen Reich so dankbar, daß es nicht daran denke, sich gegen die Schiffahrtabgaben zu sträuben. Noch vor dem Ende des Faschings wurde diese Nachricht von Wien aus bündig dementirt. „Das Pulver schlucken wir nicht." Beim Hofball reichte Graf Aehrenthal der Lady Cartwright, der Frau des Britenbotschafters, den Eduard jetzt, für die besonders heikle Situation, in Oesterreich braucht, nicht, wie erwartet ward, der Frau des deutschen Missionchefs den Arm. Und im Temps erzählte Herr Tardieu, premier secrétaire d'ambassade honoraire: „Herr von Tschirschky weiß ja besser als wir, daß er vor ein paar Wochen mit dem Grafen Aehrenthal Verhandlungen zu führen hatte, die nicht gerade für ein ungetrübtes Einvernehmen zeugten." Die Häuser Habsburg und Wittelsbach sind vielfach versippt, sind eng befreundet und Prinz Luitpold ist in jedem Jahr Franz Josephs Gast. Den Beust, Andrassy, Kalnoky, Goluchowski ist nie aber eingefallen, zu einem Aufenthalt, dessen Dauer nur Verhandlungzwecke erklären können, nach München zu kommen. Bismarck hätte sichs auch höflich verbeten und dem bayerischen Minister, der darauf eingegangen wäre, das Leben im Bundesrath nicht ganz leicht gemacht. Tempi passati. Herr Cambon überreicht an den deutschen Königshöfen persönlich sein Kreditiv und Graf Aehrenthal fährt nach München um, zum ersten Mal seit vierzig Jahren, mit wahrnehmbarem Gestus an die Thatsache zu erinnern, daß Bayern, da es das Recht auf eigene Gesandtschaften hat und ausübt, auch zu selbständigem Verhandeln mit einer Großmacht des Auslandes noch (oder wieder?) berechtigt ist. Die für die Belauerung solcher symptomatischen Vorgänge gedrillte Diplomatie wird ringsum aufhorchen. Und mit neuem Eifer die alte Frage erörtern, in welche Bangniß Bayern geriethe, wenn es unter der Reichsfahne das Schwert gegen eine Koalition ziehen müßte, auf die der Schwiegervater, der Schwager des Prinzen Leopold nicht aus unfreundlichem Auge blickte; der er am Ende gar den Sieg wünschte.

At home.

Herr von Bethmann ist schon wieder vor die Parlamentsfront genöthigt worden. Durch eine Interpellation der Sozialdemokraten: „Was hat den Herrn Reichskanzler veranlaßt, in der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom zehnten Februar Ausführungen zu machen, welche das in der Verfassung des Reiches und mehrerer Bundesstaaten gewährleistete allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht herabzusetzen und zu bedrohen geeignet sind?" (Ausführungen zu machen, gewährleistete Rechte: so reden Männer, die uns eine neue Kultur verheißen.) Der Kanzler hatte kein Wort gesagt, das ein Unbefangener in den verpönten Sinn umdeuten konnte; hatte nur ein paar der Argumente wiederholt, die seit Taines Tagen von feinen Köpfen gegen die Allen gleiches Recht zumessende Massenwahl vorgebracht worden sind; mußte sie wiederholen, weil das allgemeine, das Allen gleiche Stimmrecht als ein fehlloses Volksgut, ein unantastbares Palladion deutscher Menschheit angepriesen worden war. Wäre also berechtigt gewesen, die Antwort auf diese Frage rundweg abzulehnen. Doch er war als stockpreußischer Reaktionär und Todfeind süddeutscher Freiheit, als schwarzweißer Partikularist und Störer der Reichseinheit verschrien worden: und freute sich wohl der Möglichkeit, diese niederträchtigste und gefährlichste Ausgeburt des Schwarzkünstlergrimmes öffentlich zu köpfen. Er hats mit anmuthiger Würde gethan. Zur Begründung der Interpellation hatten die Sozialdemokraten ihren besten Mann gekürt: den sechsunddreißigjährigen mannheimer Rechtsanwalt Dr. jur. et cam. Ludwig Frank, der seit der Unheilswahl des Jahres 1907 den Elften badischen Wahlkreis im Reichstag vertritt; einen gründlich gebildeten, ungemein beredten Mann, dessen von Schlagkraft, Geist und Witz funkelnde Perioden fast mehr noch als sein Profil an Lassalle erinnern und der, statt sich hinter dem Marxistenprogramm zu verhocken, aus hellem Auge ins Leben geschaut (und eben erst, wohl als der einzige deutsche Parlamentarier, aus naher Anschauung der englischen Wahlen zu lernen versucht) hat. Merkt Euch, Bourgeois aller Farben, den Namen. Der ihn trägt, beweist durch seine Existenz nicht nur, daß ein von Fabrikarbeitern Abgeordneter der gebildetste Mann des Reichstages sein, auf dem Rumpf eines mannheimer Rechtsanwaltes ein politischer Kopf sitzen kann (der schön alternde, dem Demagogenruhm des Kollegen Lloyd George nachstrebende Millionenerbe Ernst Bassermann hat uns sacht solchem Glauben entwöhnt). Merkt ihn Euch, weil Männer dieses Kalibers, die, trotzdem sie von den Arbeitern mit innigster Ehrfurcht, wie nur je ein Erlöser, geliebt werden, sich nicht mit dem Hochmuth des Parteipathetikers von den „Bürgerlichen" abwenden, unentbehrlich sein werden, wenn aus der trotzig im Laien-

tempel des pfäffischen Materialismus verriegelten Sekte eine zu kräftiger Massenrechtsvertretung, zu rüstiger Machteroberung bereite Partei werden soll.

(Hier ist, in Parenthese, noch ein Irrthum des Herrn von Bethmann zu registriren. Am zehnten Februar hat er im Landtag gesagt, die Sozialdemokratie sei von dem nackten Willen zur Macht beherrscht. Wäre sies, wir dürften uns freuen. Daß sies nicht ist, weiß Jeder, der sie ohne Brille sah. Ist ihr von Jaurès, von Shaw und anderen Kritikern aus dem eigenen Lager laut genug ins Ohr gerufen worden. Eine vom Willen zur Macht beherrschte Partei nimmt, was sie greifen kann, bequemt sich flink in jede Strategie und Taktik, die rasche Erfolge verheißt, und frohlockt schon, wenn ihr auch nur gelungen ist, einen Vermummten in die Citadelle des Feindes zu schmuggeln. Die deutsche Sozialdemokratie langt nicht nach der Macht; sähe die Sonne, die sie ihr brächte, in scheuer Verlegenheit aus den röthlichen Schleiern tauchen. Ihre Losung ist: Alles oder Nichts; ihre Hoffnung: der Zusammenbruch der zermorschten Gesellschaft, der proletarische Diktatur, dann die Sozialisirung der zu aller Produktion nöthigen Mittel aufzwingt; ihre Zuversicht: daß die „Entwickelung", die kein Menschenhirn aufhalten, kein Massenathem beschleunigen kann, das Heil bringen wird. Darum ist auf dem Felde der Politik mit ihr nicht zu arbeiten. Thront sie auf dem höchsten Stimmzettelhaufen in thatlos triumphirendem Stolz und röstet sich an dem Bewußtsein, daß sie nicht ist wie da unten die Anderen, die sich bis in den Drang nach einem Mitregirungrecht erniedern. Durch die Wucht unseres Einflusses heute hier ein Stückchen, morgen dort eins der politisch organisirten Kapitalsmacht wegschwemmen? Mit grundsätzlicher Zustimmung zum Nationalstaat und dessen Lebens- und Wachsthumsnothwendigkeiten dem Mann in der Fabrik, auf dem Acker und unter Tag einen breiteren Rechtsboden einhandeln? Soldaten, Steuern, Kriegsschiffe bewilligen, damit der nur als „Hand" geschätzte Arbeiter dem Staat auch Köpfe liefern kann? Hier ists erlaubt, gesittet Pfui zu sagen. Und, vor dem Schluß dieser Parenthese, wohl nicht verboten, schnell mal über den hitzigen Eifer zu lächeln, der jedes Mitglied des Hohen Preußenhauses trieb, ein unbedachtsam angewandtes Wort Nietzsches bedächtig zwischen seinen Weisheitzähnen umzudrehen. Bildung macht frei. Und ein Dummkopf, wer, wenns die Sache will, nicht zu thun vermag, als sei er mit dem Zeuger Zarathustras noch von der Penne her auf Du und Du, habe im Kämmerlein längst alle Werthe umgewerthet und, ehe er um die Wahlweihen warb, den Begriff des Willens zur Macht mindestens, wie das Reichsgericht bei der Feststellung des Eventualdolus sagt, in sein Bewußtsein aufgenommen.)

Diesmal freilich focht Herr Frank auf verlorenem Posten. Konnte mit

kecken Ausfällen und listigen Finten, mit dem Sprühfeuer, den Leuchtkugeln und Raketen seines von Salonkultur beleckten, in der Parteivertretung pyrotechnisch geschulten Verstandes Beifall und die Stimmung heiteren Behagens erkitzeln; dem Gegner aber kaum die Haut ritzen. Weil er ihn gar nicht kennt; der Gestalt falsche Konturen anträumt. Herr von Bethmann ist weder ein Junker noch ein Besinner brutaler Staatsstreiche. Daß die Nationalliberalen up to date nicht merken, wie nah ihnen dieser (vielleicht etwas verspätete) Klassizist, der in wunderkindlichen Tagen mit einem Senior des Hauses in den Sprachen der Griechen und Römer so leicht wie in der ererbten korrespondirte, wie viel näher als den Hochkonservativen steht, daß sie durch spröde Abwehr und unfreundliches Reden ihn in ein Lager drängen, nach dem sein Herz sich niemals gesehnt, das seine fröstelnde Seele aus eigenem Trieb niemals gesucht hat: darüber wird Der nicht staunen, der seit drei Jahren die in dieser wichtigen, dieser unentbehrlichen Partei grassirende Sehnervlähmung beobachtet, immer wieder beseufzt hat. Ein Mann von Franks Intelligenz und Augenkultur konnte nur unter dem Druck fraktioneller Pflicht zur Dupe solchen Wahnes werden. Er brauchte den Schwarzen Mann, der dem Reichswahlrecht, der Reichsverfassung ans Leben will, schuf ihn, hinter der Bewußtseinsschwelle, sich in unbedächtiger Hast und hieb mit spitzer Klinge dann auf dieses Gebild aus Menschenhand ein. Der Kanzler hat die geringere Dialektikerbegabung, aber die stärkere Sache: und sieht lächelnd drum an seiner Rüstung den behend geführten Stahl abgleiten. Ists ein Verbrechen, ein von der Verfassung sanktionirtes Wahlrecht für unvollkommen zu erklären? Dann sind die Herren, die Preußens Wahlrecht täglich tadeln und höhnen, schmähen und schimpfen, zehnfacher Sünde schuldig. Ist die Behauptung, die demokratische Evolution verbreitere zwar die Basis, verflache aber das Niveau des politischen Lebens, der Ausfluß unsühnbarer Niedertracht oder unfaßbarer Thorheit? Dann waren all die Männer, die dem Buch der Geschichte diesen Erfahrungsatz entnahmen, von Moses bis zu Darwin Missethäter oder Tröpfe. Darf an einer geltenden Wahlrechtsbestimmung kein Wunsch auch nur rütteln? Dann müßten auch die Ungestümen gevehmt werden, die den Weibern das Stimmrecht oder gar die Wählbarkeit verschaffen möchten. Herr von Bethmann hat seine Gründe gut gruppirt; und sich im zweiten Treffen vor dem Schein grämlichen Pessimismus gehütet, vor dem er nach dem ersten hier gewarnt wurde. Er glaubt nicht an die Allheilkraft alter und neuer Gesetzesparagraphen noch an die Thaumaturgie der Beamtenschaft (die dieser Redliche sicher nicht in den Knechtsdienst gouvernementaler Politik einjochen will). Hofft von der Arbeit des Volkes viel mehr als von bureaukratischer Regirung und polizeilicher Reglementirung.

Denkt nicht an eine Kürzung des Reichswahlrechtes. „Das Reich hat sich mit diesem Wahlrecht sein Haus eingerichtet und trotz allen Mißständen unseres öffentlichen Lebens ist mein Glaube an die Kraft und an die Zukunft unseres deutschen Volkes zu fest gegründet, als daß ich nicht überzeugt wäre, es werde diesen Bau unversehrt erhalten. In den unteren Gliederungen des Staates und Volkes wird die größte wirthschaftliche und geistige Kulturarbeit geleistet. Ich vertraue fest auf die idealen Kräfte des deutschen Volkes, die sich unter dem realen Druck unserer nationalen Bedürfnisse steigern und das Feld behaupten werden." Das ist das (vor acht Tagen hier vermißte) Bekenntniß zu dem fröhlichen Glauben an Deutschlands Kraft. Und zugleich das Ende einer gefährlichen Legende. Was ringsum dräut, ist nicht so schlimm, wie es dem ersten Hinblinzeln scheint. Nicht ganz leicht gewiß, in dem von bedenkenloser Amusirkunst bewirkten Wirrwar die für nützliche Geschäfte nöthige Ordnung herzustellen. Doch Deutschland hat, Preußen zumal, viel Aergeres ohne Krafteinbuße überstanden. Wahrscheinlich bringt die nächste Wahlschlacht im Reich der Sozialdemokratie sechs oder sieben Dutzend Sitze; vielleicht gar acht. Folge der Industrialisirung; unvermeidliche Folge. Auch 1907 ist die Zahl der rothen Stimmzettel gewachsen. Narkotika und Trugmittel haben nur gehindert, daß diesem Zusatz die Vermehrung der Mandate entsprach. Diese arglistige Kürzung erworbener Rechte konnte nicht straflos bleiben. Geht uns aber die Sonne unter, weil achtzig, weil hundert Vertreter unserer tüchtigen, im Heer und in der Fabrik bewährten, von jedem Putschversuch abgeneigten Arbeiterschaft im Reichshaus sitzen? England und Frankreich haben sozialistische Minister. Belgien wird übermorgen mindestens einen haben. Was dort ruhig als ein natürlich Gewordenes hingenommen wird, bedroht uns nicht mit Lebensgefahr. Der Deutsche ist leichter regirbar als Briten, Gallier und Vlamen; ein leises Zeichen kräftigen Wollens und Schöpfervermögens: und er folgt, wie süß auch die Lockpfeife tönt, der Reichsstandarte. Dem politischen Leben Deutschlands würde ein neuer Tag aufblühen, wenn Kaiser und Kanzler endlich erkennen lernten, daß ein klug und reinlich regirtes Deutsches Reich von dem deutschen Arbeiter, mag er noch so hitzig das Kapital bedrängen, für seine Existenz nichts zu fürchten, für die Mehrung seiner realen und idealen Macht Unüberschätzbares zu hoffen hat.

Den Plan, den fünften Kanzler als Feind der Reichseinheit zu denunziren, hatte kein sauberes, kein weises Hirn ausgebrütet. Immerhin wäre es, nachdem die Schmutzbrandung ihren Schaum bis in die Presse des Auslandes gespült hatte, nützlich gewesen, wenn ein Berufener im Namen des Bundesrathes protestirt, die Verleumdung als läppisch zurückgewiesen hätte. Jeder Kundige hat längst gemerkt, wie schlecht Herr von Bethmann von der offi=

ziösen Presse geschirmt wird; und sich seinen Vers darauf gemacht. Das Erlebniß des vierten Kanzlers, der schließlich, nach allem Mühen fürstlich werbender Liebe, an keiner wichtigen Stelle einen wirksamen Helfer mehr hatte, sollte den fünften schrecken. Er darf auch nicht warten, bis die ihm von Amtes wegen Nächsten ihn, nach der Parole aus oft durchleuchteter Ecke, als einen unrettbar verlorenen Mann aufgeben. Am Tag einer Interpellation, die dem allein verantwortlichen Reichsbeamten grobe Verletzung der Bundespflicht vorwarf, mußte ein Vertreter der deutschen Königreiche vor der Nation für ihn zeugen. Klugheit und Takt gebieten tiefe Reverenz vor der besonderen Wesensart deutscher Stämme; und jeder Bundesstaat kann mit Fug unerbetene Dreinrede der Nachbarschaft als lästig ablehnen. Preußen mit nicht geringerem Recht als irgendein anderes Bundesglied. Der Kanzler hat keins auch nur mit unüberlegtem Wort gekränkt. Aus dem Süden dringen jetzt aber Töne in unser Ohr, die berechtigter Borussenstolz allgemach als ungehörig rügen muß. Daß Preußen sich nicht schämen, das Land ihrer Mutter, ihrer Kinder dem Hohn, der Verachtung zu empfehlen, statt es als, wie jedes andere, der Kritik und rastloser Besserung bedürftig zu schildern, mögen sie mit ihrem Gewissen, ihrem Ehrgefühl abmachen. Verbrieft draußen Stehenden aber noch nicht das Recht zu ähnlicher Schimpfrede. Verwandtenhader reift manches rasche Wort, das der Sprecher von einem Fremden nicht ruhig hinnähme. Wenn ein Bayer sich zu schreiben erdreistet, Preußens Geist werde durch den „vollgefressenen" Januschauer, den Rittmeister Bethmann und den Hauptmann von Köpenick würdig repräsentirt, so verzeihen wir dem, zu seinem Schaden, ohne die Vorkenntnisse der Elementarstufe in die Politik verschlagenen Satiriker solche Todsünde wider den Heiligen Geist des Bodens, der Fritz und Kant, Kleist und Bismarck gebar; verzeihen, weil der so wüst Faselnde uns mit seiner guten Pritsche oft ergötzt hat und erst, seit er nicht mehr lustig ist, nicht mehr ernst genommen werden kann. Wenn sich diese Tonart aber, ohne den Widerspruch der dazu Verpflichteten zu wecken, weiter einbürgert, muß sie uns aus höflicher Reserve rufen. Preußen, hat unser größter Junker mit stolzer Ironie gesagt, ist wie eine neue Wolljacke: es kratzt ein Bischen, hält aber warm. Ob den Bayer der Rückblick lehrt, daß er ohne Preußen weitergekommen wäre? Ob er wähnt, mit seinem aus allgemeinem und gleichem Wahlrecht gezeugten Parlament für deutsche Kultur und Macht mehr zu leisten als Preußen mit dem Produkt der „Klassenschmach", seiner Verwaltung und Schule, Industrie und Technik? Mag er. Nur soll er, soll der Schwabe, der Pfälzer von dem zu ewigem Bund ihm Vereinten so lange höflich reden, wie draußen der Neid ihn hört. Der kultivirte Preuße ist sehr bescheiden geworden. Doch seine Geduld hängt nicht an einem dickdrähtigen Segeltau.

Auch unter der Verantwortlichkeit des fünften Kanzlers ist leider schon Manches geschehen, was Preußen nicht beliebter machen kann. Der Kriegsminister, als Troupier und Ressortbeamter anständiger Durchschnitt, als Minister noch unbewährt, versteigt sich in hochfahrende Rede, die von einem Mann unbestreitbaren Verdienstes nicht zu dulden wäre. Sein Ausflug in die Hessengeschichte führte zu arger, von dem Abgeordneten Ledebour mit derbem Witz ausgenützter Entgleisung. Seine grasse Behauptung, der Adel helfe bei uns dem Offizier nicht vorwärts, hat selbst im Heer bis auf die Höhen hinaufreichenden Unmuth erregt. Statt die Abgeordneten an die historische Entwickelung, die Generationenleistung preußischen Adels zu erinnern, die eine Begünstigung dieser Schicht bewirken, sogar rechtfertigen mußte, statt ihnen zu sagen, das Privileg der durch Erziehung und Tradition, durch Blut und Auslese für Heerführerposten besonders tauglichen Adelssprossen sei schon brüchig geworden und werde im Lauf der Zeit, der Gesellschaftumpflügung völlig schwinden, leugnet er stramm jede Bevorzugung. Und jeder Fähnrich weiß doch, was der Name, die Familie bei der Aufnahme ins Regiment bedeutet und wie liebevoll der Typus des canis finis gezüchtet wird; jeder aktive Oberlieutenant hat den Militärkabinetschef gekannt, der mit urberlinischem Hohngelächter die Hände himmelwärts hob, wenn ein Bürgerlicher, schwach Protegirter sich schmächtig in ein feines Regiment klemmen wollte. Wohin diese alte, schlechte Methode schließlich verschleppen kann, lehrt das traurige Beispiel des Herrn von Einem, der zum Bürgen der Hohenau, Lynar und Konsorten wurde, den Herr Paasche artig ins Unrecht setzte und dessen Angaben selbst das militärfromme Centrum am Ende mißtraute. Herr von Heeringen müßte, ehe er sich magistraler Manieren vermißt, den Beweis ungemeinen Könnens erbringen. Das müßte auch Herr von Jagow, der neue Polizeipräsident von Berlin. Der ließ am dreizehnten Februartag an die berliner Plakatsäulen rothe Zettel kleben, auf denen zu lesen war: „Es wird das Recht auf die Straße verkündet. Die Straße dient lediglich dem Verkehr. Bei Widerstand gegen die Staatsgewalt erfolgt Waffengebrauch. Ich warne Neugierige.“ So redet in keinem Land Europas ein Beamter zu den Bürgern, die ihn bezahlen; selbst in Rußland nicht. Solche Redeform dürfte der konservativste Ostpreuße nicht billigen. Auf den Armen, den ein freundliches, landsmännisch anheimelndes Wort schnell aus dem Bann der Preßübertreibung gelöst hätte, wirkt sie wie gewollte Herausforderung. „Nun erst recht; die Weiber würden uns als schlappe Kerle mit dem Scheuerlappen ohrfeigen, wenn wir nach dieser Provokation hinterm Ofen blieben.“ Und der allzu forsche Ukas ist nicht mal haltbar. Erstens dient die Straße nicht „lediglich dem Verkehr“; etwa auch an Tagen höfischer Feste und Stunden lang währender Ab-

sperrung, die jeden raschen Verkehr hindert und Tausenden unersetzlichen Verlust bringt? Zweitens ists durchaus nicht nöthig, jeden Widerstand gegen die Staatsgewalt, auch den schwächlichen, ungefährlichen, mit der Waffe zu ahnden; die Feststellung der Personalien, die Sistirung und gerichtliche Erledigung genügt. Drittens ist der Herr Polizeipräsident nicht berufen, Männer und Frauen, die ein auch den ernsten Sinn herbeiwinkendes Schauspiel, eine bedeutende Regung der Volkspsyche sehen möchten, in den Troß der neugierigen Gaffer einzureihen und unwirsch mit der Selbstverantwortung der erwischten Püffe und Hiebe zu bepacken. Wars denn überhaupt nöthig, die Straßendemonstration der Gewerkschaften zu verbieten? Sie wollten der (nach ihrer Meinung ohne Rechtsgrund) herrschenden Klasse ihre Macht zeigen. Das können sie, kann das Gewimmel der Kleinen nur durch die Zusammenballung von Massen. So viele Fabrikmenschen, wollten sie sagen, eint ein Gedanke; seht her und lernt uns achten. Sie hätten keinem Bourgeois ein Härchen gekrümmt. Wären ruhig durch die Straßen marschirt; hätten höchstens das Lied der Arbeit gesungen. Mußte man sie reizen? Den alten Polizistenhaß zu neuer Gluth anfachen? Solche Aufzüge, Umzüge hat die wiener Ringstraße gesehen; die Minister des verwitternden Habsburgerhauses haben sie gestattet und der alte Franz Joseph hat in seiner Hofburg nicht gezittert, sondern nach und trotz den Demonstrationen seinen Oesterreichern das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht gegeben. Seitdem lüftet auch der Sozialdemokrat vor ihm das Haupt. Mußte das Blut deutscher Menschen fließen? Weigert das „Recht auf die Straße" nicht länger: dann schmeckts nicht mehr wie verbotene Frucht. Begnügt Euch, die bewaffnete Macht für den Nothfall in Bereitschaft zu halten. Bedenkt, daß durch das Evangelium Eures Heilands der Seufzer stöhnt: Misereor supra turbam. Und daß Preußen zu scheuer Furcht des Fremdlings auch wärmende Liebe braucht.

Herr von Heydebrand hat sein Meisterstück geleistet: die Mannen zum Opfer des Wahlgeheimnisses vermocht. Wenn der reine Wille des preußischen Ministerpräsidenten jetzt von der behutsamen Klugheit eines furchtlosen Taktikers bedient wird, kann er im Nu eine Wahlreform einheimsen, gegen die nur das Häuflein der Unentwegten sich stemmt. Trotz allem Geheul ein Wahlgesetz, dem die beiden konservativen Fraktionen, das Centrum und die Nationalliberalen zustimmen. Das ist zu erreichen; nach dem muthigen Entschluß, Kleines klein zu nehmen und sich nicht von entbehrlichen Zwirnsfäden den Athem verschnüren zu lassen. Dann? Wenn Wilhelm den neuen Landtag, ohne auf würdige Repräsentation zu verzichten, im schwarzen Rock eröffnet und allen Geladenen die schlichte Bürgertracht vorschreibt, jauchzt Alldeutschland ihm zu. Und Preußens König ist um ein billig erworbenes Kronjuwel reicher.

Die düsseldorfer Kunstakademie.

Ich verdanke die Bekanntschaft mit der düsseldorfer Kunstakademie einem Zufall. Ich lustwanderte eines Morgens durch den Hofgarten und sann über die Kunst- und Gartenstadt am Rhein nach, als ich auf einmal einen angelsächsisch gekleideten Fremdling gewahrte, der, einen rothen Baedeker in der Hand, seinen Kurs auf das riesige Akademiegebäude nahm. Ich schlängelte mich unbemerkt an ihn heran, hängte mich wie eine bescheidene Pinasse an seinen Schatten und erst, als wir dicht vor der Thür der Akademie standen, legte ich bei (seemännisch gesprochen) und betrat mit ihm zugleich die geweihten Hallen. Ich hoffte von vorn herein auf die Hochachtung und den Kredit, den jeder Ausländer, noch dazu ein Engländer, in Deutschland genießt; sonst hätte ich mich kaum in die arkanischen heiligen Riesenräume hineingewagt.

Eine eisige Oede empfing uns. Das Kommen und Gehen, das vor Universitäten und Hochschulen sich wie vor dem Eingangloch zu einem Bienenkorb hin und her treibt, fehlte hier ganz. Eine hölzerne Balustrade läßt Jeden einzeln vor dem Guckloch des Pförtners vorübergehen. Man merkt: mit cerberushafter Gewissenhaftigkeit wird hier gleich vom Eintritt an über die Seelen gewacht. Ein älterer Mann erschien, der uns prüfend betrachtete. Ich hatte ein Gefühl, als müsse ich einen Paß vorzeigen oder wenigstens die Zehn Gebote hersagen. Ich vertraute mich ganz der überlegenen Redekunst meines Vetters aus Albion an, der immerzu auf seinen Baedeker wies und das Wort „Rubens, Rubens!" rollte. Diesen monotonen klagenden Tönen, die wie Unkenrufe in heißen Sommernächten klangen, konnte selbst das ergraute Herz des Pförtners nicht widerstehen. Ich glaube, es hätte auf die Dauer einen Charon weich gemacht. Unser Mann verschwand denn auch in seine nebenliegende Kabine, die nach Kaffee und langer Pfeife roch. Ich hörte ihn die weniger liebenswürdigen als ehrlich gemeinten Worte sagen: „Da sinn widder so 'n paar lästije Minsche!" Dann klirrten Schlüssel; und als ich nachdachte: „Nun werden wir zur Strafe für unsere verbotene Neugier wie naschhafte Kinder eingesperrt", kam eine alte freundliche Frau zum Vorschein und erbot sich, uns durch das Labyrinth zu führen.

Zuerst bekam der Engländer seinen Rubens zu sehen; ein anständiges, aber nicht bedeutendes Werk des Meisters, für das das Prädikat „very beautiful", das mein Gefährte ihm ertheilte, mir schon um das erste Wort zu viel vorkam. Auch der „janz echte Bellini", der nach der Versicherung unserer Führerin dort hängt, gehört nicht zu den schönsten Werken des lieblichsten Madonnenmalers. Außer diesen Bildern und trefflichen Kopien rafaelischer Gemälde sind noch viele Totenmasken zu sehen, die in dem großen schönen Raum überall an den Wänden herumhängen und stehen.

Ich wollte noch länger in holder Entrückung beim Anblick der Gemälde

des Urbinaten verweilen, mit deren Beschauen sich Goethe beschäftigte, während die Völkerschlacht bei Leipzig tobte, als mich ein leises Klirren des Schlüsselbundes aus meinen Träumereien, die mich von der Düssel an den Tiber trugen, aufweckte und mich daran mahnte, daß ich hier nur zu Gast weilte, daß diese Bilder eigentlich nur für die Akademiker, die sie sich nicht ansehen, bestimmt sind. Unsere Sibylle verschloß fest die hohe Thür, hinter der die Herrlichkeiten, ungeschaut wie Melusine an ihren heimlichen Tagen, weiterhängen blieben.

Wir folgten unserer Führerin, die andächtig den Namen „Professor Janssen" hervorstieß und uns dann seufzend vier Treppen hoch in das zweite Stockwerk hinaufgeleitete. Keines Menschen Seele begegnete uns unterwegs. Dabei hängen sehenswerthe Photographien und Kupferstiche, Abbildungen der besten Meisterwerke aus allen Herrgottsländern, stehen vorzügliche Abgüsse und Gipsmonumente aus der Antike in den weiten, hohen Korridoren herum, in denen es im Sommer erfrischend kühl ist und im Winter so warm, wie es in den Säulengängen Attikas im Frühling zu Perikles' Zeiten war. Eine musische Luft, nach der man sich in der mit Kohlengas reichlich genährten düsseldorfer Atmosphäre sehnt, umweht Einen auf einmal hier; und wäre nicht das einzige Wörtchen: „Wozu?", das in diesen öden Gängen immer mit Einem geht, das als Echo unserer einsamen Schritte von den kahlen Decken herabklingt, man könnte sich in diesen weiten, durch Kunst geweihten Räumen wohlfühlen. Nirgends mehr, außer vielleicht noch in den Prachtbauten des königlichen Versailles, hat mich das Empfinden der unbenutzten Schönheit so ergriffen, aber auch so verstimmt wie hier, wo riesige Räumlichkeiten tagaus, tagein herumstehen, nur für eine Handvoll Menschen vorhanden, ohne daß das Publikum den geringsten Antheil daran hat. Ich wurde Sozialist und Anarchist bei diesem Gedanken. „Dutzende von Menschen", sagte ich mir, „gehen jetzt auf den düsseldorfer Straßen umher, denen ein einziger Gang durch diese Korridore von höchstem Interesse, von größtem Nutzen wäre. Keine Verbindung besteht zwischen diesem mächtigen Gebäude und den kunstliebenden Menschen, die in der Stadt, in der es steht, wie im Exile leben. Kein öffentlicher Vortrag, wie es doch an Universitäten und Hochschulen geschieht, wendet sich hier an das Publikum ringsum, versucht, anzuregen und zu vermitteln, oder bringt das geistige Leben in Düsseldorf in Cirkulation. Abgeschlossen wie eine Kaserne liegt die Akademie vor der Stadt, drillt ihre Kunstsoldaten und meidet ängstlich jede Berührung mit der Kunst in Civil und mit dem ganzen artistischen Leben und Streben in unserer Stadt."

Wie in einem abgeschnürten Gliede das Blut stockt, es dann kalt und leblos wird und schließlich verfault, so muß es auch hier geschehen. Aus einigen geöffneten Ateliertthüren drang es schon wie Verwesungsgeruch in unsere Nasen. Und als der Engländer auf einem Treppenabsatz, nach Luft schnappend, sagte: „It seems to be a ruin here on the Rhine", kam mir das ganze Gebäu

schon wie eine Leiche vor, in deren verkalkten Adern kein Leben mehr strömt. Dies Gefühl verließ mich auch nicht, als wir endlich in die große Aula traten, die uns unsere alte Ariadne mit den Worten aufschloß: „Die janze Decke hat der verstorbene Professor Peter Janssen mit eijener Hand ausjemalt.“

Ich behaupte (und Keiner wird mich widerlegen können), wenn dieser immerhin schönste Saal von ganz Düsseldorf in Honolulu oder auf Sankt Helena läge, hätte die Stadt nicht weniger davon als jetzt, wo er in Düsseldorf selbst verborgen wie das Schloß in der Höhle Xa Xa liegt. Dabei erhebt sich in jedem Winter in Düsseldorf von Neuem die peinliche, vergebliche Nothfrage nach einem würdigen Saal für Kammermusikkonzerte. Denn die Räume, die die Tonhalle, innen wie außen der geschmackloseste Bau auf allen fünf Kontinenten, dafür herzugeben hat, morden jede erhobene Feierstimmung. Hier ist ein Saal mit ungeheuren Mitteln hergestellt worden, in dem deutsche Kammermusik, mit das Beste, was wir in der Kunst haben, in einem anständigen Rahmen geboten werden könnte: und kein Mensch benutzt ihn. Auch die Akademie, als juristische und ästhetische Persönlichkeit, selber nicht. Denn (wie unsere Führerin schmunzelnd versicherte) die Aula wird „nur zweimal im Jahre für Fest- und Freßlichkeiten resservirt“, wobei man deutlich die Freude über das seltene Reinmachenmüssen heraushörte.

Seufzend betrachtete ich mir die frommen und wüthenden Bilder des „seligen Professor Janssen“ an den Wänden, die das menschliche Leben darstellen, und sann traurig über die Kultur in Deutschland nach. Warum läßt man denn nicht einmal die Akademiker öfter in diesen Saal? Fürchtet man, wie ein boshafter einstiger Janssenschüler behauptet, den schädlichen Einfluß dieser Bildwerke auf die malende Jugend? So schlimm und so gefährlich sind sie doch gar nicht; und ginge nicht eine arg böse Tendenz durch alle — Schutzengel leiten die Kinder, Posaunenengel verkünden die Auferstehung des Fleisches und die letzte Abrechnung vor dem Herrgott und so weiter —, so könnte man sich leidlich mit ihnen vertragen. Schwerer wird Einem Das bei den Versen, die ein Herr (Klio, vergiß seinen Namen!) über den Fries, die Bilder begleitend, gedichtet hat. Sie lauten:

„Begrüßt von holder Mächte Chor,
Tritt durch der Kindheit Morgenthor
Der Mensch aus Gottes Hand hervor.
Das Leben weckt die junge Kraft,
Sie blüht in holder Leidenschaft,
Da ruft die Pflicht aufs Thatenfeld
Und in der Pflicht erstarkt der Held.
Es lockt der Ferne Zauberschein,
Er ringt, er kämpft, der Sieg ist sein —
Und jauchzend, mit des Adlers Flug,
Kehrt er zurück im Siegeszug.

Dann schaut er dankbar seine Erben
Und lernt der Künste Kunst: versöhnt zu sterben.
Empor, empor aus Grabesnacht!
Was Du gewollt, was Du vollbracht,
Das wäget des Erlösers Macht.
Was an der Gottheit Hochaltar
Die Seligen schauen wunderbar,
In froher Botschaft wird es wahr. Halleluja!"

Während mein Engländer etwas skeptisch sich in die neudeutsche Malerei vertiefte, hatte ich Muße, mir folgende Verse als Gegenstück zu den angeführten unter Janssens Fries auszudenken:

„Und wenn der Mensch ein Mann geworden
Mit einem Titel oder Orden,
Roth oder goldnen Hosenborden,
So sieht man bald den Mandarin
Mit zehn Beamten sich umziehn
Wie Chinas Mauer stumpf und stark.
Man dringt ihm nie an Herz und Mark,
Doch — einmal ist man schon ihm nah,
Da eilt er fort: ‚Mein Chef ist da!'
Weit draußen steht das Publikum,
Reckt sich nach ihm die Hälse krumm
Und lernt und läßt es seinen Erben
Als aller Künste Kunst: kaduk zu sterben.
Empor, empor aus Grabesnacht,
O Deutsche, zur Kultur erwacht,
Befreit Euch in der Geister Schlacht!
Sonst steht Ihr an dem Jüngsten Tag
Vor Euren großen Männern, ach!
Als Schuldner in Bankerot und Schmach. O je, o je, o je!"

Dieweil ich diese Verschen zusammenhatte, wandte sich die ergraute Frau gähnend an mich: „Wenn Sie sich noch das Kupferstichkabinet ansehen wollen, dat is hinten im Korridor, Jedermann zugänglich." Ich fiel vor Erstaunen fast um. Ein Kupferstichkabinet in Düsseldorf für das Publikum frei! Niemals hatte ich davon gehört; und eher hätte ich noch an die Möglichkeit eines Heinedenkmals in dieser Stadt geglaubt. Die Sammlung selbst erwies sich bei näherem Betrachten als eine nicht gerade reiche und wieder streng sittlich gehaltene (als ich zu meinem privatissimen Ergötzen Rops verlangte, zog ich mir einen Blick tiefer Verachtung zu), aber doch eine höchst respektable und wohlansehnliche. Und wenn durch einen häufigeren Besuch des Publikums etwas mehr Ordnung und Sorgfalt in die Sammlungen käme (Nachfrage regelt bekanntlich das Angebot) und wenn schließlich einige der zahlreichen Kunstspender in Düsseldorf zu privaten Stiftungen für dieses öffentliche Institut angeregt würden, so könnten diese traulichen Räume vielen Kunstfreunden in

der Stadt manchen grauen Winternachmittag verschönen helfen. Jetzt werden auch diese heimlichen Zimmer vom Publikum kaum benutzt; nur Wenige wissen überhaupt in Düsseldorf vermuthlich von ihrer Existenz und die Wenigen scheuen die an eine Bahnhofsperre erinnernde Barriere unten vor dem Eingang in die Akademie, bei deren Durchschreiten jeder nicht zum Bau Gehörige wie ein Schmuggler gemustert wird. Menschen, die Kupferstichkabinete besuchen, haben ja gewöhnlich Nerven; und ein forschender, mißtrauischer Blick genügt bei Solchen oft, ihnen den Appetit auf Klinger, Goya und Rembrandt zu verderben.

Ganz nachdenklich geworden, trennte ich mich von meinem Engländer und überließ ihn der Suche nach dem Heinehaus und seiner Enttäuschung. Mir aber wollte es, während ich am Rhein entlang ging und noch einen Blick auf das kolossale Gebäude zurückwarf, gar nicht in den Kopf, warum diese Herrlichkeiten dem großen Publikum nicht mehr zugänglich gemacht werden, warum die Stadt Düsseldorf von diesem theuren Institut gar nichts hat, warum dies Haus wirklich nur eine Kunstkaserne ist, in der Lehrer und Schüler ein von dem Leben der Stadt völlig getrenntes und abgeschlossenes Dasein führen. Die Professoren, Kunstlehrer, verknöchern dabei zu Beamten, leben abgesondert wie die Kardinäle zusammen und möchten am Liebsten einander vergiften. Die Schüler werden einseitig herangebildet, wie Kleriker erzogen, mit einer Abneigung gegen alles Moderne geimpft und auf irgendeine Manier gebracht. Nicht einmal mit alten früheren Akademikern, deren Erfahrungen auf dem selben Boden, in der selben Landschaft von höchster Anregung für die Schüler sein könnten, werden Beziehungen gepflogen. Militärisch steif, wie im Kadettenhaus, gehts bei der Ausbildung junger Maler zu.

Mit der Stadt Düsseldorf, in der sie steht, hat die Akademie nicht mehr das Geringste zu thun, eben so wenig mit den Fragen und Interessen unserer Zeit: die selbe Akademie, die zu Cornelius' und Schadows Zeiten das ganze geistige Leben der Stadt ausmachte und anregte. Dem, der versucht, eine Vermittelung zwischen diesem noch heute mächtigen und, wie Jeder sehen kann, prächtigen Institut und der Stadt und den vielen kunstsinnigen Menschen, die in Düsseldorf wohnen, anzubahnen, wird so lange die Unterscheidung von Staat und Stadt, die doch nur auf dem Papier steht, vordeklinirt, daß er schließlich ganz an der Möglichkeit einer einigen Kultur auf deutschem Boden verzweifelt. Nur den wenigen Einsichtigen auf der Akademie wird es manchmal bei diesem heutigen leblosen, petrefakten Zustand bang. Hört man sie sprechen, so könnte man glauben, daß die Akademie, dieses Dornröschen, sich selbst nach dem Befreier sehne, der es aus seinem mehr als fünfzigjährigem Schlaf befreite. Wird dieser Prinz und Befreier einmal kommen oder werden nur im Märchen Dornen vernichtet, Staub und Schutt weggefegt, Scheintote aufgeweckt und aus Akademien Kunststätten gemacht?

Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Die Familie Lowositz.*)

Die Dienstboten der Pension Kaplick wußten sich nicht mehr zu helfen. Eben war der dritte Hase und die vierte Pute in der Küche abgegeben worden und der Bote hatte die Zurücknahme der bereits bezahlten Waaren abgelehnt. Die Pensionmutter selbst herbeizurufen, war unmöglich. Sie, sonst die Pünktlichste im Haus, war heute um elf Uhr vormittags noch nicht erschienen. Das Hausmädchen Elise hatte schon viermal an Frau Kaplicks Thür geklopft, ohne eine andere Antwort zu erzielen als ein undeutliches Murmeln, dem wieder eine tiefe Stille folgte. Sie beschloß, die Verantwortung von ihren Schultern auf die der Pensionäre abzuwälzen und den Korb mit allen Vorräthen in das gemeinschaftliche Eßzimmer zu stellen. Dort tranken die augenblicklich stellunglose Naive Brigitte König und der Kunstschriftsteller Stefan Rasmus eben Thee, während die Malerinnen Lina Wendt und Franziska Rumpler und die Studentin Kamilla Katzler als zweites Frühstück belegte Butterbrote aßen.

Brigitte König stand ganz erschüttert vor dem Ueberfluß. „Drei Hasen und vier Puten! Wie lange werden wir daran zehren müssen!“

„Ers—taunlich“, sagte Lina Wendt mit ihrem hamburgisch lispelnden s—t und dem gewohnten unschuldigen Ausdruck ihrer blauen Augen; „hat sie das Alles gestern nachmittags gekauft, wie sie in die S—tadt gegangen ist?“

„Ja“, bestätigte Brigitte; „in vier verschiedenen Geschäften.“

Stefan Rasmus klemmte sein Monocle fester und starrte auf das wie zum Stilleben aufgebaute Fleisch. „Daß sie es gekauft hat, wundert mich noch nicht so sehr; aber sie hats auch bar bezahlt.“

„Das können Sie natürlich nicht begreifen,“ stichelte Brigitte, während sie aufstand, um das Bufet nach Süßigkeiten abzusuchen.

Lina meinte: „Sie muß volls—tändig den Vers—tand verloren haben.“

„Herrgott, Kinder, was zerbrecht Ihr Euch denn so den Kopf!“ Ueberlegene Verachtung kräuselte Franziskas Lippen. „Sie hat halt noch ein Bissel mehr gerappelt, wie sie gewöhnlich thut, wenns 'nen Krach mit Christovitsch gegeben hat.“

Sehr interessirt trat Brigitte näher. „War denn schon wieder Krach?“

„Na'ob; gestern früh. Ich hab nach Leibeskräften ins Klavier geschlagen, um nichts zu hören. Aber die Wände sind so dünn: der Spektakel war nicht zu übertönen.“

„So ein Kerl!“ Brigitte sprach nicht deutlich, weil sie eben eine Feige kaute. „Und abends war er mit 'nem Mädel im Residenztheater.“

„Woher wissen Sie denn Das?“

„Weil ich selber drin war; mit einem Freund.“

„Wohl mit Herrn S—tefan?“ fragte Lina mit ihrer Taubenmiene.

Rasmus ließ sein Monocle fallen. „Ich hatte leider nicht den Vorzug.“

„Das könnte mir passen.“ Brigitte wurde zornig. „Lina, was plauscht Du denn für Zeug?“

---

*) Ein Bruchstück aus dem zweiten Theil des (hier mehrfach erwähnten und von vielen ernsten Menschen gelobten) Romans „Die Familie Lowositz“. Dieser zweite Theil erscheint, unter dem Titel „Rudolf und Kamilla“, bei Egon Fleischel & Co.

„Ich meinte nur, weil Ihr zusammen frühs—tückt.“

Rasmus enthüllte seine spitze Zähne in einem unverschämten Lächeln. „Wir beginnen wohl gemeinschaftlich den Tag; aber wir haben ihn leider nicht gemeinschaftlich beschlossen.“

Ohne sich an ihn zu kehren, kam Brigitte wieder auf Frau Kaplicks Liebesschmerz zurück. „Armes Weib! Darum hats auch gestern mittags mit so rothgeweinten Augen dagesessen.“

„Rothgeweint?“ Franziska rümpfte die Nase, „mir sind sie schon mehr glasig vorgekommen.“

„Du meinst?“

„Ich mein: wer Sorgen hat, hat auch Liqueur!“

Wieder verzog Stefan seine Lippen zu einem frechen Grinsen. „Ihre Art, Seelenschmerzen aufzufassen, ist nicht sehr weiblich, Fräulein Rumpler.“

„Ich habe nicht den Ehrgeiz, Ihnen weiblich zu erscheinen“, erwiderte sie scharf. „Uebrigens“ (sie sah ihm fest in die zwinkernden Augen) „weiß ich ganz gut, daß es auch raffinirtere Mittel giebt, um Seelenschmerzen zu betäuben.“

Stefan wurde noch um einen Schatten fahler. Er dachte daran, wegzugehen; wäre nur sein Zimmer nicht so kalt und unwohnlich gewesen und hätte er sich nicht inmitten von Weiberklatsch und Weiberunterröcken gar so wohl gefühlt.

Das Mitgefühl trieb Kamilla, sich ins Gespräch zu mischen. „Man müßt sich aber doch nach der Frau Kaplick umschaun; vielleicht ist sie krank.“

Brigitte stimmte der Mitleidigen zu: „Die Katzler hat ganz Recht. Der lange Schlaf ist unnatürlich.“

In diesem Augenblick kam Elise wieder. Sie berichtete sehr aufgeregt: Frau Kaplick scheine aufgewacht zu sein. Aber sie gebe keine Antwort, sie stöhne immer leise vor sich hin. „Gott, Fräulein“, setzte sie zögernd hinzu, „sie wird sich doch nicht vergiftet haben?“

Brigitte und Kamilla wurden totenblaß. Stefan Rasmus legte das Zeitungblatt weg. „Brechen wir die Thür auf“, schlug er vor.

Franziska verlor die Fassung nicht. „Macht um Himmels willen nicht so ein Aufsehen. Ihr ruinirt der Kaplick die Pension. Versuchts erst noch einmal mit Güte. Vielleicht probirts die Katzler; sie ist ja der Kaplick ihr Verzug.“

„Ja, gehns, Frau Katzler“, redete auch Brigitte zu, „sprechens mit ihr böhmisch; ich thäts ja selber gern, aber ich kann nix wie ‚dej mě hubičku, und ‚strc prst skrs krk‘.“ Und die Wienerin, der die beiden Pragerinnen als Oesterreicher zweiter Klasse galten und die das czechische Idiom verlachte, that, als zerbreche sie die Zunge an dem Mangel an Konsonanten.

Kamilla waren von der zweiten Landessprache ihrer Vaterstadt auch nur ein paar Brocken Volksböhmisch geläufig und sie hatte Frau Kaplicks landsmannschaftliches Gefühl der Zusammengehörigkeit oft als lästig und lächerlich empfunden. Jetzt aber wünschte sie aufrichtig, ihm eine Wirkung zu verdanken. Sie ging, von den Neugierigen begleitet, in das Vorzimmer, in das das Privatbureau der Frau Kaplick mündete, pochte an und bat um Einlaß. Auch sie vernahm zuerst nur undeutliche Laute und ein paar tiefe Seufzer. Dann, als sie ihre Bitte noch eindringlicher wiederholte, regte sich Etwas, schwerfällige Schritte tasteten sich voran, der Riegel wurde weggeschoben.

Kamilla öffnete die Thür, verschloß sie aber schnell von innen, aus Angst, ihre Gefolgschaft könnte versuchen, hinter ihr her einzudringen.

Ihr war der Schlupfwinkel der Frau Kaplick, der einzige, in den die Vielgehetzte flüchten konnte, wenn sie sich sehnte, mit sich allein zu bleiben, immer sehr jämmerlich erschienen. Ein schmales Kabinet, in dem die Möbel an einander stießen und das durch überreichen Wandschmuck, Reklamekarten, Papierfächer, Photographien und Farbendrucke noch beengter wirkte.

In diesem Raum, in dem ein durchdringendes Parfum, Moschus und der fade Duft von Schönheitmitteln und von Medizinen, die Luft verzehrte und in dem sich bei Tage zwei Menschen kaum bewegen konnten, war ein Nachttisch vor die zum Bett verwandelte Chaiselongue gezwängt, verstreute Kleidungstücke lagen auf dem Lehnstuhl und dem Teppich und der Schreibtisch, durch eine Wachstuchauflage geschützt, trug Waschgefäße, eine Anzahl von Flacons und einen kleinen, aufrechtstehenden Toilettenspiegel.

Wie sich der umfangreiche Körper der Bewohnerin durch diesen Engpaß winden konnte, entzog sich der Beobachtung Kamillas, denn die Aufgeschreckte war schon wieder in ihr Bett gesunken und der Anblick, den sie bot, war betrübend und abstoßend zugleich. Eine heftige Gemüthsbewegung mußte sie so zerschmettert haben, daß ihr nicht die Kraft geblieben war, sich zu entkleiden. Nur das oberste Gewand hatte sie abgeworfen, das Mieder aufgerissen und ihr Fleisch überschwemmte ungedämmt den Ausschnitt ihres himmelblauen, von Spitzen eingesäumten Hemdes. Ihr Gebiß, das sie, wie die schwatzhafte Elise gern erzählte, stets im Wasserglas aufzubewahren pflegte, lag auf dem Nachttisch, die falschen Haare aber hatte sie nicht abgesteckt, ihre Stirnlöckchen hatten sich nach links verschoben und der Weg der Thränen verrieth sich in der Schminke des gedunsenen Gesichts, in dem die ausgelöschten Augen fast verschwanden.

Kamilla überwand sich, die feuchte Hand der Böhmin sanft zu streicheln. „Was ist Ihnen denn, liebe Frau Kaplick? Sind Sie krank? Soll ich um den Doktor schicken?“

Von diesem Worte aufgerüttelt, wehrte sie: „Gott soll hüten vor dem Doktor!“ Dann wurde ihre Sprache wieder matter. „Es hat mich umgeworfen, ich bin wie hin; kein Glied kann ich bewegen.“

Sie sprach Czechisch, als sei ihr Gehirn unfähig, deutsche Ausdrücke zu finden. Jetzt sah sie die Landsmännin mit Blicken an, aus denen eine thierische Verzweiflung flehte. „Kleine Frau, Liebste, um der schmerzenreichen Mutter willen, und weil wir in der selben Stadt geboren sind, thun Sie mir eine Liebe an ... Gott wird es Ihnen an Ihren Kindern lohnen.“

Erschüttert gab Kamilla ihr das Wort: „Wenn ich kann.“

„Sie können.“ Schon die Hoffnung schien die Kranke zu beleben. „Schönste, Herzigste, Gute, Gute, schaun Sie, dort im Schreibtisch in der linken Schublad (die Schlüssel hab ich unterm Kopf, sperren Sies auf, ziehn Sies heraus), sehn Sie, dort steht ein Schachterl und ein Flaschel; geben Sie mirs her.“

Kamilla that, wie ihr geheißen wurde, ohne zu begreifen, was Frau Kaplick an diesem Dienst so dankenswerth erschien. Sie mußte nun die Schachtel öffnen, aus der Nadel, die neben einer kleinen Spritze lag, einen dünnen Stahldraht lösen, die Spritze mit der Flüssigkeit der Flasche füllen (‚mehr, mehr‘ verlangte Frau

Kaplick, die jede der Bewegungen mit hungernder Gier verfolgte) und die Nadel in die Spritze schrauben.

Schon riß ihr die Andere das Instrument aus der Hand. Und zu Kamillas verlegenem Erstaunen schob sie die losgebundenen Röcke tiefer und das Batisthemd hoch hinauf, faßte mit der Linken eine Falte ihrer Haut, durchstach sie mit der Nadel und spritzte die Flüssigkeit hinein.

„Ach," stöhnte sie, indem sie die gestochene Stelle rieb, aber es war ein ‚Ach' des Glückes. Und schon rötheten sich die Wangen, ihre Augen wurden frischer, sie richtete sich auf und wurde sich der Kläglichkeit ihres Aeußeren bewußt. Beschämt zog sie die Bettdecke bis zu den Ohren hoch und griff nach der ins Rutschen gerathenen Frisur.

„Jesus Maria, wie ich ausschau'! Was werden Sie nur von mir denken? Aber so fürchterliche Schmerzen hab' ich gestern mit einem Mal gekriegt, wissens so ein Rheuma (sie sprach es Rewma aus), daß ich das Chloral nur so in mich hineingeschüttet hab' (davon also war der starke medizinische Geruch, der sich in den Moschus mengte). Da muß michs auf der Stelle umgeschmissen haben; wie tot hab' ich gelegen." Kaum hatte sie die gesellschaftliche Lüge ausgesprochen, als sie, von einer Erinnerung gepackt, den Kopf ins Kissen steckte; das Schluchzen stieß sie, daß ihr Körper flog.

Gepeinigt und verlegen suchte Kamilla nach einem Uebergang in die Alltäglichkeit. Sie sagte: „Fau Kaplick, es ist halb Zwölf; soll ich die Schlüssel nehmen und der Köchin zu Tisch herausgeben an Ihrer Statt? Sie wird sonst mit dem Mittagsmahl nicht fertig. Und dann", da diese Mahnung ohne Eindruck blieb, „stellen Sie sich vor: Drei Hasen und vier Puten sind heute in der Küche abgegeben worden und, hör' ich, Sie haben das Alles gestern in vier verschiedenen Geschäften eingekauft und gleich bezahlt."

Das wirkte. Frau Kaplick sprang mit beiden Beinen aus dem Bett. „Jeschische, Jeschische", jammerte sie, „ist Das möglich? Drei Hasen und vier Puten; ich kann mich rein auf nichts besinnen. Und gleich gezahlt? Wissen, bitte, auch vielleicht, wie viel?"

„Zusammen hat es über vierzig Mark gemacht."

Frau Kaplick fuhr sich in die aufgewühlten Haare. „Jeschische! Ueber vierzig Mark, wo kommt mir Das wieder herein?" Die Fäuste ballend, murmelte sie abgerissene Sätze: „Haderlump . . . Kerl gemeiner, zu Grund richtet er mich . . . Aber ich wirf ihm auf die Gassen! Verhungern soll er von mir aus."

Kamilla that, als habe sie Das nicht gehört. Sie hatte ihre Aufgabe vollendet. Im Weggehen sah sie Frau Kaplick heftig auf die Klingel drücken, um ihr Personal herbeizurufen.

In der Eßstube erwartete man sie ungeduldig und überschüttete sie mit Fragen. „Frau Kaplick hatte gegen ihre Ischiasschmerzen eine zu starke Dosis von Chloral genommen. Das hat sie so betäubt. Es geht ihr sonst ganz gut", erwiderte Kamilla ruhig und verließ das Zimmer.

Eigentlich wäre sie gern noch geblieben, um den Fall eingehend zu besprechen, doch sie wollte sich nicht zu einem Vertrauensbruch verleiten lassen; auch fühlte sie sich niemals heimisch in dem Kreis der Pensionäre. Der Wunsch, sich ihnen anzuschließen, kämpfte mit den Vorurtheilen gegen die Ungebundenheit ihrer

Sitten und Gespräche. Sie legte den heimathlichen Maßstab an sie, der keine andere Werthung kannte als Fein und Unfein. Unfeine Leute nannte sie die Hausgenossen, von ihrem eigenen Wesen himmelweit verschieden. Oft dachte sie: Wenn Rudolf wüßte, wies hier zugeht! Doch hütete sie sich, ihm davon zu sagen und an dem Bestehenden zu rütteln.

Außerdem: was sollte ihr, einer verheiratheten Frau, erzogen, wie sie war, eine wie immer geartete Umgebung schaden? Ihre Grundsätze waren gefestigt und ihr war jeder Lebensleichtsinn fremd. Nur zu theuer hatte sie die kurze Freiheit zu bezahlen; sie zitterte bei jedem prager Brief, quälte sich unaufhörlich mit Gewissensbissen über die versäumte Pflicht und suchte ihr immer waches Schuldbewußtsein durch den schweren Ernst zu dämpfen, mit dem sie ihre neuen Pflichten pflegte. Sie lag in den Nächten wach und überdachte ihre Arbeit, sie übte bis zur Uebermüdung, machte Fleißaufgaben für den Lehrkursus der Theorie; sie gab sich ganz an die Musik: und die Musik dankte ihr dafür. Ihre Mitwirkung bei der öffentlichen Prüfung war längst beschlossen; außerdem beabsichtigte der Professor, ihr bei einem der nächsten Komponistenabende den Klavierpart im Quartett zu übergeben. Sie galt Etwas in der kleinen Umwelt ihrer Klasse und es hob sie auch in den Augen ihres Lehrers, daß sie durch ihren Bruder und den Mann der Freundin Beziehungen zur Presse hatte.

Er wußte nicht, über welche Hindernisse hinweg sie jüngst mit einer lobenden Notiz über das Erstauftreten eines Konservatoristen in die ‚Neusten Theaterblätter‘ eingedrungen war. Rudolf hatte seine Hilfe schroff verweigert und auch Herr Ehrenthal, sonst immer scherzhaft und galant, war unfreundlich geworden, als sie eine geschäftliche Gefälligkeit von ihm verlangte für Jemanden, der ihn gar nicht interessirte. Nur durch Hermine, die, durch Erlanger, heimlich mitregirte, war es gelungen, die Reklame in die Zeitung einzuschmuggeln.

Seit Kamilla nicht mehr bei Samuels zu Gast war, hatte ihr Verhältniß zu Hermine sich verändert. Sie spielte neben ihr die Rolle der Vertrauten, wie sie in Opern alten Stils stets neben der Primadonna steht. Frau Ehrenthal redete Wirthschaft- und Toilettensorgen an sie hin, nahm sie mit, wenn sie Kleider anprobirte, und scheute sich nicht, mit ihr Einkäufe für Gesellschaften zu machen, zu denen sie die Begleiterin nicht lud. Dafür gab sie aus dem reichen Vorrath ihrer Freibillets von Zeit zu Zeit an ihre Freundin ab; und Kamilla war so unverwöhnt: sie ergötzte sich auch im Belle-Alliance-Theater und bei Konzerten, die selbst Herminens Schneiderin verschmähte.

Heute war ihr zum ersten Mal der Besuch der Oper zugedacht. Zwei Tage lang hatte sie an der Vorfreude gezehrt; nun machte sie sich auf den Weg, um sich das Recht auf den Genuß zu sichern.

Sie fand Frau Ehrenthal in Aufregung. „Wie Du mich hier siehst, warte ich immer noch vergebens“, rief sie der Eintretenden zu; „es ist unerhört, ich werde mich beschweren.“

„Nein, Hermine“, warf Kamilla schüchtern ein, „reg’ Dich doch nicht so auf, ich kann ganz gut ein ander Mal . . .“

„Ach was“, Frau Ehrenthal zuckte mit den Achseln, „wegen Dir! Aber meine Karte zur Lindaupremiere ist noch nicht da. So eine Unverschämtheit von dem Kerl: ‚es schickt sich nicht, zu einer so besuchten Vorstellung um ein drittes Freibillet zu bitten.‘“

„Von wem sprichst Du denn?“

„Von dem alten Elsel, dem Doktor Krell; immer nimmt er sich so viel heraus.“

„Aber“, widersprach Kamilla, „Rudolf ist doch auch immer der Meinung ...“

„Na ja, der Rudolf! Auch so ein Verdrehter; wie oft hab' ich mich schon mit ihm deshalb gezankt! Wir thun doch den Direktoren einen viel größeren Gefallen. Wenn die Kritiker nicht über die Stücke schreiben möchten, ginge ihnen keine Katz hinein, ausstopfen könnten sie sich lassen. Ueberhaupt“ (die schlechte Laune raubte ihr die gewohnte Selbstbeherrschung), „was treibt denn eigentlich Dein Bruder? Seit acht Tagen hat er sich nicht sehen lassen; neulich Abend ist er einfach nicht gekommen, ohne abzusagen.“

Kamilla hatte eine Sekunde des Triumphs, daß sie über ihren Bruder, der gestern bei ihr gegessen hatte, besser unterrichtet war, und sie machte sich sehr wichtig. „Du mußt ihm Das nicht übel nehmen; er hat schrecklich viel zu thun. Für die Zeitung. Und er hört fast alle Tag Kolleg. Und dann mit seinem Stück; den zweiten Akt schreibt er ganz um. Seit acht Tagen ist er keinen Abend ausgegangen, hat er mir erzählt.“

Herminens Züge heiterten sich auf. Sie sagte: „Ich nehme mir auch Mühe genug für ihn. Wenn man sein Stück noch heuer spielt, hat ers nur mir zu danken.“

Kamilla dachte: „Gut, daß der Rudolf Das nicht hört.“

Es läutete. Hermine rannte selbst hinaus und kam, einen Brief in ihren Händen, mit strahlendem Gesicht zurück. „Ich hab' also meinen Platz. Sogar Loge. Erlanger ist ein Ehrenmann. Aber für Dich war heute nichts zu machen. Na, aber ganz bestimmt ein ander Mal.“

Kamilla dachte: Meine Enttäuschung trägt sie leicht. Und obgleich sie sich es vorgenommen hatte, berieth sie sich nicht mit der Freundin über ihr künftiges Verhalten ihrer Wirthin gegenüber.

Ein paar Stunden später war sie Dessen froh. Als sie sich zum Mittagessen einfand, sah sie oben an der Querseite der Tafel Frau Kaplick sitzen, auf dem gewohnten Platz, in der gewohnten geraden Haltung. Ihre Ueppigkeit war in eine rothe Seidenbluse eingesperrt, die schwarzen Löckchen umrahmten, kunstvoll auftoupirt, das gepuderte Gesicht und Einem, dem die Herkunft des flackernden Glanzes in den Augen ein Geheimniß war, konnte er die Folge der angeregten Unterhaltung scheinen. Denn unbefangen, mit einem Lächeln, das eine lückenlose Reihe weißer Zähne zeigte, sprach die Hausfrau mit ihrem Nachbar Christovitsch, dem sie, wie immer, die besten Stücke auf den Teller legte. Christovitsch, ein schwerer, stiernackiger Mann, dunkelhäutig, einen kleinen Schnurrbart über den begehrlich aufgestülpten Lippen, nahm die Fürsorge gelassen an, aß viel, redete wenig und immer nur mit seiner Nachbarin zur Linken, einer rothhaarigen Amerikanerin. Nichts erinnerte an den Vorfall von heute morgen; nur die Eingeweihten tauschten Blicke, als der Hasenbraten aufgetragen wurde.

Erst gegen Abend, als Kamilla, ermüdet von der Arbeit und auf der Flucht vor der Kälte ihres schlecht geheizten Stübchens, das Eßzimmer wieder betrat (es diente, als der besterwärmte Raum, auch häufig als Empfangssalon), erfuhr sie von den weiteren Begebenheiten dieses Tages. Franziska Rumpler erzählte Anna Möller, die zu Besuch gekommen war, Frau Kaplick habe beide Dienstmädchen, zur Strafe für ihr Schwatzen, sofort aus dem Haus jagen wollen, habe sich aber bald darauf wieder mit ihnen ausgesöhnt.

„Der Christovitsch hat jedenfalls sein Veto eingelegt. Er legte Werth auf eine gute Köchin und auf ein hübsches Stubenmädchen.“

Anna Möller schüttelte den Kopf. „Was sie sich von dem Kerl gefallen läßt! Es ist unbegreiflich.“

Franziska sagte mit einem hochmüthigen Lächeln: „Ja, ja, je älter, desto toller. Ueberhaupt, seit Nils Johanson nichts hat von ihr wissen wollen.“

„Bei Nils Johanson konnte man es doch wenigs—tens vers—tehen,“ lispelte Lina Wendt mit ihrem Konfirmandenlächeln.

„Meinst Du?“ Franziska wendete sich fast drohend ihrer Freundin zu. „Bist Du ihm vielleicht auch nachgestiegen?“

Lina sah sie ganz unbefangen an. „Nachges—tiegen? Nein, nachges—tiegen bin ich, glaube ich, noch keinem Mann.“

„Sprecht Ihr von Männern?“ fragte die hereinstürmende Brigitte. Sie war wie nackt in dem engen weißen Tuchkleid, das sich faltenlos an ihre Glieder schmiegte und die wundervolle Büste uneingeengt enthüllte.

Franziska musterte sie mit mißbilligenden Blicken. „Wo läufst Du denn schon wieder hin?“

„Ich geh' ins Schauspielhaus zur Lindau-Premiere; ein Freund von mir hat mir ein Billet geschenkt.“

„In dem Aufzug?“

Brigrittens Schultern hoben sich, als wollten sie die letzte Fessel sprengen. „Du meinst das Ausgeschnittene? Aber nein. Im Schauspielhaus bin ich ganz ehrbar. Darum komm' ich ja; bitt' Dich, hilf mir den Einsatz da hinein knöpfen,“ sie reichte der Malerin einen Spitzenlatz, der bestimmt war, die Lücken ihrer Kleidung auszufüllen. „Aber nachher, weißt, dann gehn wir lumpen. Auf ein Atelierfest sind wir eingeladen. Na und da reiß ich, eins, zwei, drei, den Fetzen wieder raus.“

Die Rumpler berührte liebkosend Brigittens zarte Haut. „Du wirst Dich mit Deinem Leichtsinn noch zu Grunde richten;“ schalt sie, „es wird Dir gehn wie der Kaplick.“

„Also sei so gut! Ich dank' für den Vergleich. Uebrigens, das arme Hascherl, leid thun hats Einem können heut mittag. Wie sie den Kerl, den Serben, gefüttert hat! Und als Dank dafür hat er nur Augen für die rothhaarige Miß gehabt.“

„Nein, so Jemand kann mir nicht leid thun,“ stieß Franziska grollend aus, während sie Brigitte mit einem leichten Ruck dem Gaslicht näher brachte, „so Jemand steht für mich noch tiefer als ein Thier.“

„Sie ist halt in ihn verschossen. „Wenn ich in einen Mann verschossen bin ...“ Brigitte machte eine so heftige Bewegung, daß ein paar Maschen des straff gespannten Spitzenstoffes platzten.

Franziska, die im Begriff war, den letzten Haken in seine Oese einzuführen, runzelte die Stirn. „Mäßige Dich, Brigitte.“ Die aber war schon zum Spiegel weggesprungen.

„Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können,“ rief sie, während sie eine Welle ihrer gelben Haare tiefer in die Augen zog.

„Das trifft mich nicht“, fuhr Franziska auf, „nicht mich und nicht die Lina; uns genügt die Kunst und unsere Freundschaft.“

Brigittens Mund bewegte sich, als schlucke er Etwas hinunter. Mit einem spitzbübischen Ausdruck meinte sie: „Na, mir doch auch; und da schimpfst Du immer über meine Freunde.“

Die scharfe Linie um Franziskas Mund vertiefte sich. „Freundschaft mit dem Mann ist eine Lüge. Der Mann ist unser Feind.“

Brigitte hob abwehrend ihre Hände. „Heute hast Dus aber wieder mal harb auf die armen Männer. Und sie sind doch so herzig. Wenn sie nicht da wären, müßte man sie rein erfinden. Gott, was fingen wir ohne die Männer an!“

Anna Möller, die bisher geschwiegen hatte, sagte: „Der Mann ist doch nur das Mittel, um unsere Sehnsucht nach einem Kind zu stillen.“

„Oder auch nach zweien,“ murmelte die Rumpler boshaft.

Worauf Anna heftig wurde. „Ich bin stolz auf meine beiden Kinder und glücklich, daß sie mir allein gehören. Die Mutterschaft ist für uns Frauen doch das höchste Ziel.“

„Sag' lieber gleich: die Ehe,“ spottete Franziska.

„Wer spricht von Ehe?“ fuhr Anna auf, wie von einer persönlichen Beleidigung getroffen.

Brigitte, die wieder vor dem Spiegel stand und ein rothes Kopftuch um die Zöpfe legte, wendete sich um.

„Ehe, Mutterschaft, bitt' Euch, Kinder, redets nicht von so philisterhaften Sachen. Wie hat Das der Busch so schön gesagt: ‚Liebe ist der Inbegriff, auf das Andere pfeif' ich.‘“ Sie öffnete die Arme; wie eine Statue stand sie, weiß gegen den rothen Hintergrund der herabfallenden Falten ihres Tuches.

Franziskas Pupillen zogen sich zusammen, wie von einem starken Licht getroffen. „Schön bist Du heute.“ Sie machte einen Schritt auf Brigitte zu; dann blieb sie stehen. „Nimm Dich in Acht!“ Rauh kam ihr die Stimme aus der Kehle. Brigitte stand noch immer regungslos. Der ungewohnte Ernst gab ihren ausdrucksvollen Zügen etwas Tragisches. „Pah,“ sagte sie, mit einer Handbewegung, die Etwas wegzuwischen schien. Schon war sie wieder mit ihrer Kopfhülle beschäftigt. ‚Donna e mobile‘ sang sie in das Spiegelglas hinein.

Franziska sagte, als nehme sie eine unterbrochene Unterhaltung wieder auf: „Ihr solltet mehr Naturgeschichte lesen. Da könntet Ihr schöne Sachen von der Liebe finden und von der Sehnsucht nach dem Kinde. Da ist, zum Beispiel, die Geschichte von einem Fisch, den man den Stechling nennt. Der kann seine Fischin auf den Tod nicht leiden; aber da kommt ein Augenblick, in dem die Natur verlangt, daß er sich mit ihr verträgt. Da packt er sie, treibt sie in eine Art von eigenem Herd, den er eigens dazu eingerichtet hat, und wenn sie ihre Pflicht gethan hat und gelaicht, peitscht er sie mit den Flossen wieder raus und schaut sie nie mehr an. Freilich sorgt er dann selbst für seine Brut, was man von den Menschenvätern nicht immer behaupten kann.“

Anna Möller sah finster vor sich hin.

Brigitte aber, das Gesicht wieder ganz Heiterkeit und Grübchen, fand die Geschichte köstlich. „Du, Das hat Dir sicher Niels Johanson erzählt.“

Die Rumpler gab kein Echo an diese Lustigkeit zurück. Sie sagte kurz: „Du verwechselst uns, ich habe nie vertraut mit Nils Johanson gestanden.“

Die Blutwelle, die bei Nennung dieses Namens Brigitten bis in die Ohr-

lappen gestiegen war, verbreitete sich über Hals und Nacken. Trotzig sagte sie: „Das war nur Dein eigener Schade.“

In die Pause, die ihrem Ausruf folgte, tönte Linas hamburgisches Lispeln: „Ist es denn bes—timmt, daß Nils Johanson nicht mehr in die Pension zurückkommt?“

Brigitte ließ den Aermel ihres Mantels fallen, in den hineinzuschlüpfen sie sich eben mühte. Ihr neugieriges: „Woraus schließt Du Das?“ traf sich mit Franziskas mißtrauischem: „Von wem hast Du diese Nachricht?“

Lina blickte ganz madonnenhaft. „Ich meine nur, seine Wohnung s—teht doch schon seit einem Monat leer und in Fräulein Sjöborgs S—tube wohnt Frau Katzler.“

„Das hochmüthige Ding, die Sjöborg“, Brigitte knöpfte ihren Mantel zu; „gut, daß wir Die los sind.“

Franziskas Augen glänzten. „Schön war sie und stolz.“

„Pah,“ Brigitte warf die Lippen auf; „sie haben Wand an Wand gewohnt.“

„Wie Frau Katzler thun wird, falls Nils wiederkommt“, erwiderte Franziska.

Brigitte lächelte. „Na ja, die Katzler.“ Und in der gutmüthigen Absicht, die Geringschätzung, die diese Worte in sich schlossen, abzuschwächen, setzte sie hinzu: „Uebrigens die Katzlerische ist ein stilles Wasser. Immer seh' ich einen Herrn zu ihr kommen und gestern hat er sogar bei ihr genachtmahlt, in ihrem Zimmer; schon mehr chambre séparée.“

Kamilla glaubte sich ernstlich angegriffen. „Das war mein Bruder Rudolf!“ Sie vertheidigte sich sehr entrüstet. Niemand mißtraute ihrer Ehrlichkeit; nur um sie zu necken, stellten sie sich zweifelnd.

„Was ist Ihr Bruder?“ fragte Fräulein Rumpler.

Kamilla dachte nach. Was war eigentlich ihr Bruder? „Er ist kolossal gebildet,“ sagte sie mit großem Stolz.

Die Mädchen lachten. „Das ist aber doch kein Beruf.“

In ihres Bruders Sinn verletzt, wurde Kamilla eifrig. „Er hat auch keinen; er arbeitet ganz frei. Er studirt noch; und nächstens wird ein Stück von ihm gegeben; und er schreibt für die Neusten Theaterblätter, aber nur, wenn es ihm gerade paßt.“

Mit einem Ruck drehten sich ihr alle Köpfe zu.

„Er ist Redakteur?“

„Bei Ehrenthal, bei dem Agenten? Mit Dem handel' ich ja gerade um ein Engagement.“

Anna und Brigitte hatten gleichzeitig aufgeschrien.

Nun erkundigte sich auch Franziska. „Schreibt er auch Kritiken über Kunst?“

Anna Möller fragte, in hungernder Erregung: „Könnte er mir vielleicht eine Empfehlung an Journale geben, die Uebersetzungen gebrauchen?“

Brigitte sagte: „Jessus, da könnt' er mir vielleicht ein Engagement verschaffen? Warum haben Sie uns denn dieses merkwürdige Wesen noch nicht vorgestellt?“

Kamilla, so plötzlich der Mittelpunkt alles Interesses, blies sich ein Wenig auf.

„Mein Bruder lernt nicht gern neue Menschen kennen und es möcht' Ihnen auch gar nichts nützen: er thut Niemandem auf der ganzen Welt gegen seine Ueberzeugung Etwas zu Gefallen.“

„Gott, er wird auch mit Wasser kochen“: damit fertigte Franziska die Ueberhebung ‚dieser Katzler‘ ab.

Lina Wendt, die unbewegt geblieben war, lispelte ganz kindlich: „Was ist Das für ein S—tück, das er geschrieben hat?"

„Das Stück, das man jetzt aufführt," Kamilla erwähnte es so nachlässig, als sei ihr Bruder es gewohnt, Stücke aufführen zu lassen, „ist ein Märchendrama. Nils Johanson", sie wußte, es war prahlerisch, von Einem, den man gar nicht kannte, so mit Vertraulichkeit zu reden, „hat ihm die Musik dazu gemacht."

Brigitte, eben mit dem Aufziehen ihrer langen Handschuhe fertig und mit einer Hand schon auf der Klinke, sprang wieder zurück. „Nils Johanson hat ihm ...? Jessus, jetzt erinner' ich mich auch, ich hab' ihn einmal mit Nils Johanson und seiner Cousine hier aus dem Haus herausgehn sehn, noch bevor Sie hergezogen sind, Frau Katzler. Er ist mir aufgefallen, ich hab' mir gedacht: Dem gefallt aber das große Mädel! Gott, Augen hat er auf sie gemacht! Wissens, schön ist er just nicht, aber gescheit schaut er schon aus."

Die Entgegnung auf diesen Satz, in dem sich für Kamilla Verletzendes und Schmeichelhaftes mischten, wurde ihr von Brigitte abgeschnitten.

„Jeschisch Maria," rief sie mit einem Blick auf die Uhr, „bald Sieben; und der Kopka wartet auf mich bei der Kasse. Na, Der wird schimpfen! Also: Ihren Bruder muß ich kennen lernen. Er interessirt mich riesig. Jessus, ich muß mir grad jetzt eine Droschke nehmen; bitt' Dich, Franzi, borg' mir eine Mark, ich hab' nur fünfzig Pfennige in der Tasche. Also Pfuit Euch Gott alle mit einander. Und wenn ich Ihren Bruder im Theater seh', Frau Katzler, dann grüß' ich ihn von Ihnen."

Kopfschüttelnd sah ihr Franziska nach. „Ein wildes Frauenzimmer. Ihr Bruder kann sich gratuliren."

Kamilla war im Begriff, zu sagen: ihr Bruder sei viel zu charaktervoll und ernst, um sich auf solche Kindereien einzulassen, aber die Art, mit der die drei Zurückgebliebenen leise plaudernd einander näherrückten, gab ihr ein Gefühl der Ueberflüssigkeit. Auch wollte sie noch vor dem Abendbrot Oktaven üben.

Mitten in einem Lauf ließ sie nachdenklich die Hände sinken.

Franziska hatte ihr an einem regnerischen Sonntag ein Buch geliehen. Ein Franzose, namens Diderot, hat es geschrieben und ein Kapitel war darin, das hieß „Von den Frauen". Darin war festgestellt, daß den Männern Abwechselung in der Liebe ein Bedürfniß sei und Treue zu einer Einzigen unmöglich; und daß eine Kuhmagd ihre Leidenschaft eben so erregen könne wie die feinste Dame. Und es waren Beispiele gegeben von dem Einfluß, den sinnliche, wenn auch niedrige Naturen auf geistig hochstehende Männer übten. Etwas wie ein körperlicher Schmerz hatte Kamilla beim Lesen dieser Abhandlung ergriffen, eine heftige Empörung über die Verächtlichkeit des eigenen Geschlechtes und darüber, daß es Männer gebe, die so häßlich fühlen und vielleicht auch handeln konnten. Alle natürlich nicht, niemals konnte sie Das glauben; ihr eigener Mann war sicher ausgeschlossen.

Trotzdem konnte sie nie ohne Beklemmung dieser seltsamen Enthüllung denken; und die Unterhaltung, deren Zeugin sie vorhin gewesen war, hatte aufs Neue ihr Innerstes aufgewühlt. Sie saß und grübelte in ihrem schlecht geheizten Zimmer und eine große Traurigkeit fiel wie eine Last auf sie. Eine Ahnung unbekannter, tötlich schwerer Leiden streifte ihr Gemüth, Heimweh griff nach ihr; sie sehnte sich aus Kälte und Verlassenheit nach der Umfriedung ihres Hauses.

Auguste Hauschner.

Abschlußstimmung.

Ob die Börse Grund haben wird, sich des Kometenjahres zu freuen? Kometen sollen ja Glück bringen. Die Weinbauern sagens wenigstens. Im Hitzighaus sieht man mehr vergnügte als ängstliche Gesichter. Die Bankdirektoren schmunzeln, wenn der neugierige Frager sich ein paar Rosinen von ihnen holen will. „Quid sit futurum cras, fuge quaerere . . .“ Amerika war eine Stunde lang weniger wichtig als die Berufung Arturs von Gwinner in den Kreis der „Edlen und Getreuen Herren“. Die Börse hat dem Türkengwinner die Versetzung unter die Pairs des Königreiches Preußen neidlos gegönnt. Er gilt als wirklicher Erbe Georgs von Siemens und ist mehr als ein Epigone, wenn er sich auch selbst stets als Schüler des Meisters bezeichnet. Siemens ist nun zwanzig Jahre tot. Der Deutschen Bank aber gehts besser als je und statt des Reichstagsabgeordneten Siemens hat sie jetzt das Herrenhausmitglied Artur von Gwinner. Als Vertreter des deutschen Kapitals in der Türkei und Kleinasien, besonders aber als Repräsentant des deutschen Elements bei der Bagdadbahn hat sich Gwinner Verdienste erworben. Die Wahl des Königs fiel auf einen Würdigen; und die Auguren der Börse raunten einander zu: „Nun wird die Deutsche Bank sicher 13 Prozent Dividende geben.“ Die Zahl Dreizehn wird nicht mehr als ominös gefürchtet, seit die AEG den Bann des Vorurtheils durchbrach. Der Abschluß der Bank des Berliner Kassenvereins, der den Reigen der berliner Finanzinstitute eröffnete, stimmte die auf Dividendenzuwachs Hoffenden wieder ein Bischen herab. Der niedrige Zinsfuß kürzte den Gewinn und beschnitt die Dividende um mehr als 1 Prozent. Dieses Ergebniß ist für die großen Aktienbanken nicht maßgebend, da die Bank des Kassenvereins, als Hauptabrechnungstelle der wichtigsten berliner Bankfirmen, andere Funktionen hat als ein Kreditinstitut. Wichtiger als der Dividendenrückgang ist, was die Ziffern des Kassenvereins über das Erleben der Börse lehrten. Der Gesammtumsatz erreichte die Rekordziffer von 55 Milliarden. Selbst das lebhafte Börsenjahr 1905 brachte es nur bis zu 52. Und der Bericht betont, daß der „Ultimoverkehr an der Börse ganz außerordentlich gestiegen ist“. Die Börse ist wieder zum Lebenscentrum geworden und der Börsenmann regt sich deshalb nicht mehr so wie früher auf, wenn aus Amerika schlechte Nachricht kommt. Berlin liegt nicht am Hudson. Mögen die Wallstraßenmatadoren einander nach Herzenslust die Dollars aus der Tasche stehlen: was kümmerts uns? Daß drüben im Zeitraum von zwei Wochen vier Börsenfirmen vor die Hunde gingen, ist am Ende aber nicht so ganz gleichgiltig. Die Insolvenzen waren die Folge eines Mißverhältnisses zwischen engagirtem und verfügbarem Kapital. Wird die schiefe Proportion zum allgemeinen Uebel, so wiederholt sich die Finanzkrisis vom Herbst 1907. Und wer kann behaupten, daß die Verstrickung in ein zu dichtes Netz von Engagements gerade nur bei den verunglückten Bankhäusern zu finden war? Je intensiver die Spekulation an der Börse arbeitet, um den Werth des in Effekten angelegten Vermögens zu erhöhen, desto lauter knurrt der Magen nach Geld. Wer soll schließlich den gewaltigen Hunger des amerikanischen Riesen stillen? Europa hat keinen Ueberfluß an Umlaufsmitteln; und die Möglichkeit, Yankeewerthe in der Alten Welt abzusetzen, ist nicht unbegrenzt. Dabei sind die Eisenbahnen, das wichtigste Aktivum in der allgemeinen Vermögensbilanz der Union, noch lange nicht

satt. Ein bekannter amerikanischer Nationalökonom, Professor Carner von der Harvard-Universität, will, wie er jüngst erklärte, seinen Ruf als Gelehrter dafür einsetzen, daß die Vereinigten Staaten in einem Jahr oder in zweien eine der schwersten Krisen durchmachen werden, die sie bis jetzt erlebt haben; die Union werde bald genöthigt sein, Korn, Fleisch und andere Nahrungmittel einzuführen, weil die eigene Produktion der Nachfrage nicht mehr genüge. Unglückspropheten gerathen leicht in den Ruf der Lächerlichkeit. Doch Carner gilt für einen vorsichtigen Mann, dem man hysterische Angstschreie nicht zutraut. Und die rasche Folge der jüngsten Insolvenzen giebt zu denken. Die Börsenfirma Fisk & Robinson, die mit sieben Millionen Dollars passiv wurde, galt allgemein sogar als solid.

An Unterhaltungstoff hats auch in Berlin nicht gefehlt. Die Auergesellschaft und die Bankfirma Koppel & Co. haben einen Ruf als Emissionare erlangt. Am neunundzwanzigsten Januar überraschte die Deutsche Gasglühlichtgesellschaft die Aktionäre mit der Mittheilung, daß der Aufsichtrath beschlossen habe, eine Erhöhung des Aktienkapitals um 6,60 Millionen Mark Stamm- und 6,60 Millionen Mark Vorzugsaktien vorzuschlagen. Eine Verdoppelung des Kapitals also, das erst vor vierzehn Monaten von 6,60 auf 13,20 Millionen gebracht worden war. Die Börse nahm die Ankündung höchst ungnädig auf; und das Bankhaus Koppel hatte genug zu thun, um den Kurs derUeraktie, dem Angebot von Stücken gegenüber, zu stützen. Schließlich ist es nicht so ganz einfach, bei einem Papier, dessen Werth bis auf 650 Prozent getrieben war, zu interveniren. Und am Ende gabs Tagesverluste von zwanzig Prozent. Die ungewöhnlich große Kapitalsvermehrung wurde mit der Situation auf dem Markt des Gasglühlichts und der Metallfadenlampe begründet. Der Konkurrenzkampf lasse nur noch bei weiterer Ausdehnung der Massenfabrikation lohnenden Gewinn. Um die Fabrik dem neuen Prinzip anzupassen, seien auch neue Mittel nöthig. Und so wurde, vielleicht in dem Gefühl, daß sich nie wieder die Gelegenheit zu so reichem Fischzug bieten werde, der dreisteste Coup gewagt, den eine Aktiengesellschaft sich überhaupt leisten kann: Erhöhung des Betriebskapitals und dabei Verringerung der Rente. Denn die Dividende von 50 Prozent hätte auf das doppelte Kapital nur 25 Prozent ergeben. Allerdings sollte den Aktionären durch den Bezug der neuen Aktien zum Parikurs ein werthvolles Aequivalent für die Verkürzung des Aktienertrages geboten werden. Während die Spekulation reizvollen Bezugsbedingungen gegenüber sonst nicht gefühllos bleibt, konnte sie sich über die Kühnheit der Auerverwaltung nicht beruhigen. Und nun geschah das Unerhörte. Drei Tage nach der ersten Ankündung kam eine zweite: Die Verwaltung habe den Gedanken an die Erhöhung des Kapitals aufgegeben, weil ihr Vorschlag eine „wenig günstige Aufnahme in den Kreisen der Aktionäre" gefunden habe. Die zweite haute nouveauté der Maison Koppel. Nun war die Verstimmung erst recht groß, weil man sich fragte: „Nach welchen Prinzipien handelt eine Verwaltung, die heute widerruft, was sie vor drei Tagen für nothwendig hielt?" Diese Frage ist berechtigt. Wenn eine Verwaltung, nach reiflicher Prüfung der Verhältnisse, sich genöthigt glaubt, den Aktionären eine Verdoppelung der Betriebsmittel vorzuschlagen, so muß sie unter allen Umständen ihr Vorgehen zu rechtfertigen suchen. Daran darf sie kein Widerspruch hindern; am Wenigsten aber dürfen Rücksichten auf den Aktienkurs die verantwortlichen Organe eines Unternehmens bewegen, eine als nothwendig erkannte Transaktion aufzugeben. Zu Aenderungen im Finanz-

plan wäre ja noch in der Generalversammlung Zeit gewesen. Aber für die Auergesellschaft waren von je her die Wünsche des ihr liirten Bankhauses entscheidend. Und da Koppel & Co. keine Lust hatten, alle Aktien, die der erste Schreck über die Kapitalserhöhung auf den Markt trieb, zu übernehmen, so wurde schleunig der status quo ante hergestellt. Das war kein Meisterstück; ein kluger Taktiker hätte sich gehütet, vor dem Tag der Generalversammlung den Pflock zurückzustecken.

Ist die eigenartige „Finanzpolitik“ der Auerverwaltung mit den Vorschriften der Paragraphen 241 und 249 des Handelsgesetzbuches in Einklang zu bringen, die von den Pflichten des Vorstandes und Aufsichtrathes reden? Da nur einer der beiden Beschlüsse den Interessen der Aktionäre dienen kann, so muß beim anderen die „Sorgfalt des ordentlichen Geschäftsmannes“ gefehlt haben. Die Zahl der Mitglieder des Aufsichtrathes ist um zwei verringert worden. Hat sich die Kontrole der noch übrigen Aufseher als unzureichend erwiesen? Der Arm des Geheimraths Leopold Koppel reicht wohl weiter, als den nicht im Bann dieser Macht befindlichen Aktionären gut ist. Schon die Emission der Vorzugsaktien im Jahr 1908 paßte nicht in das Schema glatter Finanzoperationen. Da wurde eine besondere Vergütung von 6 Prozent gewährt, die abnorm war und wie eine Emission von Unterpariwerthen aufgefaßt wurde. Schließlich fand die Bonifikation aber keinen Widerstand beim Registerrichter. Dann die schnelle und ausgiebige Erhöhung der Dividenden (von 22 auf 35 und 50 Prozent), eine Steigerung, deren Tendenz nicht verborgen bleiben konnte. Und zuletzt das Angebot neuer Aktien zum Pariwerth bei einem Kurs von 650 Prozent für die schon notirten Papiere. „Solche Bezugsrechte giebts ja gar nicht“, hieß es an der Börse. Das Schicksal der Aueraktie ist gewiß nicht arm an sensationellen Erlebnissen. Zwischen 1000 und 200 Prozent hat der Kurs geschwankt; und die Spannung zwischen der höchsten und der niedrigsten Dividende beträgt 123 Prozent. Kein Wunder, daß die Spekulation an dieser Elastizität ihre Freude hatte. Aber einen ruhigen Besitz hat die Aktie niemals gewährt; und heute weiß noch kein Aktionär, wie die Gesellschaft mit der betriebsamen Konkurrenz fertig werden wird. Höchstens weiß es Leopold der Große. Unsere ersten Elektrizitätfirmen sind keine leicht zu nehmenden Rivalen. Was soll werden, wenn die Erweiterung des Betriebes „nach Maßgabe der vorhandenen Mittel“ nicht genügt? Dann kommt später doch die Ausgabe neuer Aktien. Die aber wird nicht leicht sein, nachdem die Verwaltung sich durch ihr letztes Kunststück so arg kompromittirt hat.

Als der Kurs der Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika die Baumregion verließ und alpine Höhen aufsuchte, warnte ich hier vor allzu kühnen Klettertouren. Das theuerste Papier der berliner Börse ist für den Sport der gewöhnlichen Steuerzahler ein zu kostspieliges Objekt. Ein Kurs von 2000 Prozent mahnte zur Vorsicht. Aber die Sorge wurde als grundlos bezeichnet, weil die Antheile in „potenten Händen“ seien. Bald danach waren sie auf 1560, beinahe 500 Prozent vom Gipfel entfernt; und die „potenten Hände“ kümmerten sich nicht um den Kurs. Reelle Verkäufe waren die Ursache der Deroute; und verkauft wird ja meist nicht von potenten, sondern von nicht ganz sicherstehenden Leuten. Was hatte die Antheile der Kolonialgesellschaft ins Gleiten gebracht? Ganz unbestritten scheint die Sache nicht zu sein; denn der Reichstag war unisono gegen die Kolonialgesellschaft und Herr Dernburg mußte seine Stimme der vox populi vereinen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika sucht die Integrität ihrer

Bergrechte durch die Berufung auf den mit der Kolonialbehörde abgeschlossenen Vertrag nachzuweisen. Am zwölften Februar 1908 wurde zwischen der Gesellschaft und dem Reichskolonialamt der Bergrezeß vereinbart. Rezeß heißt Vertrag; nach dem Uebereinkommen sollte die Deutsche Kolonialgesellschaft in dem ihr zugestandenen Gebiet auf die Ausübung der Berghoheit verzichten und sie dem Reich überlassen. Das ist die Auffassung der Gesellschaft; ihr steht das Votum des Reichstages gegenüber, das den Verzicht als einen Rücktritt von Bergeigenthum auffaßt. Zu den Prozessen, die im „Diamantenparadies" spielen, werden also wohl neue kommen; und die „potenten Hände" werden schließlich ihren Besitz ruhig schießen lassen.

Charakteristisch ist, daß die Grundlinien im Fall Auer und bei der Kolonialsache das selbe Bild zeigen: Unklarheit in den geschäftlichen Dispositionen; Ueberwiegen des spekulativen Moments; Kursherrschaft. Weisen diese Erscheinungen nicht auf eine gemeinsame Wurzel zurück, auf die Hybris, die dem Bewußtsein der Stärke des Kapitalvermögens entspringt? Man meint, der Spekulation seien keine Schranken gesetzt. Die Disposition brauche deshalb erst an zweiter Stelle zu kommen. Daß diese Rechnung nicht stimmt, lehrt nur allzu oft die Erfahrung. Aber die Börse ist stets spätestens übermorgen wieder lustig. Gute Abschlüsse der Handelsgesellschaft und der Nationalbank, der allerbeste Abschluß, von der Deutschen, in Sicht, von der nächsten Zweimonatbilanz nichts Schlimmes zu fürchten: da darf Groß und Klein doch getrost hoffen, das Kometenjahr werde auch der Börse sich huldvoll zeigen.

Ladon.

Němec.

Hochverehrter Herr Harden, in dem Artikel „Wie man in Rußland spricht", steht auf Seite 226 der „Zukunft" vom zwölften Februar 1910 der Satz: „Für die Russen ist der Deutsche der ‚njemetz', der Stumme, weil er ihre Sprache nicht versteht und deshalb nicht zu ihnen reden kann. Weshalb diese Bezeichnung gerade für uns gilt, hat noch Niemand recht zu erklären vermocht; ihrem Sinn nach würde sie auch auf Engländer und Franzosen passen. Wahrscheinlich hat die Spottlust der Russen den Deutschen getroffen, weil er von je her ihr Lehrer und Erzieher war; dessen Fehler reizt die Unmündigen leicht zur Neckerei." Die Leser wird es vielleicht interessiren, zu erfahren, daß der bei slavischen Völkern allgemein gebräuchliche Ausdruck „Němec", „Der Stumme" (und „Der Deutsche") sehr alten Ursprunges ist. Nach Chroniken reicht er bis in die Zeit der Slavenwanderungen zurück. Die erschwerte, wahrscheinlich nur durch Gesten ermöglichte Verständigung zwischen den damaligen Nachbarn, Germanen und Slaven, soll dazu beigetragen haben, die Bezeichnung „Němec" für „germanisch, deutsch" entstehen zu lassen; wohl als Gegensatz zu „Slovan", Slave, von „slovo", „das Wort", abgeleitet.

Dresden. Anda Tanglova.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.


JASMATZI
ELMAS
Cigaretten
mit Gold- und Hohlmundstück.
„DER SICHERSTE TIP"
Qualität in höchster Vollendung.
No 3. 4. 5. Preis: 3. 4. 5. Pfg. d. Stck. in elegant. Blechpackg.

Literarische Anzeigen.

Bäder u. Heilanstalten.

E. Wunderlich & Comp. Aktiengesellschaft

zu Altwasser i. Schles.

Nom. M. 1,150,000 auf den Inhaber lautende Aktien

der

E. Wunderlich & Comp. Aktiengesellschaft

zu Altwasser i. Schles.

1150 Stück zu je Mark 1000, No. 1—1150

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte sind bei uns erhältlich.

Berlin, im Februar 1910. **Georg Fromberg & Co.**

Wochenbericht der Hypothekenabteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,** Kommanditgesellschaft auf Aktien, Berlin W. 8, Französische Strasse 14. Die Lebhaftigkeit der Vorwochen übertrug sich auch auf die Berichtsperiode. Sowohl das Angebot von Kapitalien, wie die Nachfrage nach solchen war recht befriedigend. Vorherrschend war das Interesse für gute Berliner I. Hypotheken in Beträgen bis zu M. 25000 —, die in guten Lagen mit 4—4⅛ % verzinslich sind. Die Zinssätze blieben unverändert, es notieren: Mündelsichere Objekte 4 %, sonstige Berliner Eintragungen, wenn gut gelegen, 4—4⅛ % Zinsen. Erststellige Vorortbeleihungen 4¼—4⅜—4½ %. II. Hypotheken, hinter niedrigen Voreintragungen 5 %, Beleihungen im neuen Westen in Abschnitten von M. 50—100000 bedingen 5½—6 % Zinsen.

Berlin, den 18. Februar 1910.

Nationalbank für Deutschland.

Geschäftsbericht für 1909.

Das Jahr 1909 hatte unter dem Einfluß der Krisis begonnen, die im Spätherbst 1907 in Amerika zum Ausbruch gekommen war und deren Folgen noch das Jahr 1908 beherrschten. Bald nach Beginn des Berichtsjahres bahnte sich indessen eine Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage an, und diese Besserung wäre vielleicht noch schärfer zutage getreten, wenn nicht die Zuspitzung der politischen Verhältnisse im Ausland, im besonderen der Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien, einen Druck auf das wirtschaftliche Leben ausgeübt hätte. Nach Beseitigung dieses Hemmnisses traten die Geschäftskreise mehr und mehr aus ihrer bisher beobachteten Zurückhaltung heraus, und gleichzeitig ließen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Amerika und England die wachsenden Zahlen des Außenhandels, die vermehrten Eisenbahneinnahmen, die Steigerung der Roheisenproduktion und schließlich auch die Preiserhöhung der meisten Rohprodukte immer deutlicher erkennne, daß in den für das weltwirtschaftliche Getriebe maßgebenden Volkswirtschaften die Konjunktur wieder im Steigen begriffen sei. Unterstützt wurde die wirtschaftliche Besserung durch günstige Ernten, die sowohl in Deutschland wie in Amerika schon 1908 besonders ertragreich gewesen waren und 1909 sich auf annähernd gleichem Niveau hielten.

Neben diesen Momenten war es besonders die Flüssigkeit des Geldmarktes, die zur Belebung des Geschäfts beitrug, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Krisis seinerzeit vom Geldmarkt ihren Ausgang genommen hatte. Die Deutsche Reichsbank begann das Berichtsjahr mit einer offiziellen Rate von 4% gegen 7½% bei Beginn des Jahres 1908 und konnte für einen großen Teil des Jahres, nämlich vom 16. Februar bis 20. September, an einem 3½%igen Zinsfuß festhalten, während vom 1. April bis 7. Oktober die Bank von England ein offizielles Minimum von 2½% behauptete. Erst gegen Schluß des dritten Quartals trat ziemlich unvermittelt eine starke Versteifung auf dem Geldmarkt ein, die auf das inzwischen eingetretene Anwachsen spekulativer Verpflichtungen, auf die Erhöhung der Preise verschiedener Rohprodukte auf die starken Anforderungen für die Erntebewegung und auf erhebliche Goldabflüsse aus London infolge einer größeren Emissionstätigkeit zurückzuführen ist. So wurde die Bank von England gezwungen, in dem kurzen Zwischenraum vom 7. bis 21. Oktober ihre Rate von 2½% auf 5% zu erhöhen, und der offizielle Reichsbankdiskont hat seit dem 11. Oktober bis Schluß des Jahres 5% betragen. Immerhin bleibt im Jahresdurchschnitt der Reichsbankdiskont mit 3,92% erheblich hinter den drei letzten Jahren, wo er 4,76% bzw. 6,03% und 5,15% betrug, zurück, während gleichzeitig der Satz für Privatdiskonten im Durchschnitt des Jahres 1909 in Berlin mit nur 2,87% gegen 3,51 % in 1908 notiert wurde.

Dieser flüssige Zustand des Geldmarktes in Verbindung mit der sich durchsetzenden Ueberzeugung, daß die industrielle Krisis überwunden sei, wirkten stark anregend auf die Börse, die fast das ganze Jahr hindurch in fester Tendenz und bei zeitweise sehr lebhaften Umsätzen verkehrte, wobei bemerkt sei, daß besonders das außerhalb der Börse stehende Publikum mit großen Kauforders vorging. Nur die eingangs erwähnten politischen Schwierigkeiten unterbrachen für kurze Zeit die Aufwärtsbewegung, die eine weitere, freilich nur vorübergehende Hemmung im Sommer, nach dem unerfreulichen Verlauf der Verhandlungen über die Reichsfinanzreform, erfuhr. Besonders gefördert wurde die steigende Tendenz durch die Hausse, die nach Einführung der Anteile der Otavi-Gesellschaft und nach Entdeckung der Diamantenfelder in Deutsch-Südwestafrika auf dem Kolonialmarkt Platz griff. Eine Stütze erhielt die feste Haltung ferner durch die anziehende Bewegung in amerikanischen Eisenbahnshares und durch die Besserung des südafrikanischen Minenmarktes, der allerdings im letzten Quartal des Berichtsjahres in seine alte Lustlosigkeit zurückfiel. Die Umsätze an der Berliner Börse gingen denn auch, wie die Ziffern des Umsatzstempels beweisen, während des verflossenen Jahres weit über die der Vorjahre hinaus, und sämtliche Wertkategorien, mit Ausnahme der deutschen Reichsanleihen und der preußischen Konsols, schließen teilweise erheblich über dem Niveau des Vorjahres, so daß die industrielle Besserung zu einem guten Teil eskomptiert scheint. Bei der vorstehend geschilderten Sachlage war das Eimssionsgeschäft ein reges, und die Summe der emittierten Werte überstieg gleichfalls die des Jahres 1908. Besonders ins Gewicht fallend waren die Emissionen auf dem Gebiet der festverzinslichen deutschen Anlagepapiere.

Die lebhafte Börsentätigkeit und die leichte Abwicklung neu übernommener Engagements hat für unser Institut die Erträgnisse auf Effekten- und Konsortialkonto gesteigert, wie andererseits auch die erhebliche Ausdehnung des laufenden Geschäfts größere Einnahmen auf Priovisions- und Zinsen-Konto zur Folge hatte. Nur das Wechsel-Konto erfuhr infolge der niedrigen Diskontsätze während des größten Teiles des Jahres eine nicht unwesentliche Beeinträchtigung.

Wir sind in engere Geschäftsverbindung mit dem Credit Mobilier Français in Paris getreten, der sein Kapital von Fr. 25 000 000 auf Fr. 45 000 000 unter unserer Mitwirkung erhöht hat. Die besonderen Vorteile dieser Verbindung dürften erst in die Erscheinung treten, wenn das französische Gesetz betreffend die Kotierungssteuer geändert und dadurch die Möglichkeit gemeinschaftlicher Transaktionen auf dem Emissionsmarkt gegeben sein wird.

Die Königl. Ungarische Postsparkasse hat vom 1. November 1909 ab einen Überweisungsverkehr in Deutschland eingerichtet und die Nationalbank für Deutschland bezw. deren Geschäftsstellen in Deutschland mit den damit zusammenhängenden Ein- und Auszahlungen beauftragt. Der Verkehr entwickelt sich in zufriedenstellender Weise.

Die Deutsche Orientbank hat im Berichtsjahre eine weitere gedeihliche Entwicklung gezeigt und wird voraussichtlich eine höhere Dividende als im Vorjahre zur Verteilung bringen Die Filialen in Marokko (Tanger und Casablanca) sind inzwischen ins Geschäft gekommen und erhoffen von der fortschreitenden Konsolidierung der marokkanischen Verhältnisse eine Vergrößerung ihres Wirkungskreises.

Die Deutsch-Südamerikanische Bank hat im verflossenen Jahre bessere Resultate aufzuweisen und dürfte zum ersten Male in der Lage sein, eine angemessene Dividende zur Verteilung zu bringen. Durch Gründung einer Filiale in Valparaiso wird ein weiterer Ausbau ihres Wirkungskreises vorgenommen werden.

Die von uns kommanditierte Firma Erttel, Freyberg & Co. in Leipzig hat befriedigend gearbeitet.

Unsere Wechselstuben, deren Zahl wir um zwei vermehrt haben, haben günstige Erträgnisse geliefert und ihren Kundenkreis nicht unerheblich erweitert. Einige Kontokorrentverluste sind von dem Erträgnis vorweg abgebucht worden.

Wir hatten Gelegenheit, uns an zahlreichen Emissions- und Konsortialgeschäften zu beteiligen, von denen wir hervorheben: neue Aktien der Canada Pacific Eisenbahn-Gesellschaft, neue Aktien und Obligationen der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft, der Deutsch-Überseeischen Elektrizitäts-Gesellschaft, der Gebr. Körting-Aktiengesellschaft, der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, der Bismarckhütte, ferner die Anleihen von Hamburg, Oldenburg, der Kaiserlich Chinesischen Tientsin-Pukow-Eisenbahn, die Obligationen der Ungarischen Lokaleisenbahnen Aktiengesellschaft und der Rheinischen Aktiengesellschaft für Braunkohlenbergbau und Brikettfabrikation.

Das neue Gesetz betreffend die Talonsteuer gab uns im Hinblick auf den Umstand, daß neue Talonbogen zu unseren Aktien im Jahre 1915 zur Ausfertigung gelangen, Veranlassung, den ratierlichen Anteil mit 120 000 M. aus dem Gewinn des Jahres zurückzustellen.

Der Umsatz betrug auf der einen Seite des Hauptbuches 15 391 521 158,57 M. gegen 11 521 069 384,42 M. im Vorjahre.

Der Brutto-Verdienst einschließlich des aus dem Vorjahre mit 262 856,32 M. übernommenen Vortrages beträgt 11 533 739,07 M. Abzusetzen hiervon sind für Verwaltungskosten einschließlich Depeschen, Stempel und Steuern 3 328 710,32 M. und für Abschreibung auf Mobilien-Konto 197 826,16 M., auf Bankgebäude 100 000 M. und für Talonsteuer 120 000 M.

Der hiernach verfügbare Reingewinn beträgt 7 787 202,59 M. aus dem wir die Verteilung einer Dividende von 6½ % vorschlagen.

Im abgelaufenen Geschäftsjahre nahmen wir an folgenden Emissionsgeschäften als Kontrahenten teil:

M.	320 000 000	4% und 3½% Deutsche Reichs-Anleihe,
,,	48 000 000	4% und 3½% Preußische Staats-Anleihe,
,,	50 000 000	4% Hamburgische amortisierbare Staatsanleihe,
,,	30 000 000	4% Anleihescheine der Rheinprovinz,
,,	16 000 000	4% Oldenburgische Staats-Anleihe,
,,	6 000 000	4% Anleihe der Haupt- und Residenzstadt Darmstadt,
,,	5 000 000	4% Anleihe der Stadt Wiesbaden,
,,	4 000 000	4% Anleihe der Stadt Danzig,
,,	1 300 000	4% Anleihe der Stadt Homburg,
,,	2 500 000	4% Anleihe der Stadt Flensburg,
Pfd. St.	1 260 000	5% Kaiserl. Chines. Tientsin-Pukow-Staatseisenbahn-Anleihe,
M.	10 000 000	4% Schuldverschreibgen. d. Herzogl. Landeskredit-Anstalt zu Gotha
,,	5 000 000	4½% Anleihe der Elektrizitäts-Lieferungs-Gesellschaft,
,,	5 000 000	4½% Anleihe der Gebr. Körting Aktien-Gesellschaft,
,,	15 000 000	4½% Obligationen der Ungarischen Lokaleisenbahnen Act.-Ges.,
,,	8 000 000	4½% hypothek. Obligationen der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft,
,,	8 600 000	4½% hypothek. Obligationen der Rheinischen Aktien-Gesellschaft für Braunkohlenbergbau und Brikettfabrikation,
,,	2 800 000	4½% hypothek. Obligationen der Steinkohlengewerkschaft Charlotte,
,,	1 000 000	4½% hypothek. Obligationen der G. Sauerbrey Maschinenfabrik Akt.-Ges.,
,,	15 000 000	5% Obligation. d. Deutsch Überseeischen Elektrizitäts-Gesellschaft,
Doll.	30 000 000	neue Aktien der Kanada-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft,
M.	1 350 000	Aktien der Akt.-Ges. für Asphaltierung und Dachbedeckung vorm. Johannes Jeserich,
,,	5 000 000	Aktien der Boden-Aktiengesellschaft Berlin-Nord, Lit. B,
,,	2 500 000	Aktien der Continentalen Wasserwerks-Gesellschaft,
,,	1 750 000	Aktien der G. Sauerbrey Maschinenfabrik Akt.-Ges.,
,,	1 500 000	neue Aktien der „Adler" Deutsche Portland-Cement-Fabrik,
,,	6 000 000	,, Aktien der Bismarckhütte,
,,	750 000	,, Aktien der Chemischen Fabrik Hönningen vorm. Walther Feld & Co.,
,,	8 000 000	,, Aktien der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Aktien-Gesellschaft,
,,	8 000 000	,, Aktien der Deutsch-Überseeischen Elektrizitäts-Gesellschaft
,,	2 522 400	,, Aktien der Donnersmarckhütte,
,,	3 000 000	,, Aktien der Gebr. Körting Aktiengesellschaft,
,,	7 500 000	,, Aktien der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen,
,,	350 000	,, Aktien der Metallwaren-Fabrik A.-G. Baer & Stein,
,,	3 000 000	,, Aktien der Norddeutschen Creditanstalt,
,,	3 000 000	,, Aktien der Oberschlesischen Eisenbahn-Bedarfs-Aktien-Ges.,
,,	3 000 000	,, Aktien der Preußischen Pfandbrief-Bank,
,,	2 220 000	,, Aktien der Schlesischen Elektrizitäts- u. Gas-Akt.-Ges., Lit. B,
,,	500 000	,, Aktien des Schwelmer Eisenwerk Müller & Co., A.-G.,
,,	500 000	,, Aktien der Tiefbau- und Kälteindustrie-Akt.-Ges. vorm. Gebhardt & Koenig.

Die Umsätze auf den einzelnen Konten haben sich wie folgt gestaltet:

Kassa-Konto.

Bestand am 1. Januar	M.	9 181 329,18
Eingang	,,	3 108 468 425,46
	M.	3 117 649 754,64
Ausgang	,,	3 110 210 803,73
Bestand am 31. Dezember	M.	7 438 950,91

Wechsel-Konto.

Bestand am 1. Januar	M.	59 890 743,10
Eingang	,,	2 357 982 658,89
	M.	2 417 873 401,99
Ausgang	,,	2 354 337 828,77
Der Saldo von	M.	63 535 573,22
erweist gegenüber dem am 31. Dezember konstatierten Effektivbestand von	,,	65 605 454,30
einen Gewinn von	M.	2 069 881,08

Sorten- und Coupons-Konto.

Bestand am 1. Januar	M.	2 680 759,50
Eingang	,,	121 727 319,12
	M.	124 408 078,62
Ausgang	,,	120 889 773,95
Der Saldo von	M.	3 518 304,67
erweist gegenüber dem am 31. Dezember konstatierten Effektivbestand von	,,	3 582 034,78
einen Gewinn von	M.	63 730,11

Accepten-Konto.

Im Umlauf am 1. Januar	M.	50 986 590,27
Zugang	,,	571 097 349,43
	M.	622 083 939,70
Abgang	,,	575 796 977,51
Im Umlauf verblieben am 31. Dezember	M.	46 286 962,19

Konto-Korrent-Konto.

Saldo am 1. Januar	Kreditoren	M.	31 996 635,12
Kredit		,,	6 213 920 486,09
		M.	6 245 917 121,21
Debet		,,	6 149 697 377,15
Saldo am 31. Dezember	Kreditoren	M.	96 219 744,06

und zwar

	Debitoren:	
Guthaben bei Banken und Bankiers	M.	14 289 814,33
gedeckte Debitoren	,,	119 283 400,28
ungedeckte ,,	,,	21 830 000,—
	M.	155 403 214,61

Kreditoren:

Depositengelder	M.	39 707 343,06
Kreditoren in laufender Rechnung	,,	211 915 615,61
	M.	251 622 958,67

Effekten- und Konsortial-Konto.

Bestand am 1. Januar	M.	108 551 598,63
Eingang	,,	3 040 234 229 64
	M.	3 148 785 828,27
Ausgang	,,	2 987 588 694 99
der Saldo von	M.	161 197 133,28
erweist gegenüber dem am 31. Dezember konstatierten Effektiv-Bestand von	,,	162 720 101,05
einen Gewinn von	M.	1 522 967,77

Die Effekten-Bestände umfassen:

Staats- und Stadt-Anleihen	M.	4 991 441,20		
Eisenbahn- und Industrie-Obligationen	,,	2 803 724,35		
Aktien von Eisenbahnen und Banken	,,	4 568 912,—		
Aktien von Industrie-Gesellschaften	,,	9 172 839 65		
Eigene Effekten			M.	21 536 917,20
In Prolongation genommene Effekten und Lombardgelder			,,	109 516 191,—
			M.	131 053 108,20

Auf Konsortial-Konto haben unsere Einzahlungen betragen:

Festverzinsliche Werte	M.	5 423 690,75		
Eisenbahn-, Schiffahrts- und Bank-Aktien	,,	12 206 224,85		
Grundstücksgeschäfte (Berlin und Vororte)	,,	4 404 355,30		
Diverse Industrie-Unternehmungen	,,	9 632 721 95	M.	31,666 992,85

Wir beantragen folgende Verteilung des Netto-Gewinnes von M. 7 787 202,59

6½ % Dividende auf M. 80 000 000	M.	5 200 000,—
Reservefonds II	,,	500 000,—
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds	,,	100 000,—
Tantieme des Aufsichtsrats (inkl. Steuer)	,,	329 113,80
Tantiemen der Direktoren und stellvertretenden Direktoren	,,	702 706,30
Tantiemen und Gratifikationen an Prokuristen und Beamte	,,	625 000,—
Gewinnvortrag auf neue Rechnung	,,	330 382,49
	M.	7 787 202,59

Berlin, den 17. Februar 1910.

Direktion der Nationalbank für Deutschland.

Stern. Witting. Schiff.

Dem vorstehenden Bericht der Direktion, mit dessen Inhalt wir einverstanden sind, haben wir nichts hinzuzufügen. Die Bilanz sowie das Gewinn- und Verlust-Konto sind von einer aus unserer Mitte bestellten Kommission geprüft und mit den ordnungsmäßig geführten Büchern übereinstimmend befunden worden.

Berlin, den 17. Februar 1910.

Der Aufsichtsrat der Nationalbank für Deutschland.

Magnus.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. März 1910.

Strafgericht.

In Sachen wider Schoen.

Am zehnten Dezember 1909 sprach der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Reichstag: „Die Legende, daß die deutsche Regirung für gute deutsche Rechte nicht eintrete, muß rasch und gründlich beseitigt werden." Am dreizehnten Dezember wurde er von dem Abgeordneten Erzberger gefragt: „Ist es wahr oder unwahr, daß in dem Mannesmann-Syndikat das deutsche Kapital die Mehrheit und die Führung hat, während es in dem französischen in der Minderheit ist? Ist Dies wahr, dann dürfte der Herr Staatssekretär uns nicht mehr mit der Fiktion kommen, daß auf beiden Seiten deutsche Interessen liegen." Die Antwort lautete: „Der Herr Abgeordnete hat mich gefragt, ob mir bekannt ist, in welchem der beiden Syndikate größere deutsche Interessen vertreten sind. Meine Herren, ich bin darüber noch nicht genau unterrichtet." Der marokkanische Minenstreit ist schon im Frühjahr 1908 in der Wilhelmstraße lange und breit erörtert worden. Am dreizehnten Dezember 1910 ist Baron Schoen „noch nicht genau darüber unterrichtet, in welchem der beiden Syndikate größere deutsche Interessen vertreten sind." Darüber sich ganz genau zu unterrichten, mußte seine erste Sorge sein. Die ohne schüchterne Scheu von ihm zugestandene Thatsache, daß er diese einfachste Pflicht eines deutschen Ministers nicht erfüllt hat, verurtheilt ihn; erweist die Behauptung, das Auswärtige Amt sei in der Vertretung deutscher Interessen lässig, als wahr. Ein Streit um das Recht deutscher und französischer Industrie; nach Jahren leiser und lauter Kämpfe erklärt der zuständige deutsche Ressortchef, er wisse noch nicht, welche der streitenden Parteien für die größeren deutschen Interessen fechte. Danach hatte er, ehe er öffentlich ein Wort über die Sache sprach, zu

fragen; nur danach. In jedem anderen Land wäre der Mann nach solcher Erklärung unmöglich gewesen In derselben Reichstagssitzung hat er gesagt: „Ich mache darauf aufmerksam, daß in dem anderen Syndikat (ich will es absichtlich nicht das französische nennen, obwohl es einen französischen Namen trägt) auch sehr namhafte deutsche Interessen vertreten sind, deren Höhe wir, wie schon gesagt, nicht genau kennen." Warum nicht? Eine zu rechter Zeit an die Firmen Krupp in Essen und Thyssen in Mülheim gerichtete Frage hätte zu dieser Kenntniß verholfen. Zugleich aber freilich die Angabe, daß es sich auch hier um namhafte deutsche Interessen handle, in den Bereich der Legende verwiesen. Höchstens um deutsche Privatinteressen; und obendrein um solche, deren Wahrung auf die Dauer nicht durchführbar sein wird. Was hat die Union des mines marocaines denn veranlaßt, Krupp (Thyssens Betheiligung ist kaum der Rede werth) in ihren Concern aufzunehmen? Brauchte Herr Schneider, der Kanonenkönig des Creuzot, der Eisenbeherrscher und leitende Kopf der Union, etwa das fremde Geld? Sein Vermögen wird auf mindestens dreihundert Millionen geschätzt. Nicht Geld brauchte er aus Deutschland, sondern eine Vogelscheuche. Er wollte (schon im Januar ists hier angedeutet worden) die Taktik, die ihn in Algerien zum Siege geführt hatte, nun auch in Marokko anwenden. Das algerisch-tunesische Grenzgebiet soll, am Berg Uensa, ungeheure Eisenerzlager bergen. Die Konzession zur Ausbeutung war dem Deutsch-Holländer Müller gewährt worden. Das paßte dem französischen Eisenring natürlich nicht; und er benutzte die Thatsache, daß die Urkunde der Konzession nur von mines, nicht von minières sprach, zu dem Versuch, den lästigen Herrn Müller aus seinen erworbenen Rechten zu drängen. Herr Jonnart, Generalgouverneur von Algerien und Schwiegersohn eines Kartellhauptes, gab dem Ring die Konzession zur Ausbeutung des über Tag (also auch über Müllers) liegenden Eisenerzreiches von Uensa. Der Holländer hatte das Recht auf die mines unter der Erde, der Franzosenconcern das auf die minières unter freiem Himmel; bis zur Schlichtung des daraus erwachsenden Rechtsstreites war an rationellen Abbau nicht zu denken. Dieses war der erste Streich; der zweite folgte, als Müller einen Vergleichsvorschlag der Creuzotsippe abgelehnt hatte. Der Mann, sagte sich Schneider, ist Krupps rotterdamer Agent; bringt spanisches Erz nach Deutschland und hat aus diesem Kommissionsgeschäft seine Haupteinnahme. Ist also durch Krupp leicht zu kirren. Frage an die Firma Friedrich Krupp: Willst Du Dich an unserem Uensabergwerk, das einen Riesenertrag verheißt, mit vierzig Prozent betheiligen? Gern (versteht sich). Rasch wird von Jonnart noch das Recht zum Bau einer Eisenbahnlinie erlangt, die Uensa dem Mittelmeer verbindet und den Franzosen ermöglicht, Herrn

Müller mit einem Frachttarif zu schrecken, der die Erzausfuhr unrentabel macht. Jetzt wird er doch weich sein? Ists. Darf weder Krupps Gunst verscherzen noch sich auf ein Geschäft einlassen, das bei so übermächtiger Konkurrenz nie dem großen Aufwand entsprechenden Gewinn bringen kann. Seufzend schickt er sich in einen Vergleich; in einen Vertrag, der den Franzosen den Löwentheil giebt. Den Mann ist Schneider also los. Gegen den Stärkeren (den er doch selbst herbeigewinkt hat) macht er die Oeffentliche Meinung mobil. Krupp, aus dessen Kanonen morgen vielleicht die Söhne Frankreichs beschossen werden, soll im selben Concern neben Schneider sitzen und immer erfahren, was das algerische Syndikat plant? Solches Compagniegeschäft wäre höchst unsittlich; kann und darf nicht geduldet werden. Die Presse (die für Schneiders gewichtige und klangvolle Argumente stets Verständniß hat) tobt, die Kammer grollt. So leid es ihr thut: die Uensagruppe darf den Essenern diese nationale Stimmung, Verstimmung nicht verschweigen. Das Ende vom Lied ist, daß Krupp das algerische Erz billiger bekommt als andere deutsche Firmen (die Konkurrenz also unterbieten kann) und mit diesem reichlichen Schmerzensgeld aus dem Syndikat scheidet. Das war vonungefähr gelungen; im Sommer 1908. Warum sollte es nicht noch einmal glücken? Wenn wir Krupp haben, thun die Berliner nichts gegen uns; an allen Ecken der Erde stützen sie ihn ja gegen andere deutsche Ansprüche und eine nach guter Behandlung langende Excellenz wird sich nie erdreisten, einer Sache, an der Krupp betheiligt ist, Schwierigkeiten zu schaffen. Also auch nicht, den Brüdern Mannesmann noch weiter zu helfen. Und haben wir die Remscheider erst geduckt, dann werden wir mit dem Essener leicht fertig. Der bekommt wieder, wie in Uensa, ein Preisprivileg, kann auch aus Marrokko dann billigeres Erz beziehen als irgendein Konkurrent und wird, wenn sein Stündlein geschlagen hat, durch eine mühelos zu inszenirende „Volkserregung" aus dem Syndikat gescheucht ... Ist der Uensahandel dem Baron Schoen völlig unbekannt? Sieht er, sehen seine Stemrich und Zimmermann, Erckert und Langwerth von Simmern nicht voraus, daß die Posse mit neuen Dekorationen noch einmal aufgeführt werden soll? Dann müssen sie wenigstens doch wissen, daß von einer Gleichheit der deutschen Interessen in den beiden Minenlagern schon deshalb nicht geredet werden kann, weil ihnen in der Union die Ohnmacht, im Mannesmann-Syndikat die Herrschaft gesichert ist. Und wenn Schneider in gnädiger Laune den Deutschen eine Betheiligung in der Höhe von fünfundvierzig Prozent gäbe und ließe: sie wären nicht besser dran als der preußische Fiskus jetzt im Bergrevier der Hibernia; könnten aus eigener Kraft keinen Beschluß durchsetzen und würden bei jedem Versuch, der deutschen Wirthschaft einen Vortheil zuzuschanzen,

von der Schneidermajorität überstimmt. Und dieses Syndikat, in dem die wildesten Geschäftschauvinisten auf sicherer Mehrheit thronen, nennt Baron Schoen „absichtlich nicht das französische". Weil er von den wirklichen Verhältnissen keine Ahnung hat oder weil er in den vom deutschen Volk Abgeordneten eine Kinderschaar sieht, die sich mit Märchen abspeisen läßt?

(Erste Randbemerkung: Die stete amtliche Begünstigung der Firma Friedrich Krupp macht in Deutschland so böses Blut, daß die Behörden sich vor neuer Privilegirung der überall Vorgezogenen hüten und die Belohnung etwa geleisteter Dienste den Empfängern überlassen sollten. Zweite: Männer, die Alfred und Alfred Friedrich Krupp kannten, verbürgen sich dafür, daß die Beiden sich nie in eine leoninische Sozietät mit den Franzosen bequemt hätten, deren Zweck die Schmälerung deutscher Rechte war und deren letztes Ziel die Schädigung deutscher Volkswirthschaft sein mußte. Wie denkt Herr Krupp von Bohlen, das neue Mitglied des Preußischen Herrenhauses, über die Patriotenpflicht im Widerstreit privater und nationaler Interessen?)

Vier französische Stimmen. Ministerpräsident Clemenceau: „Mannesmanns scheinen in Berlin schlecht angeschrieben zu sein." Kolonialhäuptling Etienne: „Wir werden in Marokko auch Ausländern gestatten, sich in Industrie und Handel zu bethätigen; aber nur unter französischem Patronat und unter der Gewähr, daß unsere Interessen dadurch nicht beeinträchtigt werden." Abgeordneter Merlé: „Sie haben, meine Herren, gesehen, daß die deutsche Regirung die Brüder Mannesmann preisgegeben hat. Man muß anerkennen, daß Deutschland sich sehr artig zeigt." Le Figaro: „Wir sind dem Baron Schoen für seine Worte zu Dank verpflichtet und können, wenn es zu einer Erörterung der Mannesmannsache kommt, bessere Argumente, als er sie uns geliefert hat, gar nicht finden." Der so grausam Gelobte, der Mann dieser Leistung ist noch im Amt; darf in einem deutschen Parlament noch den Mund aufthun. Er hat nach der Dezemberdebatte ein Weißbuch veröffentlicht, dessen Zweck war, die Ansprüche der Brüder Mannesmann zu diskreditiren; vor Briten, Franzosen, Spaniern zu beweisen, daß seine Landsleute in Marokko haltbare Rechte nicht erworben haben. Spanische und italische, britische und französische, österreichische und deutsche Rechtskundige von Rang und Ruf haben in ausführlichen Gutachten erklärt: Diese Rechte sind unanfechtbar. Der Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes antwortet: Nein; die Remscheider haben nicht das allergeringste Recht. Und noch nach diesem beispiellosen Handeln (hat irgendwo je ein Minister gegen Volksgenossen, von Fremden bedrängte, eine Aktensammlung veröffentlicht?) bleibt der Mann im Amt. Er erstrebt ein internationales Schiedsgericht (dessen den Deutschen un=

günstige Parteilichkeit sein eigener Gesandter zugegeben hat) und liefert ihm, ehe es noch zum Urtheil berufen ward, die zur Abweisung des deutschen Anspruches nöthigen Gründe. Was geschähe dem Senior einer Studentenverbindung, der in einem vor dem Schiedsgericht schwebenden Streit öffentlich so gegen die eigenen Kommilitonen aufträte? Er würde geächtet. Ein Britenminister, der in einer für fremde Leser bestimmten Staatsschrift gegen Engländer für Deutsche Partei ergriffe, dürfte sich vor dem Grimm der Landsleute niemals wieder zeigen. Unser Staatssekretär hats viel besser. Hat zunächst mal zwei Monate lang Ruhe. Die kann er zu leiser Bearbeitung der Abgeordneten nützen. Thuts; läßt ihnen zuraunen, er habe sein schwerstes Geschütz noch gar nicht demaskirt; um die Rechtsansprüche der Remscheider und um die Giltigkeit der Dokumente, auf die sie gestützt werden, stehe es, zu seinem aufrichtigen Bedauern, viel schlechter, als bisher angedeutet worden sei. Das genügt noch nicht; manches M. d. R. ist mißtrauisch und weigert der Mär den Glauben. Gutachten gegen Gutachten: wie in faulen Kriminalsachen. Statt mit frohem Stolz auf die Thatsache zu weisen, daß Moret und Fusinato, Clunet und Rousset, Bar und Cohen, Lammasch und Zorn mit ihrem Namen den deutschen Anspruch stützen, bringt der Herr Baron diesem Anspruch feindliche Gutachten ans Licht: just in den Tagen, da die Budgetkommission die Erörterung der Sache vorbereitet. Zweifelt irgendein Erwachsener, daß eine Regirung ein paar Staatsrechtslehrer von der Vortrefflichkeit des nach weisem Entschluß von ihr gewählten Standpunktes zu überzeugen vermag? Und wenn die Herren von Martitz und von Jagemann wirklich wagen dürften, sich neben die Lammasch, Zorn, Bar zu stellen: gegen den internationalen Chor, der für Mannesmanns zeugt, käme ihre wundersame Melodei nicht auf. Aber sie wird von den Offiziösen durch alle Gassen getutet. Am Ende gelingts doch, das Gefühl wieder zu verwirren. Wer bestreitet noch, daß Baron Schoen sich als einen Staatsmann von furchtloser Thatkraft und edelstem Ehrgeiz entpuppt hat?

Leider naht ihm neue Gefahr; noch heute muß, wie in der Zeit der Psalmisten, der Gerechte eben viel leiden. Teutonenzorn über das Weißbuch (das in Frankreich freundlich, in Deutschland unfreundlich belächelt wurde und sicher das ärmlichste, dünnste Dokument seiner Sorte ist) hat Mannesmanns eine Trutzschrift diktirt, die Hörner und Klauen hat und, wenn in Deutschland das Rechtsgefühl noch nicht ganz ausgestorben ist, für den höchsten Herrn des Auswärtigen Amtes eine Katastrophe werden muß. Ihm wird nachgewiesen, daß er wichtige Dokumente nicht ins Weißbuch aufgenommen und in dieser Aktensammlung, die lückenlos und unwiderleglich sein müßte, einen Haufen unrichtiger Angaben zusammengetragen hat. Um zu zeigen, daß die Franzosen

im Recht, die Deutschen im Unrecht sind. Die gute Absicht versteht sich, wie alles Moralische, in solchem Fall immer von selbst; hilft aber nicht über die schlechte Wirkung hinweg. Wir brauchen uns nicht um den Dolus zu kümmern; haben uns nur an die Thatsachen zu halten. Sultan Abd ul Aziz hat Mannesmanns die Priorität der Fundanmeldung bescheinigt und das Recht zur Ausbeutung der Fundstellen gewährt. Sultan Muley Hafid hat die Bescheinigung und die Konzession bestätigt und, als er von den Großmächten anerkannt worden war, diese Bestätigung wiederholt. Das berliner Auswärtige Amt hat die Besitzer der Konzession zu bestimmen versucht, zwei Drittel ihres Besitzes ohne jede Entschädigung der Union des mines marocaines abzutreten, die in Marokko noch kein Bergrecht, nicht das allerkleinste, erworben hat. Was trieb das AA zu solchem Handeln? Das schwindlige Gewissen. Der Rückblick auf den Beschluß vom zwanzigsten August 1908, der den Sultan zwingen wollte, das zu erlassende Berggesetz dem Diplomatischen Corps in Tanger zur Begutachtung und Kontrole vorzulegen. Der Rückblick auf einen unwirksamen, unhaltbaren Beschluß. Erstens hatte das Diplomatische Corps auf diesem (seiner Ingerenz von der Algesirasakte entzogenen) Gebiet überhaupt nichts zu beschließen; zweitens ist der Beschluß niemals von einem Sultan anerkannt worden. Weder Abd ul Aziz (der am zwanzigsten August 1908 schon bei Kelaa besiegt, seitdem völlig machtlos und gefangen war) noch Muley Hafid hat je erklärt, daß er den Diplomatenbeschluß, der seine Souverainetät weit über die schon recht unbequeme Grenze der Algesirasakte hinaus einschränken würde, anerkenne. Das deutsche Weißbuch liefert nicht einmal den winzigsten Beweis dafür, daß der Beschluß einem der beiden Sultane auch nur bekannt geworden ist. Der offizielle Zweck dieses Beschlusses (der ohne die Zustimmung des Sultans im Bezirk frommer Wünsche blieb) war: dem Scherifenreich ein modernes Berggesetz nach europäischem Muster zu sichern; der verheimlichte Zweck: das von dem deutschen Auswärtigen Amt und von dem preußischen Handelsministerium im Einverständniß mit Herrn Reinhart Mannesmann ausgearbeitete Berggesetz unwirksam zu machen und dem (vom Thron gestoßenen) Franzosenschützling Abd ul Aziz in Rabat Zeit zum Erlaß eines neuen Gesetzes zu schaffen, das die Priorität der deutschen Rechte wegräumen könne. Das jetzt in Marokko geltende Berggesetz erfüllt die Forderung des hundertzwölften Artikels der Algesirasakte und stimmt fast wörtlich mit dem in Berlin ausgearbeiteten Minengesetzentwurf überein. Ist aber eine Stütze, nicht ein Hinderniß der von deutschen Kaufleuten erworbenen Rechte. Muß es deshalb von dem Chef eines deutschen Reichsamtes als rechtswidrig bekämpft werden?

Unrichtig ist im Weißbuch also die Angabe, Abd ul Aziz habe den Ent-

schluß, ein neues Berggesetz zu erlassen „gemeinsam mit dem Diplomatischen Corps ins Werk gesetzt“. Unrichtig die Behauptung, das von Muley Hafid vollzogene Berggesetz sei nicht giltig, weil es nicht veröffentlicht worden sei; zur Giltigkeit genügte hier, wie bei der Algesirasakte, das Sultanssiegel. Unrichtig und durch Artikel 112 der Akte widerlegt ist die Angabe, dem Sultan sei bis zur Einigung mit den Vertretern der Großmächte die Gewährung von Bergrechten verwehrt gewesen. Als unrichtig erwiesen die Behauptung des Gesandten Dr. Rosen (in einem am sechsundzwanzigsten Dezember 1909 auf Befehl des Auswärtigen Amtes aus Tanger eingeschickten Bericht), Abd ul Aziz habe nur die Anmeldung der Priorität bescheinigt, nicht aber eine Konzession gewährt, und im selben Bericht Rosens Satz: „Herrn Mannesmann war eine Durchsicht des unsererseits vorbereiteten Minengesetzes gestattet worden“; ein Satz, der den Leser nicht ahnen läßt, daß der Text dieses Minengesetzes aus Mannesmanns Feder kam. Unrichtig die Andeutung, daß ein feines Rechtsgefühl die Franzosen bisher gehindert habe, vor dem Erlaß eines neuen, vom Diplomatischen Corps geprüften und gebilligten Berggesetzes Minenrechte zu erstreben; die Franzosen, die bei den Beni Snassen und in Udjida längst, unter dem Schutz ihrer Truppen, Bergbau treiben. Unrichtig die Angabe, die Union sei bereit gewesen, Mannesmanns Konzessionen zur Hälfte gelten zu lassen, wenn ihr die andere Hälfte abgetreten werde, und die Behauptung, Herr Moret habe als Ministerpräsident sein Gutachten (für die deutschen Ansprüche) widerrufen. Das ist noch nicht Alles; für eine von Amtes wegen veröffentlichte Aktensammlung aber genug. Wird der Reichstag sich endlich ermannen?

Noch ists nicht zu spät. Herr Pichon mag sich freuen, wenn er im Palais Bourbon mit einer alle Erwartung übersteigenden Nachgiebigkeit des Deutschen Reiches paradiren kann; Herr Cambon vor den Landsleuten, die noch höhere Macht als eines berliner Botschafters zu vergeben haben, sich gern in der Rolle des Starken zeigen, der, ohne Gewalt anzuwenden, die Borussen gebändigt hat; Herr Millerand dem Creuzotschneider, dessen Sache er als Advokat vor den Gerichten führte, jeden Profitzuwachs gönnen. Das wären Privatvergnügungen. Die Republik wird für die ihr feindlichen oder mindestens unbotmäßigen Eisenkönige nicht einen Finger rühren; jetzt, vor den Wahlen, noch weniger als in stiller Alltagszeit. Schneider und seine Leute werden, als Richards und Kryptomonarchisten, von dem Demokratengewimmel gehaßt; und Herr Briand denkt nicht daran, die Todfeinde seiner Partei zu bereichern und sich dieser unpopulären Gruppe wegen in einen Konflikt einzulassen, der ihn über Nacht vom Ministerstuhl wehen könnte. Das Feld ist frei. Wer von Kriegsgefahr schwatzt, ist nicht nur ein feiger Wicht: ist auch ein Tropf. Zeigt der

Deutsche Reichstag sich so gefügig, wie Baron Schoen hofft (und, nach Cambons Bericht, im Gespräch mit dem Franzosen für gewiß erklärte), dann verliert die deutsche Industrie die Lieferung von Maschinen und Geräth für den in Marokko geplanten Bergbau, verliert Deutschland den erschwinglichen Bezug des marokkanischen Erzes, das es bald vielleicht nicht entbehren kann; dann sind wir auf dem kürzesten Weg zu dem französischen Eisentrust, der uns, im Besitz der lothringischen, algerischen, marokkanischen Lager, seinen Willen aufzwingen und im (nicht allzu schwer erreichbaren) Bund mit Schweden der Alten Welt den Eisenpreis so souverain vorschreiben kann wie Morgan der Neuen.

Quousque tandem, Pulcher, abutere patientia nostra? Daß die deutsche Regirung für gute deutsche Rechte nicht eintritt, ist nicht Legende: ist beschämende Wirklichkeit. Weils jeder deutsche Industrielle und Kaufmann nachgerade weiß, weil die Unzulänglichkeit des Auswärtigen Amtes hundertmal beseufztes Ereigniß geworden ist, hat man jetzt einen Verein gegründet, dessen Aufgabe sein soll, im Ausland die deutschen Kaufmannsinteressen zu wahren; die Interessen, für deren Wahrung die Leute des A A bezahlt werden. Dahin hats Baron Schoen gebracht. Der Mann, der unter der Last solcher Leistung, unter der Wucht so lückenlos begründeter Anklagen vor seinem Volk, seinen Söhnen weiter zu leben vermag, zeigt neidenswerthe Selbstgenügsamkeit. Mag er. Mag der Kanzler sich verpflichtet wähnen, den Staatssekretär, den er nicht ins Amt gerufen hat, zu schirmen und bis in den Lenz auf seinem Stühlchen zu lassen. Nur dürfen Beide nicht vergessen: auch deutsche Geduld währet nicht ewiglich. Die Nation ist dieses Elends überdrüssig. Sieht in Scham und Schmerz, was aus dem Marokkohandel herausgekommen ist, und will sich, will ihren Kindern das Aeußerste noch ersparen: unnöthige, unnützliche Selbsterniederung, auf die Frankreich, wie auf etwas Unahnbares, mit spöttischem Staunen herabblickt. Soll Baron Schoen dem Dienst erhalten und nicht in ein Hofamt abgeschoben worden, in das der reiche, manierliche und nette Herr gehört: Madrid ist frei; und ein Posten, auf den man den vielfach bewährten Herrn von Radowitz aus Konstantinopel rief, sollte für den einstigen Hofmarschall des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha gut genug sein. Paris? Unmöglich. Dazu kann sich kein Kaiser, kein Kanzler noch heute entschließen. Der letzte Rest des alten Respektes wäre fort. Die Pariser kennen den Mann auch gar zu genau aus der Zeit, da er als Münsters Botschaftrath den Gästen die Honneurs des Hauses erwies und, wenn der greise Botschafter und dessen alternde Tochter nach Tisch hinter diskret schützenden Augenschirmen ein Schläfchen machten, durch Zauberkunststücke den Blick der Geladenen vom Schauspiel so unwillkommener Müdigkeit abzog. Unter seinen geschickten Hän-

den verschwanden Taschentücher, wandelten Papierschnitzel sich in weiße Täubchen. Wenn mans kann, ists nicht schwer, sagt der Zigeunerbaron. Doch selbst ein Meister der Taschenspielkunst ist nur zu loben, wenn er in seinem Revier bleibt. Gute, mühsam erworbene Rechte flink verschwinden lassen und die Pflicht zu kräftiger deutscher Sprache in einen Zwang zum Versuch stammelnder Entschuldigungrede wandeln: auch Solches ist, wenn mans kann, freilich nicht allzu schwer. Doch Deutschland schläft nicht; will nicht dem Blick geborgen, nicht entschuldigt noch amusirt sein. Das Deutsche Reich braucht endlich wieder Männer, denen so niedliche Prestidigitateurleistung um keinen Preis je erreichbar ist.

Noch immer ists nicht zu spät. Wenn der Reichstag mit nachsichtloser Entschlossenheit sich in seinen deutschen Willen verschanzt und der Nation giebt, was er ihr schuldet, kann das Schlimmste vermieden, kann auch dem wormser Baron die Möglichkeit geboten werden, den Fuß aus der Falle zu ziehen, in die Uebereifer, der Schwachheit gefährlichster Diener, ihn verleitet hat. Kann der Staatssekretär zu den Parisern sprechen: „Ich habe, was ich irgend vermochte, zur Vertheidigung Eurer Rechtsansprüche vorgebracht; habe sie, wie Ihr selbst mir bezeugen mußtet, trotz aller Anfeindung mit größerer Energie und besseren Waffen verfochten, als Euren Staatsmännern möglich war. Das that ich, weil nicht der Schatten des Verdachtes aufkommen durfte, die Residuen des zwischen den beiden Nachbarnationen Jahrzehnte lang undurchdringlichen Nebels färbten unsere Rechtsauffassung. Ich war loyal gegen Euch; wars bis an die äußerste Grenze des dem Volksempfinden noch Erträglichen. Weiter? Ich blieb Deutscher; und bin nun meines Dienstes frei. Deutschland will seinen Willen; ist aus dem Entschluß, neue Zumuthung abzuwehren, weder wegzuschmeicheln noch wegzudrohen. Deutschland hat die von seinem Kaiser feierlich verkündeten Forderungen aufgegeben; hat geduldet, daß Ihr die Souverainetät des Sultans brachet, aus seinem Lande, das unantastbar sein sollte, blutende Fetzen risset und uns, die nur mit dem Sultan und dessen Maghzen verhandeln wollten, nöthigtet, mit Euch und Euren Konsorten zu verhandeln. Jetzt, meint Deutschland, ist der Wille zu friedlichem Austrag des Handels genugsam bewährt. Jetzt muß fest und deutlich der Strich gezogen werden, hinter dem Nachgiebigkeit nicht mehr zu erhoffen ist. Und wenn die deutschen Rechte auf schwankerem Grund ruhten: Deutschland will, Deutschland muß endlich wieder beweisen, daß es nicht weniger durchsetzen kann als ein anderes Reich seines Ranges. Aber diese Rechte sind sicher verankert; von Euren eigenen Sachverständigen als giltig anerkannt. Da dürft Ihr mir nicht verdenken, daß ich die Robe des advocatus diaboli abwerfe und, ohne den Vorwurf jähen Meinungwechsels zu scheuen, da meinen Platz wähle, wo Vaterland und Recht

kräftige Vertretung heischen.“ Handelt er so, dann kann er uns auslachen und mit leidlichem Abgangszeugniß ins Dunkel tauchen. Sonst? At pulchrum est, digito monstrari et dicier: hic est! Den Finger, den Blick einer Nation auf sich gerichtet zu sehen und aus ihrem Mund sich den Mann seines Thuns, seines Unterlassens nennen zu hören: nicht immer ists schön.

Der Reichstag steht vor schwer zu tragender Verantwortung. Ob Mannesmanns Geld verdienen, Geld verlieren, hat ihn nicht zu kümmern. Nur: ob wir Muley Hafid, der unser Mann sein möchte, ins Lager der Westmächte drängen, der Französischen Republik einen Rekrutirungbereich von ungeheurer Ausdehnung sichern, auch unserer Wirthschaft die wichtige Westflanke des Mittelmeeres und den Weg nach Suez sperren, auf das Recht zur Mitbestimmung über das letzte unvergebene Erzlager verzichten wollen; ob nach solchem Rückzug das Deutsche Reich hoffen dürfte, je noch ohne Waffengewalt einen Rechtsanspruch durchzusetzen, ein Deutscher noch wagen, von der in der Fremde aufgewandten Kraft Gewinn, jemals auch nur Lebenssicherung zu erwarten. So Beträchtliches steht auf dem Spiel. Nebenbei noch: das Ansehen des Reichsparlamentes. Das muß jede Angabe des Auswärtigen Amtes gewissenhaft nachprüfen; darf keine gläubig, ohne die Hauptbetheiligten gehört zu haben, hinnehmen. Sich nicht willig von dem Gewisper einlullen lassen, das andeuten möchte, Frankreich habe uns, um den in Marokko ihm geleisteten Dienst zu belohnen, in aller Stille ungemein werthvolle Gaben gespendet, deren Pracht des Geheimnisses dichtester Schleier einstweilen dem Auge verhülle. Fordert, Vertreter des deutschen Volkes, die Lüftung des Schleiers! Zollchicanen wären ohne demüthigende Dienstleistung abzuwehren. Ob ein paar Mitglieder des Institut de France zum hundertsten Geburtstag der berliner Universität unter die Linden kommen (wer hat denn da wieder, mit hastig verschickten Einladungen, unangebrachten Eifer prästirt?), ist uns eben so gleichgiltig wie die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Zusammenkunft Wilhelms mit Herrn Fallières (unter monegassischem Tiefseeprotektorat). Zerreißet den Schleier, wenn der Wächter ihn nicht wegziehen will. Zerreißt das Gespinnst gefährlichen Argwohns, der auf geifernder Lippe das Dysangelium herumträgt, man habe getrachtet, die Pariser zu guter Laune zu stimmen, weil sie uns sonst nicht die Bilder der Watteauzeit geliehen, dem artistisch-politischen Kampf-Spiel mit Gesang, Tanz und Evolutionen nicht ins Eintagsleben geholfen hätten.

Ein Kleiner von den Seinen.

Vor den Roman „Die Reise nach Mentone“ hat Herr Richard Voß im August 1904 die Worte gesetzt: „Seinem lieben jungen Freund Otto Haas-Heye zugeeignet.“ Und auf die Rückseite des Widmungblattes die Verse:

„Wo Du mit kranker Seele geweilt,
Wo die Schönheit der Welt die Wunden geheilt,
Die Dir des Lebens Häßlichkeit schlug,
Wo ich Dich zum ersten Male erblickt,
Dahin werde im Geist wieder entrückt!
Dein ist der Freund — Dein sei dies Buch."

Den so besungenen lieben jungen Freund mit der kranken Seele hat, vielleicht durch vossische Vermittlung, Fürst Philipp zu Eulenburg kennen und als Wahlverwandten schätzen gelernt. Im Jahr 1909 hat er (dem eine Tochter mit seinem Sekretär, Geisterbeschwörer und Günstling, dem aller okkulten Künste und Kniffe kundigen Südslaven Jarolimek, entlaufen war) diesem Herrn Otto Haas-Heye eine Tochter vermählt; und nach der Trauung eine gar erbaulich fromme Tischrede gehalten. Das Paar zog nach Partenkirchen; und die junge Frau hat einem Interviewer erzählt, über dem Idyll ihrer Ehe strahle ein wolkenlos blauer Himmel. Zu den Merkmalen glücklicher Ehen gehört sonst selten die Thatsache, daß der Mann die in Kindesnöthen bangende Frau allein läßt und in Italien aufmunternde Kurzweil sucht. Doch das in Zucht gewöhnte Herz des Weibes weiß noch im tiefsten Leid ein Seligkeit heuchelndes Lächeln zu erzwingen. Und den Mann mit der kranken, nach Schönheit dürstenden Seele mag ein triftiger Grund in milderes Klima getrieben haben. Auf diesem Kunstmaler Otto Haas-Heye lastet (nicht seit vorgestern) der Verdacht perversen Geschlechtsverkehrs; und trotzdem die Meldung, daß gegen den Schwiegersohn des Fürsten Eulenburg ein Strafverfahren wegen widernatürlicher Unzucht eingeleitet worden sei, in einzelnen Zeitungen mit einem charakteristischen Ton sittsamer Entrüstung bestritten wird, ist sie erweislich wahr. Der Eidam ist angeschuldigt, männliche Modelle zu vom Gesetz verbotenen Geschlechtshandlungen verlockt zu haben, und ein bayerischer Richter ist zur Leitung des Vorverfahrens berufen. Et haec meminisse juvabit: Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels, noch heute Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, hat nicht nur Lug und Trug getrieben, Jünglinge geschändet, Jünglinge listig aus dem sicheren Glück natürlichen Geschlechtsfühlens gelockt, wider besseres Wissen falsche Anschuldigung vors Strafgericht gebracht, Meineide geleistet und zu Meineiden verleitet; er hat auch seine Tochter, das Kind seines Blutes, einem Menschen zur Ehe gegeben, dessen Homosexualität, dessen Homosexualverkehr er kannte. Stoschs (vom Professor Oncken veröffentlichter) Brief an Bennigsen hat den Zweiflern bewiesen, daß der Herr von Liebenberg lange als der dem Ziel nächste Kanzleramtskandidat galt. Wer weiß? Am Ende wars doch nicht so ganz unnützlich, daß dieses giftige Schlinggewächs sammt dem verseuchter Scholle entsprossenen Wucherkraut aus dem Gärtlein sonnig arglosen Vertrauens gejätet wurde.

Sexuelle Aufklärung.

Von allen Seiten wird immer dringender gefordert, man solle die jungen Leuten beiderlei Geschlechtes über die sexuellen Verhältnisse aufklären. Nachdem eine falsche Pruderie, die alles Geschlechtliche als etwas Ekelhaftes, zu Verhüllendes, ja, gar als Sünde ansah, wobei sogar die Lehren des Christenthums ihr gut Theil mit beigetragen haben, überlange geherrscht hatte, sah man allmählich immer klarer und deutlicher, daß naturalia non sunt turpia; auch auf diesem Gebiete haben die französischen Encyklopädisten und dann die Große Revolution klärend gewirkt. Immer deutlicher erkannte man die Tragweite alles Geschlechtlichen nicht nur für den Fortbestand der Menschheit, sondern auch (was fast noch wichtiger ist) für die fortschreitende Kulturarbeit. Man sah, daß nicht nur mit Religion und Kunst das Sexuelle indirekt eng zusammenhing sondern auch mit allen menschlichen höheren Eigenschaften, besonders den sozialen und altruistischen. Das waren Zusammenhänge, die einen weiten Horizont erschlossen und immer tiefer in die menschliche Psyche führten.

Aber erst seit einigen Dezennien begann man, den Geschlechtstrieb wissenschaftlich zu untersuchen; jetzt existiren bereits Fachzeitschriften für Sexologie, also für Alles, was direkt oder indirekt mit dem Geschlechtstrieb zusammenhängt. Und die Probleme auf diesem Gebiet sind so unzählig, daß wir erst am Anfang unseres Wissens und unserer Erfahrungen stehen. Schon das Erreichte ist aber imposant; in wenigen Jahren ist hier mehr ermittelt worden als vorher in Jahrhunderten.

Es ist so weit gekommen, daß selbst Tageszeitungen und öffentliche Redner sich der Sache angenommen haben und die Dinge in die breite Oeffentlichkeit trugen, so daß heutzutage nicht nur die meisten Gebildeten, sondern auch viele Ungebildete sich für die Theorie des Sexuellen zu interessiren anfangen und dessen Tragweite wenigstens ahnen. Man liest und hört jetzt viel von Ehereformen, von Mutterschutz, Mutterversicherung, sexueller Abstinenz; schon diese Kapitel bekunden die riesigen Perspektiven, die sich uns hier aufthun.

Fast gleichzeitig aber ward auch eine Forderung laut, die das große Publikum interessirte und fast beunruhigte: die einer nöthigen sexuellen Aufklärung der Jugend. Früher würde ein solches Thema sogleich ad acta gelegt worden sein, als etwas Unanständiges, fast Sündhaftes; und nicht nur die Alten Jungfern würden darob fast in Ohnmacht gefallen sein, sondern auch vorurtheillose Gebildete beiderlei Geschlechts. Man kann eben nicht aus seiner Haut fahren und Jeder ist ein Kind seiner Zeit und seines Milieu. Relativ

rasch ist aber hier eine Umwandlung der Anschauungen und eine Umwerthung gewisser Begriffe eingetreten, seit die durch den Darwinismus mächtig geförderte Biologie die Geister immer mehr von ihren Vorurtheilen befreit und gezeigt hatte, daß es auch eine Entwickelung-Ethik giebt, somit Gut und Bös nur relative Begriffe sind, deren Inhalt sich fortwährend ändert und dem gegebenen Milieu anpaßt.

Man glaubte bis dahin, daß die Jugend von den geschlechtlichen Vorgängen meist nichts weiß, was man für das Beste hielt, und daß Jeder im individuellen Leben sich die sexuellen Erfahrungen selbst erwerben müsse. Nun erstanden aber auf einmal Autoren, die sagten, Beides sei grundfalsch und müsse zu bedenklichen Erscheinungen führen. Bald schlossen sich denn auch besonnene Pädagogen und Eltern, sogar Geistliche an (unter denen freilich noch jetzt der größte Widerstand dagegen zu finden ist). Nun ist seit zehn Jahren so viel über dies Thema geschrieben und gesprochen worden, daß es schwer hält, noch neue Gesichtspunkte zu finden; und nicht nur theoretisch ist man vorgegangen, sondern auch praktisch. Ich halte es daher für das Beste, nicht die alten Behauptungen und Einwürfe nochmals zu wiederholen (höchstens soll man sie nur im Vorbeigehen berühren), sondern womöglich neue Gesichtspunkte zu finden oder weniger ventilirte zu zeigen. Sehr wichtig scheint mir aber, daß Jeder seine eigenen Erfahrungen kundgiebt und das Theoretisiren lieber Anderen überläßt. Ich werde daher im Folgenden als Psychiater, Psychologe und Soziologe sprechen.

Alle sind jetzt in der Hauptsache darin einig, daß eine sexuelle Aufklärung der Jugend nicht nur erwünscht, sogar nöthig ist. Nur drei Fragen sind dann eigentlich strittig, Erstens: Wann soll man mit der Aufklärung beginnen? Zweitens: Wie soll man hierbei vorgehen? Drittens: Wer ist am Meisten geeignet, die Aufklärung zu geben?

Die Antwort auf die erste Frage muß lauten, daß eine frühe Aufklärung durchaus nöthig erscheint. Betrachten wir daher erst kurz diesen Punkt. Wir müssen also nachweisen, daß im anderen Fall Seele und Leib Schaden geschieht. Das ist, glaube ich, nicht schwer. Fangen wir mit der frühesten geschlechtlichen Bethätigung an, mit der Onanie, so brauche ich wohl kaum zu sagen, welche Gefahren dadurch heraufbeschworen werden, zumal bei Nervösen und Entarteten. Freilich darf man die Sache auch nicht übertreiben, wie es leider so oft geschieht. Es können sicher allerlei nervöse Störungen — abgesehen von körperlichen — eintreten, sogar ziemlich hochgradige, doch ist bei diesen das Verhältniß meist so, daß andauernde und heftige Onanie zur Nervenzerrüttung führt, weil das fehlerhaft angelegte Nervensystem das Individuum zur Onanie brachte und dabei verharren und darin exzessiren ließ. Es liegt also ein circulus vitiosus vor. Als Regel kann man den Satz

ausſprechen: Wer viel onanirt und davon nicht ablaſſen kann, war ſchon ein abnormer Menſch vorher und mußte es thun. Ne fait d'excès qui veut, ſagt ſehr richtig der Franzoſe. Vergeſſen wir nicht, daß die meiſten Männer (der bekannte Sexolog Rohleder kennt überhaupt perſönlich keine Ausnahme, wie er mir ſagte) in der Jugend einmal onanirt haben; und bei den Mädchen ſoll es damit nicht beſſer ſtehen. Sie thaten es aber Alle nur mäßig und ließen es ſehr bald. Daher ſchadete es ihnen nicht. Immerhin iſt es eine ekelhafte Sache und kann auch die Pſyche ſchlecht beeinfluſſen. Daß aber, wie man früher ſagte, Onanie ſogar zur Geiſteskrankheit führen könne, wird jetzt nicht mehr angenommen. Darum iſt die Onanie aus der Aetiologie der Pſychoſen geſtrichen und ich ſelbſt habe in einer dreißigjährigen Praxis als Irrenarzt nie einen hierhergehörigen Fall beobachtet, wie ich überhaupt, entgegen der Meinung der meiſten Aerzte, ſogar der Irrenärzte, auf Grund genauer ſtatiſtiſcher Erhebungen Onanie und andere ſexuelle Perverſionen und Perverſitäten kaum in höherem Grade im Irrenhaus finden konnte als draußen.

Wer nun die Dinge genau verfolgt, wird finden, daß in den ſeltenſten Fällen die Kinder von ſelbſt auf die Selbſtbefleckung kommen, daß ſie viel öfter von Anderen dazu verführt werden. Gewöhnlich iſt es ein Nichtsnutz, der die Sache aufbringt und bei der leichten Suggeſtibilität der Maſſe nur zu bald gelehrige Schüler findet. Hier könnte eine ſehr frühe Aufklärung, am Beſten durch den Vater oder den Arzt, nur nützlich*) ſein und das Uebel, wenn nicht tilgen, doch ſehr einſchränken. Das geſchieht aber leider nur ſelten. Auch jeder Lehrer ſollte angehalten werden, ſein ſpezielles Augenmerk auf dieſen Unfug zu richten und die Jungen früh auf die eventuellen Gefahren aufmerkſam zu machen.

Viel größer aber iſt die Gefahr der Geſchlechtskrankheiten. Man weiß ja, wie früh ſchon in den Höheren Schulen größerer Städte oder gar der Weltſtädte ſolche auftreten. Schon in der Unterſekunda ſind Tripper, Schanker und Syphilis nichts allzu Seltenes; und die Zahl vermehrt ſich nach oben hin. Erſt neulich wurden hierüber höchſt traurige und erſchreckende Prozentzahlen aus böhmiſchen Gymnaſien mitgetheilt. Der berühmte Folkloriſt und Ethnolog Dr. F. S. Krauß erzählte einmal in einer kleinen Autobiographie, wie von ſeiner Klaſſe die Meiſten ſich angeſteckt hatten und einzelne davon ſpäter an Gehirnlähmung oder Rückenmarksſchwindſucht ſtarben. Daraus geht klar hervor, wie früh unſere Stadtjungen ſchon in Geſchlechtsdinge eingeweiht ſind. Ich erinnere mich noch des Schreckens, als ich in einer ſehr zahlreichen Klaſſe einer Höheren Schule mit zwölf Jahren die geſchlechtlichen Vorgänge von an-

*) Am Richtigſten iſt, wenn von den Eltern, namentlich von der Mutter, das ganz junge Kind dazu angehalten wird, ſeine Geſchlechtstheile als etwas Ekelhaftes nie zu berühren, außer zu Bedürfniß- und Reinigungzwecken.

deren Schuljungen erfuhr (und natürlich in der rohesten Weise). Ich war der Letzte, der Das in Erfahrung gebracht hatte. Das allein sollte schon Lehrer und Eltern bedenklich machen. Auf den ungeheuren Schaden, den Geschlechtskrankheiten für Leib und Seele des Individuums selbst, wie nur zu oft auch für die spätere Nachkommenschaft, haben, brauche ich nicht erst hinzuweisen. Hierbei müßte natürlich gebührend auf eine sehr gewöhnliche Begleiterscheinung, den Alkoholgenuß, der sogar meist den spiritus rector bei der Erwerbung der Geschlechtskrankheiten spielt, Rücksicht genommen werden.

Man glaube nun aber ja nicht, daß nur in Städten die sexuelle Aufklärung spontan so früh erfolgt und zu so bedauerlichen Vorgängen führen kann. Die „Unschuld vom Lande" gehört leider mehr oder minder zu den Fiktionen von Leuten, die am hellen Tage mit Scheuklappen herumlaufen und gewisse Dinge nicht sehen wollen. Ein Praktischer Arzt erzählte mir, daß in dem großen Dorf, wo er wohnte, bereits sämmtliche Mädchen der Ersten Klasse geschlechtlichen Umgang gepflogen hätten. Mag Das nun auch etwas übertrieben sein und sicher nicht allgemein gelten, so ist gewiß nicht daran zu zweifeln, daß die Dorfjugend schon im frühesten Alter die Geschlechtsbeziehungen kennt. Schon das häufige Sehen dieser Dinge an den Hausthieren macht hierin frühreif; das Bespringen der Kuh geschieht im Hofe und eine zahlreiche Kinderschaar ist gern zugegen. Schon die pornographischen Zeichnungen der Jungen reden eine deutliche Sprache. Sollte aber ja einmal in den unteren Schichten der Eine oder Andere das vierzehnte Jahr erreichen, ohne Etwas von den sexualibus zu erfahren, so folgt doch gewöhnlich Aufklärung sehr bald durch die Kameraden, laszive Bilder, Bücher, den Tanzsaal und so weiter. Immerhin kann es jedoch geschehen (und zwar mehr in den oberen Schichten), daß der Knabe oder das Mädchen wirklich bis tief in die Pubertät hinein nichts erfahren hat und selbst so in die Ehe tritt. Dann kann es zu sehr unliebsamen Szenen kommen, ja, bei den jungen Mädchen manchmal sogar zu nuptialem Irresein führen: zum Ausbruch einer Geisteskrankheit im Anschluß an die nicht geahnten Geheimnisse der Brautnacht. Freilich besteht dann meist schon eine Disposition zur Erkrankung. Dost*) sagt darüber: „Ist die vielleicht besonders empfindlich und prüde angelegte junge Frau ganz ahnunglos, was ihrer in der Hochzeitnacht wartet, so ist vorauszusehen, daß sie Schreck und Abscheu erfassen wird, wenn sie einen vielleicht noch in roher und gewaltsamer Weise ausgeführten Koitus über sich ergehen lassen muß. Sie wird darüber entsetzt sein, daß der bisher schwärmerisch geliebte und als hohes Ideal verehrte Bräutigam plötzlich sich so verwandeln und zur Bestie herabsinken konnte."

---

*) „Zwei Fälle von Irresein in unmittelbarem Anschluß an die Verheirathung (nuptiales Irresein)," Zeitschrift für Psychiatrie, Band 59 (1902) Seite 876ff.

Häufiger werden freilich aus solchem Anlaß Nervosität, Hysterie und Aehnliches leichter und schwerer Natur entstehen und namentlich dürfte Hysterie hierin nicht selten ihren Grund haben.

Gewöhnlich allerdings werden die Töchter vor der Brautnacht von ihrer Mutter instruirt (obwohl sie meist schon Alles wissen); oft durch eine Freundin, die Das schon durchgemacht hat. Manchmal unterbleibt aber die mütterliche Instruktion ganz oder ist nur sehr unvollkommen; und dann kann es viele Unannehmlichkeiten geben, am Ende gar Krankheit bewirken. So kenne ich einen Fall, wo eine junge Frau ihrer Mutter lange nicht vergeben konnte, daß sie nicht vorher in die Mysterien der Brautnacht von ihr eingeweiht worden war. Sie war entsetzt über die Geschehnisse, sah mit Bangen und Weinen dem Nahen einer jeden Nacht entgegen und brauchte fast drei Wochen, ehe sie sich einigermaßen beruhigte.

Die größte Gefahr der Unkenntniß bei erwachsenen Mädchen beruht aber natürlich in der großen Leichtigkeit einer Verführung mit oder ohne Folgen. Das Mädchen weiß nicht, um was es sich handelt, und läßt sich, wenn es den Mann liebt und wenn gar die Sinne und Gedanken durch Tanz oder noch mehr durch Alkohol gereizt sind, leicht zu einem Fehltritt verleiten. Unter solchen Umständen schweigt das natürliche Schamgefühl, das es sonst treu bewacht hat, und das Triebleben macht sich eher geltend. Aber auch wenn, wie gewöhnlich, die Mädchen Alles schon wissen, die Gefahren also kennen, so werden sie doch sehr oft namentlich dadurch in Sicherheit gewiegt, daß der gewissenlose Verführer ihnen vorredet, einmal sei keinmal und werde nicht schaden, oder wenn ja danach die Periode ausbleibe, lasse sich Alles durch einfache Mittel wieder ins Loth bringen. Vor Allem wird als Lockmittel die Heirath hingestellt, bei weniger Prüden und Widerstrebenden Geld, Kleider. Denn (Das ist doppelt zu unterstreichen) meist ist der Mann der Verführer und für das eventuell namenlose Unglück, welches über das Mädchen und dessen Kind hereinbricht, fast allein verantwortlich. Nur sehr selten wird er verführt oder Beide kommen in einer Stunde des Lieberausches einander entgegen, wie es Halbe in seiner „Jugend“ geschildert hat und wo dann beide Theile unschuldig oder gleich schuldig erscheinen. Ich kann daher einer doppelten Geschlechtsmoral nicht das Wort reden; nicht jene armen, verführten Mädchen verdienen unseren Abscheu, sondern die Verführer, die mit Absicht also vorgingen und das junge Wesen umgarnten. Und moralisch viel mehr gesunken sind jene demi-vierges, die Alles kennen, nach Allem lüstern sind, aber Alles ängstlich vermeiden, was offenbar üble Folgen haben könnte.

Im Vorstehenden habe ich also in großen Zügen einige der Hauptübel einer Ignoranz von geschlechtlichen Dingen dargestellt. Aufklärung gewährt hier einen positiven Nutzen. Es gilt aber, noch einen idealen zu erlangen.

Der denkende Mensch muß allmählich erfahren, wozu seine Organe dienen, muß also auch die Verhältnisse der Fortpflanzung kennen, als einen Theil der allgemeinen Kausalität. Man wird ihn lehren, daß diese thierischen Vorgänge die Wurzel aller höheren Kultur darstellen oder wenigstens darin eine wichtige Rolle spielen. Gerade diese Beziehungen bilden ja den Ausgangspunkt der höheren geistigen Entwickelung des Menschen, die der Denkende vorwärts und rückwärts zu verfolgen hat.

Unsere erste Hauptfrage: „Wann hat die sexuelle Aufklärung zu erfolgen?" ist nun genügend beantwortet worden. Vor der Onanie gilt es bereis in zartem Alter die Kinder zu warnen. Mit der eigentlichen sexuellen Aufklärung kann man bis etwa zum zwölften Jahre warten; aber nicht länger. Es ist naiv, zu glauben, daß die Abiturienten der Höheren Schulen noch nichts vom Geschlechtsleben wissen, und es erscheint daher ziemlich überflüssig, erst hier die Belehrung eintreten zu lassen, wie es jetzt mehrfach geschehen ist, allerdings unter besonderer Betonung der Gefahren. Bei Mädchen wird man Aehnliches sagen können.

Die zweite und dritte Frage, wie und von wem aufgeklärt werden solle, hängen eng zusammen, müssen daher gemeinsam beantwortet werden. Als Belehrer kommen Eltern, Lehrer und Aerzte in Betracht; man muß zu vermeiden suchen, daß die Belehrung durch die Mitschüler erfolgt, weil Dies gewöhnlich auf sehr rohe Art geschieht, die erschreckt und sehr schaden kann. Die Eltern werden schon von Anbeginn darauf halten, daß die Kleinen nicht spontan onaniren; werden böse Buben, die sie dazu einladen wollen, mit sanfter Gewalt entfernen. Sobald einiges Verständniß vorhanden ist, wird der Vater den Jungen, die Mutter das Mädchen vornehmen und ihnen sagen, warum sie ihre Geschlechtstheile nicht berühren sollen. Sie werden die Gefahren ihnen ausmalen, wobei es nicht schadet, wenn die Farben etwas dick aufgetragen werden. Auch der Lehrer wird scharf aufpassen und Belehrung geben, wenn sie geboten erscheint. Besonders wird er aber auf verbotene Bücher und Bilder fahnden, und zwar mehr als väterlicher Freund denn als Tyrann, weil dann gerade das Verbotene reizt. Daß Dieses im Elternhaus schon zu geschehen hat, ist klar.

Naht aber das Reifealter, dann muß die sexuelle Aufklärung gegeben werden. Das kann bereits zu Haus geschehen, namentlich beim Eintreten der ersten Periode;*) doch sind viele Eltern sehr ungeschickt darin oder ignorant, was leicht der guten Sache schadet. Der Vater könnte auf Spazirgängen oder bei Privatgesprächen mit dem Sohn, wenn von Fortpflanzung, Geburt und Verwandtem zufällig die Rede ist, auf ähnliche Vorgänge bei Pflanzen und

*) Besser ist es freilich, die Mädchen schon vor der Periode auf diese vorzubereiten, damit sie nicht zu sehr erschrecken, was bei Nervösen leicht böse Folgen haben könnte.

Thieren, also nur im Allgemeinen, hinweisen und sagen, daß Solches auch beim Menschen geschehe. Das genügt vor der Hand. Es gehört freilich viel Takt dazu, den nicht Jeder besitzt. Später kann Belehrung über Geschlechtskrankheiten folgen und vor dem Verkehr mit Mädchen, besonders mit käuflichen, gewarnt werden. Freilich muß der Vater die Materie einigermaßen kennen, was heute häufiger ist als früher. Zugleich (und oft besser) geschieht die Belehrung aber in der Schule, und zwar am Besten im naturwissenschaftlichen Unterricht, besonders in Botanik und Zoologie. Hier lassen sich ganz von selbst allerlei Parallelen mit dem Menschen in anatomischer und physiologischer Beziehung auffinden, ohne in Einzelheiten sich zu verlieren, doch mit Betonung drohender Gefahren. Noch gründlicher aber geschieht das Alles in der Anthropologie und Biologie, die in höheren Anstalten von einem Arzt gelehrt werden sollten, da es auf nähere Deutung anatomischer und physiologischer Thatsachen ankommt. Er wäre dann auch der berufene Vertraute, um den Knaben die vielen Gefahren der sexuellen Ausschweifungen und Laster näher zu schildern, zugleich aber auch, was sehr nöthig ist und gewöhnlich im Unterricht nicht geschieht, sie zu belehren, wie sie sich zu verhalten haben, wenn sie geschlechtskrank geworden sind. Man wird ihnen rathen, sofort zum Arzt zu gehen, wenn dieses oder jenes Symptom eingetreten ist, ihnen aber natürlich spezielle Therapie nicht vortragen. In den obersten Klassen endlich, vielleicht auch erst beim Abgang, dürfte es gerathen sein, eine weitere Vertiefung der Materie vorzunehmen*) und den Abiturienten nicht nur nochmals die sexuelle Abstinenz anzurathen und ihnen hierbei als die beste Helferin im Kampf größte Mäßigung im Alkoholgenuß, am Besten völlige Abstinenz zu empfehlen, sondern Solchen, bei denen der Geschlechtstrieb sich nicht eindämmen läßt oder nur mit gewissen Gefahren für ihre Gesundheit (übrigens seltene und meist nicht sehr erhebliche), die nöthigen prophylaktischen Maßregeln anzugeben. Der Arzt wird sich auf sein rein ärztliches Gebiet beschränken und nicht etwa sich auf das Moralisiren legen, was ganz verfehlt wäre. Endlich ist aber als ein Desiderat für die Zukunft der Wunsch auszusprechen, man möge an den Universitäten

*) Man könnte ihnen auch die Lecture guter populärer Schriften über Geschlechtsfragen empfehlen, obgleich gute sehr selten sind. Ob Das schon in den unteren Klassen rathsam ist, erscheint fraglich, doch habe ich von Untersekunda ab kein Bedenken dagegen und die Lecture würde das Verständniß des Vortrages in der Schule sehr erleichtern. Es ist besser, man drückt ihnen offiziell ein neues und gut orientirendes Werkchen in die Hand, als wenn man durch Verschweigen der Thatsachen und Nichtempfehlung eines bestimmten Buches die zahllosen schlechten Aufklärungschriften im Verborgenen lesen läßt, die die Seele vergiften und den Leib in den Ruin mit einziehen können. Je weniger geheimnißvoll die Fortpflanzung in der Schule behandelt wird, um so weniger werden solche Schundschriften gelesen werden, denn: in vetitum nitimur!

in jedem Semester eine kurze Vorlesung publice für alle jungen Studenten halten, worin sie in die Wissenschaft der Sexologie, nämlich all der Dinge, die mit dem Geschlechtstrieb zusammenhängen, eingeführt werden sollen. Vor Allem müssen für die junge und kräftig aufsprießende Wissenschaft der Sexologie auch besondere Lehrstühle errichtet werden, worin ein spezieller Unterricht für die Mediziner vorgetragen würde. Bis dahin wird freilich noch viel Zeit vergehen; aber kommen wird sie hoffentlich sicher, da unsere jungen Mediziner vom eigentlich Sexologischen in den Kliniken oder sonst kaum Etwas zu hören bekommen und doch damit in der Praxis so viel zu thun haben.

Für Mädchen würde sich eine ähnliche fortschreitende Belehrung empfehlen, natürlich erst im Haus durch die Mutter, dann in der Schule im naturwissenschaftlichen Unterricht durch eine Lehrerin oder einen Lehrer, der freilich hier noch viel mehr Takt entwickeln muß als bei den Knaben.*) Den Abschluß könnte wieder der Arzt im anthropo-biologischen Unterricht geben und hier besonders sehr segensreich wirken. Während er sich aber doch immer auf das Medizinische zu beschränken hat, ist es Sache der Mutter und der Schule, die Mädchen vor unüberlegten Liebschaften, vor den Praktiken der Männerwelt, Mädchenherzen einzufangen, zu warnen und nicht am Wenigsten die Gefahren des Tanzsaales und ähnlicher Orte zu schildern. Das erscheint in den unteren Schichten fast noch nöthiger als in den oberen, wo doch mehr natürliche Zurückhaltung herrscht. Vielleicht wird aber in allen diesen Dingen das System der Koedukation gute Früchte tragen. Die Geschlechter lernen einander besser kennen und achten, erwerben damit mehr Menschenkenntniß und gerathen schwerer in Fallen. Alles zu wissen: Das ist hier die beste Hüterin der guten Sitte und die Moral wird dadurch nicht gefährdet, sondern nur gefördert werden. Geschieht das Alles, dann ist es unmöglich, daß ein Mädchen unvorbereitet in die Ehe tritt oder aus Ignoranz sich dem geschickten Verführer hingiebt.

Was ich hier sagte, gilt allerdings zunächst nur von den höheren Ständen. Diese sind aber sehr in der Minderzahl und es ist nöthig, auch für das Volk, für die unteren Schichten in ähnlicher Weise zu sorgen. Die Aufklärung hierüber wird wohl am Besten in den Händen der Lehrer und Lehrerinnen ruhen, da die Eltern dazu hier meist nicht befähigt sind und es bei der großen Schülerzahl unmöglich ist, in den oberen Klassen Aerzte über sexuelle Dinge vortragen zu lassen, ganz abgesehen davon, daß dazu doch schon Vorkenntnisse gehören, die in der Volksschule fehlen. Recht zweckmäßig scheint mir (Das gilt auch für die höheren Schulen), in den Lesebüchern oder speziellen naturwissenschaft-

*) Eine Hauptschwierigkeit hier und bei den Knaben liegt darin, daß der Lehrer oder die Lehrerin, auch die Eltern und Aerzte nicht zu wenig und nicht zu viel geben dürfen, nur gerade Das, was dem jeweiligen Alter gut ist, wobei freilich dem subjektiven Ermessen ein noch ziemlich großer Raum gewährt wird.

lichen Werken auch sexuelle Dinge kurz zu berühren und namentlich die Gefahren der Geschlechtskrankheiten und der Schwangerschaft zu skizziren, um so vor Allem das Verantwortlichkeitgefühl immer mehr zu heben.

Mehr als diese allgemeinen Züge kann man heute, glaube ich, nicht geben, schon weil uns die Erfahrung aus einer gut geleiteten sexuellen Belehrung noch fehlt. Es muß die Sache des Einzelnen sein, je nach Ort, Zeit und Individuum Variationen in der Aufklärungart anzubringen. Das, was hierbei stets die Hauptsache ist und sein wird: das angeborene Taktgefühl, läßt sich nicht lehren, am Wenigsten durch schriftliche Anweisungen. Man muß die kindliche Neugier befriedigen, ohne Lüsternheit zu erzeugen, muß streben, der Sache den rechten Ernst entgegenbringen zu lassen und zum weiteren Nachdenken über Menschheitprobleme anzuregen.

Hubertusburg. Medizinalrath Professor Dr. Paul Näcke.

Singende Ameisen.

Das Dorf könnte im Schwarzwald liegen: so dunkel und schwer sind die Tannen, die auf den Bergen stehen.

Tief im Thal schauen die Fenster der Häuschen zu den Höhen, wie Aeuglein aus dem Nest. Dazu benimmt sich der plumpe rothe Kirchthurm wie ein Puter mit seinem glucksenden Schlagwerk. Die Uhr hat nur einen goldenen Zeiger, und wers nicht weiß, wird schwer erkennen, ob Halb oder Voll ist; denn der Stumpf des anderen Zeigers geht mit und will auch in der Sonne glänzen, die gerade schön guten Morgen ins Dörfchen strahlt.

Leichter blauer Rauch kräuselt sich wie feines Gelock aus den Schornsteinen zum Himmel empor, der in seiner Klarheit nur einige rosige Wölkchen zeigt.

Drüben am Waldesrand sind beim Bahnwärterhäuschen die Schranken geschlossen und der rothweiße Arm der Signalstange ist aufgezogen; da keucht auch schon die Lokomotive mit puffendem Getöse aus dem Tunnel hervor, den Zug nach sich ziehend, und wird bald wieder im dunkelgrünen Tannenwald verschwinden.

Die Bauern und Holzer im Dorf haben schwere Arbeit ums tägliche Brot; und der blinde Korbflechter Matles hats nicht leichter. Liesel, die zwölfjährige Tochter, ist fleißig bei der Hand; denn Mutter starb früh und die alte Bäuerin in der kleinen Hütte am Bergabhang ist müd und matt und kann nur das Nöthigste thun. Hat Matles einen Theil Körbe fertig, so fährt er wohl mit Liesel in die Stadt auf den Markt. Und durch die lieben blauen bittenden Mädchenaugen ist schon Mancher zum Kauf bestimmt worden.

Wie sehr fühlte Das der blinde Mattes, der in Dankesinnigkeit mit Liesel verbunden war! Sie ergänzten einander. Führte Liesel den Vater, so konnte sie gewiß sein, daß er viel, viel früher schon den Wagen hörte, der auf dem gebogenen Waldweg aus der Ferne kam. Auch die glucksenden Schläge der alten Thurmuhr hörte Mattes von weit, weit her, wenn sie ihre Straße gingen.

In den warmen Sommertagen hatte der Vater mit Liesels Hilfe einen angenehmen Platz im Wald gefunden, wo er, auf dem Feldstuhl sitzend, Körbe flocht, während die Tochter umherstreifte, Blumen suchte oder Beeren pflückte. Die Tannen dufteten so stark und die Luft war schön.

Was hörte der blinde Mattes da, wenn er still im Wald saß? Nicht nur die lockenden Liebesrufe der Vögel, das Summen der Bienen und Käfer, nein: selbst den zarten Flügelschlag der Schmetterlinge hörte er. Sein Empfindung- und Gehörvermögen hatte sich verstärkt; und was ihn am Meisten beschäftigte und fesselte, war ein bestimmter, stets wiederkehrender leiser, leiser Ton, der vibrirend in sein Ohr drang; etwas unbeschreiblich Sehnsuchtvolles. Dieser zarte Ton entzückte ihn und er konnte lange, lange Zeit wie entrückt sitzen, horchen, lauschen und lauschen. Was war es nur? Ein Geheimniß? Er wollte es zunächst für sich bewahren, aber da er blind war, konnte er nur langsam tastend dem Ton näher kommen, wobei er fürchtete, durch Unvorsichtigkeit das Geheimniß zu zerstören. So war er gezwungen, fein still auf seinem Feldstuhl auszuharren, bis Liesel mit einem Büschel Waldblumen zu ihm sprang.

„Setz Dich zu mir und horche auf, mein Kind; hörst Du Etwas, das Du noch nie gehört hast? Das feine leise Tönchen in der Luft?"

„Nein, Vater!"

„Sei mäuschenstill, mein Kind; höre, höre, wie es klingt! Es muß etwas Lebendes sein. Ich will Dir die Richtung zeigen ... dort ... dort, muß es sein; hörst Du denn nicht, wie es tönt, so fein und zart? ... Komm und führe mich."

In banger Erwartung, Schritt vor Schritt, ganz sacht, führte Liesel den Vater an der Hand, der in fiebriger Erregung plötzlich stillstand. „Hier ist es!"

Wie höchster Geigenton drang es in sein Ohr. Das klang ihm schöner als der Ruf verliebter Vögel. Wie aus einer anderen Welt. Er war ganz berauscht davon ...

„Ameisen, lauter Ameisen!" rief Liesel.

„Singende Ameisen", flüsterte Mattes und seine Hand glitt sacht über den Hals und die zarte Schwellung der jugendlichen Mädchenbrust.

Da ergriff ihn seltsame Sinnenlust. Und im Taumel des Entzückens, im Klingen des Tones, im Nachgefühl des eben Empfundenen umschlang er zitternd das Mädchen ...

Ein furchtbarer Schrei!

Liesel jagte aus dem Wald.

Mattes konnte in seiner Verirrung den rechten Weg nicht finden; er war fehlgegangen, stürzte vom Abhang herunter und fand den Tod.

Wiesbaden. Paul Kalisch.

Selbstanzeigen.

Zur Geschichte der Bauernlasten in Franken und Bayern. Dritte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Memmingers Verlagsanstalt, Würzburg. 2,50 Mark.

Bei der Darstellung der politischen und kulturellen Geschichte der deutschen Lande wurde bisher viel zu wenig Gewicht auf die Wirthschaftgeschichte und die sozialen Verhältnisse des Bauernstandes gelegt. Das vorliegende Buch (dessen erste Auflage vor neun Jahren in der „Zukunft" einer eingehenden Besprechung gewürdigt wurde) hat den Zweck, den Leser in diese interessante Entwickelung einzuführen. Der schwierige Stoff ist auf Grund einwandfreier Quellen und urkundlichen Materials gemeinverständlich behandelt. Der Leser wird überrascht sein von der Unsumme von Gewalt und Unrecht, die seit Jahrhunderten von weltlichen und geistlichen Grundherren am deutschen und insbesondere am bayerischen Bauernstande verübt worden sind. Die Entstehung und Ausgestaltung der bäuerlichen Abgaben und Dienste, die Verquickung öffentlich-rechtlicher und privatrechtlicher Leistungen, die Ursachen der Bauernaufstände im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die Bedrückung der in den Landständen nicht vertretenen Bauern mit landesherrlichen Steuern und Aufschlägen (Umgelder, Accise und so weiter), die Prachtliebe, Verschwendungsucht und Jagdleidenschaft der Wittelsbacher, die Beschneidung des Steuerbewilligungrechtes der Landstände durch die Landesfürsten und endlich der Prozeß der Verschmelzung der mehr oder minder abhängigen Grundunterthanen zur großen Masse der „armen Leute" wird vors Auge geführt. Die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einsetzende, vornehmlich von fiskalischen und militärischen Rücksichten diktirte landesherrliche Aktion zur Befreiung der Bauern von den feudalen Fesseln, die wenig energische Thätigkeit der bayerischen Gesetzgebung in dieser Richtung wird unter Hervorkehrung der gewaltigen Opposition der Verfechter des alten Systems, insbesondere des für die Erhaltung seiner irdischen Güter arg besorgten Klerus, dargestellt. Die nicht mit den bayerischen Verhältnissen vertrauten Leser werden mit Staunen wahrnehmen, daß Bayern noch mit einem Fuß im Zeitalter des Feudalismus steckt und daß dort noch eine Reihe in anderen deutschen Bundesstaaten längst abgeschaffter veralteter Einrichtungen besteht. Neben den im Jahr 1848 in „Bodenzinse" umgewandelten Zehnten, Gülten und Diensten werden noch die „Komplexlasten", Naturalreichnisse der Pfarrer und Lehrer von den bayerischen Bauern entrichtet, trotzdem sie gleich den übrigen Staatsbürgern die sämmtlichen modernen Steuern und Abgaben zu tragen haben. In dem vorliegenden Buche wird energisch die Beseitigung dieser unzeitgemäßen Reichnisse, an denen viel Unrecht und Gewalt klebt, gefordert.

Würzburg. Dr. August Memminger.

Christus als Fisch der freien Geister. München, Bonsels Verlag.

Man lasse sich nicht verblüffen, wenn ein allzu kecker Ruf zu Kampf und Streit dieses kleine Buch durchbraust. Ein Junger, ein Naiver vielleicht, rüttelt an den Thoren des geheiligten Philisters. Im Namen der Kultur wird heute so Vieles verübt: warum soll in ihrem Namen nicht auch der Götzendienst unserer

Bildung- und Gesittungwelt persifflirt werden in Prosa und lyrischen Fanfarenklängen? Wäre es etwas Allzuungehöriges, wenn der Leser entdeckte, daß die Ironie eines freien, durchbildeten Geistes gegen die Unwahrhaftigkeit auf dem Gebiet der Religion und des Liebeslebens durch diese Blätter züngelt mit Flammenvehemenz? Das Räthsel des Evangeliums und seiner Wunder will in künstlerischem Sinn aufgelöst sein, wie das geschlechtliche Liebesräthsel auch: ein Paradoxon mehr zu den religiösen Paradoxen der Gegenwart. Christus der Fisch ist das Symbol der Liebe, das Symbol des Unaussprechlichen, der die Wunder der Liebe vollbringt. Er ist nicht das Wort der Askese. Christus der Fisch ist das Wort der Freude, welche die Natur und ihre Kinder durchdringt, wenn sie in Liebe einander entgegenbeben. Wir stecken in den Bildern einer fremden Sprache, nämlich der Bildersprache selbst, die in früheren Zeiten als Sprache einer primitiven Kultur die Menschheit beherrschte. Die vorwiegend unkünstlerisch Gebildeten von heute lesen die Begebenheiten des Evangeliums als nüchterne Wirklichkeit-Geschichte, statt sie in künstlerischem Sinn in den „Geist des Fisches“ zurückzudeuten, aus dem sie entstanden sind, des Geistes, der da sitzt „zur Rechten der Kraft“, von dannen er kommen wird als Auferstandener, als Richter, — genau nach der Prophezeiung.

Eine Inhaltsangabe des Buches würde die Form zerstören und dadurch anstoßend, selbst abstoßend wirken können; vielleicht auch allzu heftig den Zorn jener Orthodoxen herausfordern, die nur erzürnt sein wollen, niemals belehrt, niemals erfreut durch die siegesgewisse Heiterkeit eines freien Geistes. Man lese das kleine Buch als Räthsel und richte es nicht vorschnell.

Hamburg. Johann Michelsen.

„Der Roman der XII“ von Hermann Bahr, Otto Julius Bierbaum, Otto Ernst, Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Ewers, Gustav Falke, Georg Hirschfeld, Felix Hollaender, Gustav Meyrink, Gabriele Reuter, Olga Wohlbrück und Ernst von Wolzogen. Verlag Konrad W. Mecklenburg, Berlin 5 Mark.

Die Idee zum „Roman der XII“ kam mir eines schönen Tages ganz plötzlich; und der Zufall wollte, daß ich zu Hanns Heinz Ewers davon sprach. Er sah mich eine Weile durch seinen Zwicker starr an und sagte dann, durch eine Wolke Cigarettendampfes hindurch, langsam und mit Betonung: „Eine verrückte Idee; aber gut!“ Einige Tage darauf las ich im New-York Herald, daß in Amerika ein in ähnlicher Art gedachtes Werk, freilich von recht wenig bedeutenden Autoren verfaßt, erschienen sei, und war nah daran, meinen Plan aufzugeben. Aber Dr. Ewers rief: „Nur nicht den Kopf hängen lassen! Duplizität der Ereignisse! Denken Sie an Zeppelin, Groß und Parseval! An Wright und Blériot! (Peary und Cook kämpften damals noch nicht gegen einander.) Es giebt nichts, an das ich mehr glaube als an die Koinzidenz der Geschehnisse!“ Nun lag mir freilich nichts ferner als der Wunsch, für diese „koinzidirende Verlagsidee“ eine Gleichberechtigung mit den Thaten der Luftflieger und Nordpolentdecker zu beanspruchen. Immerhin ermuthigten mich diese Thatsachen: und so machte ich mich auf die Suche im deutschen Dichterwald, um die Besten herauszufangen. Denn nur sie konnten den „Roman der XII“ zu dem interessanten, grotesken Literaturscherz machen, der er nun in der That geworden ist. Es war nicht leicht, die bunten Vögel einzufangen. Der Eine brütete

gerade auf einem neuen, großen Ei und hatte keine Zeit für ein gemeinsames Brutgeschäft. Der Andere war übers Meer geflogen. Der Dritte mußte in seinem Eierlegen eine Pause eintreten lassen. Der Vierte war von seinem Verleger in einen goldvergitterten Geflügelhof gesperrt worden und durfte nur für ihn brüten. So wurde es eine heiße Jagd, die Mühe und Arbeit machte, aber schließlich doch gelang. Ich erfuhr nun auch, daß die Priorität des Gedankens nicht den Yankees, sondern uns Deutschen gehöre. So meinte Georg Freiherr von Ompteda, daß er über eine ähnliche Idee schon lange zuvor einmal Etwas in einer Monatschrift veröffentlicht habe. Ernst Freiherr von Wolzogen schrieb: „Einen solchen Plan habe ich vor etlichen Jahrzehnten einmal zur Ausführung bringen wollen, fand aber damit bei den damaligen ‚Prominenten‘ keine Gegenliebe. Hoffentlich haben Sie mehr Glück! Lustig wäre es, wenn den Lesern für richtiges Errathen der Autoren Prämien ausgesetzt würden ....“ Diesen neuen Gedanken griff ich natürlich gern auf: so entstand das Preisausschreiben. Dadurch dürfte auch das Interesse für unsere zeitgenössische Literatur angeregt werden; dem Statistiker aber mag dieser Wettbewerb insofern nicht gleichgiltig sein, als er feststellen kann, wie sehr dieses Dutzend unserer tüchtigsten und beliebtesten Schriftsteller im großen Publikum bekannt ist. Besonders möchte ich noch die zustimmenden Schreiben so mancher Dichter erwähnen, sowohl solcher, die dann später an dem Roman mitarbeiteten, wie anderer, die aus diesem oder jenem Grunde sich nicht betheiligen konnten. So rief Detlev von Liliencron: „Ja, Das wird sicher ein guter Scherz; es ist ein trefflicher Gedanke!“ Gerhart Hauptmann schrieb: „Es ist ganz selbstverständlich, daß ich mit lebhaftem Interesse dem großen literarischen Scherz entgegensehe, der so viele berühmte Namen vereinigt.“ „Ihre Idee ist sehr lustig“, meinte Otto Julius Bierbaum; „ich fürchte, zu lustig für düstere Deutsche!“ „Eine famose Idee, dieser Zwölfer-Scherz“, sagte Richard Dehmel. Aus München kamen diese freundlichen Zeilen: „Ihr Einfall ist ausgezeichnet, der Scherz wird gelingen und Niemand freut sich mehr auf den ‚Roman der XII‘ als Ihr sehr ergebener Thomas Mann.“ „Aber“, mahnte Gustav Meyrink, „wird es Ihnen nicht gehen wie dem Hund (Pardon!) mit den Krebsen? Es war nämlich einmal ein Hund, der sollte ein Taschentuch, gefüllt mit zwölf Krebsen, behüten. Als ein Krebs ausgerissen war, gelang es dem Hunde zwar, ihn zurück ins Taschentuch zu bringen, doch waren unterdessen zwei andere nach verschiedenen Richtungen ausgebrochen. Der Hund brachte athemlos auch diese beiden zurück, doch da waren vier andere ... und so weiter.“ Nun, es ist nicht so gegangen. Allen zwölf Mitarbeitern, die sich dem Werk zur Verfügung stellten, bin ich für das schließliche Gelingen zu großem Dank verpflichtet. Den Leser wird nun das Entstehen des Romans selbst interessiren. Es war einfach genug: Herr A. (den Namen sollt Ihr selbst errathen!) schrieb das erste Kapitel; es ging postwendend an Herrn B. Als Der Kapitel 2 beendet hatte, bekam Herr C. die beiden ersten Kapitel, um ein drittes zu schreiben. Und so ging es fort; jeder der zwölf Dichter spann in seiner Art und in seinem Stil den Faden weiter. Bunt genug ist der Teppich gewiß und schimmert in allen Farben. Das soll er ja auch. Aber wer Augen hat, wird wohl erkennen, von wessen Händen das Gespinnst an den Enden, in der Mitte oder an den Seiten herrührt. Alle aber, denen der „Roman der XII“ lustige und anregende Stunden beschert, werden sicherlich unseren zwölf Autoren eben so dankbar sein wie der Verleger

Konrad W. Mecklenburg.

Schwefel über Gomorrha. Schuster & Loeffler in Berlin. Eine Probe:

Justiz.

Seine Excellenz setzte sich, bot auch dem Amerikaner einen Stuhl an und Mr. John William Meier begann:

„Ich weiß nicht, wie weit Sie von Wesen und Zweck meiner Erfindung unterrichtet sind, Excellenz. Bei alle Mittel will ich Ihnen genau angeben die Gründe, wegen die ich habe herangegangen an meine Konstruktion. Excellenz, die Justiz von dieser Landschaft steht bei uns in Amerika in keine gute Geruche. Hiesige und noch mehr die amerikanische Blätter lassen vorüberziehen abfällige Bemerkungen über die Justiz, weil es soll sein ungleiches Recht für Arm und Reich, für Adelige und Arbeiter . . .“

„D . . .“

„Ich bitte Euer Pardon, Excellenz; ich bin nicht Partei. Ich bin Ingenieur. Ob die Papiere sind begründet, nehme ich nicht in Betracht. Ich will nicht ein Zustand verbessern, der mir gleichgiltig ist, oh nein: ich will machen Geld mit meine Erfindung. Ich rechne nur mit dem Fakt, daß die offentlich Meinung hat die Ueberzeugung: die Justiz ist werth gar nichts. Diese offentlich Meinung ist für die Regirung sicher nicht angenehm. Hier ich bin und möchte die Regirung frei machen von diese unangenehme Meinung. Kein Körper soll können sagen: Das ist Klassenjustiz. Denn mit mein Apparatus ist absolut Gerechtigkeit; jeder kluge Mann muß Das einsehen. Folgen Sie mir ins nächste Zimmer . . . So . . . Und vergüten Sie mir, Excellenz, zu vorstellen für Ihnen mein Apparatus: das Justizklavier J. W. M. Es ist, Sie sehen, von seine Außenseite gerade wie jedes andere Klavier; aber in sein Innere es ist nichts als eine Maschine zu Rechnen. Hier an die Front Sie haben schwarze Tasten und weiße Tasten. Auf die schwarze Tasten Sie sehen geschrieben alle Namen von Verbrechen, gut gefixt nach Begriffe:

Brudermord,
Elternmord,
Gattenmord,
Kindesmord,
Lustmord,
Meuchelmord,
Muttermord,
Raubmord,
. . . und so weiter

oder:

Beinbruch,
Ehebruch,
Einbruch,
Friedensbruch,
Leistenbruch,
Schädelbruch,
Schiffbruch,
Treubruch,
. . . . und so weiter.

Kurz, Sie sehen auf schwarze Tasten Alles, was den Angeklagten macht schwer. Auf die weiße Tasten auf die andere Seite steht geschrieben Alles, was ist in Gefallen . . . Sie wissen, was ich meine: was ist gefällig dem Angeklagten:

Alibi,
Betrunken,
Minderjährig,
Schwer betrunken,
Sinnesverwirrt,
Unbescholten,
Wahnsinnig,
. . . . und so weiter.

Sie wollen wissen, wie man anwendet das Justizklavier? Sicher mehr als simpel. Der Vorsitzende von Gericht prüft den Bestand von Thaten sorgenvoll, und wenn die Beweisaufnahme ist fertig, geht er zus Justizklavier und preßt herunter, zum Beispiel, die Tasten:

Raubmord — zweimal,
Vorbestraft — sechsmal,
Alibi.

(Wenn mehr als dreimal vorbestraft, wird Alibi nicht funktioniren.)

Oder:

Diebstahl,
Unbescholten,
Sinnesverwirrt,
Minderjährig.

Alles in Allem: der Vorsitzende preßt herunter jede Taste, was auf dem Thatbestand passend sei. Bei alle Fälle berechnet das Klavier automatisch, genau nach die bestehende Gesetze dieses Landes, eine Strafe und giebt das fertige Urtheil, niedergelegt auf gedruckte Formulare, sofort heraus. Und wie gleichen Sie, Excellenz, mein Apparatus?"

. . . Zwei Monate nach dieser Unterredung ließ Seine Excellenz der Minister den amerikanischen Ingenieur zu sich bitten und sprach zu ihm:

„Ihr Justizklavier ist von einer eigens gebildeten Kommission von technischen und richterlichen Beamten geprüft worden. Das Referat lautet ungemein günstig. Man hat einmüthig anerkannt, daß das Klavier geeignet ist, das Volk von der Unabhängigkeit unserer Rechtsprechung zu überzeugen und (worauf ich besonders Gewicht lege) die Gerichtshöfe von ihrer Arbeitüberhäufung zu entlasten. Die Regirung hat also beschlossen, zunächst zwanzig Ihrer Justizklaviere probeweise bei unseren Landgerichten einzustellen. Wir knüpfen aber eine kleine Bedingung daran, deren Erfüllung Ihrem Genie nicht schwer fallen wird. Eine Abänderung (oder Vervollkommnung, wenn Sie wollen), die sozusagen aus justiztechnischen Gründen nothwendig befunden worden ist. Jedes gewöhnliche Spielklavier hat (nicht wahr, Herr Ingenieur?) zwei Pedale: ein Piano- und ein Fortepedal. Nun, solche Pedale muß auch das Justizklavier erhalten. Lassen Sie auf das Pianopedal etwa eine fünfzackige Krone malen und auf das Fortepedal lassen Sie schreiben: ‚Sozialdemokrat‘."

München. Roda Roda.

Moderne Menschen?

„Soll mer der Daumen erblinden, Herr Kommerzienrath“, betheuerte Scherbel voll Eifer, „wenn de Sache nich hochfein ist. In de Höll' will ich fahren, statt in Abrahams Schoß, und der Satanas soll mer eigens den Prokuristen oder seinen tüchtigsten jungen Mann zum Heizen schicken, wenn ich 'm klugen Geschäftsmann, wie 'm Herrn Kommerzienrath, proponir' ä Gojimnaches. Weiß ich, daß der Herr Kommerzienrath und der Herr Lieutenant lassen das Risiko den Dummen und den Aktionären von de Hypothekenbank und stippen selber nur das Fett von der Suppe, den feinen Rebbes.“

Emil lachte auf: „Danke für die gute Meinung, Scherbel; nu sagen Se aber mal, wo liegt der Haken bei der Sache?“

„Nu, ich wärd Alles erzählen. Der's Geld haben will, is ä reicher und kluger Mann. Nu, hat er gesagt, is 'n feines Objekt, das De hast und das Der kostet, weil De schlau mit 'm Einkauf warst in der Konjunktur, einssiebenhundert. Hast ä blühendes Geschäft darin, daß es mit der Miethe verzinst auf zweieinviertel, unter Brüdern gerechnet: zweieinhalb Million. Wartste ab, kriegste in zehn Jahren die dritte Million. Woßu aber (hat er sich überlegt) sollste zinslos liegen lassen das schöne Stück Geld? Seh zu, daß Du 'ne Hypothek kriegst von zweieinhalb Million, wo De escomptirst den Gewinn am Objekt bis jetzt: kannste inzwischen arbeiten lassen den Gewinn und mehr verdienen damit.“

„Scherbel, Sie oller Gannef!“ prustete Emil heraus; „wo wollen Se denn den Dummen finden, der darauf reinfällt? Denken Se denn, wir lassen uns uff so 'ne Sachen inn? Nee, is nich, jehn Se 'n Haus weiter.“

„Gott der Gerechte! Komm ich wie 'n gemalmischter Bocher, der nichts hat in de Hand, zum Rothschild und will haben de Kalle? Hören Se zu Ende den ollen Scherbel, eh' Se 'n schmeißen raus. Hat der Levi oder Cohn oder Manasse gesagt: Siegfried, wenn De kriegst Dein Geld von der Bank, was schon machen wärd der olle Scherbel, ladste die Direktoren und ihre Freunde und den Baumeister, der de Taxe macht (er zwinkerte hier bedeutsam mit den Augenlidern erst zum Vater und dann zum Sohn) zu 'nem Frühstück mit Sekt un Austern und Kaviar und Indianische Vogelnester (Was weiß ich? Zu gesund!) und läßt Dirs kosten 'ne Viertelmillion. Haste immer noch 'ne halbe Million im Voraus rausgezogen aus'm Haus; und de Bank läuft kein Risiko, hält se's aus fünf Jahr. Bleibt de Konjunktur gut, sind's blos drei.“

Scherbel schwieg. Der Alte stand auf und faßte Emil unter den Arm. „Entschuldigen Sie uns mal 'nen Augenblick“, sagte er heiser vor Erregung.

Von den Worten des Alten konnte Scherbel trotz dem Thürspalt nichts verstehen, während er Emils Einwendungen deutlich vernahm: „Nee, Den nich. Der is dumm; Der steht mit seinem Aufsichtsrath schlecht und wackelt; Du, wie wärs? Der is hungrig, sein Vetter ist Mitdirektor, dessen Schwiegervater Hauptmime im Aufsichtrath: schmieren wir alle Drei, denn jehts!“

Scherbel (im Vorzimmer) nickte hastig; jetzt lag die Sache richtig . . . .

Dieses interessante Gespräch wurde im Jahr 1880 in dem Bankgeschäft Korff & Sohn in der Jägerstraße geführt, das etwa seit dem Jahr 1820 bestand und gut rentirte. Auch die Hypothekensache wurde gemacht, nachdem der Besitzer

des Hauses eine höhere Miethe für den eigenen Laden eingesetzt und das Hauptbuch für die letzten Jahre „umgeschrieben“ hatte. Der Hypothekenbankdirektor machte allerdings zunächst Schwierigkeiten.

„Sagen Se mal, Korffchen, ist der Geschäftsfreund 'ne schöne junge Frau im poussablen Alter so zwischen Zweiundzwanzig und Zweiundvierzig, daß man's aus Liebe thun könnte?“

„Nee, Sie oller Schäker. Ich glaube, Sie geben Ihre ewige Seligkeit dran, wenn nur 'n Unterrock dabei is. Sehen Sie sich das Objekt und die Zahlen mal an! Die Sache is fein, wenn sie richtig gemacht wird. Außerdem kriegt der Mann nicht, was er haben will. Wir müssen nach der Kraftleistung doch frühstücken. Sie haben die Wahl zwischen Uhl, Dressel, Hiller oder Borchardt.“

„Bin mehr für Borchardt.“

„Na, also Borchardt. Das Frückstück kann 'ne Viertelmillion kosten, Sie bringen dazu ihren Cousinlala nebenan, Rosemann, mit. Da die Taxe die Hauptsache und guter Rath in Bausachen besonders theuer ist, nehmen wir auch den Baurath mit: der Mann macht doch ooch nischt umsonst. Et is Alles da“ ...

In diesem Geschäft von Korff & Sohn hatte Otto Anders seine Lehrzeit verbracht und wurde nun Buchhalter mit einem Monatsgehalt von sechzig Mark. Vater und Mutter waren ihm lange gestorben. In einer ärmlichen Mansarde in Neu-Kölln am Wasser lebte er mit seinen Büchern ein einsames, stilles Leben. Nur mit einem seiner Schulkameraden, Paul Schmielicke, „Abkömmling eines soliden Milchkellers in der Neuen Promenade“, verband ihn engere Freundschaft. Schmielicke, der, trotz seinem „Konsistorialrathsgesicht“, das Leben und in ihm besonders die Frauen liebte, vermittelte auch Ottos erste Liebe: Lieschen Rieger, eine Arbeiterin in einem Blumengeschäft am Moritzplatz. Das stille, sanfte Mädchen wurde bald Ottos Lebensglück. Aber in dem selben Haus in der Alten Jakobstraße, in dem Lieschen wohnte, hatten auch die beiden Korffs, Vater und Sohn, ihre gemeinsame Geliebte. Dieses zufällige Zusammentreffen war natürlich für die Herren Chefs peinlich. Anders erhielt seine Kündigung. Lieschen, die sich Mutter fühlte und krankhaft erregt war, glaubte, in dieser Noth den Fingerzeig Gottes zu sehen, der gegen die Vereinigung der Beiden sei; zugleich hoffte sie, der geliebte Mann werde sich allein besser helfen können, und ging beim Waldschlößchen, wo sie einst selige Stunden mit Otto verlebt hatte, ins Wasser.

Als Otto verzweifelnd auf dem Wege ist, um vielleicht doch die Geliebte noch zu retten, sieht er in der Köpenicker Straße ein junges Mädchen vor die Hufe eines Pferdes stürzen. In einem wilden Aufbäumen gegen das Schicksal wirft er sich dem Pferd entgegen. Er rettet das Mädchen und wird dabei schwer verletzt. Die junge Dame, die er gerettet hat, ist die einzige Tochter des angesehenen Bankiers Tobias in der Burgstraße, der sich nun des Lebensretters seiner Tochter annimmt und ihn nach Wiederherstellung seiner Gesundheit mit hundertzwanzig Mark Monatsgehalt in seinem Bankgeschäft anstellt und ihm mit Rath und That so erfolgreich auch bei seinen ersten kleinen Börsenspekulationen zur Seite steht, daß Otto bereits nach drei Jahren achttausend Mark Vermögen besitzt. Dann aber tritt er aus dem Geschäft, obwohl Tobias ihm Zulage und Prokura verheißt.

Als „Pfuschmakler“ und Jobber mit Schmielicke vereint, will er an der Börse den Reichthum gewinnen, der ihm Leben und Freiheit bedeutet. Bei „einem

sorglosen und reichen Leben“ bringt er denn auch seinen Besitz bald auf zwölftausend Mark. Aber was sind zweitausend Mark Jahresüberschuß? Dabei müßte man ja hundert Jahre arbeiten, um ein mäßiges Vermögen als Schutz gegen Alter, Krankheit und Schicksalsschläge zu erwerben!

Da kommt die große Entscheidung seines Lebens. Paul Schmielicke sitzt in der Krausenstraße bei einem Eisbein und Sauerkohl. Das Lokal ist im Umbau begriffen, so daß die Sprachrohre, die vom Ausschank nach der Wirthswohnung hingingen, wo jetzt ein Vereinszimmer ist, ihn Alles hören lassen, was darin gesprochen wird. Und nun hört er, wie ein Landmesser aus dem Ministerium seinem Schwager verräth, daß vom Stettiner Bahnhof in Berlin über Gesundbrunnen und Pankow eine Bahn nach Tegel mit aller Beschleunigung gebaut werden soll. Der Morgen Land sei jetzt noch für zweitausend Mark zu haben; die Bahnlinie werde dreihundert Meter rechts von der Landstraße das tegeler Gelände durchschneiden: man müsse Alles aufkaufen, was zwischen der Landstraße und der beabsichtigten Bahnlinie liege. Die Beiden sind entschlossen, am nächsten Sonntag die Sache mit den Bauern in Tegel abzuschließen. Anders und Schmielicke kommen ihnen zuvor. Sie kaufen sofort 89 Morgen Land, wobei sie allerdings große Hypothekenschulden aufnehmen müssen. Aber was thuts? Die Zinsen können ja nicht drückend werden. Das ganze Gelände konnte verkauft sein, ehe die erste Zinszahlung in Frage kommt.

Den Plan Schmielickes, die Sache gleich nach Abschluß mit bescheidenem Nutzen weiter zu verkaufen, wehrt der umsichtige Otto ab: „Nichts da, alter Hitzkopp; erst wenn die Staatsabsicht amtlich bekannt ist, kommt die rechte Steigerung. Und besser ist, wir mucksen nicht und wissen von nichts, wie die neugeborenen Lämmer. Denn sieh mal, Jungchen: 'n Bischen stinkt die Sache ja doch und darum machen wir uns lieber gar nicht mausig damit.“ Auf dem Wege nach Tegel philosophirte Otto Anders: „Wer kein Geld hat, ist wehr- und obdachlos. Aendern kannst Du es nicht. Nimm die Menschen für Das, was sie werth sind, und ohne Gewissensfeigheit. Hebe den Nibelungenschatz im tegeler Sande draußen! Seife die Bauern ein, daß ihnen der Schaum ums Maul spritzt, und sorge dann, daß Du die ganze fette Sahne in Dein Töpfchen kriegst.“

Aber außer dem Landmesser ist im preußischen Ministerium noch ein Beamter, der den Diensteid bricht und den tegeler Plan an die Korffs verräth. Um ein paar Stunden kommt der alte Korff zu spät. Die beiden ehrsamen Inhaber des Bankhauses Korff sind natürlich in heller moralischer Entrüstung über den Vorstoß von Anders.

„Können wir den Lümmel nich mit 'n Staatsanwalt reinlejen? Bei 'ner Haussuchung müßte doch Material über seine Quelle zu finden sein. Damals bei uns war er doch so dämlich; er wird wohl kaum alle Spuren verwischt haben?“

„Bist Du verrückt, Emil?“ Der Alte drehte sich entrüstet herum. „Wir haben doch keine Ursache, Gestank zu machen. Nee, wenn uns der Lump auch die Fettaugen von der Brühe abgestippt hat, so können wir doch suchen, ihm die Sache wieder abzujagen oder sie zu drehen.“

„Wer hat gepfiffen?“ fragte Emil; „obere oder untere Region?“

„Untere. Ich habe aber was im Werk. Ich will zu S. gehen und ihm vorschlagen, daß die Bahnstrecke links, statt rechts, gelegt wird. Der Militärfiskus tritt

gewiß Etwas vom Schießplatz ab; da er die Bahn will. Vielleicht kriege ich den Gutsherrn dazu, eine Beisteuer zu leisten, dann gehts; dann können wir auf der Westseite einen schönen Posten Geld verdienen und der naseweise Jüngling fällt herein."

Der alte Korff ist ein Mann der That. Nachdem Anders den Vorschlag, ihm gegen neuntausend Mark Gewinn das Gelände zu verkaufen, abgelehnt hat, geht er ins Ministerium, um mit dem Geheimrath, der Dezernent in der Sache ist, zu verhandeln. Den tegeler Gutsherrn, der bei Hofe einflußreich ist, hat er für sich gewonnen; er bietet unentgeltliche Abtretung des zum Bahnbau nöthigen Landes. Als der Geheimrath aber die Gründe gegen die Weststrecke erörtert, geräth Herr Korff sichtlich in Hitze und holt sein Taschentuch heraus, um sich die Stirn zu wischen. Sehr geschickt läßt er dabei seine Brieftasche mit herausfallen, gerade auf den Schreibtisch, wo sie auseinanderklappt. Der Geheimrath greift höflich zu, um die entfallene seinem Gast zu reichen, zuckt aber plötzlich, wie vom Blitz getroffen, zusammen, wird hochroth und sinkt dann aschfahl, während der Schweiß auf seine Stirn treibt, in seinem Sessel zusammen: Wechselpapierchen, von einem Gummiband zusammengehalten, ragen zur Hälfte aus der einen Tasche heraus und oben drauf liegt eins über fünfhundert Mark, das die Unterschrift des Geheimraths trägt. Man hätte Hundert gegen Eins wetten mögen, daß die anderen Papierchen eben so beheimathet waren. Lauter Pfeile, die schußfertig auf dem Boden lagen. Diese Entdeckung schlug mit entsetzlicher Wucht auf den unglücklichen Mann ein. Als er nach fürchterlichen Sekunden sein verzweifeltes Auge auf den ehrwürdigen Besucher richtete, erschrak er zum zweiten Mal. Hochaufgerichtet saß sein bisher so verbindlicher Gast im Sessel neben dem Schreibtisch. Die plumpe Nase herausfordend in die Luft gestreckt, die Lippen entschlossen und höhnisch zusammengepreßt. Die kalten grauen Augen aber richteten sich mit brutaler Drohung auf das Opfer. Zehn Sekunden dauerte dieser fürchterliche Kampf Mann gegen Mann; dann sank Herr Korff plötzlich wieder zusammen, griff nach seiner Tasche und stand auf.

Und wirklich: der Westplan wird angenommen. Für Anders kommen schwere Tage. Die Sache zieht sich hin. Er muß Geld für die Zinsen der Hypotheken aufbringen. Er sucht vergebens eine Zweite aufzunehmen. Sein bewährter Freund Tobias, auf den er am Meisten gerechnet hat, lehnt ab. „Es thut mir tief weh, lieber Freund. Sie sind auf dem Spielerweg, der zum Ruin führt; dabei helfe ich Ihnen nicht. Wollen Sie wieder bei mir eintreten, so steht dort Ihr Pult. Gehen Sie den sicheren Weg redlichen Erwerbes, der langsam ans Ziel führt. Aber Geld für Ihre Spekulation erhalten Sie von mir nicht."

Aber Otto lehnt ab. Er sei ja schon dreißig Jahre alt. Zwischen fünf- und achtundzwanzig Jahren hatte er zwar achttausend Mark erspart, mit neunundzwanzig und dreißig Jahren je zweitausend Mark zurückzulegen vermocht; aber ist Das eines „modernen Menschen" würdig? Er fühlt sich zu Groß m berufen. Und schon kommt die Hilfe. Paul Schmielicke hat unter seinen vielen Geliebten zufällig gerade jetzt eine reiche junge Witwe, die den beiden Spekulanten die nöthigen Mittel vorstreckt, um die schwerste Zeit durchzuhalten.

Ihnen gelingt sogar, den Plan der westlichen Linienführung zu vereiteln. Otto Anders schreibt elf Artikel für die Presse. Er konnte, wie Schmock in Freitags „Journalisten", schreiben rechts und schreiben links. In den Zetteln für die freisinnigen und demokratischen Blätter prüfte er nochmals die Angriffe auf Bahn-

gesellschaft, Landrath und Amtsvorsteher. In den Entwürfen für die konservativen Zeitungen fehlten diese Ausfälle; angedeutet war aber, daß die Regirungorgane wohl machtlos gegen die Ränke dunkler Schieber seien, welche die sinnlose Weststrecke durchgedrückt haben. Der Artikel für das bekannteste Antisemitenblatt verwandelte den altdeutschen Namen Meier des Landraths in Meyer, ließ durchblicken, daß sein Träger ein „Getaufter" sei und schon dadurch zur Börse ahnenmäßige Beziehungen habe. So war jeder Zettel mit großer Ueberlegung abgestimmt.

Paul Schmielicke zeigte sich eben so „tüchtig". Er fährt mit der Straßenbahn nach der Chausseestraße, kauft in einem großen Papierwaarengeschäft eine Kleinigkeit, läßt sich Briefbogen mit Firmen vorlegen, wie sie die Händler von Aufträgen in einigen Exemplaren zurückbehalten, um Vorlagen für später zu haben. Paul bat, sie mitnehmen und seinem Theilhaber vorlegen zu dürfen. Das wurde gern gewährt. Die selbe Sache wiederholte Schmielicke in der Invalidenstraße. Dann fuhr er in einer Droschke nach der entgegengesetzten Stadtseite, bis zum Moritzplatz, wo er auch zweimal den selben sonderbaren Handel betrieb.

Mit Hilfe dieser Briefbogen und durch Fälschung der vorgedruckten Firmenunterschriften lassen die beiden Freunde elf „Stimmen aus dem Publikum" gegen die Westseite laut protestiren. Die Regirung giebt nach. Die Oststrecke wird für den Eisenbahnbau bestimmt. Ottos Plan ist gelungen. In Berlin W. aber werden einige Millionäre auf ihn aufmerksam. Sie gründen eine Terraingesellschaft, die das tegeler Gelände mit einem Preisaufschlag von 360 000 Mark übernimmt. Otto Anders wird Direktor, Schmielicke Aufsichtrathsmitglied. Bald wird das Gelände an eine berühmte Maschinenfabrik in Berlin mit einem Riesenumsatz verkauft. Der Baumeister Heine aber, einer der erfahrensten Spekulanten, weiht den neu entdeckten Anders in die Philosophie der Terrainspekulation ein. „Jeld machen! Lassen Sie die Anderen reden und hassen und hinter uns her schimpfen: wir lachen se einfach aus; denn wir habens intus, spielen immer und überall den Trumpf aus, weil wir bar und gut bezahlen. Sehn Se, so sind die Menschen: vor vierzig Jahren haben die Meisten jroße Rosinen in Kopp von Menschenbejlückung und Weltverbesserung. Als ob die Menschen und die Welt jebessert werden wollen; meistens haben se ja woll ihre jrößten Wohlthäter dotjeschlagen. Sind se über Vierzig, denn sehen se, daß in ihrem Beruf 499 Nieten und ein Treffer auf 500 Nummern kommen. Dann kommen mit den jroßen Kindern die jroßen Sorgen, und wenn se denn an den absteigenden Lebensast denken, wird ihnen schwul. Die Wenigsten jestehen es ein, aber denken thun se's Alle, daß sie 'ne Dummheit jemacht haben; dann ists aber zu spät und se werden malcontent und verbittert. Ich verstehe von den studirten Sachen nicht so viel wie Sie, lieber Direktor, aber Det sehe ick doch, daß jrade die Studirten es mit seltenen Ausnahmen Alle nicht recht zu was bringen. Wenn ick so'n Unjlückswurm un seine janze Misere sehe, denn thut es mir trotz der hochjetragenen Nase immer leid und ick möchte seinem Alten, der ihm in jungen Jahren so schlecht jerathen hat, noch nachträglich mit der Nilpferdpeitsche seine Fünfundzwanzig über die Kehrseite bar auszahlen; ehrlich verdient wären se. Wenn Einer Frips hat, soll er Jeschäfte machen, die Jeld bringen. Die Bildung ist 'ne sehr schöne Sache, die man nebenbei betreiben kann, wenn man will. Alleine damit lockt man keenen Hund hinter'n Ofen 'raus."

Und nun gehts mit Riesenschritten vorwärts. Otto Anders und Paul Schmielicke wohnen bald in den feinsten Villen des Westens. Schmielicke wird Direktor

der Grundkredit-Bank; Anders aber ist, nachdem er die Tochter des reichen Heine geheirathet hat, nur noch im Aufsichtrath thätig.

Doch der Ehrgeiz wagt sich an immer größere Aufgaben. Anders faßt den Plan, den Grunewald zu erschließen und dort eine Villenkolonie größten Stiles zu schaffen. Er will eine Prachtstraße anlegen, wenn der Staat dafür achthundert Morgen Grunewaldgelände unentgeltlich abtritt. Dieser Plan kann natürlich nur mit Hilfe des Kaisers gelingen. Doch Reichthum hat überall seine Verbindungen. Der Generaladjutant Graf Liegnitz ist Schmielicke wegen Regelung seiner Hypotheken stark verpflichtet. Er vermittelt Anders eine Audienz beim Reichskanzler. Diesem trägt Anders vor, daß eine solche Prachtstraße, mitten in den Grunewald hinein, gewiß des Kaisers Beifall finden werde. Natürlich ist Anders der uneigennützige Mann. „Ich möchte mal etwas Großartiges an Straße wie an Villenanlage ohne Rücksicht auf Verdienst ins Leben rufen; hole ich meine Kosten heraus, will ich zufrieden sein." Der Reichskanzler läßt sich bald gewinnen. Man muß die Liebhabereien jugendlicher Fürsten fördern, um sich zu halten. Der recht großzügige Plan dieses Spekulanten da kam ihm sehr gelegen; er würde dem lebensklugen dicken Pod und dem ‚Innern' nicht minder angenehm sein. „Nous verrons!"

Aber Ottos Plan wird verrathen. Kommerzienrath Kautz, der von der Börse auf zwölf Millionen geschätzt wird, während man Anders nur für einen achtfachen Millionär hält, hört von dem Plan des großen Konkurrenten. Seine Getreuen sind bald um ihn versammelt.

„Seinen Bruder begrüßte er, der im Gegensatz zu ihm ein kleines, zusammengekniffenes Gesicht und eine Krämerseele hatte, und dann den in der Finanzwelt als das dümmste Luder von Berlin anerkannten Rentner Roth. Seine Unnahbarkeit grenzte an Größe. Er war überall dabei. Weil er nämlich sehr reich war und nie widersprach, nahm man ihn gern mit. Man war dazu überzeugt, daß ein so dummer Mensch wie Der niemals Geld an einer Sache verlieren könne. Er galt für die vielfach abergläubigen Finanzleute als eine Art von Rückversicherung gegen das Mißlingen. Neben ihm saß der junge, sehr verbindliche und geriebene, aber auch sehr weitherzige Rechtsanwalt Meyer, Sohn eines verstorbenen Freundes von Kautz. In einem mitgebrachten Aktenstück blätterte der eben gekommene Baumeister Senkel, auch ein weißhaariger Sechziger wie Roth, von gedrungener Gestalt und blasser Farbe des durchwachten Gesichtes. Es war ruchbar, daß er seine Stiefel aus einem Kalauer Keller in der Niederwallstraße und seine Anzüge aus der Frankfurter Allee bezog. Seinen grauen Wintermantel sollte er, einem boshaften Gerücht zufolge, vor zwölf Jahren in der städtischen Pfandkammer alt und sehr billig gekauft haben. Sein Pförtner rächte sich für schlechte Behandlung und elende Bezahlung durch die üble Nachrede, daß der Herr Baumeister ihm statt einer Barsumme diesen Mantel testamentarisch vermacht habe, aber nur für den Fall, daß der Pförtner dann dreißig Jahre in seinem Dienst gewesen sei. Dieser schäbige Cyniker Senkel war gleichfalls vielfacher Millionär und Besitzer großer Gelände im Westen von Berlin. Er galt als sehr klug, aber auch als eine in ihrer Habgier und in ihrer Gewissenlosigkeit vor nichts zurückschreckende Geldhyäne."

Hier hat man zwar nicht Beziehungen zu des Kaisers Generaladjutanten, wohl aber zum Hofjagdamt; und in der That setzt in der Berathung, die der Kaiser mit dem Viceoberjägermeister und dem Minister des Inneren hat, Jener durch, daß die geplante Prachtstraße nicht mitten durch Halensee gelegt, sondern in ihrer

Mitte einen Knick erhalten und über Hubertus geführt werden solle; natürlich nur, damit der Wald nicht zerstört und das Wild gehetzt werde. Diese Aenderung im Plan erschließt daneben allerdings die Gelände des Herrn Kommerzienraths Kautz.

Daß eine Volksbewegung entsteht, die im „Interesse der allgemeinen Wohlfahrt" gegen die Bebauung des Grunewaldes protestirt, kümmert Anders wenig. Die Abänderung der großen Prachtstraße, die nun nicht sein Terrain, sondern das seines Konkurrenten erschließt, berührt ihn um so unsanfter. Doch auch der Kaiser ist ja zu beeinflussen, wenn man nur in seiner Umgebung die richtigen Leute für sich interessirt. Der Reichskanzler selbst macht den Großspekulanten darauf aufmerksam: „Graf Liegnitz ist ja wohl Ihr Freund? Interessiren Sie ihn dafür, daß er dem Kaiser die Sache vorträgt. Die Kaiserliche Entscheidung beseitigt das Bedenken mit einem Schlage, während von Verhandlungen zwischen Ministerium und Hofamt wenig zu hoffen ist."

Anders und Schmielicke suchen sofort den Generaladjutanten Graf Liegnitz, einen alten Reitergeneral, auf: „Wenn Excellenz sich entschließen könnten, den Kaiser auf die Lage aufmerksam zu machen, ist vielleicht doch ans Ziel zu kommen. Excellenz sind beim Kaiser persona gratissima; da dürfte ein gutes Wort in richtiger Stunde von Erfolg sein." „Na, na;" der General wehrt ab. „Warten Se mal. Ich fahre heute (Das trifft sich ja famos) mit dem Kaiser spaziren, und zwar nach Halensee zu. Vielleicht findet sich eine Gelegenheit. Wollen mal sehn!"

Sofort machen sich Anders und Schmielicke auf und lassen eine Jauchentonne in den „Hopfengraben" leiten, der auf der vom Kaiser neu befohlenen Linie der Straße liegt. Nachdem dieser Versuch, „de corriger la nature", ausgeführt ist, hält Anders eine philosophische Ansprache über Tolstoi: „Wenn sich die Anderen ihr Gehirn mit solchen Zicken verbrennen, statt an ihre Geschäfte zu denken und den Mann nebenher auszulachen, so ist Das zwar sehr traurig, aber wir könnens nicht ändern. Sie merken jedenfalls nicht, daß wir sie inzwischen nach allen Regeln der Kunst scheeren; habeant sibi!"

Der Streich gelingt. Der Kaiser fährt nach Halensee zu, Graf Liegnitz weiß die Sache geschickt zu leiten. Ueber seinen Erfolg berichtet der Adjutant des Kaisers selbst dem Direktor der Grundkreditbank: „Es stank mörderlich in Ihrem Eden. Der Hopfengraben hat seine Schuldigkeit gethan. Warten Sie in Frieden das Weitere ab. Ihr L."

Und das Glück ist Otto Anders auch sonst im Leben hold. Dazu muß das Beste ein grundsätzlicher Gegner: ein Bodenreformer beitragen, ein Bodenreformer, also natürlich ein Lump, der seine Begabung verzettelt, nichts wird, nichts kann und endlich sich an die gute Gesellschaft der Terrainspekulanten herandrängt. Er ists, der den Plan der Grunewaldspekulation an den Kommerzienrath Kautz verräth. Er schreibt einen Artikel für die „Nationalzeitung" gegen den Grunewaldplan (was durch einen Bruch des Redaktiongeheimnisses bald Otto Anders hinterbracht wird) und entführt Hilde Anders, geborene Heine.

Dieser Streich bringt Anders eine willkommene Erlösung, denn nun kann er ja Klara Lehfeld heirathen, die Tochter des alten Tobias, die für seine Größe ein volles Verständniß hat. In der Fülle des Glückes steigen neue Ideale vor ihm auf: „von großen Mitteln gedeckt, würde es ihm nicht schwer werden, sich in den Reichstag wählen zu lassen!"

— —

Das ist der Inhalt des Romans „Moderne Menschen“ von Franz Hermann Meißner, den der betriebsame Verlag von Richard Bong in Massen verbreitet hat. In dem Waschzettel des Verlages wird der Roman „ein zeitgenössisches Gegenstück zu Freytags Soll und Haben“ genannt. Darüber müßte man staunen, wenn nicht in dem Roman selbst anschaulich geschildert würde, wie eng gewisse Verlegerkreise mit der Terrainspekulation verbunden sind. Wenn dieser Roman aber wirklich das deutsche Volk von heute in seinen tüchtigsten Elementen an der Arbeit schilderte, wie es einst Gustav Freytags Roman gethan hat, dann: Weh der deutschen Kultur! Dieses ganze moderne Heldenthum von Otto Anders ist doch nur auf fauligem Untergrunde denkbar. Man prüfe die Reihe pflichtvergessener Beamten: den käuflichen Taxator, der eine überhohe Hypothekenbeleihung ermöglicht; den Landmesser im Ministerium, der seinem Schwager ein Dienstgeheimniß preisgiebt; den anderen Beamten, der den Korffs die tegeler Sache „gepfiffen“ hat; den verschuldeten Geheimrath, der gegen seine Ueberzeugung die Weststrecke empfiehlt aus Angst vor nicht eingelösten Wechseln; den Generaladjutanten, der für eine Hypothekenregulirung sich dankbar erweist. Wahrhaftig: unser Beamtenthum hätte alle Veranlassung, sich in schärfster Weise mit einem Werk auseinanderzusetzen, das es als einen Herd der Fäulniß erscheinen läßt.

Aber sehen wir den Heldentypus des „modernen Menschen“ einmal in seinen eigenen Werken an. Der Kaufmann, wie ihn Gustav Freytag schildert, ist ein nothwendiges Glied des nationalen Lebens. Sein Wagemuth befriedigt Bedürfnisse und weckt neue. Was aber thut der Terrainspekulant Otto Anders, wenn er das tegeler Gelände erwirbt? Wem dient er? Ohne seinen Eingriff konnte die Maschinenfabrik den Bauern bessere Preise zahlen und doch noch den nothwendigen Raum für ihre Arbeit billiger erwerben, als es durch die überflüssige Einmischung gewerbmäßiger Bodenspekulation möglich war.

Dieser Roman, der an sich geschickt geschrieben ist, muß die Ansichten von ehrlicher Arbeit geradezu verzerren und fälschen. Er ist der beste Beweis, wie nothwendig Bodenreformarbeit in unserem Volk ist. Mit welchem Haß und mit welcher Furcht die Kreise, die hinter diesem Buch stehen, auf die Bodenreform sehen, zeigt sich am Besten darin, daß man den einzigen Bodenreformer, den man auftreten läßt, mit den gemeinsten Zügen auszustatten für nöthig hält.

Eine kleine, aber charakteristische Szene aus dem Buch zeigt die letzte Konsequenz seiner jämmerlichen Weltauffassung. Klara Lehfeld, die junge Witwe, die Otto Anders zuletzt heirathet, hat aus ihrer ersten Ehe einen Sprößling, der jetzt Quintaner ist. Er zeigt „Onkel“ Anders ein glänzendes Schulzeugniß: „Bravo, Kerlchen! Das ist ja pikfein,“ sagt Otto. „Da müssen wir einen Zehnmärker für die Sparkasse stiften. Hier ist er; und nun paß auf, daß die Mama ihn nicht vergißt,“ fuhr er neckend fort. „Wie viele sind es nun schon?“

„Zweihundertzwanzig Mark“, sagte Julius, der Kleine, stolz.

„Und was machst Du mit so viel Geld?“ forschte der Onkel weiter.

„Wenn ich dreihundert Mark habe, kaufe ich mir, wie Du, Terrain und verdiene viel, viel Geld damit,“ sagte der kleine Mann altklug.

Heil Dir, Deutschland, wenn erst Deine gesammte Jugend von solchem Hochgefühl erfüllt ist!

Adolf Damaschke.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. März 1910.

Verlustliste.

Accent aigu.

Graf Karl Wedel hat im straßburger Statthalterpalast drei Winter verlebt. Daß er berufen sein werde, als Vertreter eines unter Preußens Führung geeinten Deutschen Reiches sein Handeln dem berliner Befehl anzupassen, ward ihm nicht an der Wiege gesungen. Im Februar wurde er Achtundsechzig. Hat sieben Jahre lang unter Georg von Hannover gedient und als Dragonerlieutenant bei Langensalza gegen die Preußen gefochten. Nach der Annexion wurde er als Premierlieutenant in Wilhelms Heer übernommen; und bald auf wichtige Posten gestellt. Im Franzosenkrieg Brigadeadjutant; 1877, als Major im Großen Generalstab, zur Berichterstattung über den Türkenkrieg ins russische Hauptquartier geschickt; nach dem Krieg als Militärbevollmächtigter der wiener Botschaft attachirt und zweimal (bulgaro-rumelische Grenzregulirung und serbo-bulgarischer Waffenstillstand) zu Balkanmissionen auserséhen; 1879 zum Flügeladjutanten, 1889 zum Generalmajor und Dienstthuenden General à la suite des Kaisers ernannt. Am dritten April 1890 hat er dem Kaiser Franz Joseph ein ungewöhnlich langes Allerhöchstes Handschreiben überbracht, in dem, wie früh nach Friedrichsruh berichtet wurde, Wilhelm dem Verbündeten erzählte, welche Gründe „zur Entlassung Bismarcks zwangen“, und das im stolzen Sinn des ersten Kanzlers den Wunsch entstehen ließ, noch einmal vor den Herrn der Hofburg hinzutreten. Diesem Wunsch blieb die Erfüllung versagt, weil die berliner Herren sie nicht wollten; und aus dem Mund Franz Josephs hörte Chlodwig Hohenlohe über Bismarck dann das Urtheil: „Es ist traurig, daß ein solcher Mann so tief sinken konnte.“

In der Hofadjutantur gings mit dem Grafen Wedel nicht so recht; und nach dem bonner Verdruß (Frage, ob Wilhelm den Großherzog von Luxemburg in Kneipjacke und Stürmer der Borussen vom Bahnhof abholen wolle) wurde er nicht mehr zur Dienstleistung herangezogen. Doch der Kaiser hielt den Oldenburger für ein Diplomatentalent und versprach ihm einen Botschafterposten. „Un brigadier bombardé diplomate!“ Die Zunft lächelte spöttisch; und Caprivi (der den Verdacht fürchten mußte, er wolle auch draußen das Reichsgeschäft Generalen anvertrauen) erklärte Seiner Majestät allerunterthänigst, zum Missionchef könne er den Kameraden fürs Erste nicht machen. Uebernahm ihn aber ins Auswärtige Amt. Da saß der General mißmuthig; fand nichts Lohnendes zu thun und wollte, da ihm eine Botschaft zugesagt war, sich nicht mit einem kleineren Posten abspeisen lassen. Entschloß sich, nach der Beförderung zum Generallieutenant und Generaladjutanten, im Herbst 1892, als Gesandter nach Stockholm zu gehen; ließ dem Kanzler aber keinen Zweifel über sein (spätestens nach zwei Jahren fälliges) Recht auf einen Botschafterposten. Als dieser Posten ihm auch 1894 nicht angeboten wurde, erbat er den Abschied. Hatte in Schweden ein reiches Edelfräulein geheirathet und konnte seitdem ein üppigeres Haus machen und bessere Diners geben als ein Dutzenddivisionär. Solche Köpfe dürfen nicht feiern. 1897 wird Wedel General der Kavallerie und Gouverneur von Berlin. Füttert die Gäste weiter mit Leckerbissen; langt aber auch weiter, in schwebender Pein, nach einem Diplomatenamt ersten Ranges. Endlich wird die Sehnsucht gestillt: im Juni 1899 das Versprechen vom Juni 1891 eingelöst. Saurma-Jeltsch ist in Rom nicht mehr haltbar und Bülow will der Armee (die weder von der Flottenhätschelung noch gar von dem haager Flötenspiel entzückt ist), will namentlich der Hofgeneralität Wohlwollen und Reverenz erweisen. Beglaubigt drum den General der Kavallerie Grafen Wedel als Botschafter beim Quirinal. Trotzdem da Manches versehen ward (Saurma und Wedel haben jedem Nachfolger die römische Arbeit schwer gemacht), löst Wedel 1902 in Wien den Fürsten Eulenburg ab, dessen Berichte so ins Phantastische entgleist sind, daß Holstein höhnisch von Operettenpolitik spricht und der Kaiser an den Rand schreibt: „Aber Phili!“ (Da der Name Seiner Durchlaucht hier genannt werden mußte, möchte ich erwähnen, daß mir der münchener Rechtsanwalt Hugo Wolff, als Vertreter des Kunstmalers Otto Haas-Heye, mitgetheilt hat, dieser Schwiegersohn Eulenburgs sei nicht vom Wochenbett seiner Frau, mit der er in glücklichster Ehe lebe, gewichen, nicht nach Italien gegangen noch von irgendeinem Strafverfahren bedroht.) Nach vierzig Militärdienstjahren Botschafter in Wien: durfte man erwarten, daß Wedel die

wirthschaftliche Bedeutung der magyarischen Adelsrevolte, bosnischer oder dalmatinischer Bahnanschlüsse ermessen werde? Sein Wirken war anodin; Besseres kann kein Unbefangener darüber sagen. Für die dunkle Tonart, in der Frankreichs Botschafter, Marquis Reverseaux, mit ihm über den Marokkostreit sprach, hatte er kein Ohr. Daß er im März 1906 Jedem, ders hören wollte, erzählte, Deutschland werde in Algesiras fortan nicht mehr die winzigste Konzession machen, war nicht seine Schuld; er konnte nicht wissen, daß man in der Wilhelmstraße zu neuer Nachgiebigkeit entschlossen war. Durch ausreichende Information über Wesen und Willenshang des Grafen Goluchowski uns aber die Mensurdepesche ersparen. Fast sieben Jahre lang saß er in Wien; repräsentirte das Reich würdig und war persönlich beliebt. Als für Herrn Heinrich von Tschirschky und Bögendorf, der im Staatssekretariat unmöglich geworden war, schnell ein guter Posten freigemacht werden sollte, mußte Wedel das Haus in der Metternichgasse räumen. Noch einmal führte seine wunderliche Laufbahn aufwärts: er wurde Kaiserlicher Statthalter in Elsaß-Lothringen. Und mußte das Amt so rasch antreten, daß Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, der bis in die Weihnachtzeit bleiben und noch Einiges in Ordnung bringen wollte, verschnupft war, weil ihm die Respektfrist geweigert wurde, auf die er nach Stand und Lebensleistung Anspruch zu haben glaubte.

Statthalter: das am Meisten beneidete, von der heißesten Sehnsucht umworbene Amt; hohes Gehalt, fast königliche Existenz, wenig Kleinarbeit und weit vom Schuß. Als Chlodwig Hohenlohe sich entschließen mußte, von Paris nach Straßburg zu gehen, erkundete er zunächst, was ihm die Nachfolge Edwins Manteuffel einbringen könne, sicherte sich eine anständige Pension und schrieb dann getrost in sein Tagebuch: „Die Gelder für Repräsentation belaufen sich auf 215 000 Mark und freie Beheizung und Beleuchtung, freien ärarischen Portier und ärarischen Gärtner. Das Statthalterpalais ist schön, der Garten ausreichend, die Zimmer sind hoch und geräumig. Die Einrichtung wird aus Mitteln des Landes erneuert. Silber, Weißzeug und Porzellan fehlen. Die Repräsentation ist nicht so mühsam, wie man sie geschildert hat. Die abendlichen Empfänge von Fräulein von Manteuffel waren für Beamte und Offiziere eine Last, können also wegfallen. Diners, Bälle und große Gesellschaften müssen natürlich gegeben werden.“ Direkte Berichterstattung an den Kaiser; Doppelposten vor der Thür. Am zwölften Tag nach der Ankunft fühlt er sich „als Gegenstand der allgemeinen Betrachtung“ schon höchst behaglich; und notirt: „Ich fange an, mich an das Souverainspielen zu gewöhnen, wenn es mir auch ein etwas mühsames Handwerk zu sein scheint.“ Auch Graf Wedel

hat sich schnell daran gewöhnt. Gehalt, Aufwandsersatz und Privatrente mit großherrlichem Anstand ausgegeben. Doch die Hoffnung, die ihn begleitet hatte, enttäuscht. Am zwölften Oktober 1907 sagte ich hier: „Ganz gut, daß ein preußischer General in dieses Amt kommt, das müden Fürsten, sujets mixtes, vorbehalten schien. Ein Mann, der sich 1870 das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse erworben hat, kann sich im Wasgenwald nur als deutschen Soldaten und getreuen Grenzwächter fühlen." Sicher hat er sich so gefühlt. Bald aber kam aus Straßburg und Metz unerwünschte Botschaft. Der Statthalter strebe zu eifrig nach der „Versöhnung" der vom Deutschen Reich abgeneigten Elemente. Lasse die Dynastie Zorn von Bulach allzu frei schalten. (Wilmowski, der das reichsländische Personal genau kannte, sagte zu Chlodwig: „Zorn von Bulach und sein Sohn sind von der Kaiserin protegirt, aber französisch gesinnt.") Mühe sich allzu sehr um gute Beziehungen zu Leuten, die mindestens zu stummem Protest noch immer bereit seien. Habe in manchem Notabelnhaus französische Karten abgegeben. Auch sonst das Franzenwesen begünstigt und dadurch die Deutschen verstimmt. Sollte wieder ein preußischer General die Deutschheit des Reichslandes gefährden? Der kühle, in keinem Wesenszug genialische Oldenburger das Unheil erneuen, das Manteuffels (alle Weiber bezaubernde) Fluoreszenz einst gestiftet hatte? Cherchez la femme! Die unter einem Bernadotte erwachsene Schwedin empfindet die Anmuth französischer Sitten wie die Heimkehr ins Klima der Kindheit und stimmt den Gatten sacht auf den Ton ihres Herzenswunsches. Vor einem Jahr kam solches Geraun von der Westgrenze. Die Nachricht, Graf Wedel sei für das Kanzleramt erkürt, half dem Statthalter in neuen Nimbus. Die Nachricht war falsch; der Besitzer der Langensalza-Medaille war schon 1906 der Kandidat eines ansehnlichen Grüppchens, doch niemals des Kaisers. Jetzt muß er sich dem Monarchenspiel mählich wieder entwöhnen. Herr Emile Wetterlé, Priester und Redakteur, Mitglied des Landesausschusses und des Reichstages, hat ausgeplaudert, daß ihm, dem wegen Beleidigung eines deutschen Beamten Verurtheilten, Gräfin Wedel Geschenke, denen ein freundschaftlicher Brief beilag, ins Gefängniß geschickt habe. Cotillonspenden, die den Gefangenen über die Thatsache hinwegtrösten sollten, daß leidiger Zwang ihn gehindert hatte, der Einladung der Gräfin zu folgen. Einen Mann, der im damals noch französischen Colmar, in Lachapelle, Salamanca und Innsbruck erzogen worden ist, die Heimath lange gemieden, nach der Rückkehr die deutsche Herrschaft offen bekämpft hat und von den Parisern als Hort ihres Hoffens gefeiert wird. Wenn die Frau eines Oberpräsidenten von Posen dem wegen Beleidigung eines deutschen Beamten verurtheilten Redak-

teur eines dem Preußengeist feindlichen Blattes Grüße und Geschenke in die Zelle schickte, wäre ihre Mann auf seinem Posten unhaltbar. Der Thatbestand aber weniger schlimm. Erstens ist die Provinz Posen nicht so nah bedroht wie das Reichsland; zweitens protestiren die preußischen Polen nicht für einen Herrschaftwechsel; drittens ist ein Oberpräsident ein vom Minister abhängiger Verwaltungbeamter, nicht, wie ein Statthalter, der mit einem Stück königlicher Gewalt bekleidete, zu gewissenhafter Wahrung höchster Königspflicht berufene Vertreter des Deutschen Kaisers. Stellt Euch vor, die Frau des Vicekönigs von Indien habe einem der Britenregirung feindlichen, als Beleidiger eines englischen Beamten eingesperrten Hindu solche Zeichen sympathischen Erinnerns gegeben: ihr Mann müßte, selbst wenn er Roberts oder Kitchener hieße, vom hohen Sitz weichen. Diese Nothwendigkeit hat gewiß auch Graf Wedel erkannt. Seine Autorität ist zerrüttet; mag die Frau mit seiner Zustimmung oder gegen seinen Willen gehandelt haben. Daß man ihn nicht sofort nach dem Skandal abberufen, ihm die Möglichkeit halbwegs glaubwürdigen Vorwandes lassen werde, war zu erwarten. Bleiben kann er nicht. Oder soll die widrige Schwätzersitte, die zwei Mannen verschiedener Fraktion nach einem Schimpfduell an dem selben Schänktisch vereint, sich etwa auch an der Reichsspitze einnisten? Wenn Herr Wetterlé den letzten Buchstaben seines alemannischen Namens mit dem accent aigu krönt, zeigt er, daß er Franzose sein will; wenn er mit Zunge und Feder für die Wiederkehr des von den deutschen Waffen beseitigten Rechtszustandes ficht, thut er, was ihm Ueberzeugung gebietet. Wer diesen Mann als lieben Gast zu sich kommen läßt und im Kerker noch mit Freundesgruß labt, kann nicht Statthalter des Deutschen Kaisers sein.

Der Nachfolger? Einem Kronprinzen böte das leichte Amt gute Gelegenheit zur Einfühlung in die Herrscherpflicht. (Den Söhnen des Kaisers, die wohl darunter leiden, daß nur ihr Vergnügen der Nation bekannt wird, wäre eine Möglichkeit zu ernster Bethätigung zu wünschen.) Von dem Prinzen, der unter auffälligen Umständen den Doktorhut aus Straßburg holte, wurde gesprochen. Auch von dem schaumburger Schwager des Kaisers und von Ernst Hohenlohe, dem Sohn des dritten Statthalters. An den Fürsten Bülow könnte gedacht werden; als verärgerter Mann, der den Verkehr mit befreundeten Preßmächten auch aus der Ferne fleißig fortsetzt, wird er eines Tages vielleicht unbequem. Und der straßburger Posten ist der einzige, den selbst ein aus dem Reichskanzleramt Geschiedener annehmen kann. Wers auch wird: er muß den Muth zu deutscher Härte haben. Dem Reichsland ist Autonomie verheißen; ist jede Selbständigkeit zu gönnen, die nicht die Gemeinschaft mit Deutsch-

lands Erleben lockert und in hemmunglosen Hirnen thörichten Wunsch und Wahn aufsprießen läßt. Der dort an Kaisers Statt thront, muß bis in die tiefste Wurzelfaser deutsch fühlen; und den leis oder laut Protestirenden zugleich beweisen, daß ein starker deutscher Mensch so kultivirt sein kann wie ein Franzos. Versöhnung? Laßt den Ruf nicht länger über die Lippe! Graf Wedel hat ihm allzu willig gelauscht. Er mindert den Respekt, verscherzt schnell die Achtung, ohne die unsere Herrschaft auf morschem Gebälk ruht. Dem Franzosen haben stets nur die Völker imponirt, die nicht um seine Freundschaft warben.

... Wie eine Parodie des im Reichswesten Geschehenen liest sich ein Brief, dessen (von zwei Deutschen beglaubigte) Abschrift ich neulich aus Südkamerun empfing. „Hierdurch erlaubt sich der Unterzeichnete, ganz gehorsamst Folgendes an Sie anzeigen zu dürfen. Am neunten August des Jahres 1909 ist der Kaiserliche Oberlieutenant Schipper hier in Messa erschienen, um das Volk zu zählen. An jenem Tag waren die ganze Menge Kakaleute auf dem Hof des Häuptlings Titi, sowohl auch Händler vieler Firmen, um die Scheine (Gewerbescheine) vorzuzeigen, wie Dies der Brauch ist. Als Schreiber Dieses ihm seinen Schein, mit den Worten: ‚Entschuldigen Sie mir, Herr Oberlieutenant!‘, übergab, sagte er sofort, indem er auf dem Pferd saß: ‚What! Talk english!‘ Schreiber Dieses bittet nochmal, daß er keine ordentliche englische Sprache kennt; so war der Herr Oberlieutenant sehr zornig und hob seine Peitsche auf, als wollte er Schreiber Dieses schlagen, und fuhr mit den Worten fort: ‚That german (language) no good!‘ Alle, die dabei standen, Händler sowohl auch die ganze Menge von Kakaleuten, bemerkten Das. Schreiber Dieses war ja von allen Seiten voll Schamroth, besonders, da auch ein Accramann dagewesen war, der vor einigen Tagen rühmte, daß die englische Sprache die beste sei. Die That des Herrn Oberlieutenant Schipper machte ja Schreiber Dieses sehr Unruhe im Herzen. Mit diesen Schreibungen frage ich ergebenst: Warum ist es so erforderlich, daß wir in Duala Deutsch ca. sechs Jahre lernen müssen? Das ist Wunderliches. Das kann man in keiner englischen oder französischen Kolonie sehen. Nicht nur Schreiber Dieses, sondern Viele haben Das von Oberlieutenant Schipper bekommen; selbst in Dume Station mußten Alle, die doch was dort haben, Englisch sprechen, wie Schreiber Dieses bezeugen kann während seiner Passage von Obernjong nach Bua im Mai 1909. Jeder kann doch annehmen, daß der Mann, der Solches schreiben kann, kann auch sprechen. Schreiber Dieses bittet, diese Anzeige weiterzubefördern zu wollen. Hochachtungvoll David Ngungu, Oberhändler.“ Der Farbige hat seine Beschwerde an eine deutsche Firma geschickt. Ist es nicht löblich, daß ers im

Deutschen so weit gebracht hat? Und giebts auch in diesem Reichsland wirklich einen zur Wahrung deutschen Hoheitrechtes Berufenen, der zu den jungen Reichsbürgern in fremden Lauten spricht und sich an Heimathstolz von ihnen übertreffen läßt? Ists nicht möglich, wenigstens an des Reiches Grenzen dem Nachbar eine feste Front zu zeigen? Dann steht Herr Wetterlé mit dem accent aigu als ein unerreichbares Muster vor unserem neidischen Blick.

Enteignung.

Noch ist Polen nicht verloren: einstweilen wird nicht expropriirt. Während der Berathung des Gesetzes, das den polnischen Grundbesitzer mit der Enteignung bedroht, wurde hier gesagt, die Rücksicht auf die Lage des Reiches müsse den Staatsmann warnen, die über die Erde zerstreuten Polen in Todfeindschaft zu hetzen und in unkluger Hitze das Band zu lockern, das die mitteleuropäischen Kaiserreiche einander verknüpft. Fürst Bülow sah die Gefahr nicht; und wieder muß sein Erbe nun den Augenmaßmangel des Verblichenen büßen. Der österreichische Polenklub hat in aller Stille erklärt, daß er für das Bündniß mit einem Reich, dessen Vormacht die Polen enteignen wolle, nicht eintreten, mit dem Minister, der dieses Bündniß noch länger empfehle, nicht verhandeln könne. Die Zahl der Freunde, auf die Graf Aehrenthal rechnen kann, ist nicht mehr groß; wenn die aus Galizien Abgeordneten den Eisenring der Slavischen Union schließen, überlebt er die nächste Delegation nicht. Läßt drum in Berlin ersuchen, die Enteignung zu vertagen, bis er selbst mit dem Kanzler gesprochen habe. Kommt dann und spricht: „Wenn Ihnen an der Haltbarkeit unseres Bundes liegt, wenden Sie das Recht zur Polenexpropriation fürs Erste nicht an! Der galizische Adel würde mit den Czechen und Südslaven bande à part machen, mir den Hals umdrehen und jeden Minister der Auswärtigen Angelegenheiten niederstimmen, der nicht entschlossen wäre, zu den Einkreisungmächten abzuschwenken. Solcher Personenwechsel könnte Ihnen, wie die Dinge heute nun einmal liegen, immerhin unangenehm werden." Nicht zu leugnen. Die Vertagung wird zugesagt. War die Schwierigkeit, der wiener Wunsch nicht vorauszusehen? Mußte das Gesetz, dem Marschall Haeseler und Admiral Hollmann opponirten, mit allen Künsten pfiffiger Parlamentstaktik durchgedrückt werden? Schön ist die Bescherung nicht, vor der wir jetzt stehen. Ein Gesetz, das die Regirung des Königreichs Preußen, weil er ihr unentbehrlich schien, dem Landtag aufgenöthigt hat, darf nicht angewendet werden, weil es das Verhältniß zu Oesterreich stören könnte. Alaas, poor Bernard! Wo sind nun Deine gloriosen Späße? Ein Jahr ist vergangen,

seit wir den Oesterreichern aus der Klemme halfen, ein Jahr seit der Bewährung in Nibelungentreue: und schon müssen wir uns, um den Geretteten bei guter Laune zu erhalten, einem mühsam erkämpften Recht enteignen. Bismarck würde das Opfer unerträglichem Barbareskentribut vergleichen.

Lord Cartwright mag sich des neuen Frühlenzes freuen; hat Stoff zu Berichten, die Sir Charles Hardinge gern weiterbefördern wird. Er weiß, wie der in London zu hohem Ruhm gelangte Herr von Wesselitzkij zum Grafen Aehrenthal kam und dem Erdkreis die Interview künden konnte, die Oesterreichs Stellung schwächte und in Deutschland verstimmte. Und unser Botschafter wußte nichts? Merkte von der Britenvermittlung, von der im Foreign Office ersonnenen Mission des edlen Russen, von dem aus Galizien heraufziehenden Gewölk nicht das Allergeringste? Herr von Tschirschky kann diesmal Umstände anführen, die seine Schuld mildern. Er steht auf einem Posten, den ein gewissenhafter Kenner des Donaugeländes ihm niemals geben durfte. Als der Botschaftsekretär Heinrich von Tschirschky sich der Tochter eines reichen, in Ungarn geadelten wiener Fabrikanten verlobt hatte, empfing er von dem Prinzen Reuß, seinem Chef, zugleich mit dem Glückwunsch die Mittheilung, daß seine Versetzung beantragt sei, da er nun ja in Wien nicht bleiben könne. Jetzt: Kaiserlicher Botschafter. Wer den österreichischen Adel auch nur von Weitem kennen gelernt hat, ahnt, was der arme Heinrich als ein Stummer leiden mußte. Manche Fürstin hat sich bis heute nicht entschlossen, der Tochter des halb magyarisirten Herrn von Stummer den ersten Besuch zu machen. In solcher Einsamkeit erfährt man nicht viel. Und die Erinnerung an die Feindschaft, die Tschirschky in Petersburg von Aehrenthal trennte, erleichtert den Geschäftsverkehr auch nicht. Der Botschafter hat gethan, was er irgend vermochte, und für seine Berichterstattung mehr als einmal Lob eingeheimst. Doch Eifer und guter Wille ersetzen auf solchem Platz nicht die „Beziehungen". Der Oesterreicher giebt dem Sachsen, was ihm gebührt, und dementirt jedes Zankgerücht; spart das Wichtige aber für den Tag, der ihn ins Kanzlerhaus bringt. Fürst Bülow war froh, als er den lästigen Morgenparlirer abschieben konnte. Hier wurde gewarnt; wurde, als die Ernennung durchgesickert war, gesagt: In Wien ist noch was zu verderben.

... Ein Staatsmann könnte vielleicht, müßte gewiß überlegen, ob das Deutsche Reich auf Machtmehrung hoffen darf, wenn man in dieser Zeit häßlicher Läppverluste draußen liest, daß die Bundesregirungen wegen der Schifffahrtabgaben widereinander stehen und in Preußens Hauptstädten an Sonn- und Feiertagen die Polizeimannschaft das Industrievolk zu Paaren treibt.

Freie Schulgemeinden.

Die Freie Schulgemeinde in Wickersdorf hat einen Bürgerkrieg erlebt, der ihre Idee zwei feindlichen Parteien ausgeliefert und damit fast vernichtet hat. Das ist einer der größten Unglücksfälle in der Schulreform. Die beiden Direktoren haben sich getrennt; richtiger: einer, Paul Geheeb, ist vom anderen, Dr. G. Wyneken, herausgedrängt worden, wie durch publizirte Akten erwiesen ist. Das ist in einer so anfechtbaren persönlichen Weise geschehen, daß auch das Ministerium sich auf die Seite Geheebs gestellt hat. Nun existirt eine Abhandlung des Dr. Wyneken, „Die Idee der Freien Schulgemeinde“, deren Bedeutung in der Schulreform vielleicht von Freund und Feind noch nicht richtig erkannt ist. Ich möchte deshalb einmal alles Andere übergehen und nur von der Idee der Freien Schulgemeinde reden.

Dr. Wyneken ist Philosoph. Aber von der Art Fichtes, dem die Philosophie ein heimliches Königthum ist. Philosophie ist ihm kein Denken über die Welt, sondern die Durchdringung der Welt mit einem Werth. Man fängt seit kurzer Zeit wieder an, sich zu erinnern, daß Fichtes Reden an die deutsche Nation eigentlich kein „patriotisches“ Buch sind, sondern ein Buch, das ein Vaterland erst schaffen will. Dadurch, daß es aus vielen Menschen ein Volk schafft. Und Dies dadurch, daß es die vielen Menschen einheitlich erziehen lehrt. Durch eine vollkommen neue, aus dem philosophischen Willen stammende Erziehung sollten die Deutschen der nächsten Generation fähig gemacht werden, das napoleonische Joch abzuwerfen. In den Bereich dieser Philosophie der That gehört Wynekens Idee der Freien Schulgemeinde. Ihr ist die Redlichkeit eigen, die auf neun Zehntel Welt verzichtet und in der nothwendigen Einseitigkeit beharrt. Wyneken glaubt an eine objektive Wahrheit, glaubt, daß wir ihrer Erkenntniß näher als je sind. Das neunzehnte Jahrhundert ist die größte Epoche in der Entwickelung der Menschheit, also in der Emanzipation des Geistes, in dem Herrwerden des Geistes über die Natur. Der Geist der Menschheit waltet über jedem Einzelnen; und er benutzt die Menschheit mehr als sie ihn. Die Gesellschaft ist eine Organisation zum Zweck der Förderung des Geistes. Die Menschheit ist der Selbsterkennungprozeß des Geistes. Das ist Welterlösung, einerlei, was theoretisch dabei herauskommt. Das giebt einen religiösen Halt. Die Menschheit ist nicht Selbstzweck, sondern eine Aufgabe. Unser Leben ist nicht Selbstzweck (also auch nicht Kunstwerk), sondern es diene dem Geist. Nur ein sehr flüchtiges Urtheil könnte diesen „Hegelianismus“ unmodern nennen. Diese scheinbar harmlosen Spekulationen beherrschen die eine Hälfte der Welt, die geistigere; die andere Hälfte beherrscht der (wie immer

verkleidete) Materialismus, Opportunismus, Eudämonismus, Sozialismus. Man vertage den Widerspruch gegen die eine untheilbare Wahrheit eine Weile (man kommt noch zu seinem Recht) und beachte, was in diesem Fall daraus folgt. Zunächst folgt die Schule daraus, die noch gar nicht existirt. Diese Erkenntniß steht vornan. Die Schule wird von Staat und Familie gleich abgegrenzt. Die Jugend ist nicht eine Vorbereitung aufs Leben, sondern die Zeit der besten Empfänglichkeit für die absoluten Werthe des Lebens. Die Schule bereitet nicht für Berufe vor, rüstet nicht für den Kampf ums Dasein, sondern verbürgt die Kontinuität des Geistes. Die Familienerziehung ist nicht die beste (ich citire Wynekens Gedanken); sie erhält Alles in dem gewohnten Zusammenhang, strebt auf kein geistiges Ziel hin, lebt nach keinem geistigen Gesetz, schafft keine Distanz zwischen den Geschlechtern, wodurch sie sich an einander bestärkend entfalten könnten, führt den Geist nicht zum Sieg über die Materie, will viel eher ihn in die Materie um so fester binden. Und die Gesellschaft hat durch die Schule ein objektives Bildungziel und Bildungsgesetz bekommen. Es ist die Institution, die das Einzelbewußtsein am Gesammtbewußtsein theilnehmen läßt, die Resultate des Gesammtbewußtseins bewahrt und vermehrt. „Wie dem Katholizismus die Kirche der nie verstummende Mund der Gottheit ist, so soll die Schule das Organ des Menschengeistes sein, durch das er seinen jeweiligen Gehalt ausspricht: durch die objektive Institution der Schule verhindert die Menschheit, daß die Arbeit des Geistes verloren gehe, daß die Menschheit von einem erreichten Niveau wieder herabsinke." So findet sich für die Freie Schulgemeinde, jenseits von Staat und Familie, der Begriff: Orden.

Die Idee hat den Willen, sich zu konstituiren, den leidenschaftlichen Drang, sich in Institutionen umzusetzen. Dabei handelt es sich zunächst nicht um geschriebene Gesetze, sondern um eine Gesinnung, die der Verleiblichung der Idee förderlich ist und vor Allem fähig ist, sich die jeweiligen Gesetze selbst zu schaffen: die nicht so die Rechtssphären begrenzen wie die verschiedenen produktiven Kräfte, ohne daß eine die andere lähmt, auslösen sollen. Eine Voraussetzung ist Koedukation. Die Begründung: Das Weib ist nun einmal erwacht und schläft nicht wieder ein. Geschlecht und Beruf zu identifiziren, macht jede Fortentwickelung unmöglich. Bei Koedukation entsteht praktisch kein Ausgleich der Geschlechter, sondern eine Bestärkung, eine Distanz und dadurch ein edles Verhältniß, das Erotisches nicht ausschließt, aber sich nicht darauf, sondern auf Kameradschaft und gemeinsames Streben und Schaffen gründet. Zwischen Lehrern und Schülern ist distanzirte Kameradschaft. Sie nennen einander sogar Du. Aber der Schüler weiß ganz genau, wo er zu gehorchen hat. Die Schüler haben über alle Einrichtungen mitzuberathen, mitzubestimmen. Aber Das ist nicht Demokratie. „Das ist das Charakteristische

unserer Ausschußeinrichtung, daß sie ihren Mitgliedern nur Pflichten, keine Rechte giebt. Und aus dem Bedürfniß nach Pflichten ist sie entstanden." Der Ausschuß ist aus Sekundanern und Primanern zusammengesetzt, die durch negative Wahl bestimmt werden. Das Wahlstimmrecht hat sein besonderes System. Der Ausschuß hat den inneren Zweck, dadurch, daß absolute Redefreiheit herrscht, eine offene Aussprache zwischen Allen zu ermöglichen und eine Oeffentliche Meinung herzustellen, die alles Reglementiren überflüssig macht. Ueber Allem schwebt der Geist der Schule; auf ihn allein darf Alles bezogen werden. So hofft man, Parteigruppirungen auszuschließen. Und der Hauptwerth soll sein: daß bei all diesen außerordentlichen Freiheiten der einzelnen Schüler alle Verhältnisse genau distanzirt (nicht bleiben, sondern) werden. Genau so das zwischen Aelteren und Jüngeren. Die Aelteren sind Schützer der Jüngeren, bestimmter Jüngerer. Jedem Mitglied des Ausschusses wird ein Schützling von der Leitung zugetheilt; dadurch soll verhütet werden, daß es sich um persönliche Solidaritäten handle, statt um sachliche Pflichten. Er hat die ihm Zuertheilten zu schützen, wo es nöthig ist, und sie in Ordnung zu halten. Vier Körperschaften haben also zu bestimmen und vorzuschlagen: die Leitung, die Lehrerkonferenz, der Ausschuß, die Generalversammlung.

Eben so ists im Unterricht. Das allgemeine Fragerecht ist anerkannt. Die Schüler sollen sich für den Gang des Unterrichts mitverantwortlich fühlen und mitberathen, wie große geistige Aufgaben auf die sicherste Art in der vorhandenen oder verfügbaren Zeit ohne Aufenthalt gemeinsam zu bewältigen sind. Moralische Fragen und manche andere (Alkohol) erledigen sich, ohne Reglement, von solcher persönlich distanzirten Gemeinschaft und Oeffentlichen Meinung aus leicht. So die Frage der Ordnung. Ich habe nie Besseres darüber gehört oder gelesen. Unordnung setzt das geistige Leben dem Zufall aus. Ordo militans verbraucht die Kraft werthlos. „Das ist die Ordnung, wie man sie oft antrifft, die auf dem guten Willen und dem beständigen Schelten irgendeiner für sie begeisterten Persönlichkeit beruht." Die Ordnung muß sich automatisch selbst schaffen. Wie ist Das möglich? „Wir haben eine viel größere Scheu vor dem Reglementiren als vor zerrissenen Hosen." „Schrecklich ists, wenn durch das ganze tägliche Leben beständig die klagende Stimme eines Predigers der Ordnung hindurchtönt." „Aber daß die Dinge selbst schreien, wenn sie nicht an ihrem Platze sind!" Die Erziehung durch die Dinge selbst. „Die Leistung der Ordnung durch zwei Gesetze: lex parsimoniae und lex uniformitatis. Nicht: Was nicht verboten ist, ist erlaubt, sondern: Nur, was erlaubt ist, ist nicht verboten." Welche Arbeit ist schon die Kontrole der Ordnung auf zwölf Waschtischen, wenn Jeder hinein und hinaufstellen darf, was er will!" Ist dagegen Uniformität, so kontrolirt, kritisirt, denunzirt jedes Kleid, jeder Waschtisch das Andere. Man soll von der Kaserne Das lernen, was sie

lehren kann: die strenge Uniformirung als Kraftersparniß. Ein Privatzimmer kann sich der Schüler nach seinem Geschmack einrichten; im gemeinsamen Schlafraum muß Einheit herrschen. Die Dinge haben nicht schön zu sein (das Leben ist kein Kunstwerk), sondern alles Unpraktische, Diskrepante und dadurch Häßliche hat wegzufallen. „Dieses moderne Leben ist praktischer, hygienischer, sauberer als das gemüthliche.“ Es entsteht sogar eine Massenschönheit. „Wie in der Musik ein beliebiges Motiv sich durch Wiederholung sogleich als ein gewolltes, eine wirkliche Gestaltung feststellt, so wirkt im Leben eine Reihe von uniformen Einrichtungen als Offenbarung eines Gedankens.“ (Man denke nur daran, wie sich in der Natur jeder Organismus aufbaut.) „Selbst eine bestaubte, schmutzige Truppe hat noch etwas Schönes, Gefallendes, während sogar der saubere geputzte Soldat als Einzelner mißfällt.“ Im Körperlichen ist gegen den in Landerziehungheimen herrschenden Sport scharf Front gemacht. Sehr charakteristischer Weise nicht, weil er das Gemüth, sondern, weil er den Körper verrohe. Auch alles Körperliche unter Herrschaft des einen Geistes, der einen Idee. „Man glaube doch nicht, durch äußere Mittel, etwa gymnastische Uebungen, in unsere junge Generation Stil und Haltung hineinbringen zu können. Ein neues Gehen und Stehen, Halten und Bewegen darf man von uns geradezu als eine Probe auf unsere Erziehung verlangen.“

Von dem Aufbau des wissenschaftlichen Systemes spreche ich hier aus verschiedenen Gründen nicht. Natürlich steht da das Examen im Weg. Wyneken giebt sich Mühe, zu beweisen, daß die vorgeschriebenen Lehrstoffe Das, was die Jugend an wissenschaftlichem Lehrstoff nach seiner Idee erhalten muß, in sich fassen können. Aber was hilfts? Wenn der ganze Klassen- und Pensenaufbau nicht vorgeschrieben wäre und wenn Wyneken seine Gedanken auch hier konsequent weiterdächte, würde er auf ganz andere Gruppirungen und Vertheilungen des Lehrstoffes und der Schüler selbst kommen. Ansätze dazu sind auch schon in seiner Abhandlung. Aber dies durch Vorschriften Beengteste ist eben auch in seiner Idee noch etwas beengter als das Andere.

Das Werthvolle und in unserer Zeit fast Einzige dieses Schulideals liegt in seiner konsequenten Geistigkeit; überhaupt in seiner Konsequenz. Auch wer das Ideal selbst schroff verwirft, kann davon lernen. Es ist eine ganz bestimmte Grundgesinnung, die sonst kaum zu finden ist. Man rede nicht von Utopie; mag der einzelne Versuch immerhin Utopie sein: unsere beiden größten herrschenden Mächte, die christliche Kirche und die Sozialdemokratie, sind aus Utopien zur einen Hälfte, der geistigen, entstanden. Die andere Hälfte ist allerdings durch die Mächte der Materie geschaffen worden. Aber gerade die Sozialdemokratie hat ihren ganzen Ideengehalt von der höchst utopistischen fichtischen Philosophie. Freilich ist es der ewige Jammer der Menschheit, daß ein so herbes, keusches, reinliches Ideal, wie dieses Schulideal ist,

nur, weil es eine fanatische Einheitlichkeit fordert, auf Grund einer außerordentlichen Bornirtheit möglich wird. Wer diese Bornirtheit nicht hat, hat gar nicht die praktische Möglichkeit, gegenüber dem ewig anderen andrängenden Leben sich so zu vereinheitlichen. Für Wyneken ist Alles, was nicht Glaube an die objektive Wahrheit und Aufgehen des ganzen Lebens in ihren Dienst ist, subjektive Verwirrtheit und persönliche Genußsucht. Das ist die Ecke, um die er nicht herumkommt. Und nur, weil Das nicht erlaubt ist, kann er so konsequent schreiten. Wers will, muß alles Entgegengesetzte von vorn herein als Feind fassen und fanatisch abstoßen oder hoffen, es werde sich noch einmal bekehren. Und so ist denn in dem ganzen Aufbau nur ein einziger Irrthum: daß Dieses die Schule sei. Es ist die Schule des Dr. Wyneken. Und Dr. Wyneken ist durchaus nicht die Selbsterkenntniß des Geistes der Menschheit vom Jahr 1909 nach Christo. Dr. Wyneken bleibt ewig Dr. Wyneken. Er bleibt darum nicht ewig Person. Es giebt allerdings objektive Mächte. Aber sie gehorchen nicht dem Satz vom Widerspruch. Sie gehorchen auch nicht der philosophischen Kategorienlehre. Die teleologische Ansetzung eines stufenweise sich offenbarenden Objektiven ist in der Grundgesinnung nichts Anderes als das allmähliche Herabkommen des Koran zu Mohammed, die prinzipell wohlgemeinte und richtige Leitung des jüdischen Volkes durch Jehovah, die wissenschaftliche Teleologie des Aristoteles und die naturwissenschaftliche Darwins. Nur ist der Stoff, aus dem die Teleologie gebaut ward, viel feiner. Es ist auch unzweifelhaft, daß Dies weit führt. Das sieht man an Hegel. Aber es ist doch immer eine einzige große Beschränktheit, die sich aus dem Widerstand gegen sich selbst eine Welt schafft. Viel unbequemer ists, keinen festen Boden unter den Füßen zu haben, immer wieder frische Welt zusammenzuraffen und durch ungeheure Kristallisationen nach nie erkannten, nur immer gelebten Gesetzen und Gleichgewichten anorganische, in sich einzeln organische Welt zu bändigen; sobald die Bändigung durch neuen Zustrom gesprengt ist, von vorn zu beginnen, nach tiefster eingeborener Noth des Weltalls: Ach nein, Herr Dr. Wyneken, Das ist kein schlaffer Subjektivismus, ist sogar das Gegentheil von allem Modernen, was Sie mit Grund einigermaßen gering schätzen.

Zuletzt die Frage nach den Möglichkeiten der Verwirklichung. Was Wickersdorf selbst ist, geht mich hier nicht an. Ich habe es vielleicht schon zu pointirt ausgesprochen, so daß der Leser Böses vermuthet. Das soll nicht sein. Ich sage also ausdrücklich: Ich kenne Wickersdorf und es ist durchaus nicht: die Idee der Freien Schulgemeinde. Es theilt dieses Schicksal mit allen verwirklichten Ideen. Die Hauptsache scheint mir, daß die Idee sich mehr praktisch als theoretisch bethätige. Nicht darauf kommt es an, wer an eine objektive Wahrheit glaubt, sondern darauf, wer unter einer geistigen Macht lebt. Vielleicht ist dessen „Geistiges“ sogar ein Antheil am Geist der Mensch-

heit, von dem Wyneken gar nichts gewußt hat. Diese große Toleranz ist nöthig. Und sie verträgt sich mit keinem Schematismus des Geistes, mit keinem System des Geistes. An die objektive Wahrheit glauben und sie selbst zu haben glauben, ist fatal und zeigt ein bedenkliches Vorwalten des Subjektiven. Bewußt gewordener Geist und herrschender Geist ist auch durchaus nicht das Selbe. Wyneken steht unter dem Schulirrthum, daß es dem Geist hauptsächlich darauf ankomme, sich bewußt zu werden. Das ist subjektiv wie nur irgendwas. Es kommt daher, daß Dr. Wyneken seine größte geistige Arbeit in Bewußtwerdungakten leistet, durch subjektive Anlage auf dieses Eine, gewiß der Achtung Würdige angewiesen ist. Also ein auch Herrn Dr. Wyneken entgegengesetzt wirkender Geist, der sich womöglich nie bewußt wird, könnte viel mehr Geist sein als mancher Geist, der sich durch Wynekens Mäeutik bewußt geworden ist. Es kommt auf Potenzen, Mächte, auf alles Dynamische beim Geistigen viel mehr an als auf die Einzelheit der Werthe. Und eine große Gesinnung müßte hier distanziren, hier vor Allem, vielleicht: hier allein. Die geistigen Werthe sind nicht von geistiger Grundanschauung abhängig. Wenn sie davon abhängig gemacht werden, so entstehen, trotz allem guten Willen, trotz allen herrlichen Einrichtungen, die allergefährlichsten Solidaritäten. Wir kommen auf Das hinaus, was Dr. Wyneken selbst will: das Objektive soll über den Subjektivismus herrschen. Aber es ist die Natur des Objektiven, sich in Wesen, die einander ewig widersprechen und durchaus nicht verstehen können, gleich stark zu offenbaren. Zwischen Gesinnungsgenossen im größten und im kleinsten Sinn ist ein Riesenunterschied. Lehrer und Schüler müßten in einer solchen Schule (die immer nur eine Schule von Wenigen, für Wenige sein könnte, Etwas, das unser altes Gymnasium also gewollt hat) in dem Grundstreben nach geistigen Werthen zusammenstimmen (es dürfte kein Landerziehungpublikum sein); und diese Grundgesinnung, die mit keiner Theorie zu thun hat, vorausgesetzt, müßte die äußerste Toleranz walten. Die Wahrheit ist nicht da, sie wird gesucht, geschaffen; und sie wird sich in den verschiedenen Menschen verschieden manifestiren. Durch diese verschiedenen Manifestationen sie hindurchzuerkennen: Das sollte der Stolz, die magnitudo eines geistigen Leiters sein.

Mir ist um die Grundgesinnung zu thun: gegenüber dem Leben und gegenüber der Schule. Diese Grundgesinnung steht so einzig da (gewachsen ist sie natürlich an Nietzsche, dem Wyneken so wenig Dank weiß wie Alle, die ihm heute von ihrem Besten danken), daß es wichtiger ist, sich einmal damit zu beschäftigen, als zu tausend möglichen und opportunen Praktiken noch eine neue zu fügen.

Saalfeld. Rudolf Pannwitz.

Was sollen wir thun?

Im Jahr 1886 erschien in deutscher Sprache Tolstois Schrift „Was sollen wir thun?" Das Motto aus dem Lukasevangelium (3, 10 und 11): „Und das Volk fragete ihn und sprach: Was sollen wir thun? Er antwortete und sprach zu ihnen: Wer zween Röcke hat, gebe Dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also." Die Schrift selbst ist eine Erläuterung dieses Mottos. Der Dichter geht, um Wohlthätigkeit zu üben, zu den Armen in Moskau und erfährt nicht nur, daß die Wohlthätigkeit, wie er sie sich vorgestellt hat, etwas Unmögliches und Sinnloses ist, sondern sein Gewissen erwacht auch und er sieht ein, daß er erst Alles fortgeben müßte, ehe er Gutes thun kann. Er schließt: „Ja, vor dem Gutesthun hätte ich mich außerhalb des Bösen stellen sollen, in solche Bedingungen, wo es möglich ist, das böse Thun zu lassen. Sonst ist mein ganzes Leben Böses. Gebe ich Hunderttausend hin, so bringe ich mich noch nicht in die Lage, in der Gutes zu thun möglich ist, denn mir verbleiben noch Fünfhunderttausend. Nur wenn mir nichts verblieben sein wird, dann werde ich im Stande sein, Gutes zu thun, sei es auch nur wenig, nur so viel, wie die Prostitutka that, als sie drei Tage lang die Kranke pflegte mit deren Kind. Und mir schien Das so wenig! Und ich wagte, an Gutes zu denken! Die Stimme, die ich von jenem ersten Mal an beim Anblick der Hungernden und Frierenden in mir gehört habe, daß ich daran schuld sei und daß so zu leben, wie ich lebe, unmöglich, ganz unmöglich sei: die sprach das einzig Richtige." Der Dichter schloß mit dem Versprechen, die Frage „Was wollen wir thun?", wenn Jemand noch einer Antwort bedürfe, in einer neuen Schrift zu beantworten. Diese Antwort ist, wenigstens in deutscher Sprache, nicht erschienen.

Das Gefühl, das in Tolstois Gedankengang lebt, kommt wohl nicht aus den Verhältnissen und von außen, sondern von innen und aus unserem Herzen; ich glaube, jeder Mensch hat es, nur unterdrücken die Geringeren es auf irgendeine Weise. Dieses Gefühl ist: „Ich bin schuld an dem Unglück auf der Welt und werde erst schuldlos, wenn ich dem Unglücklichsten gleich geworden bin." Man werfe nicht ein, das Gefühl sei thöricht; gewiß ist es vor dem Verstand thöricht, aber die verständige Ueberlegung kann es nicht aus der Welt schaffen, nicht um den kleinsten Theil abschwächen und ich glaube, daß es mit zu den unerklärlichen und widerverständigen Grundthatsachen unseres Lebens gehört, die wir nun einmal ruhig als vorhanden annehmen müssen. Es hat wohl seine metaphysische Grundlage in irgendeiner Gemeinsamkeit alles Lebenden, die hinter unserer Scheinwelt liegen mag.

Tolstoi fand keine Antwort, die ihn selbst befriedigen konnte; denn auch heute noch fragt er, und weil er den richtigen Punkt nicht fand, kam der

große und starke Mann in ganz kindliche Meinungen. Tolstoi glaubt, daß die unteren, mit der Hand arbeitenden und armen Schichten des Volkes sittlicher sind als die oberen. Er schreibt Das der Handarbeit zu und glaubt deshalb, in ihr ein Mittel gegen die Unsittlichkeit gefunden zu haben. Tolstoi wurde zu seinem Glauben bestimmt durch den Anblick der vielen reichen und vornehmen Tagediebe in seinem Vaterland; er merkte nicht, daß sein Rußland keine normale und gesunde Gesellschaft hatte. In Deutschland, wo außer in den Großstädten und einigen Industriebezirken das Volksleben noch gesund ist, sind die höheren Klassen von höherer Sittlichkeit als die unteren; und Das wird wohl das Normale sein. Freilich sind nicht alle Zeiten und alle Völker normal.

Die selbe Frage wie Tolstoi stellt der Theil der Sozialdemokratie, zu dem Mitglieder der „guten Gesellschaft" gehören. An sich ist die Sozialdemokratie die Vertreterin der Arbeiterklasse, die nach Macht strebt; wie die Bourgeoisie die Aristokratie enteignet und dann den Staat für sich eingerichtet hat, so denkt die Arbeiterklasse die Bourgeoisie zu enteignen und den Staat nun für sich einzurichten. Nur: da sie die unterste Klasse ist, fiele damit die Herrschaft über Andere und die Ausnützung von Menschen für andere Menschen fort. Wirthschaftlich bedeutet diese Folge wenig, denn es ist fraglich, ob nicht eben so viel, wie heute als Unternehmergewinn von den Leitern der Produktion, der Bourgeoisie, verbraucht wird, dann als Beamteneinkommen von den Leitern der zukunftstaatlichen Produktion verbraucht werden müßte; die sozialdemokratischen Theoretiker erklären selbst, daß der ganze Posten unbeträchtlich sei neben den ungeheuren Vortheilen, die der Ersatz privater durch gesellschaftliche Regelung der Produktion bringen müsse. Ethisch aber ist hier für Den, der aus der höheren Gesellschaft kommt, der Angelpunkt, um den sich Alles dreht: denn nur die dann scheinbar eintretende Gleichheit hat sittlichen Werth, nicht der politische Kampf um die Macht. Das Politische und Oekonomische soll hier nicht betrachtet werden; wir wollen der Sozialdemokratie Alles zugeben, sogar, daß in der Zukunftgesellschaft Alle gleich sind.

Wäre dann nicht Tolstois Frage beantwortet? Hätte dann nicht das Gefühl erreicht, was es will: Es darf keinen Menschen geben, der unglücklicher ist als ich? Wäre dann nicht die Last von unserer Schulter genommen: ich bin schuld an meines Nächsten Leid.

Man verstehe wohl: wenn Gleichheit verlangt wird, muß man unterscheiden, ob der Verlangende geben oder nehmen, herabsteigen oder herabziehen will. Bei unserem Problem handelt es sich nicht um Den, der verlangt und herabziehen will. Der ist ein Mann des Kampfes und der Selbstsucht (Beides durchaus nicht in herabsetzendem Sinn gemeint); er steht jenseits vom Ethischen. Es handelt sich um Den, der herabsteigen und geben will, wenn er

von Gleichheit spricht. Er mag seinen Willen sich und Anderen mit Vernunftgründen zu beweisen suchen; auf diese Gründe einzugehen, wäre zwecklos, denn sie stehen nur im Vordergrund; sein eigentlicher Wille ist: Ich will mich von dem Schuldgefühl befreien, indem ich mich dem Geringsten gleich mache. Man kann sagen: er treibt die moderne Form der Askese. Das Maß von Freiheit zu erlangen, das uns Menschen vergönnt ist, und die Heiterkeit, die aus ihr entspringt, ist wohl nur dem Asketen möglich; denn nur wer erreicht hat, dem Unglücklichsten gleich zu werden, ist vor der leeren Tyrannei des Strebens nach Glück befreit: mag er sein Leiden in körperlicher Selbstqual suchen als in der niedrigsten Form der Askese oder im Zurückweichen vor sich selbst als in der höchsten Form.

Nochmals sei betont: es handelt sich nicht um die Möglichkeit, im realen Leben die Gleichheit zu verwirklichen; ich verneine selbst diese Möglichkeit und halte ihre Wirklichkeit sogar für unerwünscht, denn unser Leben ist Kampf und Schuld und muß es sein, damit es seinen menschlichen und göttlichen Sinn bekommt, der etwas Anderes ist als das ruhige, pflanzenhafte Leben der Natur. Deshalb darf auch die Askese immer nur von einzelnen Hochstehenden geübt werden. Wenn bei allen Menschen die Wünsche und Leidenschaften schwiegen, das Böse unterdrückt würde, dann wäre das Leben selbst sinnlos geworden und das Menschengeschlecht würde aussterben, weil es keine Aufgabe mehr zu erfüllen hätte; und genau das Selbe wäre, wenn Alle gleich wären, nicht durch den Neid und Haß der Niedrigen, sondern durch den Edelsinn und die Großmuth der Höheren: alle Bewegung hörte auf und die Menschen lebten wie das Gras der Wiese oder die Bäume des Waldes und würden keinen Sinn mehr im Leben finden.

Die Frage war: „Was sollen wir thun?" Es scheint, daß Tolstoi die Antwort nicht gefunden hat; es scheint, daß es falsch wäre, mit der Sozialdemokratie sie in einem künftigen, neuorganisirten Gesellschaftzustand zu suchen; daß Einzelne sie für sich selbst durch irgendeine Form der Askese gefunden haben; daß ihnen aber nicht Alle nachfolgen dürfen, selbst wenn sie es könnten. Und sehen wir die Geschichte der Menschen durch, so finden wir, daß in ihr Alles sich immer wiederholt, was eben gesagt ist: es gab immer Menschen, die diese Frage stellten, sie nicht beantworten konnten und in ihrer Herzensnoth auf die unmöglichsten und thörichtsten Vorschriften für die Menschen kamen; man glaubte immer an einen paradiesischen Zustand in unserer Vergangenheit (selbst die wissenschaftliche marxistische Sozialdemokratie hat in ihren Urgesellschafttheorien noch diesen Glauben) oder in unserer Zukunft, in dem alle Menschen gleich wären; und endlich haben seelisch hervorragende Einzelne immer in der Askese für sich selbst einen Weg gefunden. Dennoch haben die Menschen immer gelebt, weil sie leben mußten, in irgendeiner gesellschaftlichen

Verfassung, in Unrecht, Schuld und Noth, immer mit der Frage: Was sollen wir thun? Sollten sie nicht doch eine Antwort gefunden haben und wäre es nicht möglich, daß diese Antwort nur auf einem anderen Blatte des Buches stände, unter einer Rubrik, wo wir sie nicht suchen?

Das Gefühl, das zu der Frage treibt, ist das Mitleid. Wer ein heftiges Mitleid empfindet, beobachte sich einmal selbst. Was ist Mitleid?

Von einem römischen Feldherrn wird erzählt, er sei, als er mit seinen Soldaten über ein unwirthliches Gebirge zog, um sie zu ermuthigen, an ihrer Spitze marschirt wie Einer von ihnen und habe jede Beschwerde mit ihnen getheilt. Die Entbehrungen wurden so arg, daß der Durst ihn zwang, seinen eigenen Urin zu trinken. Würden wir, wenn wir den Mann mit seinen fiebrigen Augen und hohlem Gesicht sähen, Mitleid empfinden, würden wir uns fragen: Was sollen wir thun, wenn Menschen so leiden? Gewiß nicht; wir werden den Heroismus des Mannes bewundern. Aber wenn wir einen seiner Soldaten sähen, der eben so leidet, der vielleicht ein friedfertiger junger Bauer war und für diesen Krieg, der ihn gar nicht angeht, ausgehoben wurde, der sich nach seinem Pflug und nach seiner Geliebten sehnt, die er zu heirathen dachte, und der nun in dieser fremden Steinwüste verschmachten soll: da würden wir Mitleid empfinden. In der Edda heißt es, wenn ein adeliger Mann zwei Ziegen hat und ein Haus (Das ist ein Raum, groß wie ein Kleiderschrank, aus rohen Steinen, deren Zwischenräume mit Moos verstopft sind), so ist er ein freier Mann und braucht keinem Menschen zu dienen. Werden wir da sagen: Was müssen wir thun, um ein solches Elend aus der Welt zu schaffen? Nein, wir werden den Mann bewundern, der in dieser äußersten Dürftigkeit doch seine stolze Gesinnung bewahrt hat. Aber besuchen wir einen Armen in der Großstadt und sehen wir sein klägliches Leben, das doch vielleicht materiell immer noch besser ist als das des alten Isländers, so stellen wir uns sofort die Frage, denn sofort empfinden wir das tiefste Mitleid.

Wie? Zwei Menschen leiden das Selbe, ja, da der Vornehme leidensfähiger ist und tiefer empfindet, leidet er vielleicht noch mehr als der Andere: und wir haben doch nur mit dem Geringeren Mitleid, nicht mit dem Anderen? Wenn wir dem römischen Feldherrn, dem alten Isländer selbst ein Wort sagen wollten, daß wir sein Leiden mitfühlten: er würde uns antworten, daß wir ihn beleidigen. Aber wenn wir dem Soldaten, dem Armen menschliches Mitgefühl geben, so erfreuen wir ihn. Also nicht das Leiden der Menschheit beunruhigt uns, sondern die Art, wie die Menschen es tragen?

Dann ginge ja die Lösung, die Gleichheit der Menschen schaffen will, auf einen ganz unrichtigen Punkt und dann hätten wir ja den Beweis, daß der Asket nur für sich selbst, für seine persönliche Empfindung, eine Antwort gefunden hat; und wir verstehen, daß Andere seine Antwort nicht annehmen mögen.

Aber was ist nun überhaupt dieses Mitleid? Der Feldherr und der Isländer erwecken eine Art Stolz in mir; dann wäre dieses Mitleid gegenüber dem Soldaten und Armen Scham? Ich wäre stolz, indem ich empfände: Auch ich bin ein Mensch wie Du; und ich schämte mich, wenn ich wieder empfände: Auch ich bin ein Mensch wie Du? Dann wäre Mitleid nicht ein Gefühl, aus dem ich fragen müßte: „Was sollen wir thun?"; sondern: „Was soll ich mit mir machen, damit ich mich nicht schämen muß, damit ich nicht ein Mensch bin wie der Bemitleidete."

Man beobachte sich genau, wenn man bei Leiden eines Thieres und bei Leiden eines Menschen empfindet. Die Empfindung im ersten Fall hat zweckmäßige Folgen: wenn man kann, so hebt oder lindert man die Leiden, und wenn man nicht kann, so macht man sich klar, daß sie zur Oekonomie der Natur gehören; und in beiden Fällen geht Jeder, der zu den normal Empfindenden gehört, ruhig weiter. Das Mitleid mit einem Menschen aber hat immer etwas über alles Zweckmäßige hinaus Peinigendes und Bohrendes für uns, etwas Herabsetzendes und eine Demüthigung.

Und so wird der Stolze, Hochstehende, Vornehme, der sich am Meisten von der menschlichen Bedürftigkeit befreit hat, das tiefste Mitleid fühlen, denn er wird im Tiefsten gekränkt sein durch die Wesensgemeinschaft mit dem Bemitleideten. Wenn er seiner Höhe nicht ganz sicher ist, so wird er das Mitleid zurückdrängen und Härte nach außen zeigen; ist er aber seiner Höhe völlig gewiß, hängt er nur noch durch das rudimentäre Gefühl mit dem Bemitleideten zusammen, dann kann er eine gütige Verachtung haben und das Leiden zu lindern suchen. Das wäre die Göttlichkeit Christi. Den höchsten Trost, der möglich ist, hat er durch seinen Tod, der Gott am Kreuz, gegeben, der nichts über seine Mörder sagte als: „Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun"; den höchsten Trost, der möglich ist, wenn einer der kleinen Leidenden ihn annehmen will; und vor ihm sind wir Alle klein, vor ihm ist selbst der größte Held ein kleiner Bemitleidenswerther.

Also: Was sollen wir thun? Nun nicht mehr für Andere, sondern für uns? Es scheint, das Leiden eines Unglücklichen sollte für uns nicht mehr eine Mitqual sein, sondern ein Grund, uns selbst höher und edler zu bilden. Ob wir helfen können, wollen, dürfen oder nicht, wird hier (Das sei nochmals gesagt) nicht untersucht, sondern lediglich unser Gefühl und unsere Reaktion auf dieses Gefühl. Das Helfen hat hier nur insofern Interesse, als es Reaktion ist; und wenn wir uns selbst höher bilden und ein Vorbild für Andere werden, ihr Leiden heroisch zu tragen und nicht mehr Mitleid zu erzeugen, so ist Das wohl das beste Helfen; freilich auch das schwierigste. Und von diesem Standpunkt aus müssen wir auch die Vorschriften und Rathschläge betrachten, die zunächst und als die scheinbar klarsten sich einstellen; vor allen den: „Ver-

kaufe Alles, was Du hast, und gieb es den Armen"; zu dem Tolstoi theoretisch gekommen scheint, den er aber unter Gewissensbissen praktisch nicht ausgeführt hat. Jesus hat den Rath nicht allen Menschen gegeben, sondern einem „reichen Jüngling". Weshalb er ihn Dem gab, gerade einem reichen Jüngling, wird er wohl gewußt haben; weshalb er ihn nicht auch etwa Martha und Maria gab, wird ihm auch klar gewesen sein. Der Jüngling hätte ein Asket werden müssen, um Das zu werden, wofür er bestimmt war: aber es muß auch Krieger geben und Reiche, Herrscher und Künstler und alle anderen Menschen, die nicht nach dem asketischen Ideal leben.

Dostojewskij hat die Frage in einer kleinen Schrift erörtert; und weil er ein zwiespältiger, vielleicht von Natur schlechter und nur durch seinen Willen edler Mensch war, ist er viel klüger als der einfache und gerade Tolstoi. So ist auch seine Antwort klarer und der Wirklichkeit näher: „Wenn Ihr fühlt, daß es Euer Gewissen drückt, und wenn Euch wirklich der ‚Armen', deren so viele sind, jammert, so gebt ihnen Euer Hab und Gut und gehet hin, um für sie zu arbeiten. Selbst wenn alle Reichen ihre Reichthümer, wie Ihr, unter alle Armen vertheilen würden, so wäre Das doch nur wie ein Tropfen im Meer. Darum aber muß man mehr für das Licht, die Aufklärung, die Wissenschaft und für ein Mehr an Liebe sorgen. Doch auch hier thut nicht wie etliche Träumer, die sich sofort an die Schiebkarre machen, was ungefähr heißen soll: ‚Ich will kein Herr sein, ich will arbeiten wie ein Bauer'. Im Gegentheil: wenn Du fühlst, daß Du als Gelehrter Allen nützlich sein kannst, so gehe auf die Universität und behalte so viel von Deinen Mitteln, wie Du dafür nöthig hast. Nothwendig und wichtig ist nur Deine Entschlossenheit, um der thätigen Liebe willen Alles zu thun." Das ist klar und vernünftig. Aber ist es nicht zu vernünftig gegenüber dem ganz unvernünftigen und doch so furchtbar wirklichen Gefühl: „Ich muß so leiden wie der Unglücklichste, sonst bin ich schuld an seinem Leid"? Lassen wir die „Liebe" in Dostojewskijs Antwort weg (und wir können es, wenn wir für die Vokabel einfach eine andere setzen, etwa „soziales Pflichtgefühl"): dann sagt er uns nichts weiter, als was schon längst der Liberalismus gesagt hat, nicht der politisch praktische, sondern der theoretische; wir kommen auf den plattesten Utilitarismus. Dostojewskij hat das Problem verkannt. Schließlich wäre etwa die heutige Gesellschaft in Deutschland von einer Lösung gar nicht so weit entfernt. Bei uns arbeiten die reichen Leute im Durchschnitt sogar wohl länger und intensiver als die Arbeiter; sie leisten irgendwelche nothwendige Arbeit für die Gesellschaft, wie sie in Ermangelung einer erträumten besseren nun einmal heute ist; zwar nicht gerade aus Liebe, aber doch zum weitaus größten Theil aus Pflichtgefühl. Sie geben ja viel mehr aus als der Arme; aber ob sie von diesen Ausgaben ein besonders großes Vergnügen haben, scheint mir zweifelhaft, denn auch ihr Vergnügen

hat sich zu einer Art Pflicht entwickelt. Wahrscheinlich lebt der Durchschnittsarbeiter glücklicher als der Durchschnittsbankdirektor und er würde den Mann sehr bedauern, wenn er Alles wüßte. Mit anderen Worten: Dostojewskijs Ansicht kommt schließlich auf eine ideale Vorstellung von der gesunden bürgerlichen Gesellschaft heraus, die denn doch zuletzt nichts ist als eine allgemeine Sklaverei, von früheren Formen der Sklaverei nur dadurch unterschieden, daß auch die Herren Sklaven sind, und weltenfern unserem Gefühl, das auf Freiheit geht, weil sie Sittlichkeit bedeutet.

Christus sagt einmal, von seinem Idealzustand sprechend: „Das Reich Gottes ist in Euch." Das ist ein sehr merkwürdiger Ausdruck. Er meint: Nicht außer uns und nicht in einem Handeln, das nach außen geht, liegt Das, was nöthig ist, sondern in uns. Wenn der reiche Jüngling Alles den Armen giebt, so ist wahrscheinlich, daß er den Armen damit eben so viel schadet wie nützt; nicht der Armen wegen soll er verschenken, sondern seiner selbst wegen, denn er ist ein „reicher Jüngling" und das Geld macht ihn unfrei, er ist ein Mensch, der nur durch Armuth frei werden (sich höher und edler bilden) kann.

Die Menschen sind nicht gleich; ihre tiefe Ungleichheit ist es, was ihre Würde ausmacht: denn nur dadurch, daß Jeder ein Anderes ist, hat er eine Berechtigung zum Sein. Aus dieser Ungleichheit ergiebt sich für Jeden ein anderes Ziel des Höheren und Edleren, das er erreichen muß; und jeder Mensch, auch der gemeinste, kennt dieses Ziel. Ist ihm nun klar geworden, daß seines Lebens Zweck und Inhalt ist, diesem Ziel immer näher zu kommen, so erhält er eine ganz andere Bewerthung des Lebens: er denkt nicht mehr eudämonistisch an Glück und Unglück und wird andere Menschen nicht mehr utilitarisch danach einschätzen, ob sie „das Glück auf der Erde vermehren"; und er wird vor dem Unglücklichen nicht mehr das Gefühl haben: „Ich muß Deine Leiden auf mich nehmen, ich bin schuldig an Deinem Leid"; sondern er wird für ihn nur noch das Gefühl haben, das er vor dem leidenden Thier hat: wenn ers irgend vermag, wird er ihm helfen, und wenn er ihm nicht helfen kann, wird er ruhig weiter gehen und sagen: Sein Leiden ist durch unabwendbare Umstände bewirkt.

Weimar. Dr. Paul Ernst.

Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unseren persönlichen Anforderungen und den Gesetzen eines unsichtbaren Reiches. Der Charakter der Roheit ist es, nur nach eigenen Gesetzen leben, in fremde Kreise willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geschlossen, solcher Roheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle Gesetze sind wiederum nur ein ewiger Versuch, die Selbsthilfe der Individuen gegen einander abzuwehren ... Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanken, der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohlbefindet. (Goethe.)

An Paul Heyse

(zum fünfzehnten März 1910).

Zwei Schwestern bringen einen Kranz,
Aus Blumen reich gebunden,
Und einer Fackel Feuerglanz,
Urewiger Gluth entwunden.

Der Einen farbiges Geflecht
Kränzt rasch des Hauses Thüre —
Die Andre fragt, ob es Dir recht,
Wenn sie das Feuer schüre.

Ich seh' Dich nicken, jugendhaft,
Und schaun in blaue Weiten,
Da Schönheit nun und Leidenschaft
Des Festes Statt bereiten.

Die Flamme lodert weit hinaus —
Vergangne Bilder schweben.
Du blickst zum Kranz ob Deinem Haus
Und fühlst: mich krönt das Leben.

Hamburg. Heinrich Spiero.

Die Distanz des Produktiven.*)

Der Mann als Einer, der leistet: diese Auffassung wird keine Gnade finden vor den Augen des Ethikers und des Aestheten, die (so verschieden sie auch unter sich sind) doch darin übereinstimmen, daß man den Menschen nach einem Quer- und Durchschnitt seines Lebens und seiner Lebensführung richten solle. Gesinnung und Geschmack sind freilich Qualitäten, die sich auf Schritt und Tritt bemerklich machen; man braucht einander nur einmal anzuschauen, reden zu hören oder handeln zu sehen: dann hat man sich daraufhin weg. Deshalb finden sich Genügsame dieser Art so gern zu Gruppen zusammen; man erkennt sich sofort, selbst am Geruch. Und man kann sich auf einander verlassen: ein ausreichender Grund zur gegenseitigen Hochschätzung und Zufriedenheit. Man ist sicher vor Ueberraschungen. Die Leistung dagegen isolirt. Der schaffende Mann ist immer ein Einzelner und ein Eigener. Er ist es in dem Maße, daß die Thatsache seiner Leistung von seinem Leben, von der Umwelt, Gesellschaft und Menschheit unabhängig ist. Diese Dinge kehren, so weit sie sein Besitz sind, allerdings in seiner Leistung wieder, aber nur als Inhalts-, nicht als Kraftwerthe: Charlotte Buff konnte wirklich nichts dafür, daß der Werther geschrieben wurde. In Folge dieser Besonderheit kann dem Produktiven persönlich Niemand innerlich nah kommen; immer wird eine

*) Aus dem Buch „Der Dreißigjährige", das bei Georg Müller erscheint und, nach dem Wort seines Verfassers, „von nichts handelt als von dem Manne und seinem Werth".

Scheidewand bleiben, selbst dem Freund, dem Jünger, dem Kongenialen gegenüber. Hinter ihr liegt die terra incognita, aus der Abenteuer und Gesichte entstehen können, die Keiner ahnte und die zu einer fortwährenden Revision der Beziehungen zwingen. Es ist darum auch unmöglich, auf dem Weg der Biographie die Essenz eines schöpferischen Mannes zu geben. Sein letzter Werth erschließt sich nur aus der intensiven Betrachtung seines Werkes, durch einen Prozeß gedanklicher Abstraktion. Das empfinden Alle, die ihre paar Vorzüge beständig zur Schau tragen, als eine Zumuthung, die sie (wenn es geht) mit Feindsäligkeit beantworten.

Das Leben der Großen büßt die Uebersichtlichkeit ein: sie können nicht gestaltet werden. Sie sind unbrauchbar zu Figuren eines Romanes oder Dramas, wozu doch der dümmste Bauernknecht taugt. Nur eine dilettantische oder oberflächliche Schriftstellerei stellt darum die Großen in den Mittelpunkt ihrer belletristischen Uebungen, in der Hoffnung, den Krähenbalg mit Pfauenfedern zu putzen; bedeutende Dichter haben sich davor gehütet. Egmont und Wallenstein sind Größen zweiten Ranges. Goethe hätte nie gewagt, Napoleon, wie er leibt und lebt, zu verewigen. Shakespeare hat Caesar auf die Bühne gebracht; aber dieser Caesar lebt von dem Kredit, den wir ihm aus unseren Reminiszenzen heraus bewilligen: ohne sie wäre er eben nicht Caesar. Shakespeare hat das Unzureichende selbst gefühlt: denn das Stück wächst über Caesar hinaus weiter und der Höhepunkt liegt hinter seinem Tode. Selbst der größte Dichter ist nicht im Stande, ein fremdes Genie glaubhaft zu machen; will er uns Größe zeigen, so zeigt er unfehlbar sich selbst. Aber auch dann hat nicht seine ganze Fülle in der engen Figur Platz. Faust ist noch lange nicht Goethe; denn Goethe ist nicht nur Faust, sondern auch Mephisto. Nur Einem ist es gelungen, Schöpfer und Figur gleichzeitig zu sein: Dante. Sein irdischer Leib schreitet durch die Comedia und sein Antlitz trägt die Spuren seiner Dichtung wie die eines Erlebnisses.

Künstler und Philosophen können die Unmöglichkeit, dargestellt zu werden, leicht tragen. Denn ihre Werke sind (wenigstens mit hoher Wahrscheinlichkeit) dauernd und bewahren ihr Wesentliches in seiner deutlichsten und reichsten Ausprägung. Die Männer der That aber haben zu befahren, daß ihr Wesentliches, der Ausdruck ihrer Natur in den Menschen, mit den Menschen hinwegstirbt. Die unzuverlässige Konsistenz des Stoffes stellt die Dauer in Frage. Dokumente ersetzen gar nichts, denn sie bewahren nie den ganzen lebendigen Hauch. Die Geschichte, die mit Thatsachenmaterial arbeitet, kann das Tiefste des Thatmenschen nicht lebendig erhalten; auch die virtuoseste Darstellung verblaßt einmal. Aber die Leistung hat die Tendenz, zu beharren; der große Kraftkomplex, der sich in ihr darstellt, widerstrebt der Vernichtung. Er findet seine Dauer in der Legende. Die Legende ist viel überzeugender als die Geschichte. Die Speisung der fünftausend Mann und die Auferstehung ist wahrer als Alles, was theologische Forschung über Christus zu Tage fördern kann. Denn in dieser Legende spiegelt sich sein Wesentliches: die Wirkung. Streicht man die Wunder weg, so wird sie unbegreiflich. Man müßte dafür etwas Anderes, Positives einsetzen; aber Das könnte nur, wer eben so groß ist, wie Christus war. Wer so groß ist, flickt aber nicht, sondern schafft neu. Es ist heute Sport, Legenden zu zerstören; aber ein Sport niederen Ranges, der weit leichtere Aufgaben stellt als das Fußballspiel. Denn natürlich liegt es klar auf der Hand, daß Dies und Das unmöglich ist. Die Schwierigkeit ist nur die, zu

erklären, warum Millionen und Abermillionen, die doch gewiß nicht allesammt völlig blöde waren, daran glaubten. Heute wird uns Christus als liberaler Pastor und Sardanapal als Hohenzollernahn vorgeführt. Ein Verfahren, Große totzuschlagen, das viel radikaler ist als das Kreuzigen oder Verbrennen. Denn es beseitigt nicht nur den Träger der Größe, sondern strangulirt die Größe selbst.

Legende und Mythos heben den Mann der That aus der Menschheit heraus; sie geben ihm etwas Symbolisches, Ewiges, Unzerstörbares. Er ist nicht mehr eigentlich Individuum, sondern Verkörperung einer Kraft. In dieser gesteigerten, von der Last der Zufälligkeiten gereinigten Form (die doch die Wahrheit viel vollkommener giebt als ein Flickwerk aus Fetzen der Wirklichkeit) erhält er Dauer, erlangt er sogar die Möglichkeit, dargestellt zu werden; freilich nicht als Figur, sondern als Held, dessen Züge schon fest waren, ehe der Dichter ihm nahte. So durfte Christus auch die Mysterienbühne beschreiten; ihn empfing die selbe Ehrfurcht, mit der die Athener den Heroen begrüßten. Und auch heute gilt die Regel, daß man solche Größe aus dem Fluidum des Mythos, in dem sie athmen, nicht herausnehmen darf.

Die Thatgenies der historischen Zeit aber sind (so weit sie nicht zur Legende wurden) immer noch gestorben. Alexander ist tot: nicht, weil sein Reich zerfiel, sondern, weil seine Legende unterging. Im Mittelalter lebte er, der Sohn Nektanebos, der an die Thore des Geheimnißvollen drang, bis an die Grenze, hinter der die Oede das Lebendige verschlingt; wie er jetzt noch unter den Mongolen lebt als Iskender, der Gehörnte. Karl der Große ist tot. Wie verschieden ist der Besuch, den ihm Otto der Dritte abstattete, von dem des Geheimraths Lessing, der ihm über die Windeln ging! Aus den Sagenkreisen des Mittelalters blickte sein lebendiges Antlitz, das Antlitz eines mächtigen, zornigen, jähen Herrn oder, in anderer Wandlung, das eines Heiligen. Der moderne Poet zwingt diesen Lebendigen nicht mehr auf die Bühne; er schildert die erotische Entgleisung eines ältlichen Menschen, der vermuthlich ganz anders hieß.

Heute ist der Große, welches auch das Feld seiner Leistung sei, nicht mehr Gegenstand der Darstellung, sondern nur noch der Vorstellung. Diese Vorstellung ist leicht zu gewinnen, sobald wir die Leistung selbst genießen können. Das gelingt uns bei den Dichtern und Philosophen aller Zeiten; bei den Thatmenschen aber nur, wenn sie unsere Zeitgenossen sind. Napoleons Nimbus ist verschwunden, Bismarck wird vergessen werden wie alle die alten Helden, die nur noch in unserem Wissen, nicht mehr in unserer Empfindung stehen. Keine Geschichtschreibung wird sie retten, keine Jubiläen werden sie auferwecken. Denn es giebt keine Legendenbildung mehr. Sie war es, die den Thatgenies die Distanz erhielt. Schon ist es möglich, daß ihnen kluge Köpfe die Genialität rundweg absprechen. Das ist die Frucht der historischen Wissenschaft und des Thatsachensinnes.

Wenn die letzte und eigentliche Werthbestimmung des Mannes in seinem Werk liegt und wenn sich dieser Werth aus seinem Leben nicht ablesen läßt: so muß es eine Stelle geben, an der ihn kein Mitlebender sieht, an der er unzugänglich ist. Diese Distanz ist ihm bekannt; sie zu beseitigen, ist er weder willens noch fähig. Aus diesem Thatbestand resultiren gewisse Erlebnisse, die in dieser Art nur der Schaffende kennt; Erlebnisse, die meist peinlicher und schmerzhafter Natur sind.

Wird die Distanz von Fremden nicht empfunden, so bedeutet Das, daß sie

den Werth des Mannes nicht erkennen und anerkennen. Mancher wird darunter zunächst nicht leiden; ja, eine souveraine Natur könnte sich wohl eine private Komoedie daraus machen, mit den Philistern Versteck zu spielen, sich genau wie sie zu geberden und im Stillen über sie zu lachen. Dieses Lachen klingt nach Verachtung. Aber auch für ihn giebt es Menschen, an denen ihm liegt, Menschen, die er selbst erkennt und anerkennt. Aber die Distanz trennt ihn auch von Diesen: wenn sie ihn nicht gelten lassen, kommt die Bitterkeit. Jeder, der Eigenstes leistet, hat sie einmal geschmeckt. Das Neue erscheint stets als eine Gefährdung des Alten, Feststehenden, dessen äußeres Ansehen es beeinträchtigt und dessen innere Existenz es bedroht; so wird es verketzert oder ignorirt. Aber es kann geschehen, daß selbst die Intelligenten es nicht erkennen, daß sie, ohne jede Böswilligkeit, einfach darüber hinweglaufen. Es ist wohl möglich, daß Jemand, der sonst jeden Pfennig gewissenhaft vom Wege aufliest, einen Goldbarren übersieht; er ist an Münze gewöhnt, er hat nur damit rechnen gelernt und das Neue ist noch nicht in den Begriffs- und Vokabelschatz seines täglichen Verkehrs umgesetzt. Ein blödsinniger Gemeinplatz behauptet: Das Gute bricht sich sicher Bahn; diesen Satz hat der Philister aus seinen Erfahrungen im Kolonialwaarenhandel abgeleitet. Shakespeare war sein Leben lang nur Einer unter Vielen; erst eine spätere Zeit stellte ihn auf seinen Platz: und es wäre denkbar, daß diese Zeit zu spät gekommen wäre, um Alles zu retten, was er der Welt schenkte. Man braucht, wenn man Das bedenkt, nicht mehr nach dem Grund seiner ätzenden Bitterkeiten zu suchen. Daß er sich aber nicht abhalten ließ, trotz dem Mangel an Erfolg sich selbst zu prägen, beweist sein Genie. Wer Leidenschaft hat, kann wohl ein Verächter und Verbitterter werden, nie aber ein Unproduktiver. Vielleicht ist es gut, daß dem Großen diese Probe auf seinen Werth nicht erspart bleibt; man muß irgendwo in seinem Leben Besiegter gewesen sein, um die letzte Spannung der eigenen Widerstandskraft auszukosten. Wenn aber Einem ein Ereigniß zum Segen gereicht, so darf sichs nicht etwa Der als Verdienst ankreiden, der es durch seine Dummheit herbeigeführt hat.

Wird die Distanz empfunden, so ist der Erfolg und die Resonanz da. Der Mann der That wird den Erfolg stets haben: es giebt keinen verkümmerten Napoleon, wie es keinen verkümmerten Goethe giebt. Da der Stoff, in dem er arbeitet, Menschen sind, muß er sich durchsetzen: sonst verstünde er sich nicht auf das Material; er wäre kein Könner, sondern ein Stümper. Bei ihm, der die Menschen knetet wie Thon, erreicht die Verachtung die Höhe eines Chimborasso; die Bitterkeit fluthet wie ein Salzmeer hinterdrein, wenn er das Unglück haben sollte, gestürzt zu werden. Die Großen der Kunst und Philosophie, die angelangt sind, pflegen milder zu werden; denn sie stehen in der Regel fest. Aber sie sind nie Enthusiasten der Menschenliebe. Goethe hat sich herb genug über seine lieben Deutschen ausgesprochen. Aber deutlicher als Worte redet das Wohlwollen des Greises, die temperirte Wärme, mit der er sich die Menschen drei Schritte vom Leibe hielt.

Es giebt kein Genie, das harmlos-heiter durchs Leben tändelt. Die siegfriedischen Sonnenjünglinge sind wirklich zu weiter nichts gut als dazu: umgebracht zu werden. Gewöhnlich besorgt ihnen Das ein geliebtes Weib, das aus der Hornhaut einen dauerhaften Philisterschlafrock zimmert, unter dem die goldige Flamme des Gemüthes und die Flämmchen des schalkhaften Humors ersticken.

Aber Menschenverachtung ist auch keine Krawatte, die man umbinden kann;

was mancher dämonische Jüngling versucht, um sich ganz unwiderstehlich zu machen. Sie drückt und schneidet ins Fleisch wie ein eiserner Ring, so tief, daß er nicht mehr ablösbar ist. Sie macht vollends einsam. Sie macht mißtrauisch. Sie entdeckt die Dummheit noch im Lobe. Der große und reine Erfolg vermittelt neue Berührungen Produktiver und Gebildeter; denn er schallt weit durch die Leere und ruft die Empfänglichen aus den Horden der Philister heraus. Das ist sein Hauptvorzug, gegen den selbst die schwersten metallischen Preise leicht wiegen. Aber wenn der Erfolg ganz ausbleibt, dann muß sich die Verachtung in schlimmen Stunden nothwendig gegen den eigenen Herrn vorwagen: und man begreift, daß Der ein Starker sein muß, der einem solchen Angriff gewachsen ist.

Aber der Kampf um Anerkennung ist noch nicht das böseste Erlebniß der Produktiven. Das liegt vielmehr in seinem engsten Kreis. Den bilden Die, die er liebt. Wer nicht ungebrochene Empfindungen hat, lebt nur halb: und der Produktive lebt niemals halb. Er hat (Das sei mit aller Entschiedenheit im Voraus bemerkt) nicht die Gepflogenheit, sich beständig selbst zu betalpen und jedes Gefühl zu zerfasern. Leute, deren Empfindung so und nur so beschaffen ist, leisten nie Etwas. Sie enden stets als Besiegte und Mürbe. Und wer etwa glaubt, daß er auf diese Weise zur Produktivität gelangen könne, gehört zu den Absichtlichen, die Gott verdamme.

Wer leistet, in dessen Natur liegt es, daß er sein ganzes Sein mit aller Hingebung auf einen Punkt richten kann. Er ist also leidenschaftlicher Zuneigung fähig. Aber der Wille und Zwang, der sein Dasein zur Prägung treibt, macht alle, auch die stärksten Gefühle, endlich. Diese produktive Leidenschaft zwingt ihn immer wieder zur Leistung; jede noch so stürmische und bedingunglose Empfindung stößt hier an die eherne Grenze. Christus verleugnete seine Mutter angesichts seines Werkes. Das war erbarmunglos; und Das wird selten so hart ausgesprochen. Aber es ist dennoch so, daß vor dem Schaffenden, indem er schafft, Alles ausgelöscht ist. Wer dem Produktiven nah steht, weicht, wenn er Das erkennt, dem Konflikt aus. Es giebt wundervolle und harmonische Verhältnisse, die einen Großen durch das ganze Leben begleiten können; sie enthalten stets ein Wenig Verzicht. Forderungen (mögen sie menschlich noch so tief begründet sein) werden zurückgewiesen, wenn sie sich in den erwählten und vorgeschriebenen Weg drängen. Das ist kein Triumph, über den der Mann jubeln, und keine Schandthat, die er bereuen könnte: Das ist Verhängniß und muß getragen werden. Aber es ist schwer zu tragen.

Wenn ein junger Mann in den Krieg zieht, so begleiten ihn Segenswünsche. Er muß ja, Das sieht man ein; selbst wenn er sich freiwillig gestellt hat, steht hinter ihm die Forderung des Vaterlandes. Und er wird die Zurückbleibenden nicht vergessen; ihr Name wird noch in seiner letzten Minute auf seinen Lippen sein.

Wenn ein Bursche frivol von Haus fortläuft, so begleiten ihn Trauer und Sehnsucht. Er war leichtsinnig, er hat sich Das nicht richtig überlegt, er denkt an uns, er wird bereuen, er wird zurückkehren.

Aber wenn ein Mann, mit freiem und vollem Willen, fortgeht, um zu seinem Höchsten zu gelangen, begleitet ihn der Vorwurf; und doch lohnt Das, lohnt Das allein, Vater und Mutter, Weib und Kind, Freunde und Geliebte zu verlassen.

Hans W. Fischer.

Die Schaubühne.

Die Schaubühne: Das ist der Name einer Zeitschrift, die Siegfried Jacobsohn in Berlin herausgiebt. Sie trat soeben ihren sechsten Jahrgang an. Das besagt nicht viel. Aber es handelt sich bei dieser Schaubühne um eine kulturelle Sache. Das berechtigt, ja, verpflichtet vielleicht, von dem Unternehmen zu reden.

Als um das Jahr 1450 in Mainz der alternde Herr Johannes Henne Gansfleisch vom Sorgenloch die erste Druckpresse aufstellte, da gab es einen furchtbaren Riß durch das ganze theatrum mundi. Geist und Sinne, Ideal und Wirklichkeit wurden auseinandergerissen. Die Ideen, die religiösen, philosophischen, theoretischen, kehrten sich vom Leben ab. Der Geist wüthete gegen das „sinnliche Theaterspielen“. Er konnte sich ja von nun ab im Buch, in der Zeitung seine eigensten Bühnen erbauen. Die köstlichsten Blüthen der Welt vergilbten über Nacht. Der greise Barde starb, der wandernde alte Rhapsode. Das junge blonde Volkslied wurde Couplet. Das würdige Volksepos zum Kolportageroman. Und die Tragoedie, dies Sammelbecken aller Geistesströme, wurde Theater. Ein Gegensatz entstand, den das Alterthum nicht kannte: Hie Drama, hie Bühne! Zwischen Schauspielern und Dichter wurden die Wasser viel zu tief. Sie haßten einander, wie Praxis und Theorie, Seele und Logik, Konkretes und Abstraktes sich zu hassen glauben. „Tintenkerle!“ riefen die Schauspieler hinüber, „Büchermenschen, Sprachsäcke, Esprits! Ihr versteht gar nichts von sinnengerecht-konkreter Körperhaftigkeit des Theaters. Die Literatur verdirbt unsere Kunst!“ Aber die Dichter, nah am Tintenfaß, spendeten den Schimpf zurück. „Gaukler, Schnurrpfeifer, Komoedianten! Wie sollte Eure Ungeistigkeit ernstem Drama gewachsen sein? Spielratzen, legt Eure Sinnlichkeit ab, Eure falsche Konkretheit! Sehet doch ein: was Theater verleiblicht, ist zuletzt nimmer von dieser Welt.“ So beschimpften einander homerisch die feindlichen Zwillinge, durch Gutenbergs Sonnenschwert scharf getrennt.

Aber „groß ist, Mutter Natur, Deiner Gestaltung Pracht“. Ich werde ein Brücklein baun, dachte Mutter Natur. Da streute sie die gräßlichen Giftzähne des endlich erlegten Drachen übers Land. Und aus ihrer Kadmossaat erstand eine Schaar Eisenmänner, schwerterklirrend, muthig, ein Bischen krummbeinig, schiefwackelig, der neue Zwischenhändlerstand zwischen Bühne und Drama: die Literaten. „Kinderchen“, sprach Mutter Natur, „Eure Weltmission ist die Mission der Publizistik: Brückchen bauen zwischen Gedanken, die kein Mensch liest, und dem Leben, in dem, wie Ihr wißt, kein Mensch denkt. Hurtig! Euer Dasein bewegt sich auf der goldenen Diagonale zwischen Schauspielerwelt und Dichterwelt!“ Und dann trat die schmerzenreiche Mutter huldvoll zu jedem Einzelnen und sprach: „Versöhne mir nun, Du holde Braut von ganz Messina, meinen wilden Sohn Don Cesar mit meinem sinnigen Sohn Don Manuel! Versöhne die ideenlose Lebendigkeit mit der totgeborenen Idee!“ So, akurat so sprach die Mutter Natur. Und die aus der Drachensaat Geborenen standen da, im Gefühl ihrer Weltmission, und wußten nicht recht, Herkulesse am Scheideweg, sollten sie nun beim Cesar oder beim Manuel beginnen. Schlossen sie sich Manuel an, dann wurden sie Feuilletonredakteure am Berliner Tageblatt oder gründeten eine neue Zeitschrift. Hielten sie sich aber an Cesar, dann wurden sie Dramaturgen bei Reinhardt und später vielleicht Theaterdirektoren. Einstweilen begannen sie, einander zu zerfleischen, protestirten in dem

einen Fall gegen den ewigen Maßstab des Literarischen, kämpften im anderen für das „Drama“ gegen Theater und Stückeschreiber. Gehen sie ans Theater, dann sagt ihnen der Chef: „Ganz unter uns, das Theater, das richtige Theater kann eigentlich nichts mit Ihnen anfangen. Aber ich gebe Ihnen hundert Mark im Monat und Sie nennen sich Dramaturg. Sie brauchen nichts zu thun; höchstens mal meinen Kassirer zu vertreten. Ich kann einen gebildeten Herrn mit Doktortitel der Presse gegenüber brauchen. Sie fungiren bei mir als Verbeugung des Theaters vor der Literatur.“ Und der Beglückte schnurrt dienstbeflissen: „Dichtung zerfällt erstens in Bühnendramen, zweitens in Buchdramen. Buchdrama ist, was Sie mit Ihren Mitteln nicht verleiblichen können.“ (Dann drücken Beide einander verständnißvoll die edlen großen Hände. Sie ahnen wohl, daß der Unterschied von Buchdramatik und Bühnendramatik auf dem Papier steht.) Gehen die Drachenmänner aber zur Literatur, dann legen sie sich auf einen Divan und entwickeln sich zu intimen Persönlichkeiten. Das heißt: sie lesen sehr viel Belletristisches und kultiviren keine blasse Ahnung von Bühnenästhetik. Ihre sogenannte Theaterkritik erzählt, mehr oder minder amusant, Allerlei von ihrer eigenen Person und von all dem vielen, vielen Geistreichen, was ihnen bei Theateraufführungen einfällt.

So blieb Alles beim Alten: Drama und Theater kamen nicht zu einander. Die Drachensaat des Zwischenhändlerstandes war vergeblich gewesen. Mutter Natur hatte ihre Arbeit ohne Nutzen gemacht. Furchtbar traurig begab sie sich auf den Kreuzberg bei Berlin. Nebeltag. Graues Feld. Trübjälige Dächer. Rauch der Hochbahn. Am Horizont neue Waarenhäuser. Und weinend hielt sie folgenden Monolog: „Jede Kunst, ach, jede (Malerei, Plastik, Architektur und Musik) hat ihre Lehrmeister, ihre Kunsthistorie und ihre Kunstphilosophie. Aber was ist Theater? Ein Appendix der Literatur. So zu sagen: der Wurmfortsatz der Publizistik. Daß diese Kunst, die umfassendste von allen, ihre eigene Aesthetik oder, was das Selbe sagt, ihre eigene Psychologie besitzt, wer ahnt Das schon? Was ist den Theaterfreunden, den Regisseuren, den Schauspielern, den Bühnenleitern und besonders dem Publikum und den Theaterkritikern heute das Nöthigste? Psychologie und Aesthetik des Theaters. Das aber ist etwas Anderes als das alte doktrinäre Zeug, das die Literarischen Dramaturgie nennen. Das gehört auf Journalistenhochschulen; ist für Literaturhistoriker gewiß recht interessant. Aber was soll denn nur die Schaubühne, die Schaukunst damit beginnen? Manchmal blicke ich wohl noch einmal in das alte Zeug hinein. Gustav Freytag, Karl Bulthaupt, Karl Werder, Rötscher, Friedrich Theodor Vischer. Sehr wacker! Und jedenfalls viel, viel klüger und tiefer als das elende Philosophiepatsch, das an deutschen Universitäten unter dem Titel ‚Dramaturgie‘ ausgeschänkt wird. Aber das Alles ist Literatur. Aus dem Wesen der Sache erblüht das Alles nicht. Die Menschen können darum nicht fühlen, daß Theater keine begrenzte Angelegenheit eines Kreises von Fachinteressenten ist. Das es die wichtigste geistige Angelegenheit Aller werden muß: alle Werthe der Kultur voraussetzend, alle umspannend, der Schlußstein dieses großen Geisterreiches. Wer ahnt Das? Das Auge, des Menschen liebes Fensterlein, und sein verfeinertes Ohr und seine neuen Sinne für ästhetische Gestaltung des Raumes und für die Künste rhythmisch gegliederter Ausdrucksbewegung und körperlicher Gymnastik, ferner alle Probleme des Geistes, Konflikte seiner Ethik, Leben wie Politik, akustisch-motorische wie optisch-formale Energien menschlicher Sinnlichkeit: Alles gehört auf die Schau-

bühne und kann von ihr umspannt werden. Nicht so zwar, als ob kunstfremde Gewalten, Gelehrsamkeit, Moral, Politik in ihrer Eigennatur auf das Theater gepflanzt werden könnten. Sicher nicht. Wohl aber läßt sich Alles unter der Optik des Theaterspiels betrachten, kann Alles in die Ausdruckskultur des Bühnenspieles eingehen. Ach, die Kaffern! Welche ungeheure Kulturmacht könnte das Theater sein! Und welches jämmerliche Amusirlokal, welcher Possenausschank für müdgehetzte Geschäftsleute, für unheilige, von Eitelkeit gequälte Gesellschaftmenschen ist es! Wer erweckt neu den Geist der Tragoedie? Den Sinn der Schaubühne? Wer baut die regenbogenfarbige Brücke zwischen Schaubühne und Drama? Wer erlöst Theaterkultur von der Bilderbogenzeitschrift? Von dem Personal- und Kostümklatschinteresse? Von Kritik genanntem Kolportagethum? Von Komoediantenvolk und Journalistencliquen? Wer baut den Weg zu Schaubühne und Drama? Ach, die Kaffern!"

Diesen wunderbaren Monolog hielt die den Müttern entstiegene arme graue Elementardämonin auf dem Kreuzberg bei Berlin. Das geschah an einem trüben Wintertag des Jahres 1904. Neun Monate später kam (durch mystischen Akt) auf kahlem Schragen einer berliner Hinterstube ein blutjunger Mensch danieder. „Die Schaubühne", herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, stand auf dem herzblutrothen Umschlag der neuen Wochenschrift; der besten deutschen Theaterschrift, die wir besitzen; einer der am Würdigsten redigirten Zeitschriften . . .

Ueberblicke ich nun nach einem Lustrum, was an Anschaulichem, Nachdenklichem, Aufklärendem (über Drama, Schauspielkunst, über die Psychologie großer Schauspieler und Schauspielerinnen, über die wichtigsten Zeitereignisse in dramatisch-theatralischer Sphäre) in dieser Wochenschrift aufgespeichert liegt, dann möchte ich behaupten, daß unsere zukunftreichsten, feinsten Talente hier Fürsprache fanden: viele, die ohne solche Zuflucht schwerlich zur Sprache erlöst worden wären. Manchem wird es ergangen sein wie mir: in Jahren, wo ich Hunderte von Theater- und Kunstkritiken, um des Brotes willen, geschrieben habe, erschien mir diese ganze Arbeit als ewige Selbstverzettelung, völlig unnütz, lächerlich, gegenüber dem wahren Bedürfen des Publikums und dem armsälig-albernen Niveau des Theatergeschäftes. Unsere wenigen wirklichen Kritiker, Maximilian Harden, Hermann Bahr, Julius Hart, Fritz Mauthner, betrieben „Theaterkritik" wie mit seufzender Ironie, im Nebenamt. Im Zeitungsgetriebe der Provinz vollends erschien mir alle Kunstrezension als das überflüssigste, undankbarste, hoffnungleerste Vergeuden. Welch eine Freude: dieser tolpatschige, blutende, heilige Ernst, mit dem ein aufrechtes Fähnlein junger Talente an dieser Stätte nun die Wage der Werthe schwang!

Der Herausgeber, Herr Siegfried Jacobsohn, besaß das sympathische Talent, sich im Handumdrehen die gesammte in Kürschners Literaturkalender verzeichnete Tintenwelt zu Feinden zu machen (ich ehre Das, aber ich lobe es nicht, denn ich sehe nicht ein, warum denn Jeder, der für die gegebene Bühne harmlose oder effektsuchende Stücke schreibt, „ein kultureller Schädling" sein muß. Du sollst gegen Kant kämpfen, aber Du sollst nicht gegen Kurt Kraatz kämpfen). Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele ging von der Zeitschrift aus. Vieles, was sie totschlug, kann nie wieder auferstehen. Vieles, was sie lebendig machte, nie mehr sterben. Es wäre nicht möglich, ohne ungerecht das Beste vielleicht zu vergessen, werthvolle Einzelheiten herauszuheben. Fast alle jungen Dichter und Schriftsteller sind irgendwann in den fünf Jahrgängen der Schaubühne ver-

treten. Am Meisten haben die Theater von Brahm und Reinhardt der neuen Zeitschrift zu danken. Ihre Inszenirungen, ihre Premieren werden unermüdlich ausgewerthet. Für die Psychologie verkannter Größen, für die Anschauung Strindbergs, Shaws, Ibsens und Hofmannsthals geschah in diesen Heften viel; und die neuen Dichter, Eulenberg, Stucken, Paul Ernst, Freksa, Wilhelm von Scholz, Schmidtbonn, erhielten zum ersten Mal ihr gutes Recht. In die Werkstatt großer Schauspieler durften wir blicken, in Vers und Prosa gaben sich Zartheiten und schamhafte Tiefen von unübertrefflichem Reiz; geschriebene Portraits führender Genossen werden als schönste Zeitdokumente unseres neuen Theatersommers zurückbleiben.

Ich will nur drei aus Jacobsohns Paladinen erwähnen, nur darum, weil sie in beinahe jeder Nummer der Zeitschrift mit einem Beitrag vertreten sind: den klügsten, den feinsten, den besten. Ein intellektueller, ein artistischer, ein moralischer Faktor. Der intellektuelle heißt Willi Handl, schreibt fast nie ein dummes Wort (obwohl er das Wort oft entsetzlich auswalzt), veröffentlichte viele Artikel über wiener Theater, Dichter, Regisseure und Schauspieler, die reizvollsten, klügsten, die die „Schaubühne“ brachte. Aber der „feine“ (noch österreichischer) ist amusanter. Er heißt Alfred Polgar; spielt mit Weltkugeln und Dichterköpfen Fangball, scheinbar tändelnd, in Wahrheit Mensch, Mensch; viel ahnend, viel bezweifelnd, von dem Humor, der auf Gräbern blüht und dem nur ganz selten noch ein Bischen die Galle überläuft, ein Kulturdesperado mit der höchsten Tugend der Künstlerliteraten: psychologische Diskretion. Er ist der reifste. Aber der „beste“ heißt Julius Bab. In Dem brennt die Flamme des Ungemeinen. Er hat nicht die theoretische Intuition Handls, nicht die liebenswürdige Artistik Polgars. Er ist Gesinnungsfanatiker, Kämpfer, heimlicher Bluter, neues Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Und daneben steht die unheilbar ehrliche kritische Fanatik des Herausgebers.

Die Bemerkung, daß unser Leben Theater sei, auf dem Jeder sein Sprüchel aufsagt, bis nach Neun Alles aus ist, eine Schaubühne, auf der Jeder sein Publikum findet und Jeder Recht behält, so lange er gegenwärtig ist, und schon vergessen, wenn er hinter der bunten, wechselnden Wandelcoulisse schwand: diese Bemerkung berauscht ja nicht eben mit dem Duft besonderer Originalität. Denn vom Augustus, der sich sterben legte mit den Worten: „Applaudirt, die Komoedie ist zu Ende!“ bis auf Napoleon, der Talma fragt: „Nicht wahr, ich wäre auch ein guter Schauspieler geworden?“ hatte wohl Jeder, Fürst und Bauer, Narr wie Weiser, irgendwann einmal diese Erleuchtung des wundersamen Schaubühnen- und Spielcharakters dieser Welt. Und manchmal im härtesten Augenblick, wo Lebensangst Euch den Athem verschnürt (in der Klinik vor Operationen auf Tod und Leben, im Gerichtssaal vor der Urtheilsverkündigung, im Schulsaal vor dem Examen, an der Börse, im Cirkus, vor schwerem Lebensentscheid), kommt zu Euch die freie Zuversicht: Es ist ja gar nicht so wichtig angesichts der Sternenwelten! Es ist Schauspiel, das grausame, grauenhafte, fröhliche Menschengewimmel. All seine Roheit, Ungerechtigkeit, Bestialität, Quälerei: Alles ein Spiel. So liegt im Wesen des Lebens, daß von allen Künsten nur Theater das Menschliche erschöpfen kann.

Schon ahnen die Komoedianten, an wie vielen Welten sie Antheil haben, ahnt das Publikum: De te fabula narratur. Schon gesteht Manches stillste Stunde: „Wir spielen Alle, wer es weiß, ist klug.“ Und die „Schaubühne“ darf getrost ihr zweites Lustrum beginnen.

Hannover. Dr. Theodor Lessing.

Kreditprobleme.

Der geborene Risikoträger ist das Publikum": nach diesem Prinzip wird die „moderne Finanzpolitik gemacht. Die berühmte „Masse der Sparer" hat für die Bedürfnisse der Großfinanz aufzukommen. Wir hatten neulich die Freude, wieder einmal Anleihen aus Serbien und Bulgarien begrüßen zu können. Die Emission Bulgariens hat eine interessante Vorgeschichte. Ich sprach hier schon davon, daß die 100 Millionen Franken zunächst dem pariser Bulgarenkonsortium übertragen worden waren, der Auftrag aber zurückgezogen wurde, weil die französische Regirung die Kotirung des neuen Papiers an der pariser Börse nicht erlaubte. Grund: Mangel einer Sonderbürgschaft für die Anleihe. Bulgarien wandte dem ungalanten Franzosen schmollend den Rücken und ging an die schöne blaue Donau, wo eine Bankengruppe (Wiener Bankverein, Oesterreichische Länderbank, Anglo-Oesterreichische Bank) den Gast mit offenen Armen empfing. Allerdings war mit dem vollen Betrag von 100 Millionen nichts zu machen: die wiener Institute mußten sich auf höheren Befehl mit einer Theilsumme von 30 Millionen begnügen. Die Franzosen waren böse, weil ihnen die Bulgaren durch die Lappen gingen, trösteten sich jedoch, als ihnen „wohlwollende" Berücksichtigung beim nächsten Mal in Aussicht gestellt worden war. Allerdings wurde gleich hinzugefügt: „Besondere Sicherheiten giebts nicht." Ueber solche Kinderkrankheiten ist Bulgarien hinaus. Die berliner Haute Banque blieb im kühlen Hintergrund; die preußische Regirung war (im Einvernehmen mit den „maßgebenden Stellen" des Reiches) nicht für eine Betheiligung an dem Bulgarenpump. Fremde Staatsanleihen, denen keine Spezialgarantie gewährt sei, sollen die Landes- und Börsengrenzen nicht mehr überschreiten. Dieser avis aux directeurs genügte, um in den Chefkabinets der Behrenstraße die bulgarische Anleihe zu entmaterialisiren. Hamburg aber gehört zwar zum Deutschen Reich, doch nicht zu Preußen. Deshalb war das Bankhaus Gebrüder Schröder & Co. der Ansicht, was der berliner Finanz billig ist, sei den Hamburgern noch lange nicht recht, und legte die 4½ prozentige bulgarische Goldanleihe im Gesammtbetrag von 100 Millionen Franks zur Zeichnung auf. Im Prospekt wurde mitgetheilt, daß beim hamburgischen Senat der Antrag auf Zulassung zur Börse gestellt sei. Nachdem Preußen der hamburgischen Regirung offiziell die Ablehnung der Anleihe gemeldet hatte, konnte kaum vermuthet werden, daß die Hanseaten ihren Stolz in einer der preußischen entgegengesetzten Ansicht vom Werth der neuen Bulgaren suchen würden. Trotzdem fand die öffentliche Subskription guten Erfolg. Das Publikum hält die bulgarische Staatsrente, auch ohne besonderes Unterpfand, für sicher. Und die Hauptsache ist: Bulgarien hat der deutschen Industrie Aufträge zugesagt. Das ist ein ganz neues Moment bei der Beurtheilung ausländischer Staatspapiere. Wenn der fremde Geldsucher sich verpflichtet, der inländischen Geschäftswelt einen Theil des Erlöses seiner Anleihe zukommen zu lassen, ist die Schuldverschreibung der Aufnahme gewiß. Bei der neuen 4½ prozentigen serbischen Staatsanleihe haben die deutschen Institute verlangt, Serbien solle die deutsche Industrie bedenken. Das wurde versprochen. Gewehre und Eisenbahnmaterial sollen in Deutschland bestellt werden. Schön. Eine Hand wäscht die andere: „Geben wir Dir unser Geld, giebst Du uns Deine Aufträge." Aber die Sache ist nicht so einfach. Wer giebt das Geld? Zunächst die Banken, zuletzt das Publikum. Und den Letzten beißen, nach dem alten Börsensprichwort, die Hunde.

Die neuen Serben haben übrigens die bei den Bulgaren vermißte Sondergarantie: sie sind durch die sogenannten Monopoleinnahmen sichergestellt. Vergeßt nicht: die Thatsache, daß ein Staat einer fremden Industrie Aufträge verheißt, kann die Qualität seiner Anleihen nicht ändern. Bei Anleihen auf Gegenseitigkeit entsteht leicht eine Täuschung über den Werth der zu übernehmenden Schuldverschreibungen. Die Banken sind durch viele Fäden mit der Industrie verknüpft. Sie haben also ein Interesse an Bestellungen, die ihren Verbündeten Gewinn bringen. Sie haben zwei Ziele: den Gewinn aus dem Verkauf des fremden Staatspapieres und den Auftrag für die Industriegesellschaft. Da der Käufer der staatlichen Schuldverschreibung der letzte Geldgeber ist, so ist es in Wirklichkeit sein Geld, das auf dem Umweg über das fremde Staatspapier der Industrie zufließt. Das Anlagekapital in dieser Weise der Gesammtwirthschaft dienstbar zu machen, ist vielleicht ein nationalökonomisch richtiges Prinzip. Aber der Effektenhandel hat zu der Nationalökonomie doch nur recht lose Beziehungen und man kann dem Publikum nicht gut sagen: „Kaufe Serben und Bulgaren; denn Du nützest damit der Industrie Deines Landes." Heute giebts kaum noch eine ausländische Staatsrente (die Pensionäre des Council of foreign bondholders vielleicht ausgenommen), die Mühe hätte, die Gunst des Kapitals zu erlangen. Das Publikum steigt den fremden Anleihen nach; es steht im Bann ihrer Reize, die ihm verlockender scheinen als die zwar soliden, aber nicht eben glänzenden Eigenschaften der deutschen Fonds. Wenn nur die Opfer, die zu Gunsten der heimischen Industrie gebracht werden, sich immer lohnten! Wer garantirt dafür, daß der fremde Staat die Aufträge nicht nur giebt, sondern das Gelieferte auch bezahlt? Die Banken, die ihm das Geld spendiren, werden kaum in der Lage sein, die der Industrie zugedachten Summen zurückzuhalten.

Mit den Balkanstaaten ist das Arbeiten nicht einfach. Mir erzählte der Leiter einer der größten deutschen Lokomotivenfabriken, daß sie zwar, im Verkehr mit nicht ganz sicheren Auftraggebern, die Vorsicht gebrauchen, sich dreißig Prozent der Fakturensumme bei Abschluß des Geschäfts sicherstellen zu lassen, daß ihnen aber die Erlangung des Restbetrages fast stets Schwierigkeiten bereite. Mit der Bestellung allein ists nicht gethan. Und im Rechtswege kann der Gläubiger gegen den fremden Staat selten volle Genugthuung erhalten. Der Fall Hellfeld ist ein Beispiel für den Mangel an zuverlässigen Institutionen im Verkehr zwischen privaten Gläubigern und fremden Schuldnerstaaten. Das Problem der Schaffung eines brauchbaren Rechtes, das dem Privatmann die Sicherheit seines Anspruches garantirt, harrt noch der Lösung. Ein tüchtiger Kenner dieser Materie, Geheimrath Freund in Berlin, bemüht sich, mit Hilfe des Völkerrechtes den richtigen Weg zu weisen. Im Anschluß an die Vereinbarungen der zweiten haager Friedenskonferenz soll ein internationales Abkommen die Behandlung säumiger Schuldnerstaaten regeln. Eine Konvention, deren Organ ein internationaler Schiedsgerichtshof wäre. Deren Wirksamkeit aber von der gehorsamen Beugung unter ihre Bestimmungen abhinge. Wird Das möglich sein? Der Modus mit den Prämien für die Industrie spricht dagegen. Er zeigt, daß jedes Land Sondervortheile sucht. Bekommen die Fabriken ihre Aufträge, so wird der Pflock zurückgesteckt. Man ist dann weniger streng und läßt auch ein Papier passiren, das „besondere Kennzeichen" hat. Erhebend aber ist der Gedanke, daß die rechtlich nicht gesicherten ausländischen Staatsanleihen wenigstens mit „Bestellungen" garnirt werden. Unter Umständen verliert dabei das

Publikum doppelt: an der Anleihe und an der Dividende der geschädigten Industriegesellschaft. Theoretisch bleibt ihm der Trost, eine That gethan zu haben.

Zu solchen Thaten verhilft der misera plebs der künstlerische Ausbau des Kreditgeschäftes. Die Banken müssen sich nach neuen Modalitäten umsehen. Ihr Verhältniß zu allen Geld produzirenden Mächten wird immer inniger. Die Kontokorrent- und Depositenkonten schwellen zu grotesken Gebilden an; und das Aktienkapital wirkt, von den höchsten Gipfeln der Bilanz gesehen, wie ein unbedeutender Hügel. Und selbst die Erhöhung des Aktienkapitals ist der Dividende nicht immer dienlich. Die Bankleiter streben nach der Höhe und möchten sich das Klettern nicht durch den Ballast neuer Aktien erschweren. Trotzdem wird es wohl noch in diesem Jahr manche Kapitalsmehrung bei berliner Großbanken geben. Die sind nicht nur da, um Effektengeschäfte zu machen. Mit dem Wirthschaftkörper wachsen auch die Dimensionen des Kreditwesens. Merkwürdig, daß die ersten Schritte auf neuer Bahn nicht in Deutschland sondern im Lande des Doppeladlers gethan wurden. Von Oesterreich kam die Mode der Diskontirung von Buchforderungen zu uns; und dort sind auch zuerst Bankschuldverschreibungen aufgetaucht. Ueber die erste Art des Kreditgeschäftes sprach ich hier schon. In Deutschland machte die Deutsche Bank den Anfang; andere Institute folgten. Daß die neue Sache sich eingebürgert habe, hat man bis heute nicht gehört. Doch sie ist einmal da und wird (wie es so schön heißt) „ausgebaut“ werden. Wenn nicht eine jüngst vom Obersten Gerichtshof in Wien gefällte Entscheidung auf Deutschland abfärbt. Die deutschen Banken verlangen nicht immer eine formelle Cession bei der Verpfändung der Forderungen an sie, um den Geschäftsmann, der seine Außenstände zur Erlangung von Bankkredit lombardirt, nicht zu zwingen, seinen Schuldnern die Weitergabe der Forderungen anzuzeigen. Aus solcher Kenntniß würden leicht irrige Schlüsse auf die Solvenz des Verpfänders gezogen. Nur in Fällen, bei denen nicht absolut zuverlässige Vorbedingungen (ordnungmäßige Buchführung) angetroffen werden, wird die Benachrichtigung des Schuldners gefordert. In Oesterreich hat man sich gewöhnt, die Verpfändung der Forderungen nicht anzuzeigen. Dort ist diese Kreditart fast so verbreitet wie bei uns der Wechselkredit. Deshalb werden Wünsche, die erschwerend wirken könnten, vermieden. Dem durch Gewohnheit sanktionirten Brauch versetzt nun das höchste Gericht der Monarchie den Todesstoß; nach seinem Spruch ist die Verständigung des Schuldners für die Giltigkeit der Cession unentbehrlich. Dieses drakonische Urtheil kann Oesterreichs Kreditverkehr gefährlich werden. Man ist dort, im Gefühl der wirthschaftlichen Beschränktheit, in gewisse einfache Formen des Verkehrs hineingewachsen: die Sparkasse wird öfter gesucht als die Depositenkasse; und die Verpfändung von Außenständen wird dem Wechselkredit vorgezogen. Daß man in Deutschland die österreichische Institution nachahmte, geschah zur Förderung des gewerblichen Mittel- und Kleinbürgers, der, unter normalen Verhältnissen, in den Kontokorrenten der Großbanken kaum sichtbar wird. Bei uns sind die Ansprüche der Mittelschichten an den nationalen Geldschrank viel größer als in Oesterreich; und der Wechsel braucht keinen Ersatz, sondern nur eine Ergänzung. Er würde die Alleinherrschaft behalten, wenn die Bedingungen, unter denen die Diskontirung von Buchforderungen möglich wäre, erschwert würden.

Oesterreich hat nun auch die Bankschuldverschreibungen produzirt. Das ist eine Uebertragung des Prinzips der Hypothekenobligation auf den Mobiliarkredit.

Dort ruhen die Pfandbriefe auf Hypotheken, hier sollen den Schuldverschreibungen Forderungen an die Industrie, an Staat und Gemeinden als Unterlage dienen. Die Oesterreichische Kreditanstalt hat bei der Regirung beantragt, sie zur Ausgabe von Schuldverschreibungen bis zum Betrag des Aktienkapitals (120 Millionen Kronen) zu ermächtigen. Die Richtlinien der Kreditbanken vereinigen sich da mit der Trace der Pfandbriefinstitute; doch die Art der Betriebsleitung ist bei den beiden Gruppen der Kreditgeber sehr verschieden. Warum sollen die Effekten- und Depositenbanken keine Obligationen ausgeben? Sicher sind sie, im Ganzen, auch; und 4 bis 5 Prozent Zinsen im Jahr belasten die Rentablität nicht so schwer wie 10 bis 12 Prozent Dividenden auf ein erhöhtes Aktienkapital. Wenn eine Bank ihre Betriebsfonds durch die Ausgabe neuer Aktien erweitert, so gefährdet sie natürlich die Dividende. Im Prinzip wenigstens. Treten Obligationen an die Stelle der Aktien, so ist zwar ein bestimmter Betrag für den Zinsendienst in Rechnung zu zu stellen; aber die Nothwendigkeit, mehr Geld zur Vertheilung bereit zu halten, fällt weg. Die Frage nach der Sicherheit ist nicht ganz leicht zu beantworten. Für die Güte der Obligationen bürgt der Name der Bank und die Qualität des Unterpfandes. Danach ergeben sich die Abstufungen des Urtheils von selbst. Wenn Forderungen an den Staat oder an große Gemeinden als Unterlage dienen, kann man die Schuldverschreibungen pupillarisch sicher nennen. Anders ist es bei industriellen Krediten. Die sind niemals ganz sicher; trotzdem werden die Bankobligationen auch in solchem Fall den industriellen Schuldverschreibungen im Range voranstehen, weil sie doppelte Bürgschaft besitzen: die Bank und die Forderung. Das Publikum kauft die Obligation und diskontirt damit der Bank ihre Buchforderungen. Eine Umkehrung der Formel zu dem selben Zweck, den wir bei den Anleihen auf Gegenseitigkeit fanden: das außerhalb der Centralreservoire ruhende Geld wird auf indirektem Weg der Wirthschaft und dem Kredit dienstbar gemacht. Die Findigkeit, mit der die Banken Geldquellen entdecken und anbohren, zwingt immer wieder zu Bewunderung. Ob sich die Bankobligation auch in Deutschland einbürgern wird? Zwei Umstände stemmen sich ihr entgegen: die Vermehrung der Konkurrenz unter den festverzinslichen Papieren und die Verschärfung der öffentlichen Aufsicht bei den Depositenbanken. In Oesterreich kontrolirt der Staat diese Institute ungefähr so wie in Deutschland die Hypothekenbanken. Da passen die Obligationen also ins Milieu. In Deutschland bekämen wir neue Vorschriften; wenn die Banken erst einmal Schuldverschreibungen ausgeben, müssen sie sich auch den Herrn Fiskal als Treuhänder gefallen lassen. Eine solche Aufsicht könnte die Freiheit der Finanz beeinträchtigen: eine Kontrole zieht die andere nach sich und dann liegt man mit einem Mal fest und kann nicht mehr athmen. Deshalb werden die berliner Bankdirektoren sichs wohl zweimal überlegen, ehe sie den Spuren der Oesterreichischen Kreditanstalt folgen. Und die deutschen Staatspapiere würden durch einen Zuwachs an Konkurrenz nicht gefördert; sie leiden ohnehin schon unter der Zahl der Rivalen. Auch dieses Moment spricht nicht für die Verpflanzung der Bankobligation auf reichsdeutsches Gebiet. Und wer auf die im Jahr 1910 von berliner Banken gezahlten Dividenden blickt, begreift schnell, daß die Aufspürung eines Ersatzes für Bankaktien in einer Zeit so behaglicher Fülle sicher nicht zu den unabweisbaren Bedürfnissen gehört. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. März 1910.

Gegen Darwin.

Der Haß unserer Modernen gegen die Bibel war ursprünglich Haß gegen die Klerisei. Die hat ja mancherlei Samen ausgestreut, von dem sie nichts Anderes als Haß ernten konnte. Doch wirkt bei der antiklerikalen Strömung auch, unabhängig von Verschuldungen des Klerus, das aus verschiedenen Motiven entsprungene Streben mit, Gott zu eliminiren. Jedenfalls ist es ein ungesunder Zustand, wenn die Macher der Oeffentlichen Meinung Fragen der Politik und der Wissenschaft nicht nach politischen und wissenschaftlichen Gründen entscheiden, sondern danach, mit welcher Entscheidung man Christenthum und Kirche am Meisten schädigen und die „Pfaffen" recht empfindlich kränken könne. In den Laienbetrachtungen über unsere Strafrechtspflege (sie sind bei Grunow erschienen) habe ich mit Entrüstung konstatirt, daß seit 1866 das Solidaritätgefühl, das bis dahin die Völker Europas zu einer Familie verbunden und in jedem Lande die Theilnahme für das Schicksal der Bewohner der anderen Länder wach erhalten habe, gänzlich geschwunden zu sein scheine. Als Beweis führte ich an, daß die sonst so geschwätzigen, nach Sensationen lüsternen, nach jeder Lumperei und jeder Moritat haschenden Zeitungen nichts oder fast nichts zu sagen wüßten über Dinge, die mich mit Entrüstung erfüllten, wie über das durch den Geiz des Besitzers verursachte furchtbare Massenunglück im karwiner Kohlenrevier und über die grausame Unterdrückung der sizilianischen Hungerrevolten und die Monstreprozesse, bei denen von Kriegsgerichten zusammen 4669 Jahre und 3 Monate Zuchthaus verhängt wurden. Die Verbrechen der Verurtheilten waren nur Verzweiflungthaten aus Noth; und einige edle Männer wurden zu zwanzigjährigem Zuchthaus verurtheilt, weil sie mit Reden für die Leidenden eingetreten waren oder ihnen durch eine Gewerkschaftorganisation zu helfen gesucht hatten. Später hätte ich das Selbe sagen können über die brutale

Unterdrückung der ungarischen Agrarstrikes seit 1897; im Jahr 1905 saßen einmal 2000 Personen in Gefängnissen. (Jaray: La Question sociale en Hongrie.) Das Kapital erlaubte seinen Tintenkulis nicht, gefährliche Sympathien zu erwecken; auch hatten sich die zuletzt genannten beiden Gewaltakte im „liberalen“ Italien unter dem „liberalen“ Crispi und in dem nicht minder „liberalen“ Ungarn ereignet. In den „liberalen“ und „demokratischen“ Vereinigten Staaten war 1886 Etwas geschehen, das mich keineswegs entrüstete, das aber in diesen Tagen interessirt, weil es genau das Selbe war, was die Hinrichtung Ferrers sein würde, wenn dieser Mann am Aufstand von Barcelona unbetheiligt gewesen und nur seiner anarchistischen Propaganda wegen erschossen worden wäre. Am vierten Mai 1886 kam es in Chicago zu einem Zusammenstoß der Polizei mit den dort mächtig gewordenen Anarchisten. Eine Bombe platzte und tötete einige Polizeibeamte; sechzig wurden verwundet. (In Spanien sind in den letzten Jahren viel mehr Menschen den Anarchisten zu Opfern gefallen). Der Bombenwerfer blieb unentdeckt, aber vier Anarchisten wurden hingerichtet (gehenkt, wenn ich nicht irre); weil sie Anarchisten waren. Der Anarchismus wurde erdrückt und erstickt: und das europäische Kapital, auch der Theil, dem die Presse gehört, konnte wieder ruhig schlafen. Eine Ausnahme gab es von der allgemeinen Unempfindlichkeit: waren „Pfaffen“ im Spiel, dann durfte, dann mußte die internationale Sympathie sich regen. Dem Papst gegenüber galt nicht der als heilig proklamirte Grundsatz der Nichtintervention (geschah ihm recht; hatte er dieses Prinzip doch selbst verworfen, weil er den Beistand zweier katholischen Staaten gegen seine eigenen Unterthanen brauchte); die Großmächte gaben ihm gute Rathschläge und ermahnten ihn, seine Unterthanen besser zu regiren. Am zweiundzwanzigsten Oktober 1867 wurde in Rom eine Kaserne in die Luft gesprengt, wobei 27 päpstliche Soldaten umkamen. Zehn von den Thätern wurden zu Gefängnißstrafen von zehn bis zwanzig Jahren, zwei zu lebenslänglicher Galeerenstrafe und zwei, Monti und Tognetti, zum Tod verurtheilt. Von den italienischen Patrioten wurden die beiden Verurtheilten als Märtyrer gefeiert und wurde ihre Verurtheilung unmenschlich genannt. Im Parlament sprach der Minister Menabrea seine Mißbilligung (nicht des Attentats, sondern) der Verurtheilung aus; und die Kammer schloß sich ihm an. Diplomatische Intervention verhinderte die Hinrichtung von Monti und Tognetti.

Die Beiden waren allerdings nicht Anarchisten, Feinde jeder bürgerlichen Ordnung, sondern nur politische Verbrecher gegen eine einzelne bestimmte Regirung. Sei es nun, daß die Sorge unserer heutigen Liberalen um ihre Mandate, die sie schon vom Manchesterthum zur Sozialpolitik bekehrt hat, den „Großblock“ der Linken noch über Bebel hinaus bis auf Mosts Nachfolger auszudehnen räth oder daß der Haß gegen Alles, was katholisch heißt, den letzten

Rest von Besinnung geraubt hat: im Ferrerrummel war dieses Widernatürliche, der Bund des Börsenkapitals mit dem Anarchismus, Ereigniß geworden. Die Geschichte ist in Spanien passirt und Ferrer, von dem wir ja sonst nichts wissen, ist ein Antiklerikaler: ergo ist dieser Ferrer ein edler, ein großer Mann; ergo ist seine Verurtheilung ein Justizmord; ergo sind die Jesuiten seine Mörder; ergo haben die Regirungen der Kulturstaaten gegen die spanische Pfaffenwirthschaft einzuschreiten! Dieser brillante Kettenschluß lag dem Ferrerrummel zu Grunde. Doch Das ist hier ja zur Genüge erörtert worden. Ich möchte mir nur eine kleine Ergänzung erlauben: eine Vermuthung über die Motive der pariser Drahtzieher, die den europäischen Rummel inszenirt haben. Das französische Großkapital hat den Feldzug der Jakobiner gegen die Kirche unterstützt, weil man so die stürmisch fordernden Arbeiter mit der Ausrede: „Zuerst müssen wir die Republik vor der klerikalen Gefahr sichern", vertrösten konnte. Die Jakobiner haben nun (wie ich schon in dem soeben als dreißigstes Bändchen von Dr. Martin Bubers „Gesellschaft" erschienenen Büchlein „Die Partei" gesagt habe), zu sehr gesiegt: die französische Kirche liegt zerschmettert am Boden. Rhodus ist da und die Blockleute sollen tanzen. Altersversicherung der Arbeiter und Einkommensteuer liegen dem Senat vor. In dieser Klemme hat man nach einem Strohhalm gegriffen und zu einiger Ablenkung der Arbeitergemüther von dem nun schon aus nächster Nähe winkenden Ziele die Wuth gegen die Klerikalen aufs Neue entfacht: gegen die Klerikalen in Spanien. Am deutschen Rummel war Zweierlei recht spaßhaft: der Ritt des Don Quijote, der sich Goethebund nennt*) (da jeder Zukunftleser seinen Goethe kennt, brauche ich nicht zu sagen, worin das Komische liegt); und zweitens die Thatsache, daß die feurig beredte Ferrerpresse gerade von dem Augenblick an stumm wurde, wo sie Stoff zum Reden bekam: durch die Veröffentlichung der Prozeßakten; bis dahin hatte sie substantiellen Stoff nicht gehabt. Es sind Weltblätter darunter, denen es auf ein paar tausend Mark für Kabeltelegramme nicht ankommt, wenn irgendwo überm Großen Wasser ein interessantes Schriftstück erschienen ist. Diesmal ließen sie den hohen Aktenstoß unangeblättert.

Und da wir eben von Spanien reden, fällt mir eine Probe der Naivetät ein, mit der die liberal-protestantische fable convenue über Spanien auch von ganz tüchtigen Denkern unbesehen angenommen wird. Heinrich Driesmanns ist kein Fanatiker des Antiklerikalismus; seine Tendenz ist das Arierthum; aber er ist überhaupt nicht tendenziös im schlimmen Sinn des Wortes: er

*) Und (möchte der Herausgeber hier einschalten) dessen Macher bewiesen, daß sie nicht mal Schillers Carlos kennen: denn sie behaupteten dreist, Posa werde erschossen, weil er Gedankenfreiheit gefordert habe. Für Leute, die sich selbst mit schlichtem Stolz „Die Intellektuellen" nennen, eine ansehnliche Leistung. Vielleicht entschließt sich Herr Fulda, künftig die Klassiker zu lesen, ehe er sie citirt.

meint es ehrlich und forscht ehrlich. Trotzdem sagt er (in „Rasse und Milieu") mit Beziehung auf die Rassereinigung durch die Inquisition leichtherzig hin: „Von Ferdinand und Isabella inaugurirt und sanktionirt, wurde diese Rassereinigung und Rasseneuprägung von Philipp dem Zweiten vollendet, der seinem Lande damit die Ruhe, nämlich die Ruhe des Kirchhofs, wiedergab, unter dem seine Kulturblüthe begraben lag mit den hingemordeten, im wahren Sinn des Wortes besten, frei- und großzügigen Geistern. Eine Kultur, die sich an die Namen Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Murillo knüpfte! Seit jenen Tagen gab es bis auf die neuere Zeit in Spanien keine in diesem Sinn beachtenswerthe Menschenerscheinung mehr." Hätte Driesmans, nachdem er Das geschrieben, an die Chronologie gedacht, die er ohne Zweifel im Kopf hat, so würde er diese schöne Floskel erröthend gestrichen haben. Im Jahr 1481 wurde das Inquisitiontribunal zu Sevilla eröffnet; Arbues ist 1485 ermordet worden, Torquemada 1498, Philipp II. 1598 gestorben. 1492 hat Columbus Amerika entdeckt und beginnt das Zeitalter der spanischen Konquistadoren, die ja freilich keine fleckenlosen Tugendbolde, aber Kraftmenschen gewesen sind, einzelne, wie Cortez, von bewundernswerther Größe. Die Thätigkeit der Inquisition, die Begründung des amerikanischen Riesenreiches und der Aufstieg Spaniens zur europäischen Großmacht laufen parallel. Der letzte war unnatürlich, nur durch die habsburgische Personalunion mit Oesterreich und Burgund gegeben. Die geographische Lage verwehrt den Spaniern die führende Rolle in Europa; aber die ihnen durch einen Glücks- oder Unglücksfall vorübergehend zugetheilte haben sie bis tief ins siebenzehnte Jahrhundert hinein diplomatisch und militärisch nicht schlecht gespielt. Was dann die Geistesheroen betrifft, so hat Lope de Vega von 1562 bis 1635, Calderon von 1600 bis 1681, Murillo von 1618 bis 1682 gelebt, Cervantes seinen unsterblichen Ritter von der Traurigen Gestalt in den Jahren 1605 und 1615 veröffentlicht. Auch die Blüthe der spanischen Literatur und Kunst fällt mit der Wirksamkeit der Inquisition zusammen, hat sogar erst begonnen, nachdem das furchtbare Institut seine Hauptarbeit vollbracht hatte. Und um sie zu würdigen, muß man bedenken, daß Lope de Vega der Schöpfer nicht blos des spanischen, sondern des europäischen Dramas überhaupt gewesen ist, daß es vor ihm seit den großen Griechen Etwas, das diesen Namen verdient, in Europa nicht gegeben hat und daß Calderon, der Vollender des spanischen Dramas, der Zeitgenosse Shakespeares war (wie Lope der von Marlowe: nur mit England hat sich Spanien in den Ruhm der Dramenschöpfung zu theilen). Moriz Repp zählt im „Spanischen Theater" außer Lope, Calderon und Gabriel Tellez sieben Dramendichter auf, die der goldenen, und zwanzig, die der silbernen Zeit des spanischen Dramas angehören. Der Grundcharakter der meisten Stücke ist gleich dem des Don Quijote ausgelassene, urwüchsige Heiterkeit; es ist sehr lustig

zugegangen auf dem Kirchhof, auf dem die angeblich begrabenen Großgeister (als Günstlinge des Hofes) getanzt haben. Es ist der selbe Geist ritterlicher Romantik, der die Maurenbezwinger, die Konquistadoren, die großen Dichter, Maler und Baumeister, die asketischen Heiligen und die Inquisition erzeugt hat. Das hat ja Driesmans richtig erkannt, daß die Inquisition als ein Mittel der Rassenreinigung gedacht und darum durchaus volksthümlich war; ein Mittel, das natürlich nach unserem heutigen sittlichen Empfinden nicht einmal entschuldigt, geschweige denn gerechtfertigt werden kann. Sollten aber diesem Reinigungprozeß auch reinblütige Spanier, als Ketzer, in größerer Anzahl zum Opfer gefallen sein (was sich schwer ermitteln läßt), so würde auch Dies durchaus dem Volksgeist entsprochen haben. Der ist der rationalistischen Kritik und dem Skeptizismus durchaus abgeneigt, als einem Element der Zersetzung und Schwächung, das sowohl die kriegerische Energie wie die poetische und künstlerische Schöpferkraft lähmt; Ausscheidung dieses (vom spanischen Standgunkt aus betrachtet) giftigen Stoffes war demnach eine Nothwendigkeit für die Entfaltung sowohl der politischen Expansion als des poetischen und Künstlergenies. Im Zeitalter der exakten Wissenschaft, der Maschinentechnik und des Geldgeschäfts, wo auch der Krieg zu einer Maschinen- und Finanzarbeit geworden ist, kann das ritterliche Spanien keine große politische Rolle mehr spielen. Das liegt in seiner Natur. Aber es ist deshalb noch nicht überflüssig. Die Völker haben verschiede Aufgaben im Haushalte der Menschheit. Die Spanier gehören mit den Iren zu den Nationen, die durch Pflege der Phantasie den modernen Menschen vor dem ihm drohenden Schicksal, in eine Arbeit- und Rechenmaschine verwandelt zu werden, bewahren und ihm das verlorene gesunde Lachen wiedergeben sollen. Die wenig sentimentale Rechtspflege strebt im Sinn der Mehrzahl der Spanier, den eingedrungenen Geist des französischen Rationalismus wieder auszuscheiden, und dieser Geist selbst ist im Spanier, dessen er sich bemächtigt, auf spanische Weise thätig: temperamentvoll bis zum Fanatismus und frei von Sentimentalität. Wird Spanien seine Eigenart behaupten können gegen den kapitalistischen Industrialismus, der bis ins innerste Afrikas hinein jeden Erdenwinkel ergreift? Vorläufig wird es durch sein Widerstreben gegen jenen Weltbeherrscher in schreckliche Verlegenheiten verwickelt, unter denen die finanziellen nicht die kleinsten sind. Der Hidalgo hat kein Geld für die Kulturzwecke, die ihm vom modernen Leben aufgezwungen werden, etwa für Volksschulen; exotische Goldgruben besitzt er nicht mehr, und sich mit industrieller Arbeit und kaufmännischer Spekulation Geld zu verdienen, widerstrebt seiner Natur. Das versteht er nicht.

Zu den weniger lustigen Aufgaben, die den nordischen Nationen zugefallen sind, gehört der Ausbau der Naturwissenschaften. Dabei mußten sie in Konflikt mit der Kirche gerathen, die sich anmaßte, den Forschern Grenzen

zu stecken, auch mit ihrer Wunderlehre den Volksaberglauben begünstigte und so die Verbreitung der richtigen Naturerkenntniß hemmte. Doch muß hervorgehoben werden, daß es in den exakten Wissenschaften, in denen also, die durch Schöpfung der modernen Technik die Welt umgestaltet haben, bei dem einen Prozeß Galilei geblieben ist, nach dem dann keine Konflikte mehr vorgekommen sind. Die Kirche hatte, nachdem einmal das kopernikanische System anerkannt war, keine Veranlassung mehr, gegen Forschungen mißtrauisch zu sein, die kein Dogma berührten; und die Physiker, die Chemiker hatten Nützlicheres zu thun, als sich mit den Theologen um Weltanschauungfragen zu streiten; ganz wenige Unbedeutende abgerechnet, ist Keiner als Gegner des Christenthumes öffentlich aufgetreten und Wanderapostel des Atheismus sind aus ihren Reihen nicht hervorgegangen. Von den Astronomen sind gerade die größten fromme Bewunderer der Allmacht und Weisheit des Schöpfers gewesen; Laplace steht mit seiner Antwort auf Napoleons Frage nach dem Schöpfer: „Je n'ai pas besoin de cette hypothèse“ allein. Die Antwort war übereilt, wie wir aus Höflichkeit gegen den großen Forscher es nennen wollen, weil die Physiker wissen und offen bekennen, daß Schwerkraft und Gravitation weiter nichts sind als Namen für die unbekannte Ursache völlig räthselhafter und unerklärbarer Gruppen von Erscheinungen, darum den Schöpfer nicht überflüssig machen können. Es sind die inexakten Wissenschaften, in denen die Phantasie das fehlende Thatsachenmaterial ergänzen muß und sehr viele vermeintliche Ergebnisse immer streitig bleiben: namentlich die historischen Wissenschaften und die Biologie, die im neunzehnten Jahrhundert, nachdem die Kirche ihre frühere Macht, der Forschung Fesseln anzulegen, längst eingebüßt hatte, den großen Kampf zwischen Glauben und Wissen entfesselt haben. Der Biologie nun sind die Feindschaft gegen die Kirche und die atheistische Hypothese (der Atheismus ist ganz eben so eine Hypothese wie, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen, die Annahme eines persönlichen oder unpersönlichen Schöpfers) in zweifacher Weise förderlich gewesen. Wer an Gott glaubt, kann sich leicht (obwohl Das nicht nothwendig ist und auch durchaus nicht immer geschieht) versucht fühlen, überall, bei jedem Naturereigniß, dessen Ursache er nicht kennt, zur causa prima seine Zuflucht zu nehmen, statt nach den causae secundae zu suchen, und diese Gefahr wird durch den Umstand vervielfacht, daß die Kirchenlehre als causae secundae auch solche anerkennt, von denen uns die Naturwissenschaft erlöst: gute und böse Geister. (In den kirchgläubigen Kreisen Deutschlands spielen sie übrigens heute nur noch theoretisch eine Rolle; praktisch richtet der Geisterglaube, als Spiritismus, hauptsächlich in den unkirchlichen Kreisen der Reichshauptstadt und des hellen Sachsens Unheil an.) Dann aber befeuert die Hoffnung, den Glauben an Gott widerlegen und dadurch die Kirche vernichten zu können, den Forschungeifer. Diese Hoffnung war es,

die in den weitesten, zum großen Theil höchst unwissenschaftlichen Kreisen die stürmische Begeisterung für Darwin hervorrief und Millionen mit dem felsenfesten Glauben an seine Unfehlbarkeit erfüllte. Diese Hoffnung und dieser Glaube sind Illusionen. Der philosophisch gebildete Physiker weiß es: alle Naturwissenschaft ist nichts als Beschreibung; Beschreibung von Dingen und Beschreibung von Vorgängen, Aufdeckung von Kausalreihen. Eine Erklärung, die uns in den Stand setzte, diese Vorgänge zu begreifen, giebt es nicht. Was Einer begreift, Das kann er auch machen. Wer die Konstruktion einer Maschine durchschaut hat, Der kann sie auch bauen, vorausgesetzt, daß er die dazu erforderliche Handfertigkeit besitzt und sich die Materialien und Werkzeuge zu verschaffen vermag. Mikroskop und Experiment mögen uns die wundervollsten, entzückendsten Schauspiele sehen lassen und tausend Geheimnisse enthüllen: dem Geheimniß des Daseins bringen sie uns um keinen Schritt näher. Wie es zugeht, daß überhaupt Etwas da ist, daß die Dinge so sind, wie sie sind, und nicht anders, woher sie kommen, wie sie entstanden sind: davon wissen wir (aus Wissenschaft) nichts, rein gar nichts; und werden auf wissenschaftlichem Weg niemals Etwas davon erfahren. Man kann auf Erklärung verzichten, kann sein metaphysisches Bedürfniß unterdrücken, kann, als Phänomenalist, sich auf die Beschreibung der Erscheinungen beschränken, ohne nach dem Woher und Wohin zu fragen, wie Nietzsche auf seine Art versucht hat und Wilhelm Ostwald auf seine andere Weise versucht. Das ist ein berechtigter Standpunkt. Aber will man eine Welterklärung, dann kommt man um eine geistige, planvoll gestaltende Schöpfermacht nicht herum, mag man sich die nun als Theist bewußt oder mit Schelling, Hegel und Hartmann unbewußt denken. Ins Reich der Mütter, aus dem das Dasein quillt, führt den Verstand nicht die exakte Wissenschaft, sondern die philosophische Hypothese. Dem Gemüth hilft der religiöse Glaube hinein, der im Gebildeten mit der philosophischen Hypothese zu verschmelzen pflegt. Also die Welterklärung ist eine Illusion; und durch die Illusion, die Entstehung der Organismen lasse sich natürlich erklären, die Forscher zu fieberhafter Thätigkeit angespornt zu haben, ist das eine der Verdienste, das sich Darwin ohne Absicht und wider Willen (denn er wollte mit Welterklärungtheorien und Glaubensfeindschaft nichts zu schaffen haben) erworben hat. Das andere besteht darin, daß er den Biologen ein Arbeitprogramm entworfen hat. In seiner Theorie wirken Variabilität, Vererbung, Anpassung, Kampf ums Dasein zusammen; Das sind also die Erscheinungen, denen zur festeren Begründung der Hypothese nachgespürt werden mußte, und in diesem Nachspüren haben denn auch die Forscher mit unermüdlichem Bienenfleiß eine unübersehbare Fülle der interessantesten Thatsachen entdeckt.

Aber die Theorie, die durch diese Thatsachen gestützt werden sollte, ist unter ihrer Wucht zusammengebrochen. Langsamer, als es von Rechtes wegen

hätte geschehen müssen. Was die Forschung eine Weile gefördert hatte, wurde Hemmniß. Die Feindschaft gegen Religion und Kirche machte den Forschern und ihren nach Millionen zählenden Gläubigen die darwinische Hypothese so theuer, daß sie für Alles, was dagegen sprach, blind waren. Hartmanns Kritik des Darwinismus (Wahrheit und Irrthum im Darwinismus, 1875) wurde totgeschwiegen. Diese beste und werthvollste Arbeit des naturwissenschaftlich durchgebildeten Philosophen ist bis heute so unbekannt geblieben, daß sie weder in Herders Konversationlexikon noch in dem (sechsbändigen) „kleinen" Meyer angeführt wird. Und als dann die Zahl der gefundenen Thatsachen, die gegen Darwin sprechen, und die Zahl der von Darwin abweichenden Theorien so groß wurde, daß in der Fachliteratur die „Krisis des Darwinismus" nicht mehr geleugnet werden konnte, suchte die der darwinischen Schule dienende Presse wenigstens dem Laienpublikum diese Lage der Dinge zu verbergen. Seit einigen Jahren jedoch arbeiten die Botaniker Johannes Reinke und Eberhard Dennert und einige im Keplerbund vereinigte Fachmänner planmäßig an der Aufklärung des Publikums über die darwinischen Vorurtheile, so daß sich die Jünger Darwins veranlaßt sehen, zur Rettung Dessen, was sie für das Wesentliche erklären, der Deszendenzlehre, eine Anzahl einzelner Ansichten Darwins preiszugeben, so Rudolf Goldscheid in seiner Schrift „Darwin als Lebenselement unserer modernen Kultur". Dieser will namentlich den Malthusianismus aus dem Darwinismus ausgeschieden wissen (Malthus ist es bekanntlich gewesen, von dem Darwin seine Grundidee empfangen hat), denn durch jenen werde dieser zu einer Gefahr für Sittlichkeit und Kultur (weil er die inhumane Lehre bekannter Rassentheoretiker stützt: das die Minderwerthigen vernichtende Elend sei der von der Natur gewollte Ausleseprozeß, in den der Staat nicht durch sozialpolitische Maßregeln störend eingreifen dürfe). Aber was bleibt denn vom Darwinismus übrig, wenn man seinen Lebensnerv tötet? Das ist der Malthusianismus. Nach der Eliminirung eines Gottes, der Lebenskeime mit bestimmten Anlagen schafft, bleibt als einzige Triebkraft für Höherentwickelung nur der Mangel an Nahrung und sonstigen Lebensbedingungen übrig, der, während er die schlechteren Exemplare einer Gattung vernichtet, die besseren zu dem Versuch veranlaßt, sich durch Anpassung ans Milieu zu behaupten. Ob freilich der Zwang von außen einem Organismus die Fähigkeit verleiht, sich durch Anschaffung neuer Organe zu vervollkommnen, zu einer höheren Organisationstufe fortzuschreiten, ob ein solcher Fortschritt wirklich das geeignete Mittel sein würde, sich im Kampf ums Dasein zu behaupten (Ungeziefer kommt viel leichter fort als hoch organisirte Nutzthiere und im Thierreich, Pflanzenreich, Menschenreich sind gar oft die schlechtesten Exemplare die dem Milieu und verschlechterten Lebensbedingungen am Besten angepaßten): Das eben sind die großen Fragen. Ein Praktiker beleuchtet sie mit dem folgenden drastischen

Vorschlag: „Möge man doch einmal das Malthusische Gesetz und den Kampf ums Dasein als Zuchtfaktoren benutzen, also, zum Beispiel, hundert Schweine beiderlei Geschlechts, und zwar möglichst gleich gute Schweine, auf ein Feld zusammensperren, ihnen immer nur Futter für fünfzig geben, sie im Uebrigen sich selbst überlassen und so einen Existenzkampf organisiren, der dem natürlichen ähnelt. Wird irgendein vernünftiger Mensch glauben, daß auf diesem Weg eine Verbesserung der Heerde erzielt werden kann?"

Der Das schreibt, ist ein Graf Arnim-Schlagenthin. Er ist selbst Darwinianer gewesen, hat sich aber durch langjährige praktische Thätigkeit in der Land- und Forstwirthschaft und Gärtnerei von der Unhaltbarkeit der darwinischen Theorie überzeugt und berichtet über seine Erfahrungen und Experimente in der (bei Paul Parey in Berlin erschienenen) Schrift: „Der Kampf ums Dasein und züchterische Erfahrung." Wenn ich ein umfangreiches oder schwerverständliches Werk zu besprechen habe, von dem feststeht, daß es außerhalb der Fachkreise gar nicht oder nur von Wenigen gelesen werden wird, dann pflege ich, damit auch die Laien Etwas davon profitiren, den Hauptinhalt mitzutheilen. Bei Schriften von der Art der vorliegenden thue ichs grundsätzlich nicht. Das Büchlein ist nur 108 Seiten stark und allgemein verständlich geschrieben. Jeder kann sichs kaufen, Jeder kann es in ein paar Feierabendstunden lesen; und Jeder, der noch im darwinischen Vorurtheil befangen ist, soll Das thun. Nur das Hauptergebniß sei kurz angegeben. Der Thier- und Pflanzenzüchter liest aus den ihm zur Verfügung stehenden Exemplaren die besten (die für seine Zwecke tauglichsten) heraus, läßt nur sie zur Begattung zu, schließt die übrigen davon aus und bereitet jenen die zuträglichsten Lebensbedingungen. Auf diese Weise gelingt es ihm, ein Rasse mehr als mittelguter Exemplare zu züchten, auch durch Kreuzung gute Eigenschaften, die in der Natur nur getrennt vorkommen, zu kombiniren. Wie lange sich ein so gezüchteter guter Schlag erhält? Das hängt von der Sorgfalt des Züchters ab, der die angewandte Methode unausgesetzt weiter anwenden muß. Ueberläßt er die Heerde oder die Getreidesorte sich selbst, so sinkt sie auf die Stufe des gewöhnlichen Mittelgutes zurück. In der freien Natur geschieht nun von Allem, was der Züchter thut, das Gegentheil, so daß zufällig besser gerathene Exemplare wenig oder gar keine Aussicht haben, ihre guten Eigenschaften durch mehrere Generationen fortzupflanzen: die Mittelmäßigkeit bleibt herrschend. Mag nun aber auch durch Kreuzung oder durch Versetzung an einen anderen Standort, in einen anderen Boden oder durch Mutation eine neue Spielart entstehen (De Vries hat gezeigt, daß Unterarten, die neue Eigenschaften haben, nicht, wie die Darwinianer meinen, durch Summirung unmerklicher Abweichungen im Verlauf längerer Zeiträume allmählich, sondern durch ein plötzliche Aenderung, die er Mutation nennt, entstehen), so ist Das doch noch kein Fortschritt zu einer

höheren Organisationstufe. Noch ist kein Fall bekannt, wo ein Thier, eine Pflanze, ein neues inneres oder äußeres Organ erworben hätte, also aus einem einfacheren ein komplizirterer Organismus geworden wäre. (Wenn man „Vervollkommnung“ oder „Höherentwickelung“ sagt, meint man Fortschritt vom Einfacheren zum Komplizirteren. In Wirklichkeit ist jedes organische Wesen in seiner Art vollkommen und das sogenannte einfachste, das nur aus einer Zelle besteht, schon ein komplizirtes Wesen, dessen wunderbarer Bau bisher aller Bemühungen, ihn zu ergründen, gespottet hat.) Obwohl dem Züchter in wenigen Jahren Rasseverbesserungen gelingen, welche die Natur in Jahrtausenden nicht erreicht, hat er mit allen unzähligen hühnerähnlichen Spielarten von Tauben, deren er sich rühmen kann, noch nie aus Tauben wirkliche Hühner gezüchtet. Welche Zeiträume (die Darwinianer sind freigiebig mit Jahrmillionen, aber hier genügen nicht einmal Billionen und Trillionen) würden dazu gehören, durch Summirung zufällig entstandener und durch den Ausleseprozeß erhalten gebliebener unmerklicher Abweichungen die Monere zur Biene, zum Schmetterling, zum Paradiesvogel, zum Elephanten, zum Menschen emporzuzüchten! Aber der Fall, daß neue Organe erworben würden, kommt, wie gesagt, gar nicht vor. Jedes organische Wesen bildet nur die Organe aus, zu denen es die ererbte Anlage in sich trägt; von außen, durch mechanische Anstöße und Anpassung an solche, wird keine Anlage erworben. „Hat man die Wahl zwischen der heutigen Deszendenztheorie oder der Annahme, daß mit hochorganisirten Zellen, welche die Anlage zur höchsten Entwickelung bereits in sich tragen, oder endlich der Annahme, daß das organische Leben mit fertigen Arten begann, wie es in der reizenden Schöpfungsgeschichte der Bibel beschrieben wird, so kann eigentlich die Wahl nicht schwer fallen. Die erste steht mit aller praktischer Erfahrung und aller Logik (ich würde lieber sagen: Vernunft) in Widerspruch; sie basirt nicht auf Experimenten und auf Beobachtung am lebenden Organismus, sondern auf überaus kühner Interpretation sehr weniger prähistorischer, meist schlecht erhaltener Funde und auf Annahmen, die jeder Wahrscheinlichkeit entbehren; die beiden letzten stehen mit Dem, was wir über die Organismenwelt wissen, nicht im Widerspruch, vor Allem nicht mit der praktischen Erfahrung. Wir verfügen nur über die eine Erfahrung, daß thatsächlich alle lebenden Organismen nur aus Organismen des gleichen Typus sich bilden.“

Hans Driesch, ein Freund und Mitarbeiter Dohrns, des Gründers und ersten Leiters der Zoologischen Station in Neapel, hat vor ein paar Jahren gesagt: „Für Einsichtige ist der Darwinismus lange tot; was zuletzt noch für ihn vorgebracht ward, ist nicht viel mehr als eine Leichenrede, ausgeführt nach dem Grundsatz: De mortuis nil nisi bene; und mit dem inneren Zugeständniß der Unzulänglichkeit des Vertheidigten.“

Neisse. **Karl Jentsch.**

Gaston Boissier.

Böse Angriffe sind Cicero im Lauf der Zeiten nicht erspart geblieben, aber sie wurden mächtig übertönt durch die donnernde Gewalt seiner Stimme. Doch vor etwa fünfzig Jahren stand es besonders verzweifelt um ihn; es schien wirklich, als habe nun für seine langen Perioden, die melodisch durch zwei Jahrtausende gerollt waren, die verhängnißvolle Stunde geschlagen. Nicht nur seine Gedanken und Werke, auch seine Thaten zerfielen als eitel Lippenwerk vor dem Anprall spitz geschliffener Angriffssätzchen, die ihm ein mächtiger Nebenbuhler ins Antlitz schleuderte. Dieser posthume Gegner erwuchs ihm nicht, wie man denken sollte, unter Parlamentariern, auch nicht unter seinen Advokaten- und Schriftstellerkollegen, sondern (wunderlich genug) an der am Wenigsten dazu geeigneten Stelle, unter den am Wenigsten dazu geeigneten Menschen: im Philologischen Seminar, unter deutschen Gelehrten, in der Person Theodors Mommsen. Welche Seite immer der vielseitige Römer hervorkehrte: sie wurden, der Reihe nach, alle bestürmt, bis er schließlich bezwungen im Sande lag. Vergebens hob nun der liebe, feine Mann sein kahles Haupt, um ein letztes Mal zu erwidern; der gewaltige, grimme Professor duckte ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit vollends; und erklärte dann der versammelten Menge: Cicero ist ein Phrasendrescher, ein schlechter Advokat, ein Strohkopf, ein Poseur. Und die Menge freute sich über den gestürzten Götzen.

Soll nun damit gesagt sein, daß Mommsen ein Unrecht that? Durchaus nicht. Als gesunder Germane protestirte er gegen Attizismus, sprach er den Protest des Naturlautes gegen Emphase, der Lyrik gegen Rhetorik, der formlosen Innigkeit gegen formvollendete Manier aus. Da war es nun bestimmt, daß gerade in diesen Tagen harter Bedrängniß ein junger Provençale auftauchen sollte, dem ein Rest aus dem vornehmen ciceronianischen Erbe mühsam durchgearbeiteter und dabei doch so leichter, gewandter, wohllautender Prosa zu Theil wurde. In ihm erstand dem Lateiner einer neuer, ihm wahlverwandter Kämpe. Gaston Boissier vertheidigt in Cicero den Menschenschlag, dem er selbst angehört. Doch durfte man den Doyen der Unsterblichen nicht einfach einen spätgeborenen Römer nennen. Eher war Cicero ein Pariser vor Paris, ein Salonmensch des Forums, wo sich die Malice dem Schauplatz gemäß zu Pathos ausweiten, die Plauderei sich in eine großangelegte Rede umwandeln und statt des nickenden Geflüsters verständnißinniger Damen dem Redner der vielköpfige Beifall einer wilden Menge antworten konnte. Als Mommsen dem Cicero (der größte aller Stubengelehrten dem größten aller Weltmänner) den Prozeß machte, mußte dem Römer aus dem ewigen Lande des „bon ton“ ein Retter zu Hilfe eilen. Ob der gelehrte Herr Boissier auch im Leben ein Weltmann war, weiß ich nicht; als Schriftsteller war ers.

Ueber Ciceros Briefe schreibt Boissier die auch für seine eigene Schriftstellerei sehr bezeichnenden Worte: „Schreiben kostet eine gewisse Anstrengung; man muß sich zwingen, um darin Etwas zu erreichen, man muß gefallen wollen, um sich dazu zu zwingen." Von dieser Anstrengung in seiner glatten Prosa nichts merken zu lassen: darin bestand Boissiers Kunst. Dabei vergesse man nicht, daß in seinem Fall diese Anstrengung eine doppelte war: denn er hatte die Mühe des Lesens vor dem Schreiben. Ist es schon kein Leichtes, sich durch den endlosen Cicero durchzulesen und sich dann frisch und ohne Zeichen der Ermüdung an die Verarbeitung des methodisch gesammelten und genau gesichteten Stoffes zu machen: um wie viel schwerer mußte es ihm werden, für seine verschiedenen Werke die schalen Chronisten und Rhetoren, die seichten Schöpfungen des dekadenten Alterthums hinunterzuwürgen! Aber man lese Boissiers Buch über den Niedergang des Heidenthumes, um sich zu überzeugen, mit welchem Geschick ihm gelingt, aus dem wüsten Durcheinander der bereits barbarisirten Literatur die wenigen interessanten Stellen in frischen und lebendigen Gruppen vor uns hinzustellen. Er besaß eben in hohem Maße, was er als einen Charakterzug der französischen Literatur überhaupt an dem gallischen Schriftsteller Sulpicius Severus hervorhebt: „die Gabe, von Jedem verstanden und genossen und dadurch ein Gelesener zu werden". Die schwierigsten Fragen der Metrik, der Topographie, der Religionengeschichte, des Römischen Rechtes beantwortet er stets in der selben durchsichtigen Prosa: um den gleichmäßigen Fluß seines Vortrages nicht zu stören, hält sich dieser geistreiche Schriftsteller so sehr im Zaum, daß er selbst seinen treffendsten Bemerkungen eine möglichst unauffällige Form giebt. Auch macht ihn die Furcht vor Pedanterie geradezu erfinderisch; um jeden Preis will er in seinen gelehrtesten Arbeiten die Gelehrsamkeit verbergen.

Sehr bezeichnend für Boissier ist seine kleine Studie über Horaz. Zunächst scheint es, ihm sei nur darum zu thun, das Problem der Lage des horazischen Landhauses zu lösen; aber eigentlich dient ihm diese kokette Umfassung nur als Rahmen für den anziehendsten und dabei gründlichsten Essay über des Dichters Persönlichkeit und Dichtung. Während er den Kreuz- und Querzügen der komischen Käuze folgt, die ihr Leben der Erforschung dieses Poetenheims widmeten (besonders des ergötzlichen Capmartin de Chaupy, dessen Eifer auch auf sein Pferd überging, so daß es vor römischen Alterthümern schon von selbst stehen blieb), gelingt es ihm, wie im Vorübergehen eine Geschichte der ganzen augustischen Literatur zu entwerfen.

Die Zunft hat gewiß Unrecht, wenn sie Boissier vorwirft, er sei kein wirklicher Forscher, sondern nur ein Literat gewesen, weil er in seiner schlichten Darstellung das Geräth der Forschung, das große Beiwerk der Arbeit geschmackvoll verschwinden läßt. Eher könnte ihm die Literatur den Namen des

Künstlers weigern, da seinen Werken, bei aller Lebhaftigkeit und Grazie, gerade das Persönliche, der Zweck, die zusammenhaltende Grundidee fehlt Auf dem Gebiete der Forschung hat er manche neue Funde gemacht, er hatte sogar von gewissen Einzelerscheinungen neue und originelle Ansichten, aber kein Band fügt das lose, blos überplauderte, nicht auch verknüpfte Material in eine große Einheit. Vergleicht man Boissiers Bilder aus der Römerkultur mit dem wirren Thatsachenschutt, der in Fachwerken der Philologen, in Friedländers Römischer Kulturgeschichte, in Mommsen-Marquards Privatalterthümern, aufgehäuft liegt, so erscheint Boissier beinahe als ein Künstler. Doch ein Blick in Nietzsches oder Burckhards Studien über die Antike genügt, um den Unterschied von noch so verfeinerter Gelehrsamkeit und echter kritischer Kunst Jedem klar zu machen. Der Gelehrte erschöpft sich in der Auffindung von Thatsachen, der Künstler benutzt sie, um sich in ihnen mitzutheilen. Boissier blieb bei der Auffindung stehen; er unterscheidet sich von anderen Philologen nur darin, daß er das Gefundene klar ordnen und unterhaltend beschreiben konnte. Es ist, als habe sich die überlieferte gute französische Prosa zufällig einmal über Gegenstände und Gestalten der Antike ergossen. Ueber die Schüler der gallischen Rhetorenschulen in der Kaiserzeit sagt Boissier, sie hätten sich durch gewisse Fähigkeiten der Mäßigung ausgezeichnet, die in diesem Lande stets so viel Erfolg haben, weshalb auch die Schriftsteller mehr nach gleichmäßigem Schliff als nach Ursprünglichkeit trachteten. Auch Boissier scheint aus diesen Schulen des gleichmäßigen Schliffs seine stets des Erfolges sichere Mäßigung geholt zu haben. Statt der Originalität bekam er die Gabe, mit einem heiteren Blick auf die Menschen sie scharf zu beobachten, sich ihnen trotzdem einzuschmeicheln, sie sogar zu bezaubern. Auch darin ein echter Gallier. Dank dieser Lebensweisheit sieht er Menschen und Absichten, wo Andere nur Bücher und Worte sehen. Er war es, der in Vergil den Hofpoeten erkannte und in einem taktvollen, klugen Artikel bewies, wie und wo es dem Epiker gelang, seinen Herrscher und dessen Geschlecht zu verherrlichen, nicht nur in versteckten Anspielungen, sondern auch in der ganzen Anlage und im Aufbau der Aeneide. So ein Werk des Horchens, Lauschens, Tappens, Fühlens ist auch Boissiers Werk über die Opposition unter den Caesaren. Wo eine Geberde der Unzufriedenheit scheu aufzuckt und im nächsten Augenblick wieder verschwindet, da hat Boissier sie schon erhascht. In seiner „Geschichte des Niedergehenden Heidenthumes“ regt sich die selbe unheimliche Fähigkeit des eindringenden Beobachtens; ihm gelingt, erst die sich kaum ans Tageslicht wagenden Bekenntnisse der neuen Christenheit und dann später die immer mehr verhallenden Proteste der letzten Heiden mit feinem Ohr heraus zu hören. Man kann sich denken, welche Beute sich einem so veranlagten Menschen in Ciceros Werken bot. Diese Menge von Briefschaften, Aufsätzen, Reden, von Büchern

über Politik und Redekunst, über Sittenlehre und Unsitten, über hohe Weisheit und Skandalgeschichten! Da konnte der Lauscher lauschen, der Neugierige seine Ohren so recht spitzen. Boissier war für ein Cicero-Buch wie kein Zweiter geschaffen. Die Fehde mit Mommsen gab ihm noch dazu Gelegenheit, seinem Werk einen neuen Reiz zu verleihen. Der Ton gewähltester Geselligkeit haftet ihm an, nicht nur, wenn er Cicero und dessen Freunde beschreibt, sondern namentlich, wenn er seine Schilderungen der Antike den Charakteristiken Mommsens mit höflicher Ironie entgegenhält. Gleich auf der ersten Seite macht die Fußnote einen tiefen Hofknix vor Mommsen, dem Meister Aller, die sich mit Alterthumswissenschaft beschäftigen. Dabei spricht aber der Text von gewissen Stubengelehrten, die keinen Sinn für die steten Widersprüche des Lebens haben und eine harte, unmenschliche Prinzipientreue zu fordern wagen; auch spricht Boissier von perfid anführenden Auslegern, die absichtlich nichts davon wissen wollen, daß die Ideen eines Mannes der That in der Verwirklichung unvollkommen erscheinen müssen; von unempfindlichen Gesellen ist die Rede, die dem Liebreiz intimer Geständnisse in Ciceros Briefen so tapfer widerstehen. Und so weiter. Sind diese Worte nur so im Allgemeinen hingesprochen? Oder sind sie gegen Jemanden gerichtet, auf eine Persönlichkeit gemünzt? Plötzlich werden die Namen Drumanns und Mommsens genannt, ihre Gegenmeinungen mit Lob überschüttet; freilich wird ihnen dann um so freimüthiger widersprochen. Eine vornehmere Polemik kann man nicht führen; in der Geschichte der Philologie gar, die sonst nur schonunglose Zerfetzungen kennt, bleibt Boissiers feine Art einzig.

Boissiers Talent, die Gestalten der Geschichte wie gute Bekannte aus der Gesellschaft zu beurtheilen, verdanken wir die rasche Flucht belebter Szenen, in denen Cicero sich uns gleichsam in Pantoffeln zeigt. Nicht nur er selbst: Alle, die um ihn her leben: seine Familie, seine Freunde, der gebildete Lieblingsklave Tiro, der Geschäftsmann und Kunstliebhaber Attikus, der Witzbold Caelius mit seinem flotten Kreis lustiger Kameraden (unter denen Catull war), bis zu Caesar und Brutus, den Boissier, der verbreiteten Anschauung zuwider, als eine blutscheue Hamletnatur schildert. Natürlich kann man die Ergebnisse eines ganzen, großen Lebens nicht gut zusammenfassen, wenn man aus maliziös zwinkernden Augen durch ein Lorgnon in die Vergangenheit blickt. Deshalb vermochte Boissier nie, gleich Nietzsche, sich der dekorativen Linie in Ciceros Wesen nachzuschwingen und die Gestalt in ihrer untheilbaren Ganzheit zu erfassen; er war, um ihm beizukommen, genöthigt, ihn entzweizuspalten: in den Politiker und den Privatmann Cicero.

Um so leichter wandelt er dann auf den schmalen Stegen des Alltags. Dem Politiker folgt er von einer Partei zur anderen, stets auf der Spur der sehr verständlichen und menschlichen, bald aus verletzter Eitelkeit, bald aus der

Nothwendigkeit stammenden Ursachen des Parteiwechsels. Nie würde er Cicero, wie Mommsen, für seine mannichfachen Sinnesänderungen der Fahnenflucht zeihen. Das Kapitel über Ciceros Privatleben eröffnet der Weltgewandte mit einer Untersuchung der Finanzlage seines Helden; eine reizende Lebensgeschichte der Madame de Sévigné, die wir auch von Boissier besitzen, beginnt mit der Frage: ob Sie auch schön war! Ist Er reich? Ist Sie schön? Die richtigen Table d'hote-Fragen, die Boissier so unterhaltend beantworten kann, daß man ihn sich zum Tischnachbar wünscht. Doch ist die Salondame nur eine veredelte Klatschbase, der Plauderer nur ein höherer und raffinirterer Verleumder. Was Wunder, wenn dieser Causeur der Geschichte auch zum Verleumder wird? Ciceros Tochter Tulliola, die der Vater stets „delitiae nostrae" nannte und nach ihrem frühen Ableben nicht genug verherrlichen konnte, diese Frau, die als eine reizende, bezaubernde Person in der Erinnerung aller Ciceroleser lebt, gilt dem bösen Boissier als ein Blaustrumpf. Und weshalb? Weil es doch nur ein Vater ist, der hier das Lob des eigenen Kindes singt. Arme Väter! Schwer habt Ihrs, wenn selbst dem größten Meister der Ueberredungskunst gerade in dem Fall nicht getraut wird, wo ihm doch am Meisten daran liegen mußte, Vertrauen zu erwecken.

Immerhin ist Boissier zu sehr auf seiner Hut, um die antiken Profile etwa zu verzerren; unter dem sanften Druck seiner leise knisternden Feder entstehen meist die weichen Schattirungen des Lebens. Und doch beunruhigen uns diese beruhigenden, vortrefflichen, unterhaltenden Bücher zuletzt. Man fragt sich: Wozu? Und da genügt die Pharisäerantwort der uneigennützigen Wissenschaft nicht. Vom Gelehrten fordern wir mehr. Er muß uns führen, er muß uns Ziele zeigen. Boissier scheint jedoch die brennende Frage des Zusammenhanges zwischen der Antike und uns stets zurückgewiesen zu haben. Sie hätte ihn bei der feuilletonistischen Abrundung und Auspolirung seiner römischen Geschichte, seiner für lange Herbstabende bestimmten Historie gestört. Doch lag vielleicht mehr Absicht, als man vermuthen sollte, in der Zurückhaltung des Franzosen; fast ists, als ob uns seine amusanten Bücher wehmüthig zuflüsterten: „Ihr Thoren! Weshalb fordert Ihr von mir die Angabe von Zwecken und Gründen meines Thuns? Weshalb lebten Caesar und Cicero? Etwa nur, um mir schöne Stoffe zum Erzählen zu liefern? Und weshalb erzähle ich denn von ihnen? Gerade um darüber Gründe und Zwecke des Schöpfers sammt der Schöpfung zu vergessen! Kann uns die Wissenschaft mehr bieten? Weshalb mehr von ihr fordern als vom Leben, vom grundlosen, zwecklosen und doch so schauerlich schönen Leben?"

Budapest. Dr. Ludwig Hatvany.

Der neue deutsche Shakespeare.*)

Friedrich Gundolfs Arbeit nimmt einen erfreulich schnellen Fortgang. Schon nach wenigen Monaten liegt der zweite Band seiner Shakespeare-Uebersetzung vor. Wiederum enthält er drei, diesmal drei der bekanntesten Dramen Shakespeares, von denen zwei, „Romeo und Julia" und „Der Kaufmann von Venedig", auf Schlegels Konto entfallen, eins, „Othello", auf das des Grafen Baudissin.

Wir sind jetzt also in der Lage, unser Urtheil eingehender zu begründen, die Hoffnungen und Befürchtungen, die wir an den ersten Band knüpften, durch weitere Belege zu stärken. Was sogleich geschehen soll. Freilich: so unbequem und zeitraubend die Arbeit des Nachprüfens war, wir halten sie für verlorene Liebesmüh und erwarten kaum einen Erfolg davon. Denn aus Gundolfs ganzem Gebahren spricht ein unerschütterliches Selbstvertrauen, eine solche bis zum Hochmuth gesteigerte Sicherheit, daß er, die Stimme des wohlmeinenden Mahners überhörend, den einmal gewählten Weg unbeirrt bis ans Ziel gehen wird. Gewiß, er hat allen Grund, sich schon jetzt des Geleisteten zu freuen; aber wenn er es für ein Absolutes, ein Unvergleichliches, einen Gipfel hält, so ist Das ein Wahn; und es wäre schlimmerer Wahn, ihn in solchem Glauben zu bestärken. Neben Vollendetem steht (meiner Ueberzeugung nach) nicht selten ärgerlich Verfehltes; darum ärgerlich, weil das Verfehlte hier nicht die Folge eines unzureichenden Könnens ist, sondern eines vermessenen Wollens. Eines allzu hoch gespannten Ehrgeizes, der nicht nur danach trachtet, einem Meisterübersetzer der Deutschen den Kranz von der Stirn zu reißen, sondern sich erkühnt, mit dem Briten selbst zu wetteifern. Indem er ihn möglichst getreu nachzubilden oder fast schon nachzubildern strebt. Für Gundolf lebt nicht Drydens weises Wort:

„But Shakespeare's magic could not copied be,
Within that circle none durst walk but he."

Er tritt, mehr keck als sanft, über „dieser Schwelle Zauber". Und vergißt leider nur zu oft der Grenzen, die seiner Muttersprache gezogen sind. Mit Maß angewendet, hätte das Prinzip der Rückkehr zum Original ein Segen werden können; übertrieben, wie es hier oft auftritt, ist es manchmal dem Fluch der Lächerlichkeit nicht mehr fern. Aber daß man sich überhaupt die Mühe nimmt, dem Dolmetsch umständlich zu zeigen, wo und warum er irrt, mag ihm als Beweis gelten, wie hoch man seine Mittlerthätigkeit einschätzt.

Ueber die Ausstattung, die der Verleger Georg Bondi mit Unterstützung des Künstlers Melchior Lechter seinem „Shakespeare in deutscher Sprache" angedeihen läßt, habe ich schon gesprochen. Je länger ich in diesen Bänden

*) S. „Zukunft" vom vierundzwanzigsten April 1909.

lese, um so weniger kann ich mich mit ihnen befreunden. Das Monumentale ist mir in der Schrift zu vernehmlich betont und die Umrahmung jeder Seite scheint mir durchaus überflüssig. Ich empfinde diese Randleisten nicht als einen organischen Abschluß des typographischen Bildes, sondern als eine unerwünschte, auf die Dauer geradezu lästige Beigabe. Der Buchschmuck gilt den Kultivirten längst als Nasenring der Buchausstattung.

Diesem Zuviel an äußerer Verzierung steht ein Zuwenig an Satzzeichen gegenüber. Gundolf beharrt bei seinem Interpunktionsystem eigener oder Stefan Georgescher Prägung, das der landläufigen Regeln spottet und (wenn man so Kleines mit so großem Namen belegen darf) eine individuelle Note anstrebt. Nun soll keineswegs geleugnet werden, daß man eine persönliche Interpunktion schreiben kann; aber man darf hier, wie in allen Fragen der Toilette (und Interpunktion ist nur die Toilette des Stils), den effort nicht merken, darf nicht fühlen, daß der Wunsch, es anders zu machen, allein ausschlaggebend war. Warum sollen Relativsätze nicht als solche gekennzeichnet werden? Ist es wirklich nöthig, die natürlichen Einschnitte eines Wortgefüges dem Auge zu verschleiern? Und dieses Verfahren hat bei Gundolf doppelte Bedenken, weil er ohnehin den Vers mit seltsamen Tropen beschwert und dessen Deutlichkeit erschwert. Mehr als einmal bleibt der Inhalt eines Satzes in Dunkel gehüllt, weil sich seine einzelnen Theile nicht scharf genug von einander abheben. Mag George immerhin für seine eigenen Dichtungen einer eigenen Interpunktion huldigen: deshalb braucht der Jünger noch lange nicht die shortcomings des Meisters sklavisch nachzuahmen.

Um so weniger, als sein Vers nicht durch besondere Ebenheit ausgezeichnet ist. Zwei Dinge fallen auf: wie oft er den Hiatus duldet und wie oft er von der Lizenz Gebrauch macht, den ersten Fuß des jambischen Fünffüßlers trochäisch zu bilden. Riefe dieser Dichter das Ohr in allen Fällen als höchste Instanz an, er ließe eine Zeile wie diese: „Und sperrt sich einsam ein in seine Kammer" (Romeo) wegen des dreimal wiederkehrenden ei-Diphthongen niemals passiren. (Merkwürdig übrigens, daß dem Meister im letzten Heft der „Blätter für die Kunst" eine ähnliche Kakophonie entschlüpft ist; da steht in der Nachdichtung des neunundzwanzigsten Sonetts von Shakespeare der mißtönende Vers: „Beweín allein mein Ausgestoßnen-Los".) Die Anfangszeile von Lorenzos Monolog: „Der mürrischen Nacht macht Tag ein froh Gesicht" müßte Gundolf wegen des störenden Gleichklangs (Nacht: macht) wider den Strich gehen, ganz abgesehen davon, daß es inkonsequent ist, der Nacht ihr Geschlecht zu lassen und es dem Tag zu rauben. Wenn nicht das Sprachgefühl, hätte sich das Ohr sträuben müssen gegen Desdemonas Versicherung: „Euch danke ich mein Leben und Erziehung" (bei Baudissin: „Euch muß ich Leben danken und Erziehung"). Weh kann Einem werden bei Julias Weh-

klage: „(tot) Ist mein arm Herz vor Schmerz um den Verwandten". „Mein arm Herz" ist schon sehr übel; daß aber gleich darauf der Binnenreim Schmerz folgt, erzeugt fast Uebelkeit. Und es scheint mir auch nicht für eine musikalische Natur zu zeugen, daß in drei aufeinander folgenden Zeilen drei verschiedene Betonungen oder doch metrische Behandlungen des Namens Romeo vorkommen, die man erst mühsam skandiren muß, um sie dem Rhythmus einzuordnen:

„Kann Gott so neidisch sein? Romeo kann es,
Wenn es auch Gott nicht kann. O Romeo!
Wer hätte jemals Das gedacht? O Romeo!"

Der selbe Dichter, der dem Blankvers die Hilfe des Ohres nicht immer geliehen hat, unterzieht die Reime Schlegels einer gründlichen Revision, „da sie dem heutigen Ohr nicht mehr genügen". Kaum ein Reim Schlegels, zumal kein weiblicher, der fast überall durch einen männlichen ersetzt ist, hat Gnade vor Gundolfs Augen gefunden; und hier kann ihm allerdings nicht die höchste Anerkennung versagt werden. Selbst im „Kaufmann von Venedig", den Gundolf als eine Meisterleistung Schlegels anspricht und daher nur wenigen und geringfügigen Aenderungen unterwirft, sind die gereimten Stellen erfolgreich verbessert. Man vergleiche etwa die beiden Lesarten des Spruches, den der Prinz von Arragon findet:

Schlegel:	Gundolf:
„Siebenmal im Feu'r geklärt	„Siebenmal schmolz mich Feuerfluß.
Ward dies Silber: so bewährt	Siebenmal schmolz man den Beschluß,
Ist ein Sinn, den nichts bethört.	Der sich niemals irren muß.
Mancher achtet Schatten werth,	Mancher spendet Schattenkuß,
Dem ist Schattenheil beschert.	Hat darum nur Schattengenuß.
Mancher Narr in Silber fährt,	Narren giebts mit Silberguß:
So auch dieser, der Euch lehrt.	Haben so wie Du Verdruß.
Nehmet, wen Ihr wollt zum Weib,	Nimm nach Wunsch ein Weib ins Haus.
Immer trägt mich Euer Leib:	Ich guck stets aus Dir heraus.
Geht und sucht Euch Zeitvertreib!"	So fahr hin. Mit Dir ists aus."

Ganz Außerordentliches hat der Neue zum Theil in „Romeo und Julia" geleistet. Ueberall hält Gundolf den Vergleich mit Schlegel aus, ja, er überragt ihn mitunter beträchtlich. Wer die Abschiedsworte der Liebenden bei Schlegel liest:

„Stets hell und heller wirds: wir müssen scheiden.
Hell? Dunkler stets und dunkler unsre Leiden"

und bei Gundolf:

„O, hell und heller wird es schon: nun geh!
Hell, heller? Dunkel, dunkler unser Weh!"

kann keinen Augenblick im Zweifel sein, wem der Vorzug gebührt. Im männlichen Reim steckt hier eine viel stärkere Kraft; und Julias befehlendes „Nun geh!" hat eine ganz andere Leidenschaftlichkeit, entspricht außerdem genau

Shakespeares Worten. Zum Glück sind wir auch endlich das leidige Schlußreimpaar des leidigen Liebespaares los geworden. Ideal ist zwar Gundolfs Fassung nicht:

„Denn keine Mär erregt das Mitleid so
Als die von Julia und Romeo."

Mich wenigstens stört das steigernde „als" nach vorausgehendem „so" empfindlich (auch Stefan George hat für den Unterschied von „als" und „wie" kein Gefühl; hessische Heimathklänge?) und ich weiß nicht, warum es in engerem Anschluß an Shakespeare nicht heißen soll: „Wie Juliens und ihres Romeo"; aber der unerträgliche Reim Los: Romeos ist nun für immer beseitigt.

Als besonderer Ruhmestitel Schlegels wird seine Kunst des Wortspieles angeführt; auch darin bleibt ihm Gundolf nichts schuldig. Des Grafen Paris resignirtes „These times of woe afford no time to woo" giebt Schlegel nur dem Sinn nach wieder: „So trübe Zeit gewährt nicht Zeit zum Freien"; Gundolf findet, scheinbar mühelos, das Wortspiel: „Die Sterbenszeit ist keine Werbenszeit". Auch der Ausspruch des alten Capulet: „O Eifersucht, o Geifersucht." darf als eine glückliche Eingebung gelten. Weniger möchte ich mich mit der Zotenreißerei zu Beginn von „Romeo und Julia" einverstanden erklären. Der Uebersetzer des neunzehnten Jahrhunderts, im klassischen Weimar geschult, durfte die saftigsten Schweinigeleien seinen zimperlichen Zeitgenossen wohl kaum auftischen; der Uebersetzer des zwanzigsten Jahrhunderts braucht, trotz Friedrich Vischers flammendem Protest gegen solche Flecke auf dem Kunstwerk, nicht mehr diese Rücksicht auf keusche Ohren zu nehmen. Gleichwohl wird Manches zu unverblümt ausgesprochen. Anderes kommt wieder etwas verwaschen heraus, so „I am a pretty piece of flesh": „Man weiß, daß ich ein hübsches Stück Fleisch bin". Noch immer fehlt nicht das alberne „einen Esel bohren", das heute kein Zuschauer mehr versteht und das den Doppelsinn der englischen Phrase „to bite the thumb" nicht deckt. Eben so wenig ist das Zötchen der Amme: wer Julia bekommt, „shall have the chink", bis jetzt mit einem deutschen Ausdruck erschöpft worden; da chink sowohl Spalte wie Pinke heißt, trifft Schlegels Wendung: „Ist wohl gebettet" nur die eine Bedeutung, Gundolfs: „Der kriegt Klingling" nur die andere. Völlig verunglückt scheint mir Gundolfs „tüchtig im Tutern" (potent in potting), was Jago den Engländern nachrühmt. Da nicht anzunehmen ist, daß Gundolf für seine Zwecke Vokabeln erfindet, mag er das Wort „tutern" in der Bedeutung von „zechen" irgendwo bei einem deutschen Schriftsteller gefunden haben; aber Das macht die Sache kaum besser, denn ein Wortspiel, das nicht ohne Weiteres klar wird, sondern nach einer Anmerkung schreit, kann auch von der Bildung nicht gerettet werden.

Doch die Unklarheit beschränkt sich bei Gundolf nicht auf Witzworte

oder dergleichen Hindernisse, sondern erstreckt sich leider vielfach auf Metaphern, sogar auf ganz simple Stellen. Er glaubt, ihrer mit seinem Prinzip der Wörtlichkeit Herr zu werden; und merkt nicht, daß die Sprachgewalt in Sprachvergewaltigung ausartet. Während Schlegel und Baudissin Jedem sofort verständlich sind, weil sie sich zu bescheiden wissen, muß man für Gundolfs Lesart den englischen Text befragen, um hinter den Sinn der Stelle zu kommen. Shakespeare ist verständlich; Gundolf giebt Räthsel auf. Es kann nicht, dünkt mich, die Aufgabe des Uebersetzers sein, das Original zu verdunkeln. Der Zweck der Uebung ist nicht, einem selten gebrauchten, einem alterthümlichen Wort oder gar einem ἅπαξ λεγόμενον auf Kosten der Verständlichkeit zu seinem Recht zu verhelfen. Was nach der Meinung des Mittlers sich nicht übertragen läßt, darauf muß er, wenn auch blutenden Herzens, verzichten. Gundolf ist jedoch ein solcher Wortfanatiker, daß er der Freude an der Kühnheit des Wortes getrost den Sinn der Stelle opfert. Wo Shakespeare einem Publikum von Droschkenkutschern einleuchtet, verblüfft sein jüngster deutscher Dolmetsch noch eine Gemeinde von Linguisten. Und der Prozeß des Verdeutschens sollte doch zugleich ein Prozeß des Verdeutlichens sein oder mindestens, wie es im Prozeßverfahren heißt, den Thatbestand nicht verdunkeln.

Ich fange mit einem ganz einfachen Beispiel an: Vater Montague, der über Romeos verändertes Wesen klagt, nennt seinen Sohn „so far from sounding and discovery“; Schlegel überträgt Das ein Wenig frei, doch einwandfrei „so unergründlich forschendem Bemühn“. Damit ist Gundolf schlecht gedient: das schöne Wort „sounding“ geht ja dabei verloren und unser deutsches „Sonde“ (jedes Philologengemüth muß jauchzen) entspricht ihm doch vollkommen. Aber „Sonde“ wäre vielleicht noch zu verständlich gewesen; darum schreibt Gundolf: „So fern von Senke und Entdeckung“ und bleibt, wie Romeo, „so fern von Senke und Entdeckung“. An einer anderen Stelle hat der Philologe wirklich dem Uebersetzer einen bösen Streich gespielt. Im Chor, der den ersten Akt von „Romeo und Julia“ beschließt. Da wird von Julia gesagt: „And she steals love's sweet bait from fearful hooks“. Lautgenetisch ist „bait“ das Selbe wie unser „Beize“, bedeutet aber jetzt Köder. Gundolf wollte den Nachweis seiner Bildung nicht schuldig bleiben und erlaubte sich, wenn man es nicht als baren Unsinn bezeichnen will, folgende Katachrese: „Sie stiehlt aus grausigen Fallen süße Beize“. Erstens ist Beize nicht süß (oder sollte hier ein Analogiefall nach Art von lucus a non lucendo vorliegen?) und zweitens steckt man Beize doch nicht in Fallen.

Zwei Stellen des „Othello“ leisten in dieser Beziehung Ergötzliches. Jago fragt seinen Beweise für Desdemonas Untreue heischenden Herrn: „Wollt Ihr die Ueberansicht dicht begucken, wie sie getupft wird?“ Eine Anmerkung versichert zwar, daß Wort Ueberansicht finde seine Erklärung im „Winter-

märchen" (I, 2); aber wem ist mit diesem schwachen Trost gedient, den überdies die Shakespeare-Konkordanz im Blattumdrehen spendet? Ferner: was heißt „tupfen"? Der wackere Baudissin übersetzt: „Wollt Ihr mit offenem Blick die Frechheit schaun? Sie sehn gepaart?" Das bedarf keines Kommentars. Aber „tupfen" im Sinn von „bespringen" lediglich deshalb gebrauchen, weil hier bei Shakespeare „tupped" steht: darin liegt nur der eine Sinn, daß es Niemand versteht. Eben so verhält es sich mit den folgenden Worten Jagos: „Verteufelt, wenn je ein Menschenaug sie polstern sieht außer dem eignen". Zunächst ist es neu, daß Desdemona eine Dekorateurstochter war; Gundolf macht sie dazu, weil Shakespeare hier von „bolster" spricht, was auf dem selben Polster liegen (mit allen seinen Konsequenzen) bedeutet. „Tup" = tupfen; „bolster" = polstern: der Schatten des großen Siegfried taucht einen Augenblick auf. Vorüber, ach, vorüber! . . . Uebrigens ist Gundolf hier noch „was Menschliches begegnet"; denn zum „Polstern" gehören doch wohl Zwei und der Mitwirkende hat auch ein Augenpaar. Baudissin paraphrasirt die Stelle so: „'s wär' zu toll, wenn mehr noch als vier Augen Zutritt fänden bei solchem Lustspiel." Ueberhaupt scheint Gundolf auf diesem Gebiet etwas vertrackte Ansichten zu haben. So läßt er Othello einmal sagen: „Würde der Grund von Weiberthränen trächtig, ein jeder Tropfen gäb ein Krokodil". „Grund" bedeutet hier so viel wie Erde, was wiederum kein Mensch versteht; und dann ist die Schwangerschaft eines Maskulinums selbst den Naturvölkern unbekannt, die noch die Couvade haben. Ein Maskulinum hat noch an einer anderen Stelle zu einer logischen Entgleisung geführt, wenn Romeo mit seiner Vorliebe für Monosyllaben ruft: „Komm, dumpfer Staub, und finde Deine Mitte" (Turn back, dull earth, and find thy centre out). Da Staub keine Kohäsion besitzt, kann füglich nicht vom Mittelpunkt des Staubes die Rede sein.

Der Hang zu seltenen Worten und Neubildungen verführt Gundolf auch sonst zu gefährlichen Experimenten; gefährlich, weil sie auf dem dünnen Seil zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen balanciren und die Deutlichkeit trüben. „Verlaut nur Lieb und Trieb" (Romeo II, 1; bei Schlegel: „paare Lieb' und Triebe") bleibt dem Zeitgenossen, der nicht an den Brüsten der Germanistik gesogen, sicherlich dunkel. Stutzig machen wird ihn der Ausdruck „pomphafter Federn Kritze" (Othello II, 1), um so mehr, als die ganze Stelle mißglückt ist. Unser Wortschatz erfährt zweifelhafte Bereicherung durch den Pluralis „Höllenpeinen" (hell-pains!), durch das Adjektiv „wankel" („Daß nicht auch Deine Liebe wankel sei"), durch das Verbum „kahmen" und ein Partizip „geweibt", das nicht etwa vermählt, sondern in Gesellschaft eines Frauenzimmers (woman'd) bedeutet. Daraus, daß Herder an einer berühmten Macbeth-Stelle mit kühner Anlehnung an einen englischen Sprachgebrauch „Du marschallst mir den Weg" geschrieben hat, sollte ein Moderner noch nicht

das Recht ableiten, jedem deutschen Substantiv ein Verb zu entbinden, das immer einen leise vulgären Anstrich behält.

Aber alle diese Ausstellungen (und die Reihe ließe sich erklecklich verlängern) sollen und wollen nicht Gundolfs Verdienste leugnen oder den Glauben an das hohe Gesammtniveau seiner Leistung erschüttern. Schließlich sind es kleinere Versehen, die sich später einmal tilgen lassen und im Fortschritt der Arbeit vermieden werden könnten, wenn Gundolf nicht in seine Idiotismen verliebt wäre. Weniger leicht läßt sich die Sprechbarkeit des Verses einrenken. Das ist nun freilich ein schwereres Gebrechen, ich fürchte fast: eine unheilbare Krankheit. Gundolf nimmt den Mund zu voll, muthet der silben- und flexionreichen deutschen Sprache mehr zu, als sie im engen Gehäuse des Blankverses bequem beherbergen kann. Schon beim Lesen macht sich die allzu dichte Packung auf die Dauer recht unangenehm fühlbar; den Sprecher wird sie geradezu abschrecken. Das Prinzip, das Gundolf befolgt, führt ihn in die Irre. Möglichst große Wörtlichkeit ist sein oberstes Gesetz und die Treue gegenüber dem Original wird nicht selten zum Verrath an der eigenen Dichtung. So parador es klingen mag: obgleich Gundolf sich redlich müht, überall die Sinnlichkeit des Ausdrucks wiederherzustellen, ist sein Vers nicht sinnlicher geworden. Es fehlt ihm ein gewisses musikalisches Element, die Schwebung, der Rhythmus, der Tanzschritt. Ich schlage aufs Gerathewohl den Band auf: Othello, Seite 146:

„Bezeug mir Gott, nicht deshalb bitt ich drum,
Um meiner Gierde Gaumen zu gefallen
Noch um der jungen Triebe Brunst zu fröhnen —
Die in mir tot — noch eigenem Genügen:
Nur ihrem Sinn geneigt und hold zu sein.
Der Himmel hüt Eur liebes Herz, zu denken,
Ich ließ Eur ernstes großes Amt verkümmern,
Weil sie mir folgt. Nein, wenn leichtflüssiger Tand
Des Flattrers Amor mit wollüstiger Trägheit
Mein sinnend und mein strebend Werkzeug kappt
Und mein Genuß mein Amt beschmutzt und ansteckt,
Laßt Weiber meinen Helm zum Kessel nehmen" und so weiter.

Auch der beste Sprecher der deutschen Bühne wird nicht behaupten können, daß ihm diese Verse sonderlich mundgerecht sind, daß sich die Worte willig zu Zeilen formen, daß sich „die bewegte Welle herrlich zu kristallner Kugel balle".

Doch wenn Alles gegen Friedrich Gundolf gesagt ist, bleibt sein Werk in diesen Tagen, da Trauerklöße wie Trebitsch, Grossisten wie Greve und Blagueurs wie Blei an der Arbeit sind, eine Leistung, die in der Literatur fortleben wird.

Max Meyerfeld.

Carlos und Nikolas.*)

Ein paar Tage waren vergangen. Morgen in der Frühe würden Carlos und Nikolas zum ersten Mal die Küste Europas erblicken. Vor freudiger Aufregung konnten sie die halbe Nacht nicht schlafen. Kurz nach Sonnenaufgang waren sie schon wach. Sie schauten durch die Luke, sahen aber nichts als Himmel und Wasser. Schnell zogen sie sich an und eilten auf Deck; nirgends sah man noch Land.

Vor acht Uhr würde noch nichts zu sehen sein, erklärte ein Matrose. Von Ungeduld erfüllt, gingen Carlos und Nikolas bis an die Spitze des Schiffes; dort waren sie der Küste näher.

Carlos sagte: „Man sieht nur Schiffe."

Ein kalter Wind wehte; sie froren und kehrten aufs Promenadendeck zurück. Dort standen einige Passagiere und schauten mit Ferngläsern nach dem Horizont.

„Sieht man was?" fragte Carlos gespannt.

„Nein, noch nichts!"

Herr Doktor Bürstenfeger erschien.

„Karl und Nikolaus", sagte er, „Ihr seid heute frühzeitig auf.

„Ja", antwortete Nikolas, „wir sind ja bald in Europa."

„Na, Das wird noch eine kleine Weile dauern", antwortete Herr Doktor Bürstenfeger lächelnd.

Bald ertönte die Frühstücksglocke. Carlos und Nikolas gingen widerwillig hinunter und ärgerten sich, weil Herr Doktor Bürstenfeger so gemächlich kaute.

Als sie wieder oben waren, sagte ein Offizier, man würde jetzt schon Land sehen, wenn die Luft klarer wäre.

Eine Stunde verging; es wurde immer dunstiger. Noch immer sah man kein Land. Geärgert und gelangweilt, gingen Carlos und Nikolas in den Salon und spielten Mühle. Manchmal blickten sie zum Fenster hinaus; ein Dampfer und zwei Segler fuhren an ihnen vorbei.

Als die Knaben auf Deck zurückkehrten, erfuhren sie, daß man bereits am Eingang der Meerenge sei. Aber Land sah man nicht.

„Wie schade; nicht einmal Afrika", sagte Carlos.

„Wir bekommen Nebel", sagte der Herr mit der Reisemütze. „Das wird eine schöne Durchfahrt!"

Einige Seemeilen von ihnen fuhr ein Schiff, in leichte Dunstschleier gehüllt.

Etwas später saß man beim Lunch. Der Kapitän war nicht zu Tisch erschienen. Kaum waren die Passagiere mit dem Essen fertig, als über ihren Köpfen ein langgezogenes dumpfes Signal ertönte. Der Herr mit der fahlen Glatze rief: „Die Sirene! Da haben wir die Bescherung!"

Alles ging schnell auf Deck. Es war bereits starker Nebel; man sah kaum zweihundert Meter weit.

Wieder tönte laut und dumpf die Sirene.

---

*) Das Schlußkapitel aus dem liebenswürdigen Buch „Carlos und Nikolas auf dem Meer", das, mit einer fast zärtlichen Empfehlung des Skandinaven Hermann Bang, im Verlag von Erich Reiß erscheint. Der Stoff und die Hauptpersonen sind den Lesern der „Zukunft" aus einer früher hier veröffentlichten Skizze bekannt.

„Unverantwortlich vom Kapitän,“ sich bei solchem Nebel in die Meerenge zu wagen; ich mache mich auf Alles gefaßt!“ rief der Herr mit der kahlen Glatze.

„Wir fahren jetzt nur mit halber Kraft,“ bemerkte der Herr mit der Reisemütze.

Der Herr mit der Glatze meinte: „Damit uns ein fixer Engländer um so leichter in den Grund rennt!“

Herr Doktor Bürstenfeger sah ihn an und dachte: Eine peinliche Erscheinung!

Irgendwo hörte man ein Nebelhorn, ganz in der Ferne eine Sirene. Der Nebel wurde dichter; immer häufiger gab die Lombardia ihre Signale.

„Brrr, diese Feuchtigkeit dringt in die Knochen“, meinte Herr Doktor Bürstenfeger. „Karl und Nikolaus, geht hinunter und holt Eure Mäntel!“

Carlos und Nikolas gingen in ihre Kabine. Gleich erschienen sie wieder in ihren Pelerinenmänteln; sie hatten die Kapuzen über die Köpfe gezogen. „Man kann nicht mal mehr bis zur Spitze des Schiffes sehen“, sagte Nikolas.

„Es wird immer schlimmer“, murmelte Herr Doktor Bürstenfeger zwischen den Zähnen. Wieder hörte man ein Nebelhorn. Grausiges Getute, dachte Herr Doktor Bürstenfeger. „Karl und Nikolaus, marschiren wir etwas schneller; es ist sehr kalt!“

Kurz danach ging er mit ihnen ins Rauchzimmer. Vier Herren spielten Karten, der Schiffsarzt stand dabei und rauchte eine Toskanazigarre. Herr Doktor Bürstenfeger wandte sich leise an ihn: „Wird dieser Nebel noch lange anhalten?“

Der Schiffsarzt zuckte die Achseln: „Das ist sehr schwer vorauszusehen!“

„Ist wohl ernstliche Gefahr vorhanden?“ fragte Herr Doktor Bürstenfeger noch leiser.

„O nein, kaum; unser Kapitän ist sehr vorsichtig.“

Herr Doktor Bürstenfeger nahm ein Buch und setzte sich.

„Lassen Sie uns, bitte, wieder hinaus, Herr Doktor Bürstenfeger“, baten Carlos und Nikolas; „es ist schrecklich langweilig hier.“

„Gut, aber ich komme mit Euch“, antwortete der Lehrer.

Sie traten hinaus. Nicht weit von ihnen ertönte eine Sirene; die Lombardia gab Antwort. Der Nebel war noch dichter geworden.

An der Reeling lehnte der fröhliche Priester. „Ich glaube, unser Dampfer steht still“, sagte er.

Der Herr mit der Reisemütze tauchte auf. „Ein Dampfer kommt uns entgegen“, raunte er Herrn Doktor Bürstenfeger zu; „gehen wir nach vorn und stellen wir uns hinter die Kommandobrücke!“

„Herr Doktor Bürstenfeger, gehen wir!“ drängten die Knaben.

„Aber Ihr müßt Euch dort ganz still verhalten, um die Offiziere nicht zu stören“, sagte der Herr mit der Reisemütze.

Sie gingen ins Zwischendeck, stiegen dort eine schmale Treppe hinauf und standen hinter der Kommandobrücke neben dem Schornstein. Vorn, unter ihnen, saßen und kauerten die Emigranten, fröstelnd in ihre Mäntel und Decken gehüllt. Wie Chirurgen bei einer schweren Operation standen schweigend die Offiziere hinter ihren Instrumenten. Ihre Gegenwart erfüllte Herrn Doktor Bürstenfeger mit Beruhigung. Plötzlich machte er, von eisigem Schrecken erfaßt, einen Satz. Auch der Herr

mit der Reisemütze und die Knaben fuhren zusammen. Denn gerade über ihnen ertönte markerschütternd der Schrei der Sirene. „Um Gottes willen!" rief Herr Doktor Bürstenfeger und preßte die Hände an die Ohren. Sofort kam die Antwort des Dampfers vor ihnen; und wieder heulte die Sirene der Lombardia.

„Wenn wir nur endlich aus diesem schrecklichen Nebel heraus wären!" Die Hände fest an die Ohren gepreßt, starrte Herr Doktor Bürstenfeger in den dichten Nebel; er fühlte eine Beklemmung auf der Brust und Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

„Miserikordia!" ertönte es plötzlich aus dem Haufen der Emigranten; mitten unter ihnen stand der Herr mit der fahlen Glatze und verbreitete Panik. Man sah seine Hände im Nebel fuchteln.

Jetzt stieg ein Offizier schnell die Treppe von der Kommandobrücke hinab. Carlos und Nikolas sahen, wie er energisch auf den Herrn mit der fahlen Glatze zuschritt und in die Richtung der Ersten Klasse zeigte. Der Herr mit der fahlen Glatze duckte sich und verschwand. Nochmals heulte die Sirene über ihnen; ganz nah erfolgte die Antwort.

„Karl und Nikolaus, gehen wir nach dem Promenadendeck", sagte Herr Doktor Bürstenfeger. Sie kehrten zurück. An der Reeling lehnte ernst der fröhliche Priester, sein Brevier in der Hand.

Beinahe alle Passagiere waren auf Deck. Fräulein von Pfnühl saß in ihrem Reisestuhl, in ihren Shawl gehüllt, und weinte leise: „Wir werden untergehen; mein guter, lieber Bruder, Du siehst mich nie wieder!"

Bewegunglos stand die Lombardia; die Sirene heulte. Aus nächster Nähe erfolgte jetzt die Antwort des fremden Dampfers. Herrn Doktor Bürstenfegers Herz krampfte sich zusammen.

Einige Sekunden vergingen; Lichter glitten im Nebel vorüber. „Gott sei Dank . . . er ist an uns vorbei!" murmelte Herr Doktor Bürstenfeger.

Bald setzte die Lombardia wieder zu langsamer Fahrt an.

Herr Doktor Bürstenfeger ging mit Carlos und Nikolas ins Rauchzimmer; die vier Herren waren noch immer in ihr Kartenspiel vertieft. In einer Ecke saß stumm und finster der Herr mit der fahlen Glatze und brütete vor sich hin. Nikolas zeigte heimlich auf ihn und sagte zu Carlos: „Er ist noch wüthend über den Anschnauzer, den er von dem Offizier bekommen hat . . .

Zwei Stunden war die Lombardia langsam weiter gefahren. In kurzen, regelmäßigen Abständen gab sie ihre Warnungsignale. Plötzlich ertönten nah vor dem Schiff Schreie, zugleich erscholl laut ein Nebelhorn. Einige Barken huschten wie Schatten dicht an der Lombardia vorbei. Die Maschine des Dampfers arbeitete rückwärts. Das Schiff stand. Sämmtliche Passagiere waren aufs Deck gestürzt. Von rechts und links kam ein schrilles Pfeifen; wieder ertönten Nebelhörner, dazwischen Schimpfen und Fluchen.

„Wir sind in eine Fischerflottille gerathen", rief ein Steward.

„Um Gottes willen, man hat doch keine Barke überfahren?" rief Herr Doktor Bürstenfeger.

„Es ist nichts passirt", lachte der Steward . . .

Die Schreie und Rufe verklangen in der Ferne. Eine Möwe flog nah an Carlos und Nikolas vorbei, beinahe die Reeling streifend. Lange rührte sich die

Lombardia nicht von der Stelle; unaufhörlich ertönten ihre Signale. Dann fuhr sie wieder langsam weiter . . .

Nach dem Nachtessen saß Herr Doktor Bürstenfeger mit Carlos und Nikolas im Rauchzimmer. Auf dem Sofa saß die Dame aus Patagonien, neben ihr der Herr mit der Reisemütze.

„Heute Nacht gehe ich nicht zu Bett!“ sagte sie.

„Das Klügste wäre, wir blieben Alle auf“, bemerkte er.

Lange saß man schweigend. Plötzlich rief Carlos aus: „Es tutet ja schon eine Weile nicht mehr!“ In dem Augenblick kam der Herr aus Coruña hereingelaufen und rief laut und freudig: „Meine Herrschaften, der Nebel zertheilt sich!“

Alles eilte auf Deck. Man sah weit hinaus ins Meer. Hell erleuchtete Schiffe fuhren vorüber. Gibraltar erstrahlte in tausend Lichtern.

„Herr Doktor Bürstenfeger, sehen Sie: Europa!“ riefen Carlos und Nikolas.

Bald leuchteten sämmtliche Sterne am Himmel. Ein großer Dampfer fuhr nah an der Lombardia vorbei.

Herr Doktor Bürstenfeger stand noch eine Weile mit Carlos und Nikolas auf Deck; dann ging er hinunter in den Salon. Von Begeisterung erfüllt, setzte er sich ans Klavier und spielte Beethovens Eroika . . .

Zwei Tage später war man in Barcelona. Schon frühmorgens war ein großer Theil der Emigranten ausgeschifft worden. Etwas später stiegen die Passagiere der Ersten Klasse aus.

Herr Doktor Bürstenfeger und Carlos und Nikolas standen auf Deck. „Schade, daß wir nicht an Land können, weil das Schiff so kurze Zeit hält“, sagte Herr Doktor Bürstenfeger.

„Ist es denn in Deutschland nicht schöner als hier?“ fragte, tief enttäuscht, Carlos.

„Barcelona ist eine schöne spanische Stadt; freilich ist Dies hier von der Ferne aus schwer zu beurtheilen“, antwortete Herr Doktor Bürstenfeger.

„Aber Deutschland ist doch viel schöner?“

„Es wird Euch dort schon gefallen“, antwortetete Herr Doktor Bürstenfeger.

Jetzt stieg die schöne Dame mit den Purpurlippen in Begleitung eines jungen Exdeputirten aus Buenos Aires als Letzte in die unten wartende Barkasse. Unzähliges Handgepäck folgte. Die Barkasse stieß ab. Die schöne Frau sah Carlos und Nikolas oben an der Reeling stehen und warf ihnen zum Abschied Kußhände zu. Carlos und Nikolas winkten mit den Taschentüchern und schrien aus Leibeskräften: „Adieu, Adieu, auf Wiedersehen!“

„Schon gut, schon gut, jetzt hört mal endlich auf!“ sagte Herr Doktor Bürstenfeger ärgerlich und legte ihnen die Hand auf die Schulter . . .

Zwei Tage später, in der Frühe, fuhr die Lombardia in den Hafen von Genua ein. Beinahe alle Passagiere waren auf Deck. An der Reeling standen Herr Doktor Bürstenfeger und Carlos und Nikolas, neben ihnen das Handgepäck und die Kiste mit den Affen. Die Knaben dachten: Wie schön! Bald sind wir in Mufflingen! Herr Doktor Bürstenfeger murmelte: „Genua, Königin des Meeres, letzte große Station vor meiner Heimath!“

Im Zwischendeck standen, zwischen Koffern, Ballen und zusammengerollten Matratzen, die Emigranten, zum Aussteigen bereit. Ganz vorn an der Spitze

lehnte an der Reeling ein alter Mann. Vierzig Jahre war er von seiner Vaterstadt fort gewesen. Arm, wie er weggezogen, kehrte er jetzt wieder zurück. Die Lippen aufeinander gepreßt, blickte er schon lange auf das sich nahende Genua. Plötzlich breitete er die Arme aus; und laut weinend rief er, daß es über das ganze Schiff ertönte: „Genova, mia Genova!"

Auf den Hafendocks spazirte Fräulein von Pfuühls guter Bruder. In Angst und Sorge wartete er auf seine Schwester. Er wußte, daß sie sich dem Trunk ergeben hatte, und stand bereits mit einer Alkoholentziehunganstalt Mitteldeutschlands in Verbindung.

Rudolf Johannes Schmied.

Selbstanzeigen.

Der Wanderer. Gedichte. Julius Bard in Berlin.

Zweite Ausgabe; die der Verleger zu veröffentlichen den Muth hatte. Die erste erschien 1900 in zweihundert Exemplaren „auf Kosten des Verfassers" und blieb außerhalb des Kreises der Freunde unbekannt. Diese zweite Ausgabe enthält achtundzwanzig Gedichte aus den letzten sieben Jahren. Etwa eben so viele sind aus dem Buch entfernt. Verleger und Autor haben sich recht viel Mühe gegeben, eine einfache schöne Form für das Aeußere des Buches zu finden, Papier und Druck tadellos zu sehen und dabei gerade Das zu vermeiden, was Gedichtesammlungen ja heutzutage Hoffnung auf Käufer gewähren soll: alle anmaßliche, preziöse „Aufmachung". Für die Liebhaber sind einige Exemplare auf Bütten gedruckt und in Pergament gebunden worden. In vier dieser Exemplare, die alle den Holzschnitt des Innentitels in Handkolorit haben, habe ich ihn selbst kolorirt. Hier sind zwei Gedichte aus dem Buch:

Es grub sich nur tiefer der Abend
in uns, wie in brünstige Bäume,
die athmen und beben und glühen.

Am Weiher, der Beide uns blendet,
vorbei. Meine Hände zucken.
Dumpf hauchen die stieren Blumen.

Bis über unsere Schultern
hängen wie tausend Hände,
wie Hände auf uns die Zweige.

Da flammte plötzlich am Jähsten
vergoldet Dein schwüles Haar,
als wir im Schattengange

am Gitter standen und horchten,
wie im benachbarten Garten
gefangene Möwen schrien.

Ich esse von Deinem Mund
wie Früchte Deine Küsse,
der gewölbten Lippen Rund
wie eines Pfirsichs schwellende Süße —

muß in Deinen Mund einsinken,
trunken ihn austrinken,
wie einer Traube, einer sonnewarmen, schweren,
auf meinem Mund zerdrückte
süße tropfende Beeren.

Friedenau. Emil Rudolf Weiß.

Die weiße und die rothe Rose. Aus dem Nachlaß des Dichters Hans Joachim Baldus. Frankfurt a. M., Karl Fr. Schulz.

Zwei Bitten: Man halte es nicht für eine literarische Spielerei oder eine Nachäffung älterer Autoren, daß ich dieses Buch in die Form eines „Nachlasses" gekleidet habe. Ich mußte so handeln; denn was ich gab, habe ich überwunden und mich innerlich davon gelöst, indem ich das Erlebte niederschrieb. Zweitens: Legt an die beiden Rosen nicht den Maßstab von „Novellen" im landläufigen Sinn des Wortes. Worauf es mir ankam, war: die Auslösung lyrisch-melodiöser Stimmungen durch stilistische Mittel, durch subtile Naturschilderungen und die feinzügige Darlegung seelischer Zustände.

Frankfurt am Main. Friedrich Berthold Sutter.

Wenn die Saiten klingen. Gedichte. Verlag von Robert Keßler in Dortmund.

Mein Geleitwort:

Ein jedes Lied? Ein Blatt aus meinen Tagen,
Geschrieben ernst und still, oft glückberauscht;
Die einfach-schlichten Verse wollen sagen,
Was jedes Herz im Innern still erlauscht:
Von Leid und Schuld, vom Glück in Feierstunden,
Von Sehnsucht, die noch nicht sich heimgefunden.

Eine Probe:

Sei stolz.

Beug' Dich nicht zum Staub der Erden,
Wenn ein Größrer vor Dir steht,
Denk, zu Asche wird einst werden
Alles, was auf Erden geht.

Beug' Dich nicht im Lebensstreite,
Steh gewappnet wie ein Held.
Schwing' das Schwert an Deiner Seite,
Kämpfe wider eine Welt.

Wider eine Welt, die trüget,
Mit dem Schwert der Zuversicht.
Schlag' den Geist, der listig lüget,
Fall und stirb, doch beug' Dich nicht.

Hoch das Haupt und stolz erhoben,
Nur nicht wie die Sklaven knien!
Frei wie Adler, die da oben
Ueber hohe Berge ziehn.

Dortmund. Tilly Siemes.

Leute auf Böböla. F. Fontane. $2\frac{1}{2}$ Mark.

Einige Freunde der rothen Insel fragten mich, nachdem sie das Buch gelesen hatten, ob ich mit den Helden den englischen Gouverneur M. meinte und den Grafen B; und wollten in Jens einen alten Bekannten wiedergefunden haben von long, long ago. Und sagten, Alsen sei zum Verwechseln ähnlich mit Rickmers, der grinsend einem preußischen Rechnungrath erklärte, daß die Hummer vor dem Kochen geschlachtet würden; und Potter mit Rückens, der auf der Insel berühmt war wegen seines großen Fremdenbettes, in dem die längsten Gäste bequem schlafen konnten, weil eine Klappe ihnen erlaubte, die Füße durch das Gemäuer des Hauses ins Freie zu strecken. Aber ich dachte an meine Helden ja erst in zweiter Linie. Ich wollte den Zauber der Nordseeinsel malen, der mich berauschte, wie er Tausende berauschte: wenn die brüllende See den rothen Felsen schüttelte, wenn das Meer die Sonne verschlang und von dem ungeheuren Bissen bis in seine Tiefen erglühte; wenn über das Meer die Nacht sich senkte und mir ihre Märchen erzählte. Und aus diesem Zauber erwuchsen plötzlich Menschen; Erzeugnisse der merkwürdigen Insel. Menschen von so kraftvollem Egoismus, von so gesunder Rücksichtlosigkeit, von so göttlicher Selbstherrlichkeit, wie das Festland sie (ach Gott!) nimmer hervorbringt. Ein Jammer, dachte ich, diese Kerle den Binnenländern nicht vorzustellen; Denen, die nicht wissen, wie köstlich das salzige Meerwasser auf den Lippen schmeckt, denen der Seewind nie um die Nase wehte. Die Anderen aber, meinte ich, denken beim Lesen gewiß an Möwenjagd und an Makrelenfang; an Grete, die Gans, die (o Wunder!) durch den Umgang mit Menschen klug und weise geworden war; an den heiligen Felsen im Meer.

Königswusterhausen. Meta Schoepp.

Keusche Herzen.

Eine berliner Großbank hat mit feierlicher Emphase erklärt: „Wir befassen uns nicht mit Tages- oder Monatspekulationen an der Börse.“ Die Bank macht also zwar Effektengeschäfte, hält sich aber von Werthpapierspekulationen fern. Das wurde betont, damit der Hörer das artige Institut von den unartigen unterscheiden lerne. Nicht jede Finanzgroßmacht, die zwischen Behren- und Französischer Straße residirt, kann und will sich solcher Enthaltsamkeit rühmen. Muß eine Bank denn die Börsenspekulation ängstlich meiden? Oder möchte man, wie der Berliner sagt, nur so thun? Die Banken haben im vorigen Jahr ihr Hauptgeschäft durch die Börse gemacht. Ohne die giebts weder Emissionen noch Effektenhandel. In den Bilanzen sind die Reports und Lombarddarlehen auf steile Höhe gestiegen; das Effektenkommissiongeschäft hat die Provisionen aufgefüllt; und die Effektenkonten brachten Riesengewinn. Trotzdem wird, von erhabenem Thron, der Effektenspekulation die

gelbe Kapuze übergezogen. Das Hurenkleid, dem ein Moralischer ehrbar ausweicht. Man könnte übrigens aus dem Verhältniß zwischen dem Inhalt mancher Bankencirkulare an die geehrte Kundschaft und dem Tenor der erwähnten Bilanzpositionen allerlei werthvolle Schlüsse ziehen. Das Effekten- und Spekulationgeschäft, dem man mit wohlmeinenden Warnungen entgegentrat, hat sich im Bankenbetrieb ganz gut bezahlt gemacht. Kein gerade gewachsener und geistig gesunder Bankdirektor wird so thöricht sein, schaudernd sein Haupt vor der Effektengier des Publikums zu verhüllen; kein normaler wird erklären: „Ich will von den Wünschen der Effektenspekulation nichts wissen und bin nur für Preußenkonsols zu haben." Mit denen kann man ja (wie es geschehen ist) das Effektenportefeuille hübsch wattiren, um sich durch solches dem Himmel und der Hohen Obrigkeit wohlgefällige Thun von der Verdammniß für Report, Lombard und sonstige Vorschüsse loszukaufen. Wer aber behauptet, er sei der Tagesspekulation im Palais Hitzig stets fern geblieben, wird nicht gleich Glauben finden. Die Bankvertreter setzen sich doch nicht in die Parquetlogen des Börsentheaters, um das Publikum durch den Anblick ihrer Reize zu überwältigen; sind auch nicht nur da, um Cercle zu halten und den Ausfragern offene Geheimnisse in die langen Ohren zu senken. Sie passen auf, wie der Schießhund im Krautfeld; das letzte Stück der emittirten Papiere soll ja an den Mann gebracht werden. Das geht nicht immer so flink wie der Kram im Butterladen. Die „Betheiligungen" sind an einen bestimmten Besitz von Aktien geknüpft. Da kommts denn wohl vor, daß eine Bank durch allerhöchstihr Eingreifen den Kurs macht. Gewöhnlich bleibt solche Intervention kein Geheimniß; und mir ist nicht bekannt, daß ein ahnungloser Börsenmann (die Spezies giebts) von der Kenntniß solches Vorganges überrascht und in Ohnmacht gefallen wäre. Wer sich am Emissiongeschäft rege betheiligt, muß manchmal in die Kursbewegung eingreifen; es wäre kein Heldenstück, wenn er die Leute, denen er Aktien verkauft hat, mit ihren Kenntnissen sich selbst überließe. Wer sich auf bloße Vermögensverwaltung beschränkt, braucht freilich nicht in die Arena der Börse hinabzusteigen. Hat aber auch kein Recht auf den Rang einer Großbank. Vermögen haben alle Banken zu verwalten. Sie müssen die ihnen anvertrauten fremden Gelder (wie die Dresdener Bank in ihrem Geschäftsbericht so stolz sagt) zu brauchbaren Faktoren der Volkswirthschaft machen; ihre Ergiebigkeit wecken, ohne sie in Gefahren zu bringen. Das ist aber etwas Anderes als die Aufsicht über die Stiftungsgelder und die „Beschickung" des Effektenkontos mit Staatspapieren. Nur: man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen . . .

Die Banken haben dem Publikum den Vorrang auf dem Effektenmarkt nicht streitig gemacht. Sie brauchten den Leuten nur freie Hand zu lassen und dem Strom der Gewinne den Weg nicht zu sperren: dann füllten sich die Bankkassen und der Ladenhüter wuchs wieder zu vollwichtigem Werth. Dabei ist der Troß der Spekulanten von Schwindelbankiers mehr als je geschröpft worden. Die machten die Kurssprünge der Favoriten auf ihre Weise nutzbar. Sie verleiteten das Publikum zu Prämienkäufen. Der Laie kennt die Details des Prämiengeschäftes nicht; weiß nur, daß er im schlimmsten Fall nicht mehr als die Prämie verlieren kann. Das reizt den Unkundigen. Der unberechenbare Verlust schreckt ab. Das Risiko könnte doch schwerer zu tragen sein, als vermuthet wird. Anders ist es bei der Prämie. Da sieht der Spekulant die äußerste Grenze des Verlustbezirkes. Was hinter ihr liegt, kümmert ihn nicht. So läßt er sich zum Terminhandel verleiten und kauft Industriepapiere, die „totsicher" steigen müssen. Welche Wunder haben die bucketshops der Laura-

Aktie prophezeit! Heute ist das Papier auf sinkender Bahn und fällt am Ende noch in die Tiefe, wo die Aktie der Dortmunder Union allzu lange verkümmerte. Die Winkelbankiers, die nur vom Straßenraub leben (das Vermögen solcher Firmen hat oft in einer Hosentasche Platz), sorgen dafür, daß der Kunde, der ihnen auf den Leim ging, niemals einen Gewinn zu fordern hat. Die Prämie geht stets verloren, weil irgendein faules Papier den Nutzen, den die als Lockmittel dienenden Valeurs abgeworfen haben, aufzehrt. Und so fällt die Prämie dem „Bankier“ zu, der natürlich nie irgendeinen wirklichen Ankauf besorgt hat. Darf man die Banken für die Mitthäterschaft solcher Schnapphähne verantwortlich machen? Dann müßte man auch den Schlosser bestrafen, weil er den Geldschrank geliefert hat, dem der Einbrecher einen Besuch abstattet. Ein Bischen Gerechtigkeit, Gentlemen!

Die Ausschweifung der Effektenspekulation wird oft auch mit unbrauchbaren Waffen bekämpft. Man hält das Publikum für noch dümmer, als es ist, und glaubt, ihm jedes Versteckspiel zumuthen zu dürfen. Schlimmes hat sich im stillen Winkel der Kolonialantheile zugetragen. Da waren Hoffnungen von tropischen Dimensionen aufgeschossen. Diamanten? So leicht zu finden wie Kiesel am Strand. Der Messengerboy wußte über Lüderitzbucht, South African Territories und Südwest Bescheid. Grenzen schiens nicht zu geben. Die Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika kletterten über 2000 Prozent hinaus; die Shares der South African Territories kosteten einst 40 sh bei 20 sh Nominal. Dann brach das Unwetter herein. Die Antheile schrumpften um fast 800 Prozent zusammen; die Shares verloren 29 sh und ihren Protektor, Herrn Johannes Schlutius aus Karow (der plötzlich starb). Der „Stern von Südwest“ blinkt durch trübes Gewölk. Er leuchtet über Gerechten und Ungerechten und sieht auch auf den Staatskommissar, Herrn Geheimrath Göppert, hernieder. Herr Göppert folgte auf Herrn Hemptenmacher, der im Schoß der Kommerz- und Diskontobank ein behagliches Ruheplätzchen fand. Ihm war, in langjähriger Intimität mit der Börse, nichts Menschliches fremd geblieben. Er kannte die Schwächen und Vorzüge des seiner Obhut anvertrauten Institutes und hatte sichs schließlich abgewöhnt, eifernd Neues zu fordern, wo am Alten zäh festgehalten wurde. Geheimrath Göppert ist jung, von schönem Ehrgeiz beseelt und will die Börsensitten bessern. Er sah das Treiben im Winkel der Kolonialpapiere und beschloß, der vom Prestige der Börse zehrenden Spekulation ein Ende zu machen. Der Handel in Kolonialpapieren spielt sich im freien Verkehr ab. Die Einrichtungen der Börse stehen ihm nicht zur Verfügung; den Kurs der Kolonialwerthe, von denen nur wenige zum offiziellen Börsenhandel zugelassen sind, bestimmen nicht die Vereidigten Kursmakler. Da giebts also keinen einheitlichen Preis, sondern nur einen Kurs, der geboten wurde, und einen, zu dem Nachfrage war. Die meisten Zeitungen veröffentlichen diese Geld- und Briefkurse, mit ein paar erläuternden Bemerkungen, im Text des Handelstheils. Geheimrath Göppert möchte nun wissen, ob diese Art der Berichterstattung mit dem Paragraphen 43 des Börsengesetzes zu vereinbaren ist, der bestimmt, daß über nicht offizielle Börsengeschäfte Preislisten nicht veröffentlicht werden dürfen. Was eine Preisliste ist, sagt das Gesetz in Klammern: ein Kurszettel. Aber die Kommentatoren gaben dem Begriff der „Preisliste“ neuen Sinn. Natürlich den, den sie für richtig hielten. Der Börsenkommissar legte den Fall der Sechsten Strafkammer des Landgerichts I Berlin vor. Er brachte zwei Handelsredakteure auf die Anklagebank und behauptete, die von ihnen veröffentlichten Berichte über den Ver-

kehr in Kolonialwerthen seien Preislisten im Sinn des Gesetzes. Die Strafkammer, der die Beschäftigung mit Shares aus fernem Sagenland nicht recht liegen mochte, ließ die Prinzipienfrage unbeantwortet und sprach die Angeklagten frei, weil aus den veröffentlichten Notirungen nicht hervorgegangen sei, daß es sich um an der Börse abgeschlossene Geschäfte gehandelt habe. Nun bleibt Herrn Göppert der Weg nach Leipzig. Doch gegen die Spielseuche ist auch an der Pleiße kein Kraut gewachsen. Ob die Zeitungen über die Preise berichten oder nicht: einerlei. Das Kolonialpapier wird untergebracht, selbst wenn der letzte Hauch der Erinnerung vom Zeitungmeer verschlungen würde. Die Geschäfte werden dann eben im Bankkontor erledigt, wo der Kunde zahlen muß, was der Bankier fordert, oder nehmen, was er ihm bietet. Dann erfährt man draußen nichts. Die Berichterstattung der Presse giebt wenigstens die Möglichkeit, die Bewegung der Kurse zu verfolgen; und die Beschäftigung der Zeitungen mit den Kolonialpapieren hat nur den Zweck, das gefährliche Terrain ein Bischen zu belichten. Sonst tappt das Publikum im Finstern.

„Wir sind keine fromme Stiftung, sondern ein kaufmännisches Unternehmen. Wo sich uns Chancen zeigen, greifen wir zu. Auf das Uebermorgen können wir nicht warten. Vielleicht hat das nächste Jahr ein ganz neues Gesicht und schließt uns die Quellen, die jetzt noch fließen. Deshalb können wir auf Tradition und Sonstiges nicht Rücksicht nehmen." Das klingt anders als die schamhafte Abwehr des Gedankens an Börsengewinn. Einer der Besten unter den Meistern gabs mir als Text mit auf den Weg. Ins Gedankenbild schob sich die Gestalt Georgs von Siemens. Am zehnten März feierte seine Bank den vierzigsten Geburtstag. Der weist den Weg ins Schwabenalter; aber die Jubilarin brauchte diesen Grenzstein nicht, um weise zu werden. Sie wars schon vor dem Vierzigsten. Vor mir liegt der erste Geschäftsbericht des Institutes, der mit den Worten beginnt: „Die Deutsche Bank ist durch das unter dem zehnten März 1870 Allerhöchst genehmigte Statut vorläufig mit einem Grundkapital von 5 Millionen Thalern, bestehend in 25 000 Aktien zu 200 Thalern, gegründet und hat sich die Aufgabe gestellt, Bankgeschäfte aller Art zu betreiben, insbesondere die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland, den übrigen europäischen Ländern und überseeischen Märkten zu fördern und zu erleichtern." Hat sie diese Aufgabe bewältigt? Der erste Gesammtumsatz betrug 79 780 954 Thaler, der letzte 101 000 Millionen Mark. Die beiden Ziffern sagen das Wichtigste über das Schicksal der Deutschen Bank. Aus dem kleinen Miethlokal in der Französischen Straße, das die Anfänge des Institutes barg, erwuchs ein Prunkbau, der ein ganzes Häuserviertel umfaßt. Hier strömt das Kapital aus allen Theilen der Erde zusammen; von hier aus wurde dem deutschen Kaufmann der Weg ins Ausland gebahnt; hier ruhen starke Wurzeln der deutschen Kraft. Diese Bank darf heute stolz an die Denkschrift erinnern, die ihre Begründer „an den Kanzler des Norddeutschen Bundes, Herrn Grafen von Bismarck" richteten und in der sie sagten: „Der Gedanke, an dieser hohen Stelle Rechenschaft abzulegen von der Grundidee der künftigen Gesellschaft, hat sich namentlich deshalb aufgedrängt, weil sie die Ehre in Anspruch nimmt, ihren Ausgangspunkt aus der Neugestaltung der nationalen Verhältnisse genommen, ihren tieferen Sinn aus der Gründung eines im Weltverkehr unter der Schutzmacht des Norddeutschen Bundes und des Zollvereins einig und stark dastehenden Deutschlands geschöpft zu haben."

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. März 1910.

Lueger.

Wien im Mai. Abends, unter ergrauendem Himmel, lockten und schluchzten gestern in dem stillen, feinen schönbrunner Park die Nachtigalen so innig, daß der Lauscher wähnen konnte, ein Chor von Dryadenseelen rufe aus ungeduldiger Mädchensehnsucht nach bräutlicher Lust; daß der aus lieblicher Hofmythenwelt Heimkehrende, wenn ihm der Ruch der müden Großstadt plötzlich in die verwöhnten Nüstern qualmte, aufschrak, als sei er von der im Mondsichellicht gleißenden, blitzenden Spitze eines über Märcheneilande hinragenden Kristallthurmes in die tiefste Pfütze eines Färbergrabens gestürzt. Der Morgenwind, der die Sonne hurtig aus den braunen, grauen, rothen Schamschleiern schälte, hat die häßlichen Dünste verweht, die am Feierabend, wie nach dem Dienstschluß aus einer Kaserne, in Schwaden aus den Industriestraßen aufsteigen. Im Lenzlicht funkelt der Ring; zittern Schneebälle und Fliederbüsche, Veilchen und Maiglöckchen leis, als schlürfe ihr Kelch in keuscher Wollust die Sonnenwärme. Vom Hotel Imperial bis an die Votivkirche: ein duftender Garten. Ward hier ein Fest bereitet? Vor dem Eingang in den Burghof umflattern Fahnen, umblühen Glashausgewächse eine ansehnliche Ehrenpforte. Offiziere im Paraderock werden sichtbar und der Kärntnerring dröhnt von Soldatentritten. Der Deutsche Kaiser kommt; Wilhelm kommt nach dem Semester des Serbenärgers zum ersten Mal wieder in die Hofburg: und soll sehen, daß man ihn als den in dunkler Stunde bewährten Freund willkommen heißt. Doch was ringsum den Blick labt, ist nicht für einen Festtag ersonnener Putz; ist das Alltagskleid, das die Wienerstadt unter dem Wonne-

mond trägt. Grüne Flächen zwischen dem schimmernden Weiß und dem noblen Grau der Paläste; ein Blumensaum unter jedem Fenster des Rathhauses; Blumenkörbe selbst an den schlanken Eisenschaften, von deren Höhe das Bogenlicht auf die Straße prallt. Diese Stadt braucht sich nicht mit theurem Schmuck zu behängen, nicht mit künstlich gewonnenem Wohlgeruch zu besprengen; ein Kränzlein ins Haar, zwei Knöspchen vors rundliche Brustgewölb: und sie ist, wie eine in sauberer Jugend prangende, auch bei der Hausarbeit zierlich gekleidete Frau, noch für Imperatorenbesuch schön genug. Solches Stadtbild hat des Nordländers Auge kaum irgendwo je erschaut. Nirgends diese Fülle hübscher, fröhlicher Menschen, die immer Zeit zu haben scheinen und denen man anmerkt, daß sie gefallen möchten. Hier wird Wein getrunken; ist das Gebirg nah; mordet das Uebermaß hastiger Arbeit nicht die Freude am Leben. Hier ist schon Orient. Die Luft singt davon und dem Wanderer begegnet mancher Levantinertypus. Der Vorhof des Orients; eines gründlich gesäuberten, civilisirten, ohne träges Geräkel, Fäulnißgestank, Pestilenz. Leicht kanns nicht gewesen sein, diese verträumte, verspielte, verliebte, verzärtelte Menge, diese lässig elegante Oberschichtmenschheit an straffe Ordnung zu gewöhnen. Und Einen, der ihr solche Gewöhnung zumuthete, hat Frau Vindobona sicher nicht lieben gelernt... Die ersten Hofkutschen rollen über den Karlsplatz. Von den Stufen der Kirche, deren edlen Rhythmus Fischer von Erlach ersann, sieht man über die Massen hin, deren munteres Getümmel den Platz füllt. Keine Absperrung, kein herrisches Polizeigebot, das dem Volk die Feiertagsfreude vergällt. Wie ein Familienfest ists; keins von den großen, durch die der Jubel braust, doch eins, das Jeder gern immer wieder erlebt. Volk und Regirung sind hier nicht durch finsteres Mißtrauen, wie durch einen Nebel ausdünstenden Graben, von einander getrennt. Kleidsame Uniformen. Goldtressen. Prächtig aufgeschirrte Pferde. Grüne Federbüsche, die in der Sonne leuchten wie junges Laub unterm Mittagsstrahl. Ein Summen kommt näher, wird lauter; wird nirgends zum Geschrei. Kein Jauchzen: ehrerbietiger Gruß nur empfängt und geleitet die beiden Kaiser. Sacht zerrinnt nun die Welle. Die Namen beliebter Erzherzoge und Erzherzoginnen werden genannt. Minister, Generale, Hofwürdenträger nur flüchtig gegrüßt. Jetzt aber steigt in der Ferne die Brandung. Schwillt das Summen zur Festkantate, in der ein Frauenchor mit frommer Inbrunst das Hauptthema singt. Tausend Häupter entblößen und neigen sich. Aus einem einfachen Wagen dankt ein in ernstes Schwarz gekleideter Mann; der schlichteste im langen Zug. Haar und Bart fast völlig grau; der Kopf, wie eines Erschöpften, vornübergebeugt. Ihn aber grüßt das Herz, grüßt nicht nur

Scheitel und Mund dieser Schaar. Wer ists? Der Gefragte blickt erstaunt auf; wie aus weltferner Andacht. Giebts am Fuß des Wienerberges denn wirklich Leute, die Den da nicht kennen? Oder will ein Fremder uns etwa frozzeln? Einerlei. Aus stolzer Ruhe kommt die Antwort: „Das ist der Bürgermeister.“

Der Bürgermeister? Der hat in Hofschauspielen sonst keine dankbare Rolle; Komparse. Auch wo er nicht, wie bei uns, fröstelnd oder schwitzend mit seinen Rathsherren die Galakutsche erwarten und neben einem wiehernden Pferdekopf dann sein Grußsprüchlein hersagen muß. Die Gaffer beachten, die Reporter erwähnen ihn kaum. Dr. Karl Lueger war, wo er sich zeigte, eine Hauptperson; konnte, auch wenn sein Rang ihm an der Schloßtafel einen schlechten Platz anwies, wie Bismarck sprechen: „Wo ich sitze, ist immer oben.“ Und wären drei Kaiser zugleich nach Wien gekommen, jeder mit seinem Gemahl und mit großem, bestirnten Gefolge: der Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt hätte, als Herr des Hauses, das die Gäste betraten, dem Blick aller Wiener stets im Vordergrund gestanden. Herr dieses Hauses war er; wie Keiner vor ihm. Alle beugten sich seiner Herrschaft und Alle lernten ihn lieben. Alte Chroniken berichten von solcher Glorie der Bürgermeisterschaft. Unserer Zeit ward sie fremd; nur im Wien Luegers noch einmal Ereigniß. Dieser Bürgermeister war der Führer der im Reichsrath, im Landtag, im Gemeinderath mächtigsten Partei; ein Redner von unübertroffener Schlagkraft; in jeder Volksversammlung, an jedem Schänktisch der witzigste Kopf; der populärste Mann in den Königreichen und Ländern Franz Josephs; und ein Verwalter, wie Habsburgs Völker nicht oft einen sahen. Das konnte genügen. Doch diesen von Persönlichkeit Strotzenden, dessen Wesenston sich von jedes Anderen deutlich abhob, krönte das Glück noch mit seinem schönsten Geschmeide: mit dem Strahlendiadem einer Güte, unter deren wärmendem Widerschein die härteste Herzrinde barst und die dem so Begnadeten die Gegner, Todfeinde selbst mählich versöhnte. Bürgermeister? Statthalter in, Herzog von Niederösterreich durfte man ihn nennen. Eine Großmacht war er; eine, deren Wink ein starkes Heer ins Feld stellen kann. Wie ein Fürst hat der allem Pomp Abholde zehn Jahre lang geherrscht und gethront; und wie den geliebten Vater und Herrn haben die Stadtgenossen ihn an einem lichten Märzmittag nun bestattet.

Ein Glücklicher. Einer, der seinen Traum leben durfte. Und der erst im Glück zu höchster Wesenspracht aufblühte. Als der Name des vierzigjährigen Hof- und Gerichtsadvokaten bekannt wurde, hieß es: Ein Streber, der schon in allen Glaubensfarben geschillert hat und dem jedes Bekenntniß feil ist; gestern mit Kronawetter, heute mit Schoenerer, morgen vielleicht mit Hohenwart und

übermorgen mit Denen, die in dem von Vogelsang geschaufelten Minengang gegen die Grundmauer des Gesellschaftbaues vorrücken. Ein nach Beute hungernder Demagoge. Nicht ungefährlich. Er ist fleißig, sieht gut aus, kann donnern und spaßen, schmeicheln und rücksichtlos schroff sein, spielt den Urwiener und amusirt die Leute. So sah ihn des Feindes Auge. Und seit er mit lauter Lunge gar zum Krieg wider Sems Söhne rief, ward er zum Abschaum der Menschheit geworfen. Daß die Bedrohten sich wehrten, war begreiflich; unklug nur, daß sie den Angreifer wie einen Wicht behandelten. Lueger hatte sich, wie hitzige Jugend so oft, in den Aberglauben an die Allheilkraft der Demokratie verrannt; hatte, wie Hunderttausende unter dem Eindruck der Slavengefahr, von einem Großdeutschland geträumt, dem auch die Länder der habsburgischen Krone wieder angehören würden; und war im Lauf der Jahre konservativer Staatsauffassung näher gekommen. Nur Tröpfe konnten ihn drum schnöden Gesinnungschachers zeihen. Aber er war für die „Gleichberechtigung aller Konfessionen“ (von Rasse sprach man damals noch selten) eingetreten, hatte mit Juden als Freunden verkehrt: und schrie nun, Israel sei der Erzfeind und müsse entwaffnet, entmachtet werden. Weil er wähnte, solches Geschrei könne ihm auf die Höhe helfen? Das schien undenkbar; dem aufgeklärten Kapitalistenfreisinn der Sieg gesichert. Ein Streber hätte sich dem Liberalismus angelobt, dem volksthümliche Führer zu fehlen anfingen. Hat Lueger die Juden je gehaßt? Er fand sie, trotz schlimmer Nachwirkung der Gründerjahre und des Kraches, zu mächtig, den Einfluß ihres Geistes in alle Kraftquellen des Reiches zu groß; fand ihr Wirken da besonders unheilvoll, wo sie in Magyarenvermummung Oesterreichs Rechtsanspruch zu schmälern trachteten. Wohin gerathen wir, wenns noch lange so weiter geht? Ungarn, Böhmen, Galizien, Istrien; Magyaren, Czechen, Polen, Rumänen, Ruthenen, Slovenen, Serbokroaten, Italiener. Das Reichscentrum fast schon der Herrschaft eines fremden, rasch wachsenden Stammes unterthan, dem die Erhaltung unserer alten Volksart nicht Lebensnothwendigkeit ist. Alle Autorität, seit Königgraetz und erst recht seit dem Krach, bespöttelt. Die Gebildeten Skeptiker oder Raunzer, von deren Lippe nur höhnische Scheltrede über Oesterreich fällt und die Gottlosigkeit Ehrensache, frommer Glaube lächerlich dünkt. Ringsum strecken und stählen sich die Nationen, sondert jede sich von der Nachbarschaft; und der deutsche Oesterreicher soll sich selbst aufgeben und nur in unersprießlichen Kämpfen gegen die Czechen noch den Blinkschein seiner Würde wahren? So mochte Lueger denken. Muß Jeder denn, der die Ueberzeugung nicht aus dem Modewaarenhaus bezieht, ein schäbiger Geselle sein? Der „schöne Karl“, der blonde Tribun mit dem hellen Blick und der männlichen Haltung,

war gewiß immer naiv; glaubte im Herzen stets, was sein Mund sprach. Laßt Euch nicht länger ducken, rief er, entringt Euch erschlaffender Zagheit und lernt endlich wieder den Muth, gläubige Katholiken und zuversichtliche Oesterreicher zu sein. Solcher Wandlung hättet Ihr Euch nicht zu schämen; dürftet stolz Euch ihrer rühmen. Wo er zum Wort kam, sprach er so. Und von seinem Feuer fielen Funken in ausgedörrte Hirne. Der hat studirt und ist doch fromm geblieben! Der glaubt an Oesterreich und meint nicht, daß aus uns nie wieder was Rechtes werden könne! Der fürchtet sich nicht vor den wiener, prager, budapester Juden und verheißt den Bedrückten, den Kleingewerbetreibenden und Bauern, daß sie bessere Tage sehen werden; wenn sie sich zur Einigung aufraffen und gemeinsam gegen die goldene Zwingburg vorrücken. Der liebt sein Vaterland und seinen Kaiser und bläst uns dennoch nicht, wie andere Patrioten, am Schluß jeder Rede den Radetzkymarsch. Dr. Karl Lueger wird der Liebling des niederösterreichischen Volkes. Bischöfe preisen ihn als den Retter aus gottloser Noth. Grafen und Greisler, Erzherzoginnen und Heimarbeiterinnen huldigen ihm. Seine Partei wächst zu unwiderstehlicher Wucht. Fünfmal wählt der Gemeinderath ihn zum Bürgermeister. Nach der vierten Wahl entschließt Franz Joseph sich zur Bestätigung; bittet den allzu Populären aber, auf dem Posten des Vicebürgermeisters noch ein Weilchen zu warten. Der Kaiser bittet; noch ein Bischen Geduld! Im April 1897 ist Lueger der Herr von Wien.

Das Bürgermeisteramt hatte er erstrebt. Danach gelangt wie ein Prätendent nach der Krone, für die er sich geboren weiß. Warum der Führer der Christlich-Sozialen ein so grausamer Kritiker der liberalen Stadtverwaltung war? Weil er fühlte, daß er das städtische Geschäft viel besser leiten könne; und weil das Bewußtsein solcher Ueberlegenheit (denkt an Bismarck in der Aera Schleinitz) immer zu hartem Urtheil stimmt. „Da ist ein Platz, auf dem ich Nützliches leisten, für meine Landsleute Dauerbares schaffen könnte: und ein Stümper macht sich drauf breit.“ Täglich erneut sich die Pein solcher Erkenntniß; allmählich wächst die Angst, der Alternde werde das Ziel nicht mehr erreichen. Wer bliebe, mit pochenden Pulsen, da mild? Bettete sich, nach der Anwendung arger List noch, nicht getrost in die Zuversicht, daß dieser Zweck jedes Mittel heilige? Lueger hat vielleicht gar nicht geahnt, daß er manchmal mit Waffen kämpfte, die das Kriegsrecht gesitteter Völker verpönt. Er gab sich, wie er war, mit den Malen und Runzeln der Menschlichkeit, und empfand nicht, daß er im Drang oft unreine Kräfte in den Dienst reinen Strebens stellte. War er nicht im Nothwehrrecht? Zauderte die Feindschaft etwa vor der Wahl unsauberer Waffen? Der schöne Karl verschwendete sich. War überall, wo Wiener zusammenkamen, zu sehen, zu hören. Hatte ihres Willens

Neigung erspäht und sich in ihre Wünsche eingefühlt. Wodurch war Ulrich Megerle als Abraham a Santa Clara berühmt geworden? Durch derben Witz, der mit Scherz und Schwank die Bußpredigt würzte. Was hatte dem Kaiser Franz, trotz den Niederlagen auf dem Schlachtfeld und am Diplomatentisch, trotz dem Ruf reaktionärer Gesinnung sogar, die Herzen der Menge erobert? Daß er, all in seiner Majestät, sich nicht schämte, die Weise zu pfeifen, für die dem kleinen Mann der Schnabel gewachsen war. Marengo, Austerlitz, Wagram, die Friedensschlüsse von Luneville, Preßburg, Wien, der Zwang zum Verzicht auf die Krone der Deutschen Kaiser und die Mitschuld an den Schnüffelkünsten der Heiligen Alliance: dem prunklos Lebenden, mit Bewußtsein Leutsäligen, der mit den Unterthanen in ihrer wienerischen Mundart plauschte, ward Alles verziehen. Megerles Talente und Franzens System schienen in Lueger vereint. Die Beiden hatten ihre niederösterreichische Menschheit gekannt Die vermag nicht zu athmen, wenn stets Wolken über ihr hängen und das Sünderglöckchen sie Tag vor Tag zu Buße und Reinigung ruft; die wird von fleischlosen Dogmen und dürren Abstraktionen nicht satt. Den Hofprediger aus dem Barfüßerkloster hätte die furchtlose Wahrhaftigkeit seines Wesens sammt der frommen Menschenliebe, die das strenge Antlitz des Mahners entrunzelte, nicht zum populärsten Mann Wiens gemacht. Durch Witz und Sprachkraft wurde ers; durch die Urwüchsigkeit der von derbem, Lachlüsternen willkommenem Spaß und von heiteren, lustiger Erinnerung trächtigen Vergleichen überquellenden Rede; durch die Kunst, das Volksthum am Brennpunkt des Willens zu kitzeln; durch den schlauen Entschluß, nicht in der düsteren Gluth zorniger Strafpredigt, sondern im Sprühfeuer des Humors die Seelen zu läutern. Lest Abrahams Erzählung vom Erzschelm Judas, seine Weissagung „von Glück ohne Tück", denkt der Ueberlieferung von Franzens Patriarchenpose: den rückwärts Blickenden wird Manches an Luegers Art erinnern. Der Wiener will keinen starren Cato, keinen steinernen Roland; will Helden, die ungefähr aus dem selben Stoff und von dem selben Format sind wie er selbst und die er sich auch beim Heurigen, beim Pilsener oder Schwechater vorstellen kann. Wenn der Doktor Lueger in den heißen, verrauchten Sälen der Vorstädte redete, hatte er nach dem dritten Satz alle Herzen gefangen. Ein Studirter, der den Dampf und Stank der billigsten Regiecigarren nicht scheut und mit fühlbarem Stolz die Sprache des Volkes spricht. Einer, der höllische Energie hat und doch munter ist wie der übermüthigste Schnurrenersinner. Der den Mächtigsten nicht schont und den Einfältigsten Tröstliches sagt. Den Leuten niemals die Mühsal unbequemer Wesensänderung zumuthen wird. Fröhlich und fromm, wie sie sind, sollen sie bleiben; nicht mit modischer Lehre,

die im nächsten Lenz ja doch wieder aus den Schaufenstern verschwinden wird, das Hirn belasten; lachend Jedem die Zähne zeigen, der sie Phaiaken und Schalanterspossen schilt. Wir sind wir; und können uns überall sehen lassen. Griesgrämige Stubenmümmel und naseweise Judenbuben, Professoren und Schmocks sagen uns, daß wir zu nichts Rechtem taugen, daß wir träg auf Ererbtem hocken und Oesterreich nicht vorwärts kommt? Daß wir nicht dem Priester mehr, nur noch dem Zeitungmacher gehorchen sollen? Fällt uns nicht ein. Wenn die Hoffnung bisher nicht gesättigt wurde, sind Die dran schuld, die so lange an der Schüssel saßen und noch immer die fettsten Bissen beschmatzen. Sollen uns endlich heranlassen: dann werden sie ihr blaues Wunder erleben. Nein: ein schwarzgelbes. Wir brauchen gar nicht die Farbe zu wechseln, um in der Welt wieder was zu gelten; sind für solchen Wechsel um keinen Preis zu haben. Das glitzert und prasselt. Raketen, Leuchtkugeln, Sonnen. Und über den beizenden Tabaksqualm legt sich mit linder Süße ein Weihrauchwölkchen.

Lueger hat Oesterreichs Volk wieder an Oesterreich glauben gelehrt. Das vermochte nur Einer, der an sich selbst glaubte und sich selbst dennoch nicht als den einsam über Flachland hinragenden Gipfel sah. Während ringsum die Literaten flennten, mit der Habsburgerherrlichkeit sei es aus, während sie wimmerten, Oesterreich müsse in Unfreiheit versiechen, in Pfaffenknechtschaft vermodern, gleite, ohne zu rascher That tüchtige Männer, ohne zu fester Organisation reife Massen, in den Morast mählicher Verschlampung, zeigte der eine Mann, was an Energie, an Willen zu nützlicher Leistung selbst aus dem Gewimmel der Analphabeten zu holen war, und ließ zum ersten Mal wieder ahnen, welche Fülle politischer, zu Verwaltung und Führung berufener Talente in dem deutschen, monarchischen, der Kirche in blinder Treue ergebenen Oesterreich wuchs. Der als Kneipendemagoge Verschriene entpuppt sich auf dem Stuhl des Bürgermeisters (den häßlichen, steifen Titel „Oberbürgermeister“ kennt Oesterreich nicht) als einen Organisator und Verwalter von genialischer Weitsicht und skrupelloser Entschlußkraft. Er sorgt für die Gesundung der Stadt; für eine blühende, duftende Schärpe, die ihren Leib mit Wäldern und Wiesen gürtet, ihrer fernsten Zukunft noch Licht und Luft sichert. Wahrt und weitet, wo ers irgend kann, jeden grünen Fleck zwischen den Steinmauern. Läßt Gärten und breite, helle Plätze anlegen. Von den Fenstern des Stadthauses und von den eisernen Trägern der Elektrizitätkraft Blumen herabwinken. Merks, Wien (nach dem Wort Abrahams a Santa Clara); halte Dich jung und hübsch und versäume, in Deiner Monumentalsucht, nicht, das für die Gesundheit der Kinder und Enkel Nothwendige anzuschaffen. Eine zweite Hochquellenleitung soll Euch, soll ihnen reines und schmackhaftes Wasser spenden. Die Stadtbeleucht-

ung nun Kommunalpflicht, Kommunalrecht sein und nicht mehr einer fremden Kapitalistengesellschaft die Tasche füllen. Der Wiener darf die beste Straßen- und Gürtelbahn fordern: und soll sie haben. Dem Kleingewerbe mehrt Lueger die Möglichkeit, Kredit zu finden; modernisirt das Versicherungwesen; verpflichtet die Gemeinde, ihre Beamten und Arbeiter gegen Berufsgefahr zu assekuriren, in ihrem Weichbild die wirksamsten hygienischen Einrichtungen zu bezahlen, der Armenverwaltung ausreichende Mittel zu gewähren, Kinderheime und Seesanatorien zu gründen und ihre Toten, ohne Tribut an den Leichenschacher, selbst zu bestatten. Die Künstler klagen über den Staat, dessen Rückständigkeit und Kargheit sie darben läßt? Eine gute Gelegenheit, den Schimpfern zu beweisen, daß wir „Klerikalen", wir „Dunkelmänner" für die schönen Künste ein eben so offenes Herz haben wie die frommen Mönche, die der Menschheit die Pracht alter Kultur retteten; daß wir für die Kunst mehr thun als die liberalen Feinschwätzer. Luegers Machtwort schafft die Moderne Galerie; öffnet sie den verwegensten Talenten. Die Ueberfülle der Ausgaben bebürdet die Stadt mit allzu schwerer Zahlungpflicht? Unsinn. Ein paar Millionen sind flink gefunden. Lustig! Wien bleibt Wien. Und wird sich zu helfen wissen.

Der Stadtaufwand stieg auf zweihundert Millionen Mark im Jahr; stieg noch höher. Der Bürgermeister kürzte sich selbst den Sold; zwanzigtausend Mark: nicht einen Pfennig mehr wollte er haben. Einer, heißts, der nie dran dachte, den Beutel zu füllen. Und arbeitet doch wie Sems emsigster Sohn. Agitator und Geschäftsmann, Verwalter und Repräsentant. Alles in Allem. Läßt sich im Morgengrau über die Möglichkeit billiger Fleischzufuhr Vortrag halten. Hört Dezernenten und Petenten, die Häupter des Bürgerklubs und die Vertrauensmänner der Partei. Redet im Reichsrath oder im Landtag. Empfängt drei Dutzend Besucher und erledigt die laufende Arbeit. Präsidirt dem Gemeinderath und findet jeder Frage eine wirksame Antwort. Sitzt gleich danach beim Ministerpräsidenten und beräth mit den Führern anderer Parteien, wie dem Parlament der Weg zu ersprießlichem Thun zu bahnen sein könne. Abends ein städtisches Fest oder eine Sitzung des Wahlausschusses. Von dort vielleicht noch in eine Vorstadtversammlung. Nach Mitternacht, wenns sein muß, die Intimsten zu geheimem Kriegsrath vereint. Immer frisch, immer fesch und zu „Spasseteln" gestimmt. Nie müde, wenn die Stadtwürde Vertretung, wenn Gewissenspflicht Erfüllung heischt. Nie ein langweilender Pedant. Als Geheimer Rath und „Excellenzherr", der jedes Portefeuille haben kann, noch so einfach und derb gemüthlich wie einst im Rauch und Blak der Versammlungsäle von Margarethen. So mußte der Mann sein, der die Donauphaiaken in Ordnung zwang. Von heller Wesensfarbe; ohne Nervenschwach-

heit und verwundbare Hautstellen; schlau, energisch, arbeitsam, muthig zu allen Humoren und in seiner Männlichkeit von allen Grazien gesegnet; vom Wirbel bis zur Zehe ein Wiener. Lueger hat starke Helfer geworben: das Erzhaus, die Priesterschaft, den Hochadel, die Frauen. (Empfand er, daß in einem katholischen Land nur der Coelibat den Mann mit dem Prickelreiz des Unnahbaren weiht, als einen vom Nimbus stolzer Keuschheit Umleuchteten dem Vertrauen der Frauengemeinde empfiehlt, und nahm drum kein Weib?) Doch das Wichtigste hatte er immer sich selbst zu danken. Dem Zauber seiner Persönlichkeit, dem auch der Feind sich nicht ganz entzog. Dieser Antisemit wurde von den Juden bewundert (die schlagfertigen Witz auch in Germanengewandung nach seinem Werth schätzen und denen der Häuptling der Christlich-Sozialen nach einem Ausbruch höhnischer Wuth mit Schelmenzwinkern zublinzelte: „Gar so schlimm ists nicht gemeint!"); wurde von jüdischen Journalisten aller Zungen bejubelt, als er die internationale Zeitungmenschheit einst zum Festmahl ins Rathhaus geladen hatte. Durch Frohsinn, natürliche Wärme und unerkünsteltes Wohlwollen gewann er auch die Fremden, die ihm mißtrauisch nahten. Er sprach bald ja von Wien: und Alle fühlten in dem Agitator, dem Parteimann den gütigen Menschen; hinter den Igelstacheln das starke Herz eines deutschen Christen. Eines Germanen freilich; dem nie in den Sinn kam, Schmähreden und Backenstreiche in geduldiger Devotion hinzunehmen. Dieser Wiener hat seine Heimath geliebt wie der zärtlichste Sohn je die Mutter. Er brauchte keine Familie: hatte sein Wien. Das durfte er mit allen erreichbaren Waffen vertheidigen, mit allen ersinnlichen Ränken aus Fährniß retten. Dem mußte er, wie Kleists Hermann seinem Cheruskerland, freudig den Schein der Treue und Redlichkeit opfern. Was der Stadt frommte, konnte nicht Sünde sein. Leuchtenden Blickes sah Lueger die seiner Obhut Anvertraute, die ihm die Mutter, die Ehegefährtin, die Kinder ersetzte, zu neuen Prächten aufblühen. Ein Glücklicher. Einer, der seinen schönsten Traum leben durfte. Der mit der Wucht seines von einem großen Gefühl bedienten Willens alle Widerstandsversuche bezwang. Und starb, ehe die Volksgunst von ihm wich. Drei Jahre lang hat er gelitten; drei Jahre lang sich unrettbar verloren gewußt. Doch seinen Lieblingen wandelt der Himmel das Leid noch zum Glück. Die Krankheit adelt Luegers rasch ergreisende Gestalt; die stete Qual läutert den manchmal noch allzu groben Pritschenwitz des Hagestolzen zu väterlichem Humor. Milder tönts von der Lippe und vornehm erscheint, im Silberreif frühherbstlichen Martyriums, der Mann, der nur als ein aus tellurischem Stoff Gefügter doch zu werden vermochte, was er geworden war. Wien sieht den siechen Bürgermeister arbeiten, schaffen, lächeln, lachen sogar; ahnt, was es an dieser Kernkraft, die sich unter der

Sichel des Menschenschnitters noch rüstig aufbäumt, an dieser robusten, rastlosen Liebe verliert: und in Ehrfurcht, Mitleid, Angst doppelt sich das Dankbedürfniß der Gemeinde. Bis ins letzte Röcheln bleibt dem Sterbenden die Macht; dem längst fast Blinden die Gunst der Volksgenossenschaft. Aus Palästen und Dachkammern schleppt die Hoffnung Blumen herbei. Das letzte Aufgebot der Groller entwaffnet sich vor diesem Leidenslager. Jeder fühlt, was der Stadt da, dem österreichischen Nationalbesitz schwindet. „Lebt er?" Wochen lang ists in der Frühe die erste Frage. Gläubige Liebe harrt auf ein Wunder. Und als der schwarze Wimpel vom Rathhaus weht, stockt dieser Stadt unverkümmerter Lebenslust plötzlich der Athem; scheint das junge Grün welk und die bunte Frühlingsflora entfärbt. Landestrauer, die kein Befehl zu erzwingen braucht. Hunderttausende reihen sich ins Leichenspalier. Die Kränze häufen sich zum Gebirg. In der Stefanskirche kniet der alte Kaiser neben dem Erdenrest seines besten Dieners. Vom Haus Oesterreich kommt Diesem hier Dank. Von allen Thürmen dröhnt die Klage. Nie ward ein Bürger noch so bestattet.

Einer fehlte am Trauertag. Krankheit der Kinder hielt den Erzherzog-Thronfolger fern. Just an diesem Tag hätte Franz Ferdinand sich gern wohl den Wienern gezeigt. Die waren, seit er, statt des beliebten Weihbischofs Marschall, den Fremdling Nagl zum Erben des Kardinals Gruscha bestellt hatte, ein Bischen verärgert; trotzdem sie hörten, der jähzornige Herr habe dem Grafen Galen, der die wiener Stimmung so arg verkannt, sein Beichtkind so unklug berathen hatte, das bitterste Wort nicht erspart. Aus der Hofregion sickerte das Getuschel ins Thal. „Wird er als Kaiser nicht stetiger sein? Dann mögen die Günstlinge zittern. Beck, Aehrenthal, Galen: gestern im Glanz und heute im Dunkel!" Der um Lueger, den Freund Marschalls, Trauernde hätte sich die Schmoller schnell versöhnt. So mächtig ist dieser Bürgermeister noch auf der Bahre, daß ein Erzherzog, daß der Thronfolger wünschen muß, als ein dem Toten Getreuer vor das Volk der Hauptstadt zu treten.

Kann ein von überschwingender Liebe fast Vergotteter einen Nachfolger haben? Den Titel konnte Lueger, nicht die Macht einem Erben lassen. Karl der Glückliche starb so langsam, daß er Zeit hatte, das Haus der Stadt zu bestellen. Noch mit erblindendem Auge sah er manches Verwaltungtalent und manchen kräftig dem großen Muster nachstrebenden Willen. Doch nicht ein Haupt, das alle im Sturm erstrittenen Kronen zu tragen vermochte. Prinz Alois Liechtenstein, der kultivirteste und dennoch dem Herzen des Volkes nächste Führer der Heerschaar, ist ein unheilbar kranker Mann; Dr. Geßmann ein Organisator von ungemeiner Klugheit, aber nicht populär. Für die Partei werden sie, mit einem in guter Schule erzogenen Stab, redlich zu sorgen versuchen. Bürger-

meister? Nur ein schöpferischer Kopf würde hier nicht völlig enttäuschen. Lueger vermacht die Kette dem Dr. Weiskirchner, der sein Magistratsdirektor war und jetzt Handelsminister ist. Den hielt er für den würdigsten Erben. Der will aber nicht. Weil er Minister bleiben, Kabinetschef werden möchte? Weil er die Kleinarbeit des Agitators scheut und sich nicht entschließen kann, in überheizten, schlecht riechenden Sälen auf die Rednerbühne zu klettern? Weil Selbsterkenntniß ihn den Vergleich fürchten gelehrt hat? Einerlei. Er zaudert; nennt sich der Krone und der Reichsrathsfraktion noch hörig und bittet, ihn für mindestens zwei Jahre von der Pflicht zur Erbfolge zu entbinden. Für eine lange Frist also. Und gerade jetzt braucht die Partei, braucht die Stadt einen Mann, dem die Masse willig Vertrauen gewährt. Dem von Lueger zum Nachfolger Erkürten würde sies schenken. Jeder Andere ist gefährdet. Soll die Bürgermeisterschaft wieder zu einem unbeträchtlichen Verwaltungamt werden, für das ein in geschäftiger Würde alternder Figurant genügt? Dann wäre in Oesterreich, nicht in Wien nur, Wesentliches verändert. Einstweilen wird der stärkste Prätendent zurückgedrängt und einer vorgeschoben, unter dessen glanzloser Herrschaft die langende Ambition ans Ziel heißer Wünsche zu kommen hofft; und kein Massenschrei fordert mit inbrünstiger Leidenschaft die Vollstreckung des Testamentes, aus dem Luegers letzter Wille zu der Gemeinde spricht.

... „So gehts, wenn man sich in Personenkultus verliert und irgendeinen Volksgünstling zu groß werden läßt. Sinkt diese verehrte ‚Persönlichkeit‘ eines schönen Tages ins Grab, dann fallen die Adoranten von gestern über einander her und der ruhige Bürger, der nach der Arbeit was Gutes schmausen möchte, weiß nicht, wer Koch, nicht, wer Kellner ist.“ Solcher Gefahr ist das liebe Berlin nicht ausgesetzt. Das holt sich die Bürgermeister aus der Fremde und ist zufrieden, wenn die Importirten nach der Schnur wirthschaften und der Beamtenpflicht niemals fehlen. Famos, daß es in der Reichshauptstadt geglückt ist; sonst hätte man sich für Breslau oder Altona angeboten und wäre schließlich versauert. Im Rothen Haus gehts aus dem Vollen. Magistrat und Stadtverordnete lassen sich ungern mit neuen Ideen heimsuchen. Lobt die Bürgerfreiheit und preist den Segen der Selbstverwaltung: dann seid Ihr geborgen. Das Stadtbild verhäßlicht sich, aus den Wäldern werden Parzellen, für die Kunstpflege geschieht nichts. Doch die Straßen sind sauber, der Bodenwerth steigt und der fremde Herr, der Oberbürgermeister heißt, erledigt sein Dezernat mit pünktlicher Sorgfalt. Er wuchs nicht aus diesem Boden; soll er sich mit dem Herzen ihm angeloben? Berlin wird, mit all seinen Reizen, im Reich erst Liebe erwerben, wenn ein liebender Sohn das Schicksal der Stadt, deren Erleben er wie eigenes zu empfinden gewöhnt ward, mit starkem Schöpferwillen gestaltet hat.

Thierfabeln.

Christi Eselein und des Papstes Maulthier.

Das weiße Maulthier des großen Papastes Leo segnete das Zeitliche. Es erwachte aber sofort im Elysium, und zwar innerhalb des goldenen Gatters, das die hochseligen Gefilde des Pantheons von den Weideplätzen gewöhnlicher Sterblicher trennt. Sofort begann es, mit verklärtem Appetit die wonnigen Asphodelen zu fressen. Und sieh: wie an einem Gewittertage das Ende eines Regenbogens sich über Gras und Gebüsch hin bewegt, also bewegte sich ein strahlender, regenbogenfarbiger Kreis über Halme und Blumen je nach den Bewegungen seines Kopfes. Doch wunderte sich das Maulthier nicht sehr darüber, denn es war ein kluges Thier und begriff wohl, daß es eine Glorie um den Kopf bekommen hatte, wie ihm in der That gebühre. Auch war es nicht mehr, als was sich ziemte, wenn alle Thiere, an denen es vorbeikam, ihm huldigten, indem sie das eine Knie beugten.

Aber plötzlich sah es ein graues Eselein, um dessen Kopf und Ohren ein solcher Farbenreif strahlte, daß, mit diesem verglichen, seine eigene Glorie nur noch als ein Mondregenbogen erschien. Und wo das Eselein sich näherte, da knieten alle Thiere auf beide Vorderbeine nieder. Das hielt unser Maulthier nicht aus. Wuthschaubend ging es auf das Eselein zu und sprach: „Was soll Das heißen? Wie darfst Du Dich unterstehen, eine Glorie zu tragen, die meine in den Schatten stellt? Was fällt Dir ein, von diesen Thieren eine Huldigung zu verlangen, die noch ehrerbietiger ist als die mir gebührende?"

Das Eselein schüttelte die langen Ohren und antwortete: „Sei mir nicht böse! Ich kann ja nicht dafür. Es hat mich im Anfang recht erschreckt und ich weiß noch immer nicht, wie ich dazu gekommen bin und was es bedeutet."

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht", wiederholte das Maulthier spöttisch; „Das kann Jeder sagen. Wenn mich Jemand fragt, warum ich diese Glorie trage und solche Ehrenbezeugung erhalte, dann weiß ich darauf Antwort zu geben; und ich will es auch Dir erzählen."

„Ja, bitte, Gestrenger!" sagte das Eselein.

„Halts Maul und spitze Deine unverschämt langen Ohren! Also es geschah, daß von Norden her eine unzählbare Heerde wilder Pferde, die man die Hunnen nannte, mit Reitern Italien überschwemmte und verherte. Der ging ich in meinem ganzen Staat entgegen. Auf einer purpurnen Decke mit Goldfransen trug ich des Papstes Heiligkeit, mit der dreifachen Krone geschmückt, und vier scharlachrothe Kardinäle gingen neben mir her, um mich zu bedienen und die goldenen Zäume zu halten. Zu beiden Seiten schwangen die Priester Weihrauchgefäße und hoben Seidenbanner und Pilgerfahnen empor, während andere hinter mir feierliche Hymnen sangen. Das war ein Pomp, daß ich dachte, wenn uns die Hunnenpferde sähen, müßten sie sofort Kehrt machen und froh sein, mit heiler Haut über die hohen Schneeberge zurückzukommen. Aber so thaten sie nicht. Wir begegneten ihnen auf der großen Ebene des Po. So weit man blicken konnte, war nichts zu sehen als Pferde mit Reitern, die in eiserne Hemden oder auch in Thierfelle gekleidet waren. Der Erdboden erdröhnte von ihren Hufschlägen und die Luft zitterte von ihrem Wiehern, vom Geschrei der Reiter und vom Schall der Hörner, so daß man meine Hymnen gar nicht mehr hörte.

An ihrer Spitze aber schritt ein mächtiger schwarzer Hengst. Der hieß Atilla. Sein Reiter war so mit goldigen Schuppen über und über bedeckt, daß er aussah wie ein vergoldetes Krokodil. Aus seinen blutrothen Nüstern schnaubte dies furchtbare Roß Dampf und, wenn es in Wuth gerieth, sogar Feuer, das die Städte anzündete; darum stiegen auch Rauchsäulen auf, den ganzen Horizont entlang, und manchmal schlugen die Flammen empor und der ganze Himmel gegen Norden zu war schwarz. Wo aber seine Hufe getreten hatten, wuchs kein Gras mehr. Diesen Atilla kannst Du übrigens selber sehen, wenn Du auf die Wiese links, mit den großen Weißpappeln, gehst; denn dort grast er jetzt. Den Asphodelen schaden aber seine Hufe nicht und überhaupt ist er seit jenem Tag weniger furchtbar geworden.

Als wir nun in die Nähe des Ungethümes kamen, fühlte ich wohl, wie der Papst auf meinem Rücken zitterte; und die Kardinäle wollten mich zurückhalten, denn sie waren mit Recht um meine Sicherheit besorgt. Ich aber trat beherzt hervor und stellte mich ihm gegenüber und sah ihm fest in die Augen. Diesen ruhigen Blick erhabenster Majestät vermochte der schnaubende, stampfende Barbar nicht auszuhalten: er drehte sich alsbald, ging nordwärts zurück und ihm folgten die unzähligen Hunnenrosse. Also habe ich Italien und meine Ewige Stadt vor dem Untergang geschützt: und deshalb siehst Du mich mit Recht geehrt. Das war der große Tag meines Erdenlebens! Wer einen solchen Tag gehabt hat, lebt durch die ganze Ewigkeit. Aber das wirst Du freilich nicht verstehen können."

„O doch!" sagte das Eselein. „Ach, ich verstehe Dich so gut! Habe ich doch selbst solch einen großen, schönen Tag erlebt, den ich gewiß nie vergesse."

„So? Das wird was Herrliches sein! Aber warum erzählst Du denn nicht?"

„O, davon erzähle ich gern, wenn Du hören willst."

„Warum nicht? Ich habe gerade nichts vor."

„Du mußt wissen", hub das Eselein an, „daß ich in einer Mühle bei Jerusalem lebte, das eine sehr heilige Stadt ist."

„Ich weiß", sagte das Maulthier. „Nicht so heilig wie mein Rom, aber doch heilig genug. Was wars also mit der Mühle?"

„Die Mühle wurde von zwei blinden Maulthieren gedreht und ich mußte jeden Tag mit den Mehlsäcken nach Jerusalem traben; des Müllers Knecht setzte sich auf und schlug mich immer furchtbar mit seinem Stock und Das that so weh. Ich war mager, denn ich bekam nur wenig zu essen; und sein Stock hatte solche große Krasten. Das that weh! Dich hat man wohl nie geschlagen?"

„Als ich noch ganz jung war, ja. Das gehört zur Erziehung", versetzte das Maulthier mit Würde. „Na also? Was Du da berichtest, klingt nicht nach etwas sehr Großem."

„Eines Tages geschah es (ein Feiertag wars und ich graste hinter der Mühle, wo schöne Disteln wuchsen, die Artischocken glichen) . . ."

„Artischocken!" rief das Maulthier entrüstet. „Die essen bei uns die Kardinäle."

„Es waren auch keine richtigen Artischocken, aber sie schmeckten köstlich; ich habe nie solche Distelknospen gefressen."

„Ach so", lachte das Maulthier, „da haben wir also Deinen schönen Tag: ein leckerer Schmaus!"

„Nein!" fiel das Eselein erschrocken ein. „Ich erwähnte Das nur, weil an dem Tage Alles so wunderbar schien. Da kamen nämlich zwei Männer, die ähnelten

gar nicht des Müllers Knechten, und führten mich fort; bis zur Staße von Jerusalem. Dort standen noch mehr Männer. Einer von ihnen war sehr schön und mir schien, daß sein Gesicht strahle. Zu ihm wurde ich geleitet; er streichelte mich und redete sanft zu mir. Sonderbar! Ich hätte nie geglaubt, daß eine Menschenstimme so klingen könne. Das kitzelte mir im Ohr. Dann legten sie einen Mantel über mich und er setzte sich auf. Ach, wie leicht war er! Und so gingen wir nach Jerusalem. Dort waren alle Leute auf den Straßen, und wo ich ging, breiteten sie Kleider aus und wedelten mit Palmenblättern und sangen und jauchzten ..."

„All Das thaten sie Dir zur Ehre?" rief das Maulthier zweifelnd.

„O nein! Wie sollten sie mich ehren? Um des milden, schönen Mannes willen, den ich trug, thaten sies."

„So!" Das Maulthier schien beruhigt. „Na, und was dann weiter?"

„Ja, weiter ist nichts zu erzählen. Nachher kam ich wieder in die Mühle und wurde geschunden und schleppte mich zuletzt ganz zu Tod: mitten auf der Straße blieb ich liegen, und als ich zu mir kam, war ich hier. Und da hatte ich diesen Glanz um meinen Kopf und alle Thiere knieten vor mir. Das war mir schrecklich unangenehm, denn ich schämte mich so und den Kopf durfte ich anfangs gar nicht rühren; aber man gewöhnt sich daran. Nur möchte ich gar zu gern wissen, warum Das geschieht. Meinst Du, daß es vielleicht wegen des Tages von Jerusalem ist? Manchmal denke ich mirs; aber ich habe doch gar nichts gethan, ich habe mir kein Verdienst erworben wie Du. Was meinst Du?"

Keine Antwort kam und das Eselein durfte gar nicht aufsehen; das Grauthierchen erwartete, daß es das Maulthier hart anfahren, ihm wohl gar einen Fußtritt versetzen werde, denn es hatte gewiß sehr dumm gefragt. Als es sich aber endlich erdreistete, aufzublicken, war der Gefürchtete nirgends zu sehen. Und man sagt, das Maulthier zeige sich seitdem nie an Stellen, wo das Eselein grast.

Buddhas Pferd.

In den Thieren wie in den Menschen ist eine Ader, die zur Verehrung treibt. Dies zeigte sich, als in ihrem Elysium das Verlangen laut wurde, ein Thier möge heilig gesprochen werden und von allen Anderen gebührende Ehrenbezeugung erhalten. Zu diesem Zweck wurde im Pantheon eine Wahlversammlung abgehalten. Kandidaten waren: der Esel, auf dem Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt, das Kamel, das bei der Hedjira Mohammed aus Mekka trug, und das weiße Maulthier, worauf Papst Leo ritt, als er Atilla zum Rückzug zwang.

Man stritt hin und her. Plötzlich erhob sich über die bewegte Menge ein mächtiger Elephantenrüssel, trompetete laut und krümmte sich zu einem Fragezeichen. Der Löwe des Androkles, der das Präsidium hatte, ertheilte das Wort dem ehrwürdigen Elephanten Ratnapala und fügte gleich hinzu, daß nun wohl ein neuer Bewerber auftreten werde. „Denn wie mir eine Gazelle aus dem Heiligen Hain zu Benares, wo der Buddha seine erste Predigt hielt und das Rad der Lehre ins Rollen brachte, zuflüstert, wurde Ratnapala einst von bösen Menschen auf den Buddha gehetzt, ließ sich aber durch den Blick des Heiligen zähmen und starb bald danach aus Kummer, weil er den besten aller Menschen nicht mehr sehen konnte."

„Wohl bin ich Der", sagte der Elephant Ratnapala, „aber fern sei es von mir, eine solche Ehre zu begehren, da doch das heiligste aller Thiere ohne Zweifel Buddhas Pferd Kantaka ist."

Und so wurde beschlossen. Der indische Lokalpatriotismus entschied. Denn jeder Redner, der für Esel, Kamel oder Maulthier eintrat, wurde von den Elephanten übertrompetet und von den Tigern niedergebrüllt, zumal der Löwe, aus vetterlichen Gefühlen, die Tiger nie zur Ordnung rief. Kam Einer aber schließlich doch zum Wort, dann wurde er von den Schlangen ausgezischt.

„Wo ist aber Kantaka, daß wir ihn ehren können?“ fragte der Löwe.

Niemand wußte es.

„Kantaka zu finden, kann nicht schwierig sein“, sagte der ehrwürdige Ratnapala, „denn vor allen anderen Pferden ist er ausgezeichnet, das edelste Roß, das unser Indusland gebar: breitrückig ist er, mit quadratischer Brust, mit starker Mähne und langem Schweif, kurzhaarig und mit kleinen Ohren, hat Weichen wie die eines Hirschen und einen Kopf gleich dem des Papageienkönigs, mit hoher Stirn und klauenförmigen Nüstern, nach Drachenart schnaubend. Also ist das Roß Kantaka.“

Auf den Asphodelenwiesen Pantheons grasten viele edle Rosse, von dem braunen, breitstirnigen Bukephalos und von Caesars Pferd an, dessen Huf wie eine Hand gefingert war, bis zum Fliegenschimmel des Alten Fritz und zum weißen Araber von Waterloo; aber ein Thier, wie es der Elephant beschrieben hatte, war nicht da noch hatte je Einer davon gehört.

Nun meinte Ratnapala, das Roß sei gar nicht im Pantheon, sondern grase aus Demuth auf irgendeinem entlegenen Gefilde Elysiums unter gewöhnlichen braven Gäulen. So wurde denn das ganze Elysium, dann die ganze Unterwelt durchsucht.

Aber die Gazelle aus dem Heiligen Hain zu Benares erhob ihre kleine Stimme und machte eine hohe Versammlung darauf aufmerksam, daß Kantaka sehr wohl wiedergeboren sein könne; man müsse also auch die Oberwelt durchsuchen. Sofort wurden alle Pferde, die auf der Erde noch Verwandte hatten, beauftragt, sich mit dieser Sippe in Verbindung zu setzen. Daher kommt es, daß, wenn die Leute nachts ausfahren, die Gäule oft plötzlich still stehen und nicht weiterwollen. Denn sie werden von den Gespenstern ihrer Verwandtschaft ausgefragt.

Noch immer tagte die Versammlung im Pantheon. Sie hatte sich in Permanenz erklärt, bis Kantaka gefunden sei.

Da sprach der Löwe: „Ist Niemand hier, der uns nähere Auskunft über Kantaka geben kann? Damit würden wir in würdiger Weise die Wartezeit ausfüllen.“

Ein brauner Pudel meldete sich zum Wort.

„Ich ertheile das Wort dem Pudel Atman“, verkündete der Löwe.

Von dem heiligen Namen Atman (im Sanskrit das Selbst, das höchste Wesen) begeistert, riefen die indischen Thiere lauten Beifall. „Atman Bravo! Atman hoch!“ brüllte, trompetete und zischte es aus allen Ecken. Und der ehrwürdige Elephant Ratnapala hob den Hund in seinem Rüssel empor und setzte ihn auf seine breite Stirn, damit er, von diesem erhabenen Podium aus, von Allen leicht verstanden werden könne.

Und der Pudel Atman hub an: „Hochverehrliche συνηλυσιασται! Allerdings bin ich in der Lage, Ihnen sehr interessante Mittheilungen über das Pferd Kantaka zu machen. Denn ich erinnere mich noch, als ob es gestern gewesen wäre, wie mein hochseliger Herr, Dr. Arthur Schopenhauer, seinem jungen Freund, Herrn Bähr aus Dresden, die Legende erzählte. Dieser Bähr ist, wie mir ein Enkelsenkel aus Dresden mittheilt, kürzlich daselbst verstorben, als hochbetagter Justizrath, dem Meister und der Lehre treu wie ein Hund. Also es war eine späte

Nachmittagsstunde in der behaglichen Wohnung an der ‚Schönen Aussicht‘ (beiläufig sei hier die wirklich krämerhafte Pietätlosigkeit, daß ein Raum, in dem welterleuchtende Gedanken geboren wurden, zu einem gemeinen Laden gemacht worden ist, wie mich ein frankfurter Mops versichert, strengstens gerügt; da reicht eine Gedenktafel an der Wand nicht aus; die bekommt heute ja jeder Kathederesel. Wau!) Also in dem jetzt solchermaßen profanirten Raum erzählte mein Herr an jenem Nachmittag, der mir jetzt doppelt denkwürdig ist, wie der edle Prinz Siddharta, alias Buddha „der Erleuchtete“, mitten in der Nacht sein Pferd Kantaka sattelte und seinen väterlichen Palast in aller Heimlichkeit verließ, um als Einsiedler dem Elend des Lebens nachzudenken (denn es ist wirklich, wie sie sagen, ein Hundeleben!) und den Weg zu finden, der aus diesem Elend hinausführe. Dabei streichelte er ihm den Hals und küßte ihm die Nüstern, die, wie wir soeben von dem ehrwürdigen Ratnapala vernahmen, klauenförmig waren, und sagte: ‚Schon lange Zeit bist Du im Leben und im Tode da; jetzt aber sollst Du aufhören, zu schleppen und zu tragen. Nur diesmal noch, o Kantaka, trage mich von hinnen; wenn ich die Erleuchtung erlangt haben werde, werde ich Deiner nicht vergessen, sondern auch Dich erlösen.‘ O, sie ist schön, die heilige Legende vom Buddha, rief der Meister leuchtenden Auges, in tiefster Rührung, und zeigte mit lebhafter Handbewegung nach dem gerade von den letzten Sonnenstrahlen beleuchteten Buddhabild auf der Eckkonsole, dem Aergerniß unserer Haushälterin, Mamsell Schnepp, die ich oft angeknurrt habe, wenn sie auf unehrerbietige Weise dem Heiligen einen Wischer mit dem Staubbesen gab und ihn einen garstigen Götzen nannte. Wobei ich (dem principio ‚de mortuis nil nisi bene‘ folgend) nicht verschwiegen haben will, daß besagte Schnepp übrigens eine gute Person war, mich in meinen alten Tagen treu gepflegt und nicht einen einzigen der mir vermachten zweihundert Gulden unterschlagen hat, was bei einer Frauensperson viel heißen will. Auch weiß ich noch heute, wie sie weinte, als wir mehrere Jahre nach dem Nirwana des Meisters auf der Straße in Heidelberg, wohin wir übergesiedelt waren, Stadtrath Beck aus Frankfurt trafen, der, wie ich höre, noch im Fleisch ist und kürzlich das Goethefest mitmachte, und von dem Seligen sprachen. Ja, sie weinte, die gute Seele . . .“

Der Pudel Atman versank in Erinnerungen an alte Tage und schwieg.

In diesem Augenblick kam die Botschaft, die ganze Oberwelt sei vergeblich abgesucht (denn was dort hundert Jahre ist, Das ist im Elysium kaum eine halbe Stunde). Aber auch im Elysium war das Pferd offenbar nicht. Und eine große Enttäuschung bemächtigte sich der Versammlung.

Aber die Schlange, die einst Kleopatra aus dieser Welt befreit hatte und in die egyptischen Mysterien eingeweiht war, erhob sich auf dem Schwanz, blähte die Haube auf und spielte mit der geklüfteten Zunge, als ob ein Gaukler ihr Zaubermelodien vorflötete.

„Aspis Cleopatrae scheint uns eine Mittheilung machen zu wollen“, sagte der Löwe. Sofort trat Todesstille ein.

„Kantaka muß in der Götterwelt sein“, flüsterte die weiße Schlange. „Das hat ihm sein Herr versprochen.“

Sicher: so mußte es sein. Wie aber einen Boten nach der Götterwelt schicken? Nun war ein Adler da, der hieß Punikus. Das war der Adler, der einst zwischen den mit Palmen bewachsenen Dünen von Hadrumet mit dem neunjährigen

Hannibal gekämpft hatte und vom zukünftigen Besieger Roms erwürgt worden war. Selbiger war ein entfernter Verwandter von Jupiters Adler. Der bot sich nun an, die Fahrt nach der Götterwelt zu unternehmen.

Er flog neun Tage und neun Nächte und kam dann zu den lichten Höhen, wo die alten seligen Götter wohnen. Zunächst sah er fast nichts, denn der große Glanz blendete ihn. Der Adler Jupiters aber kam ihm freundlich entgegen.

„Lieber Vetter, was führt Dich herauf in die Götterwelt?"

„Ich bin ausgeschickt von der großen Wahlversammlung in Elysium", antwortete Punikus, „um das Pferd Buddhas, Kantaka, zu finden, das wir verehren wollen. Es muß sich hier in der Götterwelt aufhalten, denn es ist weder bei uns noch in der Oberwelt."

„Was ist mit dem Pferd Kantaka? Wie sieht es aus?" fragten zwei schöne Jünglinge, die dabei standen.

„Das Pferd Kantaka", antwortete Punikus, „ist das stolzeste Roß, das Indusland je gebar. Breitrückig, mit quadratischer Brust, Weichen wie die eines Hirsches und einem Kopf gleich dem des Papageienkönigs, mit hoher Stirn und klauenförmigen Nüstern, nach Drachenart schnaubend. Also ist das Roß Kantaka. Und als in der Nacht der Flucht sein Herr, der Prinz Siddharta, Kantaka sattelte, sprach er zu ihm und sagte: ‚Schon lange Zeit bist Du im Leben und im Tode da; jetzt aber sollst Du aufhören, zu schleppen und zu tragen. Nur diesmal noch, o Kantaka, trage mich von hinnen; wenn ich die Erleuchtung erlangt haben werde, werde ich mich Deiner erinnern und Dich erlösen.'"

„Ein schönes Pferd hast Du uns da geschildert", sagte ein Jüngling.

„Das muß man sagen, Kastor, und ein kluges dazu", sagte ein langbärtiger Mann, der sich, einen Dreizack in der Hand, genähert hatte. „Denn auch wir kennen zwar Pferde, zu denen man sprechen konnte wie zu Menschen, als da waren Xanthos und Balios, die Rosse des Achilleus, von denen das erste gar einmal selbst gesprochen und seinem Herrn den Tod vorausgesagt hat."

„Freilich sprach das Roß", bestätigte eine schöne Frau; sie saß auf einem goldenen Thron neben einem ehrwürdigen Mann, dessen schwarze Locken sich mit dem wallenden Bart mischten. „Xanthos sprach; ich selbst verlieh ihm die Kraft der Rede."

„So thatest Du, o Tochter des gewaltigen Kronos", antwortete der Mann mit dem Dreizack. „Doch was diese Helden zu ihren Pferden sprachen, war stets leicht verständlich und so waren auch die Worte des Xanthos, wenn auch voll von prophetischem Sinn. Was aber dieser Prinz seinem Pferd Kantaka sagte, versteht nicht einmal ich, ein Gott. Wahrlich: solch ein Roß möchte ich sehen."

Und ringsum nickten die Götter und murmelten beifällig; denn die Götter lieben alles Geheimnißvolle.

„Seid unbesorgt!" sprach ein herrlicher Jüngling, dessen Haar goldiger als Gold glänzte. „Ich schaffe Euch das Roß her; meinem Blick kann das Wunderthier nicht entgehen."

„So, lieber Vetter, nun bist Du geborgen", sagte der Götteradler. „Das war Helios. Der fährt jeden Tag mit dem Sonnenwagen und sieht Alles, was auf den Wegen der Menschen und der Götter ist. Und sieh: da kommt Ganymed mit der Nektarschale! Laßt uns trinken und uns gütlich thun!"

Und der Adler Punikus soff Nektar, bis alle Götter und Göttinnen vor

seinen Augen tanzten. Und er sprach mit seinem erlauchten Vetter von Rom und Karthago und von dem furchtbaren Hannibal. Er meinte, kaum eine Stunde sei vergangen: da stand der strahlende Jüngling wieder vor ihm und schüttelte seine goldigen Locken. „Sie haben Dir mit dem Pferd Kantaka ein Märchen aufgebunden“, sagte er. „Denn ich habe das Thier nicht gefunden.“

Dann legte sich eine dunkle Hand auf seine Schulter. Wie wenn der Mondschatten ein Stückchen von der Sonnenscheibe abschneidet: so wars, als sich diese Hand auf des Helios Schulter legte.

Der Adler Punikus blickte auf und sah eine große, seltsame Gestalt, dunkel wie die Nacht. Wie der Leib eines Pestkranken über und über mit Beulen besät ist, also war dieser nachtdunkle Leib über und über mit Augen besät und diese Augen blinzelten nicht; wahrlich, sie blinzelten nicht. Da erschrak der Adler Punikus, daß seine Federn sich sträubten. Denn wohl hatte er den stierköpfigen Baal-Moloch gesehen, wie er auf dem Khamonplatze zu Karthago vom Mittag bis zum Abend mit seinen ehernen Händen lebendige Kinder in seinen glühenden Bauch hineinschaufelte; und auch die syrische Artemis mit den hundert Brüsten und mit Lenden und Schenkeln bedeckt von allen Thierformen, die da laufen und kriechen und fliegen und schwimmen, und Anubis mit dem Hundegesicht; diese und noch viele andere furchtbare und seltsame Gottheiten hatte er in seinem Leben geschaut; Dieses hatte er sich aber nie träumen lassen.

„Du, Helios, kannst den Kantaka freilich nicht finden“, ertönte nun eine Stimme; die war nicht wie die eines Menschen. „Denn nur was von der Sonne aus sichtbar ist, siehst Du. Was in der Götterwelt wohnt, auf den Götterwegen sich rührt oder ruht, wirst Du gewahr. Ich aber sehe so aus und sehe auch anders aus. Denn mein feiner Leib ist der Aether, ist der Raum, der unbegrenzte, unermeßliche, und die unzähligen Sterne sind meine Augen. Was immer nur im Raum wohnt, was auf seinen Wegen sich rührt oder ruht, was dem Raum eingewebt, mit ihm verwachsen ist, bleibt mir nicht verborgen; was von den Sternen aus sichtbar ist, erblicke ich. Und so wahr ich Varuna heiße: das Roß Kantaka will ich ausfindig machen, weil es meinem geliebten Indusland entstammt.“ Also sprach diese Gottheit.

Dann flog der Adler Punikus wohlgemuth von dannen. Und als er Elysium wieder erreichte und im Pantheon ankam, wo die große Versammlung tagte, sprach er: „Ich bringe gute Botschaft. In der Götterwelt ist Kantaka freilich auch nicht. Aber seid getrost: die Sache ist jetzt in den besten Händen. Denn der große Gott Varuna, dessen Leib der Raum ist und dessen Augen die Sterne sind, hat versprochen, das Roß zu finden, und was im Raum ist, kann ihm nicht entgehen.“

— —

Die Versammlung tagt nicht mehr. Immer wieder wird die Unterwelt durchsucht, immer wieder die Oberwelt. Hoch vom Sonnenwagen hält Helios Ausschau auf allen Götterwegen und mit unzähligen Sternenaugen durchspäht Varuna den Raum. Kantaka aber finden sie nicht. Denn erlöst ist Buddhas Pferd.

Dresden. Karl Gjellerup.

Die Brommy-Brücke.

Nichts vermag das Bild einer Stadt eindringlicher zu charakterisiren als der Lauf eines Flusses. Der Fluß durchschneidet die Stadt, theilt sie in zwei getrennte, durch Brücken verbundene Hälften oder bildet die Grundlinie, auf der sich die Stadt in scharfumrissener Silhouette aufbaut. Die Uferstraßen ziehen sich als reizvolle Promenaden am Wasser entlang, das mit seinem lebhaften Schiffsverkehr dem Auge der Erholung suchenden Spazirgänger ständig wechselnde Ausblicke bietet. Die Brücken, die den Flußlauf überspannen, bilden wichtige Cäsuren im Stadtbild und werden ganzen Stadttheilen zu markanten Wahrzeichen. Stadt und Flußlandschaft verschmelzen zu eindrucksvollen Gebilden, bedingen einander und der Blick vom Wasser her auf die Stadt wird in vielen Fällen so typisch, daß gerade dieses Bild zuerst in der Erinnerung auftaucht, wenn der Name der Stadt genannt wird. Frankfurt, Dresden Danzig, Hamburg, selbst München sind ohne ihre Flüsse undenkbar. In Berlin kommt die in vielen schmalen Läufen und kanalartigen Armen die Stadt durchziehende Spree nirgends fast zu großer Wirkung. Einmal nur, zwischen Mühlendamm und Waisenbrücke, erweitert sich der Flußlauf zu stattlicher Breite und bietet mit dem an dieser Stelle besonders glücklichen Architekturbild räumliche Eindrücke von großer Schönheit.

Vermag die als Bauwerk belanglose Waisenbrücke durch die reichen, architektonisch wie landschaftlich werthvollen Ausblicke auf den Köllnischen Fischmarkt, den Inselspeicher und die Parochialkirche, auf das Märkische Museum und den letzten Neubau Ludwigs Hoffmann, das auf dem Platz der alten Waisenkirche erbaute Verwaltungsgebäude der Städtischen Gaswerke, als integrirender Bestandtheil dieses städtebaulichen Ensemble Bedeutung zu gewinnen, so fehlt dem Flußlauf schon oberhalb der Jannowitzbrücke wieder jede Möglichkeit, sich innerhalb des Stadtbildes irgendwie bestimmend zur Geltung zu bringen. Der Mangel an Uferstraßen und die geringe Breite des Wassers machen die Brücken zu indifferenten Verbindungstücken der Straßenzüge, zwischen die sie sich schieben, ohne an sich oder durch die Ausblicke auf die Flußlandschaft irgendwelches Interesse zu bieten. Und wenn selbst einmal ein langsam dahintreibender Lastkahn die Blicke der Neugierigen für wenige Minuten festhält, so gewährt der schmale Fahrdamm, auf dem die hastenden, einander ausweichenden Passanten sich stoßen, keinen angenehmen Aufenthaltsort.

Daß ein guter Brückenbau selbst einem gleichgiltigen Wasser Bedeutung geben kann, hat Alfred Messel mit dem Projekt der Brommy-Brücke gezeigt. Der Entwurf gehört zu den letzten, die der zu früh Verstorbene bearbeitet hat. Die nah dem Stralauer Thor gelegene Brücke ist neben Schinkels Schloßbrücke die schönste Berlins geworden und beweist aufs Neue die lebendige

Theilnahme, die Messel jeder Aufgabe entgegenbrachte. Er fand weder in der Natur der Landschaft noch in der städtebaulichen Situation irgendwelche Anregungen und folgte allein dem Programm des architektonischen Problems. Er überspannte den Fluß mit drei flach gewölbten massiven Steinbogen in monumentaler Rustikaquaderung und gab dem Fahrdamm als Geländer eine niedrige geschlossene Steinbrüstung. So führt er das Auge des Beschauers, der die Brücke innerhalb des Raumganzen betrachtet, an der leise schwingenden Umrißlinie von Ufer zu Ufer und vermeidet den Fehler, den Stahn bei der oberhalb gelegenen Oberbaumbrücke gemacht hat, die mit ihren arkadenartigen Aufbauten wie eine geschlossene Mauer sich vor die Fernsicht schiebt. Und indem er die Gebote architektonischer Wirkung mit den Zwecken profaner Nothdurft zu verbinden strebte, legte er über den Strompfeilern auf beiden Seiten überdachte Ausgucke an, die, in halbkreisartigem Grundriß vom Fahrdamm zurückgezogen, geschützte Ruheplätze bieten und den Passanten ein vom Fußgängerverkehr ungehindertes Genießen des mit Schiffen und Kähnen belebten Flußbildes gestatten. Die Brommy-Brücke ist nicht reich an architektonischen Kunstformen. Sie hat nur an wenigen Punkten (in den Schlußsteinen der Brückenbogen und in den Puttengruppen der Eingänge) bildhauerischen Schmuck von der Hand Taschners erhalten; aber sie ist eine charaktervolle architektonische Schöpfung geworden, weil ihr Meister das Notwendige mit Begeisterung that und neben dem Nützlichen auch das Schöne wollte. Das eben ist die Kunst der ganz Großen, daß sie ohne Beiwerk das Typische treffen.

Walter Kurt Behrendt.

Ein neuer Lyriker.

Wenige lesen heute Lyrik. Sie ist in Mißkredit gerathen. Nicht so sehr durch ihren Verfall in den Tagen der Goldschnittler und Butzenscheibler, der Geibel und Baumbach, sondern gerade durch die neue literarische Bewegung, die vor einem Vierteljahrhundert eingesetzt und ein paar lyrische Sturm- und Dranggenies, gleichsam ihre eigenen Tyrtaeen, gezeugt und emporgerissen hat. Naturalismus und Neuromantik (richtiger: die durch die moderne Naturwissenschaft nicht geschaffene, aber neu und stärker denn je belebte Naturmystik) hat der eigentlichen Lyrik, der Gestaltung unsagbarer, schwebender, willensmäßig weder ruf- noch bannbarer Gefühle den Boden abgegraben. Denn diese Naturmystik ist (als Lehre vom „Milieu“ bei den Naturalisten, als „Leben der Dinge“ bei den Neuromantikern; Beides ist aber das Selbe) in Epik und Drama eingedrungen, hat diese auf willensbewußte Vorgänge und Vorgangskreuzungen gestellten Formen bis zur völligen Aufsaugung des Willensträgers, des Men-

schen, verseucht und so in Grund und Boden zerrüttet: aus ihnen weiter nichts als Ablagerungplätze für unvergorene Lyrik gemacht. So ist es denn nur natürlich, daß in einer Zeit, die verirrte lyrische Begabungen ersten Ranges wie Keyserling und Schmidtbonn als Novellisten und Dramatiker feiert, ihre Werke, die nichts sind als in falsche, fremde, alle Gefühlsintensität vernichtende Formen gegossene Lyrika, Hymnen und Balladen, mit einem besserer Dinge würdigen Aufwand an Zeit und einer schier heroischen Verachtung der aus ihrer Deformirung resultirenden Langeweile immer wieder liest und hört, daß in einer solchen Zeit die wirkliche Lyrik in den Hintergrund geschoben und dort zu einer versprengten Tummelstätte für die Eitelkeit erotisch vorübergehend affizirter Jünglinge oder im besten Fall zu einem Laboratorium für die Entdeckerfreuden der Feinschmecker geworden ist. Und eben so natürlich ist (und man vermag es darum nicht ernsthaft zu beklagen), daß ein Buch, das die besten Traditionen der deutschen Lyrik wieder aufnimmt und den Faden der Entwickelung, wo er abriß, etwa bei Dehmel und Dauthendey, weiter spinnt, in den zwei Jahren, seit es erschien, nur von wenigen Kennern in seinem ganzen Gehalt gewürdigt worden ist und sein Dichter noch nicht allgemein mitgenannt wird, wenn die Wenigen aufgezählt werden, auf deren Augen die Zukunft der deutschen Dichtung steht.

Der Dichter heißt: Ernst Lissauer; sein Buch: „Der Acker" (bei Hugo Heller in Wien ists erschienen). Nicht wunderkindhaft fertig, nicht mit dem barocken Dilettantenwunsch, sich selbst Anfang und Ende zu sein, tritt Lissauer auf. Seine Kunst ist nichts toto coelo von allem bisher Gewesenen Verschiedenes und prätendirt es auch nicht. Sie knüpft völlig bewußt an. Und zwar, wie ich schon sagte, an die besten Traditionen. Lissauers Meister sind Mörike und Meyer. Aber wie knüpft er an sie! Wie frei von aller Epigonenart, wie selbstsicher, ja, selbstherrlich! Ihre Kunst ist ihm nur Lehre und letztes Siegel der Bestätigung. Nichts stammt von ihnen; der Erlebensprozeß von Inhalt und Form ist durchaus eigen; aber Beide (besonders die Form) sind an ihnen orientirt, durch sie geläutert. Auf Eduard Mörike geht die elastische Auflösung der Strophe zurück, an seinen silbergespinnstfeinen, feengebildhaftzarten Versen ist das in Luft Gewiegte, vom Sonnenlicht Durchwebte, das vielen Liedern Lissauers eigenthümlich ist (Schlummerlied, Weglein, Lied des Mittags) zur Vollendung gebildet. Von Konrad Ferdinand Meyer rührt die firnhafte Klarheit des Gedanklichen her, an ihn erinnern die Bildwucht und die strenge Würde, mit der jedes Wort seinen zugemessenen Platz einnimmt. Aber nicht, wie bei Stefan George etwa, wählt sich pretiös-priesterliche Geberde einen schwerfaltigen und schwerfälligen Ornat, sondern eine keusche, an ihrem Gefühl erstarkende und erreifende Männlichkeit schafft sich ein straffes, herbliniges Gewand. Denn wenn die Strenge der Form bei Stefan George zu einem großen

Theil Pose, zu einem anderen rein theoretische Reaktion und nur zu einem sehr kleinen durch seine Inhalte gefordert und begründet ist, also durchwegs von außen kommt, so wächst sie bei Lissauer stets von innen her; der Geist dieser bestimmten Gefühle ist es, der sich diesen bestimmten Körper baut. Dieser Dichter lebt sich ja nicht einseitig aus in seinen Versen; mit jeder Strophe knüpft er sich ein in Beziehungen zu allem Lebendigen:

Oft bringt mein Blick gleich einem Wanderwind
Mir heim das Licht, den Duft, das Glück der Weite.
Dann ist es mir, als ob wir Wege sind.

Mit jedem Gedicht gewinnt er ein neues Verhältniß zur Unendlichkeit:

Dies ist mein Land, geebnet, braun und breit.
Aus Grund an Grund gebaut, weithin gelagert ruht die große Sicht.
Wir wandern nach dem Horizont.
Die Erde unter uns birgt Brot; die Luft ist schwer von Schollenlicht.

Nun fühlen wir der Erde Poren sacht sich weiten.
Wir hören tief das Blut der Acker kreisen.
Der Brodem ihrer Leiber steigt um unser Schreiten.
Wir spüren tief das Leben, über dem wir reisen.

Ein jeder Schritt verwurzelt uns dem unten weit gefügten Land.
Ein jeder Schritt bebt in den Boden fortgebebte Kraft.
Wir wandern in das weite Land und wandern in das tiefe Land.
Wir wurzeln in dem Weg; wir wohnen in der Wanderschaft.

Das Heimathgefühl auf der Erde, das in diesem Gedicht sich so hinreißend ausspricht: Das ist der tiefste Gehalt dieser Dichtung, das Ganzeigene, das Ganzneue, das im allerbesten Sinn Ganzmoderne. So wie bei Lissauer ist noch nie Zarathrustras Forderung, daß die Erde des Menschen werde und der Erde ein Menschensinn, erlebtes Gefühl und sichtbare Gestalt geworden, nie vorher so Nietzsches Liebe zu Kindern und Kindeskindern und das, man möchte sagen, darwinische Wissen um den Weg des Menschen. Zum ersten Mal spricht in Gebilden von überzeitlicher Dauer ein Mensch, der weiß, woher er kommt, und weiß, wohin er geht, ein Wandernder voll Tapferkeit („Ich scheitere lieber an Wegeswende, bevor an Zielen mein Weg zerbricht"), ein Ahasver aus eigener Kraftvollkommenheit, der, eben darum, voll Sicherheit den Kreis des Horizontes ummißt. („Ich wandere nicht, ich kehre nur zurück"). Zum ersten Mal singt hier Einer, den die Helle und Klarheit des Jahrhunderts nicht mehr schreckt und schwert, der nicht feig die Folgen seines Wissens um Vergangenheit und Zukunft von sich weist, nicht schwach die Dienstschaft an Mensch- und Allheit von den Schultern wirft; sondern dem gerade das Wissen um „die letzten Lande" Ruhe und Gefaßtheit giebt, den zunächst vor ihm liegenden Grund urbar zu machen. „O Glück der harrenden Gelände!", heißt

es einmal. Urbar wird die Erde gemacht, wartenden Geschlechtern; wir, die wir jetzt leben, wir sind damit nur die Knechte der Fernsten; „hoch hinter jedem Schritt wächst reife Saat", aus der Enkel und Enkelsenkel „glänzendes Brot" backen und „brennenden Wein" pressen werden. Wie Lieder, die Knechte sich bei der Arbeit singen, um sich zu ermuntern und anzueifern, klingen Lissauers Strophen oft.

Dieser Grundwille ist heute so unendlich werthvoll, weil kaum noch erhört: freiwillig Knecht zu sein; und noch mehr dieses Grundwissen: Ahne zu sein, nicht Erbe; anzubauen, nicht abzuernten. Wovon Walt Whitman in endlosen, bramarbasirenden Apostrophen predigte und prophezeite, worum Richard Dehmel in wildkämpferischen Strophen sich wundrang, davon wird hier mit Selbstverständlichkeit schlicht und ruhevoll gesagt. Ohne Dehmels glühend wüthende Rhythmik, aber auch ohne seine auftrumpfende Rhetorik; ohne Whitmans Wortschwall, aber mit gleich weit ausladendem Pathos.

Schwer und geräumig sind diese Verse hingebaut, wie dorische Tempel. Oft gehen sie langhin, als wenn es gälte, sich durchzusetzen bis an die Grenze des Athems; und dann werden sie, zumal im Wechsel mit kürzeren, von einer gedrungenen Wucht, die in der Wortkunst nie bisher erreicht worden ist, die nur vergleichbar ist der Form allermodernster Maschinen und Konstruktionen: Lokomotiven, Brücken; etwas bei aller Ehernheit fast Elegantes und tief Lebendiges aber macht sie schwingen und zittern. „Der Horizont, das breite Land verwandeln sich in Helligkeit und ziehen ein und werden unsere Gäste sein": dieser machtvolle und dabei rhythmisch und vokalisch doch sehr fein differenzirte Vers steht in einem „Hymnus", der nach der Ausgabe des „Ackers" veröffentlicht worden ist. Dieses Gedicht, dessen brausender Alljubel das „Seid umschlungen Millionen" Schillers mit der ganzen Bild-, Wort- und Klangmacht, die die letzten Jahrzehnte uns geschaffen haben, wiederholt, giebt die Gewähr, daß die Kraft des jungen Dichters wächst, und läßt die Hoffnung erwachen, daß wir endlich wieder einen Lyriker erhalten, der nicht sein eigener Epigone wird. So ziemlich alle lyrischen Dichter dieser letzten Jahrzehnte haben, wenn sie einmal ihren Ton gefunden hatten, diesen bis zum Ueberfluß, ja, bis zum Ueberdruß wiederholt; haben die einmal entzündete Flamme leichtsinnig brennen und brennen lassen, bis sie schwelte und rußte und dumpfigen Dunst verbreitete; keiner war der Warnung des letzten ganzgroßen Lyrikers, des letzten großen Dichters, den Deutschland besessen hat, eingedenk: sie zu hüten.

„. . . . . mit heiliger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt."

Harry Kahn.

Gedichte.

Das Tagebuch.

Auf dem Umschlag meines Tagebuches
(Meiner Einsamkeit phantastischer Chronik)
Schiebt in seinen schweren Holzschuhkähnen,
Unterm Arm den dicken rothen Schirm,
Emsig vorgeneigt ein Bauersmann
Ueber Land.

Ich übersah ihn lang.

Aber jüngst, von einem Balle kommend,
Abgespannt vom Zwange der Verstellung
Und verlegenem Beiseitestehen,
Fing ich in der Schrift zu blättern an . . .
Groß und größer wurden meine Augen:
Welch himmelweit entlegene Welt!

Viel zu denken gab ich selber mir
Und ich schloß das Buch. Doch von dem Deckel,
Von dem Manne mit dem rothen Schirme
Trennte sich mein Auge plötzlich nicht.
Ja, auch drinnen schritt in jeder Zeile,
Jedem Lied und Traume solch ein Mann
Bäurisch-weltfern, unterm Arme
Den absonderlichen rothen Schirm,
Seinen Feldweg.

Klarheit

Ging mir auf, warum den Menschen ich,
Sie befremdend mir und keine Brüder:
Meinen rothen Schirm belächeln sie.

Die Masken.

Mit der Robe des Scholaren
Bin ich eben angethan
Und sogleich in finstren Scharen
Strömt ein Maskenvolk heran.

Weißer Augenschlitze Schimmer
Grinst aus tausend Larven vor,
Von dem vollgepfropften Zimmer
Bis zum Hof hinaus ans Thor.

Und in weißen Handschuhn strecken
Sie verschloßne Briefe dar;

Und ich soll den Sinn entdecken
Jedes Briefs der schwarzen Schar.

Ist dem Vordersten willfahren,
Rücken Die dahinter ein;
Doch Die an der Reihe waren,
Bilden hinten wieder Reihn.

Schwer und schwerer wird die Frage,
Jeder Brief ein Räthsel mehr;
Was ich noch zu sagen wage,
Ausgesprochen, klingt es leer.

Die Verzögrung staut die Menge;
Jahr und Tag ist schon enteilt:
Und der Greis sitzt in der Enge;
Antwort hat er nicht ertheilt.

Viele ungewiß entlassen.
Tausend kommen nicht mehr dran.
Die ich nochmals vorzulassen
Hoffte, stehn noch hintenan:

Unerrathne Fragenfülle,
Hinter Larven, schwarz vermummt,
Bis ich, eine hohle Hülle,
In dem Stuhle selbst verstummt.

Dann befrein mit einem Male
Alle Masken das Gesicht,
Stehen strahlend in dem Saale
Um mich, — und ich seh' es nicht.

Leo Sternberg.

Eros. Gedichte. Verlag von Fritz Eckardt in Leipzig.

Geburt.

In den erdenniedren Räumen
Schrittest Du, im engen Tag,
Als ich noch in ewigen Träumen,
Noch am Herzen Gottes lag.

Da verlor sich, da verblaßte,
Was mich wirkte, mich umspann,
Und am Herzen Gottes faßte
Mich die Qual der Sehnsucht an.

Aber durch die Tiefen ahnte,
Spähte ich Dein Dasein auf.

Durch das Lied der Sterne mahnte
Deine Melodie herauf.

Riß das Band, das mich umschürzte?
Einsam war ich und entzweit
Und aus ewigen Höhen stürzte
Ich ins Thal der Endlichkeit.

Frühling.

Ueber den Bergen athmen die Wälder auf,
Die Wolken ziehen wie Heere im Frühlingssturm
Und von der Erde bis zum Monde
Fluthet es von gelösten Wassern.

Ich höre die Störche rudern, den Kranich ziehn,
Die Luft rauscht auf in endlosem Flügelschlag;
Ueber die zitternden Kreaturen
Bricht das unendliche Heimweh nieder.

Und meine Seele breitet die Flügel aus
Und schwebt und schwindet, findet und läßt Dich nicht,
Und wie der Adler in Sonnenwellen,
Athmet und kreist sie in Deinem Licht!

Auferstehung.

Die Berge schauern. Das Dunkel fällt.
Im heiligen Schweigen der Dämmerwelt
Versinken Tag und Getriebe:
Das ist die Stunde der Liebe.

Sie tritt aus dem schwindenden Abendbrand,
Sie schreitet von Wolken= zu Wolkenwand,
Ihr Blick ist Traum und Ferne,
Ihr Haar durchrieseln die Sterne.

Und über den Enden des Weltenbaus,
Da schüttet sie ihre Ströme aus
Und ihre Stimme ist stark und weit:
‚Kommt her zu mir, die Ihr durstig seid!‘

Und drunten werden die Gassen roth,
Es wirbelt und wirrt in den Thälern der Noth
Und Schatten flehen und winken
Und zittern und nahen, zu trinken.

Ihr Blut ist tot und ihr Auge dorrt,
Und sie vergaßen das Lebenswort.
Nun knien sie zu den Bächen
Und trinken und pulsen und sprechen.

Heidelberg. Philipp Witkop.

Frühjahrsparade.

Die Börse war im abgelaufenen Jahr munterer und leistungfähiger als die Industrie. Kein Papier war zu schlecht, keins zu theuer; jedes fand Absatz. Die Darmstädter Bank sagt in ihrem Bericht, das Effektenkommissiongeschäft sei „oft nur mit Aufbietung aller Kräfte zu bewältigen“ gewesen; und die Dresdener Bank: die Lebhaftigkeit des Effektenhandels (auch in nicht an der Börse notirten Werthen) habe die Kurse vielfach bis auf eine Höhe getrieben, bei der „die erwartete bessere Konjunktur ziemlich escomptirt erscheint“. Die Angestellten hatten mit den Aufträgen bis in die Nacht zu thun; und für die „an den großen Börsenplätzen geleistete erhebliche Mehrarbeit wurden außerordentliche Zuwendungen gewährt.“ So sah der Geschäftskreis der Banken anno 1909 aus. Die Berliner standen natürlich im Mittelpunkt. Man spricht noch immer von neun Großbanken, obwohl sich einzelne Provinzriesen in die Reihe gedrängt haben und Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft und Allgemeine Deutsche Kreditanstalt eigentlich vor die Nationalbank für Deutschland und die Kommerz- und Diskontobank gehören; aber die Provinzialen sind meist so eng mit den Großbanken verbunden, daß man sie kaum noch als selbständige Institute zählt. Bemerkenswerth ist, daß die Deutsche Bank Aktien der Duisburg-Ruhrorter Bank, die Diskontogesellschaft Aktien der Süddeutschen Diskontogesellschaft, der Bank für Thüringen und der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt abgegeben hat. Die Verbindung bleibt; aber der Aktienbesitz war wohl zu groß geworden.

Die Dividendenpolitik zeigt die Verschiedenheit der Temperamente. Die Dresdener sind sanguinisch. Deutsche Bank und Berliner Handelsgesellschaft beharren in würdiger Ruhe. Von der gekünstelten Vornehmheit der Diskontogesellschaft hebt sich das frische Draufgängerthum der Nationalbank und die bürgerliche Vernunft der Darmstädter Bank ab. Schaaffhausen freut sich der wiedergewonnenen Freiheit; die Kommerz- und Diskontobank sogar der Erinnerung an Eberbach. Die Mitteldeutsche hatte ihre kostspielige Sensation Willhardt. Die kostet die Aktionäre ein halbes Prozent Dividende, da Direktion und Aufsichtrath den Muth hatten, 400 000 Mark des Verlustes den Aktionären vom Gewinn abzuziehen. Einen Muth, um den man die Mitteldeutschen nicht zu beneiden braucht. Bis auf diesen dunklen Fleck zeigte die Dividendentafel nur lichte Stellen. Die Dresdener Bank gab ein volles Prozent mehr und erreichte das Niveau der Jubeljahre 1905/06. Folge der Scheidung vom Schaaffhausenschen Bankverein? Die Dresdenerin schlägt in ihrem Bericht den stolzesten Ton an. Sie spricht von dem Zuwachs der ihr „anvertrauten“ fremden Gelder; man pflegt dieses Vertrauen sonst nicht so bengalisch zu beleuchten. Aber im vergangenen Jahr strömten die Depositengelder nicht so reichlich wie sonst; da darf die Dresdener Bank mit der Vermehrung um 132 Millionen schon prunken. Und die Hauptsache: „Es ist erreicht“; ihr Aktienkapital gleicht fortan dem der Deutschen Bank. Filialen in Breslau (Breslauer Wechselbank) und in Stuttgart (Württembergische Landesbank); starke Betheiligung an der Aktiengesellschaft Banque J. Allard & Cie. in Paris. Die Nationalbank für Deutschland schloß das erste deutsch-französische Bankenbündniß (Crédit Mobilier); Dresden folgt mit dem zweiten Streich. Sie kann sich Riskanteres leisten. Der Gesammtumsatz wuchs (um 11 Milliarden) auf fast 7000 Millionen. Aber in der Deutschen Bank warens 102 000 Millionen (mit dem Umsatz der Deutsch-Ueberseeischen Bank sogar 116 000); und so ist zwischen Mauer-

straße und Opernplatz noch eine beträchtliche Distanz. Die Deutsche Bank arbeitete mit 1295 Millionen Mark fremder Gelder (die Dresdener mit 728 Millionen); hat aber keine Depositenzunahme aufzuweisen. Wozu auch? „Ich habe es nicht nöthig, meine Bilanz mit der gebräuchlichen Kosmetik zu verschönen. Wenn ich will, kann ich Depositen in Fülle haben; aber ich will nicht. Habe keine Lust, ohne Aequivalent hohe Zinsen zu zahlen." Das sollte die Welt hören. Drum wurden Depositen auf feste Termine nicht mehr angenommen. Für die Einschränkung des Depositengeschäftes sprachen auch andere Gründe: die Wirkung des Checkstempels (zum ersten Mal in ihrem Leben hat die Bank eine Abnahme ihrer Konten zu verzeichnen, weil viele kleine Rentiers, im Aerger über den Checkstempel, die Verbindung mit der Depositenkasse lösten) und der geringe Reiz, den Anlagen in barem Geld boten. Das Werthpapier drängte jede andere Anlagemöglichkeit zurück. So barg auch der Abschluß der Deutschen Bank sein Sensatiönchen. Bei der Diskontogesellschaft muß man schon von einer Sensation sprechen. Ein Effektengewinn, der alles bisher Gesehene übersteigt; ein Plus von beinahe 6 Millionen gegen das Jahr 1908. Die Diskontogesellschaft hatte Glück: sie konnte sich endlich von ihrem Bopp-Engagement befreien. Der Verkauf der Aktien brachte 1,88 Millionen. Dieser Extragewinn müßte vom Gesammtertrag der Effekten abgezogen werden. Dann blieben noch 5¾ Millionen, also zwei Millionen mehr, als das frühere Maximum spendete. Und die Diskontogesellschaft stellte nicht nur den Boppgewinn, sondern noch 620 000 Mark mehr in Reserve. Richesse oblige. Die Diskontogesellschaft hat mit ihrem Effektengewinn einen Solawechsel ausgestellt, den sie im nächsten Jahr einlösen muß. Und da diese moralische Anstalt Spekulationgeschäfte in Werthpapieren verschmäht, muß der gütige Zufall ihr wieder Gewinne bringen.

„Stolz will ich den Spanier." Die Handelsgesellschaft hat ihre Dividende nicht erhöht; ist bei den üblichen 9 Prozent geblieben. Karolus Fürstenberg möchte aus der Bankaktie ein Rentenpapier machen. Deshalb bestimmt er zunächst die Dividende und dann erst die Gewinne. Er konnte ohne Unbequemlichkeit mehr vertheilen. Das weiß jeder Börsenjüngling. Der Gewinn wird diesmal um den vollen Betrag (1 Million) der Talonsteuer gekürzt (im vorigen Jahr mußte er die halbe Million Emissionkosten für die neuen Antheile hergeben). Ein halbes Prozent Dividende mehr hätte auf 110 Millionen 550 000 Mark erfordert; da wären also immer noch 500 000 Mark für die Steuer übrig geblieben, die erst im Jahr 1912 fällig wird. Nicht alle Aktionäre werden den vorsichtigen Meister loben; er hat so gut gearbeitet, daß er splendider sein konnte, wird mancher seufzen.

Die Darmstädter Bank erholt sich langsam von den Nachwehen der dernburgischen Regirung. Sie durfte eine Erhöhung der Dividende wagen; denn ihr Effektengewinn kam ins richtige Verhältniß zum Gesammtertrag. 40 Prozent, wie in Dernburgs Zeit, sinds freilich nicht mehr; aber 25: und diese Ziffer kann sich schon sehen lassen. Die Darmstädterin will ihr Kapital um 6 (auf 160) Millionen erhöhen, den Rest der Aktien der Bayerischen Bank für Handel und Industrie erwerben und aus diesem Institut, an dem sie schon betheiligt ist, eine Filiale (ohne den an eine schlimme Vergangenheit erinnernden Zusatz „Bayerische Bank") machen.

Mit einem gewissen Bangen sah man den Offenbarungen des Schaaffhausenschen Bankvereins entgegen. Das erste Jahr nach der Trennung von der Dresdener Bank; das erste, in dem die Internationale Bohrgesellschaft keine Dividende gab. Von ihr hatte der Bankverein im vorigen Jahr eine Million, vor zwei Jahren

sogar vier Millionen empfangen. Trotzdem dieser beträchtliche Zuschuß fehlte, erreichte der Effektengewinn doch die Rekordhöhe von 4,35 Millionen (1,62 Millionen über dem Pegel von 1908). Und die Dividende stieg um ein halbes Prozent. In der Nationalbank für Deutschland hat sich der Umsatz, der im Jahr 1908 zurückgegangen war, um 3900 Millionen vermehrt und beträgt jetzt 15 400 Millionen. Die Verbindung mit dem Crédit Mobilier soll große Chancen bieten; man darf auf die ersten Resultate neugierig sein. Die Deutsche Orientbank wird ihre Dividende erhöhen und in Tanger und Casablanca den Frieden fördern. Hoffnungen und Entwürfe. Mögen sie reifen. Das böse Jahr 1907, das zum ersten Mal im Gesammtgewinn einen Effektenertrag vermissen ließ, ist jedenfalls überstanden. Auch bei der Kommerz- und Diskontobank, obwohl die Norddeutsche Zuckerraffinerie wieder mit einem Verlust abschloß und die Insolvenzen im berliner Holzhandel an der Bank nicht spurlos vorübergingen. Die Kommerzbank hat in Berlin 41 Depositenkassen (die Deutsche selbst, die Riesin, hat nur 29); mit ihren 85 Millionen Mark Aktienkapital hat sie in diesem Gedränge einen Umsatz von 24 600 Millionen erzielt. Die Unkosten verschlingen den größten Prozentsatz des Bruttogewinnes: 41 Prozent. Die Einnahmen aus Provisionen sind beträchtlich gewachsen.

Nur die Dresdener und die Darmstädter Bank erhöhen ihr Kapital Die Diskontogesellschaft wird der Bankfirma Bamberger & Co. in Mainz die Kaufsumme von $2\frac{1}{2}$ Millionen in neuen Antheilen später bezahlen. Die Banken brauchen kein neues Kapital, weil sie liquider geworden sind. Das Verhältniß zwischen liquidem Vermögen und Verbindlichkeiten hat sich gebessert; oder scheint wenigstens besser. Und der Schein regirt die Welt. Deshalb mußte für den Paradetag Alles blitzblank geputzt werden. Schwer wars diesmal nicht; die Neun konnten sich auch im Alltagskleid zeigen. Immerhin darf man selbst im Glanz nicht das Wort des Weisen vergessen, der, da er noch unter uns wandelte, also sprach: „Sage mir, welche Dividende Du auszahlen willst, und ich werde Dir die dazu passende Bilanz machen."

Ladon.

Im Geschäftsbericht der Deutschen Bank steht, nach einer hohlen Einleitungsphrase, der Satz: „Mit beispielloser Opferwilligkeit war das deutsche Volk bereit gewesen, die für die Bedürfnisse des Reiches erforderlichen großen Lasten zu tragen; die Zerklüftung der politischen Parteien und der Eigennutz einzelner Stände haben jedoch dem Finanzgesetz eine Form gegeben, die von der Mehrheit der deutschen Bevölkerung als ein Unrecht empfunden wird." Die Behauptung, die Opferwilligkeit des deutschen Volkes sei „beispiellos" gewesen, kann nur Jemand wagen, der die Steuerleistung anderer Länder nicht kennt oder der vor widriger Umschmeichelung der Masse nie Ekel empfinden lernte. Die „Mehrzahl der deutschen Bevölkerung" ist, nach der Vorschrift der Reichsverfassung, potisch durch die Parteien vertreten, mit deren Zustimmung die neuen Steuergesetze beschlossen wurden. Daß diese Steuern den Direktoren der Deutschen Bank nicht gefallen (das ihnen lästigste, die Talonsteuer, ist bekanntlich von dem Exkollegen Dernburg empfohlen worden), ist begreiflich. Wenn sie glauben, für eine klügere Gesetzgebung wirken zu können, sollen sie sich ins Parlament wählen lassen oder Artikel schreiben (aber, bitte, nicht solchen Unsinn wie, in dem Geschäftsbericht, über die Nothwendigkeit deutscher Expansion und über das „nicht ganz ernst zu nehmende Gepolter jenseits des Kanals"). Ihr Geschäft blüht; berechtigt sie aber nicht, auf Kosten ihrer Aktionäre Beleidigungen zu inseriren.

Drei Briefe.

Aus den Bezirken deutscher Politik ist Erfreuliches nicht zu melden; nicht das Allergeringste. Und leidige Betrachtung kommt nach dem Lenzfest noch früh genug. Dann mag von der preußischen Wahlreform und den Reichstagsspektakeln, auch von dem Römerzug des Kanzlers geredet werden. Heute möchte ich nur drei Briefe, die nicht veralten dürfen, ans Licht bringen. Einen aus Adis Abeba; dessen Inhalt andeutet, was von der Behauptung zu halten ist, Dr. Zintgraff (dessen Schicksal hier im letzten Januarheft geschildert wurde) sei nur durch Unverträglichkeit und „krankhafte Nervenüberreizung" gehindert worden, mit Herrn Scheller-Steinwartz, dem vortrefflichen, umsichtigen Vertreter des Deutschen Reiches, in Meneleks Land auszukommen. Auch aus diesem Brief spricht ein Deutscher, der diesen Gesandten in der Nähe sah. Hört ihn:

Besonders wird Sie interessiren, daß, nachdem schon zwei abessinische Dolmetscher die Gesandtschaft verlassen haben, auch Steinkühlers seit gestern fort sind. Ganz unerträgliche Zustände in der Gesandtschaft, wo Nikolaus (der Diener des Gesandten) und Schall herrschen, gaben die Ursache. Der Gesandte muß sehr krank sein; sonst könnte er nicht fremde Briefe abfangen, dienstlich Oeffnung und Kenntniß verlangen, Herrn Jensen (Dolmetscher der Gesandtschaft) auf seinen Diensteid über Privatgespräche mit Dr. Steinkühler befragen und den Weg zwischen Dr. Steinkühlers Haus (Küchenbau auf dem Grundstück der Gesandtschaft) zum Kantiba-Haus (Wohnung der eingeborenen Dolmetscher auf dem selben Grundstück) durch Soldaten (schwarze!!) mit scharf geladenen Gewehren bewachen lassen. Es hat sehr heftige Auseinandersetzungen gegeben und die Folge war, daß Dr. Steinkühler das Haus in der Stadt suchte. Als er dann dem Gesandten mittheilte, daß er für vierzehn bis zwanzig Tage auf die Jagd gehen wolle, war die Antwort: Daß er das Haus dann räumen möge, weil anderweitig darüber verfügt sei. Darauf blieb er natürlich keine Stunde länger; er hat nach Berlin berichtet. Der Gesandte macht sich selbst tot. Vom Kantiba (eingeborenen Dolmetscher) verlangte er dienstlich, einen Brief vorzulesen, der zufällig in einem alten Couvert war, das der Kantiba verwendet hatte und das Zeugniß des Gesandten für einen fortgegangenen Dolmetscher enthielt Aber die Beschämung hat nicht genützt. Weitere Briefe wurden abgefangen; und an einem Tage durfte Niemand die Gesandtschaft betreten oder verlassen! Es waren sehr häßliche Gerüchte über Nikolaus im Umlauf. Na, jedenfalls hoffen alle Deutsche hier, daß der Gesandte bald abberufen wird, vielleicht mit Ausnahme von Mygind, der Dr. Steinkühler, seit dessen berichtigender Brief im Berliner Tageblatt erschienen ist, nicht mehr grüßt; er verkehrt wieder beim Minister, sonst nur mit Holtz, da Pinnow abgereist ist, nachdem er Reisegeld und Gehalt für ein volles Jahr und die Dritte Klasse des Sterns von Aethiopien erhalten hat ...

Zwei Episteln, in denen bekümmerte Patrioten sich mit der preußischen Wahlordnung beschäftigen. Namentlich die zweite scheint mir beachtenswerth; vielleicht, weil sie von Einem kommt, der mit mir in dem Glauben übereinstimmt, hinter all dem Wortgezänk stehe der feste Wille des Westens, die östliche Regirungform nicht länger zu dulden.

I. Die Verhandlungen über die Wahlrechtsvorlage schienen sich eine Weile in die Frage zuzuspitzen: Geheime oder öffentliche Stimmenabgabe? Beide Formen haben Vorzüge und Nachtheile. Daß die geheime Stimmenabgabe keinen Schutz gegen Wahlbeeinflussung und Wahlterrorismus bietet, dafür mag als Beleg ein anonymer Brief dienen, den in einer Industriestadt ein Kassenarzt vor der Reichstagswahl erhielt. Er

lautete: „Geehrter Herr Doktor! Da anzunehmen ist, daß Sie bei der bevorstehenden Wahl dem sozialdemokratischen Kandidaten Ihre Stimme nicht geben, sondern für einen Kandidaten der bürgerlichen Parteien stimmen werden, so theilen wir Ihnen mit, daß, falls Sie überhaupt an der Wahlurne erscheinen, Sie Ihre Stelle als Kassenarzt verlieren werden.“ Die Wirkung dieses Briefes? Der Mann, der seine und seiner Familie Existenz nicht aufs Spiel setzen wollte, stimmte nicht ab. Welche Schicht sieht man in dichten Haufen an der Wahlurne? Das von der Sozialdemokratie straff organisirte Proletariat und die unter dem Einfluß des Beichtstuhls stehende katholische Bevölkerung. Wer bleibt dem Wahllokal fern? Der satte, gleichgiltige Bourgeois; trotzdem gerade er alle Veranlassung hätte, von seinem Stimmrecht Gebrauch zu machen. Die Verhandlungen über die Nachlaßsteuer haben ja mit wünschenswerther Deutlichkeit gezeigt, daß alles Geschrei nach gleichem und geheimem Stimmrecht im Grunde nicht Anderes bedeutet als das Verlangen der Masse, durch progressive Besitzsteuern (die man, so oft Geldmangel eintritt, beliebig erhöhen kann) das Vermögen der wohlhabenden Minderheit zum Theil, am Liebsten aber ganz zu konfisziren. Das will der brave Bourgeois gewiß nicht; und dennoch wählt er nicht und es giebt kein wirksames Mittel, das ihn, ohne Zwang, aus dieser gleichgiltigen Abstinenz treiben könnte. Auch die vorgeschlagene Wahlrechtsreform würde daran nichts ändern. Sollte man unter diesen Umständen nicht, statt des Wahlrechtes, die Wahlpflicht einführen? Wer ohne triftigen Entschuldigungsgrund der Abstimmung fern bleibt, zahlt eine Geldstrafe, deren Höhe sich nach dem Betrag seiner jährlichen Staatseinkommensteuer richtet. Dann könnte man vielleicht auch auf die öffentliche Stimmenabgabe verzichten. Die Wünsche des gesammten Volkes kämen auf diese Weise bei den Wahlen zu vollem Ausdruck und mancher Wahlterrorismus wäre unmöglich gemacht. Wohl würde hier und da ein verbissener Spießer in der Wuth darüber, daß er aus seiner Ruhe gestört wurde, einen weißen Stimmzettel abgeben oder gar einen Sozialdemokraten wählen; aber die Mehrzahl würde für die bürgerlichen Parteien stimmen. Denn die Majorität unseres Volkes will keinen Umsturz und keine überstürzten Reformen, sondern eine behutsam fortschreitende Entwickelung. Die politischen Parteien, die durch solchen Zwang an Einfluß verlören, würden freilich über den neuen „Eingriff in die persönliche Freiheit“ zetern. Das wäre kein Unglück. Ists nicht auch ein Eingriff in die persönliche Freiheit, daß man Geschworener, Schöffe, Vormund werden und der allgemeinen Wehrpflicht genügen muß? Wäre es wirklich so unerträglich, wenn Jeder in jedem vierten oder fünften Jahr zwanzig Minuten seiner kostbaren Zeit darauf verwenden müßte, als Wähler seine staatsbürgerliche Pflicht zu thun?

II. Ich bin der Ansicht, daß der tiefste Untergrund des augenblicklich tobenden Kampfes um das preußische Wahlrecht ein Kampf zwischen West- und Ostdeutschland ist; der Kampf des wirthschaftlich stark gewordenen und jetzt nach politischem Einfluß ringenden Westens gegen den wirthschaftlich schwächeren, aber politisch stärkeren Osten. Dieser Untergrund wird durch Wolken, durch Parteigezänk und einander widerstrebende Einzelinteressen verdunkelt; ein scharfsichtiges Auge erkennt ihn dennoch. Ist diese Auffassung richtig, so kann das Endziel des Kampfes nur eine gründliche Aenderung der Wahlkreiseintheilung sein; denn nur sie kann dem Westen den von ihm geforderten Einfluß sichern. Alle anderen Fragen, mögen sie jetzt auch in den Vordergrund geschoben werden, sind daneben unwichtig; selbst die Frage, ob öffentlich oder geheim abgestimmt werden soll. Der Anspruch des Westens ist berechtigt; und auf die Länge kann die Regirung sich der Erfüllung dieses Wunsches nicht entziehen: denn hier steht sachlicher Einfluß gegen

persönlichen und die Dinge sind schließlich stets stärker als die Personen. Wie sind diese Interessengegensätze nun zu mildern, ohne den Staat gefährlichen Erschütterungen auszusetzen? Die Abkehr vom Dreiklassenwahlsystem ist nicht zu empfehlen; es gruppirt (wenn man von einzelnen, auch bei jedem anderen System unvermeidlichen Mißverhältnissen absieht) im Ganzen die Wähler recht vernünftig nach ihrer wirthschaftlichen und damit auch politischen Bedeutung für den Staat. Ich will mich hierbei nicht in Erörterungen der Frage einlassen, ob der Besitz immer auch mit Kultur verbunden, der Kultivirte immer ein Besitzer ist, und nur darauf hinweisen, daß bei uns, wie in jedem Uebergangsstadium, Erscheinungen eines Parvenuthumes sichtbar werden, die leicht geeignet sind, den objektiven Blick für die Zweckmäßigkeit der Eintheilung nach steuerlicher Leistung zu trüben. Den Interessen des Westens würde nun schon gedient sein, wenn ohne jede Aenderung des geltenden Wahlrechtes die Drittelung nicht nach Bezirken und nicht nach Gemeinden, sondern im ganzen Staat erfolgte, wenn also sämmtliche Wähler nach ihrer steuerlichen Leistung in drei Kreise getheilt würden und die Stimmresultate aller drei Kreise gleiche Geltung hätten. Die mechanische Lösung dieses Problemes wäre nicht schwierig, wenn man in jeder Klasse nach einer Liste wählen könnte. Diese Lösung würde einen Umstand gegen sich haben: den, daß aller Wahrscheinlichkeit nach viele Wahlkreise, insbesondere im Osten der Monarchie, in der Ersten Klasse überhaupt nicht vertreten wären. Mit Benutzung der Einkommensteuertabellen, die heute für Preußen ein ziemlich klares Bild der Einkommenvertheilung ergeben, läßt sich die für ein solches System erforderliche Statistik leicht aufstellen. Und eine Milderung dieses Systems wäre vielleicht dadurch zu erreichen, daß man neben dem Einkommen auch das eingeschätzte Vermögen zur Geltung kommen ließe. Dadurch würde eine Reihe von Großgrundbesitzern mit in die Erste Klasse hineinrücken. Ein zweites System, das mir tauglicher scheint, hätte, unter Wahrung des giltigen Wahlverfahrens (wobei es gleichgiltig wäre, ob man die Wahl unmittelbar oder mittelbar vollziehen ließe), die Wahlkreise so einzutheilen, daß die beiden Faktoren, die heute einander bekämpfen, mit größerer Gerechtigkeit als bisher behandelt würden. Kampf zwischen West und Ost heißt: Kampf zwischen mobilem Vermögen und Großgrundbesitz. Für eine neue Wahlkreiseintheilung müßten diese beiden Faktoren gleichmäßig bedacht werden; man müßte jede Provinz in Wahlbezirke eintheilen a) auf Grund der Bodenfläche, b) auf Grund der Kopfzahl der Bevölkerung (die sich bekanntlich um das mobile Kapital zusammendrängt und es bilden hilft) und nun aus beiden Zahlen das arithmetische Mittel suchen. Ich will gleich bemerken, daß statt der Bodenfläche die Bodenertragssteuer veranschlagt werden könnte, damit auch die Qualität des Grundbesitzes nicht unberücksichtigt bleibe. Als Beispiel wähle ich die Provinz Westpreußen. Sie hat heute, wenn ich nicht irre, 32 Abgeordnete. Wenn ich als Schlüssel für mein System auf der einen Seite als Einheitsatz für einen Abgeordneten 500 Quadratkilometer nehme, auf der anderen Seite für je 50 000 Einwohner einen Abgeordneten, so ergiebt sich für Westpreußen bei 25 000 Quadratkilometer Grundfläche die Zahl 50, bei 1,6 Millionen Einwohner die Zahl 32, Summa 82, arithmetisches Mittel 41 Abgeordnete. In Berlin, das heute 12 Abgeordnete hat, ergiebt sich für die Bodenfläche die Zahl 1, für die Einwohnerzahl die Zahl 40, arithmetisches Mittel 21 Abgeordnete. Wenn wir für die Rheinprovinz 30 000 Quadratkilometer Grundfläche und 6 Millionen Einwohnern annehmen, würde sich ergeben: für die Grundfläche die Zahl 60, für die Einwohnerzahl die Zahl 120, Summa 180, arithmetisches Mittel 90 Abgeordnete. Ich glaube, daß nach diesem System die dem Ziel am Nächsten kommende Vertretung der einzelnen Landestheile bewirkt werden könnte. Sputet Euch...

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Herausgeber:
MaXimilian Harden.
Siebenzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
191Â«,

Berlin, den 1. Januar 1910.

Triforium.

Prinzessin Waldemar.

arie Amalie Franziska Helene Prinzessin von Dänemark ist am vierten Dezembertag gestorben. Eine Orleans; die im letzten Lustrum des Zweiten Kaiserreiches geborene Tochter des Herzogs von Chartres, die noch nach ihrer Vermählung mit dem Dänenprinzen Waldemar, Christians jüngstem Sohn, auf die Restauration des französischen Königthums gehofft und später, als Witwe dieses Hoffens, nicht aufgehört hat, mit Weibeswaffen für Frankreich zu wirken. Sie konnte die Republik nicht lieben, in den Mac Mahon, Thiers, Grevy und Genossen nur dreiste Usurpatoren sehen, die den dem Kol gebührenden Platz einnahmen; hat dieHeimath aber mitdem selben leidenschaftlichen Patriotismus geliebt, der Franz Ferdinand Prinzen vonJoinville, den Vater ihrer Mutter, als freiwilligen, ranglosen Kämpfer 1870 in Chanzys Armee trieb. Sie malte, meißelte, fütterte das Hirn mit Kunst und Wissenschaft, suchte alsSportwoman und alsWohlthäterinZerstreuung:und vermochte mit all diesen Nothbehelfen doch die große Leidenschaft ihres Lebens niemals zu dämpfen.DerenZiel war dieWiederkehr französischerHegemonie (wenns nicht anders ging, auch unter einem Bonaparte oder bürgerlichen Präsidenten). Seit ihreSeele wählen konnte, hat sie mit zähem, leisen Eifer dafür gearbeitet.Und dieZweiundzwanzigjähige hatdem erftenKanzler des Deutschen Reiches eine der schwersten Stunden seiner Geschäftszeit bereitet. Im Jahr des SchnSbeK-Konfliktes, der Septennatsvorlage und des Wahlsieges der deutschen Kartellparteien. Alexander von Battenberg hat, aus das Geheiß Alexanders des Dritten, Bulgarien verlassen, Waldemar von Da-

nemark, auf die Pitte semer jungen Frau, die für die Durchführung ihrer
PlaneRußlandsFreundschastbraucht,dievonderNationalversammlung ihm
angebotene bulgarischeFürstenkroneabgelehnt.NochvorderVerlSngerung des
Dreibundvertrages (der damals, in denTagen des tunesischen Haders und der
franko«italischen Entfremdung, noch ernft zu nehmen war) und vor dem Sturz
des Ministeriums Goblet-Boulanger hatBismarck unzweideutig erklärt, daß
er weder für den Battenberger noch gar für dieBulgaren je dieJntimitSt mit
Rußland aufs Spiel setzen werde. Wird trotzdem in Petersburg und Kopen-
hagen verdächtigt, in Gemeinschaft mit Oesterreich die Balkanpofition des
Zarenreiches schwächen zu wollen.Am dritten März 1887, am TagedesPro-
nunziamentos von Rustfchuk und Siliftria, schreibt der alte Kaiser an den
Kanzler: „In einer Art Verzweiflung schreibe ich Ihnen! Sie haben beim
Schluß Ihres letzten Vortrages gesehen, wie ich das battenbergische Memoire,
da es zu spät war,um es mir vorzulesen,in einer Mappe verschloß, die Mappe
desCivilkabinets.Nach demDins, was ich allein einnahm und nach dem sel-
ben jene Mappe öffnele,um den Inhalt zu expediren,zog ich zuerst das qu63t.
Memoire heraus und legte es neben derselben hin, ganz frei, expedirte die
Mappe und ging um sieben Uhr zu Bette und wollte das Memoire nun im
Bette in völliger Ruhe lesen. Mit der einen Hand nahm ich die Mappe, mit
der anderenwollte ich das Memoire, welches «ebenderselben lag,nehmen und
fand es nicht, obgleich ich das Zimmer weder verlassen hatte, noch weniger ir-
gend Jemand hinzugekommen war. Natürlich war mein erster Gedanke, daß
ich ausKonfusion das Memoire wieder in dieTasche gesteckt hätte; ich öffnete
sie, sah jedesPapir,welches sie enthielt, sorgsam nach — fand es aber nicht!!
Darauf sendete ich die Mappe ab und legte mich nun eine Stunde lang auf
das Suchen nach dem Memoire, obgleich ich ganz genau wußte, daß ich das-
selbe nicht wieder seit Ziehen aus der Mappe angerührt hatte. Erschöpft von
derSuche, legte ich mich zuBett,inVerzweiflung! Meine einzige,wenngleich
geringe Hoffnung blieb, daß dasMemoire sich doch in einem der wilmowskyschen
Papiere versteckt befände. Da mit den gestrigen Papieren mirvonWilmowsky
das Vermißte nichtzuging, so schrieb ich ihm diesenHergang, woraufer heute
kam (und sagte), daß einsolches Papier sich nicht in der czu68t.Mappe befunden
habe! Ich aufs Neue auf die Suche. Alles vergebens! Es ist und bleibt unerklär-
lich! DennNiemand hatdas Papieren M68tionnursehen können! Undeinso
geheimnißvollesPapier verschwunden!! JhrWilhelm." Den Inhalt des ver-
schwundenenSchriftstuckeskSnnenwirnurahnen;daßernichtansLichtkommen
konnte,ohne die deutfch-rusfischenBeziehungenzuschadigen,istdurchdierühr-

ende Angst des gewissenhaften Greises bewiesen. Diese Beziehungen hatten sich
seitSkierniewice in schnellemTempo verschlechtert. Alexander und seinedSni-
scheFrau blickten finster auf das erstarkende, durch Assekuranzverträge vor der
AbhSngigkeitvonRußlandgeM
lockungihrOhrund ließen an mancherleiSymptomen(Truppenhäufung an der
Westgrenze, Bedrängung des deutschen Grundbesitzes in den westlichen Gu-
bernatorien, leise, doch hörbare Verhandlungen mit Frankreich) merken, daß
sie mit einer neuen Gruppirung der Großmächte als mit einer nahen Mög-
lichkeit rechneten. Im Aerger über so schlechten Dank vom Hause Holstein-
Gottorp, dem er auf dem Berliner Kongreß doch „wie cin von Ruhland Be-
vollmächtigter" gedient zu haben glaubt, und in der Absicht, die Russen den
Werth deutscher Freundschaft erkennen zu lehren, entschließtBismarck sich zu
schroffem Handeln, dessen Nachwirkung noch heute zu fühlen ist: er läßt in
derofsiziösmPressevorblindem Vertrauen indieSicherheitrussischerStaats-
papiere warnen und verbietet der Reichsbank und derPreußischen Seehand-
lung, solche Papiere fortan zu beleihen. DieFolge ist: Massenauswanderung
russischer Staatsrate und russischer Eisenbahnaktien nach Frankreich, erste
pariser Russenanleihe (Wyshnegradskij-Hoskier), ökonomische Vorbereitung
der aMancs francO-rusZe. AlexandersStirnfurchtsichnochtiefer. Am drei«
undzwcmzigsten August 1887 (neun Tage vorher hat Prinz Ferdinand von
Koburg, gegen Ruhlands Wunsch, alsFürfl von Bulgarien inTirnowa durch
seinen Eid sich zur Wahrung derKonstitution verpflichtet und damitdie Mög-
lichkeit russischer Ingerenz fürs Erste vereitelt) fährt der Zar mit seiner Fa-
milie zum Schwiegervater nach Kopenhagen (wo auch Waldemar und Marie
weilen). Wird er auf dem Rückweg den Deutschen Kaiser besuchen, den er seit
dreiJahrennichtsah und dessenTagegezähltscheinenZOderweichterihmaus?
Im Sep tember glaubt man in Berlin noch, er werde kommen; in Stettin
den Kaiser und Bismarck sehen. Chlodwig Hohenlohe, dessen Frau im August
vomFürftenPetervonSayn-Wittgenstein die großen russischen Güter geerbt
hat, ist durch das neue Gesetz bedroht, das inden Westgouvernements kuSlan-
dischenGrundbesitz verbietet; steht vor der Nöthigung, diesen „ größten Grund-
besitz in Europa" (so toxirt ihnBismarck) hastig und zu schlechtem Preis los-
zuschlagen; und fährt von AltausseenachKissingen, um vondemKanzlerHilfe
zu erbitten. „Ich sagteihm, der Zweck meiner Reise sei,ihm Kenntniß von der
russischen Erbschaft zu geben und mich für alle Fälle seinem Schutz zu em-
pfehlen. Für den Fall, daß die Kaiferzusammenkunft in Stettin stattfinde,
wünschte ich, daß der Kaiser mich dem Kaiser Alexander empfehle. Fürst Bis-

marck meinte,Das ginge nicht; dazu sei der alteHerr zu olympisch. Ernehme solche diplomatischen Missionen nicht an. Er, Bismarck, werde Das aber besorgen. Es sei schon der Mühe Werth, sich der Sache anzunehmen, und er wünsche mir, daß alle Schwierigkeiten beseitigt werden möchten." Doch die ftettiner Begegnung wird abgesagt. Der Zar bleibt bis in den Spatherbst in Kopenhagen und kommt, erst am achtzehntenNovember 1887, weil er sich für die Heimfahrt auf den Landweg angewiesen sieht und der Schein leidlicher Beziehungen noch gewahrt werdensoU,nuraufeinpaarStundennach Berlin. Da zeigt er dem Kanzler die aus Kopenhagen mitgebrachten Dokumente, die beweisen sollen, daß die deutsche Politik, trotz allen offiziellen und offiziösen Betheuerungen, in Bulgarien Rußlands Feinde unterstützt habe. Bismarck erklärt die Dokumente für gefälscht' und tragt die Ueberzeugung heim, das junge Mißtrauen aus AlexandersSeele gejätetzu haben. „Bis zumeinem Ausscheiden aus dem Amt ist es mir, vermöge des persönlichen Vertrauens, das Kaiser Alexander der Dritte mir schenkte, stets gelungen, dem Mißtrauen die Spitze abzubrechen, das wiederholt durch fremde und einheimische Entstellungen und gelegentlich durch diesseitige militärische Unterströmungen in ihm erregt wurde. Er hat mir, als ich ihn auf der danzigerRhede zum ersten Mal als Kaiser sah, und bei allen späteren Begegnungen auch trotz den über den Berliner Kongreß verbreiteten Lügen und trotz der Kenntniß des österreichischen Vertrages ein Wohlwollen bewiesen, das in Skierniewice und in Berlin zum authentischenAusdruckkam und daraufberuhte,daß ermirglaubte. Selbst die durch ihre unverschämte Dreistigkeit eindrucksvolle Jntrigue mit gefälschten Briefen, die ihm in Kopenhagen zugesteckt worden waren, wurde durch meineeinfacheVersicherung sofort unschädlich gemacht." Im Tonruhiger Zuversicht hat ers in „Gedanken und Erinnerungen" erzählt. Und, wie im Urtheil über Menschen so oft, gläubig geirrt. Das Auge der Jugend sieht schärfer. Nach demTode des altenKaisers ist, im Mai 1888, Hohenlohe (der erst als Kanzler vom Zaren die Erfüllung seines Grundbesitzerwunsches erreicht hat) in Berlin. Hochzeit des Prinzen Heinrich. Am nächsten Tag Audienz beimKronprinzen Wi! Helm. „ Er läßt dem Kais er von Rußland alle Gerechtigkeit widerfahren; bedauert nur, daß er so träg und religiös fanatisirtsei. Bismarck habe sich mit demKaiser sehr gut auseinandergesetzt. Dieser habe aber das Mißtrauen aller wenig begabten Menschen gegen sehr hervorragendeJndividualitäten. Er erzählte mir von der Entrevue zwischen Bismarck und dem Kaiser, von den gefälschten Papieren, die man gemacht und ihm vorgelegt habe, um ihn zu hindern, nach Berlin oder Stettin zu kommen. Alles

fei bereit gewesen, die Facht im Hafen geheizt, als der Kaiser die Aktenstücke
auf seinem Schreibtisch gefunden habe. Das habe ihn geärgert und deshalb
sei die Entrevue in Stettin unterblieben. DerKronprinz glaubt, daß Mohren-
Heim, Katakazy und Jgnatiew die Sache gemacht und durch den Großfürsten
Alexis nach Kopenhagen geschickt haben." Der Kronprinz hielt sich an Bis-
marcks Darstellung und wußte nicht, daß in seiner Reihe dieHauptperson des
Jntriguenspieles fehle. Die Bulgarenakten waren nicht von einer unsicht-
barenHand auf den Schreibtisch des Zaren geschmuggelt worden (dem sie dann
wohl verdachtig gewesen wären): Prinzessin Marie von Dänemark hatte sie
ihm vorgelegt. Sie kamen auch nicht aus Petersburg noch aus Kopenhagen,
sondern aus Paris. Herr Jules Hansen hatte sie geliefert. Ein Däne, der für
Frankreich Spionage großen Stils trieb und, als er in Deutschland verhaftet
werden sollte, durch die Verleihung eines Rathstitels immunisirt wurde. Ob
er das aus dem berliner Schloß verschwundene Schriftstück benutzt oder nur
aus derSchatzkammer seiner Phantasie geschöpft hat: Das festzusteUen,ist heute
kaum noch wichtig. Sein Elaborat muß jedenfalls dasWerk eines geschickten
Mannes gewesen sein. Alexander hat ihm geglaubt; trotz Bismarcks „einfacher
Versicherung", der er sofort zu trauen schien. Er hatte „das Mißtrauen aller
wenig begabtenMenschengegensehrhervorragendeJndividualitäten": diepsy-
chologische Auffassung desKronprinzen warrichtig. Bismarck hatnie erfahren,
daß der Gossudar, bei dem er sich in persönliches Vertrauen gebettet wähnte,
vor der Abreife von Berlin im Speisesaal seines Botschafters, des Grafen
Paul Schuwalow, das in der Audienz vom deutschen Kanzler Gehörte wie-
derholt und dann gesagt hat: „Er behauptet, man habe die Dokumente ge-
fälschtem uns zu brouilliren. Aber ich glaube ihm nicht. Er ist mir zuklug."
Auch zwei Jahre danach hat Alexander ihm nicht geglanbt. Brachte
wieder aus Kopenhagen Zweifel nach Berlin mit. Die Frau des Schwagers
hat ihm gesagt: Bismarck ist abgethan. Des Kanzlers Versicherung, er fühle
sich noch als den Mann des kaiserlichen Vertrauens, kann dagegen nicht wir-
ken. Marie weiß es besser. Bismarck fällt, derAsfekuranzvertrag, der für den
Fall eines deutsch-französischen Krieges die Neutralität Rußlands sichert (und
dessen Abschluß Elemente vom Schlag dieser Prinzessin nöthig gemacht ha-
ben) wird nicht verlängert, Ribot läßt in Petersburg anfragen, ob jetzt nicht
die Stunde zu engererVerbündunggekommensei.undAdmiralGervais wird,
mit den Schiffen der Republik, in Kronstadt vom Zaren festlich begrüßt. Zwi-
schen den Häusern Holstein-Gottorp und Hohenzollern stockt der familiäre
Verkehr fast völlig. Als Onkel Chlodwig, im Dezember 1891, den Kaiser

fragt, wie er mit Alexander stehe, erhält er die Antwort: „Gar nicht. Er ist hier durchgereift, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm nun nur ceremonielle Briefe. Die Königin von Dänemark hat ihn abgehalten, nach Berlin zu kommen; um sicher zusein,daß er nichtdoch noch hierher komme,istsie mit nach Livadia gefahren, angeblich, um der Silbernen Hochzeit beizuwohnen, im Grunde aber nur, um den Kaiser von dem Besuch in Berlin abzuhalten." Wieder wird die Hauptperson nicht erwähnt. Königin Luise hat gegen Deutschland nicht so viel ausgerichtet wie Prinzessin Marie. Die hst für dieEntfremdungderlangebefreundetenKaiserreiche und für die Vorbereitung des franko russischen Bündnisses mehr als irgendein Anderer gethan. Wußte sich aber imDunkelzuhalten und des Willens Drang klugzuverhüllen. Sonst hätteWilhelm sich ihr nicht befreundet; hätte sie nicht noch in denTagen von AlgesirasaufdiedeutschePolitikeinzuwirkenvermocht.„MitsicheremTaktund mit ungemeiner Geschicklichkeit hat, im Interesse Frankreichs und des Friedens, die dem Deutschen Kaiser befreundete Prinzessin Marie vonDänemark die zwischen Deutschland und Frankreich entstandene Spannung beseitigt": Das stand neulich im ^emps. Waldemars Frau war also eine gefährliche Feindin des Deutschen Reiches. Keine Dutzend Prinzessin. Sie liebte ihr Vaterland,wollte es wieder mächtig sehen: und dieserZweckheiligte ihrjedesMittel. Sie konnte Fürstin von Bulgarien sein, konnte hoffen, mit russischer Hilfe dort schnell Zaritza zu werden; sehnte sich aber nicht in helleren Glanz. Ihr genügtedasBewußtseindesWirkensz heimlichen, dasnur ein Häuflein merkte. Diese Lebensführung hatte Stil. Und im Buch deutscher Geschichte darf der Name, darf die Gestalt dieses Mädchens aus dem Haus Orleans nicht fehlen.

Leopold der Zweite.

Prinzessin Augusta von Reuß-Ebersdors muh an Verstand und Temperament der Tochter des Herzogs von Chartrcs geähnelt haben. Aus ihrem Blut, flüstert dieHoflegende, kommt die Klugheit der Regenten vom Stamme Koburg. Der zweite König der Belgier, der in der siebenzehnten Dezembernacht gestorben ist, war in dieser Regentenreihe der Klügste; der für die besonderen Aufgaben seiner Zeit und seines Landes am Besten Vorbereitete. DerZwanzigjährigeempsiehltimSenateineSchiffahrtlinie, dieBelgien dem Orient verbinde, erkennt in derHandelsexpanfion die einzigeMöglichkeit belgischen Wohlstandes und räth, für die Wohnung des Arbeiters von Staates wegen zu sorgen. Der SiebenzigjShrige herrscht über einen der stärksten Industriestaaten der Alten Welt, über diereichen Riesengebiete des Kongobeckens

und hat seinLand zu einerGelwng gebracht, von der esinfeinerJugend kaum träumen durfte. Koz^I msrekant? Vielleicht auch mehr. Nach der Lebensbilanz doch ein echtes Herrfchertalent. Keiner von allen Kronenträgern Europaskann aufstehen und sprechen: Ich habedemVolk,dasmich krönte, sogenützt, seine Wirthschaft so gefördert wie Leopold die Belgiens. Ein paar Daten. 1865: HerzogLeopold vonBrabant, derEgypten und die europäische Türkei, Algerien und Marokko, China und Indien bereift, dem Senat die GrundzügeseinesKaufmannsprogrammsentschleiertund sich derErzherzogin Mark Henriette von Oesterreich vermählt hat, wirdKönig der Belgier. Haupt eines kleinen Volkes, dessen Grenze ein Bonaparte bedroht und dessen Stoßkraft durch den zwischen Vlamen und Wallonen wühlenden Hader geschwächt ist. 1870: In den limes wird, durch den Abdruck eines Aktenstückes von unbestreitbarerEchtheit, bewiesen, daß Louis Napoleon das jungeKönigreich Belgien für sein Imperium begehrt. Leopold befiehlt die Mobilmachung des Heeres; zeigt damit den Entschluß, dieTruppen des Kaiserreiches, die morgen belgischenBoden betreten würden, entwaffnen zulassen; und erreicht, daß auch nach Sedan die Neutralität Belgiens gewahrt bleibt. 1876: Unter Leopolds Patronat wird in Brüssel die ^ssoeiation Internationale ^kricains gegründet. 1885: Der König der Belgier wird Souverain des unabhängigen Kongostaates. 1898: Die erste Kongobahnstrecke wird eröffnet. 1908: Leopold überläßt seinen centralafrikanischen Besitz (der fast um das Fünffache größer ist als das Deutsche Reich und zwanzig Millionen Einwohner hat) dem Königreich Belgien. Was während der vierundvierzig Jahre seiner Regirung im Parlamentgeschah, hat ihn kaumjetiefer interesftrt. Kämpfe um dieEntkirchlichung, umsWahlrecht, um Privilegien derStämme,Klasfen, Parteien: das Alles wird erst wichtig, wenn eS die nationale Macht gefährdet. Humanität? Ein schönes Wort, das sich stets zu rechter Zeit einstellt, wo Begriffe fehlen oder wo habgieriger Neid ein Mäntelchen sucht. Die schwarzen Kautfchuksklaven werden schlecht behandelt? Die dem Kaiser von Indien unterthanenFarbigen etwabefser? Da,sagtJhrBriten,wäre es ohne unser starkes Regiment längst zu zoologischen Kriegen gekommen, die das Land entvölkert hätten. Ein Land uralter Kultur, dessen Hindumassen nur von lähmendem Druck erlöst zu werden brauchten, um gegen die anderen Rassen und Religionen schnelleren Willen durchzusetzen. Und amKongo, andessenUfernvor fünfzig Jahren noch Menschenopfer bluteten, Kanibalismus und Sklavenhandel herrschten, sollen wir uns den Luxus erlauben, in der traurigsten Verstümmelung den Menschenzu ehren? So könnte Leopold gesprochen haben. Schwieg

aber. Lieh durch Anklagen, durch erweisliche Verleumdung selbst sich niemals
ein Wort entlocken, das wie der Versuch einerRechtfertigurg klingen konnte.
Wozu? DieMenschen wollen nicht in andereUeberzeugung gezwungen wer-
den. Sie mochten schwatzen und ihn schmähen: er handelte und verlieh sich
auf die Beredsamkeit seiner Lebensleistung. Als die Aerzte dem dreihigjäh -
rigen Herzog von Brabant meldeten, fein Vater sei unrettbar verloren, sprach
er,ohneTrauerpose,mitruhigerStimme: „Ich bin bereit." Bereit, mit fester
Hand das Staatsgeschäft zu leiten und vonPfeilen undKothkugeln sich nicht
aus der Bahn scheuchen zu lassen. Bis ins Greisenalter hat ers bewiesen.
EinMann ohne Genmthswärme. Streng erzogen und in den Schein
frommen Glaubens gedrillt. Schlecht gepaart (Marie Henriette war eine
schwer erträgliche Ehegefährtin)undvonschlimmemErlebennochgehärtet.Der
Schwager in Queretaro erschossen. Der Sohn im zehntenLebensjahr gestor-
ben. Die Schwester irrsinnig. Der Schwiegersohn in Mayerling neben der
Liebsten tot im Bett gefunden. Die Töchter dem Erzeuger früh entfremdet.
Was blieb dem Einsamen? Arbeit; und die Sehnsucht nach einem stillen
Glück, in das kein Echo dieser Arbeit dringen durfte. Er schonte sich nicht,
scheute nie zaghaft eine Verantwortlichkeit und schritt aufrecht durch jede Fähr-
niß. Als die Ansänge desKongogeschäftes ihn sein Vermögen gekostet hatten,
trug er den Verlust lächelnd; hoffte in unbeirrbarerZuversicht auf die Gunst
der Konjunktur. Wahrte vor dem Auge der Neugier immer die Allure des vor-
nehmen Herrn. Für sich selbst kann er nicht viel verbraucht haben. Er lebte
einfach, ließ sich noch als Greis für feineReisen keinen Sonderzug undkeinen
Salonwagen stellen und begnügte sich meist mit einem Kavalier und eu'.em
Diener. Er wollte nicht erkannt, nicht belästigt sein. Schätzte das Menschcn-
volknicht hoch genug, um nach dessen Beifall zu langen. Hohn und Haß ärgetten
ihn nicht. SeinFuchsangezucktenichtunterdemLid, wenn es daöZerrbild des
Kol ?opo1 sah. Und manchmal konnte sein Handeln denGlauben wecken, der
Hah schaffe ihm das behaglichste Klima. Daß der Eheskandal, die Wechsel-
geschichte, die fchrankenloseVerschwendung seiner ältestenTochterihnin Wuth
brachten, war begreiflich; kaum noch, daß er, ein kluger König, die Belastete auf
offenem Markt strafte. Doch er hatte lange gedarbt, den Schein würdigerHof-
haltungdenGafferndamalsnurvorgetäuschtundseinGeldmühsamdannselbft
erworben. Dieses Geld, das ihn dieeinzige sichere Machtgewähr dünkte, durfte
nicht fürTand ausgestreut werden.DerMenge, die seineTöchter nicht kannte,
war er seitdem ein Geizhals und Rabenvater. Er hob die Schultern; und
schwieg. Ließ auch nicht widersprechen, wenn ihm Dutzende bunter Sexual-

abenteuer zugeschrieben wurden. „In meinem Alter hört man solches Gerede nicht ungern; freut sich fast, daß die Leute Einem noch so viel zutrauen." Keine ehrwürdigeGestalt, deren leuchtendeGüte die Liebe herbeiwinkt. Doch ein starker Kaufmannskopf, dem ein furchtloserHerrscherwille das Zielwies. Hat Belgien darunter gelitten, daß Leopold Zein treuer Ehemann und kein zärtlicher Papa war? Er hat seinen Landßleuten in lohnende, Wohlstand ver- bürgende Arbeit geholfen. Antwerpen, Brüssel, Ostende tragen dieSpursei« nes Wirkens. Und demKongostaat gehts so gut, daß der Leu ihn schon gierig umschleicht und nur auf die neuem Beutezug günstigsteStunde noch wartet.

Der Widerspenstigen Zähmung.

Die Totenschau paßt nicht in die Neujahrsstimmung. VivoZ voeo. Zu einem Fest, das die fröhlichste Muse geweiht hat. Shakespeares Krallenkäthe ist auferstanden. Die bis zum Jüngsten Tag der Poetenwelt eingeurnt schien. Ein Großmaul und Gierschlund, ein Kerl, der auf die Mitgift geiler ist als auf das Schätzchen, und ein Mädel, das pfauchtund schimpft, kratztund schlägt, dann, nach einerKäsigkur, auf den Pfiff des Herrn mit flehenden Pfoten auf- wartet: der Anblick weckt längst nicht mehr behagliche Heiterkeit. Auch die schlimmste Frau kann eines Menschen Mutter werden; nur ein Skythe wird versuchen, sie mit derThierbändigerpeitsche zu zähmen Die Widerspenstige, hieß es unter den Theaterleuten, ist unmöglich geworden; hieß es auch im Publikum, das den schönsten Mann und die munterste Dame auf den Bret- tern nicht zu so rohem Spiel gesellt sehen wollte. Veraltet; Ueberbleibsel aus barbarischerZeit;heutzutagewürdeeinEuropäernichteinmalseinenKöternach so rüder Methode zu Stubenreinheit erziehen. Auch ists ja kein echter Shake- speare: ein in hastig zusammengeraffte Lumpen gekleidetes Stiefkind nur. Nichts für uns also. Wir sind Psychologen. Sämmtlich. Donnerwetter!

Da kommt Herr Max Reinhardt über das Buch. Der hat gehört, das DingmüsscalsderbePosse gespieltwerden;seiauchmanchmalschonsogespielt worden. Er liest: und vergafft sich in das bespöttelte Bild. Das ist ja ganz anders, als ers hinter jeder Rampe noch sah. Ein müßiger Lord findet einen trunkenen Kesselflicker; läßt ihn ins Schloß tragen, in feine Gewebe hüllen, als Herrn behandeln, von Pagenfingern an der WurzeldesPaarungtriebes kitzeln und mit einemSchauspielbewirthen. Einem, das derSinn desStrolches begreifen kann. Ein stämmiger Raufbold, der nach Dukaten fahndet, nimmt die verrufenste Keiferin zum Weib und bändigt sie mit harter Faust; gönnt ihr an seinem Tisch und in feinemBetterstSSttigung,alsdieErmattete,nach

StillungjeglichenHungersLechzende vorseinemWink sich ducken gelernt hat.
Dieses Schauspiel versteht Christoph Schlau. Das können die Gaukler lie-
fern, die dem Lord über den Weglaufen. DashatShakespearegewollt.Nicht
eine MenschenkomoedieausderGesellschaft der Merkutio und Graziano. Und
den Shakespeare soll man doch wohl shakespearisch spielen? Donnerwetter!
Ein Prunksaal im Schloß des Lords. Groß, hoch, hell; ein Wunder-
werk kunstvoller Bühnenarchitektur. DerKesselflicker klettert mitdem als Lady
vermummten Pagen insParterre: und das Spiel kann beginnen. Die Gauk-
ler schleppen tänzelnd ihre Coulissen herbei. Und der Zuschauer athmet auf:
keine Kopie shakespearischer Bühneneinfalt; keine Tafel, die den Ort der
Handlung meldet. Versatzstücke aus einem Kindertheater? Dekorationen aus
einem Dorfcirkus? Vorn auf derLeinwand eine Hausthür oder Zimmerwand;
hinten ein Waldweg. Der erste Blick lehrt: Das haben die Fahrenden selbst
gemalt; so mußtendieLeute malen, die den Leib insolchePlunderhülsen scho-
ben. Schneider, Maler, Theaterarbeiter, Budenhelden. Grumio ist Clownund
Kautschukmann; Petruchio der leibhaftige Vetter des Jahrmarktsherkules,
der auf den Händen geht, Purzelbäume u»d Luftsprünge leistet önd den
Schwächlingen bei der Begrüßung die fetten Hände zerquetscht; Käthe die
wilde Jungfer, deren Hauerund Tatzen einen Lanzenknecht krrren. Das trippelt
jetzt, wirbelt nun durcheinander. Alles Geistige scheint im wiegenden Rhyth-
mus leiser Musik entschlummert; nur das Ewig Animalische wach geblieben.
DieWelt als Cirkus. Seht den schläfrig aus halb offenen Fischaugen glotzenden
Pfarrer, der vergißt, daß er zu heiligemAmt berufen ward; die steileKisten-
burg, auf deren Zinne die hungernde, frierende Frau schmachten muß; den
hölzernen Riesengaul, dessen Rücken düs Paar gen Vnona und wieder nach
Padua trägt. Und achtet mitlachenderSeele aufdie wichtigsteWandlung: wie
imtollenSpieldieThierfratzezumMenschenantlitzwird,demRüpelspaßMen-
schenlust, Menschenleid sich entbindet Wiehernd blickt der Kesselflicker auf das
bunte Abbild des Geschlechterkrieges. Der Lord fühlt in dem witzigenMSrchen
den ernsten Sinn und ahnthinterdergrobbepinfeltenLeinwanddenAbgrund.
So hats der Dichter gewollt; und nur so ist sein Werk heute noch mög-
lich. Gehet ins Deutsche Theater und freut Euch des Festes, das Phantasie
und Witz, Humor und Fleiß da bereitet haben und das keines Tropfes ge-
rümpftesMaulunsverleiden darf.FreutEuch,daßimärmlichenAUtagunseres
Theaterwefens Einer noch lebt, der den Muth hat, die Schöpfung der Poeten
zu sehen, als sei sie heute gew orden, und die Kraft, seineVision rein zu gestalten.
Indem Märchen von derWiderspenstigen ist ihm sein Meisterstück gelungen.
5

Die Grammatik.
Fritz Mauthner hatte die Grammatik abgethan und gezeigt, daß es
in Wirklichkeit weder Substantiv« noch Adjektiv« gebe. Die Sprache ist
kein Erkenntnißmittel, sondern nur eine Hirnfunktion, ein thierisches Organ.
Schon lange hat man erkannt, daß es im Geistesleben der Menschen Vieles
giebt, wofür die Sprache keine Ausdrucksmittel hat, das daher im Gesang und
in den Künsten der Form und Farbe ausgesprochen wird. Aber auch die
Chemiker haben Methoden und Ergebnisse, die sie, statt in Worten der Um-
gangssprache, in Formeln ausdrücken müssen. Die Sprache hat aufgehört, an
manche Thatsächlichkeitcn noch erinnern zu können. Wort und Begriffe find
nur Erinnerunzen, Versuche einer Annäherung an die Wirklichkeitwelt; und
so sind auch die Sprachformen ohne jeöe Beziehung zu irgendwelcher Wirklich-
keit, nur ein Werkzeug., ein wundervolles Werkzeug, ein Unsagbares ahnen zu
lassen. Aber die Kasusformen, die Modi, Zeiten, der Satzbau, Alles, was
die Grammatik ausmacht, hat Mauthner in ihrer Hohlheit, Sinnlosigkeit und
Nichtigkeit erwiesen. Es giebt thatsü'chlich keine Logik der Sprachen, sondern
höchstens eine Logik der Sprachwissenschaft.
Jetzt hat durch eine Selbstanzeige in der „Zukunft" Max Kleinschmidt,
Oberlehrer an der Realschule in Rostock, auf seine Schrift „Grammatik und
Wissenschaft, eine psychiatrische Studie", aufmerksam gemacht. (Hannover,
Dr. Max Jäneckes Verlag.) Er versprach, darin mit wissenschaftlich unab-
weisbaren Gründen die Unhaltbarleit des in unseren Schulgrammatiken ver-
tretenen Lehrprinzipes zu erweisen. Ziel und Ergebniß seiner Arbeit hatten
für mich nichts Erschreckendes und Befremdliches. Ich kannte Mauthner und
hatte selbst in vieljähriger Beobachtung eine sehr geringe Meinung von dem
wissenschaftlichen Werth unserer Grammatiken und des daran geknüpften ge-
summten sprachlichen Lehrverfahrens gewonnen; aber der Weg, aufdemKlein-
schmidt zu seinem Urtheil gelangt, lockte mich, ihm zu folgen.
Die streng logische Beweisführung in dieser kleinen Abhandlung hat
etwas Zwingendes, geradezu Beängstigendes. Hier wird das Denken in eiserne
Zucht genommen; kein überflüssiges Wort, keine willkürliche Abschweifung,
kein möglicher Zweifel, kein Bedenken wird dem Leser gestattet: er hat sich
seinem Führer unterzuordnen, ihm auf jede Frage klipp und klar mit Ja oder
Nein zu antworten. Seine Einwendungen werden ihm im Voraus abgeschnitten,
die Kritik wird gegen alle seine Behauptungen selbst geführt und abgewiesen,
so daß man am Schluß vor der Entscheidung steht, entweder sich selbst für
einen Verblendeten und zu gesundem Denken Unfähigen zu halten oder Methode
und Ergebnis des Führers ohne jede Einschränkung als richtig anzuerkennen.
Vor diesem unerbittlichen Denker, der auch mit Descartes und Kant

scharf ins Gericht geht, bekenne ich, nicht bestehen zu können; ich bin aber
mißtrauisch gegen ihn, gerade deshalb, weil er feines Weges gar so sicher ist.
Beim Verfolgen seiner Beweisgründe und bei seinem Pochen auf die untrügliche
Verläßlichkeit seines Verstandes und seines logischen Denkens wurde ich leb-
haft an die Worte erinnert, die ich selbst, noch als Student aus des feinen
Lotze Mund vernahm: „Meine Herren", sagte er, „zu wissenschaftlichen Er-
kenntnissen gelangen wir nur sprungweise; wir sitzen, um ein Bild zu gebrauchen,
draußen auf einem kleinen Aestchen eines mächtigen Baumes. Von Zeit zu
Zeit gestattet uns ein Windstoß den flüchtigen Blick auf den Stamm des
Baumes, den ich im Bilde als die Wahrheit bezeichnen möchte. Aber die
Herren Logiker bilden sich ein, sie könnten auf der breiten Straße der Logik
auf das Ziel losfahren wie auf einer wohl chaussirten Straße."
Ich bin nicht Philosoph genug und fühle mich nicht dazu berufen,
Kleinschmidts tief angelegte und weit ausgreifende Studien zu prüfen, die
auch die Mechanik des Denkens und die Beweise der Mathematik in sich ein-
schließen. Ich mißtraue vorläufig nur einer Logik, die zu dem Ergebniß kommt,
daß „die Existmz eines dreieinigen Gottes mit der selben strengen AUgemein-
giltigkeit bewiesen werden kann wie nur irgendein geometrischer Satz". Indem
ich Das bestreite, verfalle ich allerdings seiner Bewerthung als „stenler Alltags-
kopf, bei dem leere Worte die fehlenden Begriffe ersetzen muffen und der daher
zu jeder subtileren Gedankenoperation unfähig ist, auch durch kein Gefühl der
Scham oder der Verantwortlichkeit mehr zurückgehalten wird, sich öffentlich
über Dinge zu äußern, von denen er nicht das Mindeste versteht."
Der selbe strenge Kritiker verfährt auch mit Kant deshalb wenig säuberlich,
weil er die Unmöglichkeit einer positiven wissenschaftlichen Metaphysik erwiesen
zu haben glaubte: Das sei eben so windig wie die vntologischen, Losmologischen
und teleologischen Beweise der Existenz Gottes, deren Nichtigkeit Kant aufge-
deckt habe. Doch ist die Existenz Gottes selbst wissenschaftlich noch nie erwiesen
worden; die Gottes-Sohnschaft ist eine theologische Hypothese, die vor der Wissen-
schaft einen schweren Stand hat; und vollends mit dem Heiligen Geist weiß
ich neben Gott nicht das Geringste anzufangen. Aber ich Kescheids mich zu-
nächst. Der Beweis in seiner strengen Allgemeingiltigkeit wird uns erst für
später in Aussicht gestellt. So lange er nicht vorliegt, dürfen wir beim Zweifel
beharren. „Phrasen", wird mir Kleinschmidt entgegenhalten, „sind keine Be-
weise." Gewiß nicht. Ich will auch gar nichts beweisen: ich will mir nur das
Recht des Zweifels einem Schriftsteller gegenüber wahren, der selbst mit so
starkem kritischen Verstand ausgerüstet ist.
Hauptaufgabe seiner Schrift ist, den herrschenden grammatischen Unterricht
als Produkt pathologischen Denkens zu erweisen, das eine systematische Des'
Organisation der jugendlichen Gehirne herbeiführe. Die Grammatiker ignoriren

nach seiner Meinung das wesentliche Clement der Sprache, vermutlich, weil
sie nicht wissen, worin das Wesen der Sprache besteht; deshalb sei der praktische
Werth ihrer Bücher gleich Null. Daraus ergebe sich mit Notwendigkeit die
Forderung, den grammatischen Unterricht, der, praktisch werthlos, die geistige
Gesundheit der Schüler direkt schädige, sofort zu sistiren und zwar auch dann,
wenn nicht die geringste Aussicht vorhanden wäre, ihn durch eine andere Disziplin
zu ersetzen. „Ich halte für ausgeschlossen", sagt er am Schluß der Abhand-
lung, „daß die Behörden die Fortsetzung dieses Unterrichtes gestatten werden.
Der bloße Zweifel, daß die maßgebenden Stellen auch nur einen Augenblick
zwischen sachlichen und persönlichen Erwägungen schwanken könnten, würde
eine schwere Beleidigung sür sie bedeuten." Er schließt mit der Prophezeiung:
„Binnen Jahresfrist wird an deutschen Schulen kein Unterricht im patho-
logischen Denken mehr eltheilt werden." Als pathologisches Denken aber, als
eine Art Paranoia bezeichnet er und sucht er zu erweisen den Geisteszustand,
der die Gelehrten zur Aufstellung ihrer grammatischen „Wahnsysteme" verleite.
Der grammatische Unterricht sei nichts Anderes als eine psychische Infektion,
durch die eine schon durch ihr Alter moralisch und geistig schwächere Jugend
von überlegenen Menschen zur Bornahme pathologischer Denkoperationen ge-
zwungen wird. Der wahnbildende heterogene Komplex werde so früh und
mit Aufgebot so wirksamer pädagogischer Künste erzeugt, daß ein Gehirn schon
ungewöhnlich günstig organisirt sein müsse, um ohne erhebliche Schädigung
aus diesem Unterricht hervorzugehen. Es bleibe von diesem Unterricht nach
Verlassen der Schule den Meisten auch nicht mehr als eine dunkle Erinnerung
an eine unverständliche, unsinnige und zwecklose Plackerei. Die Schüler, die
später mit Grammatik nichts zu thun Häven, hätten Aussicht, ihr gesundes
Denken wieder zu erlangen. Alle aber, bei denen die Grammatik durch fort-
gesetzte Anwendung ein integrirender Bestandtheil ihrer ganzen Persönlichkeit
werde, verfallen einer Krankheitenwickelung, die jeden Versuch einer Belehrung
als persönlichen Angriff empfindet und zurückweist. Das wäre das Bild der
Berufsgrammatiker m unseren Schulen. Diese hätten es glücklich fertig ge-
bracht, auch klare und einfache Verhältnisse so schwierig und verworren zu
gestalten, daß sich kein Mensch mehr darin zurechtfinden könne, die Grammatiker
selbst eben so wenig wie die Lehrer, die nach ihren Büchern unterrichten, oder
die Schüler, die dadurch an wissenschaftliches Denken gewöhnt werden sollen.
Statt ein Schema der Beziehungen aufzustellen und den Ausdruck dieser Be-
ziehungen mit den in einer bestimmten Sprache gegebenen Mitteln einzuüben,
greife man eine durch Traditionen festgelegte Anzahl von Kombinationen zwischen
Grund- und Beziehungelementen heraus, stelle diese in einer ebenfalls tradi-
tionell festgelegten Weise zusammen und lasse diese Reihen auswendig lernen.
Solcher Unterricht bedeute eine systematische Desorganisation jugendlicher Ge-

Hirne, sei geradezu Gift für sie und erkläre die Konfusion ihrer Köpfe in Permanenz. Die Folge der auf diese Weise erzeugten geistigen Erkrankung sei Unfähigkeit zum zweckmäßigen Handeln und erstrecke sich auf alle Erscheinungen, die mit der Auffassung der Kranken vom Wesen der Sprache in irgendwelchem Zusammenhang stehen, in erster Linie also auf den Sprachunterricht, einerlei, ob in der Muttersprache oder in einer fremden. Da die Grammatiken selbst nicht Erzeugnisse und Vorbilder wissenschaftlichen Denkens seien, deshalb auch nicht an richtiges und selbständiges Denken gewöhnen können, so richten sie nach seiner Meinung überhaupt nur Schaden an. Er erinnert an den Spott Pauls de Lagarde, daß Kardinal Mezzofanti in achtundfünfzig Sprachen nichts zu sagen gewußt Habs, und sagt selbst sehr zutreffend, daß eine Banalität dadurch nicht geistvoller wird, daß man sie in sechs Sprachen ausdrücken kann.

Ich stimme mit ihm in der tiefen Bewerthung des grammatischen Unterrichtes vollständig überein; nicht sowohl auf Grund streng wissenschaftlicher Untersuchungen als auf Grund der Beobachtung, daß die Grammatiken mit ihren Regeln dem Wesen der Sache nie auf den Grund kommen, daß sie mit ihren zahlreichen Ausnahmen den Sinn ihrer Regeln immer wieder selbst zerstören und daß es bei der Anwendung dieser Regeln nicht auf Verstand, sondern auf Gedächtniß ankommt, auf gewisse rein äußerliche Fertigkeiten und Kombinirfähigkeiten, für die man im täglichen Leben keine Verwendung wieder findet. Ich habe tüchtige Grammatiker kennen gelernt, deren geistiges Niveau erschreckend niedrig war. Ich sah auch unter den Schülern oft die unfähigsten gerade in der Grammatik glänzen. Mir sind die Grammatiker immer deshalb verdächtig gewesen, weil ihnen das Wesentlichste fehlte: die eigene Anschauung. Deshalb gefällt mir, was Kleinschmidt über die Analyse der Sprache vorträgt.

Der Sprachunterricht wendet sich ans Gehör und ist deshalb den Kindern viel schwieriger als aller Unterricht, der sich an das Auge wendet. Das weiß ich aus Beobachtung am lebenden Objekt. Hier wird es uns als Ergebniß streng wissenschaftlicher Untersuchung vorgefühlt. Nach Aschaffenburgs statistischen Aufnahmen schwanken die akustischen Assoziationen beim gesunden Menschen zwischen 2 und 4 Prozent, während sie bei manchen Geisteskranken, so bei manischen Kranken, von 32 bis auf 100 Prozent hinaufgehen. Kleinschmidt betont sehr richtig, daß in dem ersten Kindesalter die Beobachtung hauptsächlich von Gesichtsempfindungen ausgeht und daß auch im späteren Leben diese Gesichlsempsindungen (die Anschauungen) die Hauptgrund läge unseres Denkens bilden. Daher sei auch die Sprache fast ausschließlich der Ausdruck optischen Denkens. Aus dieser Erkenntniß heraus habe ich seit Jahren schon eine starke Steigerung des optischen Unterrichtes, um mich so auszudrücken, im Gegensatz zu dem akustischen empfohlen; auf dem Philologentage in Hamburg zum Entsetzen der überzeugten Grammatiker gefordert, daß eine völlige Umkehr des Lehr-

Verfahrens geschaffen werde. Jetzt kommen auf achtzehn Sprachstunden zwei
Zeichenstunden; der Jugend wäre Keffer gedient, wenn sie achtzehn Stunden
zeichnete und zwei Stunden Grammatik triebe. Bei Geisteskranken schwindet
das optische gesunde Denken in dem selben Grade, wie die akustischen Assozia-
tionen hervortreten. Schließlich lallen sie nur noch, wie kleine Kinder.
Aus den anerkanntesten Grammatiken der in unseren Schulen gelehrten
Sprachen, auch der deutschen, bringt Kleinschmidt Beweise des falschen Denkens
herbei. Diese Beweise sind so überzeugend, daß man sie nur zu wiederholen
braucht, um allgemeiner Zustimmung gewiß zu sein. Von den Schülern wird,
zum Beispiel, schon im Elementarunterricht verlangt, daß sie die einzelnen
Wortarten unterscheiden lernen. Kleinschmidt ist aber mit Recht der Meinung,
daß es wenige Grammatiker oder Lehrer geben dürfte, die im Stande sind, zu
sagen, was ein Substantiv, ein Berdum oder Adjektiv eigentlich ist. Nach
Meyers Konservationlexikon ist das Substantiv die Bezeichnung einer Person
oder Sache oder eines Begriffes. Danach wären also auch die persönlichen
Fürwörter, die doch unzweifelhaft Personen oder Sachen bezeichnen, Substan-
tive und müßten nach der allgemeinen Regel groß geschrieben werden. Eitel-
keit, Lauf und ähnliche Wörter bezeichnen aber weder Personen noch Sachen,
müßten also ein Begriff sein. Nun ist aber Laufen offenbar eben so gut ein
Begriff wie Eitelkeit und Lauf; trotzdem gilt es in der Regel nicht als Sub-
stantiv. Eben so schwer lassen sich die Begriffe des Adjektivs und des Verbums
desiniren; daher auch die Gelehrten in diesen elementaren Fragen, mit denen
man schon unsere Siebenjährigen belästigt, zu keiner Einigung kommen können.
Ein Grammatiker sagt: „Verben oder Zeitwörter sind diejenigen Wörter, die
aussagen, was eine Person oder Sache thut und leidet. Ein anderer sagt:
„Zeitwörter find solche Wörter, wtlche eine Thätigkeit, ein Leiden, einen Zu-
stand ausdrücken und zugleich die Zeit bestimmen, in welcher die Thätigkeit,
das Leiden, der Zustand stattfindet." Dazu sagt Kleinschmidt: „Beides ist
falsch. In dem Satze: ‚Der Mann wurde wegen Urkundensäls^ung zu Zucht-
haus verurtheilt', giebt das Wort Urkundenfälschung an, was der Mann ge-
than hat, ist aber trotzdem kein Verbum. In den Sätzen: ‚Jch bat ihn, mein
Messer zu schleifen', ‚Jch will ihn bitten, mein Messer zu schleifen', wird
durch das Wort schleifen die Zeit nicht bestimmt; demnach wäre -schleifen' kein
Verbum." Er hat Recht. Recht auch mit der Frage: Wie darf man von Schülern
verlangen, daß sie sich in diesem Wirrwarr zurechtfinden, und wie soll es sie
an wissenschaftliches Denken gewöhnen, wenn man sie mit Begriffen jongliren
läßt, die ihrem Lehrer und dem Verfasser der Grammatik selbst noch unklar sind?
Die UnHaltbarkeit des ganzen Sprachbetriebes auf all unseren Schulen
hatte vorher außer Fritz Mauthner in seinen bekannten Untersuchungen auch
Rudolf Pannwitz (Berlin. Schöneberg, Hilfe-Verlag) in dem jetzt in zweiter

Auflage vorliegenden gedankenreichen Schriftchen nachgewiesen: „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache" Die neue Schrift aber des Oberlehrers Kleinschmidt ist von den genannten Untersuchungen die zwingendste, ich möchte sagen: die gewaltthätigste. Er besteht unerbittlich auf einer sofortigen Entscheidung. Er will nicht dulden, daß die deutsche Jugend auch nur in einem kleinen Theil durch falsche Anleitung weiter in ihrem gesunden Denken geschädigt werde. Er empfindet Das wie eine geistige Vergiftung und ruft nach schneller Abhilfe, wie man Abhilfe gegen gefälschte Lebensmittel fordert.

Es handelt sich hier thatsächlich um eine Kardinalfrage der geistigen Wohlfahrt unserer Jugend und damit unseres Volkes. In den letzten Jahren ist über die Unfruchtbarkeit und Dürre des landesüblichen grammatikalischen Sprachbetriebes schon von vielen berufenen Sprechern laut und bitter genug Klage geführt worden. Manche konnten sich und Anderen keine klare Rechenschaft darüber geben, woraus sich ihr tiefer Widerwille gegen die abstrakte, nüchterne, formelle Herrichtung erkläre. Die Meisten fühlten nur deutlich, ohne es begrifflich sich und Anderen klar machen zu können, daß es sich um eine Vergewaltigung ihres natürlichen Denkens und Empfindens handelte. So fühlten vor Allem die künstlerisch veranlagten Menschen. Jetzt haben wir für diese gcfühlmäßige Abneigung den Versuch einer streng wissenschaftlichen Begründung. Damit ist das Problem der Lösung näher gerückt.

Ich halte mein eigenes abschließendes Urtheil absichtlich zurück. Meine ganze Entwickelung führte mich auf andere Bahnen. Ich weiß nicht, ob ich dem Verfasser darin Recht geben darf, daß die Gewöhnung an selbständiges Denken das vornehmste Ziel aller Pädagogik sei. Daneben scheint mir doch das selbständige Handeln zu kurz zu kommen; auch das selbständige Fühlen, Empfinden, Glauben und Leben. Aber daß eine Grammatik nach streng wissenschaftlichem Denken aufgebaut werden muß und daß ein System nichts taugt, wenn es aus falschen Begriffen aufgebaut war, ist sicher: wissenschaftliches Denken kann nicht an falschen „Gesetzen" geübt werden.

Ich meine, daß jetzt eine Art geistiger Gesunndheitkommission eingesetzt werden mühte, um unsere bestehenden Grammatiken aus Gesundheitschädlichkeit zu prüfen. Rücksichten auf Autoren und Verleger dürfen nicht genommen werden: nur die Konsumenten kommen in Frage. Das Gesetz schont die Weinfälscher auch nicht. In einem Jahr müßte die Entscheidung gefallen sein. Daß sie freilich zur Vernichtung aller bestehenden Grammatiken und zur Aufhebung des bisherigen grammatikalischen gesummten Lehrbetriebes führen werde, scheint mir doch eine zu kühne Hoffnung. Aber totgeschwiegen, totgelacht, niedergeschrien, durch das „Prinzip des Jmponirens, Kujonirens und Bangemachens" „unschädlich gemacht" darf diese Schrift nicht werden.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Klassiker und Romantikers)
rtter der atominrenden Psnchcphysik, wie sie heutzutage von Universität wegen
betrieben zu werden pflegt (und deren Berechtigung an ihrer Stelle ich durch-
aus nicht in Abrede stellen will), ist die Psychologie des wirklichen Gesammtmenschen,
wie sie als Summe seiner verschiedenen Anlagen und Beschaffenheiten sich darstellt,
einigermaßen in den Hintergrund geraihen. Daß es eine solche giebt, steht außer
Zweifel, ds wir unser Verhalten den Nebenmenfchen gegenüber durchaus danach
einrichten (oder wenigstens einzurichten versuchen), was für Reaktionen wir von
ihnen auf unsere Handlungen erwarten. Hierbei unterscheiden wir gewisse Klassen von
Übereinstimmendem Verhalten. Doch ist die Menfchenkenntniß in solchem Sinn heute
viel mehr eine Kunst als eine Wissenschaft; sie beruht mehr auf der Anwendung
unbewußt erworbener Gewohnheiten als auf der bewußt benutzter Gesetze.
Ich kann nicht unternehmen, hier eine praktische oder angewandte Psycho-
sogie entwerfen zu wollen, sondern muß mich auf die Seite beschränken, die für
das vorliegende Problem der großen Forscher in erster Linie in Betracht kommt.
Dies ist eine gewisse allgemeine Beschaffenheit des Geistes und der Handlungen,
durch welche sich die äußersten Typen dieses Geschlechtes sehr deutlich von ein-
ander unterscheiden, so daß eine Anzahl naturwissenschaftlich begründeter Gesetze
sich für das Verhalten der einen wie der anderen Gruppe aufstellen läßt. Ich habe
schon früher darauf hingedeutet, daß diese beiden Haupttypen sich als die Klassiker
und die Romantiker von einander unterscheiden lassen und daß de« Hauptpunkt
ihrer Verschiedenheit in der Geschwindigkeit der Reaktion ihres Geistes liegt. Die
Klassiker sind die Langsamen, die Romantiker die Geschwinden.
Dieser Gegensatz scheint fundamental zu sein. Bereits in den ersten, dem
Alterthum angehöngen Versuchen, die Menschen nach ihrem geistigen Wesen zu
tlasstfiziren, läßt sich dieser Unterschied latent erkennen, weun er auch nicht aus-
drücklich ttls Grundelement der „Mischungen" (Temperamente) angesehen wird.
Bekanntlich unterscheide! man traditionell das sanguinische, cholerische, Phlegma«
tische und melancholische Temperament. Die Namen rühren aus vergessenen phy-
siologischen Volstellungen her, noch denen die Mischung der „Säfte" für die gei-
stige Beschaffenheit maßgebend sein sollte; darauf brauchen wir nicht einzugehen.
Man erkennt aber alsbald, daß sich mit Rücksicht auf die Grundeigenschaft des
schnellen und langsamen Reagirens eine vollständige Symmetrie in dieser prak«
tisch durchaus brauchbaren Eintheilung erkennen läßt. Sanguiniker und Choleriker
sind schnell reagirende Gemüther, Phlegmatiker und Melancholiker langsam rea-
girende. Und zwar wird man weiter den Sanguiniker und den Phlegmatiker als
die beiden normalen Fälle dieser Typen ansehen können, den Choleriker und Me-
lancholiker dagegen als die krankhaft gesteigerten Übertreibungen der Grund»
charaktere. So wird man also zu erwarten haben, daß die Romantiker Sanguiniker
*) „Große Männer": das neue (in der Akademischen Verlagsgesellschaft erschie«
Nene) Werk Ostwalds ist hier schon erwähnt, auch ein Abschnitt daraus mitgetheilt wor-
^ den. Die Verleihung des Nobelpreises hat nun die Aufmerksamkeit auch der den Wissen-
schaften Fernen auf den Geheimrath Ost wald gelenkt. Das Bruchstück, das heute hier ver-
öffentlicht wird, läßt con dir Persönlichkeit des Mannes Einiges klar erkennen.

sein werden, so lange sie gesund sind, und Choleriker in krankhafter Steigerung, während wir bei den Klassikern das phlegmatische bis melancholische Temperament erwarten dürfen. Diese Eintheilung erweist sich in der That als in weitem Umfang zutreffend. Von den beschriebenen Männern werden wir Dsvy, Liebig und Gerhardt zu den Romantikern rechnen und finden sie in der That sanguinisch bis cholerisch; Mayer, Farsday und Helmholtz sind dagegen Klassiker und verhalten sich phlegmatisch bis melancholisch.

Mehr oder weniger genau lassen sich auch alle anderen großen Forscher unter diese Typen bringen. Von vorn herein ist Dies eigentlich nicht zu erwarten, denn von der langsamsten Reaktion bis zur schnellsten sind offenbar alle möglichen Abstufungen denkbar und es läßt sich nicht absehen, warum nicht vielmehr die mittleren Formen viel häufiger anzutreffen sein sollten als gerade die Endglieder. Hier müssen wir uns eben an die Thatsachen halten, die im Allgemeinen ergeben, daß gerade die ganz Großen sich sehr oft auf das Bestimmteste in die eine oder andere Endgruppe einreihen lassen, während bie „mittleren Leute" viel öfter auch die Mittelglieder in Bezug auf die Geschwindigkeit ihrer Reaktion darstellen.

Ich möchte hier nicht so verstanden werden, als hielte ich die eben ausgesprochene Eintheilung für die einzig mögliche oder auch nur für die einzig zweckmäßige. Je nach den Fragen, die man sich stellt, wird man noch manche andere brauchbar finden können. So ist insbesondere die Frage, ob der Forscher seine Arbeiten wesentlich um einen einzigen Gedanken anordnet oder ob er deren eine größere Anzahl schafft und bearbeitet, ein sehr eingreifendes Eintheilungprinzip. Aber diese Erscheinung hängt offenbar stark von äußeren Zufälligkeiten ab; durch einen frühen Tod kann. Zum Beispiel, die Laufbahn eines Mannes unterbrochen werden, unmittelbar nachdem er sein erstes großes Werk geschaffen hat, und man kann dann nicht bestimmen, ob er späterhin, wie Mayer, nichts nuhr geleistet haben würde oder, wie Helmholtz, eine ganze Reihe annähernd gleichwerthiger Arbeiten. Dagegen ist das Tempo des geistigen Pulsschlages, das für die Eintheilung in Klassiker und Romantiker maßgebend ift^), von so großem Einfluß auf eine ganze Anzahl anderer, wichtiger Eigenschaften jener Persönlichkeiten, daß ich für unsere Zwecke kein besseres Ueberzichlmiltel anzugeben vermag.

Der Unterschied macht sich bereits in der Jugend geltend. Bei den schnell reagirenden Romantikern ist natürlich die Erscheinung der Frühreife besonders deutlich ausgedrückt; so finden wir sie bei Davy und Liebig stark entwickelt, während sie bei den Klassikern Mayer und Helmholtz nicht so auffällig in den Vordergrund tritt. Faraday scheidet wegen s-iner ungünstigen Jugend beim Vergleich aus, ist aber jedenfalls auch nicht durch auffallende Frühreife gekennzeichnet. Ferner bedingt die schnelle Reaktion die Erstreckung des Interesses auf viele und verschiedenartige Gegenstände, eine sehr ausgedehnte Leclure, die sich ohne Wohl alles vorhandenen Lesefutters bemächtigt, und ein baldiges Drängen zur Produktion. Die von Liebig hervorgehobene Eigenthümlichkeit, daß von der Umgebung willig Hilfe und Förderung dargeboten wird, Nitt gleichfalls vorwiegend bei dem jun-

-) Ich hatte diese Eintheilung gefunden, lange bevor mir ihr Verhültniß zur geistigen Reaktiongeschwindigkeit und zu der Lehre von den Temperamenten klar geworden war.

gen Romantiker auf, dcr durch sein Mitiheilungbedürfniß und die Regsamkeit seines Geistes leicht die Theilnahme älterer Leute erweckt. Umgekehrt hat es der mehr grüblerische und der Einsamkeit ergebene langsame Klassiker nicht so leicht, sich Anerkennung in seinem nächsten Krnse zu gewinnen; Mayer ist sie bis zu Ende versagt geblieben. Auch bemerken seine wissenschaftlichen Zeitgenossen bei gelegentlichen Begegnungen über ihn mehrfach, daß er durchaus nicht den Eindruck eines großen Entdeckers gemacht habe. Der üblichen Vorstellung von einem „Genie" entsprechen am Ehesten Die vom romantischen Typus, deren geschwindes Denken ihnen auch im gewöhnlichen Verkehr geistige Ueberlegenheit sichert. Wenn man umgekehrt den Ausdruck der Enttäuschung über den persönlichen Eindruck großer Männer findet, der nicht selten sich in der Briefliteratur erhalten hat, so handelt es sich mit großer Regelmäßigkeit um einen Klassiker, dem Zurückhaltung nicht nur Grundsatz, sondern persönliche Notwendigkeit ist.

Goethe hat gelegentlich bemerkt, daß er in seinen jungen Jahren bereits die Typen seiner späteren Gestalten erfaßt habe, so daß der größte Theil seines dichterischen Lebenswerkes in der Ausarbeitung konzipirter Gebilde bestand. Aehn-Ziches wird auch von den meisten großen Forschern zu sagen sein: daß'sie ihre Probleme in der Jugend, höchstens im mittleren Lebensalter bis zu den Vierzigern, erfassen und sie während ihres späteren Lebens eben nur ausführen. Hier, aus ergiebt sich, daß der schnell denkende Romantiker auch in dieser Zeit eine viel größere Mannichfaltigkeit von Grundgedanken für seine spätere Arbeit konzipiren kann als der bedächtige Klassiker. So kommt es, daß bei Diesem die Mannichfaltigkeit der Arbeit eine viel geringere zu sein scheint, wenn man sie nach der Breite beurtheilt. Dagegen bedingt es seine Art der Arbeit, daß er viel mehr in die Tiefe forscht als der schnellere und daher auch oft flitchtigere Romantiker. So hat Willard Oibbs in seinem ganzen Leben fast nur zwei Probleme bearbeitet: das der heterogenen Gleichgewichte und das der statischen Mechanik. Aber von der Arbeit, die er uns auf dem ersten Gebiete hinterlassen hat, nähtt sich bereits eine ganze Generation von Nachfahren und es läßt sich noch ganz und gar nicht abschen, wann der Gedankenvorrslh crschöpft sein wird, den er um dieses eine Problem anzuhäufen verstanden hat. Und was sein zweites Werk betrifft, so scheint es bisher noch so wenig assimilirt worden zu sein, daß sich noch nicht einmal eine sachgemäße allgemeine Meinung über die Tragweite der von ihm gefundenen Ergebnisse gebildet hat. Hier haben wir einen Klassiker von allerausgeprägtcfter Beschaffenheit vor uns.

Entsprechend diesen Anfängen sind denn auch die wetteren Betätigungen.

Der Romantiker produzirt schnell und viel und bedarf daher einer Umgebung, welche die von ihm ausgehenden Anregungen aufnimmt. Diese zu schaffen, gelingt ihm sehr leicht. Denn er ist von Begeisterung erfüllt und vermag sie auf Andere zu übertragen. So zieht er alsbald einen größeren Kreis von Antheilnehmenden um sich zusammen, die gern und dankbar die von ihm ausgehenden Einwirkungen aufnehmen und sich von seinem Enthusiasmus erfüllen lassen.

Man erkennt alsbald, daß damit die Vorbedingungen eines erfolgreichen Lehrers gegeben sind. Von den äußeren Bedingungen wird es dann abhängig, in welcher Gestalt sich das Lehren vollzieht. Wir haben auf dev einen Seite den Fall Davy, dessen Lehrthätgkeit sich in seinen glänzenden Vorträgen an der No^nl In-

stiwtion und anderswo erschöpft, ohne daß er eine Schule von gleichstrebenderr angehenden Forschern um sich sammele. Auf der anderen Seite haben wir den Fall Liebig, der mit dem Instinkt, mit welchem das Entenkücken ins Wasser strebt, sich unter den schwierigsten Umständen das Unterricht slaboratorium zu schaffen weiß, dessen Organisation unier seinen vielen Leistungen die originalste und folgenreichste gewesen ist. Von allen Lehrern der Wissenschaft, deren ThätigZeit wir uns einigermaßen vorstellen können, scheint Liebig der erfolgreichste und eindruckvollste gewesen zu sein und die von ihm gebildete Schule hat an Einfluß und Bedeutung alle anderen Schulen überragt, die je vo-l anderen wissenschaftlichen Lehrern persönlich entwickelt worden sind. Dies beruht durchaus ans der romantischen Beschaffenheit von Liebigs Geist.

Vergegenwärtigen wir uns die Thätigkeit eines wissenschaftlichen Lehrers, der nicht seinen Schülern unter deren mehr oder weniger fühlbarem Widerstreben das Neberkv'nmene löffelweise beibringt, sondern der sie dazu anleitet, wie sie sich selbst zu Forschern ausbilden können, und ihnen dadurch die produktivsten und schönsten Stunden ihres Lebens verschafft. Mit dem ersten Elementarunterricht befaßt er sich im Allgemeinen nicht; nachdem er ihn in seinem Sinn organisirt hat, kann er ihn ruhig den Assistenten überlassen, di^ er persönlich ausgebildet hat und von denen er daher weiß, daß sie es richtig machen werden. Nachdem aber der Schüler gehen gelernt hat, setzt er ihn an ein Problem, das noch nicht gelöst ist, dessen Beschaffenheit aber eine Lösung nach entsprechender Anstrengung erwarten läßt. Der Anfänger lernt also, wie er die Schritte ins Reich des Unbekannten lenken kann und soll, und all die wundervollen Erregungen einer solchen schöpferischen Arbeit werden ihm zugänglich, gemacht unter Bedingungen, unter denen er gegen einen vollständigen Mißerfolg so gut wie gänzlich geschützt ist. Denn seine Arbeit stammt aus dem Denkgebiet des Lchrers, gehört also zu den Dingen, von denen er selbst mit Begeisterung erfüllt ist und deren Erforschung durch den Schüler er deshalb mit der ganzen Wärme vcrfolgt, die er einer eigenen Arbeit in gleicher Richtung zuwenden würde. Man kann sich kaum ein ideales und glücklicheres Verhältnis denken als ein solches, bei welchem ein jeder Theil giebt und nimmt, zu gegenseitiger Förderung und Freude.

Damit aber ein solcher Lehrer erfolgreich mit einer Anzahl von Schülern arbeiten kann, muß er nothwendig einen Ueberschuß an Ideen, Plänen, Problemen und so weiter haben; scholl aus diesem Grunde muß er ein Romantiker sein. Er muß ferner die verschiedenen Gedankenreihen, die sei.ie Schüler neben einander verfolgen, sämmilich gleichzeitig nicht nur in seinem Kopf haben, sondern sie so weit beherrschen, daß er schöpferisch in ihnen thätig sein kann. Denn dem Anfänger stehen nicht alle die Möglichkeiten und Mittel für die Lösung der unternommenen Aufgabe zu Gebote, welche die Wissenschaft dajür bereit hält; dazu gehört der erfahrene Praktiker. Und sehr oft verlangen die neuen Verhältnisse der neuen Aufgabe die Erfindung neuer Mittel, die der Anfänger noch weniger leisten kann. Da muß überall der Lehrer helfend einspringen; und er kann es nur thun, wenn eine außergewöhnliche Beweglichkeit des GeisteS und Geschwindigkeit des Schaffens ihm zu Gebote steht, damit er aus die Frage alsbald die richtige Antwort geben kann. Darum ist, zum Beispiel, Helmholtz trotz seinem riesigen Wissen, seiner umfassenden Elsahrung und seinem schöpferischen G>nst nie ein guter Lehrer gewesen: er

?eagir!e nicht augenblicklich, sondern erst nach einiger Zeit. Wenn ihm im Laboratorium ein Schüler eine Frage vorgelegt hatte, so versprach er, darüber nachzudenken, und brachte auch nach einigen Tagen die Antwort. Diese befand sich aber um eine so weite Strecke von der Stellung des Schülers entfernt, daß Der nur in den seltensten Fällen den Zusammenhang zwischen der Schwierigkeit, welche er empfunden hatte, und der abgerundeten Theorie eines allgemeinen Problems, die ihm der Lehrer vortrug, herauszubringen vermochte. So fehlte nicht nur die augenblickliche Hilfe, auf die es dem Anfänger am Meisten ankommt, sondern auch die unmittelbar auf die Persönlichkeit des Schülers bemessene Führung, durch welche Dieser von der anfänglichen natürlichen Unselbständigkeit in kleinen Stufen zu der vollkommenen Beherrschung des gewählten wissenschaftlichen Gebietes entwickelt wird. Alle diese Mängel rühren ganz unmittelbar daher, daß der Lehrer nicht sofort auf das eben aufgetretene Lernbedüifniß zu reagiren vermag, sondern für die erwartete und erwünschte Einwirkung so lange Zeit braucht, daß die Wirkurg selbst darüber verloren geht.

Dennoch hoben wir einen Fall, in welchem ein ausgeprägter Klassiker eine erfolgreiche Schule gegründet hat. Dies war der königSberger Physiker Franz Neumann, der eine große Anzahl von Schülern in der mathematischen Physik aus« gebildet hat und dem diese Schüler ein dauerndes dankbares Andenken für die erfahrene Förderung bewahrt haben. Vertiefen wir uns an der Hand der vorhandenen Nachrichten in seine Art des Unterrichtes, so erkennen wir, daß in diesem Fall sowohl die Beschaffenheit des Gegenstandes wie die Organisation des Unter« richtes die Nachtheile ausgeglichen hat, welche durch die langsamere Reaktion des Klassikers gegeben waren.. Zunächst waren die von Neumann behandelten Auf« gaben eine stetige Fortführung nach Inhalt und Methode der Forschungen, welche die großen mathematischen Physiker vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts be« gönnen hatten, so daß es sich weniger um Bahnbrechung in unbekannten Gebieten als um Erwerbung einer bereits hochentwickelten Methode und ihre sachgemäße Ausgestaltung für die noch nicht bearbeileten Fälle handelte. Dann aber wurde der beim Klassiker nicht selten vorhandene egoistische Zug, der den Schüler ablehnt, weil Dieser die Arbeit doch nicht so vollkommen ausführen würde Nie der Forscher selbst, bei Neumann durch sein über Alles entwickeltes Pflichtbewußtsein aufge« hoben. Dieses veranlaßte ihn, den größten Theil der von ihm erforschten Ergebnisse nicht zu veröffentlichen, sondsrn als Probleme in seinem Seminar zu verwenden. Hierdurch gewann er eine hinreichende Mavnichfaltigkeit von wissenschaftlichen Aufgaben, ohne die eine erfolgreiche Schulebildung jedenfalls nicht ausführbar ist, und kam gleichzeitig über die Nothwkndigktit hinweg, aus dem Stegreif Aus« tunft über Dinge geben zu müssen, über die er vorher nicht hinreichend nachgedacht hatte. Denn er stellte die Aufgabe erst, wenn er sie selbst so weit geführt hatte, daß er keine Überraschungen mehr befürchten mußte.

Wir finden diese Hingabe an die Lchretthäjigkeit bei keinem Volk auch nur annähernd so stark entwickelt wie bei den Deutschen. Schauen wir uns unter den französischen Chemikern während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts um, wo in Deutschland die Schulen von Liebig und Bunsen, hernach ihrer zahlreichen Schüler blühten, so finden wir nur den Sohn des deutsch-elsässischen Pfarrerhauses, Adolf Würtz, der im Gegensatz zu seinen aus Frankreich stammenden Fach-

genossen eine wirkliche Forschungschule im Sinn Liebigs (dessen Schüler er gewesen war) zu bilden vermochte, während die zahlreichen anderen ausgezeichneten Chemiker so gut wie allein arbeiteten und nur gelegentlich den einen oder anderen Assistenten anregten. Eben so finden wir in England den Romantiker William Thomson während eines halben Jahrhunderts als Professor an der Universität Glasgow, der zwar einen sehr starken persönlichen Einfluß auf die wenigen Forschungschüler, die zufällig zu ihm gerathen waren, ausübt (William Ramsay hat hierfür Zeugniß abgelegt), der aber gleichfalls die Fülle seiner Arbeiten allein durchführt, ohne dasBedürfniß zu fühlen, sein Wissen und Können auf Andere zu übertragen. Während also die deutsche Schulmeisternatur selbst aus dem Klassiker einen erfolgreichen schulebildenden Lehrer macht, verhindert der nationale Mangel an dieser Eigenschaft den nichtdeutschen Romantiker an der unmittelbaren schulmäßigen Betätigung seiner überschüssigen Ideen und Energien. Wir haben gesehen, daß auch der englische Romantiker Davy sich mit der Beeinflussung eines ziemlich zufällig zusammengesetzten Zuhörerkreises zufrieden gab.

Dies sind übrigens Grenzerscheinungen. In unserer Zeit, wo durch die stark entwickelten internationalen Beziehungen auch solche Verschiedenheiten sich mehr und mehr- abschleifen, finden wir in England bereits mehrere Forscher ersten Ranges, die sich erfolgreich in der Gründung und Durchführung von Forschungschulen bethätigt haben. Bei den Franzosen sind entsprechend begabte Persönlichkeiten in neuster Zeit noch nicht in den Vordergrund getreten. Hiermit im Zusammenhang steht auch der relative Rückgang des Antheiles, den Frankreich an der wissenschaftlichen Gesammtarbeit der Menschheit nimmt. Erst wenn auch dort unabhängig von der Hauptstadt an selbständig sich verwaltenden Provinzialuniversitäten geniale Forscher und Lehrer sich entwickeln, die ohne Rücksicht auf „maßgebende" Strömungen in der Centralstelle ihren wissenschaftlichen Idealen nachgehen und mit ihnen einen persönlich herangezogenen und festgehaltenen Schülerkreis zu erfüllen wissen, wird dieses Defizit zu verschwinden anfangen und das alte wissenschaftliche Erbgut dieses hochbegabten Volkes sich wieder in erheblichen Leistungen zur Geltung bringen. Die Einsicht in die Nothwendigkeit einer energischen Bekämpfung der üblen Folgen der Centralisiruvg, welche die Wissenschaft von allen Dingen am Wenigsten verträgt, ist in Frankreich bereits mehrfach vorhanden; sie ist aber wohl noch nicht populär genug geworden, um eine ausgiebige Bewegung im ganzen Volk nach der Richtung der zunehmenden Jndividualisirung des Lebens zu erzeugen.

Falls die eben erörterten sekundären Einflüsse sich nicht bethätigen, lassen die Klassiker im Allgemeinen eben so ausgeprägt eine Abneigung, zunächst gegen den Stegreisunterricht, dann aber auch gegen den Unterricht im Allgemeinen erkennen, wie die Romantiker ihn anstreben. Der schon erwähnte große amerikanische Forscher Willard Gibbs, das höchste wissenschaftliche Genie, welches die Vereinigten Staaten bisher hervorgebracht haben, lebte so ganz für sich, daß seine Bedeutung, an dem Ort seines Wirkens, an dem seine Familie seit Generationen ansässig war (New Häven), kaum bekannt war. Er hat seine ganze wissenschaftliche Laufbahn als Lehrbeamter der in dieser Stadt belegenen Aale.Universität zurückgelegt, ohne jemals einen persönlichen Schülerkreis um sich gesammelt zu haben; vielmehr wurden seine Vorlesungen als zu trocken und streng eher gemieden. So war es für die

Wenigen, die sich von seinem zurückhaltenden Wesen nicht abschrecken ließen, eine große Ueberraschung, die Güte und Hilfbereitschaft kennen zu lernen, mit welcher er bestimmte Fragen oder wissenschaftliche Nöthe erledigte.
Ein anderes klassisches Beispiel für die Lehrunlust des Klassikers ist der grotze Mathematiker Gauß. Es war in Göttingen ganz bekannt, daß er die Abhaltung der Vorlesungen, d« er als Professor der Universität anzeigen mußte, dadurch zu verhindern versuchte, daß er jedem einzelnen Studenten bei der Meldung die Mittheilung machte, das Kolleg Wirde wahrscheinlich nicht zu Stande kommen und der Betreffende thue daher besser, über seine Zeit anders zu verfügen. Bei seiner großen Gewissenhaftigkeit in anderen Dingen Hai Gauß hier offenbar unter dem Einfluß einer inneren Zwangslage gehandelt, der zu Folge er das Kolleglssen als etwas seiner Natur Widerstrebendes empfand. Trägheit war es sicherlich nicht, denn Gauß war, wie alle großen Forscher, ein äußerst fleißiger Arbeiter. Vielmehr handelte es sich sür ihn um die Nothwendigkeit, in der Vorlesung wissenschaftliche Resultate aussprechen zu müssen, ohne vorher eingehend den Wortlaut festgestellt und ausgeseilt zu haben. Ohne diese Bearbeitung seine Ergebnisse Anderen mitzutheilen: Das mag ihm ein Gefühl erregt haben, als solle er sich Fremden in Nachtgewand zeigen.
Wir werden hierdurch auf die allgemeine Frage nach dem Stilunterschied der wissenschaftlichen Arbeiten bei Romantikern und Klassikern geführt. Er ist sehr groß und beruht gleichfalls auf der fundamentalen Verschiedenheit des geistigen Vorganges.
Der Romantiker leidet immer an einem Uebermaß von Gedanken, Plänen und Möglichkeiten und erstrebt bei seinen schriftstellerischen Arbeiten daher in erster Linie, sich von diesem Uebermaß so weit zu befreien, daß er für die anderen Dinge Raum gewinnt, die noch im Hintergrund darauf warten, vorgelassen zu werden. Die Befreiung aber kann nicht anders bewerkstelligt werden als dadurch, daß das Problem gelöst, die Aufgabe, ausgeführt wird. Hierfür hilft die große Reaktiongeschwindigkeit, die ein besonders schnelles Arbeiten erlaubt, nachdem mit der Hilfe der selben Eigenschaft im Geist die denkbaren Möglichkeilen schon sehr auögiebig durchlaufen worden waren, so daß die Ausführung auf ziemlich breiter Grundlage erfolgen kann. So werden in kurzer Zeit sehr große Arbeitmengen bewältigt, die das Erstaunen des bedächtigen Klassikers erregen, wie denn der Klassiker BerzeliuS dem Romantiker Liebig vor allen Dingen seine Verwunderung über die von ihm in wenigen Jahren geleisteten Arbeitmafsen aussprach. Auch Berzelius hat sehr viel gearbeitet; er hat Dies aber vollbracht, indem er Tag vor Tag fein Pensum stetig und ruhig erledigte und so ein langes Leben hindurch stets in gleichem Sinn sich bethätigt hat. Gegenüber Liebig, der seine wissenschaftlichen Entdeckungen über Nacht wie mit einem Zauberstab entstehen lieh, war er der langsame Arbeiter,

Der zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur auf Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Neben den großen Vorzügen, welche die spezifische Begabung dem Roman» tiker gewährt, steht als erheblichste Gefahr die, daß er sich mit einer Erledigung seines Problemes zufrieden giebt, die keine eigentliche Erledigung ist. Nun wird

man allerdings mit Recht sagen können, daß nie ein Problem völlig erledigt ist, da jedesmal eine spätere Generation daran zu ergänzen, auch umzugestalten findet, was die frühere für ausreichend zu ihrer Gewissens- und Wissensberuhigung gehalten hat. Aber für den Romantiker bleibt die Gefahr bestehen, daß er bereits abschließt, bevor er den Besten seiner Zeit genug gethan hat, was der Klassiker unter allen Umstünden zu vermeiden suchen wird.

Ein Blick über die Geschichte der Wissenschaft lehrt uns, daß in der That die Romantiker nicht selten einer solchen Gefahr unterlegen sind. Die Jugend-Veröffentlichungen Davys enthalten solche unreife Früchte in großer Zahl und bei Liebig lassen sich solche in der zweiten Periode seines wissenschaftlichen Lebei s nachweisen, sogar noch reichlicher nachweisen als in der ersten, rein chemischen. Denn bei der Anwendung der chemischen Einsichten auf Ackerbau und Physiologie sah er so vikle unmittelbar wichtige Resultate vor sich, daß es ihm wenig darauf ankam, ob irgendein« sekundäre Angabe, deren er sich bediente, der allseitigen Prüfung Stand hielt oder nicht. Nm den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen, was damals seine erste Aufgabe war, ist es notwendig, in der bisher übersehenen Richtung weiter und schärfer vorzugehen, als hernach der vollständigen Ausgleichung aller in Betracht kommenden Faktoren entspricht.

Deshalb sind die Romamiker Diejenigen, welche eine Wissenschaft revolutionären, während die Klassiker solche Wirkungen gewöhnlich nicht unmittelbar hervorbringen, obwohl eine grundlegende Umwandlung recht oft die Folge ihrer Arbeit ist. Ihre Arbeit ist aber mehr ein Bauen von Grund auf. Deshalb wird auch eine Wissenschaft um so mehr Raum für die Thätigkeit der Forscher vom romantischen Typus lassen, je jünger sie ist und je stärkere Wandlungen sie daher wahrscheinlich noch durchzumachen hat, bevor sie zu ihren dauerhasten Fonnen gelangt ist. Man kann sich, zum Beispiel, einen stark wirksamen Förderer der Wissenschaft in der Soziologie kaum anders als vom romantischen Typus vorstellen, während ein romantischer Mathematiker fast ausgeschlossen irscheint, obwohl es solche noch im neunzehnten Jahrhundert gegeben hat (zum Beispiel: den Engländer Sylvester).

Die Arbeitweise des Romantikers bringt es mit sich, daß bei ihm die Erschöpfungerscheinungen besonders bald und besonders schwer auftreten werden. Sie sind aber keineswegs auf diesen Typus beschränkt, denn sie hängen außerdem noch von vielen anderen Umständen ab, wie Gesundheit, Umgebung, Anerkennung und so weiter. Aber die große Reaktiongeschwindigkeit verführt ihn besonders leicht zur Ueberspannung seiner Kräfte, zur Raubwirthschaft mit seiner Energie. So werden wir die Zusammenbrüche, die vorübergehende oder zuweilen auch dauernde Unterbrechungen ihrer Bethätigung hervorbringen, bei ihnen öfter antreffen als bei den Klassikern, wenn sie auch bei Diesen nicht fehlen.

Daher werden in Summa die Romantiker vorwiegend Diejenigen sein, welche ihre Zeit stark beeinflussen und durch ihre schriftliche wie mündliche Lehre lebhafte Bewegungen im Strom der Wissenschaften hervorrufen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese mehr persönliche Form ihrer Wirksamkeit verhältnißmäßig schnell verschwinden muß; wild der Romantiker alt, so kann er es gelegentlich selbst erleben, wie andere Männer gleichen Temperaments seine Stelle einnehmen und ihn in den Hintergrund treten lassen. Ist es aber Arbeit ersten Ranges, die er geleistet hat, so nehmen ihre Ergebnisse nur eine mehr unpersönliche Gestalt

ÄN und bethät'gen ihre Wirkung durch viele neue Kanäle: Schüler, Wissenschaft-
richtungen, praktische Anwendungen. So hat Liebig sich roch bei Lebzeiten auS
der von ihm mitbegründeten organischen Chemie durch deren enorme Breltenent-
Wickelung herausgedrängt gefühlt und später eine direkte Abneigung gegen sie empfunden.
Trotzdem haben die von ihm eingeführten Meihoden ihre Bedeutung in dieser Ent-
wickelungphase unverändert beibehalten; und es handelte sich hier, wie so oft, nur
darum, daß der anderen Problemen zugewendete Geist Liebigs sich bald' außer
Berührung mit dem schnell gewachsenen früheren Gebiet befand. Auch von den
einzelnen Ansichten Liebigs von der Nolle der verschiedenen Stoffe bei der Er-
nährung von Thier und Pflanze sind zahlreiche durch die Entwickelung der von
ihm veranlaßlen Bewegung stark abgeändert, wohl auch völlig widerlegt worden:
trotzdem verdanken wir Liebigs Einführung der Chemie in diese Probleme eine
Vervielfachung der Erträge der Landwirthschaft und der fördernde Einfluß seiner
Oedanken ist hier noch keineswegs erschöpft. Es wäre ein Jrrthum, anzunehmen,
eine schnelle Wirkung sei auch eine oberflächliche. Oft ist Dies ja der Fall, aber
das eben angeführte Beispiel zeigt auch das Gegentheil.

Ganz andere Formen zeigt uns die Arbeit des Klassikers. Während des
Romantikers erste Sorge ist, das gegenwärtige Problem zu erledigen, um für das
nächste Raum zu bekommen, ist des Klassikers erste Sorge, das gegenwärtige Problem
so erschöpfend zu bearbeiten, daß weder er selbst noch womöglich irgendein Zeit-
genosse im Stande ist, das Grgcbniß zu verbessern. Deshalb giebt er auch sein
Werk ungern aus der Hand. Helmholtz bemerkt ausdrücklich, daß er selten eine
Abhandlung abgeschickt habe, ohne daß ihm in den nächsten Tagen ein und der
andere Punkt eingefallen sei, in dem noch eine Verbesserung möglich gewesen wäre.
Will man einen zoologischen Vergleich gestatten, so verhält sich der Romantiker
seinen Produkten gegenüber wie der Kuckuck zu seinen Eiern: er begnügt sich, sie
zur Welt gebracht zu haben, und vertraut gern ihre weitere Entwickelung Anderen
an. Der Klassiker hingegen gleicht dem sagenhaften Bären, der sein JungeS ge-
duldig und sorgfältig in Form leckt und es nicht eher ziehen läßt, als bis eS alle
Beeinflussung erfahren hat, die er nur irgend daran zu wenden weiß. Daraus
ergicvt sich auch ein ganz verschiedenes Eiglnthumsgesühl dem Produkt gegenüber.
Der Romantiker ist froh, daß er es los ist, und kümmert sich wenig darum, ob
Derjenige, der es etwa in Pflege genommen hat, Eigenthumsrechte daran geltend
macht; denn er hat ja so viel, daß es ihm auf das Eine nicht ankommt. Der
Klassiker gelangt umgekehrt durch die lange Beschäftigung mit dem einen Ding
in ein viel näheres Verhältniß dazu, so daß ihm viel mehr darauf ankommt, das
Resultat selbst zu haben, als darauf, es Anderen mitzutheilen. Im späteren Alter
hat Gauß sich immer wieder beklagt, daß ihm seine jüngeren Fachgenossen Dinge fort-
genommen haben, die er längst besessen hatte und nur nicht veröffentlichen wollte,
weil er sie noch nicht glatt genug geleckt hatte. Aber wenn ihm seine Freunde
dann klar zu machen versuchten, daß er eigentlich verpflichtet wäre, seine verborgenen
Schätze der Welt rechtzeitig mitzutheilen, damit sie nicht durch seinen Tod ver-
loren gehen, antwortete er ihnen immer mit seinem Wahlspruch: „?anea ssä
matura", welcher der charakteristische Wahlspruch aller Klassiker ist.

Großbothen. Geheimrath Professor Dr. Wilhelm Ostwald.

Ag^ieder lirgt ein Jahr hinter uns. An äußeren Erlebnissen hats weder in der
MW Politik noch in der Wirtschaft gefehlt; doch im tiefsten Grund ist Alles
beim Alten geblieben. Die ewig junge Orientalische Frage bewährte ihre Lebens-
kraft. Die Saat, die Lexa von Aehrenthal ausgestreut hatte, drohte auf Schlacht-
feldern in die Hohe zu schießen. Der serWH-österreichische Konflikt wuchs als Fazit
aus den letzten politischen Entscheidungen des Jahres 1908 in das neue Jahr hin-
ein. Um Bosnien und die Herzegowina sollte es zum Kriege kommen. Oesterreich
hatte einen Theil seiner Truppen mobil gemacht; der Beistand des Deutschen
Reiches war ihm sicher. Diese Thatsache genügte zur Beseitigung der Kriegsgefahr,
die Monate lang auf Europa gelastet hatte (Der Versuch, in einem Schwurgerichts-
verfahren schlimme Anschläge serbisch-kroatischer Patrioten zu enthüllen ist jetzt, zum
Schaden des Dr. Friedjung, gescheitert.) Fürst Ferdinand von Bulgarien gewann
die Königskrvne; Abd ul Hamid verlor den Turban des Khalifen und sieht seinen
Vermögensrest durch einen Depotprozeß mit der Reichsbank gefährdet. Tein Nach-
folger heißt wieder mal Mohammed; sonst ist über ihn nichts zu sagen. Griechen-
land ahmte die türkische Revolution nach; schwärmt für Reformen; stellt^ König
und Plinzen knlt und überrascht die Welt kaum noch mit der Meldung, daß die
Lage seiner Finanzen sehr ungünstig sei. Da ohne Geld kein Krieg zu führen ist,
blieb eine Wiederholung des griechisch.türkischen Turniers vom Jahr 1897 den
Friedliebenden erspart, obwohl der Streit um Kreta die Gemüther arg erhitzte.
Auch um und in Marokko wurde weitergestritten. An den Namen Mannesmann,
den Börse und Finanz sonst nur in anderer Verbindung hörten, knüpften sich ernste
politische Erörterungen. Und immer wieder taucht der Verdacht auf, dasDeulsche
Reich habe eine böse Schlappe erlitten. Kluge Politiker werden erst gehört, wenn die
Staatsmänner so arg gesündigt haben daß der Skandal zum Himmel stinkt. Einer,
der manchem Staatslenker die Wege weisen konnte, verschwand noch vor demalten
Jahr: Leopo.d II., König der Belgier. Ein Unternehmer von amerikanischem Zu-
schnitt. China, Argentinien, Mexiko, der Kongostaat boten dem kühl rechnenden Ver-
stände des koburgischen Bürgerkönigsenkels reizvolle Aufgaben. Er hat gezeigt,
wie weit man mit dem berüchtigten Lni-ieKisss^-vous Louis Philippes kommen
kann. Wie wohl wäre dem Deutschen Reich, wenn es solchen Schatzmeister gehabt
hätte! Was hätte Der aus der „Reform der Reichsfinanzen" gemacht!
Die hat das Jahr 1909 uns gebracht. Sie kostete zunächst einen Reichs-
kanzler und einen Schatzsekretär. Am vierzehnten Juli wurde Fürst Bülow entlassen.
Mit ihm ging der Nachfolger des Freiherrn von Stengel, Herr Sydow, der ge-
hofft hatte, den Berg, den der Führer nicht zwingen konnte, zu „machen", um sich
auf hohem Gipfel des Sieges zu freuen. Er stürzte ab; fiel aber weich: in den Sessel
des preußischen Handelsministers. Um das Revirement in den Ministerien drehte
sich das Interesse nicht allzu lange. Die schmale Gestalt des neuen Kanzlers bot keine
Angriffsflächen; und der Herr der Villa Malta in Rom gerieth schneller in Ver-
gessenheit, als das mit letzter Regiekunst inszenirte Abschiedsspektakel vermuthen
ließ. Schließlich gabs doch ein positives Ergebniß: die neuen Steuergesetze. Eng-
land, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, die Vereinigten Staaten müssen ihre Unter-
bilanzen ins neue Jahr mit hinübernehmen; nur das Deutsche Reich hat sich die

Möglichkeit errungen, seine Einnahmen zu vermehren. Sind die Kämpfe um die Budgets in London, Paris, Wien und Budapest nicht lehrreich für den deutschen Patrioten? Hat er nicht Grund, aus dem Vergleich zu lernen, statt über die Impotenz der Reichsfinanzen zu stöhnen? Das Erreicht ist nicht so, wie essein sollte und konnte, aber ein anständiges Stück Arbeit; und noch Keiner hat nachzuweisen vermocht, daß die Steuerlast uns dem Ruin näher brachte. Nur die Brauereien klagen, noch laut über die Abgaben; erwähnen aber nicht, daß sie flin? bei der Hand waren, aus den .100 Millionen, die die Steuer bringen soll, noch 600 Millionen für sich herauszuschlagen, und erst dem Zwang zur Bescheidenheit wichen. Die Erörterung, der einzelnen Steuervorlagen süllte Wochen und Monate. Die AbVehr des „mobilen Kapitals" war eben so zäh wie die Opposition der konservativ.agrarischen Gruppe gegen die Erbschaftsteuer. Kotirungsteuer, Mühlenumsatzsteuer, Kohlenausfuhrzoll fielen. Dafür kamen Talon-, Check- und Quittungsteuer; kam auch die Erhöhung des Effektenstempels. Die Börse sah mit Gleichmuth auf diese neuen Beweise zärtlicher Fürsorge. Aktiengesellschaften, Pfandbriefbanken, Kommunen suchten d e Mängel in der technischen Ausarbeitung der Gesetze zu weiten Maschen zu dehnen, durch die sie schlüpfen könnten. Wer den Fiskus ärgern wollte, gab Zinsscheinbogen auf mindestens zehn Jahre, vor Ablauf der alten Talons, aus. Die R girung warnte; ließ eine „auth< Mische Interpellation" des Talonstcuergesetzes ins Land gehen. Schließlich kams zu Unterhandlungen und zu einem Rückzug der Gesellschaften. Ob die neuen Stcuern das Erglbniß haben werden, das man von ihnen erwartet? Sydows Nachfolger, Herr Mermuth, h)t mit löblicher Energie den Haushalt fürs Erste in Ordnung gebracht und hielt sich in seiner Budgetrede von gefährlichen Prophezeiungen fern. Er sprach, wie ein vorsichtiger Geschäftsmann sprechen mußte, und spendete den Trost, daß auch Steuern sich einleben können. Die Auseinandersetzung zwischen dem Fiskus und den Faktoren der privaten Wirtschaft beschränkte sich nicht überall auf Steuern. Auch Zölle standen und stehen auf der Tagesordnung. Frankreich brachte einen neuen Tarif mit Rekordleistungen schutzzöllnerlscher Politik heraus; und die Vereinigten Staaten lieferten den Beweis, daß auch im modernsten Wirthschaftgebilde der Welt der Zöllner das letzte Wort hat Henry Howard Taft, der am vierten März ins Weiße Haus einzog, konnte sein Versprechen nicht halten. Die Revision des amerikanischen ZotttariseS würde einem Mac Kmley keinen Aerger bereiten. Deutschland hat keinen Grund, auf die Wege der amerikanischen Handelspolitik aus freundlichem Auge zu blicken, und geht dem bevorstehenden Ende des Handelsprovisoriung mit gebundenen Händen entgegen. Die geschäftlichen Verhältnisse boten in den Vereinigten Staaten bis zur Erledigung der Tarifdebatten kein günstiges Bild. Die Unternehmer hielten sich zurück. Die Berichte aus den Centren der Industrie, besonders vom Eisenmarkt, lauteten unbefriedigend. Die Preise senkten sich; die Forderungen der Arbeiter blieben. Strikes waren die Folge. In der zweiten Hälfte des Frühjahres wurde es besser. Jim Patten hatte in Chicago Oberwasser bekommen. Dort stieg der Weizenpreis. Die Hausse nahm bedenkliche Dimensionen an. Weizen ging bis auf 134 Cents für das Bushel (in Berlin auf 266 Mark für die Tonne). Wieder wurde mit den üblichen Ernteschätzungen operirt, die das Ergebniß dann als salsch erwies. Der Ueberschuß über den Bedarf wird auf 400 bis 500 Millionen Doppelcmtner veranschlagt. Der Werth der amerikanischen Gesammternte ging mit 8760 Millionen.

Dollars um 570 Millionen über die Ziffer des vorigen Jahres hinaus. Weizen allein brachte es auf 737 Millionen Bushels (064 Millionen im Jahr 1908). So ermäßigte sich der Preis bis zum Dezember auf 116 Cents und 218 Mark. Patten schöpfte die Dollars mit Scheffeln und zog sich zur rechten Zeit zurück; später hat er auf dem Baumwollmarkt das selbe Spiel begonnen. Auch da mit Erfolg. Auf dem dritten Spekulantenmarkt, dem des Kupfers, sthlte der rechte Elan. Die londoner Notirung ging über 01 K nicht hinaus, bewegte sich aber meist zwischen 58 und 59 (der tiefste Stand war 5^/2 im Oktober). Man sprach von Einschränkung der Produktion. Kontingentirung, Preiskonventionen. Schließlich hieß es, die großen Kupferproduzenten würden durch eine neue Kombination dem Rothen Metall vorwärts helfen. Morgan und Sam Guggenheim wurden als Manager genannt. Die Kupfervorräche sind im Lauf des Jahres von 144 Millionen Pfund auf Z53 Millionen gestiegen. Unter dem D;uck dieser Thatsache vereinbarten die führenden Gruppen eirc Beschränkung der Produktion um 10 Prozent. So hofft mau, den Preis, der am Jahresende Z'Z Cents für das Pfund betrug, auf 15 Cents zu steigern. Im neuen Jahr wird sich zeigt n, ob das Abkommen ernst und die Durchführung eines Trusts möglich war. Die Shermanbill hat an Ansehen nicht gewonnen. Der Kampf gegen die TruD, dem auch Taft sich, nach einer Pause vernünftiger Zurückhaltung, zuschwor, blieb auf theoretische Kcaftäußerungen beschränkt. Den Höhepunkt bildete die Veruitheilung der Standard Oil Company, die aufgelöst werden müsse, weil sie ungesetzlich sei. Daß die Entscheidung des Bundeökreisgerichts in Sairtt-Louis von der Supreme Court in Washington bestätigt wird, ist nicht wahrscheinlich, Auch die Geldstrafe von 29 Millionen Dollars blieb ja auf dem Papier. Neben dem Oeltrust beschäftigte der Zuckertrust die Gerichte; da gabs ungeheure Steuerhinterziehungen. Erfreulicher war die Erhöhung der Jahresdividende für die Commons des Stahltrusts von 3 auf 4 Prozent, nachdem erst für das zweiie Quartal 5er Satz von ^ auf 2/4 gesteigert worden war. Die amerikanischen Eisenbörichte allein hätten die Steigerung der Dividende kaum gerechtfertigt. Gegen die Spekulation ist kein Kraut gewachsen. Am Wenigsten im Lande der Yankees. Uüd der „Nationalverband amerikanischer Getreidebörsen" gegen Leute von Schlage Pattens wird das solide Geschäft auch nicht von spekulativen Einflüssen absperren. Im Mittelpunkt neuer Projekte stand der Name Morgan. Seit dem Tod Harrimans, des Eisenbahnkaisers, ist er der mächtigste Mann; auch im Schienenbereich. Und nach dem Eintritt Morgans des Jüngeren in den V-rwaltungralh der National City Ban? wurde eine Brücke zwischen der Harriman' und der Morgan-Hill'Gruppe möglich. Das Scheiden Harrimans aus dem „Rath der Vier", der das Wirthschaftgeschick Amerikas bestimmte, blieb ohne dem befürchteten starken Eindruck auf die Börse. Die Erbschaft wurde so geregelt, daß eine Erschütterung der Kurse vermieden werden konnte. Morgans Erwei b der Versicherungsgesellschaft Equitable wirkte stark und fast jeder Dezembertag brachte Gerüchte über neue Riesenkombinationen. Wichtiger als die Bildung ncuer Trusts wäre die Errichtung einer Centralbank, die die Krönung der Notenreform bilden soll. Präsident Taft empfahl die Centralifirung des Notenumlaufes; die American Bankers Association setzte ihre Autorität für die Idee einer Centralbank ein; und Senator Aldrich, dessen Namen die erste Reformbill zur Hebung des Geldumlaufes trägt, unternahm eine Rundreise durch die westlichen Staaten, um Stimmung für die

Bank zu machen. Freilich schilderte er den Leuten ein Institut, das niemals zur
Wir l chkeit werde i könnte. Um die Eifersucht des Westens auf den Osten, besonders
Ne > Jork, richtig zu escomptiren, sagte er dem Publikum, daß die Centralbank
niemals unter die Kontrole der östlichen Finanz kommen und weder Filialen noch
direkte Beziehungen zur Kundschaft haben werde. Die Voraussetzungen für eine
Umgestaltung des amerikanischen N^tenwesens haben sich nicht geändert. Das Miß-
verhälnnß zwischen Verbrauch und liquiden Mitteln kam auch 1909 zum Ausdruck«,
Die Vereinigten Staaten haben nie an wirklichem Goldmangel gelitten. Aus Gründen
der Geschäftspolitik pflegt man aber von dort Überschüsse an Gold nach Süd-
amerika zu versenden und sich den Bedarf an disponiblem Kapital durch Verkauf
von Finanzwechseln in London zu decken. Für die Engagements an der Börse
muß der englische Geldmarkt herhalten. Klein waren die Umsätze in Wallstreet
nicht. Jedenfalls ließen sie keinerlei Nachwirkung der Finanzkrisis des Jahres 1907
mehr erkennen. Vom Januar bis zum November wurden in Aktien 195, in Bonds
1195 Millionen Dollars umgesetzt. D.iese Ziffern können sich schon sehen lassen.
Für den internationalen Geldmarkt hatten die amerikanischen Ansprüche also
eine nicht angenehme Bedeutung. Die Diskontpolitik der Bank von England legte
Zeugniß davon ab. Das englische Institut hatte vom Mai 1908 bis Mitte Januar
1909 an einem Diskontsatz von 2^2 Prozent festgehalten; es erhöht ihn am vier-
zehnten Januar auf 3 Prozent. Das pflegte um diese Zeit sonst nur in besonders
schwierigen Epochen (Finanzkrisen 1881/82; Transvaalkrieg) zu geschehen. Erst nach
dem Aprilanfang glitt die Rate wieder abwärts; im Oktober wurde sie, im Lauf
zweier Wochen, von 2^2 auf 5 Prozent erhöht. Damit war den Jankees ein deut-
licher Wink gegeben. Die Ansprüche ließen nach; und da von Paris, Wien und
Holland Gold nach London geschickt wurde, war es möglich, am neunten Dezember
den Wechselzinsfuß auf 41/2 Prozent zu ermäßigen. In Deutschland sprach man
während der ersten Hälfte des Jahres von ^billigem Geld". ES war die Zeit, da
der Privatdiskont sich bis auf I Vs Prozent senkte und Tägliches Geld zu 1 Prozent
zu haben war. Noch bis in den September glaubte man, die Reichsbank werde
in diesem Jahr mit ihrer Wechselrate nicht über 4 Prozent hinauszugehen brauchen.
Die Mittel des Institutes wurden durch die Wirthschaft dabei im Ganzen nicht
weniger in Anspruch genommen als im Vorjahr, dessen durchschnittlicher Wechsel-
zinsfuß 4V. Prozent betragen hatte. Mit 4 Prozent war die Bank ins Jahr 1909
eingetreten; am sechzehnten Februar ging sie auf 31/2 Prozent zurück und blieb da
bis zum zwanzigsten September. Als dann die erste Erhöhung beschlossen wsr^
nahm man sie noch nicht recht ernst, weil man dachte, beim Herbstoeginn seien
4 Prozent die übliche Präventivmaßregel. Als Kuriosum sei erwähnt, daß am Tage
der Erhöhung unseres Diskontsatzes die Russische Staatsbank ihren Wechselzinsfuß
erniedrigte. Ein plötzlicher Umschlag trat ein, als die Ziffern des Ausweises vom
dreißigsten September bekannt wurden: eine Steuerpflicht für 571 Millionen (mehr
noch als im bösen Jahr 1907 und 250 Millionen mehr als im Jahr 1908); ein
Notenumlauf von über zwei Milliarden (zum eisten Mal im Leben der Reichsbank);
Gesammtanlagen mit 1850 Millionen. Das war eine schlimme Ueberraschung.
Dazu ein Rückgang des Verhältnisses der Deckung zu den Noten von 73 auf 48
Prozent. Was geschehen würde, war nicht zweifelhaft. Am elften Oktober wurde
der Diskont von 4 auf 5 Prozent erhöht; und Präsident Havenstein richtete ernste

Worte an die Effektenspekulation und die Banken. Die sollten sich in der Gewährung
langfristiger Kredite einige Beschränkung auferlegen. Erschwert wurde der Reichs-
bank die Arbeit mit der Privatkundschaft durch die Last der Schatzscheine, die das
ganze Jahr hindurch ihren Status drückte. Bis an die Grenze von 500 Millionen
ging die Ausnutzung des Centralinstitutes durch die Reichskasse. Der Jahresdurch-
schnitt der Effektenanlagen wird kaum niedriger als 300 Millionen sein. Diese
Beziehungen füllen ein eigenes Kapitel. Sechzehnmal gerieth die Bank in die Noten-
steuer (1908 fünfzehnmal). Der Durchschnitt des Bankdiskonts wird (mit 37^
Prozent) um 1 Prozent hinter dem Satz von 1908 zurückbleiben, während der
Privatdiskont sich auf rund Prozent im Durchschnitt stellte. Das neue Bank-
gesetz, das am ersten Januar 1911 in Kraft treten soll, hat, wie die Empfehler
der Bankverstaatlichung behaupten, schon jetzt versagt. Die Erhöhung des steuer-
freien Notenkontingents auf 550 und 750 Millionen scheint den Gegnern der Reichs-
bank von heute nicht zu genügen. Diese Gegnerschaar rekrutirt sich aus den selben
Kreisen, die der Börse ihre Lebensfähigkeit nicht verzeihen können. Atterdings mag
das Wüthen der Spekulation manches cholerische Temperament gereizt haben.
Die Börse spottete jeder Bemühung, sie in Angst zu versetzen. Anfangs
drückte sie die politische Unruhe. Dann kam der Umschwung; und als der Hansa-
bund am zwölften Juni die Taufe (sit venia vsi-do) empfing, war die Börse be-
reits in einer Lage, die keines besonderen Schutzes bedurfte. Das Publikum war
ausgehungert und folgte nur zu willig den Rufen der Einpeitscher. Die anrüchigsten
ducket skops machten glänzende Geschäfte. Sie weissagten die Chancen beinahe
aus der Hand. In Cirkularen und Briefen wurden die tollsten Versprechungen ge-
macht. Alles verfing. Bei den Banken häuften sich die Aufträge des Publikums
zu Bergen. Schüchterne Warnungen wurden nicht beachtet; kamen auch nicht ins
Ohr Derer, für die sie eigentlich bestimmt waren. Unter so günstigen Vorbedingungen
nahm der Import ausländischer Werthpapiere beträchtlich zu. Er dürfte fast das
Sechsfache der Summe des Jahres 1908 ausmachen. Das Inland blieb natür-
lich nicht zurück. Im ersten Semester 1909 wmden für 2228 Millionen Mark
Nominal neue Effekten ausgegeben (2267 Millionen im ersten Halbjahr 1908 und
1100 Millionen im Jahr 1907). Die Jahressumme wird wohl über die 3362 Millionen
des Jahres 1906 hinausgehen, da die Effektenproduktion des zweiten Semesters
diesmal größer war. Die Spekulation richtete sich, wie immer, ein paar besonders
vergnügte Winkel ein. Von der Steigerung der Aueraktie um 300 Prozent Pro-
fitiren nur die paar in der Koppel befindlichen Renner. Auch die Riesenhausse in
den Antheilen der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die 2000 Prozent
erreichten, hat nur Auserwählten genützt. Daneben begeisterte sich aber das Publikum
für Kolonialpapiere niedrigerer Klasse. Man mutzte besondere Rubriken für den
Markt der Kolonialrente einrichten, die das Mißfallen des Herrn Staatskommissars
erregten. Trotzdem schwor das Volk auf Herrn Johannes Schlutius und die South
African Territories. Da wurden Diamantenfunde erst amtlich bestätigt, dann amt-
lich geleugnet; und Herr Dernburg mußte erklären, daß er mit der Kharas Ex-
ploration Company des Herrn Schlutius nicht das Mindeste zu thun habe. Mit
Optimismus wurde viel gearbeitet. Zurückhaltend war die Verwaltung der Deutschen
Kolonialgesellschaft für Südwestafrika in ihren Äußerungen über die Zukunft. Die
Einführung und Zulassung der Shares der South West Africa Company (der offi-

1909.
ZI
stelle Einführungskurs betrug 196) wurde an der berliner Börse als ein Ereigniß von symptomatischer Bedeutung gefeiert; besonders von den Leuten, die für eine Popularisirung der Kolonialpapiere durch Schaffung kleiner Aktien (nach englischem Muster) eintreten. Die Spekulation in den Antheilen der Otavigesellschaft war ein Ding für sich. Zum Glück kam schließlich die offizielle Bestätigung der Uebernahme der Bahn durch den Kolonialfiskus. Der Kurs der Otavibahn stieg um 60 Prozent, die er, bis auf einen geringen Abschlag, beibehielt. Aus der Wiedereinführung des Terminhandels ergab sich die Zulassung einzelner Papiere zum Ultimoverkehr: Hochbahn, Schuckert, Oberbedarf, Schantungbahn, Gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Eine Tabelle soll die Kursentwickelung zeigen (der vierzehnte Juli ist als der Tag des Kanzlerwechsels zum Vergleich gewählt worden):

z. Januar
1. April
Z4. Juli
22. Dezember
1909
1909
1909
1909
243.10
241,40
243,-
248,35
181.25
189.25
186.60
196-
148.40
151,-
153.40
161,60
169,40
170.40
172.60
181,70
224,90
221.80
230.50
251,60
178,40
165.25
174.75
218,60
191,90
181,25
178,90
219,10
195,10
189,40
190.40
208,-
156.20
162,75
198.75
217.90
219,25
231.25
231.60
259.60
205.80-
208,25
220,25
247,50
113.80
114.-
117,50
134.-
90,80
86.60
90.-
102,50
85.90
87.10
86,50
85.10
94,70
95.90
95,50 ^
94.-
102,75
103.40
103.-
102.40
84
85,10 j
86.90
90,75

97
98.75 ^
99.25 j
99,50
überall Kurssteigerungen. Eine Ausnahme machen
Deutsche Bank....
Distontogc^llichan . .
Dresdener Bank . . .
Handelsgesellschaft . .
Bochmner Guß . . .
Phoenix
Gelsenkirchcn ....
Harpcncr
Deutsch-Luxemburg . .
AEG
Siemens <K Halste . .
Hamburg-Amerika-Linie
Lloyd
3°/<) Reichsanleihc . .
3'/«°/o Reich sanleihe .
4)v Reichsnnleche . .
4°/« Russen von 1902 ,
4'/s°/° Russen von 1905

Das disponible Geld strömte den Dividendenpapieren zu; die Standardwerte blieben vernachlässigt. Dabei war die Emission der 800 Millionen Mark neuer Reichs- und Preußenfonds ein Erfolg. Der Modus war nicht glücklich gewählt: halb vier-, halb dreieinhalbprozeniig. Trotzdem waren schon zehn Tage nach dem Zeichnung-termin auf 800 Millionen 550 eingezahlt. Und im Ausgabekurs bestand doch ein wesentliches Unterschied gegen)908. Damals kamen die vierprozentigen Papiere mit 99 V, heraus, diesmal mit 102,70. Der Subskriptionpreis der dreieinhalb-prozertigen Anleihen betrug 9ö,60. Auf dem Anfangsnivecm konnten die Papiere sich nicht behaupten. Das Gestöhn über den Mißerfolg der Finanzresorm nnd die Schätzungen des Betrages der Reichsanleihe von 1910 brachten den Markt in Verwirrung. Vielleicht wird die kommende Emission angenehm enttäuschen und den Kursen neuen Halt geben. Den Russen gings besser als den deutschen Anleihen. So gut, daß die Möglichkeit einer Konvertirung der fünf- und 4Vz Prozentigen Rente besprochen wird. Eine große Auslandanleihe im Betrage von 1400 Millionen Francs wurde im Januar zu 89 in Paris aufgelegt. Der Uebernahmekurs von 8S V2

war für ein ^/-Prozentiges Papier nicht gerade glanzvoll. Aber er hat auch nichl geschadet; denn die Eisenbahnprioritäten, die im Lauf des Jahres, auch in Teutschland, auf den Markt kamen, wurden enorm überzeichnet. Einen Riesenerfolg hatten 6! Millionen Rubel 4V,prozentiger Eisenbahnobligationen, die in Berlin zugelassen und zu 88V2 aufgelegt wurden. Selbst auf Sperrzeichnungen konnten nur geringe Summen zugetheilt werden. Auch in London wurde eine 4V«Prozcntige russische Anleihe (34 Millionen Nabel) glatt untergebracht. Daß Italien eine Anleihe (160 Millionen Lire) zu 3V2 Prozent aufnehmen konnte, weckte schmerzliche Gefühle im Herzen Mitteleuropas, lind eine Z^Prozentige Bundesbahn-Anleihe der Schweiz (8<> Mlllioren Francs), die in Frankreich untergebracht wurde, bot den Finanzpolinkern reichen Gesprächsstoff. Mas Italien erlaubt war, mußte die „bundesgenossenschaftliche Republik" unterlassen, da im eigenen Lande 3V,Prozentige Renten nicht unterzubringen sind. Die starke Verschuldung an Frankreich ist aber nicht unbedenklich. Die neutürlische Verwaltung setzte ihren Stolz in die Abkehr von alten, bewährten Methoden. Der nirksche Finanz minist er Djavid Ben kontrahirje eine Anleihe von 7 Millionen Pfund unter Umgehung der Ostw ?ndli(ju« ONorn^Qs. Trotz anfänglichem Sträuben betheiligten sich Deutschland und Frankreich an der Übernahme der neuen Tiws. Vorausgegangen waren zwei sechsprozentige Vorschußanleihcn von je 500 0»0 Pfund bei der Gruppe der Osmanenbank (Deutsche Bank) und bei der Deutschen Oricntbank. Viel Streit gabs um die chinesische Kanton-Hankau-Bahnanleihe, während die Anleihen von Rio de Janeiro und Sao Paulo und eine Goldanleihe von Argentinien mehr Liebe als Glauben fanden.

Die Banken haben über das Ergebniß des Jahres 190'-> nicht zu klagen.

Das Zinsenkonto wird nicht so fühlbar unter der Ermäßigung der Geldsätze in der ersten Hülste des Jahres gelitten haben, wie noch in der Zeit der Generalversammlungen angenommen wurde. Und die Chancen des Effektengeschäfis boten reichlichen Ausgleich. Die Lager konnten geräumt werden. Daß die Banken sich den besonderen Verhältnissen des Jahres anzupassen wußten, zeigte die Zunahme der Reportdarlehen in den berühmten Zweimonatbilanzen. Das Steigen dieser Posiiion wurde durch die Lebhaftigkeit des Börsengeschäftes bewirkt. Im Ucbrigen ergaben die Zwischenbilanzen eine Verschlechterung der Liquidität, die wiederum ein Beweis dafür ist, daß die Kreditinstitut auch wirtlich dem Kredit gedient haben. Vielleicht etwas zu willig, wie Präsident Havenstein zart andeutele. Trotzdem kamen, außer den Insolvenzen in der Holzbranche (Brühl, Vallentin) keine unangenehmen Überraschungen vor: denn der Konkurs der Lederfabrik Eyck ^ Snasser ging nur die Berliner Handelsgesellschaft an. Daß einige Bankiers in der Provinz l.M. A. Rosenbaum in Lippstadt; Luckmann & Soltau in Lübeck; Max Welheimer & Co. in Büdingen) ins Gras beißen mußten, überraschte, bei der Sterblichkeit dieser Spezies, nicht allzu sehr. Aus der Provinz kamen zwei der interessantesten Nachrichten dcs Jahres: die Erhöhung des Aktienkapitals der Rheinisch. West sälischen Diskonto« geseKschaft um 15 (auf 95) Millionen zum Zweck der Uebernahme dcs berliner Bankhauses Hzrdy & Co,; und die Vereinigung des Dresdener Bankoereins mit der Magdeburger Privatbank, die nun Mitteldeutsche Privatbank heißt und ein Aktienkapital von 50 Millionen hat. Die Provinz nahm neues Betriebskapital für die Banken auf und stärkte damit deren Aktionfähigkeit. Höher wurde das Kapital bei der Rheinischen Kreditbank (10,', Vereinsbank in Hamburg (6), Norddeutschen Kredit«

anstatt (3), Oftbank für Handel und Gewerbe (4V,), Bank für Grundbesitz in Leipzig (2V2), Hildesheimer Bank (1), Mecklenburg-Strelitzsche Hypothekenbank (2.83), beim Essener Bankverein (ö). Schleichen Bankverein (10), Chemnitzer Bankverein (2^/2) Millionen. Die Deutsch-Ueberseeifche Bank erhöhte ihr Kapital um 10 Millionen; und die Nationalbank für Deutschland verbündete sich dem 06äit Uodilier äs Kranes. Die Deutsche Bank errichtete Filialen in Brüssel (wo sie die alte Bankfirma Walser & Co. übernahm) und in Konstantinopel. Daß die Diskontogesellschaft sich endlich von ihren Popp-Aktien trennen konnte, war eine nicht unwesentliche Bereicherung der Bankannalen des Jahres 1909. Weniger wichtig die Uebernahme der America-Bank durch die Darmstädter Bank. Mit der Möglichkeit, daß einzelne Großbanken ihre Dividenden erhöhen, wird gerechnet; sicher ist nur die Dividenden« Herabsetzung bei der Mitteldeutschen Kreditbank, der ein ungetreuer Angestellter, der „süßeHarry", eine nicht ganz legale Weihnachtgratiftkation von 700000 Mark entnahm.
Nicht so erfreulich wie die EntWickelung der Banken war die der Industrie.
Die Gründung des Hansabundes war schließlich doch nur ein „moralischer" Coup; von einem materiellen Erfolg ist, nach halbjähriger Wirksamkeit, noch nicht das Allergeringste zu spüren. Die Kaufkraft der Bevölkerung und die Dimensionen desHandelsverkehrs sind nicht geringer geworden; aber die Produktion blieb größer als der Verbrauch. So gings, namentlich in der Montanindustrie, mit den Preiserhöhungen nur langsam vorwärts. Die Notirungen der düsseldorfer Börse sind zwar zum Theil höher als am Anfang des Jahres, von befriedigendem Niveau aber noch weit entfernt. Dazu die lange Reihe der DividendenrückgSnge, die der Kurszettel Jedem vors Auge führt. Dem Eisen gehts besser als der Kohle; daß eine neue Roheisenkonvention noch nicht möglich war (das „Kraftwerk" bildet das gewichtigste Hinderniß), ist bedauerlich. Der Kampf der Hochofenwerke gegen den Außenseiter in Kratzwiek bei Stettin beleuchtet, mit seinen Preisunterbietungen, die Lage. Die Bemühungen, der Industrie durch Kartellirung aufzuhelfen, dauerten fort und waren, zum Theil, erfolgreich: Stabeisenkonvention; Syndikat berliner Stabeisenhändler; Konvention der Grobblechwalzwerke. Einen wichtigen Fortschritt in der Syndizirung des Handels brachte der Zusammenschluß einer Anzahl von Eisen» Handelsfirmen mit.der Ravensschen Stabeisen- und Trägerhandlungen»Gesellschaft zu einem „Deutscher Eisenhandel" firmirenden neuen Concern. Zum Zwecke dieser Transaktion werden 14^ Millionen neue Aktien und Millionen Obligationen ausgegeben. An vielfacher Vermehrung des Betriebskapitals hat es auch im Montangewerbe nicht gefehlt. Den größten Appetit entwickelte der Concern Gelsenkirchen mit 26 Millionen Mark Aktien und 20 Millionen Mark Obligationen. Deutsch-Luxemburg erhöhte.das Kapital (um 8) auf 50, das Hasper Eisen- und Stahlwerk um 5, die Hohenlohewerke um 8, die Harpener Bergbaugesellschaft um ö, die Bismarckhütte um 6, die Donnersmarckhütte (bei der es, als Unikum, eine Dividendensteigerung gab), um 2^2, das Rombacher Hüttenwerk um 5 Millionen. An Insolvenzen hats nicht gefehlt: die Bergwerksgesellschaft Blissenbach meldete Konkurs an; das selbe Schicksal hatten die „Nordseewerke" Emder Werft und Dock. Der Stahlwerkverband konnte einen neuen (zweijährigen) Vertrag mit der preußischen Staatsbahnverwaltung abschließen, der allerdings weniger üppige Preise zur Grundlage hatte als sein Borgänger, aber als Sicherung werthvoll ist.
Will man einen starken Kontrast herstellen, so braucht man nur die Schick-

fale der elektrotechnischen Industrie den Erlebnissen des Kaligewerbes gegenüber-
zusetzen. DortHochkonjunktmdividendensAEG 13 gegen 12, Siemens & Halske 12
gegen 11, Schlickert 6 gegen 5), hier ruinöse Streitereien. Dort sicheres, ruhiges
Vorgehen; hier Wankelmuth und Unsicherheit. Die Elektrotechnik hat gut gear-
beitet und hofft auf befriedigenden Fortgang des Geschäftes. Die Elektrobanken
haben zwar noch nicht geleistet, was man von ihnen erwartete; aber es scheint
daß es auch so geht. Die Verhältnisse in der Kaliindustrie boten ein klägliches
Bild. Mit Mühe und Noth wurde ein Syndikat zusammengeleimt; dann eine
Kommission nach Amerika entsandt, um Schmidtmanns Verträge mit dem Dünger-
truft zu lösen. Die Konflikte mit Schmidtmonn füllten das ganze Jahr aus. Kurz
vor Jahresschluß wurde der Entwurf eines Reichskaligesetzes veröffentlicht. Nun
schrie man, daß die Handelsfreiheit unterbunden und der Industrie Gewalt ange-
than werde. Erst sollte der Staat helfen; als er kam, regalirte man ihn mit Fuß-
tritten. Das Gesetz wird aber voraussichtlich die Billigung des Reichstages erlan-
gen und das Zaiangssyndikat mit zwanzigjähriger Giltigkeit den haltlosen Zustän-
den im deutschen Kalibergbau ein Ende machen. Man hat dem preußischen Fiskus
lange genug Schlappheit vorgeworfen und darf sich nicht wundern, wenn er nun endlich
einmal Ernst macht. Noch länger durste er, Wenns kein Spiel sein sollte, nicht warten.
Den deutschen Schiffahrtgesellschaften hat das Jahr 1909 einen ungemeinen
Aufschwung gebracht. Die Hamburg« Amerika-Linie kann mindestens 5 Prozent ver-
theilen und der Lloyd wird genug verdient haben, um seine Reserven wieder auf-
zufüllen. Der Tod Wiegands war sein ärgster Verlust in diesem Jahr. Der Nach-
folger gilt als sehr tüchtig. Trotzdem ist leise die Kandidatur Dernburg aufgetaucht.
Im Wesentlichen ist, wie man sieht, die Jahresbilanz günstig. Die deutschen
Bürger haben 1909 viel Geld verdient. Und mit welchen Aengsten war das Jahr
empfangen worden! Beim Rückblick werden nur die hartnäckigen Fixer Aerger em-
pfinden. Die haben immer wieder geglaubt, endlich müsse der vielbeschriene Jn-
dustrierückgang in den Kursen doch deutlich fühlbar werden: und wurden, nach kurzer
Freudenzeit, immer wieder enttäuscht. Jetzt, an der Schwelle des neuen Jahres, kön-
nen wir nur hoffen, daß eine für die Gesammtheit so erfreuliche Enttäuschung sich
wiederhole. Ob die Propheten Recht behalten, die für den Januar eine neue, noch
steilere Hausse weissagen? Das ist eine Börsenfrage; deren Beantwortung schließ-
lich nur die Spekulanten und deren Troß kümmert. Wir müssen zufrieden sein, wenn
der Himmel hell bleibt. Bringen die englischen Wahlen den Tarisreformern die Mehr-
heit, dann wird der Industrie und dem Handel Deutschlands ernste Sorge aufgebürdet;
mit der wir schließlich, da die Engländer im Herzensgrund nüchterne Geschäftsleute
sind, so oder so aber auch fertig würden. Bon Rußland, wo große Geschäfte im
Werden und die Erntebestände erst zur Hälfte verkauft sind, wird fürs nächste Jahr
Ungemeines erwartet. Der Strike, der, als Antwort auf die Neuordnung des Arbeit-
nachweises im Ruhrkohlenbezirk, angekündet wurde, wird einstweilen nicht kommen;
die Arbeiter wissen, daß die Lager noch überfüllt sind und sechs Strikewochen den
Unternehmern, die nur an ihren Geldbeutel denken, willkommen sein müßten. Nicht
überall (Textilindustrie!) siehts rosig aus. Aber wenn das Publikum sich gewöhnt,
nur leidlich solide Geschäfte zu machen und die Kreditmöglichkeiten nicht über Ge-
bühr auszunutzen, dürfen wir furchtlos und in ruhiger Zuversicht der Dinge war-
ten, die das Jahr 1910 unserer deutschen Wirtschaft bringen wird. Ladon.
Herausgeber und verantwortlich!.'!- Äedattcur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Trnck von G. Bernstein in Berlin.

XV. 8ai5«n ^Ilt^I « tt, «Q»
XV. Saison
äbencls 7', 2 UKr prS?.: 0rosser«sla ^benck.
«rosses ciriLilisI.^snese .'ZcKgustücK cles Zirkus Lusct, in 4 äkt. !. ^Kt, Das d>actit.
gsv, 2 ^Kl' l)as ?5>mKk.«t auk clem «Zcnlosse <les Staatsrais 0 e deriikmte Sal».
IsKs-Iruppe. Die span. I-Zn^erin ««««r,«. Z. ,XKt.: O,e Veriisklun«. </.Kt : vle
!tnkVmkt cler Verbannter.. Uederkall cler Wölke suk öle .^«lks. Oer «rksn. cls,
f.rcldeden uncl cler Kiesen.Lsvlnensiur? im vralgedir^e.
««- vu, l>«> t>»» «,»»»« «»i»-rR «e» "u>n>.

Serüiier-Ikellter-KineZgeii
IVletropol-I^deater
Die ßr«88e I^evue!
ttumorist.-sat. .ladresrevue in 10 LiI6ern von
^ul. freund, ^usik v. ?au! Vincke. In 8?ene Ae-
8et2t v. Oir. Kicli. Lcnult?. 'lün^e v. ^VilU Lisnop.
Deüt8cKe8 MMteW
^reitaF, den 31./12. 7 I_lnr
Her Mümoeiiülgen lünmung.
Lonnadenä, den I., Zonnts^, den 2. und
^ontaA. den 3./1. 7^z ^Kr.
Der Wcler8pen8tiZen
V/eitere '1'sZe siske ^nscNIacxLÜule.
Dresdeners!:-. 72/73.
8 IllRi-.

LcnxvanK mit Qesan^ und l'an? in 3 ^Kten.
friel^ioiistr. l65. lägZ. li—2 UK,-.
Mirjam UorM/ a.«.
^ unl! lim voll8t3l!l!!g neuen Programm. ^
^rKa^ikT L6>it'6rl8tk'. 55-57
Keun! 0 n 8: 8onntaF. ^itt>v0cn, I^reitaZ
!>^""!>a „Nonlin roucsö"
5,80 mau'« Miellen!"
ZurlesKe mit (zesanZ in 2 /^Kten von ^nto^
und Oonlit tterrnfeld. ^usik von Ital
Vorlier: ^RIR ZKettrR«^«NAittSl ^
änfanx 8 VKr. Vorverkauf 11—2 vnr..
/^m 31. Dezember Qrosse 8vlvester-kreier«.
DeutscKes I^Keater.
Lonncidend, den 1./1. 8 I^nr.
Oer ^r^t am ScKeiäeweF.
8onntsA, den 2. und 7^ ^ « 'U' ^ ,
^onw5, d- 3./1. 8 U. ^ ciiv ^1. d? I III^
»leine! lüttter.
Zonnabend, 6. 1./1. ^g^km. 3 U. 2 mal 2 — 5.
Lonn«dend, 6. 8 U. Der Fr«8se 1>Iame.
ZoniiiI^, 6. 2./1. Naclim. 3 VKr 2 mal 2 — 5°,
LonntgA, den 2./1. 8 U. Der ^r058e >Iame.
^lontaF, den'3./1. 8 ^. Der grosse I>Iame.
weitere l'aZe siede ^nscrila^säule.,
Neu« Iperetten-lkeM
Hör »IiNMUg.
>Velter6 's!iSe sielis ^usedl^sguw.
folies Kaprice
l'äZIieK abends 8V4 UKr.
Sieker ist sicker.
ver Nann meiner krau.
Victoria-Oafe
linier den l^inclen 46
lZröIZts8 Oafe ller IZesilisn?
Mamves Gute Stüde
«gennder UntersrunSdaKnhos ZrieSrich Strasse ^
Vornehmste Likör St^ve SerReichshauVtstoS^
Extrafeine Liköre und Frühstücks-Weine.

 den ersten Tagen des neuen ^akres wird die cleutscke
NlllLllULLNUllNäl^ 8eetouristiK ikr^ VVinterpro^ramm^ beginnen. ^^Vie die
eine^26 tägige LaKrt des Vergnü^ungsdampfers Meteor nacK den KanariscKen Inseln und
den interessantesten Plätzen des westlicken ^ittelmeerdeckens eingeleitet. Das 8cKiff ver-
liisst ttambur^ am 6. Januar, nimmt seinen Kurs über 8outKampton und Lissabon nacK
?^nckal und Las Palmas, besuckt dann langer, Qidraltar sowie die ttauptkäten der nord>
Zfr^KaniscKen Küste. ^IZier. lunis und Iripo^is, und erreicht über^^lalta^und Oespel am
an den Händler 8aKara fükren wird, Stent durck die über ^ursuk und" Lilma kükrende
<Zer wrcKtiZsten HinganZstore Innerafrikas und ein 8cKauplat? buntesten afrikanisck-orien-
taliscken Ledens. Oer SesucK dieses Ortes wird Zweifellos den Touristen eine k'ülle eigen-
artiger, interessanter öilder und Lindrücke vermitteln, so dass er als eine allen Teilnenmera
Kockwillkommene wertvolle LereicKerung des p^eiseprogramms angeseken werden darf.

Oer Keutigen Kummer liegen 3 Prospekte bei und -war vom KuiuinIverK Oder»
Spree K. M. d. ü., Lerliu X4. über rueulustik-ttepsratureu, kerner von der rirms
V^jIdl, S Oo., QrapKiscKe Kunstanstalt in Vresüeu-lUeiüeuau über die Ankündigung der
Kunstblätter „Lerüdiute Skulpturen", sowie von der Lrsnsatlaiitiuue LoiuvaKuie
über die von dieser veranstalteten ZcKiktskaKrten.
^Vir empkekleu diese Prospekte der sutmerKssmeQ Leacdtung unserer verten Leser

«MM M?
^Vir 8paren IKnen?eit unö Kelä!
l.«Wz VIK «co.. li. m. K.Lerün!MS.
öilan? am 30. 8eptemder 1909. ^bteilun^ I u. II.
^3Aer-^aLlaFeN'(?On^'.."
?5er6e-, V/^Zen- u. Qe8cnirr-(Ito.
LIeKtr. LeIeucKti.inA8'^nIc,5e'lItO.
Kontor-I^tenLilien-dontc)
Ke5t3ur3tiON8-I_tteriLIIieN'(I«nlu ...
^Ia8criendier-I^ten8ilien (^onto ...
Lrausteuer-L^m
Oediwreri
Linens ttvpotliek^n
KaL82-(^0rN0
LanKier-QutKcZben
Verlust!
I 214 167
—
255 «4L
40
I 602 731
02
231 055
10
38 946
85
24 849
50
54036
10
6 794
45
1557
34 666
25 222
61 III
3 311 21
422
477 893
85
666 974 68
8 954
10
443.!
38 864
43 404 60
12 177 j 80
4 772 632 42
Passiva.
/XKtjen'KapiwtdoiNO
ttvpotkOken-^oriw, Knppensir. 68
tt>'p0tIieKeii-(I!OiN0, Koppenstr. 69
tt^potnekeu-^oriw. .Xm 'sempel-
Kofer LerZ^L ^.
Kautionen 6er Lierlanrel
OelKreclere-Lonto
^ttfatt-Versienerur,,^
Kreäitoren
(wtkgberi 6er Kuncisci^!.
/VK^epte-^onto
Oiv!6en6en-<lONtO
2 000 0".0 -
400 000 —
137 000^ —
1 0 0 000 > —
44 032,78
27 527>47
59 852 34
4 9I0i-
889 558 38
84 561 45
75 000! —
200! —
4 772 632 42
Ler 1 jn, äeri 22. Dezember 1909.
öerliner öierbrauerei, ^ctienxesel^ckatt vormal8 ^. ^V. tt!l8ebein.
Der Voi-stanö. ^VIgx unberZer. einricd.

SeobscKkungsn ^mikklungen in allen Verll'suemzscKen.
Npj^I^»«U^«IMl Ist SWZ5^p6/M^/^^^^
IllntcIllumve

?Ii)Nö gewinnen 8ie 6urcK Körperkultur! ?reu6e sm Leben sedaftt IKrisri 6ie
KKöU« NRUi,kL QesunäKeitspflegeZ LrkolZe im OaseinsKampke erzwingen Sie 6urcn
Lnergie un6 ^,us6auer! ^Iso taZIicKe Körperpflege 6urcK Körperübung! Lin rationelles.
Lastern für hellen (Zeistes^rbeiter un6 8tubennocKer gibt uns 6ie ideale ^utogvmnastik. ttoeb-
interessante Aufklärung auf groüen KunstärucKdiläerbogen erteilen gratis uncl postkrei Ze6em-
Interessenten 6ie Kolberger Anstalten für LxteriKultur, 0stseeba6 Kolberg.
Ig!»,MWkl!!ll! kinkmullickl! creigni! öl!! MW lW ^5ch"°^"'su^^?m
15. 8eptember auf ^ler ^VlüncKener öalin aufstellte. IVO Kilometer in 6er 8tun6e über-
scnritlen, 6as v/ar 6ie A^el6ung, 6ie 6er Oralit in alle Län6er trug. I.In6 6ie Leistung wur6e
von ?acdleuten un6 Laien bestaunt, ttan6elte es sieb 6ocd um ein Wagnis, 6as nocb vor
-wenigen ^akren für fast unmöglich gekalten uncl in 6er in- un6 auslän6iseken k^sebpresse
in solcnem Linne Kommentiert wur6e. ^Ver erinnert sieb nickt an 6ie vielen Versucne
6es ^leistersekrittmackers Lertin, 6er sogar Prämien für 6ie Lrreienung 6es vieles aus-
setzte? Oes oftmaligen Unterfangens anderer I^envgrössen, 6ie stets auf Qranit bissen un6
aufgeben mussten? I^ur besonders glückliebe Llmstän6e, 6ie in seltener LinneitlicnKeit
Zusammentrafen, Konnten 6en Lrtolg ermöglicden. Vom «8cbrittmaeKerKöNig- ttofmann
namentlich I^eifenmaterial^ um 6en ^VeltreKor6 auf 6ie pbänomenale Hone von 101 Kilo-
meter 623 Bieter in 6er 8tun6s Kinauf^uscbrauben. Lei6e ?anrer, 6eren 8acKKenntnis wodl
nicdt bestritten wer6en Kann, fsn6en nur 6sn OontZnentsZ-pneumatZK als clis für solcns
8trap32sn tsuglicbe Lereifung, 6a ein ?Iat?en o6er Versagen mit einer Katsstropns Kätte
en6en Können, kontinental aber bewänrte sein qualitatives „8tebvermögen« wie so oft,,
suck bei dieser Keroiscben Leistung, ^ls Anerkennung für 6en Lieg, 6er se1dLtver8tan6licd
sucb 6en yualitatsn 6es ?anrers un6 6es 8cbrittmacbers 2u?uscbreiben ist, stiftete 6ie-
<üontinentaI-<ÜaOutcKuc:> un6 Qutta-?ercna>^ompagnie Hannover für Quignar6 un6 ttofmann
2 Qo16ene Ne6sillen.

von ^erxten unä ^annär^ten stäncklS empkvnlen.
Qro8S6 lubs IVI. 1.00^ ^r-. 1.50 Ö. W.
p. Selmilork 5 co.. »Wüiirs.
Kiilim k. c. ? II. I KU I«t. Iick, I, I!, Ick,,», Im»,
Deut8cKe unck ^U8lancl8-?atente an^emeläet.
Vollkommener Apparat
2ur 6er ttäncle onne ttilte
einer anderen ?er8on, keilt, reimet
Ä unä poliert, entkernt ctte ^a^el-
«Kaut unä formt llie f'lNFer ele-
ßant. Von jeclem sofort ^u nancinaben, bequem unä clurcnau8
Zuverlässig.
Mt 5 Teilen „ U. IS.—
„ 9 „ (darunter ^inZerwrmer) . . . „ 20.—
6r0886 j11u8tl'!ei'tv ?I'eZ8ll8ts K08tMl08.

ÜI!W
'Violinen
»«^ck alten Kslswrmod.,
Vratscnen.celli,ZVianS0'
llnen, (Zitarrengeg.ger.
^ von 2 iV!K. sn. Illustr.
L Violin^KatsZog gratis u.
frei. Postkarte genügt.
S/ezlK 157«. !Vieg V!/1S7.
ScKreid.
masckinen
m!t allen VervollKomm-
nungen, kür Lureau-
undprivatz:vvecke gegen
von 10 MK. SN. Illustr.
Scnreibmascninen - Ks-
talog gratis und krei.
Lisi S freunll S
SWlW IS? I. Mg V!/1S7, I
Watten
Voppelklint., Drillings,
Scneibenbücns., kZevol-
ver usw. geg. bequem«!
V.2MK.ÄN. !!l. Watten-
Katalog gratis und krei.
I^acnmänniscn. Leitung.
Kial S kreunll
SrezZaulS? u. Mg V!/1S7.

PKotogr.
Apparats
Ltstiv-u. ttsndksmeras
neueste 1°vpLN ^u bill.
Dreisen gegen bequem.
von 2 iVlK. an. Illustr.
Kamers-Katalog grat.u.
lrei. Postkarte genügt.
Kial K freund
Vrkeckeröinocles
kür IZeise, Sport, ?sgd,
Ineater, Militär, Marine
usw. gegen bequeme
ändere (Zlässr m.bester
Paris. 0vt.?u all.preis.
Ill.O!äserKata!g. gr.u.tr.
Lial K kreunä
SlöZlsu IS? u. Mg VI/IS?.
undLcnsUzzlstten.nur I
prima Fabrikate,/^uto- j
msten usw. gegen gsr.
iVIonstsrstöli
von 2 K!K. an. Illustr.
(Zrammopnon > Katalog z
grat.u.kr. postk.genügt.
Lisi K freunö
8re5!su IS? u. Men WM.
— v. p. Patents aller Lulwrs^aatsn.
^ Damen, Zis Sick im Korsett uobsqusm küdlsn, sied aber
elegant, MOäsAsrsOdt. unck SooK absolut. ^esunS Klsiäsn
sollen, trafen „Z(al2L,>Zs". SokortiAss ^VonIdskinSsn
Srossts ^sicdtiAksit, u. Ls^usmliodkeit. Lein ttoOdrutLoKsn.
Vor^ü^l. ^Z.!t im Kucken. dkatilrl. Ssraäsdaltsr. Völli?
krsis .^tmunA unä LeweZunA. LlsA^vts, soklanks pj?ur
I^Ur ^Zsäsn Sport. UseiFnet. leiclenäs unä Korpulsnts
^Oamen Special-?!: oorzs. ^Unstr. LrosLNilrs unS ^usKuQlt
> Kostsnlos V02 gNalasicis" e. m. d. tt.. Sonn 3

Verlag von ?neoä. Itwmas w I.eip2iF, l'alstr. 13.
pröcktlge 6«clieiiKe kür kreunkle von »utur unll »Mt
Soeben ersebien:
Deubscne Kcin6e
OeutscKe /V^aler
Von Dr. W. ö«l20?,
(Gustos 6er QrapKi8cKen LammlunZen SN äer !<. pinskotkek in NüncKen.
34 LoZen 4« aui bestem IvIattKunstdrucKpapier mit 80 Vollbildern,
60 lextillustrationen unä 12 aui äunklem Xarton Zui^eleZten tafeln
in Farbendruck,
preis elegant gebunden in Künstlerleinen N. 10.—.
Urteile 6er Pre85e:
„Un^e^ädlte, äenen 6!es frischke, unZemsin anre^enäs LucK eine dock-
willkommene MeiKnacKt8Sade sein wirä, veröen von ^an?em rier?en wün8cnen
6s88 innen 6ie 8tren^e Wi88en8cNalt 6en 'vVeZ ikren LrKenntnis3en Käufi^er in
80 Ae8cnm3cKvoIIer uncZ feinfünIZZer ^Vei8e ebnen möckte". I^ejp?. I>l3cKr.
^Oie8e ein-iZartiZe Li!6erSa!erie cle^cner I^an68ck3ft8malerei ,8t von
Kuri(ZiF8tek-, fein8inniF8t67 ttanZ ?u8ammenSe8te!It un6 von einer?e6er Kommentiert.
6ie 6ü8 ^uAe 6e3 I<ün8tler8 un6 6a8 tter? 6s3 OicKter8 verrät«. l^un8t u. ttandxverk.
„vie ^U88iattunS ein8cnlie88ttcn der Hepro6uKtioN8tecnniK l8t 80 -iemlick
6as Oe6ie^en8te, xva8 wir di8ller aui 6ie8em Oediets Ze8enen Kaden«.
^ie8ds6ener ^eitun^.
«Oa8 Zan-e LucK 8tellt 8,'cK 6ar al8 ein Merk 6eut8eKen LuckSewerde8.
6s8 allen an 6er tter8teZ!unA LeteiliZten LKre mackt«. I^eipsiSer ^eitunZ.
tterauZZeMben von K,. R.
?ur den Vierteljabresbeitra Z von nur AI. 1.50 erkalten die MtZliecZer
6ei v. I^l. Q. jänrlick 26 reick illustrierte ttette der ^eitscbritt
«l^atur^ mit 12 ^. farbigen Kunstblättern, sowie iolSende
5 LucKbeilaSen:
l^. tt. Trance, „Die l^atur in den Alpen".
Dr. N. MZn. Me^er, «öewobnte V/elten«.
Dr. Alexander SoKolowsK^, »Aus dem Seelenleben KöKerer?iere"
Prof. k<ar1 8azö> »Aus 6er Katerwelt".
vr. I^uä^vi^ ^Vilser, „Leben und tteimat des ^rrnensenen".
lVIan abonniert 6ie ^e!t8ckritt 6urcn jeäe LucKKancllunA, wo eins 8olcde
nickt erreiekdar, auck bei allen Po8tan8tstten. Oie MtZlieä8karte 6er O. Kl. O. lieZt
6em -weiten Ivette 6er ^eit3ckrilt „Z>1atur" bei.
(Ze8cKäkt88te!!e der Deut8cKen I>IaturwZ88en-
sckattücken (!e8ell8ckatt in l.eip^!S, ?al8tr. Z3.

Berlin, den 8. Jannar 1910.

Augusta.

er Kalender lehr^, daß am siebenten Januartag zwei Jahrzehnte ver-
strichen sind, seit die Frau des ersten Kaisers im neuen Reich starb. Wir
hättensvergessen. Die Gestalt dieserKaiserin wirftkeinen Schatten mehr. Nun
aber, vor des Kalenderblattes Mahnung, gleiten allerlei Vifionen und Ge-
dächtnißbilder durch das Bewußtsein. Ein Leben,das fast achtzig Jahre währte;
die Gefährtin Eines, der im Glanz desGelingens, imGehege zärtlicher Liebe
greifte: und dem Volksempfindm dennoch niemals nah. Leise immer gehaßt.
Zuerst als die Enkelin des tollen Kaisers Paul, dessen Despotenlaune sie im
Hirn des Prinzen von Preußen neu zu gebären wünsche; dann als desKanz-
lers mächtigsteFeindin. Dreimal sah sie aus siegreichem Feldzug heimkehrende
Truppen salutiren- und als sie am sechzehnten Juni 1871 auf dem Schloß-
balkon, dem Fritzendenkmal Rauchs gegenüber, vor dem Halbkreis der Prin-
zessinnen und Hofdamensaßund die Degen und Bayonnettes mit sommerlich
blühendem Danke kränzte, durfte sie hoffen, endlich im Herzen der Nation, als
Sechzigjährige endlich eine sichere Wohnstatt erworben zu haben. Mußte das
Adorantenfehnen des Volkes nach solchem Erlebniß nicht in demüthiger In-
brunst dieHochgestalt der zwiefach gekrönten Frau umklammern? Nach einer
DekaderauherMännerherrschaftnichtaus den Luisentagen denKultdesEwig-
Weiblichen zurückwünschen, das eine inSchönheit alternde Kaiserin, die erste
im neuen Reich, ihm verkörpern konnte? Die Hoffnung trog. Von all dem
festlichen Schimmer, dem wärmenden Glück, das die Er füllung einesTraum-
wunsches im deutschen Land entstehen ließ, ward dieser Frau nichts. Und sie
hatte sich, mit sichtbarer Wohlthätigkeit und illuminirter Pflege der Wissen-
t

fchaften und Künste, beinahe übereifrig doch um die Volksgunst bemüht. Vergebens. Weil moskowitischesTymnnenblutfiederHeimath entfremdete? Das log die Legende. Hat in Augustens Wesen je einZug an Paul Petrowitsch erinnert? Schon ihre Mutter, Maria Paulowna, war, als Grohherzogin von Sachsen-Weimar, eineguteDeutscheund,inGoethes Atmosphäre, die humane Schützerin freierGeistergeworden.JmMärz18Z1kamEckermannmitdemAngebotzweierStipendienzu Goethe. Die Grohherzogin spendetetausendThaler zurAusbildungkrSftigerSchaufpieltalenteund versprach, denbestendeutschen Schriftsteller, der, ohne Amt und Vermögen, in der Sorge um den Erwerb die Arbeit übereilen müsse, nach Weimar berufen und in eine behagliche Lage briw gen zu lassen.(Goethes Antwort giebt soviel vondemMann undseinerGreisenstimmung, daß sie hier stehen mag. „Die Intention der Frau Herzogin ist wahrhaft fürstlich und ich beuge mich vorihreredlenGesinnung; doch es wird sehr schwer halten, irgendeine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigenTalente sind bereits, durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen oder eigenes Vermögen, in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht Jeder hierher; und nichtJedem wäre damit wirklich geholfen.Ichwerdeaber die edle Abficht im Auge behalten und sehen,was dienächstenJahreuns etwa Gutes bringen.") Der Plan könnte auch im Sinn der Prinzessin Augusta gereift sein, die damalsschon Wilhelms Frau war und ihren Knaben im Schoß trug. Die erste und die letzte wichtige Aeußerung, die wir von ihr kennen, haben den selben weimarifchen Ton. An den Major Albrecht von Roon, des Prinzen Friedrich Karl „militärischen Begleiter", der ihr über das Wollen und Denken des Jünglings berichtet hat, schreibt sie im Dezember 1846: „Das Ziel der Erziehung läßt sich wohl einfach mit den Worten bezeichnen: preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit zu verwandeln. DieAufgabe jeder Etziehung ist und bleibt, den Menschen dem Leben entgegenzubilden. und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdruckes ist den fürstlichen Häusern nöthig, da der persönliche Werth eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist/'Und zweiundvierzig Jahre danach schreibt sie, wiederim Christmonat, an Bismarck: „Lieber Fürst! Wenn ich diese Zeilen an Sie richte, so ist eö nur, um an dem Wendepunkt eines ernsten Lebensjahres eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für feinen Enkel erfüllt. Sie haben mir in bitteren Stunden Theilnahme bewiesen. Deshalb fühle ich mich berufen, Ihnen, bevor ich dieses Jahr beschliehe, nochmals zu danken und dabei auf die Fortdauer Ihrer Hilfe zu rechnen, mitten unter den Widerwärtigkei-

August«.
37
4en einer vielbewegten Zeit. Ich stehe im Begriff, den Jahreswechsel im Familienkreise st ill zu feiern, und sende Ihnen und Ihrer Gemahlin einen freundlichen Gruß. Augusts." Das klingt gar nicht russisch. Klingt, als komme es aus der Tiefe eines sanften Frauengemüthes, so mild, daß man kaum noch begreift, warum diese Kaiserin dem Volksgefühl fremd bleiben mußte.
Ihr Verhängniß war, daß jede Schicksalsstunde sie auf der falschen Seite fand. Wenn sie, nach dem achtundvierziger Märzsturm, ihren Willen durchgesetzt hätte, wäre Wilhelm nicht zurRegirung gekommen; dem vierten sogleich derfünfteFriedrichWilhelm gefolgt.Weder ihrSchwager,meinteste, noch ihrMann könne fichauf demThron halten; ihr aber bleibe die Pflicht, die Rechte ihresSohnes zu wahren, während dessen Minderjährigkeit sie dieLast der Regentschaft tragen wolle. Sie selbst hat (in einem Dienerzimmer des Potsdamer Stadtschlosses, aus dem ihre Angst den Mann in die sichere Einsamkeit der Pfaueninsel getrieben hatte) diese Absicht Herrn von Bismarck-Schönhausen nur angedeutet. Dann, um aus dem Verdacht reaktionärer Gefinnung erlöst zu werden, den Weg ins Lager der Fortschrittspartei nicht gescheut. Als im erfurter IZölel äes ?l inc68 Georg von Vincke den fchönhauser Kollegen für den Regentschaftplan zu gewinnen versuchte, erhielt er die Antwort, wer solchen Antrag stelle, möge sich darauf gefaßt machen, daß Bismarck gegen ihn ein Strafverfahren wegen Hochverrates fordere. „Von diesem Vorgang und von der Aussprache, welche ich von seiner Gemahlin während der Märztage in dem potsdamerStadtschlossezu hören bekommen hatte, habe ich dem Kaiser Wilhelm niemals gesprochen und weih nicht, ob Andere es gethan haben. Ich habe ihm diese Erlebnisse verschwiegen auch in Zeiten wie die des vierjährigen Konfliktes, des österreichischen Krieges und des Kulturkampfes, wo ich in derKönigin Augusta den Gegner erkennen mußte, welcher meine Fähigkeit, zu vertreten, was ich für meine Pflicht hielt, und meine Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt hat." („Gedanken und Erinnerungen.")Vergessenhat derAltmärkerdasgrasseErlebniß niemals; auch nicht in den Zeiten augustischer Gunst. Die hats wirklich gegeben. „Bei der Prinzessin von Preußen stand ich bis zu meiner Ernennung nach Frankfurt so weit in Gnade, daß ich gelegentlich nach Babelsberg befohlen wurde, um ihre politischen Auffassungen und Wünsche zu vernehmen, deren Darlegung mit den Worten zu schließen pflegte: M freut mich, Ihre Meinung gehört zuhaben', obschon ich nicht in die Lage gekommen war, mich zu äußern."
In den frankfurter Briefen an Gerlach finden wir den Seufzer: von einem „Wechsel der Umgebung des Prinzen von Preußen" (der in der rheinischen

Luft, nach dem Vorurtheil entsetzter Patrioten, zum liberalen Rusfenfeind
und Freimaurerfreund geworden fein sollte) sei nichts Dauerndes zu hoffen,
weil «die wirklichen Influenzen unabsetzbar sind." Und, nach dem frostigen
Empfang in Stolzenfels, die Sätze: „Einen etwas bitteren Nachgeschmack
hat mir das erste Debüt meiner armen Frau am Hof hinterlassen. Seine Ma-
jestät ignorirten sie vollständig, auch als wir IreL-Mit cnmite einige
Stunden lang auf dem Dampfschiff zusammen waren; die Königin war lei-
dend und hatte daher nicht viel für sie übrig; und die Prinzessin vonPreußen
behandelte sie mit gesuchter Zurücksetzung, während alle übrigen Gesandten-
frauen sich des Sonnenscheins der Gnade der Herrfchaften in hohem Maße
erfreuten. Wenn auch der Prinz von Preußen mit großer Liebenswürdigkeit
sich der merklichen Verlassenheit meiner Frau annahm, so kam doch ihr un-
verdorbener hinterpommerscher Royalismus etwas thränenschwer aus dieser
Probe zurück." Noch 1860 stimmt Augusta den König für Schleinitz („ihr
Geschöpf, einen von ihr abhängigen Höfling ohne eigene politische Ueber-
zeugung") und gegen Bismarck. Den sie im nächsten Jahr dann, während
der Krönungfeste in Königsberg, mit so auffälliger Huld auszeichnet, daß es
ihrem Mann, der nicht wieder „in eine reaktionäre Beleuchtung" gerathen
möchte, zu viel wird. Am achtenOktober186^ wird Bismarck, der schon vier-
zehn Tage lang den Fürsten von Hohenzollern vertreten hat, zum Minister-
präsidenten ernannt. Sitzt er nun fest in Augustens Gunst? Der Streit um
die Elbherzogthümer lehrts ihn erkennen. Mit eifernder Heftigkeit kehrt die
Königin sich gegen ihn; malt demKönig die Schrecken derKriegsgefahr und
stöhnt, da sie ihn nicht aus dem Entschluß locken kann, wie über persönliche
Kränkung. Sie wäre, wennBismarck aufVincke gehört hätte, nicht Königin
geworden; nicht Königin geblieben, wenn Bismarck nicht am zweiundzwan-
zigsten September 186^ das Abdankungprojekt aus Wilhelms Hirn gerodet
hätte. Scheint ihn dennoch zu hassen; wie Kriemhild denTronjer, der ihr des
Lebens Maienhoffnung gemordet hat. Im September 1869 schreibt Ober-
hofmarschall GrafPückler an den Ministerpräsidenten: „Daß Eure Excellenz,
auch dieKönigin bezaubert, freut mich sehr; und würden einige nichtssagende
Aufmerksamkeiten hinreichen, dies guteVernehmen zu erhalten." Zwei sieg-
reiche Kriege, die der Dynastie Macht und Liebe geworben haben: und noch
immer sind zurSicherung guten Einvernehmens „nichtssagende Aufmerksam-
keiten" nöthig. BismarcktaugtnichtzumWerkzeugfremdenWollens: weigert
sich, Ansichten derhohen Frau als seine eigenen vor dem König zu vertreten; läßt
sich auch im Drang nicht die Neberzeugung ablisten. Bezaubert? Sichernicht

lange. In jeder Schicksalsstunde ist auch fortan Wilhelms Frau gegen ihn;
und immer drum auf der falschen Seite. Das ward ihr Verhängniß.
Ihre eindringlichen Warnungen vor denKriegen gegenDänemark und
Oesterreich waren als grundlos erwiesen. Das hatte ihrin Wilhelms Schätzung
nicht geschadet noch sie selbst zu nüchterner Kritik der eigenen Urtheilskraft ge-
stimmt.Jm Sommer 1870 fingsiedas Flötenspiel wieder an. Hielt,alsdiespa-
nische Bombe schon geplatzt war, Benedetti Tage lang in Koblenz unter dem
StrahlihrerGnadensonneund beredete mitdiesemfeltfamenGastalleMöglich-
Zeiten ehrbarer Verständigung. DerKönig (der ihr seitdem siebenten Juliüber
die Paris erVorgänge und über seine erftenGespräche mitBenedetti berichtet hat)
soll nachgeben; nicht mit dreiundstebenzig Jahren noch einmal ins Feld ziehen
und alles Errungene aufs blutige Spiel setzen. An demTag, da der Bundes-
kanzler den Freunden erklärt, seine Stellung fei schon dadurch unhaltbar ge"
worden, „daß der König den Französischen Botschafter unter dem Druck von
Drohungen während seiner Badekur vier Tage hinter einander in Audienz
empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung
durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponirt hatte",
schickt Augusta aus Koblenz ein ?xpo56, das dem König sanftmüthige Nach-
giebigkeit empfiehlt. Als diePariser schon die von Bismarck redigirte Emser
Depesche lesen, schreibt Wilhelm an die aufgeregteFrau: „Vielleicht läßt sich
noch eine Vermittlung auffinden; aber nur eine, die nicht meine persönliche
und die Ehre der Nation tangirt." Als er die Kur abbricht und sich zur Fahrt
nach Berlin bereitet, umgellt ihn die letzte Warnung der Geängsteten: nach
Jena führe ihn, nach Tilsit sie Beide der Weg, wenn er nicht jetzt noch den
Krieg vermeide. Den Krieg, dem, als einer nationalen Notwendigkeit, in
Nord und Süd die Deutschen entgegenjauchzen und desfen Möglichkeit den sonst
so gelassenen Moltke zu dem Ausruf hinreißt: „ Wennich Das noch erlebe, in sol-
chem Krieg unsere Heere zu führen, mag gleich nachher die alte Carcasseder Teu-
fel holen !" Augusta grollt. DasHerz derKönigin ist nicht bei der deutschenSache.
Aus der Erinnerung an diese Tage hatBismarck ihr„Mangel anNa-
tionalgefühi" vorgeworfen. „In ihr lebte ein Bedürfniß des Widerspruches
gegen die jedesmalige Haltung der Regirung ihres Schwagers und später ihres
Gemahls. War die Regirungpolitik konservativ, so wurden die liberalen Per-
sonen und Bestrebungen in den häuslichen Kreisen der hohen Frau ausge-
zeichnet und gefördert; befand sich die Regirung des Kaisers in ihrer Arbeit
zur Befestigung des neuen Reiches auf liberalen Wegen, so neigte die Gunst
Mehr nach der Seite der konservativen und namentlich der katholischen Ele-

mente, deren Unterstützung, da sie unter einer evangelischen Dynastie sich häufig und bis zu gewissen Grenzen regelmäßig in derOpposition befanden, überhaupt derKaiferin nah lag.In den Perioden, wo unsere auswärtigePolitik mit Oesterreich Hand in Hand gehen konnte, war die Stimmung gegen Oesterreich unfreundlich und fremd; bedingte unsere Politik den Widerstreit gegen Oesterreich, so fanden dessen Interessen Vertretung durch dieKönigin, und zwar bis in die Anfänge des Krieges von 1866 hinein. Während an der böhmischen Grenze schon gefochten wurde, fanden in Berlin unter dem Patronat ihrerMajestät durch das Organ von Schleinitz noch Beziehungen und Unterhandlungen bedenklicher Natur Statt... Der Kaiser hatte während derBelagerung vonParis,wie häusig vorher und nachher, unter dem Kampf zwischen seinem Verstand und seinem königlichen Pflichtgefühl einerseits und dem Bedürfniß nach häuslichem Frieden und weiblicher Zustimmung zur Politik andrerseitszu leiden. Die ritterlichen Empfindungen, dieihn gegenüber seiner Gemahlin, und die mystischen, die ihn der gekröntenKönigin gegenüber bewegten, seine Empfindlichkeit fürStömngenfeinerHausordnung und seiner töglichenGewohnheiten haben mirA
überwinden waren als die von fremden Mächten oderfeindlichen Parteien verursachten." Das sind harteWorte; und der grimmigeHumor des Vereinsamten fand im Sachsenwaldhausnoch härtere. „Wenn ich ins Schloß trat, merkte ich bald, ob die Kaiserin anwesend oder verreiftsei.Warste fort, dannathmete Alles leichter und dieDiener(sie bevorzugte die dunkelhaarigen, fremdländisch aussehenden) schienen weniger genirt. Aber auch von Weitem lieh sie sich die Beumuhigung dss altenHerrn angelegensein.Und wo mir was Bitteres eingerührt wurde, hatte sie sicher die Hand am Löffel. Um mich zu ärgern, befahl sie eines schönen Tages, den Ministerfrauen an der Hoftafel künftig schlechterePlätze zu geben. Als Einer, der meiner ungehorsamen Gemüthsart Widerstand gegen diese Neuerung zutrauen mochte, mich vorsichtig sondirte, bekam er die Antwort: Meine Frau darf nicht schlechter placirt werden als ich; mir aber könnenSie jedenPlatz anweisen, der Ihrer Majestät beliebt: wo ich fitze, ist immer ‚oben'. Seitdem hat sie den Versuch persönlicher Kränkung aufgegeben. Leider nicht die Einmischung in dieGeschäfte, derenZusammenhang undBedeutung der ‚Feuerkopf- (so nanntesie derKaiser) doch nie begreifen lernte." Die Beiden konnten einander nicht finden. Vierzig Jahre währte die Fehde. Und derMannwarderFraunichtgerechter als dieKaiserindemMinister.
Wir wissen wenig von ihr.Hörten, daß sie mit allerleiTalenten, musikalischem und literarischem, ans Licht dränge; sahen, daß sie dasWelken ihrer Reize mit jedem erreichbaren Kunstmittel zu verbergen trachtete; und ließen

uns, als sie tot war, von ihrem größten Feind ihres Wirkens Geschichte er-
zählen. Allen Gegnern deutscher Macht, deutscher Einheit still verbündet. Das
Haupt heimlicher Nebenregirung. Des Kaisers Quälgeist. Ohne National-
gefühl... War sie so schlimm? Sie kommt aus Weimar ins arme Preußen
Friedrich Wilhelms desDritten.Jst alsPauls launischesEnkelkind, alsGoethes
andachtighorchendeSchülerinaufgewachsen.WirdeinemMann angetraut,in
dessenHerzen ein anderes Bild lebt unddesfen bequeme LustsuchendenSinnen
sie viel, bis ins späteAlter, zu verzeihen hat. Der vomWirbel bis zurZehe Soldat
ist, ohne tiefereGeifleskultur und ein Fremdling imReich des humanistischen
Ideals, das ihrer jungen Seele eingepflanzt ift.Hof und Adel ganz anders als
an derJl.m; auchdasVolk von gröberem Schlag. „ZurNationEuch zu bilden,
Ihr hofft es, Deutsche, vergebens; bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen
Euch aus." Schiller, denkt die Prinzessin, sprach Wahrheit. Doch dieHoffnung,
auf diesem starrenBoden ein augustischesAlter erblühen zusehen, muß sie früh
schon bestatten. Zufrieden sein, wenn ihr gelingt, den Mann derVolkswuth zu
entziehen und des Sohnes Anspruch zu wahren. Jsts Todsünde, daß sie nach
denWonnen derHerrfchgewalt langt? Daß sie den Mann Haffen lernt, dessen
Hünenleib ihr den Weg auf die Höhe sperrt? Der räth in jeder Fährniß zu
blutigem Kampf: gegen die Revolution und gegen draußen lauernde Tücke.
Der hat freilich keineKrone zu verlieren und kann im Toben denMuth kühlen.
Augusta hat Bismarcks Genius wohl nie ganz erkannt: seinenMachtzuwachs
stets aus eifersüchtig em Auge gesehen. Weil sie sich nicht entschließen konnte, ihn
grenzenlos zu lieben, und in gelassenem Gleichmuth neben Diesem Keiner zu
wandeln vermochte. „Geworden ist ihm eine Herrscherseele und ist gestellt auf
einen Henscherplatz. Wohl uns, daß es so ist!" So empfand der nüchterne
Wilhelm. Nie Wilhelms Frau. Die wollte im Diener keine Herrscherseele,
auch im höchsten nicht, und hing an dem Glauben, daß Glück und Glanz auch
in friedlicher Arbeit zu sichern sei. Der rechte Preuße lächelte spöttisch, wenn
er solche Botschaft hörte; nur unter Mißvergnügten und Ausländern warb
sie derKönigin eineGemeinde. DerKönigin,die, lieblos, machtlos, in ihrem
Hermelin fror. Alles hatte ihr Einer genommen. Den ersten Platz im Rath
desKönigs und im Gefühl der dankbaren Nation. Weder ihr noch dem Sohne
nur den engsten Bereich gelassen, auf dem ernsthafteArbeitmöglich, derTrieb
zurThat demLandenutzbarzumachen war. Und just dieser EineprägtihrBild
ins deutscheGedächtniß.Jsts für hilflos irrendes Weibthum nichtStrafe genug?
Augusta gehört dem Reichsmythos. Blickt aus frommem Auge auf die
prangende Spinnerin, deren furchtsame Klugheit den Walvater der Helden-
zeit, weil er unter seinem Himmel ein Mann blieb, zu schrecken vermochte!

I^ankeedoodle-Fahrt.

ie großen Flüsse waren in früheren Zeiten den Menschen viel mehr als heute. Sie waren ihnen so viel, daß man ihnen göttliche Ehren erwies, sie zu Göttern versinnbildlichte, und heute noch haben Namen, wie Rhein, Donau, Wolga einen besonderen Klang. Es tönt aus ihnen Dank, Ehrfurcht, Bewunderung. Kein Name aber hat mehr Majestät als der des Stromes von Egypten. Der Nil! Er ift auch heute noch nicht blos die Lebensader Egyptens: er ist die Lebensquelle des Landes, das überall Wüste ift, wohin fein Schlamm nicht reicht.

Millionen Menschen haben diesem Strom gedient, haben ihm gehuldigt als dem großen Lebensbringer und er hat auf seinem Schlamm eine Bildung erstehen sehen, die uns nicht nur durch ihr Alter ehrwürdig ist. In diesem Schlammboden lagen die Keime auch unserer Kultur und wurden Frucht. Wie alle Erde ift er mit Schweiß und Blut gedüngt worden; und er hat eben so viel Leben gefressen wie geboren. Vielleicht ist die alte Weisheit der Egypter so tief und reich, weil sich diese Menschen ihrer Herkunft aus dem Schlamm so deutlich bewußt waren. Sie mußte zur Mystik werden, mußte Götter bilden, weil das unbegreiflich Wunderbare der Lebensentstehung hier so augenfällig und in so kolossalem Maßstabe vor sich geht und immer Tod und Leben, Wüste und Nilschlamm, dicht bei einander liegen. Man mußte glauben (Das heißt: dichten), um sich neben dieser Macht zu behaupten. Aus dem selben Grunde baute man hier so kolossal und gleichsam für die Ewigkeit: aber immer in Symbolen und ausschließlich Werke von allgemeiner Bedeutung. Was dem gewöhnlichen Menschendasein diente, wurde in vergänglichstem Material nur eben zur Noth aufgeführt; aber die Bauten, die Göttliches repräsentiren sollten, die Tempel und Staatsgebäude, thürmten sich in ungeheuren Quadern. Desgleichen wurden für die Toten die allerfestefscn Kammern gemauert und die Leichen selber nm unglaublicher Kunst konservirt. Das sieht fast wie Trotz aus. Auf alle Fälle ist es Ausfluß einer ungeheuren Entschlossenheit, Menschliches als das Bleibende im ewigen Wechsel zu stabiliren. Sie wollten durchaus nicht wieder zu Dreck werden, diese merkwürdigen afrikanischen Menschen, die doch den Dreck als heilig erkannten: als Lebens Herkunft. (Und wem haben sie ihre Mumien aufbewahrt? Den Museen, also den Gaffern und Gelehrten. So kommt Hochmuth vor dem Fall.) Geilheit und Oede umgab sie in schroffem Kontrast; sie sahen zum Himmel empor und ahnten Gesetze unabänderlicher Gewißheit. Das Rechnen, das sie vom Nil gelernt hatten, wandten sie die auf Gestirne an. Aber Alles wurde ihnen göttlich, denn sie waren noch keine Gelehrten, sondern Weise: und also waren sie Dichter. Aber sie waren auch Priester; und aus Priestern kommen immer Pfaffen. So wurde aus der Weisheit und Poesie ein wirres Gewusel von bestioformen Göttern: eine ungeheuerliche Groteske (die Religion als Ueberbrettl.)

Amenhotep IV. fand diese Menagerie unwürdig und erkühnte sich, zu be« fehlen, daß nur ein Gott sei: Aren, die Sonne. Ihr (die hier unter dem doppelten Namen Re und Atum angerufen wird) galt der schöne Hymnus:

Anbetung Dir, o Re, beim Aufgang, Atum beim Untergang!

Bruchftückchen aus dem im ernstesten Sinn lustigen, im klügstenSinn frechen Buch „Die Jankeedoodlefahrt und andere Reisegeschichten; Neue Beiträge zur Kunst des Reifens von Otto Julius Bierbaum" (Cieorg Müller in MMchen).

Du gehst auf. Du gehst auf. Du strahlest. Du strahlest
Mit leuchtender Krone, Du König der Götter.
Des Himmels, der Erde Herr bist Du.
Du bist Der, der die Sterne da oben, die Menschen hier unten schuf.
Du bist der einzige Gott, der war schon zu Anfang.
Länder ließest Du werden und Völker hast Du geschaffen.
Du hast die Wasser der Feste, hast den Nil uns erschaffen.
Alle Gewässer hast Du geschenkt und Leben Dem, das darin ist.
Du warst, der der Berge Ketten verband und Menschen und Erde ließ werden.*)
Aber es war (um 1400 vor Christus) zu spät. Das Volk liebte bereits sein Spiel-
zeug und wollte nicht von seinem heiligen Thiergarten lassen. Schon Amenhoteps
Nachfolger mußte von sich sagen: „Ich muß die Knie beugen vor Göttern, die
ich verachte."
Auf so nachdenkliche Dinge führt eine Fahrt auf dem Nil, dessen Gottheit
sich die Egypter als doppelgeschlechtliches Wesen dachten: mit Bart und Frauen-
brüsten und blauhäutig. (Schöner ist der Gedanke, daß das Steigen des Nils von
einer Thräne der Isis herrührt. Denn es hat viel für sich, zu glauben, daß Götter
weinen müssen, um Menschen glücklich zu machen. Das Christenthum ruht ja auch
mif dieser Vorstellung.)
. . . O Ihr grundgütigen Leser! Verzeiht diese hartgesottene Einleitung!
Man fährt nicht ungestraft zwischen Palmen aus dem Nil mit einer Dankeedoodle-
gesellschaft. Denn diese ist so unendlich fidel, daß man noihgedrungen an das
Baris!« der lieben alten egyptischen Götter denken muß, die ganz gewiß unsterb-
lich sind, ohwohl sie schon König Ai, des direktionlosen Amenhotep Nachfolger,
verachtet hat. Hei, was für Witze habe ich auf dem Nil genießen dürfen! Ein
wahres Feuerwerk prasselte aus, als wir an der Stelle vorüberkamen, wo die Le-
gende will, daß Moses in seinem Körbchen von der Tochter des Pharao gefunden
worden ist. Wie oft mußte ich mir da sagen, daß ich ein grundhumorloser Mensch
bin! Kein Wunder also, daß ich traurig wuroe.
Ja, mir war sehr ernsthaft zu Muth. Nicht einmal die Wettfahrt erheiterte
mich, die unser Dankeedoodleboot mit dem Cook-Dampfer veranstaltete, der Miene
machte, vor uns am Ziel anzukommen. Und dann hätten die Cook-Engländer uns
die besten Esel weggegrabscht. Es war gewiß gut, daß diese Absicht der Konkur-
renz vereitelt wurde; aber eine nationale Angelegenheit war es doch eigentlich nicht.
Der Nil war nur von wenigen Booten belebt mit seltsam schräg gestellten
Segeln an dünnen gebogenen Stangen. Genau die selben Segel haben wir später
auf den alten egyptischen Malereien abgebildet gesehen.
Immer wieder kamen wir an Schöpfwerken vorbei; auch den selben, die
schon die alten Egypter hatten: von Stieren bewegt, die mit verbundenen Augen
im Kreise schritten. In der Ferne Palmenpflanzungen; an den Usern wasserholende
Frauen. Manche tragen, statt der alten schönen Gefäße, moderne Konservenbüchsen
aus Blech auf dem Kopf. Einmal kamen wir an einem Gefängnitz vorbei. Sträf-
*) Ich entnehme die Verdeutschung dem schönen Werke von Svante Ar-
rhenius „Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten" (Leipzig. Aka-
demische Verlagsgesellschast), der ich auch das Bild des Sonnengottes verdanke.

linge mit Ketten an den Füßen schleppten Steine. Das hat der heilige Nil wohl besonders oft gesehen. Mühsahl mahlt im gleichen Takte . . .
Als wir an unserem Bestinnmngort angelangt waren, empfing uns eine kleine Armee von Eseltreibern mit ihren schönen Thieren. Ich hatte mich leider entschlossen, einen Sandwagen zu bestellen, da ich meine Erfahrungen mit einem Esel von Gizeh nicht wiederholen wollte. Ich wäre gescheiter gewesen, wenn ich muchiger gewesen wäre. Die Fahrt im Sandwagen war eine Tortur, weil daK Pferd nicht im Stande war, das schwere Gefährt mit zwei Personen zu ziehen (denn außer mir fuhr noch eine Dame von gleichfalls beträchtlicher Leiblichkeit mit). Daß ich zuweilen im Wüstensand laufen mußte, war nicht weiter schlimm; aber die Qual der vierbeinigen Kreatur mit ansehen zu müssen, war schauderhaft. Dafür entschädigte mich das Vergnügen, das meine Frau am Eselreitcn hatte, und der Anblick, den sie dabei bot. Sie hatte einen der hübschesten und stärksten Esel erwischt, der eigentlich Moses hicß, ihr zu Ehren aber von seinem Führer Kaiser Wilhelm genannt wurde. Dieser Führer war ein hübscher Kerl und hieß Hassan. Daß er etwas Italienisch sprach, erwarb ihm die Sympathie meiner Frau; aber daß er zu der in Egypten weitverbreiteten Zunft der Pizzicatori gehörte, die es lieben, ihre Hände mit weiblichen Körpertheilen in Berührung zu bringen, wo sich nicht alle Warnen von Jedermann betasten lassen, brachte ihm einige Male Namen aus der italienischen Zoologie ein, bis er diele Vertraulichkeiten ließ. Dafür erklärte er dann unablässig, meine Frau sei „kolossal", wollte damit aber nicht sagcn, daß sie riesig, sondern, daß sie überhaupt etwas Besonderes sei, oenn er hatte das Wort von Deutschen aufgeschnappt, die ja wirklich gern „kolossal" sagen, wenn sie Bewunderung ausdrücken wollen. Natürlich sagt er Das gewohnheitmäßig zu jeder Dame, die jeweils auf seinem Moses fitzt. Warum auch nicht? Auch wir sagen ja zu Jedermann „Herr" und versichern alle Welt schriftlich einer Hochachtung, von der wir sogar voll Zu sein vorgeben.
Wir ritten also (ich mahlte) in die Wüste Sakkahra. Bald kamen wir durch Palmenwälder, bald ^ings durch Sand und Tand und nochmal Sand, zwischen enormen Kaktusstauden. Ich sagte eben: Palmenwälder. Das ist eine Übertreibung, insofern man sich unter Wald Das vorstellt, was bei uns so heißt. Palmenanpflanzungen wäre richtiger gewesen. Es sind Kulturen; und jede Palme ist in den Steuerlisten Egyptens numerirt. Trotzdem haben diese Versammlungen von Palmen mitten in der leeren, riesigen Ebene etwas Schönes, fast Heiliges. Da die Palmen weit aus einander stehen, kann von einem dichten Schatten nicht die Rede sein. Vielmehr steht man das Schattenbild jedes einzelnen Baumes klar und scharf auf dem sandigen Boden. Das giebt einen sehr sonderbaren Anblick.
Die erste Rast machten wir an der Kolossalstatue des zweiten Ramses, die cs längst vorgezogen hat. sich lang hinzulegen, statt aufrecht dazustehen. Da unsere Zeit in der Dramatik die horizontalen Helden liebt (wie Franz von Königsbrun-Schaup Hauptmanns „Männer" nennt), würde eine Abbildung dieses liegenden Königs als Kapitelleiste über den Aktanfängen moderner Theaterstücke ein recht sinniger Buchschmuck sein. Noch sinnfälliger symbolisch wirkte auf mich der Anblick, den ich hatte, wie ich als Letzter der Karawane in meinem Sandwagen ankam: die ganze Jankeedoodlegesellschaft stand und saß auf dem steinernen Niesen und ließ sich Photographiren. O Gulliver! Die andere Riesenbildsäule des selben Herrschers liegt überdacht da und man kann auf Treppen an ihr herumkriechen.

Erstaunlicher Weise wurden hier keine Ansichtpostkarten verkauft. (Oder
waren sie schon vergriffen, als ich ankam?) Dafür liefen Beduinen mit kleinen
Mumienfiguren herum, für die sie zehn Franken verlangten, doch schließlich auch
einen nahmen. Es sind Imitationen der Holzpuppen, die, wenn ich nicht irre, mit
Kinderleichen begraben wurden. Ich habe sie, naiv, wie ich bin, lange Zeit für
Holz gehalten, bis mir einmal eine zerbrach und sich herausstellte, daß sie aus ge-
backenem Dreck besteht. Seitdem ist sie mir noch wertvoller, denn nun habe ich
etwas Nilschlamm im Haus.
Unweit der Ramsesstatuen beginnen die Ruinen der Stadt Memphis. Ruinen?
Wo denn? Unser Freund Knofelduft, der uns auch hierher begleitet hatte, aber
selten zu sehen war, weil sein Trupp nicht zusammenhielt, preschte auf seinem Esel
an nur vorüber, machte eine gewaltige Armbewegung und rief pathetisch: „Memphis!"
„Wo denn?" schrie ich. „Ueberall!" rief er. „Wir reiten durch Memphis mitten
durch!" Und er hatte noch die Güte, einige Angaben über die Millionenzahl der
Einwohner dieser alten Hauptstadt Egyptens jür mich fallen zu lassen. Also: wir
itten durch „Memphis" mitten durch; aber von einer Stadt war nicht mehr zu
sehen als auf einem riesigen Kartoffelacker. Hier hat der Zahn der Zeit gründ-
liche Arbeit gethan. Nur von dem Tempel des Weltengottes Ptah sollen Trümmer
übrig sein. Ich habe nichts davon geZehen. 'Aber ich bin „durch Memphis durch"-
geritten und habe der Worte gedacht, die Horatius an seine Leuconoe gerichtet hat:
. . . eai'pS Ziem! Huam Minimum ei-säulu postero! Zu Deutsch etwa: Pfeif
auf die Zukunft, Schatz! Nimm, was Du hast!
Kurz hinter „Memphis" mußte ich mich von meiner Frau trennen, die mit
der Eselkarawane weiter galopirte, während ich, der mit Recht bestrafte Sybarit,
in meinem Sandwagen einsam einen kürzeren Weg dahinmahlen mußte, denn das
arme, kranke Pferd konnte kaum mehr. (Nie vergesse ich sein Röcheln.)
Was meine Frau gesehen hat, hat sie in einem Brief sehr hübsch beschrieben.
Ich setze diese Stelle hierher: „Ich kam durch ein entzückendes Dorf von Beduinen.
Die Frauen saßen vor den Thören und bereiteten das Essen für ihre Männer,
die sicher im Feld arbeiteten." (O Du Jdealistin! Diese Beduinen arbeiten nie.
Sie nähren sich als Eseltreiber und Pizzicatori.) „Kleine Kinder mit dünnen und
zerlumpten Herndchen, aber Armbänder an den Fußgelenken." (Armbänderanden
Fußgelenken? Holla, Madame, Logik! Aber nein: man sagt ja auch: ein silbernes
Hufeisen. Ich nehme Alles zurück!) „schreiteten wackelnd von Frau zu Frau und
erlaubten sich auch mit den Händchen, die sicher Zweimal schwarz waren, in den
Schüsseln herumzusuchen. Von den Frauen sah ich, leider, wieder sehr wenig, aber
die Augen lachten immer, wenn man ihnen freundlich zunickte" (und Das thateft
Du gewiß!). „Man konnte auch manchmal einen Theil der Brust sehen, denn sast
alle Weiber hatten ein kleines Kind. Aber die Brüste waren Flaschen. Das ist
die Nasse." (Ich hüte mich, zu widersprecken). „Komischer Weise war ich immer
sehr beliebt bei den Schwarzen" (darin finde ich gar nichts Komisches) „und mein
Hassan war sehr stolz darauf" (ich wäre es auch gewesen) „und machte seine Schwestern"
(Schwestern? Das kenn' ich) „auf mich aufmerksam, indem er sagte: ‚Sehr gute
Madam, sehr schöne Madam^. Er wollte nur die Räder schmieren für den Bäk«
schisch." (Sehr kluge Madam!) „Wir verließen das Dörfchen und kamen durch
Felder, auf denen herrliches fettes Gras wuchs, endlich auf eine Hochfläche: ‚das
Totenfeld von Sakkarah'. Vorher aber mutzten wir auf einen Bahndamm hinauf."

Dort trafen wir uns und hatten gemeinsam einen Anblick wie aus der Zeit
der Pvramidenbauten, der nicht zu meinem Zweifel an der Arbeitfreude der Beduinen
zu stimmen schien. Denn wir sahen große Karren, bepackt mit enormen Säulen
(eben entdeckten Alterthümern, die nun für das Mmeum in Kairo bestimmt waren),
durch Menschenkraft auf Gleisen gezogen und geschoben. Vorn lagen die braunen
Kerle in den Seilen, hinten wuchteten sie mit dem ganzen Leib gegen den Wagen,
aber die vorderen wie die Hinteren sangen zu ihrer Plage, die am Ende nicht so-
groß war, wie sie aussah. Es waren aber keine Beduinen.
Die Sonne brannte wie durch ein großes Vergrößerungsglas; die Strahlen
sprangen uns gleichsam vom Sand her wie Pfeile ins Gesicht. Aber sonderbar:
diese Hitze that mir nichts. Je weiter ich nach dem Süden komme, desto mehr Hitzo
kann ich vertragen.
Hirten badeten ihre Schafe in einem Teich. Ein Zeltlager war in einer
Palmenlichtung zu sehen. Vor uns lag endlos Sand und Sand und immer wieder
Sand: gleißend, flimmernd. In der Entfernung ragten wie Schemen, gelbrosa,
ein paar Pyramiden auf: körperlos, ganz nur fcnbige Erscheinung. Und der Himmel
schien eher weiß als blau. Hier allein: und ich würde mich nicht wundern, wenn
Engel vom Himmel stiegen und mit mir in fremden Zungen redeten, die ich Plötz«
lich verstünde. Ja, wenn der alte böse Judengott selbst käme, in einem weißen
Burnus, sonst aber ganz wie Hermann Bahr (letzte Allure) aussehend, und spräche
mich hebräisch an: ich wäre gar nicht erstaunt und würde antworten wie ein Rabbiner.
. . . Wir besuchten das Grab des Ti. Dieser Mannn war ein Wirklicher
Geheimer Rath, Exeellenz. Aber Das ist schon lange her. Ich glaube: viertausend
Jahre. Die Bilder aber, mit denen er seine Grabkammer hat ausschmücken lassen,
leuchteten in so frischen Farben, daß jeder verständige Antiquar sie erst in ein
Kaffeebad thun würde, um ihnen den Reiz von echten Alterthümern zu geben. Man
sieht auf ihnen, wie lustig Herr Ti gelebt hat. Er aß gern Gänsebraten und liebte
es, nackte Mädchen vor sich tanzen zu lassen. Auch mußten Diese, zu seinem wie
zu ihrem Vergnügen, auf einander reiten und dabei Ball spielen. Ti war ein raffi«
nirter Geheimrath.
Nun gelangten wir zu den Apis-Gräbern. Jeder Besitzer eines Konver-
sation-Lexikons weiß, daß man bei den alten Egyptern für heilig gehalten wurde,
wenn man ein weißer Stier mit einem schwarzen Stirnfleck war. Aber während
es die christlichen Heiligen zu Lebzeiten meistens recht schlecht hatten, wurden die
Apisse auf jede Weise verwöhnt. Daß sie neben dem König wohnen durften, war
ihnen am Ende gleichgiltig und auch für die dargebrachten Weihgeschenke aus Gold
und Silber und Edelstein hatten sie wohl wenig Sinn; eher behagte ihnen gewiß
das auserlesene guter Futter, das ihnen von schönen Mädchen servirt wurde. Aber
das Schönste und ganz nach ihrem Geschmack war, daß man ihnen einen Harem
aus den feistesten Kühen des Landes gab. Nur an Bewegung wird es ihnen gefehlt
haben und vermuthlich wird ihnen verwehrt gewesen sein, zu raufen; und Das
ist doch wohl die stiermäßigste aller Vergnügungen. Item: ganz vollkommen war
auch die Wollust dieser Existenz nicht. Dafür wurden sie nach ihrem Tode einbalsa-
mirt und auf eine Weise begraben, über die sich heute noch die Menschen den Kopf zer-
brechen. Auch ich wollte mir Gedanken darüber machen, aber die Hitze in diesen Stier-
grabkammern war so ungeheuer und das Gedränge von einer Unzahl flüsternder
Menschen in den engen Gängen so unangenehm und ich wurde so oft von den

Wachskerzen meiner Genossen bekleckert und der Vortrag unseres Dragomans über das Mthsel „Wie diese riesigen Granitsärge hier heruntergekommen sein mochten^, f. o 'elte so stark, daß ich fluchtartig das Weite und Helle suchte. Ich glaubte, blind zu werden, als ich an das Tageslicht kam; noch mehr überraschte mich aber, daß die vorher als brennend empfundene Sonnenhitze mir plötzlich wie Kühle erschien nach der Backofenten.peratur da unten. Heiß wie in den Apisgräbern: Das ist der Superlativ von Hitze.

Wir ritten (ich mahlte) zurück. Zum Glück durfte ich den Wagen tauschen. Jedoch nahmen es mir meine dänischen Freundinnen sehr übel und legten es als preußisch-deutschen Egoismus aus, daß ick ihr gesundes Pferd für uns (meine beleibte Begleiterin und mich) requirirte und unserem kranken Gaul wenigstens die Erleichterung verschaffte, daß cr d'e geringere dänische Last zu schleppen hatte; aber ich wußte mich mit dem Gedanken wegzutrösten, daß auch sonst anständige Handlungen der Rücksicht auf andere Wesen als Eingebungen der Selbstsucht bei mir ausgelegt worden sind. Schließlich kommt es doch immer auf die Sache und nicht auf die Auslegung an. Und: wer Verkennungen nicht auf seinen Buckel zu nehmen vermag, ist schwach im Rückgrat.

Kurz bevor wir die Einschiffungstelle erreichten, lief ein reizendes Beduinenmädchen mit erstaulicher Ausdauer neben unserm Wagen her, unablässig „Bakschisch" auf eine so süße, suggestive Art flüsternd, daß ich gemein genug war, sie Das sehr lange thun zu lassen, nur um den Genuß des Hörens länger zu haben. Sie kriegte dafür doppelt und ich bereue meine Schändlichkeit gar nicht, denn noch heute höre ich dieses wundersam holde Gezwitscher.

Noch ein kurzer, aber heftiger Kampf mit Kutscher und Eseltreiber wegen, des LohneS: dann gingen wir an Bord unseres Dampfbootes.

Die Heimfahrt war schöner als die Herfährt, denn die Genossen und Genossinnen unserer Wüstenwanderung waren schon müde und darum weniger laut, und lustig. Auch war es frisch geworden. Das that wohl.

Abends fielen mir ein paar Verse ein:

Klein Moses lag im Binsen-Korb
Und schwamm den Nil hinunter.
Ihn fand die Tochter Pharaos
Und nahm ihn, als ein Spielzeug blos.
Und päppelte ihn munter.

Wär' auf der andren Seite er
Des großen Nil geschwommen:
Die ganze Weltgeschichte wär'.
Wer weiß wohin, die kreuz und quer:
Anderswohin gekommen.

Denn wenn kein großer Mann sie führt,
So läuft die Menschenheerde
Ins Ungewisse, Irre. Nur
Der Genius erkennt die Spur
Der Gottheit auf der Erde.

Dresden. Otto Julius Bierbaum.

Schweizerische Heimarbeit.
ür Sozialreform und Sozialpolitik ist die Schweiz eine gastliche inter-
nationale Stätte. Dort hat die 1900 in Paris begründete Internationale
Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz ihren Sitz, deren Präsident der Land-
amman des Kantons Sankt Gallen Heinrich Scherrer, deren stellvertretender
Vorsitzender der Altbundespräsident Adrien Lachenal ist, Beide Männer von
ausgeprägter Eigenart. Dort versammeln sich alle zwei Jahre (zuletzt geschah
es in Genf und in Luzern, im nächsten Jahr wird Lugano Tagesort sein) die
Delegirten und Gäste der nationalen Sektionen dieser Vereinigung, aus Deutsch-
land, Oesterdeich, Belgien, Dänemark, Spanien, den Vereinigten Staaten, Frank-
reich, Großbritanien, Ungarn, Japan, Italien, Luxemburg, Norwegen, den
Niederlanden, Rußland, Schweden, der Schweiz und vom Heiligen Stuhl,
die Berlepsch, Brants, Lemire, Millerand, Montemartini, Philippovich, Pihl-
green, Teleki und viele andere soziale Charakterköpfe, männliche und weid-
liche, zu Frucht bringenden Verhandlungen; mit Engelszungen, französisch,
englisch und deutsch, lud Ministerialrat!) Professor von Mal zu einer Tagung
in Budapest ein: man widerstand, mit Bedauern, dem Sirenengesang und
hiclt sich an der eingewurzelten Ueberzeugung fest, daß die Arbeiten der Ver-
einigung im Schatten des Pilatus besser gedeihen als am Fuß der hohen
Tütra oder in einem anderen vergnüglichen Capua außerhalb der schweizerischen
Grenzpfähle. Dort, in Bern, reiften im Herbst 1906 als erste Voüfrucht der
Internationalen Vereinigung die denkwürdigen Staatsverträge über das Ver-
bot der Frauennachtarbeit und der Verwendung von Weißphosphor in der
Zünoholzinoustrie. Dort, in Gens, tagte im September 1908 der erste inter-
nationale Verbandstag der Käuferbünde, die den Konsumenten das Gewissen
zu schärfen unternehmen. Dort endlich, in Basel, regt sich seit 1901 unter
der Leitung des ausgezeichneten Soziologen Professor Stefan Bauer das Inter-
nationale Arbeitaryt zur Bewältigung mannichfachster, stets wachsender Auf-
gaben, eine wissenschaftliche Anstalt von strengster politischer Neutralität.
Doch auch fürs eigene Haus ist die Schweiz nicht unthätig. Schon
1848 legte die Landesgemeinde des Kantons Glarus für die zahlreichen Baum-
wollarbeiter einen Maximalarbeitstag gesetzlich fest und schuf zugleich mit der
Verbesserung dieses Gesetzes im Jahr 1864 die erste Fabrikinspektion auf dem
Kontinent. Das glarnensche Gesetz wurde vorbildlich für das schweizerische
Fabrikgesetz von 1877. Was aber wäre aus dem Arbeiterschutz geworden,
wenn nicht aus das Bitten und Drängen des damaligen Bundespräsidenten
Heer der glarnensche Fabrikinspektor Fridolin Schuler unter Aufgabe einer
zweiundzwanzig Jahre lang betriebenen ärztlichen Praxis (er war Schüler
von Virchow und Studien genösse von Ernst Haeckel) sich und seine gestählte

Kraft dem Bunde zur Verfügung gestellt hätte? Ein Vierteljahrhundert hat Schüler, ein Mann von starkem Herzen und vielseitigem Wissen, ein scharfer Beobachter und unermüdlicher Kämpfer, in seinem amtlichen Wirkungskreis in Wort und Schrift für gesundes Fortschreiten der sozialen Gesetzgebung gestritten; er hat dem eidgenössischen Fabrikmspeltorat seinen Geist eingeflößt uns, indem er selbst einen bedeutenden Ruf im Inland und Ausland gewann, der Schweiz einen Ehrenplatz unter den Staaten verschafft, die, wenn man der Tradition glauben darf, dem Schutz und der Wohlfahrt der Arbeiter eine besonders lebhafte Beachtung angedeihen lassen.

An das abgründige Problem der Arbeitlosenversicherung hat man sich in der Schweiz früher als sonstwo gewagt. Schon 1894 wurden die politischen Gemeinden des Kantons Sankt Gallen durch ein Gesetz zur Einführung obligatorischer Arbeitlosenversicherung berechtigt; der von der Stadt gemachte praktische Versuch schlug allerdings fehl. 1897 machte Zürich Anläufe: der Große Stadtrath warf die Vorlage unter den Tisch des Haufes. Für den Kanton Baselstadt wurde 1899 ein Gesetz voiirt: da wurde das Referendum beantragt und eine Volksabstimmung fegte das Gesetz hinweg; 1909 erschienen zwei neue Gesetze, die auf eine staatliche Arbeitlosenversicherung für freiwillige Mitglieder sowie auf staatliche Unterstützung von privaten Arbeitlosenkaffen abzielen und am ersten Januar 1910 in Kraft treten werden.

Das Tempo der schweizerischen sozialpolitischen Gesetzgebung hat sich seit einigen Lustren verlangsamt. Vielleicht, wie der Züricher Paul Gygax meint, weil große Aufgaben stark wirtschaftlichen Charakters die gesetzgebenden Kräfte völlig in Anspruch nahmen. Eine Ausstellung und ein Kongreß haben neuerdings die Eidgenossenschaft an ein ihrer noch harrendes Problem erinnert: an die Heimarbeitfrage.

Von John Bowring an, der 1837 in einem Bericht an das englische Parlament die Uhrmacherei des Kantons Neuchiltel und die Seidenindustrie Zürichs schilderte, bis zu Stefan Bauers Schüler Emil Thürkauf, von dem wir ein erst vor wenigen Monaten veröffentlichtes vortreffliches Werk über die Seidenbandindustrie Basellands besitzen, ist mancher Versuch zur Darstellung der schweizerischen Hausindustrieoerhältnifse gemacht worden. Schulers Untersuchung (1903 erschienen) eistreckte sich auf alle Gebiete der Heimarbeit, besonders auf ihre sozialen Verhältnisse; die diesem Werk fehlende statistische Grundlage wurde bis zu einem gewissen Grad durch die eidgenössische Betriebs« Zählung 1905 beigebracht. Schuler fand, daß die Schweiz mit ihrem Aufklärungmaterial hinter den Nachbarländern Deutschland und Oesterreich weit zurückbleibe, und in einer Eingabe an den Bundesrath beantragte die schweizerische Sektion der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterfchutz die Veranstaltung einer die Verhältnisse der gesammten Hausindustrie des Landes

umfassenden Erhebung und die gesetzliche Einführung des Registerzwanges. Nach einem Gutachten der Fabrikinspektoren lehnte der Bundesrath beide Anträge ab; die Finanzen gestatteten eine solche Ausgabe nicht; die Ausbeute werde den Aufwendungen nicht entsprechen; eine Erhebung sei nicht nothwendig; wenn zwar bedeutende Uebelstände anzuerkennen seien, so dürfe man doch die Schilderung ausländischer Zustände nicht ohne Weiteres auf die des Landes übertragen; die schlimmen Zustände anderer Centren seien in der Schweiz, deren Hausindustrie zudem eher zurückgehe, nicht zu finden. Da auf diesem Weg nichts zu erreichen war, trat der Schweizerische Arbeiterbund auf den Plan: mit dem Vorsatz, in den durch die Betriebszählung gegebenen Rahmen ein lebendiges Bild der Heimarbeit hineinzustellen.

Die schweizerische Hausindustrie umfaßt in sechs Industriezweigen, gegliedert in 29 Betriebsarten, 92 000 Heimarbeiter; sie wird als einzige Beschäftigung in 46,8 Prozent, als Hauptbeschäftigung in 20,6 Prozent, als Nebenbeschäftigung in 32,6 Prozent der Betriebe ausgeübt; besonders häufig ist die Verbindung mit der Landnmthschaft; kleine Bauern sind Arbeiter; in ihren wichtigsten Zweigen ist die Hausindustrie eine ländliche Betriebsart. 63 700 Heimarbeiter, über zwei Drittel der ganzen Zahl, nimmt die Textilindustrie in Anspruch, 12 500 die Uhrenindustrie, 6500 die Industrie für Kleider und Putz, 6300 die Stroh- und Korbwaarenindustrie; unbedeutend ist die Holzschnitzerei (500) und die Tabakindustrie (400). In der Textilindustrie wiegt die Stickerei mit 35 000 Heimarbeitern vor; in der Seidenindustrie sind 22 500, in der Baumwollindustrie 5400, in der Wollen- und Leinenindustrie 800 Heimarbeiter beschäftigt. Diese 1905 in der stillen Jahres» zeit vorgenommene, also niedrigsten Beschäftigungsgrad angebende Zählung berücksichtigt nur die über vierzehn Jahre alten Personen. Auf Grund anderer, durch Schätzungen ergänzter Zählungen kann man annehmen, daß 2500 Kinder hausindustriell beschäftigt werden. Schuler schätzte die Zahl aller schweizerischen Heimarbeiter auf 133000, was wohl annähernd dem heutigen Bestand entspricht.

Die ostschweizerischen Kantone Sankt Gallen, Appenzell Außer-Rhoden und Zürich beschäftigen, vorwiegend mit der für sie charakteristischen Textilindustrie, beinahe die Hälfte dsr Heimarbeiter. Die Uhrenindustrie ist westschweizerisch und besonders in den Kantonen Bern, Neuenburg und Waadt vertreten. Die Industrie für Kleider und Putz vertheilt sich gleichmähiger als alle anderen Hausindustrien über die ganze Schweiz; in Zürich, Aargau und Bern wird sie am Stärksten betrieben. Die Stroh- und Korbwaarenindustrie giebt den Kantonen Aargau, Luzern und Freiburg ihren besonderen hausindustriellen Charakter. Die Holzschnitzerei beschränkt sich auf das Berner Oberland, die Tabakindustrie auf den Kanton Aargau.

Am Dichtesten find die Heimarbeiter im Kanton Appenzell Jnner-Rhoden

gesät; dort sind von 10 000 Einwohnern 2194 und von 1000 Industriearbeitern 078 in der Heimarbeit beschäftigt, im Kanton Appenzell Außer-Rhoden 1961 und 478. Und dann klingt es ab über die Kantone Baselland und Sankt Gallen bis herunter zu Wallis mit 10 und 9 und Graubünden mit 8 und 5. Im Durchschnitt sind von 10 000 Einwohnern der Schweiz 266 und von 1000 Industriearbeitern 128 hausindustriell thätig. Zum Vergleich: nach meinen vor einigen Jahren vorgenommenen Untersuchungen waren unter 10 000 Einwohnern des Großherzogthums Baden 101 und unter 1000 in der Industrie beschäftigten Arbeiter 85 Heimarbeiter. 7 7 000 Heimarbeiterinnen zählt die Schweiz; 73 vom Hundert aller Heimarbeiter sind weiblichen Geschlechts. Das Frauenelement umfaßt in der Tabakindustrie 89,7, in der Industrie für Bekleidung und Putz 88,6, in großen Gruppe der textilen Heimarbeiter 75,1 und in der Uhrenindustrie 48,2 Prozent der Beschäftigten.
In der Textilindustrie spielt die Stickerei, deren Anfänge bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen, eine große Rolle. Die Hanostickerei beschränkt sich fast ausschließlich auf den Kanton Appenzell Jnnez-Rhoden; die sehr feinen Stickereien finden namentlich in den oberen Gesellschaftschichten guten Absatz. Die erste Stickmaschine wurde 1829 in Sankt Gallen eingefühlt; die Handmaschinenstickerei blieb zunächst im Fabrikbetrieb, breitete sich aber bald mehr und mehr in der Hausindustrie aus: als Männerarbeit; die Frauen besorgen Nebenarbeiten; eine Stickmaschine kostet durchschnittlich 2500 Franken, eine Fädelmaschine etwa 500 Franken. Die Schifflistickerei, die ein bedeutendes Kapital erfordert (die Maschine kostet durchschnittlich etwa 11 000 Franken), sing erst vor Kurzem an, sich in der Hausindustrie einzubürgern. Die Kettenstichstickerei erfordert nur eine Art Nähmaschine und kann wie die Handstickerei in Wohnräumen verrichtet werden.
Die Weberei ist mannichfach vertreten. Die Seidenstoffweberei hat ihren Hauptsitz in Zürich und beschäftigt ihre Arbeiter in großem Kreis ringsum; die Hausweberei geht allmählich, in den letzten Jahren schnell zurück; der Nachwuchs wird dem Handwebstuhl fremd; ganze Dörfer haben das Weben aufgegeben. Die Seidenbeuteltuchweberei wurde gegen 1850 aus Frankreich eingeführt; sie ist ausschließlich Heimarbeit und wird von Männern ausgeübt; das Spulen ist Frauen- und Kinderarbeit; fast sämmtliche Weber sitzen auf den schönen Abhängen des appenzelllschen Kurzenbergs und benachbarter Höhen. Die seit Jahrhunderten in Basel betriebene Seidenbandweberei hat auch heute noch ihren Mittelpunkt in dieser Stadt; der weitaus größte Theil der Fabrik- und Hausweber steht im Dienst von etwa 15 basler Unternehmungen; von 7000 Fabrikwebern und 7500 Hauswebern der Seidenbandinduftrie sind 6000 und 6500 in den beiden Kantonen Basel beschäftigt, während sich der Rest auf Aargau, Bern und Solothurn vertheilt. Im appenzellischen Mittel« und

Hinterland hat die Plattstichweberei ihren Hauptfltz; seit alten Zeiten eingebürgert, hat sie viele Krisen durchgemacht; auch jetzt hatte sie wieder eine. Die Leinenweberei beschränkt sich fast ausschließlich auf den Kanton Bern und ist in schnellem Rückgang begriffen. Außerdem sind die Floretweberei, etwas Tuch- und BaumwoUftoffweberei und ganz vereinzelt die Strohweberei vertreten.
Eine bemerkenswerthe Erscheinung: die Heimarbeiter der schweizerischen Textilindustrie sind besser organisirt als die Fabrikarbeiter. Von den Fabrikarbeitern gehören kaum fünf Prozent einer Organisation an, von den Heimarbeitern (ohne Berücksichtigung der Seidenweber Basellands) rund sechs Prozent. Die Verbände der appenzellischen Plattstichweber und Seidenbeuteltuchweber und der Handmaschinensticker in der Ostschweiz haben bereits eine reiche Geschichte. Der Verband der Seidenbeuteltuchweber umfaßte Ende Juli dieses Jahres 1234 Mitglieder; nur etwa 50 Weber sind noch nicht organisirt; mit den Fabrikanten ist ein Kollektivoertrag und ein Schiedsgericht vereinbart. Die „Krisenkafse" (bestimmt zur Linderung der Noth der Arbeitlosigkeit) ist eine Schöpfung des ^twa 1000 Mitglieder umfassenden Handstickeroerbandes.
Die Ergebnisse der im Jahr 1904 von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft veranstalteten Erhebung über die Kinderarbeit waren lückenhaft, da die Hälfte der Kantone kein Entgegenkommen zeigte. Immerhin aber wurde werthvolles und schlüssiges Materia! gewonnen; von den 279 551 Schulkindern der Kantone Bern, Luzern, Glarus, Appenzell Jnner-Rhoden, Freiburg, Solothurn, Apfelstädt, Baselland, Aargau, Thurgau, Waadt und Neuenbürg waren 149 083 oder 53 Prozent im Erwerb thü'tig, davon 42 Prozent in der Landwirtschaft, 6,4 Prozent in Hausindustrie und Handwerk, 5 Prozent in sonstigen Erwerbsarten. Im Kanton Appenzell Außer-Rhoden aber waren nach Erhebungen, die Pfarrer Zinsli im Jahr 1905 anstellte, von 9378 Schulkindern nicht weniger als 5820 neben der Schule erwerbstätig, davon 2199 oder 49,5 Prozent der Gesammtsummen in der Hausindustrie. Der Kanton Appenzell Jnner-Rhoden, wo die Heimaibeiterschaft am Dichtesten gesät ist und die Stickerei (Dies kann man wohl sagen) Haus bei Haus betrieben wird, weist die schlechtesten Rekrutirungveihälwifse der ganzen Schweiz auf; im Durchschnitt von drei Jahrzehnten waren von 100 Gestellungpflichtigen insgesammt 55,1 dauernd dienstuntauglich gegenüber 43,3 im Landesmittel, entsprechend eimr Abweichung von 27,2 Prozent von diesem Mittel; hier wirkt ohne Zweifel die Heimarbeit (der Eltern und der Kinder) verhängnitzvoll zusammen mit der degenerirenden mangelhaften und einseitigen Ernährung der Bevölkerung: durch die Ausfuhr des Milchfettes in Form von Käse wird die physiologische Bilanz ernstlich gestört.
Zugleich mit Holland erhielt auch die Schweiz eine Heimarbeiterausstellung. Während für das holländische Unternehmen, in dem, geräumigen

„Velox" zu Amsterdam, dmch staatliche und gemeindliche Subventionen das erheblicheKapital von 55000 Gulden zur Verfügung stand, hatte die schweizerische Ausstellung, die vom fünfzehnten Juli bis zum fünfzehnten August in den prächtigen Räumen des Züricher Hirschengrabenschulhauses stattfand und dann nach Basel überführt wurde, mit der durch Beiträge des Bundes, von Kan» tonen, der Stadt Zürich und verschiedener Verbände zusammengebrachten viel bescheideneren Summe von 22 000 Franken zu rechnen; sie ist mit ihren Mitteln glänzend ausgekommen.

In der berliner Heimarbeitausstellung reiste der Plan im weißen und weisen Kopf des Nationalrathes und Arbeitersekretärs „Papa" Greulich. Der endgiltige Beschluß wurde gefaßt am ersten November 1908 in der konsti- tuirenden Sitzung des Organisationkomitees, zu der Vertreter von eidgenössischen und kantonalen Behörden, von allgemeinen Verbänden wie der Schweizerischen Vereinigung für internationalen Arbeiterschutz, der Gemeinnützigen Gesellschaft, des Katholischen Bolksvereins, der Sozialen Käuferliga, des Bundes der Frauen- vereine und des katholischen Frauenvereins, von Arbeiterfachverbänden und Arbeitervereinigungen jeder Art und Richtung eingeladen waren; die Leitung übernahm der Präsident des Schweizerischen Arbeiterbundes Oberrichter Otto Lang (Zürich). Daß nicht ein einziger Arbeitgeberverband, auch nicht der Schweizerische Gewerbeverein, zur Betheiligung eingeladen wurde, vermerkte man manchen Orts sehr übel. Mit Unrecht. Solche Unterlassung ist kein Versäumniß. Industrieausstellungen, dazu bestimmt, die Leistungfähigkeit der Arbeit zu zeigen, werden vom Kapital ohne organisatorische Betheiligung der Arbeiter veranstaltet: man soll daher logischer Weise Heimarbeitausstellungen (die die soziale Noth der Arbeit zu zeigen unternehmen) glatt und reinlich der Arbeiterschaft und ihren unbetheiligten Freunden überlassen; hier handelt es sich nicht um eine Messe zum Zweck der besseren Bekanntmachung von Waaren, zur Anknüpfung neuer Verbindungen und zur Absatzsteigerung, son- dcrn um ein Plaidoyer, das nicht durch Kompromisse verwässert fein soll. „Die Felswand wird ein kräftig Wort Dir doppelt kräftig wieder gebenX Mag die Industrie berichtigend repliziren, wenn sie hierzu Veranlassung hat. Hatte man demnach eine offizielle Vertretung der Unternehmer im Organisationkomitee nicht vorgesehen und mit der Beschaffung der Materialien und mit Samm- lung der Angaben über die Produktionbedingungen Ausschüsse betraut, in denen neben den Delegirten der Arbeiterschaft lediglich neuttale Persönlich- keiten (Vertreter von Behörden und sozialen Vereinen) thätig waren, so be- fragte man doch nach Sichtung, Ordnung und Etikettirung der Objekte die Unternehmer der in Betracht kommenden Industriezweige um ihre Ansicht über die gemachten Angaben und nahm über diese Verhandlungen Protokol auf. Wo in einer Industrie Unternehmerverbände nicht bestanden oder eine Be-

theiligung abgelehnt wurde, hatte man Unternehmer nicht beigezogen. So
war die appenzeller Handstickerei nur durch wenige Stücke in der Ausstellung
vertreten; die Löhne im appenzellischen Land (nach Schuler durchschnittlich
zwei Franken täglich) seien so hoch, meinten die Unternehmer, daß die öffent-
liche Bekanntgabe eine Verpflanzung der Industrie in andere Gegenden be-
wirken und hierdurch die Bevölkerung des Kantons bedeutende Einbuße er,
leiden könne. Und der Verein der Handweberei verbot den Heimarbeitern
die Abgabe von Mustern, ja, er drohte, jede Abgabe strafrechtlich zu verfolgen;
daher blieb die Plattstichwederei, die heute etwa 3500 Arbeiter und Arbeiterinnen
beschäftigt und eine Jahresausfuhr im Werth von 5,3 bis 8,2 Millionen
Franken hat, in der Ausstellung unvertreten.

Die mit Verständnitz und Geschick zusammengebrachte reichhaltige Samm-
lung von Heimarbeiterzeugnisfen war in übersichtlicher Weise geordnet und ge-
gliedert. Ergänzt wurde das Anschauungmaterial durch Sammlungen von
Bildern, Literatur und graphischen Darstellungen; Hauptanziehungpunkt aber
war die Arbeithalle, die in getreuer Nachbildung verschiedene Heimarbeitstätten
vorführte und Seidenbandweber, Holzschnitzler, Bürstenmacher und so weiter
bei der Beschäftigung zeigte. Diese Erfüllung eines Wunsches, den ich bei
der Besprechung der frankfurter Heimarbeitausstellung aussprach/') ist ein guter
Schritt vorwärts in der Technik solcher Darbietungen. Amsterdam hat ihn
überholt durch die Kopie ganzer Behausungen und durch die naturgetreue,
zum Gesundheitschutz des Publikums luftdicht mit Glas verschlossene Nach-
bildung des Zimmers einer Lumpensortirerfamilie.

Die Unregelmäßigkeit der Heimarbeit nöthigt, bei Untersuchung der Löhne
auf die Stundenverdienste zurückzugehen; der Tages-, Wochen- und Jahres-
verdienst erscheint crft dann im rechten Licht, wenn man weiß, wie viele
Stunden im Tag, wie viele Tage in der Woche, wie viele Wochen im Jahr
gearbeitet wird. Dies Alles festzustellen, ist in den meisten Fällen unmöglich.
Sorgsam ermittelter Stundenverdienst dagegen giebt klassische Vergleichung-
werthe, sofern man Durchschnittslöhne nimmt, an denen Arbeiter mit unge«
wöhnlicher Leistungfähigkeit und Personen von eingeschränkter Arbeitstüchtig-
keit nicht oder nur in einem Mischungverhältniß betheiligt sind, das dem
Durchschnitt normaler Arbeitleistung nahekommt.

Die in der Ausstellung ermittelten Dnrchschnittsstundenlöhne, von Rappen
auf Pfennige umgerechnet, ergeben eine Skala, die, an sich schon lehrreich,
durch Beisetzung von Vergleichszahlen aus dem Nachbarland Baden erhöhte
Bedeutung gewinnen. Obenan steht die Heimarbeit sür handwerkliche Schuh-
macherei mit 38,6 Pfennigen; in Karlsruhe beträgt der entsprechende Verdienst

*) Zukunft 1908, Nr. 45.

Z9,6 Pfennige. Die Heimarbeit der schweizerischen Uhrenindustrie lohnt sich mit durchschnittlich 29,6 Pfennige; die badische Uhrenindustrie ist anders geartet und nicht vergleichbar. Die Beuteltuchweber, in der Schweiz mit 27,6 Pfennige gelohnt, verdienen auf dem badischen Hotzmwalo 27,3 Pfennige. Darauf schließen sich an die Holzschnitzler mit 25,2 Pfennige, die Sattler mit 19.0 Pfennige. Die Seidenbandweber verdienen durchschnittlich 18,4 Pfennige; für Baden wurden 16,6 Pfennige ermittelt. In der Wäschekonfektion werden 17.1 Pfennige verdient; der Durchschnittsverdienst in Mannheim und Karlsruhe beträgt 17,2 Pfennige. Plattstichweben wird mit 13,2 Pfennige gelohnt. Die Heimarbeiter der fabrikmäßigen Schuhmacherei verdienen in der Schweiz 11,9 Pfennige, im badischen Fahrnau 12,2 Pfennige. Dann folgt Stricken mit 10,8 Pfennigen, Handschuhmachen mit 9,7 Pfennigen, Leinenweberei mit 8.9 Pfennigen, Häkeln mit 8.2 Pfennigen. Und jetzt erst erscheint die Seidenstoffweberei, die 1906 noch mit 11 430 Handwebstühlen gegen 27 531 im Jahr 1871 arbeitete, während in diesem Zeitraum die Zahl der mechanischen Webstühle von 927 auf 15 156 anstieg, mit 6,8 Pfennigen; für Baden wurden 9,0 Pfennige festgestellt. Unten steht die Anfertigung von Devotionalien (Rosenkränzen, Gebetbüchern und so weiter) mit 5,6 Pfennigen; in Baden werden durch Nähen von Skapuliren 9,6 Pfennige verdient. Von der absterbenden Strohflechterei gar nicht mehr zu reden, deren Entlohnung durch den Wettbewerb chinesischer Kulis auf 3 bis 4 Pfennige herumgedrückt ist.

Hier stellt sich uns das Bild typischer Heimarbeitverdienfte vor Augen, doppelt bemerkenswerth durch den Einklang mit denen des Nachbarlandes auch da, wo sich die Fäden der Industrie nicht hinüber oder herüber spinnen. Wie in Baselland, so beschäftigen die baselstädtischen Seidenbandfirmen auch im badischen Hotzmwalo bäuerliche Weber in beträchtlicher Zahl gegen Löhne, die hüben wie drüben gegen zwanzig Prozent niedriger sind als die Verdienste ihrer nordwestdeutschen Kollegen, der bergischen Bandwirker. Diese arbeiten nach einem Tarif und betreiben den elektrischen Stuhl mit lebhafter Gangart. Jene müssen mit den Lohnsätzen zufrieden sein, die ihnen bei Auftrag oder Ablieferung bekannt gegeben werden, und würden von einer Anspornung ihres gemächlichen elektrischen Stuhles kaum dauernden Mehrnutzen haben. Daß die Heimarbeit der großen Seidenstoffindustrie in der Schweiz wie in dm Nachbarländern allmählich verschwindet, erklärt sich durch die unglaublich niedrigen Löhne. Dagegen stehen die Seidenbeuteltuchweber (mit Organisation und Tarif) in den Verdiensten obenan; hier vollzieht sich die ganze Produktion in der Heimarbeit, in Webkellern, aus deren nacktem Boden die Feuchtigkeit aufsteigt, die zum Weben unerläßlich ist. Alle Versuche, diese heikle, körperlich und geistig anstrengende, eine ganze Manneskraft erfordernde Thätigkeit in Fabriken vollziehen zu lassen, sind bisher in der Schweiz (eben so in Duisburg) gescheitert.

In Waldkirch dagegen, einem badischen Städtchen, ist seit mehreren Jahren eine Beuteltuchfabrik in Betrieb; aber auch bier liefert der nackte Erdboden die Feuchtigkeit. Beschämend ist, daß der menschliche Geist, dem keine technische Aufgabe zu hoch erscheint, wenn es Betriebskosten zu sparen gilt, hier vor einem anders gearteten Problem Halt macht und sich einer kulturellen Forderung entzieht; der Ersatz der mittelalterlichen Webkeller durch hygienisch eingerichtete, mit künstlicher Luftbefeuchtung versehene Fabrikbetriebe würde allerdings für die appenzellischen Fabrikanten Belastung mit Anlagekonten und Erhöhung der Betriebskosten bedeuten.
In den meisten Heimarbeitzweigen der Schweiz, so sagte Professor Beck auf dem Kongreß, reiche der Lohn nicht hin, einem erwachsenen Menschen bei angestrengter Arbeit sein standesgemäßes Auskommen zu sichern, geschweige denn ihm die Kosten des Haushaltes zu decken: man habe es mit Hungerlöhnen zu thun, nicht nur in den absterbenden Zweigen, fondern auch in den lebenskräftigen, flott prosperirenden Betriebsarten, deren Lohnwuchcr das Einschreiten des Gesetzgebers dringend fordern. Harte Worte für harte Verhältnisse! Auch sonst das alte Lied! Die Arbeitzeiten dehnen sich zeitweilig bis zu 12, !4 und mehr Stunden aus. In Zeiten guten Geschäftsganges erstreckt sich die Nachtarbeit, auch für Frauen und Kinder, bis in den grauenden Morgen. Die Ferggerei, das Zwischenmeistersystem, spielt namentlich in der Textilindustrie eine große Rolle; in mehr als einem Viertel aller Fälle werden die Löhne durch die Fergger ausgezahlt, in deren Tasche ein Theil dcs Arbeitlohnes wandert. Das Trucksystem hat noch große Ausdehnung; in der Holzschnitzerei und in der Strohindustrie erhält mehr als ein Drittel der Heimarbeiter den Lohn ganz oder theilweise in Naturalien. Auch das Schwitzsystem findet man vereinzelt in der Konfettion und in der Uhrenindustrie. Der blinde Akkord (bei dem der Arbeiter erst bei der Ablieferung erfährt, was er verdient hat) ist namentlich bei der Seidenbandindustrie in Geltung. Die Ernährung der Heimarbeiter und ihrer Familien ist in den meisten Fällen ungenügend; Beck nennt das Verfahren, mit dem die LeuZe ihr täglich gleiches Gericht dem Gaumen schmackhaft zu machen versuchen, geradezu herzzerreißend. Die Wohnungen entsprechen nur in seltenen Fällen den elementaren Anforderungen der Gesundheitpflege. Ueberfüllung, Ausdünstung von Waaren und Menschen, spärlicher Zutritt von Luft und Licht, feuchtkalte Räume, übermäßige Arbeitzeit, Unterernährung: alles Das findet man in der schweizerischen Haueindustrie nicht mehr und nicht minder als, von zahlreichen Federn geschildert, in der Heimarbeit der Nachbarländer; nur Eins fehlt: das Großstadtelend; denn die Schweiz hat keine Großstädte. Dabei trifft der Niedergang noch nicht ein Drittel der betheiligten Arbeiter, während in denjenigen Erwerbszruppen, die sich im Aufschwung befinden oder für die ein Wieder-

erstarken in Aussicht steht, über zwei Dritte! der Arbeiterschaft thcitig sind. Das sind namentlich die Exportindustrien, Stickerei und Seidenindustrie, und Gewerbe, die im Inland einen festen Markt halten, wie die Schneiderei, Weiß- näherei, Wäfchefabrikation, Konfektion, Strickerei, Häkelei, Holzschnitzerei.

„Das Wort ist wie im Meer ein Pfad, doch tiefe Wegspur läßt die That." An die That der Ausstellung schloß sich das Wort des Kongresses. Nicht, um den Eindruck zu vertiefen, sondern, um den Pfad zu weisen. Der erste Kongreßiag war dem Fremdling nicht ganz verständlich; wohl Das, was der Einzelne sprach, denn Alle redeten deutlich genug; nicht aber der Zu- sammenklang des Ganzen. Die Akademie wog vor. Greulich, der gewiesene Mann als Vorsitzender, trat bescheiden in den Hintergrund. Ohne Gegenvor- schlag und einstimmig wurde der Oberrichter Lang zum ersten und Professor Reichesberg aus Bern zum zweiten Präsidenten erkürt. Drei Professoren, Bauer (Basel), Beck und Brunhes (Freiburg), erstatteten die Referate: Nie- mand dachte daran, in der Diskussion anzudeuten, daß es dem Zweck ent- sprechender und volkstümlicher gewesen wäre, auch einen Heimarbeiter mit einem Vortrag zu betrauen. Für die Debatte wurde die Redezeit von vorn herein aus zehn, dann auf fünf Minutln beschränkt: Niemand widersprach, Niemand schien zu empfinden, daß Denen, die jahraus, jahrein am Webstuhl oder an der Werkbank schweigen, jetzt Gelegenheit gegeben werden müsse, ihr volles Herz zu entladen,, ohne von der guillotinirenden Uhr des Präsidenten bedroht zu sein. Katholische Priester und protestantische Pfarrer ergriffen das Wort, Konservative, Freisinnige und Radikale, Christlich-Soziale und Sozial- demokraten redeten, Gewerkschaftler und Gewerkschaftbeamte, Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen, Freunde und Freundinnen der Arbeiterbewegung, alle Nicht« ungen waren vertreten und scharfe Anklage wurde erhoben: aber unter sich ließ man Schonung walten, Alles war Rücksicht und Einigkeit auf das ge- meinsame Ziel hinaus. Wenn Einer entgegen dem Gebot der Neutralität die Lockflöts der Partsipolitik blies, so wurde er ruhig angehört; kein Gegner erhob sich zum Wiberwort, sondern aus dem eigenen Lager schallte die mahnende Stimme. Der Bundesregirung wurde manches derbe Wort ins Stammbuch geschiieben: kein Regirungvertreter schleuderte den Pfeil auf den Angreifer zurück. Der züricher Stadtpfarrer Paul Pflüger, Sozialdemokrat uyv heißer Redner, nannte das Deutsche Reich im Gegensatz zur Schweiz ein sozial fort- geschrittenes Land: die Volksseele „kochte nicht über", fondern quittirte mit heiterem Beifall. Gleich einer Wolke senkte sich wiederholt aschgrauer Pessimismus auf die Versammelten und drohte die Gemüther zu verdüstern. Der wieder Zuver« ficht in die zweifelnden Herzen goß, war ein Sozialdemokrat: Greulich.

Erkläret mir, Graf Oerindur . . .

Im Atrium seines gastlichen Hauses am See spendete ein schweizerischer

Künstler beim Mittagessen dem Mr. C. William A. Veditz, der Eulen nach Washington zu tragen beflissen ist, und mir das Libretto.

Um die Schweiz kulturpolitisch zu verstehen (so hörten wir), darf man die dem Touristen auffallenden Äußerlichkeiten nicht zu entscheidenden Kennzeichen erheben. Das Land der Fremdcnindustrie? Und wovon lebt man im Winter? Das Land der Demokratie? Nirgends bleiben alteingesessene Familien so lange am Staatsruder Auch das Wort von der „geistigen Provinz Deutschlands", das einem Schweizer von Chauvinisten so verübelt wurde, will nicht viel mehr sagen, als daß im Großbetrieb des intellektuellen Lebens ein kleines Staatsvolk sich dem Räderwerk des Kulturvolkes einzuordnen hat, dem cs angehört. Wie in Kunst und Literatur die Belgier der französischen, die Oesterreicher der deutschen „Kultur" dienen, so thun es die Schweizer gleichermaßen. Mit Alledem ist für das Verständniß des öffentlichen Lebens nichts gewonnen. Man muß, etwa von Freiburg im Breisgau nach Basel kommend, die Augen offen halten. Kein Militär aus den Straßen, kein „Bummel", kein Kleiderluxus. Der Verkehr fast ausschließlich auf die Familie beschränkt. Das grobschlächtigste aller deutschen Idiome als Verkehrssprache auch der Gebildeten. Aus der Kultur des Fürstenhofes ist man in die des Bauernhofes gelangt. Daher die Familienhaftigkeit des Lebens: man braucht jede Arbeitkraft und scheut die fremden Elemente.. Daher die Miliz und die Schützenfeste, aber kein Berufssoldatenthum. Daher der Ingrimm gegen manche ästhetische Lebenswerthe: denn sie untergraben die Erwerbsgrundlagen gefesteten Wohlstandes. Daher auch der Hang zum Praktischen. Die Schweiz hat keinen großen Philosophen, keinen starken Theoretiker geboren oder festzuhalten gewußt. Dagegen entstammen ihr die Organisatoren der modernen Schule.

Dieses Land der Bauernkultur, dem der feudale Großgrundbesitz, der Riesenkapitalist, die Beamten und militärischen Klassen fehlen, erhält sich politisch als Pufferstaat zwischen den Großmächten, wnthfchaftlich durch die äußerste technische Ausnützung aller seiner Hilfsquellen, sozial durch sein Erziehungwesen und eine Politik der Kompromisse, die es, wie in England und den Bereinigten Staaten, zu scharfen Klasfenscheidungen für den Einzelnen nicht kommen läßt. Steigen oder Sinken auf der gesellschaftlichen Stufenleiter wird nicht als ein wirtschaftliches Schicksal, sondern als rein persönliche Angelegen« heit empfunden. Unentgeltlich dargebotene gute Elementarbildung und eine gewisse Nachgiebigkeit der besitzenden Klassen gegenüber volksthümlichen Forderungen (hier fei an die Einkommensteuer erinnert) geben dem Schweizer sozuzagen eine Prämie im Existenzkampf und erschweren die Bildung eines eigentlichen Proletariats.

Diese Stärkung der Persönlichkeit gegen die Proletarisirung wird von Haus aus durch die geringe Entwicklung derjenigen Industrien «leichtert,

die niedrige Löhne zahlen. Getreide, Eisen, Kohle hat die Natur dem Schweizer versagt. Die Schneiderei hat außerhalb Genfs gewandte Arbeitkräfte nicht gefunden; Kleider und Wäsche find fast ausschließlich Einfuhrartikel. Das Gros der Arbeiter hat sich höher entlohnten Gegenden zugewandt. Lehrmeister und Kapital kamen von außen; die Hauptgewerbe (Stickerei, Seidenindustrie, Uhrmacherei, Maschinenindustrie) sind auf die kaufkräftigsten Abnehmer zugeschnitten. Das hat den Weg zum Export gewiesen; kaufmännischer Sinn, Talent zur Organisation und technische Ausbildung wurden dadurch gefördert und kamen zu unvergleichlicher Blüthe.

Von Haus aus kein kapitalreiches Land, hat die Schweiz nur langsam den Weg zum Fabrikbetrieb eingeschlagen. Der Widerwille gegen die Fabriken, der sich in Brandlegungen kundgab, war nur langsam zu dämpfen. Als dann die Baumwollindustrie geschaffen war und durch Kinder- und Frauennachtarbeit die Grundlagen des Familienlebens bedrohte, vereinigten sich im Kanton Glarus Bauern, Kleinbürger, Arbeiter, Lehrer, Intellektuelle aller Parteien zur Beseitigung der Gefahren. Dieser Pakt der bürgerlichen Klaffen und der Fabrikarbeiter, der namentlich in den „Grütlivereinen" zum Ausdruck kam, hat seitdem große Risse bekommen; zu einem völligen Bruch kam es nicht. Hier und da thut sich eine Welle des Klassenkampfes auf; doch bald bricht sie sich an der Tradition der Kompromisse, besonders oft aber an der Aussichtlosigkeit der reinen Klassenherrschaft, der Notwendigkeit, Alliirte in anderen Lagern zu haben.

So ist aus dem Verlangen nach Arbeiterschutz, nach wirksamer Vertretung der Arbeiterinteressen vor dem Forum der Bundesregirung der „Schweizerische Arbeiterbund" hervorgegangen, der alle Arbeiterparteien,Katholiken, Protestanten und Sozialdemokraten umsaßt. Sein Präsident ist der Oberrichter des Kan. tons Zürich, Otto Lang, ein Sozialdemokrat; Vicepräsident der Katholikenführer Professor Beck von der Universität Freiburg; von der selben Estrade herab leiten diese beiden Männer alljährlich den „Arbeitertag". Diese Alliance hat das von dem Sozialdemokraten Hermann Greulich verwaltete „Schweizerische Arbeiterset'retariat" begründet, das mit Bundesmitteln erhalten wird.

Der Arbeiterbund ist den wenigen „scharfmacherischen" Elementen der Schweiz nicht minder als den reichsoeutschen marxistischen Einwanderern ein Gräuel; aber die schweizerischen Arbeiter halten auf Realpolitik; sie fürchten mit Recht, daß eine Sprengung des Ringes den agrarischen und kleingewerblichen Mächten einen noch stärkeren Vorrang in po1itioi8 einräumen würde, als sie bereits besitzen. Für theoretische Unterschiede, für den Prozeß Marxismus cOiNi-ll Revisionismus, hat der Schweizer kein Ohr. Ihm klingt Derlei wie fremde Militärmusik. Die Parteien sind eben innerlich anders zusammengesetzt. Den Katholiken fehlt der feudale Einschlag; die kirchliche Herrschaft ist

auf rein katholische Kantone beschränkt; die Sozialdemokraten find Gewerkschafter, Genoffenschafter, Staatssozialisten, aber die Rücksicht auf den Willen des Souverains (die Volksabstimmung) setzt ihrem Streben unübersteigliche Schranken. Ist der schweizerische „Gewerkschaftbund", die Vereinigung der sozialistischen Fachverbände, den freien Gewerkschaften im Deutschen Reich nachgebildet, so lassen sich seine Mitglieder doch von der Zugehörigkeit zum poli' tisch neutralen „Arbeiterbund" nicht abbringen. Präsident des sozialistischen Gewerkschaftbundes ist der appenzeller „Weberpfarrer" Howard Eugster, ein feingebildeter protestantischer Theologe, Mitglied des Bundesparlaments. Der freisinnig'sozialistische Block ist das Werk des genfer radikalen Diktators Georges Favon. Von erheblichem Einfluß auf die Einigung der Arbeiterparteien waren staatskluge Köpfe wie Theodor Curti und Heinrich Scherrer.

Beck entrollte in einem sehr sorgfältig ausgearbeiteten, schwungvoll geschriebenen, aber trocken vorgetragenen Referat ein sprechendes Bild der schweizerischen Hausindustrie (Umfang, Verbreitung, Vertheilung, Ab- und Zunahme, Beziehungen zum Export, soziale und gesundheitliche Zustände) und kam zu dem Schluß, daß die festgestellten Schadenwirkungen eine gründliche Reform der Heimarbeit, eine gänzliche Umgestaltung ihrer Arbeitbedingungen nöthig mache und zu diesem Zwecke Staatshilfe und organisirte Selbsthilfe zusammenzuwirken habe. Er verlangte von den Arbeiteroerbänden Förderung der gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter; Vorbercilung eines Heimarbeitgesetzes; Maßnahmen zur Beseitigung der Hausindustrien, die den Erzeuger oder den Verbraucher schädigen; Unterstützung in der Abschließung von Tarifverträgen, in genossenschaftlicher Beschaffung von Betriebskräften, in der Ausdehnung der Kranken-, Unfall- und Altersversicherung, in der Gründung von Genossenschaftferggcreim. Von der Eidgenossenschaft forderte er den Erlaß eines Heimarbeitgesetzes und die Schaffung einer Aufsicht über die Hausindustrie. Von den Kantonen Mithilfe zur Einführung elektrischer Kraft am geeigneten Platze; Mitwirkung der Schulbehörden bei de? Durchführung des Gesetzes; die Schaffung neuer Erwerbsmöglichkeiten für Bevölkerungskreise, die etwa durch das Verschwinden gewisser Heimarbeitarten erwecblos werden. Schließlich die Bestellung eines Arbeitausschusfes zur Durchführung der Kongreßbeschlüfse. „Es ist kein erfreuliches Bild" (so schloß Beck seine Ansprache), „das uns die schweizerische Heimarbeit in ihrem jetzigen Zustand entrollt. Dieser Zustand steht in schroffem Gegensatz zur Hochblüthe der Heimarbeit im fünfzehnten Jahrhundert Gefestigt und gehoben durch ein kräftiges Standesbewußtsein, kühn im Gefühl brüderlicher Solidarität: so haben damals die mächtigen Webelstädte Oberitaliens und der Niederlande Könige zum Kampf herausgefordert, große Freiheitschlachten geschlagen und unvergängliche Werke der Bildenden Kunst geschaffen. Warumist es anders gekommen? TerEgois-

mus in Gestalt des kapitalistischen Gewerbebetriebes ist wie ein verhörender
Hauch in diese Frühlingsblüthe hineingefallen. Er hat die Heimarbeit zuck
Jammerdasein erniedrigt, in dem wir sie jetzt in unserem Land wie in an-
deren Staaten erblicken. Wohlan! Der Brudersinn hat in der Vorzeit die
Heimarbeit zu Macht und Größe emporgeführt. Reichen wir uns Alle die
Bruderhand, vom weltvergessenen Einzelsticker bis zum mächtigen Staatsmann.
Vereinigen wir uns zu ernster Arbeit im Dienst einer durchgreifenden Heim-
arbeitreform. Dann wird die muthige Selbsthilfe der Heimarbeiter im Bunde
mit dem energischen E ngreifen des Staates und mit der freien Gemeinnützig-
keit unsere nationale Hausindustrie zu höheren Betriebsformen emporsühren."
Der landläufige Sozialmoralist (Tartarin ist sein werth?r Name) hat
neben der etatmäßigen, ach, noch zwei abwechselnd unter der Schwelle des Be-
wußtseins schlummernde Sonderseelen, die von einander nichts wissen und
wissen wollen. Die eine wacht mit der wohlthuenden Entrüstung über die Er-
bärmlichkeit gemeldeter Löhne auf, die andere, stolz auf die Findigkeit ihres
Trägers, freut sich diebisch über jeden „fabelhaft" billigen Einkauf. Gedanken-
losigkeit ist hier die windige Brücke zwischen Tarascon und Beaucaire. Sie
zu beseitigen, haben sich die Käuferbünde zur Aufgabe gemacht.
Auf die ernste dunkle Priestergestalt Becks folgt mit wehendem blon-
den Bart und Haar Brunhes' helle, behäbige Cheruskergestalt. Als ein Meister
blüthenreicher und graziöser Beredsamkeit erörtert der Gründer und Vorsitzende
des schweizerischen Käuferbundes in knappem französischen Vortrag die Be-
ziehungen zwischen Heimarheit und Konsumenten. Das matzlose Verlangen
der unterrichteten Käufer nach immer billigerer Waare ist die stete ökonomische
Ursache für die unbegrenzte Herabsetzung der Löhne in der Heimarbeit Die
Konsumenten müssen aus hygienischen Gründen, aus persönlichem Interesse
und aus Gerechtigkeitsinn gegen dieses Uebel auftreten. Daher sollen die
Konsumenten in den Stand gesetzt werden, die von gut behandelten^ gut be-
zahlten Arbeitern in hygienisch einwandfreien Räumen hergestellten Waaren
beim Einkauf an einer Empfehlungmarke (Labe!) zu erkennen; die Thätigkeit
der Gewerbeaufsicht soll durch die methodisch organisirte Kontrole der Gewerk-
schaften und der sozialen Käuferligen unterstützt und ergänzt werden.
Frisch, packend, warm, überzeugend, zugleich mit strenger Sachlichkeit
sprach Stefan Bauer über die gesetzliche Regelung der Heimarbeit. Lohnreform
vor Allem, dann Schutz und Versicherung. An den Bund, die Kantone, die
Gemeinden stellte er er Forderungen, mit deren Erfüllung die Schweiz kraft
ihrer Weltlage, im Interesse der eigenen Volkskraft und der Nachbarvölker
ihrer Sendung als Vorhut des Arbeiterschutzes gerecht werden müsse. Ein Heim-
arbeitergesetz hat Cinigungü'mter zur Festsetzung rechtsverbindlicher Mindestlohn-
sätze zu schaffen, das Trucksystem zu verbieten, die Bekanntgabe der Lohnsätze

vor Uebernahme von Aufträgen zu fordern, das Abzugswesen einzuschränken und zu regeln, Lohnstreitigkeiten ?or Gewerbegerichte zu bringen. Arbeit von Kindern unter zwölf Jahren, Frauennachtarbeit, auch Sonntagsarbeit ist zu verbieten, für Wöchnerinnen eine Schonzeit einzuführen. Gesundheitschädliche Verfahren und Verrichtungen sind zu untersagen, der Ausbreitung ansteckender Krankheiten ist durch geeignete Maßnahmen vorzubeugen. Die in der Heimarbeit angefertigten Waaren der Konfektion, der Lebens- und Genußmittelindustrie sind als solche zu kennzeichnen. Die Kranken- und Unfallversicherung des Bundes und die Altersversicherung der Kantone ist auf die Heimarbeiter auszudehnen. Die Arbeitlosenfonds, die Genossenschaften zur Abgabe elektrischen Stromes und die Genossenschaftferggereien haben staatliche Zuschüsse zu erhalten. Gesetze zur Verbesserung der Wohnungverhältnisse sind zu erlassen, Wohnunginspektion ist einzurichten, zur Regelung der Mietpreise sind geeignete Maßnahmen der Wohnung- und Werkstättenpolitik zu treffen. Registerzwang und Ergänzung der Gewerbeaufsichtbehörde durch männliche und weibliche Heimarbeitinspektionen sichert die Durchführung aller dieser Forderungen. Zum Abschluß internationaler Heimarbeitverträge soll der Bund die Anregung geben: Die Schweiz an die Front!

Manche wunderliche Blase stieg in bürgerlichen Tageszeitungen auf. Verstaubte Ladenhüter wurden aus der Rumpelkammer hervorgeholt und in die Auslage gestellt; die Vorzüge der Arbeit am eigenen Herd und die persönliche Unabhängigkeit gerühmt, die den Heimarbeitern „eine Ruhe, Selbstsicherheit und einen, man möchte fast sagen, stolzen und freien Zug in Gesicht und Haltung" gebe, „der in dieser Art dem Durchschnittsfabrikarbeiter, dem sogenannten Arbeitsklaven der Großstadt fehlt". Ist es wirklich wohlgethan (so ließ sich eine Stimme vernehmen), diese braven Heimarbeiter alle in ihren abgelegenen Hütten und Mansarden aufzustöbern, sie herauszureißen aus ihrer glücklichen Ahnunglostgkeit darüber, was andere Leute als absolut nothwendig zu einer menschenwürdigen Existenz betrachten, zur Noth und Sorge ihnen auch noch Groll und Mißmuth als Gefährten zu geben und sie schließlich ols gelehrige Rekruten einzureihen in die große Armee des „klassenbewußten Proletariats" gegen die kapitalistische Gesellschaftordnung Z Schlankweg verkündete ein „führendes" Blatt, der Kongreß sei lediglich eine sozialistische Veranstaltung gewesen, Vertreter der Behörden und nichtsozialistische Politiker hätten durch Abwesenheit geglänzt. Kinematograph, Stiefel, Kefir, Uhren, Hüte, Pötroleumkocher, Bayerisch Bier und Regenschirme wurden als Mittel sozialdemokratischer Agitation verzollt, auf daß schon aus dem Anzeigeteil des Ausstellungführers rrrdi er oi'di die verwerflichste Einseitigkeit einleuchte und die 'große Gemeinde der Ewig-Blinden sich ein öffentliches Aergerniß nehmen könne, das bis zur nächsten Gelegenheit ausreiche.

Bemerkenswerther als diese papierenen Knifflichkeiten ist folgendes Er-
eigniß; oder, besser gesagt, die Koinzidenz zweier Ereignisse. Ein Musterweber
wagte sich so weit vor, daß er die Fceigiebigkeit von Arbeitgebern für die
Mission und ihre Zurückhaltung in der Entlohnung in Gegensatz stellte; man
solle künftig weniger danach trachten, meinte er, aus Heiden Christen zu machen,
als zu verhüten, daß Christen zu Heiden werden. Just um die selbe Zeit
widerfuhr an einem anderen Orte dem Arbeitgeber des Webers eine Neu-
belebung alter Eindrücke: ohne irgendeinen äußeren Anstoß kam ihm plötzlich
ins Gedächtniß, daß der Weber zweieinhalb Monate zuvor sich unangemessen
gegen ihn aufgeführt habe. Die latente Spannkraft im Psychoplasma setzte
sich in die lebendige Kraft einer Kündigung um: und der seit Jahren für die
Fabrik thätige Weber verlor, von Zürich nach Basel zurückgekehrt, seine Brot-
stelle. Vermittelungversuche, die von der irrigen, bei der bekannten christlichen
Gesinnung des Arbeitgebers völlig unmöglichen Voraussetzung ausgingen, daß
die Kündigung mit der rednerischen Entgleisung auf dem Kongreß m einem
ursächlichen Zusammenhang stehe, blieben ohne Erfolg; und so hatte der Weber
sich, seine Frau und seine neun Kinder mit der angenehmen Empfindung zu
trösten, daß er nicht einer Maßregelung unterlegen, sondern einem Phänomen
zum Opfer gefallen und viel besser davongekommen sei als der unglückliche
Tlstet Vedöne, den in Avignon ein sieben Jahre lang aufgesparter Fußtritt
des päpstlichen Maulthieres gleich in Atome zerschmetterte.

Auf dem Kornhausplatz in Bern, dem Sitz der Bundesbchörden, steht
ein in seiner Art einziges Bildwerk: der aus dem ersten Drittel des sechzehnten
Jahrhunderts stammende groteske „Kindlifrefser", im Begriff, ein Kind zu ver-
schlingen, und in breitem Gürtel und anhängender Tasche noch mehrere Kinder
als Mundvorrath verwahrend, als Erinnerung an eine nicht gerade rühmliche,
gegen die Juden gerichtete Bewegung, deren Hauptmotiv die Befreiung von
Schulden und die Erpressung einer ansehnlichen Summe für die Staatskasse
war. Die Bedeutung der Figur ist erst neuerdings nachgewiesen worden; der
Bolksmund stempelte den Fresser zum Popanz für kleine Kinder und beson-
ders geistvolle Unterleger wollten in ihm den Saturnus erblicken, der seine
eigenen Kinder verschlingt. Es ist kein allzu weiter Sprung vom Kindlisresfer
zur Heimarbeit, die ihre Kinder, wenn nicht verzehrt, so doch anknabbert. Und
so mag denn die Figur nicht, wie ein Kongreßredner vorschlug, ein Symbol
der Heimarbeit darstellen, sondern, da die alte historische Bedeutung des Bild-
werks doch längst nicht mehr lebendig ist und eine Auffrischung auch nicht
verdient, neuen Volksthumswerth gewinnen als Andenken an die schweizerische
Heimarbeitausstellung und den Heimarbeiterschutzkongreß und die (hoffentlich)
tiefen und dauernden Wirkungen dieser beiden löblichen Veranstaltungen.

Karlsruhe in Baden. Karl Bittmann.

Vorsitzende im Aufsichtrath des Kalisyndikates und Vertreter des preutzi-
<MA schm Fiskus, Oberbergrath Dr. Paxmann. schrieb im Jahr 1907: „Wenn
Verblendung und übertriebene Selbsucht des Einzelnen dem Ganzen gegenüber
wirklich dazu führen sollte (und diese Gefahr ist groß und wächst noch von Tag
zu Tag), daß das Gesüge des Kalisyndikates auseinander fiele, dann mutz ein Ein-
griff der staatlichen Gewalt erfolgen." Zwei Jahre sind seitdem verstrichen und
Dr. Paxmann hat inzwischen von der Zügellosigkeit der Kaliproduzenten wohl ge-
nug Aerger erlebt. Noch nie wurde ein Syndikat so mißhandelt wie der Verband
der deutschen Kaliwerke, der Träger eines Weltmonopols sein will. Als am vier-
undzwanzigsten Juli 1909 das Kampfsyndikat mit Ach und Krach zu Stande ge-
kommen war, wußte man, daß das Schicksal des Kartells besiegelt sei. Was da
beschlossen wurde, war ein Nothbehelf, den die Angst vor der wilden Konkurrenz
gebar. Und dann ginzs mit dem alten Jammer weiter: denn die Schmidtmann
und Sauer, die starken Männer im Kalireich, hatten mit dem amerikanischen Dün-
gertrust große Abschlüsse gemacht, ohne deren Regelung die Existenz des Syndi-
kates nur ein Scheinleben sein konnte. Da erschien am achtzehnten Dezember der
„Entwurf eines Reichsgssetzes über den Absatz von Kalisalzen", der von der preußischen
Regirung dem Bundesrath zur Begutachtung vorgelegt wurde. Der „Eingriff der
staatlichen Gewalt", den Oberbergrath Di-. Paxmann 1907 in Aussicht gestellt hatte,
war also wirklich erfolgt. Nicht aus frivoler Laune oder um einem Machtkitzel nach-
zugeben, sondern aus Noth. Das Gesetz wird im Bundesrath und im Reichstag
erörtert, vielleicht auch geändert werden; aber die Freunde der Regirung versichern,
es werde nicht unter den Tisch fallen. Abwarten. Die Zustände im Kalisyndikat
waren zum Gespött geworden. In erster Linie haben die deutschen Kaliproduzenten
darauf zu sehen, daß sie das ihnen von der Natur geschenkte Monopol auf dem
Weltmarkt nicht in Gefahr bringen. Aber der Reichthum macht allzu leicht über-
müthig. Das lehrt uns auch die Geschichte der Kalikonventionen.

Die rasche Vermehrung der Kaliwerke erschwerte die Festsetzung befriedi-
gender Betheiligungquoten. Je mehr Gäste sich an den Tisch des Syndikates setzten,
um mitzutafeln, desto schmaler wurden die Portionen. Das erste Abkommen im
Kaligewerbe kam 1879 zu Stande. Damals oab es nur vier Kontrahenten: den
anhaltischen, den preußischen Fiskus und die. Werke Westeregeln und Ncustaßfurt.
Schon aber regte sich der Feind: Schmidtmann. Durch Aschersleben (damals
Schmidtmannshall) wurde das erste Kartell vor seinem natürlichen Ablauf ge-
sprengt. Ihm folgte ein zweites Syndikat, dem fünf Mitglieder angehörten. Die
stärkste Quote hatte Anhalt mit 24 Prozent. Im Jahr 1893 gab es im Syndikat
10 Werke; 1903 waren es 27 und 1909 find es «2. Die wichtigste Aufgabe war
und ist, die Erschließung neuer Kalifelder im richtigen Verhältmtz zur Aufnahme-
fähigkeit der verschiedenen Absatzgebiete zu halten. Das ist nicht leicht, weil mit
einer großen Zahl von Außenseitern gerechnet werden muß und auch mancher syn-
dikatlich gebundene Unternehmer gern die Gelegenheit zu freien Verkäufen benutzte.
Daneben hat sich ein besonderer Rayon von nur spekulativen Versuchen gebildet,
deren Folge eine Massenproduktion Zweifelhafter Kuxe und Bohrantheile war. Trotz

Alledem ist der Sydikatsvertrag siebenmal erneuert worden. Das eigentliche Verkaufssyndikat, das den Absatz und die Produktion regelt, besteht seit dem Jahr 1891. Die Jankees haben stets aus scheelen Augen auf das deutsche Kalimonopol geblickt. Die Laune der Natur, die dem deutschen Boden alle KalischKtze schenkte und vor der Macht des Sternenbanners wenig Respekt zeigte, hindert den Amerikaner, auch auf dem Kalimarkt den Preis zu diktiren. Er hat denn auch alles Mögliche versucht, um in die Zwingburg der deutschen Kaliherrscher einzudringen. An einzelnen Punkten ists gelungen. Die drei amerikanischen Düngcrtrufts (Nord« und Südtruft und die International Corporation) stützen sich auf deutsche Kaliwerke. Dem Südtrust gehört die Gewerkschaft Einigkeit; der Nordtrust hat die bekannten Verträge mit Schmidtmann abgeschlossen, der auch die neue internationale Gesellschaft kontrolirt Die Gewerkschaften Einigkeit, Aschersleben und Sollstedt stehen also direkt im Dienst der amerikanischen Trusts. Mit Mr. Bradley vom Nordtrust hat die Schmidtmann-Gruppe Verträge abgeschlossen, die die Mauern des Syndikates zu sprengen drohten. In der Nacht vor dem ersten Juli (um Mitternacht lief der Syndikats Vertrag ab) kam zwischen den Herren Schmidtmarn L«Q. und Mii. und den Amerikanern das Geschäft zum Abschluß, das die Produktion der Werke Aschersleben und Sollstedt für fünf Jahre den amerikanischen Düngertrusts auslieferte, und zwar zu einem unter dem Syndikatpreis bleibenden Satz. Das Objekt beträgt etwa 30 Millionen Mark. Dann folgte ein zweites Abkommen zwischen der Gruppe Westeregeln (Direktor Bielmann) und Bradley, das man auf 10 Millionen Mark bewerthete. Diese amerikanischen Transaktionen haben gehindert, daß auf solider Grundlage ein Syndikat geschaffen wurde. Der am vierundzwanzigsten Juli im Hotel Adlon unterzeichnete neue Vertrag bleibt ein Torso, bis dem Syndikat die Herrschaft über den amerikanischen Markt zurückgegeben ist. Der Gesammtexvort von staßfurter Abraumsalzen (Hartsalz, Kaimt, Kieserit) betrug vom ersten Januar bis zum ersten Dezember 1909 rund 7,56 Millionen Doppelcentner; davon gingen 3,40 Millionen nach den Vereinigten Staaten. Da ist es natürlich schlimm, wenn die Preise drüben von Außenseitern gemacht und den Syndikatswerken das Geschäft erschwert wird. Monate lang wurde mit Schmidtmanns verhandelt; und am zehnten Dezember 1909 zwischen dem Kalisyndikat, Aschersleben-Sollstedt und der International Corporation ein Bertrag geschlossen, nach dem die Schmidtmannwerke dem Syndikat mit der unveränderten Quote vom ersten Juli 1910 an beitreten. EineJnterefsengemeinschaftsoll amerikanische und deutsche Abnehmer verbinden. Zur Verhandlung mit den Amerikanern fuhren die Herren W. Schmidtmar.n, Gchnmrath Kempner (dem für seine Bemühungen um den Syndikatssrieden der Nobelpreis gebührt), Emil Sauer und Bielmann ins Dollarland. Die Amerikaner sind Besitzer zweier deutschen Kaliwerke und können, mit ihren Kontrakten in der Tasche, nach und nach Einfluß auf die Preispolitik des deutschen Syndikates gewinnen. Das heißt vom ersten Januar 1910 an „Neues Kalisyndikat G. m. b. H., Leopoldshall" und dauert zunächst bis Ultimo 1910. Einigt man sich über die amerikanischen Verkäufe, so verlängert sich die Dauer des Syndikatvertrages bis zum einunddreißigsten Dezember 1914; dann wird eine Verlegung des Sitzes von Leopoldshall nach Berlin beantragt und wohl auch beschlossen werden. Der preußische Fiskus hat nun nicht gewartet, bis die Besprechungen mit den Herren Bradley und Genossen in New Jork beendet und. Als der Gesetzen:-

Wurf veröffentlicht war, schien mit einem Mal die Vergangenheit der Kaliindustrie vergessen. Der Staat, dessen Hilfe so oft angerufen worden war, wurde nun gescholten, weil er sich in Privatgeschäfte einmische. Der Fiskus kaufte die Gewerkschaft Hercynia-Vienenburg, um sich eine breitere Basis im Syndikat zu schaffen; die Spekulation aber trieb ihm den Kaufpreis auf schwindelnde Höhe. Die von Preußen delegirten Vertreter, die den Vorsitz im Syndikat haben, werden von der Oeffentlichen Meinung mit besonderer Vorliebe aufs Korn genommen. Der Vorgänger des Oberbergraths Paxmann, Geheimrath Schreiber, war Vielen zu konservativ. Man warf ihm vor, daß er nur die Interessen der alten Werke vertrete. Paxmann wiederum ist der Mann der Jungen; und in dem bekannten Fall des Generaldirektors Gräßner ließ seine Diplomatie zu wünschen übrig. Der ideale Staatsvertreter, der , über den Parteien steht, ist noch nicht gefunden. Da die Legaten des Staates Fachleute sind, müssen sie irgenwelche Beziehungen zu den Kalimännern haben. Daraus ergeben sich Sympathien und Gegensätze, die in dem Verhalten zu der einen oder der anderen Gruppe von Syndikatswerken zum Ausdruck kommen. Der Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen ist natürlich: wer im erworbenen Recht sitzt, ist stets konservativ; wer sich die Stellung erst erobern muß, fordert den Fortschritt. Der neue Gesetzentwurf will nun „eine Verschleuderung von Kalisalzen in das Ausland zu unangemessen niedrigen Preisen dadurch verhindern, daß Kalisalze nur durch die Bermittelung einer aus den Kaliwerken zu bildenden Vertriebsgemeinschaft abgesetzt werden dürfen; er will ferner die Hauptursache der bisherigen Gefährdung des Zusammenschlusses der Kaliwerke, die in dem weit über das Bedürfniß hinausgehenden Anwachsen der Zahl der Produktionstätten liegt, durch eine Anpassung des Entstehens neuer Werke an die Zunahme des Absatzes beseitigen." Daß Kali ins Ausland zu „unangemessen niedrigen" Preisen verkauft wurde, ist durch die amerikanischen Verträge erwiesen worden. Daß eine Ueberzcchl von Kaliwerken besteht, sieht Jeder. Der Entwurf hat Schwächen, ist im Ganzen aber zu loben. Er schafft ein Handelsmonopol. „Kalisalze dürfen von Kaliwerk« besitzern nur durch Vermittlung der auf Grund des Gesetzes errichteten Vertriebs« gemeinschaft abgesetzt werden. Der Bezug von Kalisalzen aus dem Ausland ist nur der Vertriebsgemeinschaft gestattet." Das ist nicht mehr, als jedes Syndikat fordert; nur hatte das Pnvatkartell nicht die Macht, das Treiben der Outsiders zu hindern. Die Klage, der Entwurf sei ein brutaler Eingriff in Privatrechte, eine Todsünde an dem Gedanken der Gewerbefreiheit, ist unbegründet. Weniger die Behauptung, der Staat begünstige die alten Werke auf Kosten der jungen. Kann er aber anders? Seine Pflicht ist, zunächst die lange erworbenen und in ernster Arbeit erweiterten Rechte zu schützen. Er will Uebel ausroden und Ordnung schaffen. Darum ist er oft gebeten worden. Wenn die Leute, die seine Hilfe anriefen und ihm Schlaffheit vorwerfen, ihn jetzt als zu schroff und zu wenig rucksichtvoll tadeln, vergessen sie, daß sie, als es dem Syndikat schlecht ging, gerade diese Art staatlichen Vorgehens ersehnt und gefordert haben.

Vielleicht läßt sich erreichen, daß neben den schon bestehenden Produktionstätten auch noch nicht erschlossene Felder zur Geltung kommen. Richtig ist, daß viel Kapital in noch nicht abgeteuften Kaliwerken steckt, dem die Rente nicht völlig genommen werden sollte. Mancher Kaliwerkbesitzer hat mit dem Niederbringen eines Schachtes gezögert, um die Überproduktion nicht zu vergrößern Sein Warten

war^also durch vernünftige Motive bewirkt. Nun verlangt aber das Gesetz für den Beitritt zur Vertriebsgemeinfchaft: wenn der Absatz nicht schon begonnen hat, muß mindestens vor dem ersten November 1909 ein Schacht abgeteuft worden sein. Die Besitzer aller noch nicht betriebenen Kaliwerke können also der Gemeinschaft nicht beitreten. Dagegen sind sie berechtigt, eine Entschädigung zu fordern, „sofern innerhalb ihres Abbaufeldes Kalisalze in solcher Menge und Beschaffenheit nachgewiesen sind, daß eine bergmännische Gewinnung der Salze möglich erscheint". Die Behandlung der noch nicht zur Förderung fähigen Werke und die Entschädigungpflicht muß so geordnet werden, daß eine Schädigung des Kapitals vermieden wird. Den Wunsch des Fiskus, eine Centralisirung der bisherigen Produzenten herbeizuführen, um den die Rentabilität der Kaliwerke schädigenden Einfluß der Ueberproduktion zu beseitigen,kann man nur billigen. Umgehungversuche will die Regirung nicht dulden. Bei dem Erschließungtermin (November 1909) sollS unter allen Umständen bleiben. Sonst käme das Gesetz auch um seine Hauptwirkung. Ob den Leuten, die ihre Kalifelder bis heute unerschlofsen ließen, wirklich das Glück genommen wird, wenn man sie veranlaßt, noch länger zu warten? Der Zustand der Kaliinduftrie lockt doch gewiß nicht zur Schaffung unrentabler Betriebe. Was der Fiskus will, kann keinem vernünftigen Menschen wider den Strich gehen. Nur weils der Staat ist, wird gejammert. Gegen die Priorität der alten Unternehmungen läßt sich nichts machen. Die Spekulation hat die Kuxe und Aktien der bestehenden Gewerkschaften und Gesellschaften rasch in die Höhe getrieben. Das Anlagekapital hat sich von 245 Millionen (Anfang Januar 1909) auf 411 Millionen (Ende Dezember 09) erhöht. Läßt man der Ueberproduktion freien Lauf, so wird die Rente der Kaliindustrie verdorben und das Betriebskapital entwerthet. Das ältere Recht muß auch auf diesem Gebiet vorangehen. Der Staat sichert sich einen starken Einfluß auf die Preise für Inland und Ausland. Der Möglichkeit, daß die Preispolitik die Abnehmer schädigt, muß vorgebeugt werden. Bundesrath und Reichstag haben, nach dem neuen Gesetz, die Macht, bei der Preisfestsetzung mitzureden; und auch die öffentliche Kritik kann unter diesen Verhältnissen wirksamer eingreifen als unter der Herrschaft eines Privatmonopols. Die Hauptfrage aber, ob die deutsche Kaliinduftrie gesetzlichen Schutz braucht, wird kein Unbefangener ruhig verneinen. Die Erfahrung spricht da zu deutlich.

JnNewFork hat man sich über die prinzipiellen Punkte noch im altenJahr verständigt und die Amttikaner scheinen dem Syndikat beizutreten. Die Deutschen waren von vorn herein ja bereit, mit der Gewährung von Provifionen und Preiskonzessionen bis an die Grenze des Möglichen zu gehen. Und Geheimrath Kempner hätte sich wohl kaum entschloffen, sich so lange dem Andrang seiner Klienten zu entziehen, wenn er nicht ziemlich sicher gewesen wäre, mit einem guten Ergebniß heimzukehren und so seinen Ruhm zu mehren. Inzwischen hat Oberbergrath Wachler sich nicht nur gegen die Amerikafahrt, sondern deutlich auch gegen den preußischen Gesetzentwurf ausgesprochen, der, „wenn man den Konkurrenzkampf ausschalten wolle, zwar im Wesentlichen das Richtige trifft", der aber ein nicht ungefährliches Ausnahmegesetz bleibe und in seiner Geltungdauer auf höchstens zwölf Jahre beschränkt werden müsse. Die Kalileute selbst glauben, die Verständigung mit den Aankees werde bewirken, daß der Entwurf zurückgezogen wird; er habe geleistet, was man von ihm hoffte, und könne nun verschwinden. Ob die preußische Regirung sich aber zu solchem Rückzug vor der Schlacht entschließen wird, ist immerhin zweifelhaft. Ladon.

Die lVaarenhausgefahr.

ürden Sie die Güte haben, die Spalten Ihres Blattes einem Nothschrei zu
öffnen, der von Tausenden und Abertausenden mittlerer und kleiner Geschäfts-
leute täglich ausgestoßen wird, aber nicht in die Oeffentlichkeit zu dringen vermag?
Es handelt sich um das (nicht nur in Berlin, sondern auch in allen größeren Pro-
vinzislstädten) immer mehr emporwuchernde Waarenhaus-Unwesen, das den um
ihre Existenz ringenden kleinen und mittleren Geschäftsleuten und Handwerkern un-
möglich macht/weiter ihren Lebensunterhalt zu finden. Ein Appell an die Tages-
presse wäre nutzlos; er würde dort kaum'Aufnahme finden, da ja alle größere Tages-
zeitungen, ohne Unterschied ihrer politischen Stellung, in den Inseraten der Waaren«
Häuser ihre Haupteinnahmequelle haben. Doch istS an der Zeit, wenn nicht der ganze
kaufmännische und Handwerker-Mittelstand hilflos zu Grunde gehen soll, daß dem
großen Publikum endlich die Augen geöffnet werden. Für das Publikum ist der
Einkauf im WaarenhauS bequem; er bringt Vortheile, die der einzelne Geschäfts-
mann nicht bieten kann. Im Verhältnitz zu dem nicht wieder gut zu machenden
Schaden jedoch, den die Waarenhäuser anrichten, ist der Werth solcher Bequem-
lichkeit gering. Denn abgesehen davon, daß auö dem Waarenhaus selbst die kleinsten
und billigsten Sachen dem Publikum frei ms Haus geschickt werden, allenfalls noch der
Umtausch der Maaren bequemer ist, wird sonst dem Publikum wohl kaum noch ein Vor-
theil geboten, den ein solid geführtes Detailgeschäft ihm versagt. Man weiß jetzt ja,
mit welchem riesigen Spesenetat die Waarenhäuser arbeiten müssen. Wenn sie selbst
etwas billiger einkaufen als der kleine Geschäftsmann, so ist der Nutzen, mit dem sie
kalkuliren müssen, so groß, daß ihre Verkaufspreise sich von denen der kleinen und
mittleren Detailgeschäfte kaum noch unterscheiden können. Als Inhaber eines ziem-
lich umfangreichen Engrosgeschäftes, daS fast ausschließlich mit kleinen und mitt-
leren Detaillisten arbeitet, kann ich am Besten beurtheilen, in welcher Weise überall das
Detailgeschäft leidet und wie heute fast alle Detaillisten unter der Konkurrenz der
Waarenhäuser seufzen und um ihre Existenz kämpfen müssen. Nur in den seltensten
Fällen ist es heute, trotz rastlosem Fleiß und geschäftlicher Tüchtigkeit, einem De-
taillisten möglich, auf einen grünen Zweig zu kommen. Sieht das Publikum all
dieses Unheil nicht? Mancher, der ein sorgenfreies Leben einem gut geleiteten De-
tailgeschäft zu verdanken hat, zählt heute zu den besten Kunden der Waarenhäuser
und vergißt, daß ihm selbst unter den heutigen Verhältnissen die Möglichkeit ge-
nommen wäre, so vorwärts zu kommen, daß er im späteren Alter sorgenfrei leben
kann. Ich will nicht nach Staatshilfe schreien; gerade in diesem Fall kann das
große Publikum sich selbst helfen. Besonders laut möchte ich unseren Frauen in die
Ohren rufen: Verzichtet auf die kleinen Bequemlichkeiten, die der Waarenhausbetrieb
Euch bietet, und kauft, wie früher, in den soliden Detailgeschäften, wo Ihr zweifel-
los mit mehr Verständniß, Sachkenntniß und Interesse bedient werdet als in den
Riesenbetrieben! Karl Meyer. Ich will diesem Nothruf nicht die Möglichkeit
akustischer Wirkung nehmen; glaube aber nicht, daß die EntWickelung, die er fürchtet,
auf irgendeine Weise noch aufzuhalten ist. Warum? Vor Jahren habe ichs (in dem
Aufsatz „Wertheim") hier zu sagen versucht. Genossenschaftliche Vereinigung der De-
taillisten oder Spezialistrung zu unübertrefflicher Leistung auf einem kleinen, fest
abgegrenzten Gebiet: nur in einer dieser Betriebs formen, scheint mir, können die
von der Uebermacht Bedrängten, jedes Mitleids Würdigen noch ihr Leben retten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlnr.

.1

Berlin, dei: 15. Januar 1910.
AA
>V 15, am zehnten Januar 1910.

Meissen Sie, lieber Freund, daßS.M. seit dem vorigen Sommer ein fa-
☐moses Mittel hat, wenigstens auf dem Wasser das prol'anum vnlssus
fernzuhalten? DurchFlaggensignal auf halberHöhe desGrohtops. Blau mit
turbrandenburgischem Szepter heißt: „S.M. empfangen nicht!" Gelb mit
dem Burggrafenlöwen: „S.M. sind nicht an Bord." Natürlich wisfenSies.
Können sich aber, fern vonMadrid, nicht vorstellen, mit welcher Inbrunst wir
armen AA'Leute uns nach einerScheuchoorrichtung von ähnlicherWirksam-
keit sehnen. Daß selbst der Spürsinnigste im Telephon buch unser geliebtes Aus-
wärtiges Amt nicht zu finden vermag (alle anderen Neichsämter; nur gerade
unseres nicht), schützt zwar vor gesprochenen Verbalinjurien. Doch aufAnruf
würden ja höchstens dieHammanntrabantenjüngerenJahrgangesmobil.Was
uns fehlt, ist eineTarnkappe von beträchtlichen Dimensionen, ein abwinken-
des Flaggensignal, ein abschreckender Apothekertotenkopf; irgendein Ding,
das denLeuten die Lust verleidet, aus funkelndem Auge von früh bis spät auf
Nummer 76 der Wilhelmstraße zu blicken. Ist von derSorte nicht bald was
zu haben, dann wandert derErgebenste ans und erhöht die Abgangsziffer, die
anno 1909 schon Allerlei zudenken gab.DieserZustand ist kaum noch erträg-
lich. DerStaatssekretär hat seine plaque und findet auch draußen immer mal
einen Strebsamen, der für ihn schreibt, um sich für den Bedarfsfall zu em-
pfehlen. Erkann, wenns zu buntwird, auch weg und läßt sich dann alsTiroler-
bua auf der sündlosen Alm für die Scheüei photographiren oder zwischen
Worms und Darmstadt als ciceronisches lumen eivit.aUZ anfeiern. Danach

gehts wieder einWeilchen Unsereiner fchlepptbis in dieUrlaubszeit dieKuge! am Bein. Und wo er die Nase zur Thür hereinsteckt, hagelts los: „Na, Ihr macht ja wieder mal netteSachen!^ Ihr: als ob wir vermaledeiten Geheimräthe (die bekannilich das Reich ruim'ren) die Kollektivverantwortlichkeit für Alles trügen, wasSchoen und Ztemrich, die W-Vater des Amtes, anrichten. Jede im Stehen getaufte Tischdame plänkelt nach der Seite der berühmten Reorganisation und läßt unter derGoidbrücke dcsOberkiefers dieFwge auftauchen, ob nächstens bei uns nun Alles in Ordnung sein werde. Manchmal ists schwer, die Frackwürde zu wahrcn. Alle anderen. Aemter haben Reserveluhe; denTürkenkopf, noch dnn geschossen wird, müssen wir liefern. Täglich kriegen wirmindcstcns ein SchockArtikel über den Schädel. Ein wahrer Se^cn, daß vonZeit zuZeiteineBombendummheit mitunterläuft; wie die Behauptung, wir hätten einen unbequemenMahncr insJuenhaus gebracht. Da hört sogar die Lauft'unöschaft zu glauben auf; und wenn unsere Männer an der Spritze stärkereNerven hätten, ließe sich aus cinem Hall, in dem d^Psychose so leicht nachweisbar ist^twas herausschlagen. Doch wozu dierar05NI.ni6? FurAÜL V^Zw erstnoch aufftschen? Nachdem man achtTage lang die Rechtslage „ventilirt" hat, läßt man die Sache wieücr laufen. Selig, wer sich vor derWeltohneHaß verschließt! Seit Marschalls nnrentabZem Tausch-Geschäft hat man vor dem moabiter Klima hier eine Jungfernangst. Wer weiß, was da die Sonne aue brüten würde? Also wciter in der Drecklinie ausharren. Im vorigen Jahr trug maus pro j'^r^ und tröstete sich damit, daß die Einge> weihten nach dem ersten Lügenwirbe! wußten, wo der au oerDailygeschichte Schuldigezusuchen sei. Nicht in unseremHausswo man nicht mal ahnte, daß die viaNorderney eingelaufenen Bläüer für eineZeitungbkstimmtseien, sondern sie für daA einem fremden Monarchen zugedachtcPromemoria hielt). Das warHanpt- und Staatsaktion; und Jeder Hais saußerKIehmet^ dem Sündenbock, natürlich) wieeineHimmelsschickung hingenommen. Diesn^alistsschlimmer.Und dasSchlimmste,dah man, als dentscher Beamter von Ehre undGewissen,nicht den ganzen Kram für Achwindelwaaie erklären und sich mitSelbst-Zufriedenheit polstern kann; nicht aus der Valeutinsstimmung herausfindet „Und möcht'ich siezusammenschmeißen,könnl'ichsiedochnichtLügner heißen!"
Was man so „die Situation" nennt, ist ja unverändert. Ueber Bethmannheutenochnichts Abschließendeszu sagen. Anständig, vonbestemWillen, fleißig, ohne sichtbare Eitelkeit und auf seine Art patriotisch. Die Kontrastwirkung wird allgemein als höchst erfreulich empfunden. Der ganze Hokuspokus hat aufgehött; man erfährtnichtmehr.wenderChef „empfangen" und

was er parlirt hat. Die schöne Figur ist nicht mehr die Hauptsache - und an den
verschiedenenStellen, aufdie es ankommt, wird mansichwieder indieEinsicht
gewöhnen,daß derReichskanzler nichtdieAufgabehat,dieÄllerhöchstenHerr-
schaften und das p. t. Publikum mit Salonzauberkünsten zu amusiren. Wer
denneuenHerrn, weil Deruns nichtSchnitzel kräuselt, „langweilig" nennt,lobt
ihn. Je weniger Gerede und Seiltanz, desto besser. Daß die Liberalen versu-
chmwürden,Theobaldum durchTade!undSpotteinzuschüchtern,warzu erwar-
ten. Mirschienerim Reichstag (inderödesten,ertraglosestenHaushaltsbebatte,
an die ich mich erinnern kann) gar nicht übel. Nach Bülows unverzeihlicher
Abschiedsinterview mußteer derMehrheit für dieGeldlieferungeiniges Freund-
liche bieten. (Zn Parenthese: Im wiener Herrenhaus hat neulich Plener ge-
sagt, jede empfindlicheBesteuerung des von Eltern den Kindern hinterlassenen
Vermögens verletze das „Familiengefüh!^ des Volkes. Ernst Freiherr von
Plener,derLiberalste derLiberalcn, Vcrwnst also dieseErbschaftfleuer mit der
sclbenMotivirung wie unsere wildesten Agrarier.) MancherSatzBethmanns
war recht hübsch gemeißelt. Natürlich sieht er die Parteien, ihre Motive und
Ziele nich! aus ganz so harmlosem Kinderauge, wie ers ihnen bei der ersten Be-
gegnung zeigte. Mittel zum Zweck der Debattenentgiftung. Für einen „Kanz-
ler aus Züchtung des inneren Dienstes" (Bismarck) sprach er auchgeschick! und
taktvoll über das Internationale. Kein Radctzkymarsch zu Oesterreichs Ehre.
Wiederholung istnichtimmerVerstörkung. Äehrenthal(dessenPrestigedurch
die böse Niederlage in dem Prozeß, den er den tüchtigenHistonkergriedjung
gegen die SerboKroaten führen ließ, mchr gelitten hat als durchJswolskijs
Angriffe) darf nicht glauben, daß unsere Politik in Wien gemacht und jede
Balkanattaque von unseren Regimentern mitgeritten werde. Ganz niedlich die
Distcmzirung Italiens. Derbere Deutlichkeit wäre mir lieber gewesen- doch
de AUZtidus n0näisMwn'?jum. Und denZatz,daßnach RucconigiausRom
und Petersburg dieBetheuerung gekommen sei, man woUekeinBalkanwäsfer-
chen trüben, brauchteder Reichstag nur mi! leiserHeiterkeitzuquittiren: sann
stand derPunkt überm i« Leider ist dasOhr dcrLeute nur noch fürWitze und
Phrasen gedrillt; sie müssenerstViedergewöhntwerden,dendiplomatischver-
hüllten Sinn ruhiger Rede zu erfassen. Hoffentlich bleibt der Chef auch nach
Ueberwindung derBefangenheit bei der Sitte so kurzer Reden und schreckt da-
durch auch die Parteiführer von derSchwatzschweifigkeit sb. Tadel hat er dies-
mal nicht verdient. Und ohne seine nachdrückliche Unterstützung hätte Mermuth
nicht ein so sauberes und solides Budget vorzulegen vermocht. Kein Lob da-
für? Diese Leistung scheint mir wichtiger als der Erfolg einer flinken Zunge,
die in bitterlich ernsten Stunden den Parlamentsmob zum Lachen bringt.

Draußen war derEindruck nicht gerade tief; immerhin ein Nachlassen
des Mißtrauens merkbar. Dem Vorigen trauten dieFreunde selbst nicht über
den Weg. „Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt" Das ist jetzt besser;
aber zu positiven Ergebnissen ists, trotz aller Arbeit (Flotow sieht schon recht
elend aus), noch nicht gekommen. Kein Wunder; nachdem derKarren so fest-
gefahren war, ists nicht leicht, ihn auf einen guten Weg zu bringen. Da an
eine gemeinsame strategische Stellung der europäischen Großmachte fürs Erste
nicht zu denken ist, kann Amerika thun, was ihm paht.DenJflam haben wir
in jeder Noth sitzen lassen; dürfen also nicht klagen, wenn er auf unsereWorte
nichts mehr giebt und nur noch mit England rechnet. Und die Gelegenheit zur
Verständigung mit den Briten ist wieder mal versäumt. Was war mit dieser
radikalenRegirung zumachen! Hierhofftman noch, daß fiesich,mitverringer-
terMehrheit, halten wird. Aber selbst in der londoner Amtssphäre wagt kein
ernsthafterMensch eineProphezeiung. Sicher scheint mirnur dieStärkung des
strammen Imperialismus. Auch ein neues Ministerium Asquith wäre ge-
nöthigt, in beschleunigtem Tempo zu rüsten. Balfour (den nur Esel für einen
Hetzer ausgeben) weiß, was zuHaus die Glocke geschlagen hat; sonst würdeer
sich nicht so weit vorwagen. Die Behauptung, er habe den internationalen An-
stand verletzt und sich dem emsigen Mr. Blatchford genähert (der, als c^ema-
et äc mi, gegen Lloyd Georgewohlnichtzuentbehren war),ist dummes
Zeug; ich glaube, daß ich als Engländer ungefähr eben so denken und reden
würde. Dem Deutschen Reich hat erReverenz erwiesen. Er möchte denKrieg
vermeiden; aber auch seinVaterland vondemWohlwollenoderGrollirgend'
einer Macht unabhängig wissen und deshalb den indckkenten Massen früh die
Augen für die Gefahr öffnen, die ihnen naht, wenn sie für die Sicherung ihres
Befitzesiricht höhere Prämien zahlen. Daß ein anglo-deutscherKrieg in fast
allenStaatskanzleien alswahrscheinlich gilt,istrichtig;richtig auch,daß es bei
uns Leute giebt, die meinen, einen Zolltarif, der unseren Waaren das ganze
britische Imperium spene, müsse das deutsche Schwert durchlöchern. Wozu
leugnen wir dieseThatsachen? Vor sechzehn Jahren, alsGladstone undHar-
court sich gegen die ausreichende Vermehrung der britischenFlotte sträubten,
schrieb Balfour einen Artikel (im sechsten Bande der „Zukunft" können Sie
ihn finden), in dem die Sätze stehen: „Wo ein Schiff britischeWaaren trägt,
da ist britischer Boden, der angegriffen werden kann und vertheidigt werden
muß. Unser Imperium kann vernichtet werden, ohne daß ein fremder Sol-
dat an unserer Küste landet: an dem Tag, an dem eineMacht oder eineKoa-
iition von Mächten uns dieHerrschaft über dieSee entwunden hätte. Weder

Indien noch irgendeine derSiedlungen, auf die wir stolz find,wäre dann zu
halten. Auf fernem Boden wächst unsere Nahrung; aus fernen Ländern be-
ziehtunsereJndustriedasnöchigeRohmaterial.WennBeidesunszwischenvier
Meeren abgeschnitten würde: wie sollten wir unsimKampf umsDaseinfer-
ner behaupten? Die Reichsvertheidigung muh so gesichert werden, daß uns
nie mehr Lebensgefahr drohen kann." Geändert hat Balfour sich also nicht.
Damals wollte er England gegen die franko-russischeKoalition,jetzt will ers
gegen Deutschland schützen. Mit Dveadnoughts und mit einem Prohibitiv-
zoll, der, versteht sich, auf alle Kolonien ausgedehnt werden soll. Keine hei-
tere Ausficht, finden Sie. Gewiß nicht; wenn Sie aber bedenken, wie intim
Britanien, trotz dem südafrikanischen und dem mandschurischen Krieg, jetzt mit
Frankreich und Rußland geworden ist, werden Sie zugeben, daß man auch
heute noch auf würdigeVerständigung hoffen darf. Nur sollman nicht jedem
Entschluß ausweichen; nicht jeden auf übermorgen vertagemsonst wirds schließ-
lich doch mal zu spät. Wer mitAsquith, Lloyd George, Churchill in England,
mit Zahle, Skavenius, Brandes inDänemark nicht zu einem gutenAbschluß
kommt, mag sein Lehrgeld zurückfordern. Oder, weil noch das Lämpchen glüht,
auch nach den lehrreichen Demonstrationen in Racconigi und Antivari wie-
derholen, daß wir uns seit dem bosnischenTriumph des Lebens sorgenlos freuen
dürfen. Triumph nennt mans, wenn wir mal ohne Verlust davonkamen.
Hier fühl' ich, daß ich bitter werde; denn hier fängt die Schuldzone des
Amtes an. Warum bringen wir ein Volk von solcher Leistung politisch nicht
vorwärts?EinVolk, das durch eigeneKraft demstolzenbritischenKulturkreis
mehr als jeirgendein andereszuimponiren vermocht hat?Warum setzen gerade
wir uns immer wieder gerechtem Tadel aus und machen das Diplomaten-
metier zum Kinderspott? Jsts nicht ein Jammer? Bethmann-Hollweg ist
nicht verantwortlich. Er lernt noch (mit Eifer sogar aus der Erfahrung des
listenreiches Waidmannes, dessen Nam e unseremHolstein das Blut in die Stirn
trieb); kennt weder sein eigenes Personal noch das der Konkurrenten; und will
erst im grühjahr dasRevirement erwägen. DasKanzlemmt ist ja überhaupt
nicht mehr ausfüllbar und muß so bald wie möglich an nicht nur nominell
Verantwortliche aufgeteilt werden. Wenn derChef das ganze Innere auf dem
Hals hat, mit dem Kaiser, den Bundesregirungen, Parteien, Oberbehorden
unmittelbar verkehren, am Ende gar, wie in den letzten Wochen, den Haupt-
theil seiner Zeit dem preußischen Geschäft widmen muh, kann er sich um die
Einzelheiten unseres Dienstes nicht kümmern; erfährt er eben nur, was man
ihm nicht verschweigen will oder kann, und muh dann über psccata elaman-

tw,die er nicht zu hindern vermochte, denMantel nachbarlicher Liebe breiten.
Reorganisation'? Kiderlens Vorschläge (Schoen hat dabei so wenig mitge-
wirkt wie bei der Balkansache und bei dem unrühmlichen Marokkovertrag)
waren nicht schlecht; im Kleinen und Kleinsten leidlich praktisch. Was draus
wird, ändert an demZustand nichts irgendwieWesentliches. Befreit uns kaum
von dem unwahrscheinlichen, aber beglaubigtenElend, das unsere Assessoren
in ihrerBiermimik neulich recht nett verhöhnt haben. (Worob der fideleHerr
Staatssekretär beinahe pathetisch wurde und die mitRecht so beliebte schleu-
nige Remedur gelobte. Ringsum schmunzelten die Haruspizes und dachten,
wie imPlutarch der gescholieneRömer,wo sie der Schuh drücke, fühle ja doch
keinAnderer.) So lange dieAuslese schlecht bleibt,kauns nicht besser werden.
Kanzler oder Staatssekretär: der Chef muß was können und darf nicht nur
durch denTitelAutoritäthaben. Wie denkenSieüberSchocnß Lebensleistung^
Wenn er in Berchtesgaden nicht die Gelegenheit gefunden hätte, sich als an-
genehmen Gpazirplaudenr zu bewähren, säße er vielleicht noch im Hofstaat
des Koburgers. Ich kenne nicht einen cnrachsenenZunftgenosfen, der Schoen
für einen tauglichen Staatssekretär hälr. Schon in Petersburg, wo mit dem
mediokrenLkmsdorffdamals derUmgang doch nicht schwer war, hat ervöllig
versagt und, trotz kaiserlicherGunst und ererbtem Reichthum, nie auch nur
eineSteUung gehabt wie heute der schwerhörige Pourtal^s. Im Amt (trotz-
dem sein Sprößling durch absprechendeKritik Aergerniß gegeben hat) durch-
aus nicht unbeliebt; in jedem Sinn bequem und schon durch die allgemeine
Antipathie ge^en Bülow gestützt. Alle wünschen ihm das Allerbeste; wissen
aber auch, daß er das hier verlangte Lied nicht blasen kann. Das ist nicht ein
vereinzeltes Urlheil; über diesen Punkt ist die Gilde einig. Seit man SÄoen
bei der Arbeit sieht, thront Tschirschky im Gedächtniß als ein Staatsmann
von vielen Graden. FürHollweg wars ein Malheur, daß er solchen Gehilfen
fand: und man darf seiner GescheitheitzrUraueü, daß er den freundlich Lächeln-
den richtig einschätzt. Nun denken Sic sich dazu als Unter Stemrich, der, mit
all seinen Ehrenqualitäten, ganz unpolitisch ist. Auch ein reicher Mann, ders
nicht nöthig Hit. EinBischenGelehrtentypus; aus einer gutenKiste. Wenns
drauf ankommt, über centralasiatischen Volksbrauch oder über die Persel Psyche
Auskunft zu geben, ist er auf der Höhe. Dabei von unerschütterlichem Gleich -
muth; derVersuch, ihn zu klehmetifiren, wäre nicht gelungen. Und das Preß-
geschimpf regt ihn nicht auf. „Er trägt ein Koller von Elenshaut, das keine
Kugel kann durchdringen." Hat nur gar nichtdasTemperamentfürhohePo-
litik; sonst wäre er, für den Holstein stets zu sprechen war, in der Zeit des

Mißwachses der Erbe desAlten geworden. (Den Staatssekretär hat Holstein
gebeten,seineBesuchsabsichtaufzugeben.„Das könnteJhnenverdachtwerden."
„Oho! Ich bin nichtängstlich/ „LassenSieslieber." DieBeidenpaßtenfrei-
lich zu einander wie Mandelmilch auf einenZechertisch.) Schoen möchte nach
Paris, Stemnch in eine MeGesandischaft. Nichtdieleiseste Spur von raxe cw
melier. Lieber heute als morgen fort. So sieht derKopf aus. Nunüberlegen
Sie mal, ob, selbst mit einzelnen brauchbaren Dezernenten und anständigem
Durchschnittsfüllsel, hiergeleistetwerden kann, rcoraufdasReichAnspruchhat.
Mißgriffe an allen Ecken. Die Beschlagnahme des russischen Staats-
geldes beiMenSelssohn'.Zuerst hieß es: PreußischeSache;Zwangsvollstrcckung
aufBeschluh des berliner Amtsgerichtes; nichtunserTijch. Dannabcretablirte
sich Schoen, trotzdem er nicht Staatsmmister ist, also in Preußen nichts zu
jagen hat, als Rechtshort und machte jeden erdenklichen Fehler. Mit so bie-
derer Promptheit, daß es aussah, als handle sichsumeinen listig verabredeten
Denkzettel, der die Petersburger inEmopa blamiren soll. Natürlich kann ein
königlich preußischerAmtsrichter beschließen, was er will (und eben so natül>
lich ist Alles unbestimmt, was die Prozeßordnung „bestimmt"); doch eine
subtile Hand konnte die Sache schnell inOrdnung bringen und zunächst mal
die Russen durch eine nette Erklärung im Reichsanzeiger beschwichtigen. Nun
sind sie aus dem Häuschen. Unsere übertriebene Begeisterung fürOesterreich
hatte sie allmählich schon verstimmt und dasGeschäftso erschwert, daßFischel,
derMitinhaber der Firma Mendelssohn. sämmtlicheHände rang. Dann hat
England sie mit dem Schreckgespenst eines muenJapanerkrieges(an den un-
sere Ostastaten nicht glauben) verängstigt und die Eingeschüchterten noch fester
an die Leine genommen. Die Aufträge stockeil drüben und die fragenden Lie-
feranten bekommen die Antwort: „Im Frühjahr giebts Krieg." Jetzt noch
diese Geschichte! Die kann nicht nur den Mendelssohns, die ihreRiesendepots
bedroht sehen, sondern unserer ganzen Wirthschast eklig werden. Wenn die
Russen morgen aus einem Lan^
habenzurückzieben? Irgendein Mönch oder anderer Mystikmacher brauchtdem
Zaren nur solchenNath insOhrzu raunen. Jedenfalls: neue Blutvergiftung.
Ruhlan'sWirthschaft stand vor einem Aufschwung, der auch uns was einge-
bracht hätte. Und wir vom A Ä gelten wieder alsSpieloerdeiber. „Ohne die
russischen Millionen wären wir über die Zeit der Geldklemme kaum wegge-
kommen. Amerikaner, Belgier, sogar Briten dlängen sich heute nach jedem
Russengeschäft. Ihr erschwert uns noch mehr." Die Klagen hageln. Weil
Schoenwieder einmalnichttantt war; nichtgleich das richtigeAugenmaß hatte.

Die marokkanische Suppe schmeckt noch schlechter; seit sie aufgetischt
ward, fängt derKnabePulcher an, mir fürchterlich zu werden.Für dieHerren
Mannesmann echauffire ich michnicht. Abersie sindDeutscheundhaben.nach
Artikel 3 der Verfassung, dem Ausland gegenüber Anspruch auf den Schutz
des Reiches. Der Hinweis auf das gröhereRisiko ausländischer Geschäfte ist
hier für dieKatze; wasBismarck darübernach dem frankfurter Friedensschluß
gesagt hat, trifft die Fälle, die jetzt vorliegen, nicht mal von Weitem. Die Rede,
die dem Staatssekretär nun alsBrustwehr dienen soll, beginnt mitdemSatz:
„Eshandelt sich hier nichtumeineFragedesgewöhnlichenSchutzesderDeut-
schen im Ausland, sondern um eine Maßregel, die ein Feind, mit dem wir
bereits imKrieg uns befanden, mit der dieser Nation eigenthümlichen Grau-
samkeit und Gewaltsamkeit gegen die deutsche Nation ergriffen hat/' Dieser
Zeuge wird unseren Mann also nicht entlasten. Der Deutsche, der mit einer
fremdenRegirung Verträge geschlossen hat, darf dafür den Schutz des Reiches
in Anspruch nehmen; einerlei, ob ers vorher zuHausgemeldethat^oder nicht.
Um so besser für uns,wenn erstillundaufeigeneFaustseinenWilleu durchge-
drückt hat.Dann haben wirdieArme freiund sind nicht anhöflicheVersprechun-
gen gebunden. Im Fall Mannesman« kann vonUeberraschung durch ein k'n. t
accompli aber schon gar nicht dieRede sein. Rosen und seine Vertreter waren
immer im Bilde, haben sich die Seele aus dem Leib telegraphirt und unsere
Rechtsabtheilung hat das Berggesetz, das jetzt nicht gelten soll, selbst mitvor-
bereitet. InderAmtsküchewird ja eine großeAktenpastetegebacken, die derBud-
getkommission des Reichstages den Appetitver derben soll. Abwarten, was drin
ist.Doch derSachverhalt ist so einfach,dah ein Untertertianer ihn fassen kann.
Die Konzesstonen, die Mannesmanns von Muley Hasid bekommen haben,
entsprechen dem Sinn und dem Wortlaut der Algesirasakte. Das bestätigen
sogarsranzösische Staatsrechtslehrer. Daß Wangenheim, als er Rosen vertrat,
nicht genau Bescheid wußte und einen Fehler machte, ist nicht seine Schuld.
Warum hat man daso oft die Personen gewechselt und so viele einander wider-
sprechende Instruktionen hinübergeschickt, daß Jeder sich sagen mußte, gegen
irgendeineOrdre werde er sicher verstoßen?Darunter dürfen deutscheBürger
nicht leiden. Unsere westfälischen Landsleute, die große Summen in das Ge-
schäft gesteckt und ihr Leben hundertmal dafür eingesetzthaben, sind mit dem
Maghzen und dem Sultan einig. Wer ihre Rechte bestreitet, mag sie verklagen«
Draußen hat dasReich sie zu schützen. DerKaiserhatstch für dieSouveraine-
iät des Sultans verbürgt; jetzt sorgt das AA dafür, daß diese Souveraine-
tät noch mehr beschnitten wird als schon durch die Algesirasakte. Folge? Muley

Hafid, ein kluger, gerissener und tapferer Kerl, der unser Freund sein wollte,,
sagt sich: „Einem Einzigen habe ich Konzessionen gewährt; einem Deut»
schen. Diesen Mann meines Vertrauens läßt die eigene Regirung im Stich.
Also muß sie wohl vor den Franzosen und vor deren Freunden Angst haben.
Also muh ich trachten, mich mitdenFranzosenzuverfländigen." Nächste Folge:
Zunahme des französischen Ansehens. Tunis, Algerien, Marokko: ein Kolo-
nialreich von einer Größe und einer Ertragsfähigkeit, wie es kaum noch zu
träumen war. Wenn das Franzosenheer sich aus diesenkriegerischen Stämmen
rekrutirt, werden wir merken, wasdaangerichtetwordenist. Zuspät. Die Fran-
zosen hatten sich mit dem Erfolg derBrüderMannesmann abgefunden. Herr
Briand dachte gar nicht daran, wegen dieser Minengeschichtesich mitDeutsch-
land zu brouilliren. Der Republik blieb noch genug und sie hatte nie erwar-
tet, daß wir ihren geheimen Wünschen so weit entgegenkommen würden. Da
warfen wir ihr Alles hin; und Pichon nickte in derKammer, als gesagt wurde,
die berliner Regirung trete ja selbst nicht für Mannesmanns ein. Man möchte
sich dieHaare einzeln ausraufen. Und darf nicht schelten, wenn die Deutschen
dort unten in ihrerVerzweiflung heulen: „DerStaatssekretär hat eine belgi-
sche Frau, der pariser Botschafter ist ein Pole, der Referent (Langwerth von
Simmern, den man,da erausMarokkokeinLorberblättchenheimgebrachthat,
durch einen Unbefangenen ersetzen mußte) einWelfe: daher die Bescherung."
Unsinn: die Drei sind auf ihre Weise Patrioten und voll gutenWillens. Aber
weich und ohneDistanz zu den Dingen. Wer hinter die Coulissen geguckt hat,
fühltbeidiesem Ende des AtlasstreitesdieSchamröthein denSchläfen brennen.
Lesen Sie Schoens Reden! Ein Erbitterter hat vorgeschlagen, hinter
jedem Absatz dieWorte einzuschalten: „Ich will nämlich alsBotschafternach
Parisgehen."JmUnterbewußtseinist dieser Wunsch wirksam. Schoen plaidirt
gegen seine Landsleute, wird von der pariser Presse als der Mann gefeiert, der
neueArgumente wider die Mannesmanns geliefert habe, und erklärt schließ-
lich, daß er nicht wisse, in welchem der beiden Minensyndikate das deutsche
Interesse stärker vertreten sei. Danach allein aber hatte er zu fragen; und so-
bald er wußte, daß beiKrupp denFremden, bei Mannesmann den Deutschen
die Mehrheit gesichert ist, mit aller erreichbaren Wucht für die Volksgenossen
einzutreten. Trümpfe genug hatte er. In England, in Frankreich durfte ein Re-
gnender, der vor dem Feind dasLandesinteresse so preisgegeben hätte, sich im
Parlament niemehrsehen lassen. Bei unsnimmtmanshin undballtdieFaust
nur in der Tasche. Der Mann redet immer, als habe er eine halb oder ganz
bankerote Firma hinter sich und müsse sich freuen, wenn er zu einem ertrag-

lichenArrangement komme. Ahnt er nicht, wie stark das Deutsche Reich ist?
Daß es nur muthig zu wollen braucht,um zu siegen? Daßwirnichtdenmin-
desten Grund haben, die Politik der vollen Hose zutreiben? Nurdiezaghaften
Grimassen Einzelner sind daran schuld, daß man uns jetzt überall auch mit
Zollchicanen zu ärgern wagt; uns ringsum dieMärktezu sperren streilt. Lassen
wirs uns noch lange gefallen, dann hilft uns wirklich nurnoch das Schwertins
Freie. Der Fall Mannesmann bot die günstigste Gelegenheit,, endlich wieder
verdammt ernsthaft zureden. Und wenn die Sache viel schlechter gelegen hätte,
als sie in der Wirklichkeit liegt: sie muhte durchgebogen werden. Vor solchem
lehneichcnErempel hätten auch dieAnderen sich besonnen. Hat denn Keiner
mehr die Kl aft, im Drang aufden Tisch zu schlagen und denteutonischen Teufel
in blutrotkem Dampf zu zeigen? Der warme Empfang ist an der Seine ja
nun gesichert. Aber ich kann mirnichtdinken, dahS.M.jetztnoch,nachsolchen
Komplitt!entengedecchsel, ^loi^isur 1s Laron hinschickt. Lieber magRado-
lin, Notz der Gedächtnißabnahme, noch bleiben. Der wehrt sich aus Leibes-
kräften, weil er dus pariser Geschäft liebt und aus der polnischen Wirtschaft
daheim ?rohl nicht so v''el Bargeld zieht, wie fürstliche Lebenshaltung und
Botschaftergewohnheit fordert. Schoenist beffer dran-und müßte durch Ueber-
eifer derZättlichkeit in Paris unmöglich geworden sein. Man würde ihm hier
stets mißtrauen - ihn drüben für einen gefälligen Herrn halten, von dem so
ziemlich Alles zu haben ist. Und so lange wir mitEnglcmd nicht inOrdnung
find, ist das hitzige Streben nach intimer Freundschüft mit der Französischen
NepubNl eine wunderlicheSchrulle. AmZiel säßen wir erstrecht inderTinte.
x^Sur ein Jahr sinds genug Unfälle? Keine Illusionen, lieber Freund:
die Be^iustlistc ist noch länger. DerKhedive, Eduards getreuer Vasall, ist
durch die kostspielige Fahrt nach den Heiligen Statten ein Großer im Islam
geworden Auf dem Euphratund dem Tigns habennicht wir, fondern die Eng-
länder die Schiffahrtkonzession. Gegen die Bagdadbahn wird auf allenSei-
ten geputscht; Marschall kann,trotz ansehnlicherErfahrungimHandwerkund
trotz dem dringenden Wunsch nach einem guten Abgang, nichts machen. Und
ein neuer Sonderskanda! steht uns auch nah bevor. Diesmal kommt er aus
Abessinien. Erinnern Sie sich noch des Jubels, der im Reich der Offiziösen
entstand,als dieNachricht kam, derNegus habe dreiDcutsche in seinenDienst
gerufen, einen Arzt, einen Pnnzencrzieher und einen (wenn maus so nennen
darf) Kanzler? Menilek hatte schon im Februar 1W8 durch unseren Geschäfts-
träger Mutius den Deutschen Kaiser um solchen Mann bitten lassen und im
Herbst dann Zintgraff (der Mutius eine Weile vertrat) für dieses Amt aus-
ersehen. Dernahm, nach einigem Zögern, an; weigerte sich aber, hinzugehen, als

im März1909 die Berufung in diePressegebrachtund mitderüblichen Nnklug-
heit unter Bengallicht gerückt worden war. Ehe ich hinkomme, sagte er, ver-
gehen drei Monate; und inwlcwm wird von den anderen Mächten so gegen
mich gearbeitet, dah ich das Feld verbaut finde. Unsere Herren wurden ner-
vös- S. M. interesfirle sich für die Sache und konnte sich persönlich bloßge-
stellt fühlen, wenn nichts draus wurde. Man gab Zintgraff einenOrden und,
obwohl er noch nichtAssesfor istsverhülleDeinHaupt, Germania!) denKon-
sultitel; redete ihm zu,wenigsteus einenVersuchzu machen. Erging, War am
sechzehnten Mai in Adis Abeba (auf Deutsch: die neue Blume), der Haupt-
stadt des Negus: und merkte bald, dah da nichts zuholen war. Engländer und
Franzosen hatten seit dem März ihre Zeit nicht verloren und sich dieOrgani-
sation einer deutschfeindlichen Partei ein ordentliches Stück Geld kosten lassen.
Außerdem warFreundMenilek, derseineLues lange ohneallzu sichtbareVer-
fallszeichen getragen hatte, fast zur Ruine geworden. Vergiftet? Der deutsche
Arzt erklärte, er habe im Urin des Negus Cyankali gefunden. Jedenfalls
hatte dieKaiserinTaitu die Macht an sich gerisseuundvonCivilisation, Fort-
schritt, deutschem Einfluß war nicht mehr die Rede. Zintgraff fackelte nicht;
er erbat noch im Juli seine Entlassung aus dem abessinischen Staatsdienst
und stellte sich dem Reichskanzler zurVerfügung. Von diesem Tag an kam es
zwischen ihm und unserem Vertreter, Scheller-Steinwartz, zu Differenzen,
von denen wir (leider) noch Mancherlei hören werden. Denn Scheller hat es
für passend gehalten, vor einem Tageblattkorrespondenten sein Herz aufzu-
schütten, und Zintgraff ist nickt der Mann, der sich mit verschränkten Armen
abschlachten läßt. Er ist über alle Begriffe schlecht behandelt worden, mit
knapper Roth dem Tod entgangen, der ihm und seiner Frau von einer als
Schutzeskorte maskirtenMörderbande zugedacht war, amTag vorWeihnach-
ten aus dem Neichsdienst geschieden und mag über die Art, wie der Deutsche
im Ausland von der Centrale aus geschützt wird, wohl noch mehr zu erzählen
haben slsHerr Mannesmann. Was man sub rc>5ll hört, geht über die Hut-
schnur' und ich zweifle, ob der deutsche Staatsbürger entzückt sein wird, wenn
er die Düfte der neuen Blume aufriechen muß. Rosens berühmter Zug, die
Hebammenparade, dieBosch-Bur!eeke,dieAbenteuerdesHerlnHoltz, endlich
derFall Scheller: wir haben in einem Lustrum so Wundervolles in Abessinien
geleistet, daß uns zu thun fast nichtsmehr übrig bleibt. England kann lachen.
Das lieh sich im Reich des Negus zehn Jahie lang durch einen Mann
vertreten, der Sergeant in der indischen Armee gewesen war. Im Ernst: Ser-
geant. Dann in Centralafrika; Cioildienst; Vicekonful, Konsul, General-
konsul, Geschäftsträger; und nächstens Mitglied des Unterhauses. JohnHar«

rington. Der taugte in die abessinifcheWelt, hielt sich in festem Einvernehmen
mit der Sudanregirung und brachte was vorwärts. So machen sies drüben«
Wir? Scheller-Steinwartz. Nie im Orient gewesen und nicht mehr frisch ge-
nug, um sich noch hineinzufinden; einer von den Bürgerlichen, die sich schon
im Glanz der Nobilitirung sehen und vor ungeduldiger Sehnsucht nach dem
Tag ihrer „Erhebung" zappeln. Aber von Dresden aus gut empfohlen. Wir
gesellenihm als Militärattache einen blutjungen Gardereitergrafen, als Ver-
handlungführer einen Referendar aus dem schleswigischen Amtsgerichtsspren^
gel: und nun kanns losgehen. Mit diesem Kaliber arbeiten wir auf einem
höllisch wichtigen Posten, wo der Erfahrenste gerade gut genug wäre. Der
Scherz kostet uns (mit den Baukosten) alljährlich hunderttausend Mark. Aber
wir haben den Trost, daß 86curi6um orAnsm verfahren wird und daß ds
ein Diplomat fitzt, wo ein richtig gehender Mandarin fitzen muß. Persönlich-
keit, Temperament, Erfahrung und Spezialbegabung: darum kümmert sich
kein Mensch. Wer sah denn in Saloniki, als die jungtürkische Bewegung vor-
bereitet wurde? Wir erfuhren nichts; aber der Mann, ders auf dem Kerbholz
hat, machtdoch seinen Weg. Auch HerrScheller^Steinwartzvermuthlich; trotz-
dem er in Abesfinien die junge Saat zertrampelt und Zintgraff, dessen kluge
Energie und zähe Verschlagenheit für Orientmissionen sehr gut zu brauchen
war, durch unglaubliches Reden und Schreiben, Handeln und Unterlassen aus
dem Reichsdienst geekelt hat. (Daß der Mann, der auf ausdrückliche Bitte
des Chefs nach Abesfinien gegangen war, auf alle seine Depeschen und Ein-
gaben nie aus der Wilhelmstrahe eine Antwort erhielt und daß sich keineHand
rührte, als der Schwerkranke, Wehrlose im Tageblatt während der Zeit sei-
ner Heimreise im Auftrag unseres Geschäftsträgers angegriffen wurde, gehört
zum Ganzen. Desorganisation? Das Wort ist noch viel zu mild.)
Und Alles fällt auf uns: bringt uns und den ganzenBeruf um dieRe-
putation. Dabei giebts, namentlich unter den Jüngeren, Prachtkerle, die sich
in derWelt umgesehen haben und danach lechzen, einer gescheiten und muthi-
gen Politik zu dienen. Wann wird der Retter kommen diesem Lande? Der
müßte aber unbarmherzige Musterung halten. In jedem anderen Reich ist
das Auswärtige Amt der Hort und derStolz derNation. Bei uns lachen die
Leute, wenn der Staatssekretär sagt, sein Amt trete mit allem Nachdruck für
die Interessen deutscher Bürger ein. Mit allem Nachdruck! Drei Tage Anti-
chambre^ dann: „Da können wir nichts thun; höchst schwierige Situation;
Empfindlichkeiten der Großmächte." Die nächste Generation wird uns ...
5

Energie und Psyche.
AF^as das Wort Energie im gewöhnlichen Sprachgebrauch bedeutet, weiß
Jedermann. Inder modernen Physik ist es ein tei'inwu8 teekuieus
geworden. Die Definition, die Wilhelm Ostwald (in seiner neuen Schrift
„Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft") giebt, überrascht mich: „Die
Umwandlunßprodukte der Arbeit nennen wir Energie." Produkte? Nicht viel-
mehr das Produzirende? Die Definition des Konversationlexikons erlaube ich
mir so zu umschreiben: Energie ist die Arbeit leistende Bewegung des unbe-
kannten Etwas, das Materie genannt zu werden pflegt, das desto rätselhafter
wird, je tiefer die Wissenschaft in den Zusammenhang der Erscheinungen ein-
dringt, dessen geometrische Darstellung jedoch als eines Systems hypothetischer
Atome die Physiker und die Chemiker in den Stand gesetzt hat, seine Wirk-
ungen, die Veränderungen seiner Erscheinung, exakt zu messen und zu be-
rechnen. Das räthselhafte Etwas nun und seine hypothetische Beschreibung
wollen Ernst Mach und Ostwald ausschalten und nur seine Erscheinung, die
Energieformen, beschreiben. Die Physiker und die Chemiker haben zu entscheid
den, ob sich Das durchführen läßt. Der Laie nimmt einfach ihre Entscheidungen
an, so weit sie in Lehrbüchern deponirt sind. Das neuste Lehrbuch der Physik,
das ich kenne, das von Aloys Höfler (1904), fußt noch auf der Atomistik.
Wandt erklärt (in seinem Essay „Die Theorie der Materie", 1906) den Versuch,
auf Hypothesen, die das unbekannte Etwas anschaulich machen, zu verzichten,
für der Menschennatur widersprechend, weil wir unbedingt die Naturvorgängs
als in Zeit und Raum verlaufend, als Bewegungen diskreter Punkte im Raum
vorstellen müssen. Uebrigens fei dieser Energismus schon von der Elektronen-
theorie überholt, die den Atomismus wiederherstelle, indem das Atom aus
Elektronen bestehend gedacht wird (die also die eigentlichen Atome sind). Eine
günstige Wirkung hat jedoch nach Wundt die rein phänomenologische Behand-
lungweise gehabt. „Die Atome oder Moleküle, die man in ihren Eigenschaften
so sicher zu erkennen geglaubt hatte, als wenn sie sicht- und tastbare Körper
wären, von deren Gestalt und Verkettung namentlich die Chemiker die ge,
nauste Rechenschaft zu geben wußten, sie verwandelten sich wieder in Das,
«as sie von Anfang an gewesen waren: in Hypothesen, die, zum Behuf kau-
,saler Verknüpfung der Erscheinungen aufgestellt, sich selbst allezeit der völli-
gen Umwandlung in tatsächliche Gewißheit entziehen." Doch, wie gesagt,
darüber haben die Physiker und die Chemiker zu befinden. Wenn aber Ost-
wald die „energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft" behandelt, so hat
die Geisteswissenschaft ergänzend die psychischen hinzuzufügen. Ostwald selbst
leugnet Das nicht, wie ich aus einer nebensächlichen Bemerkung entnehme. In
dem Abschnitt über Werth und Tausch schreibt er: „Wie man sieht, tritt hier

die Frage des Genusses oder subjektiven Werthes in den Vordergrund." Dessen Wurzeln wolle er nicht untersuchen, weil Das in den psychologischen Grundlagen der Kulturwissenschaft zu geschehen habe, „während unser Gegenstand die energetischen sind". Freilich ist Ostw?ld Monist und darum geneigt, die Seele selbst als eine Energieform im physikalischen Sinne des Wortes aufzufassen. Physikalisch geschulte Philosophen lassen nicht einmal das organische ^eben als eine solche gelten, geschweige denn den Menschengeist. Das ^eben, meinte Eduard mn Hartman«, leitet die Energie auf seine Mühle, ist aber selbst keine Energieform. Aehr.lich urtheilt der Botaniker Johannes Reinke. Will man untersuchen, ob der Menschengeist als Energieform zu denken sei, so hat man sich des ersten der Sätze der Energetik zu erinnern. Gelautet bekanntlich: Das in einem geschlossenen System lals ein solches dürfen wir unser Sonnensystem auffassen; der dornit begangene Fehler ist minimal) vorhandene Energieqrastmn kann weder vermeh't noch oermindert, kein Thei! davon kann vernichte werden; alle Vnänderur gm bestehen darin, daß sich eine Energieform in andere wm-- diltz bei jeder solchen Umwandlung muß die Summe der m neuen Formen auftretenden Energie anlilätcn, einschließlich des etwa unoerwcmdelt gebliebenen Restes der ursprünglichen Form, Der Gesammtquaniität der verschwundenen Form gleich sein ^ -)is verschwun^ne Form uno die an ihre Stelle tretenden Formen müssen einander äquivalent sein. (Ostwald unterscheidet vier mechanische Ener/licformen.' Strecken^, Flächen-, Volumen uaö Formeriergie, nimmt außerdem mit allen Physikern noch die übriaen vicr bekannten'. Wärm^, Licht, elektrische und magnetische, chemische Energien an, meint jedoch, es sei nicht wahrscheinlich, daß wn schon all« Energien kennen), Ueber die geistige Energie schreibt er unter Andrem iich citirs nach Baumanns Analyse von Ostwalos Hauptwerk)! „D>r Blutdruck in den zum G'hrrn führenden Arterien wächst sofort, sowie der Versuchsperson irgendeine geistiae Arbeit, etwa die Lösung eines Rcchenexempels, aufgetragen w.r,'. Die Thatsache der Erschöpfung, Das h.ißt: cer Unsähigkeit Zu wetterer Arbeit nach ausschließlich geistiger Anstrengung ohne jede äußere Arbeillerstung, und die Ersetzbarkeit des eingetretenen Verbrauches durch Zufuhr von Nahrung, also von chemischer Eue gie. erweist gleichfalls die nothwe.ndige Verknüpfung zwischen geistiger Arbeit und Energieverbrauch". Die nothwenoiqe Verknüpfung leugmt kein vernünftiger Mensch. Soll aber die Seele eine Energieform sein, so m .ß gezeigt werden: daß bei jeder psychischen Thätigkeit, jedem Affekt, jedem Entschluß, ein gewisses Quam tum chemischer Energie verschwindet; erst dann stcht die Umwandlung von chemischer Energie in psychische fest und darf vermuthet werden, daß die Psyche nur eine Energieform ist. Die Eischöpfung ist u^ch kein Beweis fürs Verschwundensein: sie kann daher rühren, daß an die Stelle des der Gedankenproduktion dienenden chemischen Prozesses ein anderer dafür ungeeigneter ge-

treten ist, daß also die verschwindende chemische Energie ihr Aequivalent nicht
in einer geistigen Thätigkeit, sondern in einer anderen, pathologischen Form
der selben chemischen Energie Hot. Daß bei stupiden Menschen, die viel essen,
die chemische Energie der Nah^ungstoffe nicht in Gedanken umgefetzt wird, ihr
Aequivalent also lediglich in Umformungen der Körpermaße haben muß, ist
ohne Wnteres klar. Doch auch Dieses müssen die Chemiker zusammen mit den
Physiologen ausmachen. Dagegen, scheint mir, läßt sich die entgegengesetzte Frage,
ob verschwindende psychische Energie ein chemisches oder sonstiges physikalisches
Aequivalent zurücklasse, ohne fachmännische Kenntniß der Naturwissenschaften,
und zwar im verneinenden Sinn, beantworten. Wenn ein Mensch stirbt, ver-
schwindet seine psychische Energie spurlos wenigstens aus diesem unseren ir-
disch-energetischen Universum Man wende nicht ein: sein Geist wirke ja in
anderen Menschen fort. Das thut er durch die Geistesthaten, die er vollbracht
Hit, aber nach dem Tode vollbringt cr keine mehr; in diesem Sinn also ist
durch seinen Tod ein Energiequantum vernichtet worden. Wären Gustav Adolf
und Wallenstein nicht eines gewaltsamen Todes gestorben, so würden fte m
Wechselwirkung die Karte Europas umgestaltet haben. Wäre statt des elenden
Regenten der in F6zMons Grundsätzen fest gewurzelte Herzoz von Bourgogne
auf Ludwig den Vierzehnten gefolgt, so würde die Geschichte Frankreichs an-
ders verlaufen sein. Hätte Schiller das Lebensalter Goethes erreicht, so würde
er uns noch einige dramatische, philosophische, vielleicht auch historische Meister-
werke geschenkt haben Wo sind die Aequ'vzlenie dieser ausgebliebenen Leistungen?
Sind es die chemischen Prozesse, die das faulende Gehirn auflösen? Ist es
die Muskelenergie des Gewürms, das sich von den faulenden Hirnmassen nährt?
Kann von einem chemischen Aequivalent geistiger Leitungen überhaupt so ge-
sprochen werden, wie wir etwa vom mechanischen Aequivalent einer Wärme-
menge, einer Wärmeeinheit oder Kalorie reden?

Und selbst wmn diese Frage bejaht werden müßte, bliebe Sle Seeien-
energie immer noch einzig in ihrer Alt und hätte der Psycholog zu prüfen.
die energetischen Vorgänge auf das Seelenleben wirken; denn alle diese
Vorgänge haben keinen anderen Zweck a!? den, das menschlich? Seelenleben
auf- un) auszubauen und es im Gange zu erhalten. Menschliches Se ienleben
und Kulturleben sind identische Begriffe, denn ein Zweihänder ohne Kultur
ist noch kein Mensch und echies Menschenleben ist immer Kulturleben. Ost«ald
hat also das Recht, von den energetischen Grundlagen oer 5wlturwissenschaft
zu sprechen; er hätte statt Kulturwissenschaft einfacher Kulturleben oder noch
e'.nfacher Kultur sagen sollen; selbstverständlich läßt sich diese zum Gegenstande
wissenschaftlicher Behandlung machen. J'.der Fortschritt in der Benutzung der
Energien, also jeder Fortschritt der Technik (er besteht im Wesentlichen darin,
daß sich der Mensch die Energien in immer weiteren Umfange dienstbar macht

und daß er bei der Umwandlung einer Energieform in die andere einen immer größeren Nutzeffekt, also, zum Beispiel, bei der Verwandlung der in der Kohle latenten Wärme in mechanische Arbeit aus einem gegebenen Quantum Kohle ein immer größeres Quantum solcher Arbeit erzielt), ist zugleich ein Kulturfortschritt und Ostwalds Buch zeigt anschaulich, in welcher Weife und in welchem Grade dieser Fortschritt unser ganzes Leben in allen seinen Gebieten umgestaltet und bereichert hat, noch täglich umgestaltet und bereichert und das Leben des Menschengeschlechts in unabsehbare Fernen hinaus sichert.

Der Psychologe hat nun, den Energetiker ergänzend, zu fragen, ob und wie weit die materiellen Bereicherungen auch seelische, geistige seien. Ohne Zweifel sind sie es in dreierlei Beziehung. Der technische Fortschritt ermöglicht einer immer größeren Anzahl von Menschen das Dasein; und da doch eben jeder Mensch eine Seele hat, vermehrt er das geistige Quantum. Ferner mehrt er durch die Fülle der materiellen Güter, die er erzeugt, den Inhalt der einzelnen Seele, ihren Reichthum an Vorstellungen, Begriffen, Gefühlen (da jedes neue Objekt Gefallen oder Mißfallen erregt), Sttebungen (da das Gefallende bebegehrt, das Mißfallende abgewehrt wird). Er erleichtert die geistigen Tätigkeiten, vervielfacht die Beziehungen zwischen den Menschen, reißt den Einzelnen aus seiner Jsolirung heraus und verknüpft ihn mit Nahen und Fernen, mit seinem ganzen großen Volk und mit der-gesammten Menschheit, und indem er mit einem immer geringeren Aufwände von Muskelkraft eine immer größere Menge von Gütern und Leistungen, etwa Beförderungen von Menschen und Waaren, ermöglicht, erobert er einer stetig wachsenden Zahl von Menschen die Zeit für geistige Beschäftigung und schafft zugleich die Mittel für solche: Bücher, Instrumente, Kunstwerke. Darüber ließe sich ein dickes Buch zusammenschreiben und sind ja wohl auch schon ganze Bibliotheken zusammengeschrieben worden. Im Allgemeinen wird dadurch das Leben auch ohne Zweifel angenehmer. Um nur eine Kleinigkeit zu erwähnen: ich segne den ganzen Winter hindurch an jedem Morgen den technischen Fortschritt, wenn ich, die Aufstehzeit nicht zu verpassen, ein Dutzendmal auf die Uhr sehe. Ich brauche da blos den Hebel des elektrischen Lämpchens zu drehen. Früher mußte ich (wie unbequem!) jedesmal ein Streichholz anzünden, und schrieben wir 1820, so müßte ich, wie meine Großmutter, mit Stahl und Stein Feuer pinken, was für den heutigen Kulturmenschen ein geradezu entsetzlicher Gedanke ist, obwohl es unseren Großvätern und Urgroßvätern nicht im Mindesten entsetzlich vorkam. Endlich bewahrt uns dec heutige rapide Fortschritt der Technik vor Erstarrung und vor einem schlafmützigen Schlaraffenleben. Erleichtert er das Dasein im Großen und Ganzen, so erschwert er es doch zugleich jedem Einzelnen dadurch, daß er ihm Konkurrenten in den Nacken setzt, die ihn nicht einschlafen lassen, daß er unaufhörlich alle Verhältnisse umwälzt und jeden Einzelnen wie die

Gesammtheiten fast täglich zu neuen Entschließungen zwingt, daß er die ganze
Menschheit vor neue Aufgaben stellt, auö deren Lösung immer wieder andere
Aufgaben hervorwachsen. Die griechisch-römische Welt, habe ich bei verschiedenen
Gelegenheiten schon gesagt, ist daran gestorben, daß sie, in eine einseitig ästhetisch-
philosophische Lebensauffassung verrannt, nichts Ordentliches mehr zu thun hatte.
Sie langweilte sich in immer neuen Wiederholungen der alten Rede-, Kunst-,
Lebens- und Denkformen zu Tode. Die Technik wurde grundsätzlich verachtet:
Archimedes schämte sich seiner glänzenden praktischen Leistungen. So fehlte
der technische Antrieb zur Fortbildung der Naturwissenschaften und die von
der Technik ausgehende Umgestaltung der Gesellschaft- und Wirthschaftzustände.
Die Barbaren hatten dann genug zu thun, mit den von den Griechen und
Römern geerbten unvollkommenen, aber immerhin brauchbaren Techniken Mittel-
und Nordeuropa mit landwirtschaftlichen Kulturen und Städten zu bedecken;
hierauf eröffnete die Entdeckung der Neuen und die Erschließung des exotischen
Theiles der Alten Welt neue Gebiete des Wirkens; und seit dem Beginn deS
neunzehnten Jahrhunderts ist es die von der Naturwissenschaft geschaffene und
diese wiederum anregende und befruchtende Technik, die auf die eben ange-
deutete Weise den modernen Menschen in Athem hält.
Aber auch dieser schönen Medaille fehlt nicht die Kehrseite. Der Psycho-
loge hat weiter die Pflicht, zu zeigen, daß der technische Fortschritt die Kultur
nicht allein lebendig erhält und bereichert, sondern auch die Menschenseele auf
mannichfache Weise beraubt, ärmer macht und ihr Leben bedroht. Mit Klagen
darüber sind ebenfalls schon Bibliotheken gefüllt worden. Georg Timmel zeigt
sehr schön, wie der in Produkten objektivste Geist durch seine Massenhaftig-
keit den subjektiven, den bewußten Einzelgeist erdrückt, der vor lauter Ein-
drücken nicht mehr zu eigener Thätigkeit kommt, was namentlich in der Groß-
stadt der Fall ist; weshalb Menschen, die noch Sinn für eigenes selbständiges
Seelenleben haben, das Bedürfniß empfinden, wenigstens zeitweilig aus dem
großstädtischen Kulturreichthum in die Einsamkeit zu fliehen. Wie vieler Freuden
die Zurückorängung des Organischen (des Thier- und Pflanzenlebens) aus
unserem Dasein und die Fesselung der meisten Menschen an Stein und Eisen
beraubt, habe ich selbst einmal in der „Zukunft" erörtert; jetzt müht sich die
Gartenstadtbewegung, diesem Uebel entgegenzuwirken. Und wie abschreckend
sind nicht schon oft die modernen Albeitarten geschildert worden! Eine Be-
merkung Ostwalüs, der für die moderne Technik sonst nur uneingeschränktes
Lob hat, entfaltet einen ganzen Fächer von Perspektiven, in die nur ein klein
Wenig hineingeleuchtet werden soll. Er erwähnt, daß fast alles Eisen, das
in der Welt gewonnen wird, nur zu Transformationzwecken benutzt wird. Nur
ein ganz kleiner Theil der Eisenproduktion (sie beträgt 200 000 000 Kilogramm
täglich) wird in unseren Häusern und zu Gebrauchsgegenständen verwendet.

„Aehnliche Verhältnisse finden wir, wenn wir den Inhalt unseres wachen Lebens untersuchen. Bei Weitem der größte Theil unserer Zeit geht dahin, Dinge zu thun, die wir nicht unmittelbar als solche gern thun, sondern die nur den Zweck haben, uns die Möglichkeit zu schaffen, in anderen Stunden willengemäß zu leben." Wie, wenn gerade diese Vorbereitungarbeit das Wiüengemäße wäre? Sie kann es sein und sie soll es sein, und daß sie es für Viele immer weniger wird, ist Schuld des technischen Fortschrittes. Das Menschenleben verfließt im Wechsel von Arbeit und Genuß. Soll Beides echt menschlich sein, so muß es durch menschliche Zwecke und Empfindungen geadelt werden. Beim Genuß ist Dies, der Fall, wenn er geistiger Natur ist, in der Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisse oder des Wssenstriebes besteht oder wenn er ein durch ästhetische oder durch sittliche Gefühle (wie Freude über den Mitgenuß Anderer) veredelter Sinnengenuß ist. Die Arbeit wird zur echt menschlichen in dem Grade, in dem der Geist daran betheiligt ist und die Arbeit Befriedigung gewährt, sei es durch sich selbst oder durch den ästhetischen oder sittlichen Zweck, dem sie dient. So weit es nun das Gemüth ist, das dem Genuß und der Arbeit Werth verlecht, ändert die Technik unmittelbar nichts daran. Das Menschengemüth ist seit Homers Tagen das selbe geblieben. Es giebt bei jedem Stande der Technik musische und amusische, gefühlvolle und unempfindliche, gute und böse, liebreiche und lieblose Menschen. Nur mittelbar und quantitativ wirkt der technische Fortschritt ein, indem er die Bildungmittel: Bücher, Zeitungen, Kunstwerke, künstlerische Veranstaltungen, vervielfacht und durch Verkehrsanstalten sie und mit ihnen Verfeinerung, zugleich aber vielfach auch Verrohung und Vergiftung des Gemüthes rasch verbreitet. Unmittelbar dagegen wird vom technischen Fortschritt, und zwar in nachteiliger Weise, Das berührt, was die Arbeit an sich zu einem Genuß macht. Em Dreifaches: das Entdecken, Finden und Clsinden; das aus der Ueberwindung von Widerständen entspringende Krastgefühl; die Freude am Schaffen.
Bei Wanderung und Ansiedlung in einem unbekannten Land (und in Urzeiten war dem Menschen die ganze Erdoberfläche unbekanntes Land) kommt jeder Einzelne oft in die Lage, Pfadsinder sein zu müssen, und in den ersten Zeiten der KuZturentwickelung, wo ein Jeder Alles, was er brauchte, Nahrung- und Genußmittel, Leibes- und Hausschmuck, Geräthe und Werkzeuge selbst herstellte, war Jeder ein Erfinder. Wenn es dabei zu keiner rechten Er sinder- und Cntdeckerfreude kam, so lag Das daran, daß die Mühen, Anstrengungen und Gefahren eines solchen Lebens übermäßig groß waren und daß mitunter auch recht unerfreuliche Dinge wie Giftschlangen, bodenlose Sümpfe und leben-zerstörende Naturkräfte entdeckt wurden. Aber nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten stellten sich die Freuden ein. Aus der Odyssee erfahren wir, was Alles an den Küsten des Mittelmeeres entdeckt und wie die Entdeckerfreude

dem Abenteurer und seinen Zuhörern durch phantastische Lügen erhöht «erden
konnte. Wie mancher Forscher und Erfinder mag schon lange vor Archimedes
mit jubelndem Heureka die Luft erschüttert haben! Davy tanzte in seinem
Laboratorium, als er das Kali entdickt hatte. Geographisch nun giebt es heute
nichts mehr zu entdecken, seit zwei Amerikaner dem Nordpol einen Besuch ab-
gestattet haben; am Südpol wird es genau eben so aussehen, so daß es wirk-
lich nicht lohnt, seinetwegen Hunde oder anderes Zugvieh totzuschinden. Nur
in den Höhereren Luftschichten kann (durch Besteigen hoher Berge und in
Luftballons) noch so Manches gefunden werden in Beziehung auf Temperatur,
meteorologische Erscheinungen, physiologische Wirkungen dünner Luft. Der
Pfadsinder bedarf es heute höchstens noch bei der Durchforschung Jnnerafrikas
und einiger innerasiatischen Steppen und Gebirge. In der übrigen Welt tragen
den Reisenden Bahn- und Postwagen auf Schienen und Kunststraßen durch
Gegenden, die er aus hundertfältigen Beschreibungen, aus dem Atlas und
dem Kursbuch schon so genau kennt wie seine Westentasche. Hat ein reicher
Mann einen zuverlässigen Diener, der die Fahrkarten besorgt und ihn aus
einem Zug oder Dampfer in den anderen umquartirt, so kann er im Schlaf und
Halbschlaf eine Reise um die Welt und nach jedem Ort unseres Globus machen.
Aber die wissenschaftlichen Entdeckungen, die Erfindungen! Leben wir nicht im
Zeitalter dieser Entdeckungen und Erfindungen? Freilich; doch die Männer, denen
die Forscher- und Erfinderfreude zu Theil wird, machen noch nicht den million-
sten Theil der auf Erden lebenden Menschen aus; die übrigen sehen sich auf den
passiven Genuß beschränkt, den die Kenntniß dieser Entdeckungen und Erfind-
ungen gewährt; und da das wissenschaftliche Interesse an ihnen keineswegs eine
Massentugend ist, erregen nur solche Erfindungen allgemeines Interesse, die,
wie die Luftfliegerei, die Schauluft befriedigen und dabei geeignet find, groß-
artige Aussichten zu eröffnen und phantastische Hoffnungen zu erregen. Im
Allgemeinen werden Jedem für seine Verrichtungen mehr Mittel und Werk-
zeuge fertig dar- und angeboten, als er braucht, so daß er wirklich nicht nöthig
hat, feinen Kopf mit Erfindungen anzustrengen. Auch die meisten der Per-
sonen, die Physik und Chemie von Berufs wegen betreiben, thun Dies als
routinirte Benutzer der Entdeckungen und Erfindungen Anderer und fertiger
Instrumente und Geräthe. Ein hochgebildeter Mann, der sich ein paar Jahre,
nicht berufmäßig, mit Chemie beschäftigt hat, sagte mir, das Formelwesen
und die Ausübung der erlernten Verrichtungen im Laboratorium hätten ihm
nur sehr geringe Befriedigung gewährt. Jedenfalls reicht, wie man aus den
Klagen der Techniker entnehmen kann, die geistige Befriedigung nicht hin,
den Verdruß über die materielle Lage aufzuwiegen, die dadurch verschlechtert
worden ist, daß die anfangs so glänzenden Aussichten diese Berufe überfüllt
haben. Arbeiter in Maschinenfabriken sollen hier und da etwas Neues ent-

decken oder erfinden: eine Ersparniß an Material, Verbesserung eines Ventils und Dergleichen; aber was bedeutet Das sür die Beglückung der Masse! Wie schon den Kindern die Ersinderfreude dadurch geraubt wird, daß man sie mit luxuriösem Spielzeug überschüttet, das den Alten sehr Mt ^gefällt, darüber klagen verständige Pädagogen seit vierzig Jahren. Vor kurzer Zeit hat Wundt den naheliegenden psychologischen Grund, weshalb dem Kinde das Spielzeug am Besten gefällt, das es sich selbst macht, sehr hübsch dargelegt. Früher bereitete eS dem Schulknaben Freude, sich sein Schreibheft selbst herzustellen, es mit einem Einband nach eigenem Geschmack zu schmücken und mit mekr oder weniger gut gerathenden Linien zu versehen. Heute bekommt die ganze Klasse uniforme fertige und vorschriftgemäß liniirte Hefte. Doch werden von diesen Beraubungen nur die im Aeußerlichen Lebenden, die freilich die Mehrzahl ausmachen, ge« troffen. Der Gemüihvolle besitzt, zu feinem Glück, ein unerschöpfliches zweites Universum, das ihm die Technik weder geben noch nehmen kann. Er vermag neue Schönheiten in dem längst bekannten Stückchen Natur seines Wohnortes, neue Wunder in den Seelen seiner Mitmenschen, namentlich in der geistigen Entwickelung seines Kindes, und, wenn er gläubig ist, Gottes Walten in. der Verkettung der menschlichen Schicksale, der historischen wie der seiner persön- lichen Erfahrung, zu entdecken.

Daß die heutige Technik in vertikaler wie in horizontaler Richtung Massen bewegt, denen gegenüber alle menschliche und thierische Muskelkraft versagt, und daß sie dem Menschen sehr widerwärtige Muskelleistungen (das Heraufschleppen von Mineralien in tiefen und engen Schachten) abnimmt (thäte sie Das nur überall!), müssen wir als einen Segen preisen. Aber ganz allge- mein wirkt die Ersetzung der Muskelarbeit durch Maschinenarbeit keineswegs beglückend. Der gesunde Mensch will seine Muskeln anstrengen, will sich seiner Kraft bewußt werden durch die Ueberwindung von Widerständen bei der Arbeit wie beim Vergnügen. Keine größere Lust steinen Jungen als die, beim Balgen einen anderen Jungen unterzukriegen und zu „verhauen". Hier mischt sich freilich in die gesunde Lust des Kraftgefühles und der Ueberlegenheit eine ungesunde, pathologische ein, die sich im Erwachsenen zur Wollust des Hasfes und der Grausamkeit steigert und namentlich in den politischen, konfessionellen und nationalen Parteikämpfen die widerlichsten Früchte zeitigt. Rein bleibt die Freude des Kraftgcfühles, wenn sie nicht an einem menschlichen Gegner, sondern an einem Naturobjekt gewonnen wird. Ein tiefer^Spatenstich, lein Axthieb ins harte Holz erzeugt ein Gefühl der Befriedigung. Als Eurymachos den Bettler Odysseus als einen arbeitscheuen Lumpen verhöhnt, antwortet ihm Dieser: „Wenn wir doch arbeiteten Beid' um die Wette!" Er machte sich anheischig, einen langen Frühsommertag hindurch bis spät in die Nacht, und zwar nüchtern, Gras zu mähen oder einige Morgen Land umzupflügen: „Wahrlich, Du sähst,

ob die Furch' in einem Zug ich hinabschnitt!" Und heute noch ist der junge
Bauer stolz darauf, wenn er, was keine Kleinigkeit ist, mit der linken Hand
den schweren Pflug, mit der rechten ein muthiges Gespann regnend, die erste
schnurgerade Furche gezogen hat. Der Dampfpflug, der nicht anders als gerade-
aus laufen kann, gewährt den ihn Bedienenden nicht die selbe Befriedigung
und den Tischler kann das von der Maschine geglättete Brett unmöglich so
freuen wie eins, das er mit der Hand tadellos gehobelt hat. Utopisten, die
uns ausmalen, wie in Zukunft die Arbeiter Herren und Damen sein werden,
die in einem schönen Saal, mit Lesen oder Unterhaltung beschäftigt, herum-
sitzen, von Zeit zu Zeit auf einen Zeiger blickend, der ihnen den Stand der
Arbeit kundgiebt, die in unterirdischen Räumen von eisernen Männern ver-
richtet wird, und mit einer Fingerbewegung diese Arbeit regulirend, — solche
Utopisten verkennen gründlich die Menschennatur. Bekanntlich hat die Ab-
nähme der Muskelarbeit die Sportfexerei erzeugt, die jene ersetzen soll. In
hygienischer Beziehung thut sie Das. Aber befriedigt sie auch in gleiches
Grade das Gemüth? Es wäre doch wohl kein ganz gesundes Gemüth, das
über den Sieg in einem Fußballmatch, über eine genommene Alpenspitze, über
einen Fahrrad- oder Autorekord die selbe Genugthuung empfände wie am
Feierabend nach vollbrachter anstrengender und nützlicher Arbeit. Anstrengende
Arbeit giebt es ja noch genug. Aber wenn es Muskelarbeit ist, dann ist sie
meistens, wie die in Gruben, sehr unangenehm, und wenn sie nur die Auf-
merksamkeit anstrengt, erzeugt sie kein Kraftgefühl. Daß in Nordamerika die
Arbeithetze sehr viele Menschen geradezu umbringt, haben mich jüngst Hesse-
Wartegg, der sehr zuverlässige Engländer I. F. Fräser und ein newyorker
Brief der Frankfurter Zeitung gelehrt. Sie berichten übereinstimmend: In
den größten Betrieben sieht man sehr wenige Arbeiter, und die man sieht, sind
alle jung. Fräser fragte einen Großunternehmer, wo denn die alten Leute
blieben. Ja, sagte Der, wenn Sie die älteren Jahrgänge sehen wollen, müssen
Sie eine Spazirfahrt nach dem Friedhof unternehmen. Ob es Muskel- oder
Nervenüberanstrengung ist, was die Leute vorzeitig tötet, geht aus den Berichten
nicht heivor; jedenfalls ist solche Arbeit kein Genuß mehr. Die Leute sollen
sich ihr trotzdem gern unterziehen und heiter dabei bleiben, — dank einer
Illusion. Weil es drüben einige Hundert, vielleicht einige Tausend arme
Arbeiter zum Multimillionär gebracht haben, sieht sich jeder Junge, der in
eine Fabrik eintritt, schon als Dollarkönig in einem Palast wohnen. Und
sparen kann er ja auch vom ersten Tag an, denn die Löhne sind hoch. Aber
eben die Höhe der Löhne hat es dem amerikanischen Unternehmer zum Grund-
satz gemacht, so viel wie möglich automatisch sich selbst regulirende Maschinen
und so wenig wie möglich Menschen zu verwenden, aus diesen aber so rasch
wie möglich Alles herauszuholen, was an Muskel- und Nervenkraft in ihnen

steckt. Auch bei uns zu Lande lehrt man: Die ökonomische Tendenz geht dahin, wenig, dafür aber nur sehr intelligente Menschen zu verwenden, so daß der Vorwurf, die Maschine entwürdige den Menschen zum Maschinentheil, hinfällig wird. Doch die Intelligenz, die zur Bedienung einer feinen Maschine erforderlich ist, ersetzt weder das Kraftgefühl noch die übrigen Vortheile der Handarbeit, die der Maschinenbetrieb raubt; und wohin sollen die überflüssig gemachten Arbeiter? Zunächst freilich dahin, wo die vermehrten und verbesserten Maschinen gebaut werden; aber Das reicht nicht hin. Also in Schreibstuben? Die Aktenschmiererei wächst ja täglich ins Ungeheuerliche, aber sie ist doch eben die elendeste Art von Arbeit; und auch sie reicht noch nicht zu. Wie man gelegentlichen kurzen Zeitungberichten entnehmen kann, ängstigt das riesengroß aufsteigende Gespenst der Arbeitlosigkeit die englischen Staatsmänner gar sehr. Der Fortschritt der Technik ermöglicht ungezählten Millionen Menschen das Dasein: gewiß; aber von Zeit zu Zeit hebt er diese seine Leistung selbst Guf: weder die ausgeschalteten noch die zu Tode gehetzten Arbeiter haben Ursache, sich der Technik zu Dank verpflichtet zu fühlen.

Endlich nimmt diese Technik mehr und mehr der Arbeit den Charakter einer schöpferischen Thätigkeit. Dieser Charakter, der den Menschen am Meisten Gott ähnlich, zu einem kleinen Gott macht, ist es, der die höchste Befriedigung gewährt. Am Wenigsten kann der technische Fortschritt der geistigen und der künstlerischen Thätigkeit anhaben. Der geistig Schaffende sieht sich nur dadurch einigermaßen eingeschränkt, daß ihm die Überproduktion die Aufsindung neuer Stoffe erschwert und daß ihm die Arbeithetze keine Zeit läßt, Arbeiten wie Reden oder Zeitungartikel zu kleinen Kunstwerken Zu gestalten. Dem Maler raubt die Verbreitung wohlfeiler Reproduktionen die Aussicht auf Absatz seiner Bilder; und der Bildhauer, der nur noch das Modell eigenhändig herstellt, hat nicht mehr den Vollgenuß eines Michelangelo, der unter seinen Hammerschlägen und Meißelstößen die Menschengestalt aus dem Marmmblock erstehen sah. Den ausübenden Musiker droht die Pianolamdustrie überflüssig zu machen, und werden diese Mechanismen wohlfeiler, so wird auch der besUeidene Dilettant um sein Vergnügen im Kämmerlein kommen. Bis jetzt bereitet ihm (freilich nicht seinen Hausgenossen und Nachbarn) sein Stümpern (Das gehört eigentlich ins vorige Kapitel von der Ueberwindung der Widerstände) mehr Genuß als das Anhören einer vollkommenen Aufführung im Konzertsaal. Aber wenn er sich diese vollkommene Aufführung zu jeder Stunde in seiner Wohnung verschaffen kann, wird er sich seines Stümpems schämen und einen sehr reellen Genuß einbüßen. Ueber den Unterschied von Handwerksarbeit und Fabrikarbeit ist schon so viel geschrieben worden, daß wir dabei nicht zu verweilen brauchen. Nur an zwei Umstände mag kurz erinnert werden. Wie der Kapitalismus den Arbeiter von seinem Werkzeug, so trennt die mit

dem Kapital verfchwifterte Technik den Arbeiter von seinem Produkt. Oder vielmehr: sie raubt es ihm; er hat kein Produkt mehr, kein Gebilde, von dem er sagen kann: „Das habe ich gemacht, davon bin ich der Schöpfer", was der Schusterlehrling vom ersten Stiefel sagen darf, den er selbst und allein angefertigt hat. Die Arbeiter einer Fabrik stellen mit Maschinen Dampfkessel her. Der in diesen Kesseln erzeugte Dampf wird andere Maschinen treiben, die wiederum eine dritte oder, auch die Kessel zu den Maschinen gerechnet, eine vierte Art von Maschinen herstellen, die dann endlich, von Arbeitern bedient, Gebrauchsgüter anfertigen. Nicht diese Arbeiter sind es, die Kattun, Schuhe, Nähnadeln, Stahlfedern anfertigen, sondern die Ingenieure, die jene vier Gattungen von Maschinen erfunden, und die Ingenieure, die ihrer Vorgänger Erfindungen angewendet haben. Dabei haben nun außer den Arbeitern der letzten, der vollendenden Kategorie auch die der drei vorhergehenden Kategorien mitgeholfen; und auch von den Arbeitern der letzten Kategorie hat keiner ein persönliches Berhältnitz zu einem einzelnen Produkt, so daß er sagen könnte: Diese Stahlfeder oder dieses Stück Kattun habe ich zwar nicht geschaffen, aber wenigstens vollendet; jedes Stück ist das gemeinsame Produkt einer unübersehbaren Zahl von Zusammenarbeitenden. Wo aber der Arbeiter noch ein einzelnes Stück herstellt, da verwirklicht er in ihm nicht seine Idee, sondern die eines Anderen. Das geschieht, zum Beispiel, in der Möbeltischlerei. Als Ideal der Werkstatteinrichtung, schreibt Sombart, erscheine dem Künstler „ein Troß höchstsvezialisirter Qualitätarbeiter, deren jeder, wenn möglich, ebenfalls nur auf einen Künstler und eine Verrichtung eingeübt ist, etwa auf Intalsiaarbeit für Pancock." Der Grundgedanke der neuen Ordnung sei, es dahin zu bringen, „daß ein Geist nicht nur für tausend, sondern für zehntausend, für hunderttausend Hände genüge."

Demnach bedeutet nicht jeder technische Fortschritt einen Fortschritt in Dem, was das Leben lebenswerth macht, und der technische Vortheil kann eine Schädigung der Psyche sein. Da haben wir einen modernen Sinn des Wortes: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an seiner Seele" oder seine Seele ganz einbüßte und zum (nur noch körperlich fühlenden) Arbeitautomaten würde? Daraus folgt, daß eS keineswegs immer weise ist, sich der neusten technischen Errungenschaft in allen Fällen zu bedienen. Man muß nicht jeden Eisenbahnzug und Tramwagen benutzen, der sich darbietet, sondern manchmal seine Beine auch noch zu anderen als zu Sportzwecken gebrauchen, vielleicht zu einem Studiengang durch die Straßen der Stadt oder zu einem Spazirgang durch etliche Dörfer. Und wenn ein Bauer auf die Dreschmaschine verzichtete, um sich und seinen Leuten bis in Winters Mitte hinein die gesunde Beschäftiguug auf der Tenne zu erhalten, so würde ich ihm DaS nicht übel nehmen.

Neifse. ^ Karl Jentsch.

Selbstanzeigen.
Louvet: Die Abenteuer des Faublas. Deutsch von Otto Erich Hölding. Eingeleitet von Franz Blei. Mit vier radirten Vignetten und zwölf ganzseitigen Radirungen von Karl Walser. Vier Bände. Georg Müller in München.
Es wird dem leichten Buch des Bürgers Louvet einen besonderen Werth weder nehmen noch zufügen, wenn man erfährt, daß sein Verfasser es nur in einem sehr bescheidenen Maße wirklich erlebt hat und daß es zum allergrößten Theile ein Spiel der heiteren Laune und der lebhaften Imagination ist: ein srivol'naiver Epilog zu dem herzlosen Theaterstück, das sich die Liebe im Quoten RsZimS nannte, sehr rasch und temperamentvoll gesprochen, denn der Vorhang (er war aus Eisen und hatte eine scharfe Schneide) fiel schon, da Faublas seine letzten Worte sagte. Zwei Bücher stehen am Ende dieser Zeit. Das eine erkennt sie und lebt darum für alle Zeiten als das Werk eines großen Dichters: die I^iaiLons äanAsrsusss. Das andere läßt noch einmal Alles, was sich die alte Gesellschaft angeschminkt hatte, in rosigster Beleuchtung sehen: die Abenteuer des Faublas. Das erste Buch entsetzte die Zeitgenossen mit seiner Wahrheit, die sie nicht verstanden, das andere charmirte sie mit seiner Lüge, in der sie sich gefielen. Laclos zeigte ihnen den inneren Mechanismus der paar Tausend Menschen, welche die Gesellschaft des ^neisQ WSime sind. Louvet zeigte die Mechanik der Geste und Grimasse, die Konvention. Das wirkliche Leben entsprach so wenig der Heiterkeit dieser Abenteuer, wie etwa heute das wirkliche Leben in Paris den Romanen und Theaterstücken der Boulevardiers entspricht; ein paar Snobs modeln sich danach, heute wie damals. Wer das Jahrhundert „liebenswürdig galant" nennt, wird durch den Schein von ein paar gesellschaftlichen Formen getäuscht, in welche diese ganz kalten Menschen sich um so mehr begeben müssen, als sie Bestien in ihrem inneren Wesen sind, wobei nicht nur an die Guillotine der Revolution zu denken ist, sondern an das Egoistische, Verstandes stolze und unerbittlich Zerlegende dieser letzten Ausläufer eines Persönlichkeitkultus, wie ihn die Renaissance zuerst eingeführt hat.
Jean-Bap!iste Louvet, der sich vor der Revolution De Couvrai nannte, war ein kleiner Buchhandlungsgehilfe, als er mit sechsundzwanzig Jahren die Schelmenstücke seines Faublas erfand, um sich mit dem Buch ein Stück Geld zu verdienen; was ihm auch gelang. Er zog als ein berühmter Autor in ein kleines Häuschen nach Nemours bei Paris, wo er mit feiner Jugendgeliebten lebte, die mit ihrem Mann in Scheidung lag. Er heirathete sie 1793 und nannte sie nach einer seiner Heroinen im Faublas Lodoiska. Er war ein zärtlicher Gatte; als er vier Jahre später starb, vergiftete sich Lodoiska mit Opium; sie wurde aber gerettet und lebte ihrem Kinde.
Louvet war stark in der romantischen Imagination. Das zeigt nicht nur sein Roman, sondern auch seine politische Lausbahn. Die Revolution that es ihm sofort an. Als er von dem Bastillesturm hörte, litt es ihn nicht länger in Nemours. Er pflanzte da noch schnell die Trikolore auf und ging dann nach Paris, wo er sich mit einer politischen Brochure die Zulassung zu den Jakobinern verschaffte, ohne noch als Redner hervorzutreten. Das Publikum gefiel ihm erst am fünfundzwanzigften Dezember 1791 in der Gesetzgebenden Versammlung, wo er im Namen der Section des Lombards die Anklage gegen die Prinzen verlangte. Die

Damen im Zuschauerraum waren sehr enttäuscht. Sie hatten einen hübschen Jungen erwartet, der in Frauenkleidern einen eifersüchtigen Ehemann hinterging. Aber sie sahen einen kleinen Mann, der einen Kahlkopf hatte, recht häßlich und kurzsichtig und unmöglich angezogen war. Doch sprach er gut und hatte immer seinen rednerischen Erfolg, wenn Das, was er sagte, auch ganz ohne Sinn oder selbst komisch war, wie sein Antrag, die Jakobiner mögen schwören, keinen Zucker zu brauchen, so lange die Fabrikanten das Psund nicht zu zwanzig Sous verkaufen (was sogar angenommen und von jedem Jakobiner einzeln unterschrieben wurde). Aber Louvet kam zu keiner führenden Rolle; seine Popularität war gering im Klub. Die bekam er erst, als er die „Sentmelle" affichirte: ein rosafarbiges Plakat schmückte zweimal in der Woche alle Mauern und man las und stritt um Das, was Louvet da geistreich beredete. Er arbeitete mit der Sentinelle gegen den Berg für die Gironde mit viel bösartiger Rancune, um der Madame Roland zu gefallen, die in dem ganz romantischen Louvet ein politisches Genie sah, für das er sich auch selbst hielt. Im September 1792 wurde er (für Condorcet) zum Mitglied deS Konvents gewählt. Seine Reden waren Indignation. Er war immer über Etwas empört und so ein guter Republikaner bis ans Ende seiner Tage. Reden konnte er prachtvoll, aber was er redete, war blos schön zum Anhören und löste keine Thaten aus. Er hatte keine Ahnung von Dem, was wirklich vorging, und erfand Komplote, die er dann angriff; er nannte Herault de Söchelles einen Agenten der Mächte, Marat einen Royalisten und Agenten Oesterreichs. Er überraschte mit Alledem seine Freunde und machte seine Feinde sicher. Wahrscheinlich rettete ihm diese Romanhaftigkeit seines politischen Gebahrens das Leben. Er hat, als er sich in den Jura exiliren mußte, die Memoiren der Revolution geschrieben, wie er sie sah: es ist ein phantastisches Wnnderbuch.

Einmal nur nennt die Geschichte der Revolution Louvet in Versalien. Als Robespierre am neunundzwanzigften Oktober 1792 im Konvent erklärte, Niemand wage, ihn ins Gesicht hinein anzuklagen, da sprang Louvet auf: „Ich fordere das Wort, um Rodespierre anzuklagen"; und er hielt seine berühmte Robespierride, an der er sechs Wochen gearbeitet hatte, ein Meisterstück eleganten Schwunges und rhetorischen Theaters, das sich nur ganz auf das Talent seines Verfassers und gar nicht auf Beweise zu stützen für nöthig hielt. Acht Tage später antwortete Robespierre sehr geschickt: und die Robespierride war ganz umsonst gewesen.

Ende 1793 mußte Louvet mit den Girondisten flüchten. Auf dem traurigen Zug durch Frankreich, den er in seinen Memoiren beschreibt, mußte er erleben (und er erzählt es ehrlich), daß die ganze Provinz für den Konvent war. Nach Robespierres Sturz kehrte Louvet nach Paris zurück (er war im Jura gewesen und hatte nie den französischen Boden verlassen) und machte einen Buchladen auf. Er kam wieder ins politische Leben, das er nun etwas weniger romanhaft sah, und wurde am fünfzehnten Messidor 1793 ein stilles Mitglied des Wohlfahrtausschusses. Er sollte nach Palermo als Gesandter, war aber beinahe vergessen, als er am fünfundzwanzigflen August 1797 starb.

Den Letztgekommenen der frivolen Literatur nahm die Göttin der Vernunft die Feder aus der Hand, die sie von den Musen geküßt glaubten. Und sie gaben sie leichten Herzens und stiegen auf das Rednerpodium. So Saint-Just, der Elegant, von dem jedes Wort einen Kopf kostete, und so Louvet, der brave Bürger, der

sich immer nur entrüstete und auch als Politiker blieb, was er als kleiner Bursche
war: der temperamentvolle Erfinder nie erlebter Abenteuer.
München. ^ Franz Blei.

Fritz Reuter-Kalcndcr ans das Jahr 1910. Dieterichscher Verlag (Theodor
Weicher) in Leipzig. 1 Mark.

Der unterzeichnete Herausgeber schickt dieses Reuter-Jahrbuch zum vierten
Mal in die Welt und schildert vornehmlich die Beziehungen des mecklenburgischen
Volksdichters zu Hamburg und Bremen. Unter den bisher unveröffentlichten Briefen
Reuters verdienen die an den Rheder Waltjen allgemeine Beachtung; sie bekunden
das tiefe Gemüth, den offenen Charakter und den goldenen Humor ihres Schrei-
bers. Aus Reuters literarischem Nachlaß werden Gelegenheitdichtungen veröffent-
licht, die der Frühzeit angehören; auch eine hochdeutsche Humoreske „Einer selb-
cmder" und ein Lustspielfragment „Der Teufel im braunen Frack". Reuters Zeichen-
talent beweisen mehrere trefflich ausgeführte Köpfe, namentlich das des alten Super-
intendenten Floerke in Parchim. Wer den neuen Jahrgang des auch illustrativ
reich ausgestatteten Reuter-Kalenders liest, möge das Vorwort und die darin zum
Schluß ausgesprochenen Wünsche des Herausgebers nicht übersehen.
Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.
S

Meine Gesangsknnst. Zweite Auflage. Verlag der Zukunft in Berlin.

Der Zweck der ersten Auflage ist erreicht. Das Buch hat Manchem über
das Wesen des Kunstgesanges die Augen geöffnet. Mißverständnissen zu begegnen,
mutz Jeder gewärtigen, der Etwas sagt und schreibt. So viele Hörer und Leser,
so viele verschiedene Begriffe und Ausdrücke von der selben Sache. Ich habe ver-
sucht, in dieser zweiten Auflage Mißverständnissen vorzubeugen und besser auszu-
drücken, was ich zu sagen hatte. Man denke nicht, ich erhöbe Anspruch auf Neu-
gesagtes. Wohl aber den: Das, was schon oft gesagt und ebenfalls mißverstanden
wurde, in die Sprache des Sängers übersetzt zu haben, der sich allein nach Stimm-
empfindungen richten und aus diesen heraus lernen kann. Nur Wenige sind aus-
erlesen. Nicht Alle können große Künstler werden. Jeder aber, der sich aus innerem
Triebe dem Beruf widmet, sollte bestes Können erstreben. Wenn auch die Theater-
kunst eine einschneidende Reform erfahren hat und immer wieder erfahren wird,
so sehe ich doch nicht ein, warum wir für die Technik des Kunstgesanges, die Schön»
heit und Erhaltung der menschlichen Stimme (deren wir immer bedürfen werden)
nicht Sorge tragen sollen. Ohne gründlich technische Kenntnisse ist die Kunst
unmöglich oder unzulänglich. Um unseren Körper geschmeidig und gesund zu er-
halten, machen wir gymnastische Uebungen. Warum sollten Sänger nicht auch
täglich, zur Erhaltung ihres Berufsmaterials, gymnastische Uebungen ihrer Stimm-
organe machen? Unzertrennlich von der Kunst ist die Technik. Nur durch tech-
nische Meisterung seines Materials wird der Künstler in den Stand gesetzt, sein
geistiges Kunstwerk auszugestalten, es Anderen (als sein dem Leben entnommenes
Eigenthum) wiederzugeben. Ohne gründliche Meisterung des Materials bleiben
auch geistig hochbegabte Künstler Krüppel; und jeder große Künstler hat Das sicher

auch schon an sich selbst erfahren. Nur weil ich mich unserer großen Gesangskunst
gegenüber so klein fühle, so unvollkommen, nur weil ich einsehe, wie viel zu lernen
bleibt, kann ich aus tiefstem Herzen wünschen und hoffen, daß es Andere besser
machen als ich, der man nur Zweierlei nicht wird absprechen können: den Ernst
und die Hochachtung vor Kunst und Können.
Grunewald. Lilli Lehmann.
82V
Der Rembrandtdeutsche.
n dem Aufsatz des Herrn Cornelius Gurlitt über den Rembrandtdeutschen sind
einige tatsächliche Jrrthümer, die Sie gewiß im Interesse der objektiven Wahr-
heit gern berichtigen werden. Es ist richtig, daß ein zweites Werk des Verfassers
des Rembrandtbuches unter dem Titel: „Vierzig Lieder von einem Deutschen" in
meiner Druckerei erschien. Nicht richtig aber Ist^'daß aus Anlaß dieser Druck-
legung zugleich eine Gedenktafel an meinem Haus angebracht wurde. Diese Mit-
theilung macht den Eindruck, als ob ich als Drucker die Ausgabe des Werkes in
meiner „Offizin" mit einer übertriebenen Kundgebung hätte begleiten wollen. Die
Tafel ist vielmehr erst angebracht worden, als auf Anzeige eines Rechtsanwaltes
in Schleswig-Holstein ein Verfahren wegen Verbreitung unsittlicher Schriften gegen
mich als den Veröffentlicher dieses Werkes eingeleitet worden war. Cs ist nicht richtig,
daß das Verfahren eingestellt wurde. Diese Strafanzeige überraschte mich um so
mehr, als mir das Manuskript der „Vierzig Lieder" von dem Bismarck-Schrift-
steller Max Bewer übergeben wurde, zu dem ich damals unbedingtes literarisches
Vertrauen hatte und noch habe. Um nun den sittlichen Angriff auf die bürger-
liche Ehre meines Hauses abzuwehren und zugleich der dresdener Staatsanwalt-
schaft kundzuthun, daß es sich hier um kein pornographisches Werk handle, wurde
die Tafel an meinem Haus angebracht, die nur die einfache Inschrift trägt: „In
diesem Haus wurden die,Vierzig Lieder von einem Deutschen' im Jahr 1891 ge-
druckt." Bis zur gerichtlichen Entscheidung war sie, um ihren Eindruck zu ver-
stärken, von einem Trauerflor umgeben. Der Verfasser von „Rembrandt als Er-
zieher" wartete die Gerichtssitzung über sein Werk nicht ab, sondern verließ Deutsch-
land. Mit schriftlichem und künstlerischem Material von ihm und mit literarischen
Vertheidigungsgründen von Bewer untei stützt, habe ich dann ohne Anwalt die
mehrstündige Verhandlung allein durchgefochten. Ich verlangte nicht nur die Vor-
lesung der drei inkriminirten Gedichte, sondern aller vierzig Lieder und hatte nach
Vorlegung meines Materials und nach einer eindringlichen Gegenrede den Erfolg,
daß das Buch als „ästhetisches Kunstwerk" freigegeben wurde. Hierauf erließ der
Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" in den Zeitungen eine öffentliche Er-
klärung, daß der schleswig-holsteinische Antragsteller mit seinem Sittlichkeit-Straf-
antrag gegen ihn in Dresden abgewiesen worden sei, worauf Dieser wiederum gegen
'mich als den Unterzeichner dieser Zeitungerklärung eine Beleidigungsklage anstrengte,
die in Erster Instanz abgewiesen wurde, in der Berufunginstanz eine Geldstrafe von
hundert Mark herbeiführte. Ich bemerke, daß ich die „Vierzig Lieder" nur in nomi-
neVen Tttlag nahm, für dessen Kosten der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher"

sich kontraktlich bei mir verpflichtete. Er ist bis heute, also seil mehr als achtzehn Jahren, dieser Verpflichtung nicht nachgekommen. Ich habe nur das Recht, die noch vorhandenen, gebundenen Exemplare zum Preis von einer Mark abzugeben; ein Recht auf eine weitere Drucklegung besitze ich nicht, so daß ich nicht weiß, ob das Werk nach Erschöpfung der noch bei mir lagernden Exemplare weiterhin unter der beziehbaren Literatur fortleben wird. Den selben Druckauftrag erhielt ich vom Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" für ein drittes Werk, das im folgenden Jahr in meinem Haus, unter dem Titel ^.Der Rembrandtdeutsche von einem Wahrheitfreund", zu dem von ihm festgesetzten Preis von einer Mark erschien' ünö von dem auch noch ein Vorrath von Exemplaren nach Verkauf meiner Druckerei in meinen Händen ist. Es enthält eine Abhandlung des jetzigen Bischofs von Rottenburg Dr. Kepler aus den „Historisch-Politischen Blättern" von Jörg über das Rembrandtbuch und gegen die Gegner dieses Werkes mehrere Hundert Aphorismen, die mir in der Handschrift des Rembrcmdtdeutschen übergeben wurden.

Dresden. F. W. Glöß.

Berliner Schnellbahnkrieg.

or den Thoren Berlins breitet sich ein Kranz blühender Gemeinden aus,, deren fortschreitende EntWickelung mit der hauptstädtischen gleichen Schritt hält, deren schnelles WachSthum das der Hauptstadt hier und da noch übertrifft. Einige dieser Vororte find binnen unglaublich kurzer Zeit zu Großstädten herangewachsen, die sich an Einwohnerzahl, an Umfang der sozialen und wissenschaftlichen Einrichtungen zu den ersten des Reiches zählen dürfen. Trotzdem find sie in Abhängigkeit von der Hauptstadt geblieben. Die Lösung von Berlin, die Selbständigkeit jeder einzelnen kommunalen Verwaltung hat wohl auf mancherlei Gebieten anerkennenswerthe Fortschritte bewirkt; aber in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, in Geselligkeit und Vergnügungen, in allen Zweigen geistiger und körperlicher Versorgung find die Vororte nach wie vor auf Berlin angewiesen. Sie können auch ohne bequeme Bahnlinien, die sie der Centrale verbinden, nicht gedeihen. Nur Charlottenburg erfreut sich solcher Verbindungen. Sieben verschiedene Stationen der Stadt-, Ring- und Vorortbahn breiten sich über sein Gebiet aus. Auch die einzige Schnellbahn, die bisher in der Hauptstadt gebaut wurde, führt nach Charlottenburg und durchzieht mit insgesammt neun Bahnhöfen, in zwiefacher Richtung sich verzweigend, charlottenburger Gebiet. Die anderen Vororte müssen sich einen Schnellbahnverkehr erst schaffen und arbeiten alle mit Eifer an dieser schwierigen Aufgabe. Besonders ungünstig liegen die Verhältnisse für Wilmersdorf, die jüngste der westlichen Großstädte, deren Einwohnerzahl die erste Hunderttausend überschritten hat. Seine drei Ringbahnhöfe liegen hart an der Grenze des Weichbildes und sind nur einem Bruchtheil der Bewohner nützlich. Außerdem stößt Wilmersdorf an keiner Stelle unmittelbar an Berlin, sondern ist durch charlottenburger und schöneberger Gebiet von der Hauptstadt getrennt.

Um so freudiger ging deshalb Wilmersdorf auf ein Anerbieten der Hoch- und Untergrundbahn-Gesellschaft ein, die von ihrer Linie auf eigene Kosten ein

Gleispaar durch charlottenburger Gebiet bis an die Wilmersdorfer Grenze legen
wollte, wenn Wilmersdorf die Verpflichtung übernahm, die Bahn weiter zu bauen.
Dieser Vorschlag entsprang den Verkehrs bedürfnissen der Hochbahn. Bekanntlich
vereinen sich ihre beiden vom Centrum und vom Osten Berlins ausgehenden Linien
im Gleisdreieck zu einem einzigen Schienenweg, der über Nollendorfplatz und
Wittenbergplatz weiter nach Westen, nach Charlottenburg läuft. Auf dieser gemein-
samen Strecke hat der Verkehr sich allmählich so gesteigert, daß seine Bewältigung
eben so wie die Betriebssicherheit auf dem Gleisdreieck für die Zukunft gefährdet
erscheint. Die Auflösung des Gleisdreiecks und die Anlegung eines neuen Gleis-
paares, um die vom Osten und vom Centrum stammenden Züge getrennt bis zum
Wittenbergplatz weiter zu führen, war deshalb für die Hochbahn ein unabweis-
bares BedÜrfniß und zugleich eine dringende Forderung des Verkehrsministers.
Nm aber die hohen Kosten dieser Umbauten wieder einzubringen, mutzte dieHoch-
bahngesellschast daran denken, das neue Gleispaar über den Wittenbergplatz hin-
aus in ein neues, ausstchtreiches Verkehrsgebiet überzuleiten. An Charlottenburg,
das schon versorgt war, konnte sie nicht denken. Schöneberg zeigte sich den Vor-
schlägen der Hochbahn nicht geneigt, weil es die finanziellen Grundlagen des an-
gebotenen Vertrages nicht günstig genug fand und weil es für seine neue Linie
den Anschluß am Nollendorfplatz suchte, während die Hochbahngesellschaft aus tech-
nischen Gründen auf dem Wittenbergplatz bestehen mutzte. Wilmersdorf nahm die
nicht leichten Bedingungen, die von der Hochbahn für den Bau und späteren Be-
trieb gestellt wurden, an, weil es die Schnellbahn braucht. Der Anschluß an die
geplante schöneberger Linie erschien der wilmersdorfer Verwaltung nicht rathsam,
weil diese Linie am Nollendorfplatz keine Fortsetzung auf der Stammbahn ins
Centrum Berlins zuließ und eine Weiterführung nach anderen wichtigen Vnkehrs-
punkten, etwa nach dem Bahnhof Friedrichstraße, in zu weiter Ferne lag.
So mußten beide Städte ihre SchnellbahnplKne getrennt betreiben. Beide
bemühten sich, um den VerkehrSwerth ihrer Linien zu erhöhen, eine Fortsetzung
über das eigene Gebiet hinaus in zahlungfähige Gemeinden zu finden, und knüpften
zu diesem Zweck ungefähr zur selben Zeit Verhandlungen mit dem DomSnenfiskuS
an, der die Auftheilung und Besiedelung der Domäne Dahlem betreibt und dessen
Interesse an einer Schnellbahnverbindung mit Berlin bekannt war. Die Auftheilungs-
kommission wählte nach längerer Prüfung und Ueberlegung den Anschluß an die
wilmersdorfer Bahn. Daß Schöneberg diese Entscheidung bedauerte, vielleicht auch
für unklug hielt, ist begreiflich. Unbegreiflich aber, daß nach dem berechtigten, offenen
Wettstreit Schöneberg einen Groll gegen den Nachbar hegte, der ihm den Wind
aus den Segeln geblasen habe; unbegreiflich auch, daß seitdem ein großer Theil
der berliner Zeitungen den Plan der wilmersdorf-dahlemer Schnellbahn bekämpft.
Der innere Werth des von der Hochbahngesellschaft, Wilmersdorf und Dahlem
genieinsam entworfenen Planes wurde durch die gegnerische Kritik freilich nicht vermin-
dert. Die neue Bahn soll sich am Wittenbergplatz von der Stammlinie der Hoch-
bahn abzweigen, zuerst die dicht bevölkerten Straßenviertel des Nürnberger Platzes,
der Kaiserallee und des Hohenzollerndammes versorgen, dann ein von kapital-
kräftigen Gesellschaften der Bebauung erschlossenes Hinterland durcheilen und end-
lich ?n das Gebiet von Dahlem umbiegen. Daß diese Bahnlinie nicht nur den In-
teressen zweier Vororte dient, sondern eine wichtige Verkehrsbereicherung für Groß-

Berlin bedeutet, daß sie den Südwesten, dem ausreichende Verbindungen noch fehlen, aufschließt und eine Fortsetzung nach Zehlendorf, Wannsee und anderen Gemeinden zuläßt: Das lehrt ein Blick auf die Karte. Dabei kann die Wichtigkeit der Verbindung von Berlin mit Dahlem gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Zwar hat Parteileidenschaft in den Zeitungen und Stadtparlamenten die Wirksamkeit der Auftheilungskommission von Dahlem lediglich als ein Terrainunternehmen zur Bereicherung des Fiskus hingestellt; in Wirklichkeit hat aber der DomänensiSkus hier höhereZiele. Viele wissenschaftliche Anstalten der Hauptstadt bedürfen der Erweiterung. Außerdem hat sich die Zahl der Aufgaben, die der Wissenschaft gestellt werden, erheblich vergrößert, so daß neuartige Schöpfungen nöthig sind. Zur Verwirklichung all dieser Forderungen findet man in Berlin den Boden gar nicht oder nur zu unerschwinglichen Preisen, so daß an Begründung neuer Niederlassungen oder Erweiterung der vorhandenen in der alten Gelehrtengegend gar nicht gedacht werden kann. Das Reich der Wissenschaft müßte zerstückt werden, wenn nicht ein weitblickender Geist im Kultusministerium dafür gesorgt hätte, daß auf fiskalischem Gebiet in Dahlem zu erschwinglichem Preis Boden für alle diese Anstalten zuhaben ist. Natürlich mutz eine Schnellbahn ihren Verkehr mit der Hauptstadt vermitteln.
Den Plan, der alle wichtigen Verkehrsinteressen förderte, kann die Hochbahn nur mit Charlottenburgs Zustimmung ausführen, weil die Abzweigung von der Stammbahn am Wittenbergplcch bis zur wilmersdorfer Grenze, also eine Strecke von sechshundert Metern, auf charlottenburger Gebiet liegt. Charlottenburg erhob aber Einspruch und brachte, um ihn zu begründen, um den Wittenbergplatz und die Kleiststraße ein zweites Mal in Beschlag zu nehmen, plötzlich den Plan einer eigenen Schnellbahn ans Licht. Diese Bahn sollte vom Lietzensee ausgehen, nur charlottenburger Gebiet bis zum Nollendorfplatz berühren und, wie die wilmersdorfer Bahn, am Wittenbergplatz mit der alten charlottenburger Linie verbunden werden. Daß dieser Plan alle Spuren übereilter Arbeit an sich trug, kein neues Verkehrsgebiet aufschloß, keine lohnende Fortsetzung zuließ, daß sich insbesondere die neue VerkehrSzone mit der alten der Hochbahn zum größten Theil deckt, erweist wieder ein Blick auf die Karte; im charlottenburger Stadtparlament und in vielen berliner Zeitungen wurde er dennoch als eine rettende That gepriesen.
Der Verkehrsminister versuchte eine gütliche Verständigung. Die von ihm im März 1909 einberufene Konferenz erreichte zwar eben so wenig wie die folgenden diesen Zweck, aber sie legte im Wesentlichen die Grundsätze, die der Minister bei der Anlegung neuer Schnellbahnen beachtet wissen will, fest. Eine Konzession soll nur für Bahnen zu haben sein, die neue Verkehrsgebiete aufschließen und nicht die EntWickelung schon bestehender gefährden. Der Minister zögerte nicht, der wilmersdorfer Bahn hiernach den größten Verkehrswerth zuzusprechen, während er den Vertretern Charlottenburgs anheimgab, für ihre Bahn, „wenn sie sie auch fernerhin für nothwendig erachten, eine andere Linienführung in Erwägung zu ziehen". Er schlage eine Bahn über den ganzen Kurfürstendamm nach Halensee vor. Trotzdem diese Anregung mehr an die Charlottenburger gerichtet war, nahm Wilmersdorf sie sofort auf und beschloß, neben seiner ersten Südwestlinie auch den Bau einer zweiten Westbahn über den ganzen Kurfürstendamm mit Fortsetzung nach Grunewald, Schmargendorf und dem westlichen Theil von Dahlem zu betreiben, wenn es dabei von den betheiligten Gemeinden unterstützt werde. Die drei zuletzt genannten waren.

dem Plan geneigt; Charlottenburg lehnte ihn ab: weil die Linie nicht rentabel sei. Selbst wenn diese Schätzung richtig sein sollte, brauchte sie noch nicht Zur Verwerfung der Westbahn zu führen. Wilmersdorf wenigstens bau: seine Bahn nicht, um aus den Einnahmen Gewinn zu ziehen, sondern, weil es die Ausgestaltung der Verkehrswegs für eine Hauptpflicht aller städtischen Verwaltungen von Groß-Berlin halt und obendrein weiß, daß durch die Verbesserung der Verkehrsmittel die Bebauung geordert, der Zuzug wohlhabender Mlether vermehrt und damit die Steuerlast der ganzen Gemeinde gehoben wird. Doch Charlottenburg blieb unzugänglich und der Plan der Kursürstendammbahn mußte fallen. Eben so wenig Erfolg hatte der Zweite Vorschlag des Ministers: die wilnursdorfer Linie an der Uhlandstraße abzulenken und so dem charlottenburger Plan anzunähern. Wilmersdorf lehnte nach sorgfältiger Prüfung der gesammten Verhältnisse diesen P!an mit eingehender Begründung ab. Charlotter.burg nahm überhaupt keine Stellung dazu. Jetzt gab es also nur noch das wilmersdorfer Schnellbahnprojekt. Am sechsundzwanzigften Juni 1909 verfügte der Minister, das Bauunternehmer! Hochbahn-Wilmersdorf-Dahlem sei dem Kleinbahngesetz zu unterstellen. Nun konnte die Hochbahngesellschaft das Ecgänzungverfahren einleiten und für die Strecke vom Wittenbergplatz nach dem Nürnberger Platz, die sie zu bauen hatte, die Einwilligung Charlottenburgs erzwingen. Der erste Akt des Dramas war beendet. Und Wilmersdorf durfte sich der frohen Erwartung hingeben, daß die Hochbahn, sein Bundesgenosse, der den Schnellbahnplan angeregt und entworfen hatte, die Fortführung mit dem selben Eifer wie bisher betreiben werde.

Der zweite Akt brachte eine Ueberraschung. Als Charlottenburg, dessen Ansprüche nach Verwerfung des eigenen Schnellbahnplanes wesentlich herabgestimmt waren, auf den letzten Einigungvorschlag des Ministers, zu dem es noch keine Erklärung abgegeben hatte, nach drei Monaten zurückzriff und sich bereit erklärte, die Führung der wilmersdmfer Bahn durch sein Gebiet zuzulassen, wenn sie durch die Uhlandstraße gehe, wies der Minister den Polizeipräsidenten an, die Bauerlaubniß für Wilmersdorf noch vier Wochen zurückzuhalten, damit für neue Einigungversuche Zeit bleibe. Wilmersdorf mußte sich, zumal neue sachliche Momente von keiner Seite geltend gemacht wurden, darauf beschränken, die ausführliche Begründung seiner früheren Ablehnung dcs Uhlandstraßenplanes zu wiederholen. Tie städtischen Körperschaften erklärten sich immer noch bereit, an ihren beiden getrennten Bahnen, der Südwestlime nach Dahlem und der Westlinie nach Halens«, festzuhalten: erblickten aber in der mechanischen Zusammenziehung dieser beiden Linien zu einer einzigen, über die Uhlandstraße und das letzte Viertel des Kurfürstendammes laufenden, nur ein Verlegenheitprodukt, dcm wichtige Vorzüge der beiden selbständigen Bahnen fehlen. Man war wohl auf diese Ablehnung gefaßt und hatte deshalb einen scheinbar neuen VcrmitZelungweg vorbereitet. Charlottenburg erkläre sich nämlich bereit, seine Straßen der wilmersdorfer Bahn zu öffnen, wenn sie nur nach dem Centrum Berlins führe; den Osten solle eine neue Linie (Kurfürftendamm bis zur Uhlandstraße) mit Charlottenburg verbinden. Danach hätte also Charlottenburg neben seiner bereits vorhandenen Untergrundbahn für das Kürfürstendammgebiet eine neue Verbindung mit dem Osten gewonnen. Wilmersdorf sollte, wie der neue Einigungvorschlag behauptete, über durchgehende Züge nach dcm Centrum verfügen und nur auf die Züge nach dem Osten, auf die sein

Vertrag mit der Hochbahn ihm ein Recht giebt, verzichten. Unter diesem Eindruck erklärte sich der Oberbürgermeister von Wilmersdorf bereit, den Einigungvorschlag dem Magistrat und den Stadtverordneten zu empfehlen. Dieses Versprechen hat er auch gehalten. Aber die beiden anderen wilmersdorfer Vertreter, in deren Händen die juristische und die technische Bearbeitung der Pläne lag, brachten ihre Bedenken zur Geltung und bewirkten die Ablehnung des Entwurfes, der sich nun, aus triftigen Gründen, auch der Oberbürgermeister anschloß.

Die geplante Neuanlage des Bahnhofs Wittenbergplatz, die der Kurfürsten-dammZinie die durchgehenden O-Züge verschafft, versetzt nämlich das wilmersdorfer Gleispaar in die Mitte zwischen die Schienen der alten charlottenburger Stamm-bahn und läßt es dort in einem Kehrgleis enden. Durch Weichen können dann allerdings die wilmersdorfer Züge auf dieser charlottenburger Bahn in das Centrum vonDerlin weitergeführt werden; aber eben so leicht ist es möglich, die Züge auf dem Kehrgleis vom Bahnhof Wittenbergplatz wieder nach Wilmersdorf zurückzu-führen. Dieses Hin- und Herpmdeln ist für die charlottenburger Züge und die der Kurfürstendammbahn, deren Gleise außen liegen und weiter nach Berlin führen, ausgeschlossen. Nun läßt sich heute schon voraussagen, daß nach höchstens zwei Jahrzehnten alle Züge vom Wittenbergplatz nach Berlin auf den zur Verfügung stehenden Schienenwegen nicht mehr weiter befördert werden können. Dann muß von'drei Linien, die am Wittenbergplatz einmünden, eine jedenfalls die direkte Ver-bindung mit Berlin verlieren: und nach der Anlage des Bahnhofes kann es nur die wilmersdorfer Bahn sein. Alle Zusicherungen helfen nichts gegen die Macht der Thatsachen; man wird lieber ohne einen Pfennig Geld der inneren Linie die Durchgangszüge nehmen als durch einen viele Millionen verschlingenden Umbau eine der beiden Außenlinien abschneiden. Das sieht auch Professor Cauer in seinem Gutachten voraus. Jsts aber später so weit, können die wilmersdörfer Züge über den Wittenbergplatz hinaus nicht mehr befördert werden, haben nur charlottenburger Stammbahn und Kursürstendammlinie noch durchgehenden Berkehr, dann wird man mit Recht hervorheben, daß der Ostverkehr für das reiche Kursürstendamm-viertel tnne allzu grotzcBedcutung habe, dann tonnen, durch die einfacheAnl'üge neuer Weichen, Kurfür stsndammbahu und charlottenburger Linie so verbunden werden, daß beide Schienenwege nach Belieben durchgehenden Schnellbahnverkchr mit dem Centrum und dem Osten haben. Wilmersdorf hätte also viele Millionen umsonst geovfert. Die Hingabe ließ sich rechtfertigen, wenn man die neu.?,« Ergänzrmgs-gleise und damit die Sicherheit dauernd durchgehender Züge erwarb. So aber kämen die Niescnsummen Charlotten bürg Zu Gut, dessen Verbindungen mit Berlin auf Kosten Wilmersdorfs verdoppelt wären.

Auch in Charlottenburg icheint man die angedeuteten Folgen dos Einigung-Verfahrens zu erkennen. Anfangs brachte die Stadtverordnetenversammlung dem Plan Mißtrauen entgegen, tadelte das ständige Zurückweichen Charlottenburgs und zeigte, trotz eindringlicher Ermahnung des Oberbürgernieisters, nur geringe Lust zur Annahme des Entwurfs. Eine Ausjchußberathung, in der sich der Magistrat freier äußern konnte, änderte jedoch das Bild. Die Vorlage wurde in der Voll-versammlung angenommen und am Schluß der Verhandlung drückte auch der ständige Referent dem Magistrat die F eude darüber aus, daß „das große, Hoffnung- und zukunftreiche Werk zum Abschluß gelangt sei". Das deutete nicht auf den Ent-schluß zur Nachgiebigkeit, sondern- auf das Vorgefühl glänzender Errungenschaften.

Auch der Hochbahn mußte der Einigungentwurf erwünscht sein. Sie brauchte
die Genehmigung Charlottenburgs zur Freigabe der Straße nicht zu erzwingen,
wenn sich eine gütliche Einigung erzielen ließ. Niemand wird der Gesellschaft
verargen, daß sie den Prozeß mit seinen Kosten und Lasten meiden wollte, wenn
Das ohne Benachtheiligung des Verbündeten möglich war. Die Hochbahn hat
den Borwurf, Wilmersdorf im Stich gelassen zu haben, zurückgewiesen und be-
theuert, daß sie noch jetzt die Ausführung des ursprünglichen wilmersdorfer Ent-
wurfes wünsche; sie glaube sich nur verpflichtet, auch alle anderen Wünsche und Vor-
schläge genau zu prüfen. Der Einigungentwurf, um den sichs jetzt handelt, war
aber schon im Mai 1909 von der Hochbahngesellschaft dem juristischen Referenten
Wilmersdorfs vorgelegt und von ihm, ohne daß sich die Techniker mit dem Plan
zu befassen hatten, zurückgewiesen worden. Daß ein gleichartiger Entwurf sechs
Monate später von Charlottenburg vorgelegt wmde, muß auffallen. Das Interesse
der Hochbahngesellschaft an dem Entwurf erscheint aber verständlich, wenn man
erwägt, daß er ihr erstens die Kosten des Ergänzungverfahrens erspart und zweitens
ermöglicht, auf vier erweiterbaren Linien den Menschenftrom zwischen Wittenberg- und
Nollendorfplatz der Hochbahn zuzuführen. Charlottenburg dringt nach Westend und
der Juvgfernhaide vor. Die Kurfürstendammbahn kann nicht ein Torso bleiben, son.
dern muß nach der einen oder anderen Richtung über die Uhlandstraße hinaus ver-
längert werden; zwischen Dahlem und den weiter entfernten Gemeinden schweben
schon jetzt Unterhandlungen wegen des Anschlusses; das Selbe gilt für Schöneberg.
Und diese Menschenschaaren würden künftig die Hochbahnhöfe vom Wittenbergplatz
bis zum Potsdamer Platz Überfluthen und auf einer einzigen überladenen Kara-
wanenstraße nach Berlin befördert werden. Daß diese Anhäufung jeder vernünftigen
Verkehrspolitik widerspricht, ist klar. In der Märzkonferenz hatte der Vertreter
Berlins vor jeder Abzweigung der Hochbahn gewarnt. Da aber nebe« dem alten
Schienenweg in der Bülow- und Kleiststraße Ergänzungsgleise nöthig sind, die
wieder eine Fortsetzung verlangen, so muß man dem Minister beistimmen, der
damals sagte, nur eine der geplanten Bahnen, und zwar die wichtigste, die wil-
mersdorfer Linie, können ihren Betrieb mit der Stammbahn vereinen, während
die anderen selbständig ihren Weg nach Berlin suchen müßten. Der Einigung-
entwurf aber stößt diese vom Minister selbst aufgestellten Grundsätze um und würde
die künstige Regelung des Schnellbahnverkehrs von Groß'Berlin schädlich beein-
flussen. Daß diese Anhäufung des Verkehrs, die Hineinzwängung der Fahrgäste
in eine einzige Richtung auf die Dauer unmöglich ist, daß nach zwanzig Jahren
eine Umgestaltung der Verhältnisse erfolgen muß, braucht die Hochbahngesellschaft
nicht zu kümmern. Denn sie mutz ihr Unternehmen im Jahr 1927 an die Ge-
meinden auf deren Verlangen abgeben und kann dann die Ablösungsumme nach
den mächtig angeschwollenen Verkehrszahlen berechnen. Den Gemeinden aber bliebe
später die Auflösung des Knotens unter hohen Kosten vorbehalten. Wilmersdorf
hält an dem ursprünglichen Plan des Ministers fest, daß die Kurfürstendammbahn
den Wittenbergplatz nur berühre und sich, wenigstens in Zukunft, mit der schöne-
berger Linie vereine, dieser dadurch die fehlende Lebensfähigkeit gewähre und mit
ihr gemeinsam auf neuem Weg das Innere Berlins aussuche.
Wilmersdorf muß aber auch darauf bestehen, daß die Kurfürstendammbahn,
die nach dem Entwurf in der Uhlandstraße enden soll, auch wirklich den ganzen

Kurfürftendamm durchläuft. Das Ministerium selbst bezeichnet die^jetzt vorgesehene Strecke des Kurfürstendammes als „AnfangSftück einer Schnellbahn, deren Fort« setzung nach Halensee und Schmargendorf kaum in Zweifel zu ziehen ist". Weshalb soll dann die Weiterführung nicht wenigstens im Prinzip mit Charlottenburg vereinbart und die Koftenbetheiligung grundsätzlich festgesetzt werden? Etwa, weil Charlottenburg die Bahn in sein Weichbild ablenken will?

Das Ergebniß all dieser Erwägung war, daß Wilmersdorf den Einigungentwurf ablehnte. Die Frist von vier Wochen war somit wieder ergebnißlos verstrichen; und der Minister mußte Wilmersdorf die zugesagte Bauerlaubniß für die Bahn innerhalb seines Weichbildes gewähren. Er hat in einem offiziösen Artikel aber auch die Wilmersdorfer getadelt, weil sie „in einseitiger Interessenvertretung die Ausgestaltung eines Schnellbahnnetzes gehemmt und aufgehalten" haben. Der Tadel ist nicht gerecht. Die Gründe, die Wilmersdorf zur Ablehnung des Entwurfes bestimmten, sind dem Polizeipräsidium, dem Beauftragten des Verkehrsministers, sofort mitgetheilt worden. Trotzdem beschränkt sich die ministerielle Kundgebung auf die kurze Angabe, daß Wilmersdorf nicht das geringfügige Opfer bringen wollte, auf durchgehende Ostzüge zu verzichten. Daß Wilmersdorf fürchten muß, später auch die Durchgangszüge nach dem Centrum zu verlieren und die eigene Bahn zum Pendelverkehr herabgedrückt zu sehen, daß Wilmersdorf die Fortsetzung der Kurfürstendammlinie über die Uhlandstraße hinaus bis nach Halensee für gefährdet hält, daß es ferner im Interesse von Groß-Berlin die unglückliche Bahnhofsanlage am Wittenbergplatz und die gesammte Überlastung mißbilligt, wird in dieser Kundgebung nicht erwähnt. Solche Unterlassung könnte schon dem Gegner nicht verziehen werden; bei Dem, der sich zum Richter berufen fühlt, muß sie als unverantwortlich bezeichnet werden. Wilmersdorf wird sich aber durch solche Zeichen des Grolles, die wohl auf übereifrige Ruthe zurückzuführen sind, nicht beirren lassen und von der ihm ertheilten Bauerlaubniß erst Gebrauch machen, wenn die Bahnhofsanlage am Wittenbergplatz so geplant ist, wie sie den Verkehrsinteressen von Groß-Berlin entspricht. Von diesem Standpunkt aus wird eö alle neuen Einigungvorfchläge prüfen; eigene Entwürfe, die diesen Forderungen gerecht werden, hat es den Behörden und der Nachbargemeinde vorgelegt. Wilmersdorf glaubt sich zur Standhaftigkeit verpflichtet; nicht, weil fein Interesse sich mit dem des DomänenfiskuS deckt, sondern, weil gegen den Verkehrswerth seiner Bahn in keiner Phase deS Streites haltbare Bedenken vorgebracht worden sind.

Wenn es ein Berkehrsparlament von Groß-Berlin gäbe, dem die Ausgestaltung des Schnellbahnnetzes der Hauptstadt und ihrer Vororte obläge, dann würde ein einzelner Bezirk, zumal ein solcher, der, wie Charlottenburg, bereits über ausgezeichnete Schnellbahnverbindung verfügt, kaum gewagt haben, ein Bahnunternehmen von so weittragender Bedeutung wie das wilmersdorfer deshalb zu befehden, weil der unterirdische Schienenweg an einer Stelle seine Bezirksgrenzen überschreitet. Der Versuch, das allgemeine Verkehrsinteresse dem engherzigen Anspruch auf Straßenland zu opfern, wäre von allgemeinem Unwillen zurückgewiesen worden. Wilmersdorf hegt nur den einen Wunsch, die Entwickelung der Spruchbehörden so gefällt zu sehen, wie wenn es kein Wilmersdorf und kein Charlottenburg gäbe, sondern ein einheitlich

Wilmersdorf. Dr. Georg Heinitz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin,
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Verlin, den 22. Jannar 1910.
Bethmann.
^Mürst Bismarck hatte die Gewohnheit, wenn es sich um wichtige politi-
"SW sche Fragen handelte, selbst zu kommen, nicht einen Staatssekretär zu
beauftragen, sondern selbst seine Ansicht zu vertreten und selbst die volle Ver-
antwortung auf sich zu nehmen.Herr vonBethmann-Hollweg hat dasPrin-
zip, überhaupt nicht mit uns zu reden. Aber wir werden mit ihm reden; und
werden um so deutlicher mit ihm zu reden haben, als er deutlich schweigt."
DieseSätzefandich in dem Stenogramm einersvernünftigen unwirksamen)
Rede, die der freisinnige Abgeordnete Schräder am dreizehnten Januar im
Reichstag gehalten hat. Trotzdem die Rüge von einem sozialdemokratische?
Abgeordneten in gröberem Ton wiederholt wurde, kam vom Bundesraths
tisch keine abwehrende Antwort. Warum nicht? Staatssekretär Delbrück, de;
der Bericht ausdrücklich den „Stellvertreter des Reichskanzlers" nennt, war
wie mir scheint, zur Abwehr verpflichtet; verpflichtet, zu sagen: „Ich erspar
demHohenHause und mir denNachweis, daß gerade von den Parteigenosse!
des Herrn Abgeordneten Schräder dem Fürsten Bismarck oft vorgeworfei
worden ist, er komme vielzu selten in denReichstag und bleibe auch wichtigen
Debatten fern. In den amtlichen Berichten kann Jeder nachlesen, was Fürst
Bismarck auf solchen Tadel geantwortet hat.Die Tadler vergaßen eben, daß
der Geschäftsbezirk des Reichskanzlers schon nach seinem Umfang an dieLei-
stungfähigkeit eines Menschen kaum nMbare Forderungen stellt. Weil eine
achtjährige Erfahrung gelehrt hatte, daß derKanzler, dem als wichtigste Auf-
gabe derVerkehr mit demKaiser. denBundesregirungen und den bei uns ak-

kreditirtenVertretern fremderStaaten obliegt,nicht überall persönlich für die Vorschlage undEntfchlüffe derVerbündetenRegirungen einzutreten vermag, ist, mit der Zustimmung des Reichstages, das Gesetz über die Stellvertretung des Reichskanzlers beschlossen und am siebenzehnten März 1878 verkündet worden. Wortlaut und Sinn dieses Gesetzes geben mir das Recht, hier, als Stellvertreter des Reichskanzlers, Ihre Interpellation zu beantworten. Von dem Recht, Stellvertreter zu ernennen, haben alle Kanzler des Deutschen Reiches sehr oft, auch da, wo es sich um .politisch wichtige Fragen' handelte (unwichtige, memeHerren,schliehenSie doch wohl vondenErörterungm dieses HohenHauses aus?),Gebrauchgemacht.Darüber wirdDersich nichtwundern, der dssWachsthum derReichsgeschäfte, also auch der dem Kanzler aufgebürdeten Arbeitlast in den letzten Jahrzehnten beobachtet hat. Ich aber kann meinSwunen darübernicht unterdrücken, daß Herren, dieso lange im Reichstag sitzen, hier die Frage der Verantwortlichkeit stellen. Ist denn die Reichsverfassung nach fast vierzigjähriger Lebensdauer noch immer so unbekannt, daß selbst alte Parlamentarier von dem Zweifel geplagt werden können, wer für alles im Namen des Reiches Verfügte und Angeordnet? dieVerantwortung trägt? Nach öem siebenzehnten Artikel derReichsverfassung nur der Kanzler. Einen anderen politisch verantwortlichen Beamten haben wir im Reich nicht. Und diese^volle'Verantwortlichkeitwird nicht im Geringsten dadurch geschmälert, daß der Kanzler sich im ganzen Umfang seinerGeschäfte oder für denBereich eines einzelnenAmtszweigesvertretenläßt.GesetzundGewohnheit,Pflicht undRecht zeugen lautfür dasheute,nach unzähligenPraecedenzien, gewählte Verfahren; und ich muß deshalb dieTadelsworte,die wir hier gehört haben, als völlig unbeglündec und unbegründbar zurückweisen." Herr Delbrück hats nichtgethan- hat kein armesWörtchen derAbwehrgespröchen. Fand ersnicht nöthig? Weiß er nicht, daß mit allen erreichbaren Mitteln, auch recht häßlichen, gegen Herrn von Bethmann gearbeitet, daß der Kanzler als träg, indolent, unfähig, kränklich geschildert und ringsum erzäh lt wird, dieser Schatten werde bald wiederve'cschwinden? Dawäre ein ernster Protest doch recht nütz'lich gewesen. Den Kaiser, heißts, langweilt Bethmann schon. Der zeichnet den BaronSchoen absichtlich aus, durch Besuch?, Einladungen, Orden, und hält sich dem Kanzler fern. Wegschicken wird er ihn fürs Erste wohl nicht; aber auch nicht stützen, wenn der arme Theobald im Parlament auf Schwierigkeiten stößt. Der berlinerSchnodderwitz„Hol'mansBettweg,sonstschläft Bethmann-Hollweg noch länger" sei in Potsdam erzählt und mit lustigem Lachen aufgenommen worden. „Der Kanzler ist fast schon fertig."

Tratsch? Mag fein. Doch gefährlicher. DiePresse feindsälig oder lau.
Hinter Schradens Rügesatz verzeichnet das Stenogramm „lebhaftes Bravo
links und inder Mitte"; alsoauch in der Centrumspartei unfreundlicheStim-
mung. Schweigen am Bundesrathstisch und auf denPlätzen derKonservativen.
Und die Worte und Witze, die der Eifer geschäftig herumträgt, finden Glau-
ben. Geht es so weiter, dann macht man dem fünften Kanzler dieGefchäfts-
leitung unmöglich; bringt rhu um den Kredit, den er braucht. Ich kenne Herrn
von Bethmann nicht, habe nicht den Beruf, ihn zu vertheidigen, und weiß,
daß mein Schirmversuch ihm im Hofklima schaden kann. Hier aber gehts
um das Ansehen des Reiches. In zwanzig Jahren vier Kanzler verbrauchen:
Das wäre am Ende einBischen zu viel. Halbwegs tüchtige Köchinnen sichert
man sich in gutenHäusern länger. Wollen wir jetzt, in einerZeitunaufschieb-
barerEntscheidungen, wieder wechseln? Nachbarlicher Lachlust das Bild rath-
losenJrrlichtelirens bieten? Bei so gcringerKontinuität in der Leitung kann
ckein Geschäft gedeihen. Ich sehe auch gar keinen Grund zu gerechtem Tadel.
Herr Schräder sprach am fünfzehnten Verhandlungtag dieser Reichstags-
session; behauptete: „Herr vonBethmann hat das Prinzip, überhaupt nicht
mit uns zu reden." Ist dasBehauptete als wahr erweislich? Fünfzehn Sitz-
ungen: vierReden des Kanzlers. Kurze, nüchterne, sachlich zureichendeReden.
Hat derReichstag dasRecht, mehr zu fordern? Der Kanzler die Pflicht, mehr
zu leisten? Etwa die Pflicht, die Versetzung oberschlesischer Reichsbeamteu
selbst zu begründen und damit zweiTage totzuschlagen, derenStunden er im
Dienst des Reiches viel nützlicher ausfüllen konnte ? Hätte er denn Anderes vor-
zubringen vermocht als das von den Reichsämtern des Inneren und derPoft
ihm gelieferte Material? WarHerrDelbrück, der ^Oberbürgermeister von
Danzig und als Oberpräsident von Westpreußen die Polennoth des Oftens
nah gesehen hat, nicht der für diesen Fall passende Stellvertreter? Oder war
dem Kanzler, der mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft in gestern ihm noch
Völlig fremden Riesengebieten heimisch zu werden trachtet, ernstlich zuzumu-
then, daß er, ohne innere und äußere Nöthigung, eine nutzlose, langwierige
Erörterung nationalpolitischer Grundsätze herbeiführe und dadurch sofort
sich Parteien verfeinde oder wenigstens verstimme, deren Mitwirkung an der
Reichsarbeit einstweilen doch unentbehrlich ist? Nur ein Kurzsichtiger wäre in
diese Falle getappt. Jfts nicht ausbündige Thorheit, einen Kanzler nach der
Zahl, der Länge, demGlanz seinerReden zu beurtheilen? Wird derVerftän-
dige den Direktor einer Aktiengesellschaft, derin Generalversammlungen nicht
als Redner undWitzbold brillirt, schon deshalb für untüchtig erklären? Daß
10»

ein Reichskanzler hübsche, effektvolle Reden halten kann, beweist noch nichts für seine Eignung zum Amt des Geschäftsführers. Der einzige verantwortliche Beamte des Reiches hat wichtigere Arbeit als die im Parlament zu leistende. „Dem Abgeordneten Bamberger muß ich zugeben, daß mir mitunter die Zeit fehlt, hier Alles zu hören und auf Alles zu antworten. Selbst wenn ich ganz gesund wäre, würde sie mir fehlen; denn ich habe nicht nur Nebengeschäfte außer den parlamentarischen, sondern mein eigentlicher Beruf ist gar nicht der parlamentarische. Wenn ich als Reichskanzler hier erscheine, so ist meine Legitimation ziemlich zweifelhaft. Ich habe alspreuhischerBevollmächtigter ein Recht, hier zu erscheinen, aber durchaus nicht die Pflicht; es ist ein freiwilliger Dienst, den ich der gegenseitigen Verständigung leiste, wenn ich überhaupt hierher komme und mit Ihnen diskutire; die Verfassung verpflichtet mich dazu nicht. Ich vertrete hier auch nicht meine Ansichten, sondern die Beschlüsse des Bundesrathes, der per m^ors. beschließt... Ich muh, im Interesse des Geschäftsganges, mich damitvertrautmachen, daß ichüberhaupt hier wegbleibe; denn ich wirke gewissermaßen wie das rothe Tuch (ich will den Vergleich nicht fortsetzen), wie der Auff, habe ich früher gesagt, der Uhu in der Krähenhütte: sowie ich komme, ist Etwas los. HerrLasker hat gesagt. ‚Der Reichskanzler wird eine große Aktion machen/ Ich hasse große Aktionen und bin vergnügt, wenn ich Dessen überhoben bin." Das sind Worte Bismarcks. Herr von Bethmann soll große Aktionen machen; soll (auch im Abgeordnetenhaus ist seine Abwesenheit von einem Freisinnigen getadelt worden) zwischen Reichstag und Landtag pendeln und. um sich nur ja eloquent zu zeigen, die Hauptarbeit liegen lassen. dono? Nicht dem Reich; nur den Schreibern undSchwätzern, denen derStoffzufehlenanfängt,wennderKanzler ihnen nicht in jederWocheeinpaarMeterzurVerarbeitungzuweist.Dum« mes Zeug. Bethmattns Reichsbudget ist besser als je eins seit Jahren. Die beiden Thronreden, für die er verantwortlich ist, geben, wie die Botschaften britischer Könige und amerikanischer Präsidenten, ohne Wortpomp und Glanzstuckeineübersichtliche Listederden Parlamenten abzufordernden Arbeit. Das alte Lied von den Beziehungen derVerbündetenNcgirungen zu den Parteien herunterzuleiern, mit der weißerlSchürze die nach fnscherReichswmstLüsternen herbeizuwinken, ist nicht seineAufgabe. Er ist nicht verpflichtet, der Preffe Stoff zu Artikeln zu liefern, die Hohen Hauser und das p. i. Publikum zu amusiren. Soll öffentlich nur sprechen, wenn er der Nation Etwas zu sagen hat. Und fühlt wohl, daß eine über den Rahmen knapper Auskunft und Erklärung hinausreichendeRede desKauzlers ein Ereignihsein müsse. Jetztwird zwischen den Coulissen gewispert, seine Rolle sei beinahe schon ausgespielt;

wird als zuverlässig Geltenden der Name des Nachfolgers ins Ohr geraunt.
Kommt die preußische Wahlrechtsnovelle ans Licht (die, weil ein Gewissen-
hafter heute nicht an einen schwer durchfechtbaren Konflikt mit derLandtags-
Mehrheit denken darf, höchstens Pluralstimmen und allerlei Flickwerk brin-
gen kann), dann ist Herr von Bethmann bereits ein spätherbstlich entlaubter
Mann. Sieht er dieGefahr nicht? Birgt man sie ihm? Er mag sich wahren.
Muh bei uns dennimmerderFalsche ansMesfer? Ausfüllbar,im Sinn
der Reichsverfassung, ist das Amt des Kanzlers längst nicht mehr; was hier
geleistet werden müßte, kann kein Einzelner leisten. Bis wir uns Einrichtun-
gen geschaffen haben, die dem Bedürfnis genügen, müssen wir geduldig sein-
Hier ist ein fleißiger, ernsthafter, gescheiter Patriot von bestem Wollen und
ohne Gier nach Applaus. Einer, der in stiller Arbeit Nützliches wirkenund sein
Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. Ob Schöpferkraft, Augenmaß,
Entschlußfähigkeit den Willen prompt genug bedienen, kann heute noch Kei-
ner sagen. Soll Spott und alberner Lungerwitz den Mann lähmen? Lasset
ihm mindestens doch dieZeit,die zu demBeweis nöthigist,daßernichtskann.
Kattowitz.
Das Centrum des oberschlesischen Steinkohlenhandels. Erst seit vier-
zig Jahren Stadt: und schon die Fafsade großstädtischen Getriebes. Ein Bahn-
hof mit allem „Komfort der Neuzeit"; üppig gebaute Villenz große,grell be-
leuchtete Läden und Restaurants, Schaugelegenheit und Vergnügungftätten
aller Art; in Winkelgafsen und Vorstädten noch Jammerhütten; abends und
in den Feiertagsstunden die Hauptstraßen überfüllt; noch im Morgengrau
trifft man Trunkene und Mädel mitScharlachbäckchen und Atropinpupillen.
Man merkt, daß in dieser Kohlenmetropole viel verdient, viel verjubelt wird.
Die ganze Herrlichkeit scheint gestern aus dem Boden geschossen zu sein. Der
Betrachter denkt an amerikanische Städte, die im Lauf eines Lustrums zu
Tropenblüthe gediehen. Hier wird Steinkohle gefördert, Eisen gegossen und
gewalzt, giebts Zinkhütten und Maschinenfabriken. Dicht neben rasch erwor-
benem Reichthum hockt in schmutzig grauen Fetzen die Noth.Der durchnäßte
Kohlenstaub einer noch dörflich gepflasterten Gasse scheuert die Gummireifen
theurer Automobile. Ein sehenswerther Ort; aus dem ein Romanschreiber
was holen könnte. Die russische und die österreichische Grenze nah; religiöse,
nationale, soziale Gegensätze. Ungefähr dreiunddreißigtausend Katholiken,
achttausend Protestanten, viertaufendJuden.Herr Pohlmann, derErsteBür-
germeister, muß ein guter Verwalter sein, sonst könnte er sich, als Evangeli-
ZcherundLiberaler,hiernichthalten.Noch mächtigerist derjungeHerr,dermun-

terin dem Hotelkaffeehaus nah beim Bshnhofthront: HerrWojciech Korfanty>
der vom Wahlkreis Kattowitz-Zabrze in den Reichstag Abgeordnete. Der
Vierzehnjährige kam vonderVolksschule aufs Gymnasium; studirte acht oder
neun Semester lang Staatsrecht und Volkswirthschaft; arbeitete dann in
Schacht und Hütte (um fachkundig mitreden zu können); wurde Redakteur,
Druckereibesitzer, Verleger der Zeitung ,,.?0laK". Ein Mann von Muth und
Energie, von Hellem Kopfund flinkerZunge. Demokrat, versteht sich; derVer-
trauensmann der oberschlesischen Polen, den selbst die Schwarzen und die
Rothen nicht aus dem Mandat drängen konnten. Siebenundzwanzigtausend
Stimmen(voneinundfünfzigtausend abgegeben en)habenihnimZanuar 1907
gewählt. Kattowitz ist seine Residenz. Seht die Defilircour! Mit der Miene
pfiffiger Majestät hört er die Wünsche seines Volkes. Stadtverordnetenwah!.
Achtzig Prozent Katholiken: und nur acht katholische Stadtverordnete; nur
acht neben neunzehn Protestanten und fünfzehnJnden. Simultanschule. Alle
Kreuze aus den Klassenzimmern entfernt. Nun sollen gsr noch zwei Manner ge«
wählt werden, die für den Katholikenfeind und Anarchisten Ferrer in öffent-
licher Versammlung geredet haben? Darfnichtgeduldet werden. Wir müssen
unsere Kandidaten, den Straschftarostenvf'.Adamczewski und den Fleischer-
meister Pakulla, durchbringen. Die haben gelobt, die Verfassung zu achten^
an keinem Versuch zur Aenderung der Staatsgrenzen und Staatsordnung
mitzuwirken und alsStadtverordneie auch die Interessen der deutschen Mit-
bürger jeden Bekenntnisses zu oertreten. Wuch das Centrum, gegen das wir
sonst kämpfen mußten, kann also für sie stimmen; und wirds thun, weil es
von der Regirung und vom Ostmarkenverein geärgert worden ist und weil
die Gegenkandidaten die Katholische Kirche gehöhnt und beschimpft haben.
Wir Polen müssen versuchen, wenigstens in der Dritten Wählerklasse zu siegen.
Alle Mann aufDeck! AmWahltag stimmen fünfundachtzig katholischeReichs-
beamte für die beiden Polen. Sie werden von den Vorgefetzten gewarnt. Fünf-
zehn, die auch am Stichwahltag für die Polen stimnzen, mit gleichem Rang
und Gehalt, „im Interesse des Dienstes", versetzt. Interpellation im Reichs-
tag. DieAbgeordnetenGrafHansOppersdorffsJesuitenzögling; Sohn einer
Talleyrand, Mann einer Radziwill;Radolins ehrgeiziger Schwager, der bis-
her nur, sehremsig,imDunkel arbeitete, jetzt aberseineZeitgekommenglaubt),
Korfcmty, Gröber, Schräder halten wirksame Reden. Der Bundesrath ist
(durch die Herren Delbrück und Kraetke) unzulänglich vertreten.
Polenpolitik? Miquel meinte, nur eine Bartholomaeusnacht könne,
ein Massengemetzel, noch helfen. MildereHerzen hoffen auf die Versöhnung,
der beiden Völker, kühlere Köpfe auf die Hebung der deutschen Wirtschafte

gegen die dann die polnische machtlos wäre. DerBau des Kaiserschlosses, des Anfiedlungpalastes, der Akademie, des Theaters und anderer haßlichen Luxushäuser hat denDeutscheu Posens Geld gebracht und mag drum, wie dietheure Düngung eines Kolonialgebietes (Posen ähnelt heute mehr als vor zwanzig Jahren einer polnischen, noch nicht lange dem Preußenstaat eroberten Stadt), hingenommen werden. Wo zwei Völker in einem Staatsverband um die Vorherrschaftstreiten, muß jede aberzunächst darauf halten, nichts Unklug unklug zu thun. Einen, dermit den Polenfertig werdcnkönnte,andenZwirnsfaden moralischer oder juristischerBedenken festzuhalten, wäre dumm. Jsts aber klug, Zündstoff auf heißenBoden zu legen, weil fünfzehn kleineReichspostbeamte amTag einer Stadtverordnetenwahl fürzweiPolengestimmthaben? Die deutschenKandidaten,zmeiRömerfresserundFerrerschwärmer, konnten sie, als Katholiken, nicht wählen; als „unpolitische Beamte" sich, sogar nach Bismarcks Interpretation der Königlichen Botschaftvom vierten Januar 1882, in der Ausübung ihres Wahlrechtes völlig frei glauben; und in ihrem Gewissen überzeugt sein, daß Deutschland und Preußen nicht leiden werde, wenn zwei Polen an dem kattowitzer Kommunalgeschäft mitwirken. „Von den unpolitischen Beamten verlangt der Erlaß nur, daß sie sich der Agitation gegen dieRegirung desKönigs auch bei den Wahlen enthalten. Das ist eine Forderung des Anstandes. Die Ausübung des eigenen Wahlrechtes wird niemals ein Grund sein, gegen einen Beamten einzuschreiten; ich würde dazu nie dieHand bieten." (Bismarck.) „Ein Beamter soll in keinerWeisein der Ausübung seines freienWahlrechtes beschränkt werden;und wenn derVorgesetzte einen solchen Versuch unternimmt, dann macht er sich, wie der Herr Reichskanzler sehr richtig gesagt hat, nicht nur disziplinarisch, sondern darüber hinaus strafbar." (Puttkamer.) Die Fünfzehn haben, auch nach der Angabe der Regnung, nicht agitirt; nur ihr Wahlrecht ausgeübt. Wars nöthig, sie deshalb zu versetzen? Ihnen dadurch die Sympathie aller Beamten, auch der deutschen, zu sichern, deren Kastenstolz gekränkt ward? Den Polen, dem Centrum so bequemeGelegenheitzuneuerAgitationzubieten?Wars wirklich klug? Ich hatte zunächst geglaubt, dasSpiel sei abgekartet undsolledieschädlicheLegende widerlegen, daß dieMacher derFinanzreform mitCentrum und Polen durch Dick und Dünn gehen. Man soll Regirenden nicht allzu weises Planen zutrauen. KeinSpiel: ein betrübender Fehler. FürstHatzfeldt durfte neun Jahre lang (ohne es freilich zu ahnen) als Oberpräsident die deutsche Herrschaft in Schlesien schwächen. Zwei polnische Stadtverordnete in Kattowitz: dann kehrt dem Deutschen Reich übermorgen das Chaos wieder.

Schoen c Ä Mannesmann.
Baron Schoen entpuppt sich als einen Mann von Thatkrafl und edlem
Ehrgeiz. Dah in feinem Amtsbezirk die Einladung deutscher Künstler nach
Buenos Aires vertrödelt ward und die in Argentiniens Hauptstadt geplante
Ausstellung deshalb wohl ohne deutsche Abtheilung bleiben wird: daran ist er
natürlich eben so schuldlos wie an dem ungünstigenUrtheil, das unter jedem
Himmel dieZunftgenofsen über seineLeistung fällen. Zweifelt Einer, ob die-
serFreiherr rücksichtlose Energie aufzubringen vermag? Er kanns. Ruht nicht
noch rastet, bis er bündig erwiesen zu haben glaubt, dah seine Landsleute aus
dem bergischenRemscheid in Marokko kein haltbares Recht erworben haben;
Franzosen,Briten,Spaniern bündig erwiesen.Das, meintMancher, sei nicht
gerade schwer? Gründe, die wider den Anspruch des son Fremden bedrängten
Mitbürgerszu zeugenscheinen, stöbere selbst derträgsteGeheimrath ausseinem
Aktenstoß? Hütet die Zunge; und lest erst, was die Norddeutsche Allgemeine
Zeitung aus dem gegen die Herren Reinhart und Max Mannesman« fabri-
zirten Weihbuch mitgetheilt hat. Ich will das Wesentliche hier wiederholen;
und das nicht Erwähnte in Klammern setzen. Wir sind seit 1904 in Marokko
für die wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Nationen eingetreten. (Und,
mit viel stärkerer Wucht, für die Souverainetät des Sultans; die wir dann
zerfetzen ließen und deren Rest wir jetzt mit devotem Lächeln verschenken.)
Artikel 112 der Algestrasakte lautet: vn firmln ekei-itlen <Zeterminera
les eonMwns c!e ec)nee83i0N et ä'exploiwtion 6e8 mine3, miniereö et
carriere8; clans l'elkOOrAtwn 6e ee firman !e Gouvernement ckeriüen
L'mspirers. 6e8 Ie^iL^ti0N8 elranZeres exi3tI.nt snr matiere.^ Die
Konzessionen und Ausbeutungmethoden, deren Verleihung und Zulassung
vom Willen des Sultans abhängt, sollen also dem Muster europaifcherBerg-
gesetzgebung nachgebildet werden. Diesen Artikel wollten wir, damit derfran-
zöfifchem Einfluß zugänglicheSultan nicht deutschen Unternehmern dieThür
schließe. (War, trotz Tanger und Tattenbach, der deutsche Einfluß noch da-
mals nicht größer als der französische, derAbd ulAziz aus der Herrschermacht
geschwemmt hatte? Hinderte dieserArtikel denSultan,Jedem,der ihm gefiel
oderBargeld bot, eineKonzesfion zu geben? Dann hätten unsereGegner, de-
ren Mehrheit gesichert war, nicht zugestimmt. Die deutschen Vertreter hatten
am neunundzwanzigsten Mörz 1906 die Ä^uäicatiON publice nach einem
unter derMitwirkung des Diplomatischen Corps zu wählenden Modus gefor-
dert; aber nicht durchgesetzt. Warum verschweigt maus und thut jetzt, als sei
dem deutschen Interesse Nützliches mühsam erlangt worden?) Mutungrechte,
die vor dem Erlaß des Berggesetzes erworben waren, konnten wir nicht aner«

kennen. (Weshalb nicht? Der Sultan war nur verpflichtet, die Konzessionen
nach derVorschrift eineseuropäischer Legislaturähnlichen, alleRechtsinhaber
bindendenBerggesetzes zuverleihen; in allem Anderenwar ervöllig frei. Lam-
masch und Zorn, Bar und Cohen, Moret undFusinato, Clunet und Rousfet,
Oesterreicher, Briten, Spanier, Italiener, Franzosen sogar haben in ausführli-
chenGutachten bestätigt, daß dieRechte der Brüder Mannesmann vonWort-
lautundSinnderAlgesirasaktegestütztwerden.DieimDeutschenReichRegir-
enden können diese Rechte deutscher Menschen nicht anerkennen. Wenn Guido
Henckel, den doch kein Kaiser für souverain erklärt hat, mir heute ein Berg-
baurecht ablritt, verliere ich diesesRecht nicht dadurch, daß morgen ein neues
Gesetz den Montanbetrieb ordnet; muß mich nur, wie jeder Andere, derVor-
schrift fügen.) Neue Errungenschaft: am zwanzigsten August 1908 beschlieht
das Diplomatische Corps in Tanger, das Berggesetz müsse ihm zur Begut-
achtung und Kontrole vorgelegt werden; beschließt es auf deutschen Antrag.
(Herrlich. Nur hat, erstens, das Diplomatische Corps auf diesem Gebiet gar
nichts zu beschließen; Minen, Gruben, Steinbrüche sind seiner Ingerenz durch
die Algesirasakte ausdrücklich entzogen. Und der Werth der Errungenschaft
wird, zweitens, durch die unbestreitbare Thatsache, daß in diesem Corps für
jede wichtige Entscheidung eine antideutsche Mehrheit zu finden ist, in den
Bezirk desZweifels gerückt. Am neunundzwanzigsten März 1906 lehnen die
Mächteden deutschenWunsch nach derMitwirkung des Diplomatischen Corps
ab: weil sie am Scherifenhof und im Maghzen leichtes Spiel zu haben wäh-
nen und als Konferenzsieger stolziren. Am zwanzigsten August 1908 erfüllen
sie den selben Wunsch gern: weil sie nun mit Muley Hafid rechnen müssen
und sich jeder neuen Möglichkeit zur Einwirkung nur freuen können.) Der
einstimmige Beschluß des Diplomatischen Corps (den ein nicht informirter
Vertreter des Deutschen Reiches erwirkt hat) interpretirt den Geist der Alge-
sirasakte und kann nicht angefochten worden. (Darüber sagt Professor Zorn,
KronZyndikus, Mitglied des Herrenhauses, vom Deutschen Reich für die Erste
Friedenskonferenznach demHaag delegirt: „Selbst wenn hier,GeistundSinn'
der Akte für die Feststellung des Inhaltes in Anspruch genommen werden
dürften, was den obersten Grundsätzen der Auslegung aufsSchärfste wider-
spräche, könnte auch hieraus eine Mitwirkung des Diplomatischen Corps an
der marokkanischenMinengesetzgebungnichtgefolgertwerden. Das hieße ein-
fach: die Willkür, und zwar eine ziemlich brutale Willkür, an die Stelle der
juristischen Interpretation fetzen. In diesem Punkt sind alle Gutachter absolut
einerMeinung; eine andere läßt sich auch aus derAlgesirasaktenicht begrün-
den.") Baron Schoen und seine Leute sind anderer Meinung. Nach der von

haltbaren Rechten der Remscheider nun überhaupt nicht mehr die Rede fem
kann. Das am sechsten Oktober 1908 von Muley Hafid erlassene Berggesetz
ist ohneWissen der berlinerRegirung entstanden (Mannesmanns behaupten:
unter der Mitwirkung des Auswärtigen Amtes und der Bergabtheilung im
preußischen Handelsministerium), nicht in der üblichen Form (der in Europa
üblichen) verkündet worden und schon deshalb nicht als giltig zu betrachten.
(Zorn.- „Daß Gesetze in Marokko, in Bezug auf formelle Erfordernisse, be-
sonders die Verkündung, nicht nach den für civilistrte Staaten geltendenVor-
schriften bemtheilt werden dürfen, ist klar. Das formelle Verfahren ist dort
sehr summarisch und besteht im Wesentlichen nur darin, daß der den In-
halt des Gesetzes enthaltenden Urkunde das Siegel des Sultans beigefügt
wird und daß die Befehle des Gesetzes den mit ihrer Ausführung betrauten
Behörden mitgetheilt werden. Diesen Erfordernissen ist auch beim Minengesetz
genügt worden; und andere ??nnt das marokkanische Rechtnicht. Ueberdiesist
das Gesetz dem Deutschen Konsul amtlich mitgetheilt worden und jeder Inter-
essent war in der Lage, es kennen zu lernen. Danach ist esdurchaus grundlos
zu behaupten, dasGesctz sei ein .geheimes'gewesen, von dem nur dieBrüder
MannesmannKenntniß gehabt haben. Das trifft nicht zu; wäreaberimUeb-
rigen auchrechtlich bedeutnnglos.An derGiltigkeitdes Minengesetzes kann,auch
darin stimmen sämmtliche Gutachter überein, ein irgendbegründeterZweifel
nicht bestehen.") Nicht bei Briten, Spaniern, Franzosen. Das Auswärtige Amt
desDeutschenReicheshältdas Gesetz,aufdessenBodendeutscheKaufleuteKon
zejfionen erworben haben,fürungiltig.Weil es,primo,,, geheim geblieben"und
zwar dem deutschenKonsulatsverweser inFez zuamtlicherKenntnißgebracht,
sonst abervon Mannesmanns nur bestimmtenPersonenmitgetheiltwordensn.
(Ein wichtiger, fürDeutschland wichtiger BriefMuleyHafidswarinder Deut-
schen Gesandtschaft, deren Leiter, Herrn Langwerth von Simmern,der Adressat
ReinhartMannesmannihnübergebenhatte,so schlecht gehütetworden,daß sein
Text in dem marokkanischen Franzosenblatt veröffentlicht wurde. Durfte ein
Gewissenhafter riskiren, daß Deutschland noch einmal um einen fast schon
eingeheimsten Vortheil kam?) Weil, 86cuncw, das Gesetz unvereinbar mit
dem Beschluß des Sultans Abd ul Aziz gewesen sei, von dem französischen
JngenieurPort/einMinengesetz ausarbeiten und dem DiplomatischenCorps
unterbreiten zu lassen; und an diesen Beschluß seines Bruders war Muley
Hafid gebunden. (Nur an diesen, scheints; nicht an die Thatsache. daß Abd
ulAziz imOktober 1906 demDeutschenGesandten in feierlicher Audienz das
Prioritätrecht Reinharts Mannesmann unzweideutig bestätigt hatte. Pro-
fessor Lammasch, Mitglied des österreichischen Herrenhauses und des haager

Schiedsgerichtshofes: „Wenn es richtig sein sollte, daß Abd ul Aziz den Ingenieur Porche beauftragt habe, im Einvernehmen mit demDiplomatischen Corps in Tanger ein Berggesetz auszuarbeiten, und daß Muley Hafid diesen Auftrag bestätigt habe, so beeinträchtigt dies Alles keineswegs die Geltung des am sechsten Oktober 1908 erlassenen Berggesetzes und dieWirksamkeitder auf dessen Grundlage ertheilten Konzessionen. Für deren Geltung kommt vom Standpunkt des internationalen Rechtes nur die in der Algefirasakte enthaltene Voraussetzung in Betracht, daß sie auf Grund eines Berggesetzes verliehen sein müssen, das von den Grundsätzen des Bergrechtes in den fremden Gesetzgebungen inspirirt ist. Dieser Voraussetzung entsprechen die derFirma Mannesmann ertheilten Konzessionen, Wenn dieErlasfung des Berggesetzes und die darauf gegründeten Konzessionen einem dem Diplomatischen Corps gegebenen Versprechen widerstreiten sollten, so steht den Mächten das Recht zu. Schadensersatz zu begehren; keinesfalls wird dadurch die Geltung der in Kraft eines bestehenden Gesetzes verliehenen Konzessionen berührt." Genau wie Zorn: „Nichts berechtigt zu der vom Staatssekretär des AusVärtigen Amtes mitgetheilten Behauptung, daß Konzessionen bisher in rechtlich giltiger Weise garnichtertheilt werden konnten. Die Rechtsfrage ist vielmehr vollkommen inOrdnung: aufGrund desArlikels112derAlgefirasakte istdasmarok« kanischeMinengesetz erlassen und aufGrund des Minengesetzes sind die Konzessionen ertheilt. Durch Erlaß eines neuen Minengesetzes würde an der Giltigkeit der auf Grund des alten ertheilten Konzessionen kein Jota geändert. Welchen Nutzen, bei dieser ganz klaren Rechtslage, ein Schiedsgericht haben sollte, ist nicht einzusehen. Darum sollte man auf deutscher Seite kein Schiedsgericht zugestehen." DasAuswärtigeAmt, das doch auf der deutschen Seitezusuchenist.hatdieses Schiedsgerichtvorgeschlagen und, nachungeheurer Arbeitmühe, durchgesetzt. Also wieder eine Errungenschaft. Wollt Ihr noch mehr? Fünf vonschweizerMandarinen erkürteRichter werden entscheiden, ob Mannesmanns irgendeinenAnspruchhüben.LiebVaterland,magstruhig sein! Fest steht und treu... Baron Schoen entpuppt sich als einen Staatsmann von furchtloser Thatkraft und edelstem Ehrgeiz. Er läßt kein Mittel unversucht, um zu erweisen, daß seine Landsleute mit ihrem Muth, ihrer zähen Klugheit nichts Haltbares gewonnen haben. „Zwei Sultane haben dem Willen, Herrn Reinhart Mannesmann Minenkonzesfionen zu gewähren, klaren Ausdruck gegeben. Der regnende, von allen Mächten anerkannte Sultan hat mit dem deutschen Fabrikanten einen Vertrag geschlossen, der unseremLandsmann meinem weitenRevierdasBergrechtzuspricht.DieserVertrag,denSachverständige aus sechs GrohftaatenMänner von Weltruf, für unanfechtbar ei-

klärenunddessenTragweiteauch durch diebekanntenSchwankungendermarok-
kanischen Politik in der Zeit des Thronstreites nicht geschmälert werden kann,
stehtunterdem Schutz desDeutschenReiches. Wirlassen ihnnichtantasten. Zu
entschlossenerAbwehr verpflichtet uns schon Artikel3 der Reichsverfassung, der
allenDeutschen dem Ausland gegenüber den Schutz des Reiches verbürgt. Wir
dürfen aber auch überzeugt sein, daß der Versuch einer Jnteressentengruppe,
diesen Vertrag zu entkräften, in ihrer eigenen Heimath von der bewährten
Gerechtigkeit der Regirung und der Oeffentlichen Meinung zurückgewiesen
werden wird. Deutschland hatin den verschiedenen Phasen der marokkanischen
Auseinandersetzung ein solches Maß versöhnlicher Gesinnung gezeigt, daß es
bestimmt erwarten darf, mmnicht mitneuerZumuthungbelästigtzu werden/'
Wenn der Staatssekretär so gesprochen hätte, wäre er zu Haus gelobt wor-
den. Da er ganz anders sprach, wurden ihm in Paris papierne Kränze ge-
wunden. Wohlerworbene: Baron Schoen hat, ein blinder Hesse, den Fran-
zosen die Waffen geliefert, in deren Besitz sie hoffen dürfen, Mannesmanns
Vertrag zu durchlöchern und sich ein Erzmonopol in Marokko zu schaffen.
Nach solchen Waffen hatten sie vorher vergebens ausgespäht. Mulcy
Hafid ließ sich nicht einschüchtern; hatte nun einmal die Sympathie mit dem
Remfcheider, der gut schießt, als preußischer Offizier was vom Kriegswesen
vnsteht, dem Sultan männliche Wahrheit sagt (und einen weihen Elephan-
ten schenkt); lieh von ihm, als der gefangeneRoghi nach Fez gebrachtwerden
sollte, sin Kamel und sprach lächelnd: „Weil er gewagt hat,DeineBergrechte
Anderen zu verleihen, soll der Roghi auf Deinem Kamel ins Gefängniß rei-
ten." (SolchenVertrauensmann eines dicht beiGibraltar und neben Algerien
thronenden Herrschers hätscheln die Leute des AA doch sicher? NonsiEur Is
Laron LcKoen läßt ihn, der in Tanger ein Schiff gechartert hat, um
schneller in Berlin zu sein, drei Tage lang antichambriren und erklärt dann,
er könne ihm, da dieVerhandlungen geheim seien,über denStand derDinge
nichts mittheilen.)Da war also nichts zu hoffen. In derSeele diefesSulwns
lodert der Wunsch, das Franzosenjoch abzuschütteln. (Drum verschreit ihn
pariser Lügenkunst als einenKanibalen.) Schon hat man sich drüben mit der
Thatsache abgefunden, daß ein Zehntel des marokkanischen Bergreviers von
Deutschen ausgebeutetwird.Zwar gab es, noch unter Clemenceau, einen Mo-
ment, wo die berliner Herren zu wanken schienen und Eduards Freund aus
dem vom Gallierschnauzbart bebuschtm Munde die Frage ließ, ob Mannes-
mannsin Deutschland denn schlecht augeschriebenseien. Doch kann dieRegir-
ung eines starken Reiches so wichtigen Rechtsanspruch aufgeben? Undenkbar.

Im Oktober sagen mir drei Franzosen, die nichts von einander wissen, fast
mit den selbenWorten undSeufzern: „Wir haben die hohenKosten der Feld-
züge und Bombardements und Sie, ohne Spesensufwand, einZehntel des er-
giebigsten Erzgebietes." Die Seufzer verhallen. Unerbetene Hilfe naht. AuS
Deutschland. Fürst Radolin hat von Schoens, Baron Schoen von Radolins
Diplomatenkunst eineimSuperlativschlechteMeinungsundsämmtlicheZunft-
genofsen sind bereit, beide Urtheile gerecht zu nennen); hier aber müssen die
schönen Seelen'wohleinträchtiglich gewesen sein. Denn plötzlich weih man im
Parlamcntsviertel, was die Glocke geschlagen hat. Am zweiundzwanzigsten
November1909sagteinAbgeordneter: „DieMinenfrageistungemein wichtig.
Sie haben ja gesehen, daß die deutsche Regirung die Brüder Mannesmann
preisgegeben hat. Man muß anerkennen, daß Deutschland sich sehr artig zeigt."
Minister Pichon nickt. Herr Menne, Haupthahn der Kolonialpartei (und
Mchtgast des Deutschen Kaisers) gelobt, in Marokko dürfe fortan nur unter
französischem Patronat gewirthschaftet werden. Kanns wirklich gelingen?
Nach algerischen Rezept? In dem Uensahandel hat man dieFirmaKrupp zu-
erst als Vogelscheuche benutzt, um einen unbequemeren Deutschen loszuwer-
den; danndieOeffentlicheMeinung alarmirt und der essenerGesellfchaftgesagt,
das französische Nationalgefühl bäume sich gegen denGedanken, daßKrupp^
aus dessen Kanonen die Söhne Frankreichs morgen beschossen werden können,
in einem Concern neben Schneider aus dem Creuzot sitze; schließlich den
Deutschen mit einem Schmerzensgeld heimgeschickt, ^xempju m äocet. Sind
wir, durch denEssener, erst desRemscheiders ledig geworden, dann sorgen unsere
Chauvins und Schneiders Checks schnell dafür, daß Krupp leise verduftet. Er
bekommt das Erz billiger als jeder andere Deu!sche,hat dann beinahe einMono-
pol; und wirmachen einen europäifchenStahltrust,nebendem der amerikanische
wie das Bild eines sanften Menschenfreundes wirkt. Jsts aber auch Ernst?
Cambon fürchteteineFalle;meint, Deutschland wolleuns in Sicherheit wiegen
und dieArglosen mit unerbittlicherForderung überfallen. Die Gelegenheit ist
ihm günstig. Wahlen in Sicht. Kein Abgeordneter will seine fünfzehntausend
Francs Diäten verlieren. Jeder scheut neuenZwist mit Deutschland. Briand,
der Sozialist,dem Schneider und seine Sippe (Vmon 6 63 mines marocaineZ)
cin Gräuel ist, denkt nicht daran, sich dieser Leute wegen in einen Konflikt ein-
zulassen; nähme jeden vernünftigenVorschlag derBerliner an. Soll erfeine,
seiner Partei Todfeinde bereichern und starken? Doch: es ist Ernst. Deutsch-
land giebt wieder nach. Baron Wilhelm von Schoen hat gesprochen.
DerKanzler kennt Frankreich nicht. Muß wieder der Falsche ans Messer?

Die kleine Stadt.')
inrich Mann: Die kleine Stadt? Das hatte man nicht erwartet. Autor
und Schauplatz scheinen schwer vereinbare Gegensätze. Zum Wesen der
kleinen Stadt gehört, daß in ihr keine That und kein Gedanke ausgegossen wer-
den kann, daß jeder Ansaß dazu an Theilnahme erstickt, daß der Bürgersteig
zu schmal ist jür eine große Geberde und das Pflaster zu schlecht für einen
raschen Schritt. Und in diese Enge will er seine überlebengroßen Gestalten,
seine legendären Charaktere stellen, seine Ausbrüche geschehen lassen und seine
gefährlichem Verbindungen zu Ende führend Doch zweifelt man keinen Augen-
blick, daß, wie noch stets, das Unmögliche auf eine erstaunlich einfache Weise
geschehen wird.
Man ist rasch bezaubert; von dem Klang und der Fülle des Anschlags,
von der souveraincn Sicherheil der Hand. Diese Darstellungöiunst scheint wie
die Sonne über Gute und Böse, modellirt mit wunderbarer Plötzlichkeit, so
leicht, daß in Kmzem der Geist der kleinen (italienischen) Stadt ledendig vor
uns steht. Aber ihre Kräfte sind gebunden: sie offenbaren sich nicht, ihr
Charakter scheint nur durch, ihre Hitze schwelt. Das Gefühl, daß nichts ge-
schehen kann, lastet über Allem, und da man nach Geschehnissen dürstet, daß
man sie aus den Steinen saugen möchte, stößt man nach feinem Gegner, aber
nur mit den Fingern, wirft die Arme gesprächsweise mehr, als nöthig ist, er-
zählt mehr, als wahr ist, bildet Pointen aus und erinnert sich. Offen und
wehrlos liegt die Stadt da, als Beute für jedes Ereigniß, und ist in ihrer
lauernden Ruhe ein Stoff des Verderbens. Sie flammt auf, als, herbeibe«
schworen oder herangezogen, eine lyrische Theatergeseüschaft über sie herein-
bricht, ein Fünfgestirn, von einem Schwärm kleiner Sterne gefolgt. Nun be-
kommt sie Muth zu ihren Kräften, mehr noch zu ihren Wünschen. An den
Schau pielern, diesen Menschen mit den übelmäßigen, herausgetriebenen Zügen,
der leichten und großen Haltung, drn Bewegungen von unbekannter Spann-
kraft, die in ihrer unmittelbaren Mobüisationfähigkeit ihre Kräfte werfen, wo-
hin sie wollen: an dieser gesteigerten, geschulten Menschlichkeit entdeckt Jeder
seine wirklichen oder vermeintlichen Möglichkeiten. Man fühlt sich gehoben,
befreit: es ist auf einmal üdersll zu eng. Alle durchzieht eine Ahnung: es
giebt noch eine größere Fläche, auf der zu leben möglich ist (auf der wenig-
stens zu verbrennen möglich ist). Und bevor der erste Tag zu Ende geht, ist
schon die ganze Stadt im Erwachen. Sie ist bunt, sie lärmt, sie tanzt, sie
übertreibt, sie spiegelt sich in den Künstlern, sie erkennt sich, aber immer wie-
der nur sich.
Man sieht: dieser Roman ist ein echter Heinrich Mann; denn hiermit
jst das eigentliche Thema Manns erreicht, sein unerschöpfliches Thema, uner»
5) Roman von Heinrich Mann. Insel-Verlag.

schöpflich in seinen Formen und Farben: der Uebe:fall durch fremde Schön-
heit und die Steigerung an fremder Schönheit; dies- Steigerung, die das Ge-
meinsame der Liebe, der Eitelkeit, des Ehrgeizes ist, die berauzcht, spannt, aus-
weitet und zerstört. Diese Einbrüche bilden den Ausgangspunkt seiner Werke:
die Kreuzzüge des Panthergeschlechts, die Kämpfe, Feste und Spiels zahmer
Menschen mit schönen reißenden Thieren, die erstaunlichen Erfindungen, Sie
die Zahmheit in diesem Kampfe macht, ihre Aushilfen, ihre Verwandlungen,
das Erwachen und Aufflackern ihrer sü,lummeraden Wildheit. Auch der Ein-
bruch der Theatertruppe in die kleine Stadt ist eins Wiederholung des alten
Dionysoszugcs, ein mythologischer Vorgang im Schein schlecht regulnender
Bogenlampen.
Aber die eigentliche Arena des Kampfes ist die menschliche Seele; der
Reichthum der Geschehnisse ist auf gelben Grund gcmalt. Seine Menschen
werden durch fremde Größe oder Schönheit im Innersten vergiftet; sie ver-
fallen mit ihrer Seele einer Schönheit, für die sie nicht geboren sind und deren
Herausforderung sie nicht widerstehen können: an der zu Grunde zu gehen
ihre Bestimmung ist; deshalb wirkt jede Geberde, jedes gesprochene Wort nicht
nur als Erscheinung, sondern als seelische Aeußeiung: als Erhabenheiten, Spann-
ungen, Lächerlichkeiten; als seelische Entlastung, als Groteske, als Qual. Diese
Durchleuchtung von innen heraus giebt der Buntheit der äußeren Geschehnisse
erst das starke Leben. Mann befitzt das Gsheimniß der transparenten Dar-
stellung. So stark er im Geben des Charakteristischen und Individuellen ist:
das Seelische leuchtet immer, wie unvermeidlich, hindurch. Er ist der farbigste
aller Darsteller, aber er ist auch der geistigste.
Mchelangelesk ist das Wort, das man oft auf diese Darstellungweise
angewandt hat. Aber was ist das Gemeinsame? Die Muskelmafsen des Michel-
angelo scheinen wie aus dem Anblick und der Empfindung fremder Thaten ge-
boren, aus einem Leiden der Seele an ihnen, nicht aus eigenem Kraftgefühl.
Michelangelo stellte selbst den Schöpsergott so dar, als hätte er die Welt aus
einem Ressentiment geschaffen, aus einem Leiden an seiner Empfindung, in
einem bitteren Heroismus. Die übertriebene Form aus überlasteter Empfindung
ist die Seele seiner Werke (und vielleicht ist sie das Wesen der Seele über-
haupt). Und eben so könnte man die übertriebene Bewegung aus überlasteter
Empfindung für das Wesen von Manns Vorgängen ansehen. Für diese
Aeußerung ohne automotorische Ursache hat er das unvermeidliche Auge. Diese
Differenz zwischen der sensorischen und der motorischen Sphäre zu verbergen
und zu überwinden, jagen und stolpern seine Menschen, zweifeln, martern und
täuschen sich. Durch diesen Spalt ihrer Existenz findet er den Zugang zu ihren
Seelen und durchleuchtet er ihre Handlungen. Durch diese Anlage ihres Schick-
sals find Alle verwandt: der Dichter, über dessen Schreibtisch ein herausfor-
derndes Bild der italienischen Renaissance hängt; die Frau, die einen Mann

liebt, der ihre Leidenschaft herausfordert, aber ihrem Herzen nicht gehört; der Demagoge, der nicht müde wird, hinter dem Volk, das Garibaldi liebte, herzulaufen. Die Variationen dieses Themas sind unermeßlich: vom intimsten Leiden an solchem Schicksal bis zur rohesten Mißthätigkeit aus solchem Schicksal; von dem eifersüchtigen, feinsten Verstehen des Vorbildes bis zum gröbsten Mißhören, von dem niedrigsten Widerhall adeliger Schönheit bis zum Ansporn edler Schwäche durch das Vorbild einer gemeinen Vollkommenheit.

Weil bei Mann dieses Problem den Kern seiner Werke bildet, ist er auch der Darsteller der Modernität. Denn sein Thema ist das Problem der Zeit. Die Steigerung an fremder Schönheit und Größe ist zwar so alt wie die Geschichte, aber sie ist heute zu einem Meer angeschwollen; sie war nie so allgemein, wurde nie mit so methodischem Eifer betrieben, war nie so unentrinnbares Schicksal. Wir leben von der Steigerung an fremden Zeiten, an fremden Rassen, an fremder Kultur, an fremden Ständen, am fremden Geschlecht. Unser Historismus, unsere Humanität, unsere Idee von Bildung und Demokratie zielen auf Steigerung am Fremden. Psychische Kreuzungen, hybride Pfropfungen sind das Alltägliche. Wer Satisfaktion in sich selbst findet, wird verachtet. Nichts bleibt für sich, Niemand weih, was ihm gehört. Für die Massen resultirt daraus die Groteske. Denn sie find unbedenklich in ihrer Entlastung, sehen sich nicht und sind durchaus unfähig, zu leiden. Und während sie bemitleidenswerth sind, leben sie lustig wie nie zuvor; denn ungefährlich scheint das Leben Dem, der für Niederlagen kein Gefühl hat, der falsches Gewicht nimmt, der zu besitzen glaubt, wovon er den Begriff gewonnen hat oder gar nur das Wort. Nicht, daß sie elend ist, sondern, daß sie grotesk ist, bildet heute das Problem der Masse. Schlimmer ergeht es den Anderen, die zu sehend sind, um es sich leicht zu machen. Sie wachsen auf unter Herausforderungen, sie werden von Vorbildern bedrückt. Sie lernen früh: es ist lächerlich, über sich hinaus zu wollen, und verächtlich, es nicht zu wollen; dazwischen liegen die menschlichen Bemühungen. Durch ein furchtbares Spalier von Forderungen und EntWickelungen führt der Weg zu jeder Leistung. (Repräsentantin dieser Menschen ist in dem neuen Roman die Primadonna der Gesellschaft, die zukunftreiche Anfängerin, die den Weg durch die intime Qual der Technik gewählt hat, der allein zur letzten Größe führt, zur Virtuosität, die allein den Geist befreit; die diesen Weg mit gepanzerter Seele, mit waffenstarrendem Herzen geht, aber in der Einsamkeit döse wird.) Die Entfeelung ist die drohende Gefahr, die Niederlage der Sehenden, Bewußten, wie die Groteske die Niederlage des Volkes, der Unbewußten ist. Die gemeinsame Ursache dieser Niederlagen zu sehen, die Steigerung am Fremden, Zehrt uns Manns Werk. Die moderne Größe ist, wie die moderne Lustigkeit, kein Uberschuß des Motorischen, sondern ein Streben, mit dem Gefühlten ins Gleichgewicht zu kommen. Der Wille zu Etwas, die Zielsucht, das programmatische

Denken und Handeln kennzeichnet unsere Zeit. Es ist keine behagliche Zeit,
es ist eine gespannte Zeit; die Zeit der zähen Sehne des Schweißeisens und
der Tragikomoedie oder der späten Ernte, in einem breiten Gewühl von Grotesken.
In dem Ueberfall der kleinen Stadt ist dieser Zustand bis auf die erste
Dezimale zurückgeführt; er giebt eine breite Basis für die Groteske, für die
matte, niedrige Verderbniß, und in den Künstlern eine schmale für die ge-
fährlichere der Entseelung. Die ganze Pyramide des Lebens ist aufgebaut.
Das Edelste und das Gemeinste wird durch den Alles durchschauenden Blick
zusammengehalten; nicht durch eine Manier, durch eine unverbindliche „Per,
sönlichkeit", durch einen ewigen Tonfall, durch Tönung, wie Das üblich ist
und noch bewundert wird, sondern dadurch, daß Alles auf ein Gemeinsames
zurückgeführt wird, auf ein gemeinsames Leiden, dem das Erhabenste und daS
Lächerlichste entspringt. So erfordert es der Stil des Romans. Durch dieses
Allverstehen steht Alles zu Recht neben einander, wirkt auch das Kleinste un-
vermeidlich groß, bedeutend, legendär.
In dem breiten Leben des Romans fehlt nicht die hohe Linie der Novelle.
Den Roman schreibt die Sonne und der allgegenwärtige Tag, die Novelle das
Mondlicht, das nur Einzelnes, Erhabenes beleuchtet. Es fällt auf den Sänger,
den Jüngsten der Fünf, dessen Schönheit und herausfordernde Traurigkeit
die bürgerlichen Sitten lockert, den die Frauen umstellen und der, von der
ersten Epoche seines Lebens erwacht, um sich blickt, wie Orpheus entsetzt von
der Menge von Thieren, die er herbeigezogen. „Ist es möglich? Von Allem
was meine Seele schreit, kein EchoZ" Aber das Echo kommt und ist stärker
als sein Gesang: die Tochter des ewig beschatteten Hauses, eins der herrlichen
Mädchen Heinrichs Mann, wie überlebend aus der Antike, ganz ihres Schicksals
mächtig, die in der ungeheuren gottlosen Enge eines Gefühles leben, in der
strengen, bitteren Gluth, die das Verhängniß heranzieht, die in der vollen
Pracht ihres Herzens sterben. Das Schicksal der Beiden gehört zum Roman,
wie das ewig beschattete Landhaus der Familie Nardini zur kleinen Stadt
gehört: im Abstand und als Maß; es folgt dem vollen Chor deS Romans
wie eine Melodie in Synkopen; es schließt auch nach ihm; nachdem der Roman
in der Ferne verklungen ist, endet wie in einer leeren Welt die Novelle auf
einem hohen, vollen und klaren Ton. Wie dieses Schicksal ausgeht, in der
tiefen Wahrheit eines Mißverständnisses und dann eipem von Schelmerei ge-
milderten Grauen: Das möchte man zu den höchsten Schönheiten dieses reichen
Werkes rechnen. Wenn es glücklich macht, daß es Werke giebt, in denen die
Erkenntniß sich in solcher Lebensfülle darstellt, die einen solchen Eindruck von
Allmacht geben, so bleibt doch das Schönste, daß in diesem vom Geist durch-
leuchteten Werk auch das Undurchleuchtbare, das Unmittelbare stark und be-
zwingend erscheint, daß neben demStaunenswerthen auch dasLiebenswenhe steht.
Charlottenburg. Lucia Dora Frost.

Ostasiatische Zeitungpolitik.
Morrison oder geht er nicht? Ein ergötzliches Räthselspiel, dessen
Lösung sich die japanische Presse mit einem Eifer hingiebt, als ob sie Krieg
oder Frieden bedeute. Es ist ganz bezeichnend, daß sich um die Person dieses
Pekinger Times-Korrespondenten ein Streit erheben kann, wie ihn die Person eines
Gesandten oder Botschafters kaum bewirken würde. Wenn man aber die Dinge
näher sieht, versteht man Das. Als die Times noch in Peking durch den vorur-
theillosen und gerechten Kaufmann Michie vertreten war, war sie zwar immer vor-
züglich, aber auch objektiv unterrichtet. Dann kam der chinesisch-japanische Krieg,
den die Japaner forcirt hatten. Zu ihrer Rechtfertigung operirten sie viel mit
einem angeblichen Thronbericht Li-Hung'Tschangs, der zu Rüstungen gegen Japan
aufgefordert habe. Michie konnte durch Dokumente nachweisen, daß der keineswegs
aggressive Thronbericht des chinesischen Staatsmannes volle vierzehn Jahre vor
Ausbruch des Krieges eingeliefert worden sei, also unmöglich eine Ursacke der
Feindsäligkeiten genannt werden könne. Er sandte die Belege der Times. Die ver-
weigerte die Aufnahme. Der charaktervolle Michie schied nach heftigen Ausein-
andersetzungen aus dem Verbände der Zeitung und ihn ersetzte Mr. Chirol, der die
neue Aera der Timespoliti! einleitete. Als er später in London die Leitung des
Auswärtigen Theils der Times übernahm, folgte ihm in Peking der Australier Dr.
Morrison. Als ein hochintelligenter und politischer Kopf arbeitete sich der neue
Vertreter rasch in die chinesischen Verhältnisse ein und viele Reisen im Lande ließen
ihn bald zu einer Autorität in chinesischen Fragen werden. Er wurde ganz un-
merklich eine Größe in Peking. Seine Zeitung, die wohl einsah, daß sie durch die
Leistung ihres Vertreters in Ostasien eine ganz andere Rolle spiele, als ihr nach ihrer
Bedeutung eigentlich zukam, ermöglichte ihm durch ein fürstliches Gehalt, in Peking
ein Haus zu machen, in dem nicht nur vornehme Chinesen, sondern auch Diplo-
maten höchster Grade gern verkehren. Da wurde hohs Politik gemacht, wurden ins-
besondere manche Schachzüge gegen Deutschland, das vi- Morrison für eine Gefahr
Englands hielt, ersonnen. Auf diesem Grundstück ist aber auch eine der ergiebigsten
Quellen zu suchen, aus denen der russisch-japanische Krieg entstand. An ihm kann
sich Dr. Morrison ein Hauptverdienst zuschreiben. Als aber der Krieg aus war,
als die russische Gefahr von England für lange abgewendet schien, da rückte Mor-
rison langsam, aber sicher von den Japanern ab. Das Bündniß hatte in ihm keinen
eifrigen Förderer. Drüben in Japan gab sich von Tokio aus der Times-Vertreter
Capitain Brinkley alle erdenkliche Mühe, für Japan Stimmung Zu machen. Sein
eigener Landsmann Mac Kenzie sagt in seinem Buch über Korea von ihm, er sei
durch seine Anstellung als Rathgeber der Nippon Jusen Kaisha, der staatlich so stark
subventionirten größtenjapanischen Schiffahrtgesellschaft, und durch sein finanzielles
Engagement in der japanischen Industrie ganz ungeeignet, ein sachliches und un-
parteiisches Mtheil zu fällen. Und Mr. Chirol saß in London nun zwischen zwei
Stühlen. Von Tokio aus kamen Alliancebriefe und Lobeshymnen und von Peking
aus scharfe Kritiken und Warnungen; von hier tönte enthusiastisch der Ruf, wie
erfreulich stark der östliche Alliirte werde, und von dort kam das Echo: Er wird
zu selbständig. Das Schifflein feiner Politik durch öiese beiden Strömungen so zu
lenken, daß der Leser meinte, in einem einheitlichen oftasiatischen Strom zu fahren, war
für Herrn Chirol mehr als schwer. Er tanzte auf dem Seil; neigte sich bald nach rechts.

bald nach links. Aber der Zustand wurde unhaltbar: Herr Chirol packte seine Koffer
und ging auf eine Bernuttelungtour nach dem Osten. Er holte Herrn Dr. Morrison
ab und nahm ihn mit nach Tokio zu „Besprechungen". Die Engländer wissen ihre
Presse zu schätzen und ins Ansehen zu bringen. Chirol und Morrison wohnten in
der Englischen Botschaft, in deren Staatskarosse sie zur Audienz beim Kaiser vonJapan
fuhren, der ersten, die der Mikado fremden Pressevertretern gewährte (er ist auch im
Empfang japanischer Pressevertreter sehr zurückhaltend). Die Zeitungen Japans
waren voll von dem „berühmten" vi-. Morrison. Die Japaner sind die geschicktesten
Fremdenführer der Welt. Dr. Morrison lernte Japan kennen, wie es Einer kennen
lernen kann, von dem die Japaner wollen, daß er es nicht kennen lerne. Man
kann sich aus dieser Richtung bei unserem Professor Koch, dem Bekämpfer der Schlaf-
krankheit, wohl ganz lustige Informationen holen. Aber Chirol, Dr. Morrison
und Brinklev überstanden alle Dinners und Tiffins ohne Beschwerden und es scheint,
daß sie auch noch Zeit zu einer Aussprache gefunden haben. Jedenfalls hörte man
bald, sie seien in ihrer Auffassung der politischen Lage einig. Die japanischen Fremden-
führer jubilirten: da könne man wieder sehen, welchen Werth das persönliche Studium
des Landes für Den habe, der darüber schreiben wolle. Dr. Morrison, der schon
bei einem Festessen der Preß Association an der Ehrentafel zwischen dem Fürsten Jto,
dem Grafen Okuma und dem Marquis Katsura eine erstaunlich gewagte Rede ge-
halten hatte (die Herren Japaner möchten doch die friedlichen Chinesen in Ruhe
lassen) und der dafür den konventionell kühlen Applaus ironisch freundlich einsteckte,
verzog jedenfalls das Gesicht zu einem verständnitzvollen Lächeln, als er Das las,
und ging als erklärter Japanfreund nach Peking. Herr Chirol schmunzelte über
die leichte Reparatur des Schiffleins, fuhr nach London und schrieb eine lange, be-
geisterte Abhandlung über den schönen Osten im Allgemeinen und die netten Alliirten
im Besonderen. Und Herr Brinttey ging wieder in seine Office der Nippon Musen
Kaisha, allwo er nicht sehr viel zu thunhat,und las all diese Geschichten mit Vergnügen.
Einige Wochen hielt die Tapete. Dann kamen böse Menschen und störten
den Frieden. Sie sagten, es sei doch merkwürdig, daß eine Intelligenz wie vi-. Mor-
rison sich so überraschend gewandelt habe. Dieser aber erklärte ziemlich deutlich,
er habe sich absolut nicht gewandelt, er lehne die Verantwortung für einige Depeschen,
die in seiner Abwesenheit nach London gegangen seien, ab und sei ganz der Alte.
Daß er wahr sprach, konnte man bald sehen. Herr Morrison wurde wieder kritisch,
Herr Brinkley wieder enthusiastisch und Herr Chirol schwitzte wieder Blut und mußte
seiltanzen. Noch einmal nach dem Osten fahren und eine zweite Abhandlung schreiben?
Das ging nicht. Nun kommt die allen Dementis trotzende Meldung der Japan-
presse, Herr Chirol sei vom Seil gefallen. In Brinkleys geöffnete Arme. Herr
Morrison werde deshalb seinen Posten in Peking aufgeben. Den Japanern würde
ein Stein vom Herzen fallen. Ein Dr. Morrison schien ihnen ein schlimmerer Gegner
als ganz China. Man muß ihnen auch das Lob spenden, daß sie in dem Streben nach
Beseitigung unangenehmer Leute recht beharrlich sind. Sie können Einen sogar durch
Oeffnen der Briefe, selbst versiegelter Werthbriefe aus dem Lande graulen. Diplo-
maten sogar. Aber eben so zäh ist der englische Australier; an dem für Recht
Erkannten hält er fest. Die Reise Morrisons durch China, die den Anlaß zu den
Gerüchten gab, wird wohl nur ein Urlaub, kein „Krankheiturlaub" sein. Und wir
müssen die Spalten der Times wohl auch künftig aufmerksam durchforschen.

Tokio. ° I)r. Fritz Wertheimer.

Ich und die Bücher.*)
liebster Signore . . . seid mir nicht gram ... ich bin doch ganz un-
MS) schuldig ... bei Gott, ich bins ... ich betheure es bei allen Heiligen,
daß ich ganz unschuldig bin . . . Aber die Katze, die böse Katze . . . il eattivo
SÄttO . . .
Das Thor knarrte, indem sie so sprach, und leichenblaß stand Cesira vor mir.
„Was ist denn mit Ihrer Katze, gute Frau? Hat sie was Schlimmes be-
gangen? Meine Milch getrunken? Meine Zeitung zerrissen? Alles ist im Voraus
entschuldigt."
„Entschuldigt, Herr? Ihr wollt mir nichts nachtragen? Welche Güte, ach,
welche große, unendliche Güte! Gott segne Sie, Sie und Ihre Kinder, auch die Kin-
de« Ihrer Kinder . . . wenn Sie nämlich welche haben werden . .
„Ja! Was ist denn los? Ich verstehe Euch überhaupt nicht, liebe Frau.
Was sprecht Ihr da von Katzen, Kindern und von Gottessegen?"
Ich stand bereits in der kühlen, dunklen Halle, die Hausfrau mir gegen-
über, mit der Oellampe in zitternd ausgestreckter Hand; auf ihrer hübschen Stumpf-
nase folgten sich Licht und Schatten in flackerndem Nacheinander. Sie sprach (und
es war ein erregtes, hastiges Sprechen): .Der Poftino hat einen Brief gebracht;
ich nahm ihn ab; da legte ich ihn hin; hier lag er auf dem Tisch (und sie schlug
dabei auf die leere Platte) . . . hier sah ich ihn noch vor einer Stunde . .. dann
kam die Katze... sie kam angesprungen und zerfetzte den Brief... meine Tochter,
die Anita, die hats mit angesehen . . . und dann . . . und dann . . . eben die
Anita wars, die die Restchen alle in den Brunnen geworfen hat . . . Aber der
Herr macht ein bitterböses Gesicht ... die Hände des Herrn zittern . .
Die Hände des Herrn! Wie sollten sie denn nicht? Meine Hände, meine
Brust, meine Füße, mein armeS Hirn, mein innerstes Innere, meine Eingeweide
zittern vor Wuth. Ich möchte weinen, ich möchte stöhnen, meine Haare möchte ich
raufen und schreien, schreien, wie Elektra einst über das Los der Lagiden schrie:
Ich stürze auf mein Zimmer; meine Seele voll Jammers. Wißt Ihr, was
es heißt, in der Fremde Briefe zu erwarten? Tage schleichen auf leisen Tatzen
Herr Di-. Hatvany, der Verfasser des Buches „Die Wissenschaft des nicht
Wissenswerthen",läßt nächstens (bei Paul Cassirer) unter dem Titel «.Ich und dieBücher"
ein zweites Werkchen erscheinen, aus dem hier eine Probe gegeben wird. Die erste größere
Arbeit dieses jungen, in der Behandlung der deutschen Sprache schon merkwürdig siche-
ren Ungarn, die Streitschrift wider den Philologenwahn, hat sich durch den fröhlichen
Muth zu selbständigem Denken und durch die Grazie ihrer Form viele Freunde gewor-
ben. „Man will die Anforderungen der Gelehrsamkeit jetzt auf die Kulturmenschen aus-
dehnen und die Begriffe Kultur und Wissenschaft überhaupt nicht mehr unterscheiden;
die Gelehrten sämmtlicher Fächer haben sich vereint, um den heutigen Stand ihrer Wissen-
schaft und deren Geschichte festzulegen, und diesem gigantischen Unternehmen den Na-
men Kultur der Gegenwart gegeben." Solche Sätze haben gefallen und den Autor rasch
zu einem bekannten Mann gemacht. Dem neuen Buch darf man,weil es die altenQualitäten
an einem leichter begreifbaren Stoff bewährt, ein eben so günstiges Prognoftikon stellen.

und jeden Tag, zur Mittagsstunde, klingelt es an ber Thür. Und jedes Läuten
kann Dir eine Nachricht bringen und jede Nachricht entscheiden über Dein Los-
Du wolltest Einen wiedersehen: er lebt nicht mehr. Eine, die Du sehr liebst, lebt
für einen Anderen. Lustige Menschen schreiben Dir, Du mögest mit ihnen lachen,
und Traurige künden Dir die düstere Mär ihrer Thränen. Und nun kommt die
Katze der Frau Cesira und die Tochter der Frau Cesira, die Beide nichts von
Menschen wissen, die in der Ferne lachen und in der Ferne weinen ... sie kom-
men, die Eine mit trippelnden Füßchen, die Andere mit sammeten sich schlängeln-
dem Rücken, und vernichten die Kunde fremder, ganz fremder Schicksale. Brennend
nagt an mir die Sorge; und doch muß ich staunen ob der merkwürdigen Ver-
knüpfung irdischer Dinge.
Es ist Nacht und ich bin allein; im Herzen hämmert die Frage: Wer mag
mir geschrieben haben? Vielleicht schreibt mir mein Kind, mein Schatz, mein Lieb,
mein Alles? Oh, wüßt' ich doch, ob sie es war? Ich könnte noch heute ... Ja,
ich sollte, gewiß sollte ich auf das Telegraphenamt gehen, eine Depesche, eine
ganz dringende absenden und warten, warten, bis mir nachts die Antwort ent-
gegenfliegt.
Acht Uhr abends. Mein Kind, mein Lieb, mein Schatz, mein Alles wird
wohl um diese Zeit ihr Abendbrot verzehren. Im Speisezimmer steht die Spanische
Wand vollgepfropft mit Ansichtkarten. Darunter ist auch die Karte, die ich unlängst
geschickt habe. Wie der Indianer seine Trophäen über das Hausthor, so steckt die
Kleine meine Karten in die Spanische Wand; und (ach!) auch die Karten Anderer.
Nun sitzt sie all den Karten gegenüber und streicht Butter auf Brot. Sie denkt
dabei an Butter und Brot; aber meiner gedenkt sie gewiß nicht. Da wird getafelt und
geplaudert, — volle zwei Stunden lang; um zehn Uhr ist bereits Schlafenszeit.
Ein Rauschen: nun liegt sie schon. Liest sie einen Roman oder betet sie?
Sie ist so ruhig, so sorglos; darf ich ihr jetzt, eben jetzt mit einer dummen De-
pesche den Schlaf aus den Augen jagen? Nein. Das darf ich wahrlich nicht, Schlaf,
mein süßes Kind. Ich will wachen und Deiner in bebender Angst gedenken. (Ihr
Hemdchen hat Seidenmaschen, blaue MäschchenZ)
Wie bin ich nur einfältig!
Weiß ich denn, ob der Brief von ihr herrührt? Und, wenn sie ihn auch
schrieb, ob darin was Bemerkensserthes steht? Hat sie denn überhaupt was Wich-
tiges zu sagen? Sie, deren Worte mir alle entschwunden sind? Und doch: es waren
ganz kluge Worte, die sie sprach. Kaum drei Wochen ist es her, die Wiesen waren
voll knallrolher Mohnblumen, das Grün der Felder, überthaut vom grellen Mor-
genlicht, schien beinahe weiß; und wir sprachen viel. Sie sprach bedacht und klug.
Wie denn überhaupt Mädchen immer klug sprechen. Sie wollen doch Alle was.
Der Mann, der ewige Idealist, der Narr, er will nichts; er will die Wonne glück-
licher Sekunden. WeShalb er auch dummeS, wnres Zeug zusammenquasselt. Sie
aber, sie denkt daran: Was soll daraus werden? Diese stete Sorge giebt ihrer
Stimme, dieser weich wie die Wellen eines Bächleins schmeichelnden Stimme etwaS
Hartes, Herbes. Lebensreife Worte auf Kinderlippen. Arme Mira, liebe Mira,
mein Kind! Könnte ich Dich nur wieder hören! Jedes Wort einsaugen in hungrige
Nerven! Weshalb sind Deine Worte mir alle entschwunden? Warum? Und wie
kann ich Dich lieben, ohne zu wissen, was Du sprichst, woran Du denkst?

Darf ich mein Schicksal einem fremden Kinde vertrauen? ^Tagebücher sollte
man führen. Jedes Wort aufzeichnen. Sonst verliert man sein Leben und das Leben
seiner Liebsten. Für den Mann, der Tagebücher schreibt, giebt es kein Gestern;
das Heute folgt ihm gefügig nach durch alle kommenden Tage. Er hält Alles zu-
sammen, er verliert nichts. Doch! Er verliert eben den einzigen Schatz; die im
Sonnenuntergangsviolet funkelnde Pracht des Gestern, diese Pracht, die zu kennen
von allen Kreaturen, die da auf Erden athmen, nur uns Menschen gegeben ward.
Weshalb das Gestern mit dem Tagebuch zur übertünchten Gegenwart machen? Ein
Frevel. Die Mohnblumen der Wiesen, das weißglitzernde Grün der aufblickenden
Halme, die Stimme meiner Mira sind mir nicht mehr, was sie mir vor drei Wochen
waren. Mehr und auch weniger sind sie mir. Ich umgebe sie mit der Zärtlichkeit,
die ich allem Vergangenen spende, allem vöm grellen Heute ins matte Gestern sich
Verdüsternden, allen scheuen Schemen einst Heller Tage, die ein Scheinleben in
mir führen, allem Toten, allem Verwesten. Da in meiner Seele ruhen diese Dinge
müden Hauptes, fahler Farbe. Tagebücher führen, hieße ein Aufstöbern der Geister,
hieße: um verloschene Wangen ungesunde Lebensfarben spielen lassen.
Nicht berührt mir die Vergangenheit; beraubt mir sie nicht ihres Wesens!
Die Gegenwart ist eine Täuschung; nur was war, ist wahr!
Die Gegenwart ist stumm geboren, liedlos, kunstlos, «p.05(7v5. Der Künstler
schafft sein Werk aus dem Schatten des Traumes, der ihm aus verflossenen Tagen
anhaftet. Und wenn er ahnt! Was ist denn Ahnung? Tie Erinnerung der Zu-
kunft. Der einfachste Mensch, wenn er sich erinnert, wird zum Künstler. Er wählt:
und Wahl ist Kunst. Schein umspielt seine Augen: und Schein ist Kunst.
Meine Geliebte? Was ist sie, wenn ich ihrer gedenke? Heute, hier, weit, in
großer Ferne, da ich sie seit drei Wochen aus den Augen verloren. Was ist sie?
Ein flüchtiges, mir stets entrinnendes, kaum Zu erhaschendes Nebelbild. Das Ge-
sicht weigert sich, vor mir zu erscheinen. Was ich sehe? Blonde Löckchen sich rin-
geln um.einen blendenden Nacken. Lacht sie, so steht ein kleiner Zahn etwas spitz
heraus. Das sehe ich; sonst aber auch nichts, gar nichts. Und was ich höre? Einen
Satz höre ich. Einen einzigen Satz: „Sie sind ein Abgrund, aber Das ist nett."
Im muß mich zu entsetzlich gotteslästerischen Ansichten bekannt haben, als sie mir
Das sagte. „Aber Das ist nett"? War Das kein Geständniß? Dieser Satz . . .
diese Löckchen ... der Nacken . . . und der Zahn, der kleine spitze Zahn: Das
ist meine Geliebte. Alles, was mir bleibt. Doch jetzt, soeben, während deS Schrei-
bens blitzt das ganze Gesicht auf, das liebe Geficht, wie ein Wetterleuchten: kaum
erblickt, schon entschwunden. Das ist mir meine Geliebte. Und meine Freunde?
Eine Bewegung, die in mir aufzuckt, liebe Stimmen, die in mir erklingen, die
Wärme eines Händedruckes. Das sind mir meine Freunde. Und mein Leben? Mein
eigenes, eigenstes Leben, mein ganzes verflossenes Dasein: lichte, dunkle, dunkle,
lichte Stunden, Tage, Nächte, Nächte, Tage; und immer tickt eine Uhr, sie tickt
und tickt; und der schmale, dünne Zeiger schiebt die Zeit ganz leicht vorwärts.
Tage, Nächte, Nächte, Tage, Küsse, Schmerzen, Freuden und Thränen . . . lange,
laute Gespräche, dann wieder FlüstergesprSche WS liebe, kleine Ohr . . . Rothe
Ohrläppchen, immer andere; aber meine Schwester sagt mir, ich sei ihr Bruder,
und ich erkenne mich im dauernden Wechsel als den Selben, der einst mit ihr im
Garten zwischen Flieder und Akazien nach Schmetterlingen haschte, um sie wieder

loszulassen (sie flogen davon mit matten, entstäubten Flügeln). Auch eine Lampe
brennt in einsamer Kammer; am Pult ein offenes Buch. Vielleicht mein Liebling-
buch. Welches ist denn mein Lieblingbuch? Welche find denn meine Lieblingbücher?
Wie darf ich sagen: Ich liebe sie? Weiß ich doch nicht einmal, was sie enthalten.
Will ichs denn auch wissen? Mir genügt, was mir aus ihnen herüberfloß. Was
in mir keimt, was in mir treibt. Der Rest ist Literaturgeschichte, Archiv- und
Universitätgerümpel, gut für Professoren. Was soll ein Mensch damit beginnen?
Wenn der Kritiker schreibt: Das neue Buch ist glänzend, die Handlung,
die Charaktere, der Stil . . . Diesem Kritiker möchte ich eine herunterhauen, dah
?s knallt. Was geht mich Das an: Stil, Handlung, Charaktere? Lebe ich denn
ewig, um mich an Derlei zu ergötzen?
Diese Kritik ist eine Majestätbeleidigung des Lebens. Der Kritiker, der echte,
der Denker und Künstler, sollte Jahre lang Bücher lesen, dann ruhen, zurückblicken
und sich sagen: „Welches Buch von den vielen bedeutet mir noch Etwas?"
Zurückblicken wird er, sich diese Frage stellen; und eS wird wie auf dem
Schlachtfeld sein: Ringsherum Leichen. Leichen?
Tote? Mir stehen die Haare zu Berge. Vielleicht war der zerrissene Brief
eine Todesanzeige? Wer mag da gestorben sein? Ach was! Der Brief war eine
Schneiderrechnung . . . Wenn ich ihn nur vergessen könnte! Schön wäre die Welt,
hätte man nur Bücher zu begraben. Wie sie da liegen, die großen und die kleinen
Bücherleichen, wie sie da liegen, in meiner Seele federleicht. Nun möchte ich sie
alle in ein schönes Systemgrab scharren, darüber ein Denkmal stellen und darauf
schreiben . . . Was soll ich darauf schreiben?
Doch wohl den Namen des Systems. Den Namen? Wo ihn herstnden?
Warum braucht denn mein System einen Namen?
(Diese Angst, diese furchtbare Angst, sie zuckt mir durch Mark und Bein
Doch bebe nicht, mein Herz: es war ja nur eine Schneiderrechnung!)
Die Kritik des Rückblickenden soll mein System heißen. Im lebendigsten
aller Systeme, im Hirnkasten, im Gedächtniß, statt in toten Zettelkästchen, sollen
die vielen Bücher, die ich einst gelesen, nun allesammt ruhen.
Ruhen? Bei Gott! Sie ruhen nicht. Im Gegentheil. Es ist ein Spuken
und Geistern und Toben im Grab. Die Bücher wollen noch weiterleben. Sie wollen
alle. Doch die meisten strecken und recken sich umsonst. Ein Titel taucht auf, ein
Titel verschwindet. Vergebens blicke ich zurück; nichts erscheint dahinter. Nichts
vom Inhalt. Weiß ich denn, was Paul Bourget in NsnsonAss erzählt? Keine
Ahnung. Warum kuisterts wie ein Holzscheit im Kamin? Es war ein nebliger,
kalter Vorfrühlings tag, als ich das Buch las. Mein Zimmer war gut geheizt mch
ich saß am Kamin. Ich las und las, um Etwas zu vergessen. Vorgestern war ein
Abschied. Wir sagten uns „Auf Wiedersehen" und wußten doch Beide, daß es für
uns keins mehr gab. So hängen blutige Lebensrestchen an vergessenen Büchern.
Zerschlissene Lehrbücher marschiren auf mit den nasalen Stimmen meiner
Lehrer. Dann folgen Reisebeschreibungen mit der unausbleiblichen Palmenlandschaft
auf dem Buchdeckel und den großen Balgereien unter dem Kaftanienbaum des
Schulhofes (der böse Rudi Schmidt wollte mir das Buch entreißen, ich trug blaue
Flecke davon), vergessene Bücher, für ewig verknüpft mit unvergeßlichen Tagen.
Ich will meine Augen an diesen blassen Büchern weiden und still sein, ganz

mäuschenstill, denn ein Wort, auch nur ein einziges, allju laut?s, würde sie.
vertreiben nach allen Ecken und Enden. Ich will mich still verhalten, ganz
mäuschenstill; doch drängts mich, zu sprechen. Ein Schnarren, ein Schmettern, ein
Durcheinander von Worten in mir. Husch, husch: die geisterhaft-blassen Bücher
verschwinden! Worte quellen, Sätze sprudeln hervor. Hört! Ich erzähle. Nicht doch
Es erzählt in mir. Längst gelesene Bücher senden ihre Fabeln wieder.
Boccaccio! Vater, Du bist die Fabel, jede Fabel bist Du. Dein Name um-
faßt sie alle, vom letzten, kleinsten Feuilletonisten, der für ein Modeblatt elende Ge-
schichtchen schmiert, bis zu Kleist und Merim6e.
Habt Ihr je Andacht vor der Fabel empfunden? Vor der heiligen, asketisch-
ausgedörrten, nervigen Fabel? Vor der Fabel, die kaum Etwas vom eigenen Er-
finder weiß und geheimnißvoll mit den Urkräften der Natur verwebt zu sein scheint?
Wer ist Kleist? Wer ist Merim6e? Zwei wunderbare Menschen sinds; Ihr aber
wollt nichts von ihnen wissen, um so mehr jedoch erfahren, wie die Geschichte der
guten Marquise von O. oder der bösen Carmen endet? Ich soll Euch die Ge-
schichten zum Besten geben?
Gewiß. Sehr gern. Die Fabel steht fest in mir und schwindet nimmermehr.
Es giebt eben Fabeln, die sich in alle Windungen unseres Hirns hineinwinden.
Ich könnte Euch hundert Geschichten erzählen.
Wollt Ihr lachen? Ich kann Euch die ewigtraurige Fabel lustiger Liebelei
erzählen. Lachen würdet Ihr und weinen zugleich. Wenn die Geschichte abge«
schnurrt ist, dann verrathe ich Euch, sie stamme von Maupassant her. Von einem
gewissen Herrn Guy de Maupassant. Euer Achselzucken bedeutet: Was uns Das
angeht? Lieber noch eine Geschichte hören. Und ich erzähle und erzähle Geschichten.
Jeder Mensch ruft die Erinnerung an eine Novelle in mir wach; sogar jeder Ge-
genstand. Ein Omnibus rattert vorüber mit Fremden, die in die Berge nach dem
Kloster fahren. Sofort habe ich die Sippschaft der Boule de Suis vor Augen:
den Grafen, die Gräfin; sie heißen Hubert de Brsville (wie sollte man diesen Namen
vergessen?), M. Carr« Lamadon, den Ritter der Ehrenlegion, und so weiter. Sie
sitzen beisammen in der Postkutsche und jeder Name ist eine Gestalt und jede Ge-
stalt ist eine Stimme. Ich rieche sogar den Geruch der Würste, die die Nonnen in
der Postkutsche verzehren, und sehe ihre Lippen sich bewegen wie in einem Oremus-
Wettlauf.
Am Anfang war Maupassant; und dann kam Paris, die Schweiz, die Ri-
viera, auch die Villen am Seineufer, die Kähnlein in der Seine und all die wohl-
beleibten Bureauangestellten, die nachmittags im Tram ihre Zeitung lesen, ganz
unbesorgt, ob der Frau Gemahlin . . . Ihr kichert? Solltet Ihr etwa errathen
haben (o Maupassant!), mit welcher Spielerei die Gemahlin ihre lange liebe Zeit
zu vertreiben Pflegt? Mimpassant: Hunderte, Tausende Menschen, eine Welt be-
deutest Du mir. Die Unbekannten sind mir nicht unbekannt, die Fremden nicht
mehr fremd, die Straße wimmelt von entlaufenen Maupassantsiguren. Dieser
schöne Mann mit der überreifen Frau: istS nicht Bel Ami? Diese komische Eng-
länderin, zusammengedörrt wie eine Zwetschge: Das ist ja Miß Harriett. Auch die
netten Zöglinge des Instituts Tellier treffe ich überall. Fernande, die Blondine,
Raphaele, die schöne Jüdin, Rosa la rosse, die kleine, runde, dicke, — die drei
Holden in der Hut der entgegenkommend höflichen Madame, deren Gesichtsfarbe

in ihrem stets verhängten, geheimnißvollen Zuhause allmählich bleiern geworden
ist. Ich kenne Euch so gut, wie man nur seine allerliebsten Jugendsünden kennt«
Wie ist sie schön und bunt und laut, unsere liebe Welt, voll von Fabeln!
Wie sind sie mir ans Herz gewachsen, die im Vorübergehen von den Spulen der
Erscheinungen die Seidenfäden der Fabeln abwickeln und die Erde umspinnen mit
ihrem farbigen Netz! Ihr seid mir lieb; darf ich mich versündigen, zurückblicken
und fragen: WaS bleibt mir von Euch?
Die Stunden, die ich mit Euch verbracht (die lieben Stunden), die Stunden,
da ich mich Eurer erinnere (die guten Stunden): Das bleibt mir. Sonst aber
auch nichts. Ich hege zu viel Ehrfurcht vor den großen Werthen des Lebens, als
daß ich mich nicht versündigte und sagte: Das ist wenig.
Was flimmert in mir? Schwarze strahlende Augen, ihr Haar weich wie
Seide, lind und glatt sich an des Hauptes Formen schließend. Aus dem Stamm
der Blide; die träumerische, einsame Bartoline, die zu freien der Weltmann aus
der Ferne kam. Der junge Lyhne aus Lönboggsard. Eine Heirath aus Liebe.
Doch es stand schlecht um das Ehepaar, als Bartoline ihr erstes Kind zur Welt
brachte. Es war ein Knabe und sie nannte ihn Niels. Niels Lyhne, der Held
meines Lieblingbuches. Wer ift er? Ihr fragt mich vergebens. Längst Hab' ich
es vergessen. Was scheren mich Niels Lyhnes Schicksale? Was weiß ich davon?
Die Fabel? Hier giebt es keine Fabel. Ich weiß davon gar nichts. Was ich
noch weiß und ewig wissen will, was ich nie und nimmer vergessen werde, was
in mir gleich Wunderblumen blüht: Das ist keine Fabel. Ich trage Bilder in
mir. Den schweren, blonden, röthlich schimmernden Zopf sehe ich. Wie heißt denn
das Mädchen? Der Name liegt mir auf der Zunge; ich kriege ihn aber nicht
heraus. Doch wie sie immer auch heißen mag: der Zopf, der schwere, blonde Zopf
schimmert röthlich am seegrünen Atlaspuff. Da liegt ein Mädchen in einer phan-
tastischen Zigeunermädchentracht; vom Knie ab waren die Beine nackt, allmählich
sich rundende Beine. Dann wiederum sitzt sie auf der Treppe, auf der breiten,
altmodischen Holztreppe am sonnenreichen Septembernachmittag. Ihr Kleid ist
weiß, der Sonnenhut liegt unten am Fuß der Treppe, darüber die überhängenden
Zweige der uralten Esche. Und helle Flecke auf Treppen und Stufen, Sonnen-
sprenkel an Sonnensprenkel in hundert Farben. Lächerlich ist es, daß der eckige,
schlendernde, schiefe, plumpe Hauslehrer sich heranwagt und mit Edele (Edele heißt
sie: nun habe ich ja den Namen! Und der Hauslehrer heißt Bigum) von Liebe
zu sprechen erdreistet. Freund Bigum, ich weiß: mir standen die Thränen im
Auge, als ich Dein hilfloses Werben las. Und Edele lächelte. Ich „höre" das Bild.
... Ich sehe einen Frühling, einen schäumenden, närrischen Frühling, eine
Blüthenüberschwemmung über Berg und Thal, ein Fest schallender Farben, singender
Düfte, die ihre Purpurode dem hohen Himmel entgegenjubeln. Der Genfer See (er ift
es doch?) plätschert mit sanften Wellen am Ufer, wo eine alte Frau noch heute sterben
soll. Wie schnell ist doch das Licht schwarzer Augen gebrochen! Die Träumerin
aus 5em Stamm der Blide soll sterben. In mir schluchzt das Bild. Niels Lyhne
muß seine Mutter begraben. (Niels Lyhne, Du wirst es hören, so lange Du lebft,
dieses böse, knurrende Flämmchen, wenn man den Sarg löthet. Noch ein Blick
sei Dir gewährt. Dieser starre, stumme Gegenstand unter dem Glasdeckel war
noch gestern Deine Mutter. Noch ein Blick; merke Dir die Falten der Stirn, den

milden Schwung der Lippen, sauge ihre Züge ein mit einem großen, letzten Scheide-
blick, dann ist es aus ... Und wir sollen unsere Mütter nie mehr sehen, Niels LyhneZ)
Ein Mann schleicht durch die dunklen Gassen mit der Wunde brennender
Einsamkeit. Es ist Weihnacht. Er ist so allein. Die Einsamkeit der Muttersöhne
ist umschwebt wie von unsichtbaren Küssen, umschwirrt wie von unhörbaren Kose-
worten; schwer und dumpf und leer und öd ist nur die Einsamkeit der Waisen.
Der Mann tritt in ein Restaurant, setzt sich in ein verborgenes Eckchen, kauert
hinter einer alten Zeitungbeilage, die Menschen ringsherum beobachtend. Die armen
Menschenkinder, die ihre Weihnachtmahlzeit im Gasthof verzehren müssen. Keiner
ruft laut nach dem Kellner. Keiner getraut sich, zu läuten, um das Restaurant-
gepräge so weit wie möglich fernzuhalten. Als ob die Stille etVas Feierliches
in sich trüge, als ob Weihnachtkerzen darin schimmerten, die durch ein lautes Wort
ausgelöscht werden. Ich lebe das Bild.
Dann verschwindet Alles ins Graue. Ich sehe nichts; ich sehe gar nichts. Der
Faden ist verloren. Bis die Gestalt eines Mannes emportaucht. Auf schneeweißen
Fluren eilt er, ein Mann in Fries und Thranleder, und bringt einer schönen Frau,
die auf Niels, auf den Geliebten, wartet, die Nachricht vom Tode ihres Mannes.
Nachher erblicke ich die selbe Frau auf der Glasveranda, der Mond zittert durch
zugefrorene Scheiben, die Frau wartet auf ihren Geliebten. Nun höre ich bereits
das kalte Geräusch seines Schlittens. Was geschieht nun? Mein Gott! Was soll
nun geschehen? Wie sich die Bilder verwirren! Gerda heißt ein junges Mädchen.
Niels liebt sie, heirathet sie... Und dann? Wenn mich nichts täuscht, dann stirbt
sie im Wochenbett. Ich stöbere vergebens in meinem Kopf herum. Nichts, nichts,
aschgraues Nichts. Nur ein Bett im Lazareth, worin Niels Luhne stirbt ... Er
stirbt den Tod, den schweren Tod. Wie düstere Fackeln der Bahre, so flackert und
flimmert das Bild vor mir.
Wer war doch Niels Lyhne? Ein Dichter? Nein. Was will er auf dieser
Welt? Woran dachte er? Wovon sprach er? Wer war er? Mein Freund, der
Held meines Lieblmgbuches? Mein Lieblingbuch, das ich liebe wie meine Geliebte.
Mein Lieblingbuch und meine Geliebte, von denen ich nun blos Bilder in der
Seele bewahre, die sich in mir dann und wann urplötzlich aushellen. Nur Bilder.
Keine Gedanken, keine Worte. Sie gaben mir Beide das Schönste, das Beste, das
Einem geschenkt werden kann: Bilder. Die Träumer des Romans? Ich kenne
einen Träumer der Novelle; seit Jahren lese ich jede Zeile, die er niederschreibt.
Hunderte Erzählungen. Ich könnte sie nimmer nacherzählen. Aber hier beleuchtet
ein matt schimmerndes Gartenlaternchen das zackige Blatt des Kastanienbaumes,
dort fällt ein Sonnenstrahl auf das falbe Blumenmuster des Sofas im Zimmer
der toten Schauspielerin. Dieses Blatt, dieses Blumenmuster, sie leben ein einziges
Leben in mir: ein geisterhaftes. Bielleicht sind sie mir lieber als alle Erzählungen.
Ich will den Träumern der Novelle, des bunt vor meinen Augen flimmernden
Unfaßbaren, der in Bilder zerrissenen und verklärten Fabel ewige Treue schwören.
Aber wenn des Lebens siedendes Eisen zu tief in die Seele sticht . . . Wie kann
ich mich da an dieser Dämmerung, woraus sich nur Bilder abheben, ergötzen?
Vor drei Jahren am Tag des Jammers. Ich wollte mit schönen Bildern
spielen. Bilder sollten wie Seifenblasen vor mir glitzern. Jeder Athemzug eine
Pein, die mich daran mahnte, wie betrogen, wie so entsetzlich betrogen ich war.

Pfui! Welch ein gewöhnliches Abenteuer! Wie hätte mir Niels Luhne zum Trost werden können? Da griff ich (nicht nach der Bibel, nein) nach Manon Lescaut. Das sind Bücher, in die man seine Schmerzen hineinliest, in denen man sich austobt, ausjammert, ausschluchzt. Dann stürzt die Zeit auf uns und reißt Einem die Schicksale deS edlen Ritters des Grieux aus dem Gedächtniß. Und in meiner Seele deutet nun auf die Stelle; wo in mir die Geschichte des Ritters und der kleinen gefährlichen Manon entschwand, nur noch eine geheilte Wunde. Was ein Roman war, ist jetzt zur Narbe geworden. Und so giebt es manche Spuren in der Seele, die alle einst Bücher waren.

Eine Lust fühle ich, tief zu athmen, wie in den ersten Märztagen, wo der Frühling mich im lauen, erdduftigen Wind zuallererst durchschauert, wo etwas flaumig Weiches meine Brust erfüllt. Vor den Augen zittert es wie Sonnenstrahlen auf sacht kräuselnder Wasserfläche. Was ists? Da zieht der Heinrich mit der grünen Joppe durch meine Seele. Keine Fabel, kein Bild, kein Gedanke, keine Gestalt, gar nichts; nur eine Wärme, nur die warme Erinnerung glücklicher Stunden, wo mir kein Tag war und keine Nacht, nur ein Buch, nur ein einziges Buch. Dein Buch, Du mürrischer, schelmischer, spießig ehrlicher und verschmitzt verlogener. Du schwer dahinschlendernder Kaliban, Du duftig leicht darüber schwebender Ariel, Du heiliger und, ach, so profaner Meister Gottfried von Zürich! Du bist ein Abgrund von Wahrheit und Phantasterei, von keuschem Geschmack und barbarisch tölpelhafter Abgeschmacktheit. Du bist ein Abgrund ... Wie sagte Mira? „Ein Abgrund bist Du, aber Das ist nett."

Damit wollte sie mir gewiß nur sagen, wie sehr sie mich liebt. Das war gewiß ein Geständniß. Auf dem Teller präsentirte sie mir dabei einen halben Apfel. Kann man Liebe offener gestehen? Ich hätte doch nicht weiter von Gott reden, nicht so hungrig in den Apfel beißen sollen, sondern von Liebe sprechen müssen. Hätte ich von Liebe gesprochen, so wäre ich heute vielleicht schon ihr Bräutigam. Statt hier zu schreiben, wühlten meine Hände im Ausstattungladen unter Hemdchen und Röckchen für Mira oder wir gingen auf die Wohnungsuche aus. Leere Räume würden wir betreten in naßkalten, halbfertigen Häusern oder wir untersuchten in alten Miethgebäuden ganz müdbewohnte, verstaubte Stuben, die nach fremden Leuten duften, und würden auf den Herd der Anderen zeigen und sagen: Hier wird auch unser tägliches Brot auf dem Herd sieden und hier sei auch unsere Stätte des Glückes.

Eine heilige, einzige große Erfahrung wäre mir Das. Die Wahrheit käme mir entgegen. Zum ersten Mal im Leben. Die erdenschwere Wahrheit. Bin ich schon gefestigt genug, um die Wahrheit nicht als Enttäuschung zu empfinden? Ich fürchte: Kaum. Ist Das noch Jugend? Ich bin dem Leben nicht mehr fremd!

Die Hälfte des LebenS vergeht damit, daß man sich für das Leben rüstet, und die andere Hälfte erlebt man vielleicht gar nicht. Wie gut weiß ich Das; und doch: ein Restchen Bitterniß fühle ich im schönsten Erleben. Reine Erlebnisse, restlose ... wo nehme ich sie her? Doch mich dünkt, ich kenne auch Das? Was ist das Bolle, Ganze, Restlose, das in mir strahlt? Sind es Erlebnisse, sind es Bücher? Hat mich Mira geküßt, hat mir Goethe vom Leben gesprochen?

Ich war ein Kind, niedergebeugt vom Joch der Pflichten. Ein armer Wicht war ich, der nichts vom Werth des Tages wußte. Irren, Fehlgehen erfüllte mich

mit Reue. Dann kam Goethe. Und ein Sklave ward zum freien Mann. Bon
nun ab wußte ich: bewußtes Handeln und zielloses Suchen, erreichbares Greifen
oder unerreichbares Wollen, Alles löst sich im Leben auf. Die Tage, die vielen
Tage hätten mich mürb gemacht, ehe ich mir diese Erkenntniß selbst errungen.
ES giebt Bücher, die keine Bücher sind, sondern Erfahrungen. Jahre schenken sie
Dir, Wonnen häufen sie vor Dir auf und Empörungen. Es giebt Bücher, die
keine Bücher find, sondern Welten, aus denen der Athem eines Riesen weht; es
giebt Bücher, die keine Bücher sind, aber Deine Eltern, Deine Geliebte, Deine
Schwester, Dein Freund und, was noch menschlicher, theurer, größer ist auf Erden:
Deine Feinde sind sie Sie sind auch der Winter mit den Eiszapfen am Gitter
Deines Erkers, das Geranke wilder Reben an der Mauer Deines Hauses, die
Schwangerschaft sind sie Deiner Frau, die Bahre Deiner Liebsten, die Thräne
Deiner Mutter, die Wiege und die unbeholfen zappelnden Hände Deines Kindes,
sie sind Dein Willkommensgruß und der Sonnenstrahl, der durch Dein Fenster
schimmernd auf die blanken Teller des gedeckten Tisches fällt, Dein Abschied sind
sie und die Schritte, die Du nachts, im Bett wachend, weit, weit Verhallen hörst,.
Dein pochendes Herz und Deine Uhr sind sie; dann sind sie auch Dein Mittagbrot
und Dein Abendmahl, ein Glas frischer, weißer, schäumender Milch sind sie, die Dir
nach langem Wandern auf sonnigen Straßen die Bauerndirne entgegenreicht (es riecht
gut nach Heu und Kuhstall, ihre Aermel sind aufgestülpt, die rothen Arme bloß,
eine wilde Lust packt Dich, sie urplötzlich zu umhalsen, zu umarmen); Bücher giebt
es, die sind wie große Reisen am Meer bis an den Kreis, wo der Himmel hinein-
blaut, und noch weiter, wo der hohe Schiffsmast langsam hinuntersinkt, Bücher,
die heilig sind, schimmernd und schön, die in sich Alles fassen und ausdrücken, wie
die Stimme meiner Mira, wie die Hände der Eleonore Duse . . . Solche Bücher
giebt es. Es giebt solche Bücher, zwei, drei, vielleicht vier: Dichtung und Wahr-
heit, Wilhelm Meister, Läueation ZsntimsQtal« ... Welches ist denn das vierte?
Es giebt kein viertes. Diese Bücher übersieht man während des Lesens nicht, man
zwingt sich überhaupt zum Lesen, oft liegen sie Wochen lang unberührt, dann greift
man nach ihnen und legt sie nach einigen gelesenen Seiten ermüdet wieder hin;
erst nach Monaten sind sie ausgelesen. Man verspürt eine große Erleichterung.
Dann erst, wenn wiederum Wochen und Monate verstrichen sind, fühlst Du, wie es
im Kopf rumort, in der Seele kocht, im Herzen pocht. Du merkst, wie Du ein
Anderer geworden bist. Ich weiß noch, als ich Hou^s et ^oir las (ich glaube bei-
nahe. Das ist das vierte Buch): zögernd folgten meine Augen den Buchstaben.
Oft ergriff mich ein Ekel. Mir war, als brächte ich es nicht fertig. Als ichs
doch ausgelesen hatte, war ich, wie nach einer langen, öden Reise, gänzlich erschöpft.
Aber von jener Stunde an merke ich jeden Tag, daß ich das Buch gelesen habe.
Sobald ich mich davon entferne, komme ich ihm immer näher. Wenn Einer sich
ereifert für Ideen, die ich nicht theile, — ich kann zusehen und denken: Ist doch
der Eifer schön! Wenn ich sehe, wie eine Leidenschaft rasend um sich greift < gleich-
viel, ob in mir, ob in einem Anderen), — ich bin neugierig und stark genug, um
zu sagen: Ist doch nichts Schöneres als eine starke Leidenschaft. Einst (ich glaube,
ich muß ganz jung gewesen sein) schrieb ich Artikel, ganz gemeine Zeitungartikel,
sogar ein Buch, um Menschen aufzuklären, Vorurtheile zu bekämpfen, die Welt
zu verbessern. Wie ein Feminist, wie ein Sozialist, wie ein Charlatan, wie ein

Volksredner, wie ein Pädagoge, wie ein Prophet, wie ein Stammtischredner. Heute kann ich zusehen. Ich habe ja Stendhal gelesen. Und wenn ich etwas ruhiger in die Welt blicke, wenn ich diese Bitterniß der Erfahrung minder verspüre oder gar beschaue, betaste, genieße, wenn ich nun weiß, daß selbst Momente höchsten Genusses keine volle Hingabe bedeuten, und wenn ich über den starren Rest meiner selbst nun lächeln kann, statt zu weinen. Alles sagt mir: Ich habe Stendhal gelesen. Vier Bücher waren meine Erzieher. Doch es giebt Schriftsteller, die ihren Lebensinhalt nicht iu ein einziges Buch fassen konnten. Soll ich wieder Goethe nennen? Wieder Shakespeare? Ach, die großen Kategorienzersprenger, die überall hineinpassen und von überall hinausragen, ich will über sie schweigen. Man soll mit reinen Typen arbeiten, wenn man beweisen will. Ich nenne: Balzac, Dostojewskij, Tolstoi. Mein Mikrokosmus <ich schäme mich, daß ich ein so garstiges Wort gebrauchen mutz) ist ihrer voll. Ich kann Tuch vorzeigen, was ich dem Einen, waS ich dem Anderen verdanke. Einen Blick auf Elend oder einen Blick auf Pracht, das Geschenk eines Schauers, oft nur eine Sehnsucht. Ich fühle mit diesen Fremden, durch sie, in sie, sie halten mich fest, sie sind meine Stützen. Mit diesen Stützen traue ich mir zu, unter Menschen zu wandeln. Was wäre ich ohne sie? Vielleicht hätte sich in mir von selbst Etwas entwickelt? Ein Glaube, ein Wahn ein Wille? Vielleicht?

So aber ist es gekommen, daß meine Seele mit geöffneten Armen zum Umfangen der Welt sich aufthat. Verschlungene Bücher, umschlungene Welt. Soll ichs bereuen? Wer hat denn die Reue soeben abgeschworen? Im Namen Goethes für ewig abgeschworen.

Jrrthum wird doch Leben.

Mein Leben, mein Leben, liebe Mira, welches ich mit all den Schützen, die sich in mir aufgesammelt, so gern Dir schenken würde. Willst Du mit meinen Schätzen spielen? Geborgten, geraubten, aber gar fein geschliffenen, glitzernden Schätzen? Willst Du sie alle haben, Mira, mein Kind? Dir habe ich sie geraubt; sie gehören Dir. Willst Du spielen? . . .

Budapest. Dr. Ludwig Hatvany.

Strike?

Bericht der Handelskammer für Essen fand ich den Satz: „Zweifelhafter scheint es, ob die Steigerung des Absatzes (im Ruhrkohlenbezirk) der letzten Monate ausschließlich auf die Zunahme des Verbrauches oder nicht zum Theil darauf zurückzuführen ist, daß die Verbraucher sich wegen der umlaufenden Gerüchte über drohende Arbeiterausstände zur Ansammlung größerer Vorräthe veranlaßt sahen." Daß von einem Strike der 300 000 rheinisch-westfälischen Bergleute geredet werde, wüßten wir; auch die Handelskammer spricht nun davon. Seit den Ausstandstagen des Jahres 1905 istS im deutschen Westen nie ganz ruhig geworden. Die Zechenleute sind der Grenze des Bezirkes nah, aus dem kein Wanderer je wiederkehrte. Wenn sie aus dem Tageslicht in die Nacht hinuntersteigen, müssen sie stets mit der Möglichkeit rechnen, daß sie die Sonne zum letzten Mal ^ahen. So ist die Psyche des Arbeiters .unter Tag" anders geworden als die Seele

des Fabrikarbeiters. Der Zechenmann ift meist ein schweigsamer Melancholiker; der Fabrikarbeiter liebt geräuschvolles Treiben und verräth oft ein cholerisches Temperament. Wer gerecht urtheilt, muß begreifen, daß der unter die Erde gebannte Bergmann das Kapital hassen lernt, das ihn vom Licht ausschließt. Jedes Unglück, das im Reich Plutos vorkommt, läßt neue Forderungen entstehen. Natürlich: jedes erweift ja von Neuem, in welcher Gefahr der Bergmann lebt. Und leider hats in den letzten Jahren nicht an schweren Grubenkatastrophen gefehlt. Radbod, Trier, Charleroi, Pennsylvanien: kein Montanland blieb von Angriffen der Berggeister verschont; nnd jede Kohlengasexplosion wirbelte eine riesige Wolke von Klagen, Beschwerden, Reformvorschlägen und Forderungen auf Der Bergmann hört nur von „Prositgier" und „Ausbeuterdividenden". Von dem Wachsthum des Betriebskapitals, von der Schmälerung der Rente, von dem Verschwinden guter Chancen weiß er nichts. Er glaubt, die Dividende wachse von Jahr zu Jahr; warum also wird nicht auch der Lohn immer höher? Viele Aktionäre, alle Montanspekulanten verkennen ja auch die Bedeutung eines richtigen Verhältnisses der Dividende zum Status des ganzen Unternehmens. Man sollte deshalb nicht nur den Arbeitern Kurzsichtigkeit vorwerfen.

Wird das Frühjahr den Strike bringen? Die Vertrauensmänner des Alten Bergarbeiterverbandes im Ruhrrevier haben beschloffen, die Organisation zum Kampf gegen die Werkbesitzer finanziell zu kräftigen und dafür zu sorgen, daß keine Ueberschichten mehr gemacht werden, damit sich die Kohlenlager leeren. Die Bergknappen sollen sich rüsten, um der Phalanx der Bergherren eine eben so starke Schlachtreihe entgegenstellen zu können. Solcher Ruf tönte schon oft von den Verbandstagen ins Land; zum Kriege kams dennoch nicht. Jetzt aber stachelt die Einführung des obligatorischen Arbeitnachweises und die ansteigende Konjunktur. Die Bergleute hören, daß die Aufträge sich häufen, daß der Abruf zunimmt, und fordern deshalb höhere Löhne. Daß die meisten Montangesellschaften in unbequemer Lage sind, daß manches große Unternehmen sich nicht einmal auf dem gesunkenen Niveau zu halten vermag, wissen die Bergleute nicht; Möllens auch nicht wissen. Die Harpener Bergbaugesellschaft wird, zum Beispiel, vielleicht genöthigt sein, die Dividende von 8 Prozent (im Vorjahr Warens 11) noch mehr zu kürzen. Das erste Quartal des neuen Geschäftsjahres ergab 600 000 Mark weniger, als man erwarten durfte. Die Gelsenkirchener Gesellschaft wird für 1909 höchstens wieder 9 Prozent (nach 12 Prozent für 1907) vertheilen. Hibernia schloß mit einem Minus von 4 Prozent das Jahr 1908 ab. Den Bergwerkgesellschasten ifts gegangen wie Häufern, denen man ein paar Stockwerke aufgesetzt hat, während ein Theil der unteren Wohnungen leer geworden ist. Mehr Betriebskapital, weniger Dividende. Wie ists nun mit den Löhnen? Im Oberbergamtsbezirk Dortmund leben 327 000 Arbeiter; 1908 Warens 323 000, 1907 292 000. Der reine Durchschnittslohn (nach Abzug aller Arbeitkosten, der Knappschaft- und Jnvattdenversicherungbeiträge) betrug in den ersten drei Vierteljahren 4,49 Mark. Der Jahresdurchschnitt wird 4,50 Mark fein. Das sind 32 Pfennige weniger als 1908, 37 Pfennige weniger als 1907, aber 13 Pfennige mehr als 1906. Im Jahr 1908, also in einer Periode nachlassender Gewinne, hatten 70 Prozent der Belegschaft einen täglichen Arbeitverdienst von 5 Mark. Von ungerechter Benachtheiligung der Arbeiter konnte da also nicht die Rede sein. Die deutsche Montanindustrie hat ihre fettesten Jahre hinter sich. Die

wachsende Last der Unkosten wird fühlbar. Das lehrten die Ziffern, die Emil Kirdorf
den Hanseaten im Cirkus Schumann vors Auge stellte. Im Wettbewerb auf dem
Weltmarkt siegt der billigste Preis; und dem fremden Eindringling kann nur eine
konkurrenzfähige Industrie wehren. Der Zechenbesitzer fragt nicht ohne Grund, ob
man ihn etwa zwingen wolle, künftig nur für den Arbeiter zu wirtschaften.
Die Arbeiter klagen über die Geringschätzung, mit der ihre Vertretungen von
den Produzentenverbänden behandelt werden. Das „System Kirdmf" ist der Ge-
genstand ihres grimmigsten Hasses. Emil Kirdorf ist eine starke Persönlichkeit, die
mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensftufe stehen geblieben ist. Ein Könner,
dem Niemand die Autorität bestreiten wird. Wenn Kirdorf den Arbeitern nicht
volle Parität zugesteht, wird er seine Gründe haben. Jetzt wird um den Arbeit«
Nachweis gekämpft. Die Centralstelle für den Arbeitnachweis ist nicht von den Arbeiter-
verbänden, sondern von den Zechenbesitzern geschaffen worden. Die Stelle kann
dem Arbeiter Brot geben.- kann ihm aber auch sagen, daß für ihn nichts da fei.
Die Bergwerke wollen nur noch Arbeiter nehmen, die dem Nachweisbureau „taug-
lich" scheinen. Die Bergherren wollen sich gegen die Macht der Arbeiterverbände
wehren und versprechen den Wohlgesinnten eine Prämie. Die Arbeit wird an die
ruhigen Bürger vergeben. Lärmmacher und Störenfriede werden ausgeschlossen.
Kein Wunder, daß die Arbeiter erbittert sind. Ließen sich ökonomische Fragen mit
Sentiments abthun, so wäre die Sympathie den „Lohnsklaven" sicher, denen ja heute
Niemand mehr die Menschenrechte abstreitet. Hier aber handelt sichs um nüchterne
GeschäfZspolitik. Die Bergleute haben manchm Grund zur Beschwerde. Wurm-
kranrheit, Wagennullen, mangelhafte Sicherheitvorrichtungen: auch das Bergrevier
ist nicht die beste aller Welten. Und die Regirung hat ja mehr als einmal an-
erkannt, daß nicht jede Arbeiterklage grundlos ist. Für Humanität und Hygiene
kann nicht zu viel gethan werden, Der Nachweis unzureichender Entlohnung ist
aber den Arbeitern bisher noch nicht gelungen. Der SchichNohn im Oberbergamts-
bezirk Dortmund war 1908 um eine Mark höher als 1902; um so viel (fast 30
Prozent) hat die Lebenshaltung sich nicht vertheuert. Die Bergherren sehen keinen
glatten W?g vor sich und suchen wegräumbare Hindernisse aus der Bahn zu schaffen.
Der neue Arbeitnachweis mag Manches zu wünschen übriglassen; ist aber die ein-
fache Konsequenz des Verhältnisses zwischen Zechen und Arbeitern. Verbände hier,
Verbände dort. Der finanziell Stärkere, denkt man, muß schließlich siegen.
Der Strike von 1905 hat auf die Arbeiter nicht minder lange lästig nach-
gewirkt als auf die Unternehmer. Die Kosten gingen in die Millionen und belasteten
beide Parteien. 'Die Arbeiterverbände mußten ihre Mittel, die Gesellschaften ihre
Einnahmen schmälern. Ein Strike im Ruhrrevier könnte den Arbeitern nur Erfolg
bringen, wenn die Vorräthe ziemlich erschöpft und die Austragszahlen hoch wären.
Einstweilen sind die Lager noch voll. Die Arbeiter wollen den Kriegsschatz mehren
und durch das Sträuben gegen Ueberschichten die Nachfüllung der Lager hindern:
um sich eine günstige Konjunktur zu schaffen. Daß die Versorgung mit ausländischer
Kohle nicht unbedingt sicher ist, haben die Erfahrungen des Ausstandes von 1905
gelehrt. Und die Einfuhr englischer Kohle muß die deutschen Zechenbesitzer beun-
ruhigen, wenn sie auch durch Verstärkung der Ausfuhr nach England einen Aus-
gleich für die Invasion des britischen Materials zu schaffen suchen. Der Import
englischer Kohle hat im vergangenen Jahr, trotz dem Rückgang des Verbrauches,

zugenommen; von Januar bis Oktober 1909 warenS 6,30 Millionen Tonnen (gegen 4,78 im Jahr 1908). Da in Northumberland und Durham 60 000 Bergleute striken, die Hälfte aller Gruben Nordenglands außer Betrieb und die Verschiffung gänzlich eingestellt ift, wäre eine vermehrte Einfuhr schottischer Kohle nicht zu fürchten, wenn die Knappen Albions mit der deutschen Armee gemeinsame Sache machten. Sonst könnten wir erleben, daß die englischen Grubenbesitzer nachgeben, um die Arbeiter zu beruhigen und auf dem deutschen Markt Geld zu verdienen. Das Beispiel der englischen Bergleute, die um den Achtstundentag kämpfen, kann die deutsche Bewegung beschleunigen. Sir Christopher Furnetz, der bekannte englische Schiffbauer, hat als bestes Mittel zur Heilung der industriellen Krankheiten Englands und zur Kräftigung der Industrie im Wettbewerb mit den „Giganten des Geistes, der Tüchtigkeit und des Wagemuthes: Deutschland und Amerika" die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn empfohlen. Die deutschen Bergherren müssen mit der englischen EntWickelung rechnen und die Arbeiter dürfen nicht vergessen, daß für sie Alles von derKonjunkturgestaltung abhängt. Die verbürgtihnen einstweilen abernoch keinen Sieg.
Ladon.

Das Waarenhausgespenst.

Aus dem Brief eines Bankleiters.

er Nothschrei, der am achten Januar in der „Zukunft" erschollen ist, scheint mir, mehr als alle Reklamen der großen Waarenhäuser, geeignet, dem „Waarenhausunwesen" neue Anhänger zu werben. Wenn auch uns Deutschen vielleicht nicht mit Unrecht nachgesagt wird, daß wir uns aus dem immer schärfer werdenden Kampf ums Dasein noch mehr Sentimentalität gerettet haben als die meisten übrigen Nationen, so darf doch der Einsender des Artikels nicht voraussetzen, daß ein Appell an die Gutmütigkeit seiner Landsleute für den angeblich „hilflos zu Grunde gehenden Handwerker- und kaufmännischen Mittelstand" von irgendwelchem praktischen Erfolg sein wird; umso weniger, als der Einsender, ohne es zu wollen, eigentlich einen Lobeshymnus auf die großen Waarenhäuser anstimmt. „Für das Publikum ist der Einkauf im Waarenhaus bequem; er bringt Vortheile, die der einzelne Geschäftsmann nicht bieten kann. Das Waarenhaus schickt dem Publikum selbst die kleinsten und billigsten Sachen frei ins Haus. Der Umtausch im Waarenhaus ift bequemer als in anderen Detailgeschäften. Trotz dem riesigen Spesenetat sind die Verkaufspreise der Waarenhäuser eher noch etwas niedriger (keinesfalls höher) als in den kleineren und mittleren Detailgeschästen. Besonders den Frauen bietet der Waarenhausbetrieb kleine Bequemlichkeiten."

Neben diesen giebt es aber noch andere wichtige Faktoren; ich will einige aufzählen. Die große Auswahl. Das unaufdringliche, in der Natur des Riesenbetriebes begründete Verhalten der Verkäufer, das (besonders den Frauen) möglich macht, ohne die geringste Empfindung eines Kaufzwanges eine große Menge von Waaren zu besichtigen. Die notorische, für fast jeden Artikel nachzuweisende Preiswürdigkeit (der Spesenetat eines großen Waarenhauses, auf jede einzelne Waarenaotheilung repartirt, ist relativ immerhin noch wesentlich geringer als der

eines selbständigen Detailgeschäftes). Die Annehmlichkeit, besonders an Regentagen, in Städten mit größeren Entfernungen, alle Einkäufe an einer Stelle erledigen zu können. Der Aufenthalt in behaglich eingerichteten Erfrischungsräumen.
1.3.3t. not Isast die Gelegenheitkäufe, die in solcher Mannichfaltigkeit nur in den vielgestaltigen Abtheilungen eines großen Waarenhauses geboten werden können. Jeder Fabrikant, der aus diesem oder jenem Grund mit einem Artikel räumen oder zu hoch angeschwollene Lagerbestände vermindern möchte, tritt mit solchen Angeboten stets zuerst an die großen Waarenhäuser heran, weil er aus Erfahrung weiß, daß er da immer und für jedes Quantum Abnehmer findet, wenn er sich entschließt, in den Preisen entsprechende Zugeständnisse zu machen.
Seit Jahren habe ich die Waarenhausentwickelung in Deutschland mit um so lebhafterem Interesse verfolgt, als ich während meines langjährigen Aufent-Haltes im Ausland Gelegenheit hatte, die Riesenbetriebe in Paris, London, New Jork kennen zu lernen. Ich stimme deshalb ganz mit Hardens Nachschrift zu dem Artikel überein und halte es für verfehlt, durch Wehklagen und Appelliren an das Mitleid und die Gutmüthigkeit des kaufenden Publikums eine EntWickelung aufhalten zu wollen, die in der ganzen modernen Volkswirthschaft und Lebensführung begründet ist und die, genau wie in England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten, auch in Deutschland, trotz den schweren Lasten, die der Gefetzgeber den Waarenhäusern aufgebürdet hat, ihren natürlichen Lauf nehmen wird.
Recht ähnlich scheint mir diese EntWickelung übrigens der Umgestaltung unseres modernen Hotelwesens zu sein. So manche Nachtheile auch diesen „großen Karawansereien" nachgesagt werden: nur Wenige möchten in großen Städten auf die fast allgemein schon zur Gewohnheit gewordenen Annehmlichkeiten eines modernen Hotels verzichten. Wenn sich die Besitzer kleinerer Gasthöfe zu einem Nothschrei vereinigten und allen Fremden in die Ohren riefen: „Verzichtet auf die Bequemlichkeiten eines modernen Hotels, wohnt, wie früher, in kleinen Gasthöfen, da wir sonst hilflos zu Grunde gehen müssen": ich glaube, selbst der Einsender deS Artikels über die Waarenhausgefahr würde den Jammerruf überhören und ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Hotel vorziehen.
Gewiß ist durch die großen Waarenhäuser den kleinen Detailgeschäften eine scharfe Konkurrenz erwachsen; doch sie ist nicht größer als auf den meisten anderen Gebieten auch und bewirkt, daß von jedem Einzelnen größere Leistungen verlangt werden, wenn er seinen Platz behaupten will, den er vor einem Menschenalter in Behaglichkeit und Bequemlichkeit, ohne intensive Hingabe aller geistigen und körperlichen Kräfte, behaupten konnte. Meiner Ansicht nach ist für den (tüchtigen) Mitelstand noch Platz genug; und für die Thatsache, daß gut geführte Spezialgeschäfte, dank besonderen Leistungen, überall im Deutschen Reich noch floriren und, trotz erhöhten Ansprüche an die eigene Lebensführung, jährlich ansehnliche Überschüsse liefern, giedt es mehr Beweise als für die Behauptung, daß der Mittelftand hilflos zu Grunde gehen müsse. Die Jagd der Großen nach Ausdehnung bringt freilich manchen Kleineren auf die Strecke, aber (wie ich in meiner Praxis zu beobachten Gelegenheit hatte) meist Leute, die ihre eigene Tüchtigkeit und Fähigkeit oder ihr finanzielles Rückgrat überschätzt haben. Viel zu oft wagen sich Verkäufer, Reisende^ Angestellte aller Art, wenn sie im Großbetrieb einige Ersahrungen und einige Ersparnisse gesammelt haben, ohne genügende Vorbereitung in selbständige Geschäftsthktigkeit. Mit zehn- oder zwanzigtausend Mark wird solche „eigene Existenz" be*

gründet und zunächst in „bester Lage" ein elegant ausgestattetes Lokal gemiethet, dessen Jahresmiethe allein schon den größten Theil der Ersparnisse auffrißt. Unter der Bürgschaft von Verwandten oder Freunden werden dann Kredite bei Fabrikanten und Grossisten erlangt. Solche Geschäfte verschwinden, trotz allem Fleiß der Inhaber, oft schon nach kurzer Zeit wieder von der Bildfläche und werden noch im Verschwinden wieder anderen, ähnlichen Geschäften durch die „Ausverkäufe" hinderlich. Fabrikanten und EngroShändler, die bei solchen Firmen Verluste erleiden, sind dann geneigt, über die erdrückende Konkurrenz der Waarenhäuser zu klagen, und vergessen, daß sie selbst durch zu große Freigiebigkeit in der Kreditgewährung den Zusammenbruch solcher Detailgeschäfte mitverschuldet haben.

Zu bedenken bleibt auch, wie vielen Angestellten in den großen Waarenhäusern ein sicheres und gutes Unterkommen geboten wird. Die Zahl der Einkäufer, Disponenten, Rayonchefs ist ungemein groß und die Gehälter, die tüchtigen Fachleuten in solchen Stellungen gern gewährt werden, steigen bis zu stattlicher Höhe. Wenn die Inhaber solcher Posten sich auch in eine straffe Organisation einzufügen haben, so bieten diese Posten intelligenten Leuten doch reichliche Gelegenheit zur Bethätigung eigener Initiative; und daneben ein Einkommen, welches das Netto-Einkommen vieler selbständigen Ladenbesitzer übersteigt.

Auch auf dem Gebiet des Bankwesens hat im letzten Jahrzehnt die Expansion der Großen manche Kleinere verdrängt. Viele Privatbankiers haben, freiwillig od« unfreiwillig, ihre Geschäfte aufgegeben oder sie in der Form von Filialen den Riesenbetrieben der Großbanken angliedern lassen. Hat diese EntWickelung dem Handel, der Industrie geschadet? Ich bin der Ansicht, daß die Machtentfaltung der Großbanken und die ihnen hierdurch ermöglichte weitgehende Unterstützung der Industrie zu dem außerordentlichen industriellen Aufschwung in erheblichem Maß mitgewirkt hat, dessen sich Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt erfreuen darf. Eben so wird die unvermeidliche Ausdehnung der großen Waarenhäuser, auch wenn manches kleine Detailgeschäft dabei erliegt, dem Handel und der Industrie im Allgemeinen auf die Dauer nur Nutzen bringen. Ich glaube, daß schon heute viele Fabrikanten für den möglichst gleichmäßigen Absatz ihrer Waaren auf die großen Abflußkanäle der Waarenhäuser nicht verzichten möchten oder könnten. Manche Fabrikanten, die Marken-Artikel herstellen und sich aus Rücksicht auf ihre übrige Kundschaft Jahre lang gegen den Verkauf dieser Marken-Artikel an Waarenhäuser gesträubt hatten, haben ihr Verhalten, als unzeitgemäß, geändert, weil sie eher auf einige kleinere Detaillisten verzichten können als auf die potenten, immer auf' nahmefähigen Abnehmer, die großen, von der Gunst des Publikums getragenen und deshalb weiterer Ausdehnung fähigen Waarenhäuser.

Während in England und Frankreich die Mehrzahl dieser Unternehmungen schon seit Jahren die Form der Aktiengesellschaft angenommen hat und seitdem nicht nur von der Gunst der Käufer, sondern auch von der Gunst des Kapitalistenpublikums gefördert wird, ist diese EntWickelung in Deutschland noch im Anfangsstadium. Doch auch wir werden bald WaarenhauSaktien in großen Posten an der Börse sehen. Wie weit wirs schon gebracht haben, beweift die Thatsache, daß, während früher deutsche Fachleute die Einrichtung der großen Ma^asins in Paris oder der großen storss in London, New Aork, Chicago zu ftudiren pflegten, jetzt fremde Geschäftsleute nach Deutschland kommen, um unsere Waarenhäuser aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Und die Klügsten finden bei uns noch was abzugucken.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

XV. 8si5«n QRtt^I 5 »H^<.'II XV. 8ai8«n
Abends 7'/2 l^nr präü.: Lrosser Lais.^denck.
ttr./»mes l,öon fllll», 8cKuIreiter, suk ^Vintnrop, engl. Vollblut, von ttslms ». ä. Maggie
Or»v. — Werner: vle ^«ran<linl». — ^oris. Lolon mit dressierten ^tten — ttr. tarnst
^ Scnumsnn, Orig. Dressuren. — kitkm. proserpl. — ^«ergclovn k^rsncol», Kunstreiter, etc.
Qrosses Original-^snege 8cnsustücK cZes Zirkus öuscn in 4 HKten. Sesonäers nervor-
?unede,>: Die derLKmte Salslsika»1'ruppe. Das prunktest auk cZ. 8cnlosse des Staatsrats.
DM" V «> I I, , I <> » « « I „ >» »i « f» » I » r « e I I» I».

k>!i<:nt der I^sme, sonclero seine Vorzugs
Kaden dem Lalarnsnderstielel clen Weltruf
versenssst. fordern Zis UusterbucK l.
tlmkeitspreis . . . Ivl. 12.50
I^uxus-^uslüKrunZ XZ. 16.50
LcnuK^es. m. b. rl.
Lerlin W. 8, kriedrickst-. 182
Lasel — Wien I — Surick
!« ,ZaIaman6er" > VerlcautsstsIIen zu Kaden.
>v. Dittmar, Nöbel-^abrlK
öerlin. ^ollcenmarkt 6
Auserlesene
k^eickneit
Normen in vornekmer k^infaenneit v^ie
KünstleriscKe >^rt II? öilli^e preise
LesicntiZunZ erbeten l)ruck8acnen Ko5tenirei
aucn ä!e 8cnritt: ^inrientunZSSeneimmsse

/irkt pnvsiologiscke Ox^li^tivli der im Körper angesammelten rIrmüdungstoxine, regt
die Oevedsstmung an, dsner die von ersten Klinikern erzielten rlrkolge bei LtottvecKsel.
KranKKeiten, tter.Ieiden, Marasmus, ärteriosclerose, bei vedermüdung und in cler lZe>
Konvalescene. — LrriZItlicK in den grösseren ^potneken. — Keicnrialtige l^iterstur ver>
sendet gratis aas OrgsnotKerapeutiscne Institut Prof. Dr. v. poenl Sc 8SKne <8t. Peters»
durg). ^dt. Deutscnland Serlin 8W. 68u. Sitte stets Original .poeKI» -u korde«

öerliiier'IIieklter'KiiieZgen
jVletropol-^beater
^lladeuäliek 8 Vdr.
NattoKÜ!
Die Zr«88e l^evue!
ttumorist.-sul. Fal^resrevue in 10 Zilclern von
^ul. freund. /VlusiK v. Paul Vincke. In Szene Ae-
set^t v. Dir. hicn. 8cnult?. län^e v. Willi öisnop.
Veut8cl,es Meater
^reitSA, 6en 21./I. 7'/, Unr.
Der Zute KönZZ Dagobert
Lonnadenä, den 22./1. ?V" Unr.
Her MSenvenztigen Mniung
^onnta^, den 23./1. 7'^ Unr.
Der Zute KöniZ Valbert
von Oarlos
Weitere T^e siede ^nscdlaSsäule.
MUMM
Oresäenerstr. 72/73.
8 TlKr.

Ni^Z WirtK a. 0., 08kar öraun a.0.
lag!, ll—2 Unr l>!aont8.
Dir. KnäolpK Nelson
!<äte ^k-iko!?. Karl! wagelmüliek'.
ssriti (Zl-ünbaum. Ines Körne,'.
IVIax l-sui-snoe. ^san lVioreau.
/^lbsl-t faulig. iVIas-ionettentneater.
ö»«"'!«« „Nonlin rongs"
» ^ nn , ^ n «: - ^«ntaF. Dienst^.
0urcKscKIa^enü8ter l^rfol^!
RurlesKe mit QesanZ in 2 ^Kten. ^usik vom
1.. Itsl mit äen Tutoren /<nton unä Oonat.
tterrnkelä in den ttauptrollen.
Ilier^u: , Z^,K Iiettu«^8«RittSl^
Komödie von ttuna.
/^nkan^ 8 VKr. Vorverkauf 11—2 vnr.
^^-JernMIl^
Der Xrxt am 8cKe!äewe^.
Sonntag 6.23/1. 8 ^. Der natürlioke Vatei^
^VlontaF, den 24./1. 8 Unr KkSRNN
Weitere Ta^e siene ^nscnIaZsäule.
?reitaS, äen 21. u. 8onnadend, den 22./1. 8 v.
LonutaZ, äen 23./1. Nacnm. 3 l^dr ^oral.
LonntsA, den 23./1. 8 U. Der grosse I>Iame^
^VlontaF, äen 24./1. 8 1V. Der ^ro«8e !>Iame.
Neun iMMn-llmter
U örgs VR WWW
Weitere l'aSe siene ^nscnla^sciule.
folies Oaprice
'rzglicd sdengs 8>/t vdr.
8icner ist sicker.
Der Nann meiner rrau.
llnter den l^incien 46
Fie ricnte icn meine Mniing ein?" SS'^^S^
vv. Oittmar, ^lödel-fadrik, Berlind., /^olkenmarkts, das tteft mit «oi?em
'I'ilel. Ls ist äarin desprocnen. xvas deim I>Ieueinricnten oäer Sendern vornanäener Won-
nunZen wissensvert ist. ^KbildunAen stenen sucn Jern Kostenfrei ?u (Zebote. — Oie
^ietvvonnunI-^usstellunZ cler ?irma Oittmar, 7'auentxiell5tr. 10, im (Zarten-
nau5. ist Zeotfnet taZlicn von 9—1 (inr un6 3—7, Sonntags von 12-2 vnr. Oie öe8icdtigunZ'
ist irei. /^ddilcZun^en mit VesenreidunZ veräen Fern Kostenfrei Se8anät.

?auben8tr. 15 ^r!eär!ck8tr. 67 HloKren8tr. 49
I^eitunL: ^?^^.^>I^ IVI^I>II^^, fülirer im Ole Sauer
tteute unä iol^enäe laZe:
IsSlicK ^benäs 8V2 VKr
5onn- unll keiertugen Nncninittllgz von 5—7 llnr.
UnKei' kßen Linißen 27 (neben dale Lauer).
Llr088v8 K«n«ert. ^benäs 9 u. 10^nr: 6l'()88e8 LuQ8t1aukeu.
Im Koten 8aa! s 11 ad eQ 6 1 icIi w VKr: O^V^RVV Zaalpwt^ 2.—.

Mr. 17. — Die ZuKunft. — 22. Januar M0.

VerläA von «D8^V ^ISLULIi in FL«^.
Loeden ersedien:
Zlmon Newcomk Monomle klir ^klermllnn.
kinö allgWeinve^taiilllicKe va^tellulig öer k^ckeinungen lies «immelz.
I^IacK äer ^lebe73et^unZ von Mäser
dearbeitet von
Prot. Dr. K. 8elwi'!-, un6 Or. X. «ra^
Direktor Observator
äer ttambur^er Sternwarte.
Zweite ^uttaAe.
^it einem Iite!dÜ(Z. 3 lateln un6 71 ^dbilänn^en im ?ext.
?rei8: Kartoniert 3 NarK, ^eb. 4 ^ark.
^leue Hamburger ^oituuF, ^r. 586, 11. De?. 1907:
liibruris in die SimmelöKunde bLlobt ^verdon.
frankfurter Leitung, ^r. 333, 1. Ve^. 1907:
In 8einer ,,^8tr(momv Lor evervbodv", die vor 3 ^aliren ersenien, Kommt
clles anZebraollt mit Mnsicmt auk die ivirKIicb au^^eiczkrietsii Bilder, Sie Sag

gebe ick s^nde Januar ^nen kZäumungs-
Paul (Zraupe, Antiquariat,
öerlin 8>V. 68.
2vr LetorderunF 6er
^enscnenkenntnl8 u. Nen8cnenliebe
4 Huartdände über 1500 Zeit, und 1000 Kupfer
l!je?.^Ä.'3?ö^^In^4 0r i^pra^ttbdn^^^99.^!
Lüdet m. s. ca. 1000 !Ilu8rrat!onen v.
Bierde ^e6. ttau8L8. Au8fü!ir!. illu8tk'isl'ts>'
4seit. yuäk-tpk-oZiisKt unlj VsriagZvsk-zisictinis
üb. Kultur- u. sjttsnljssotiiolitl. >VerKe grat. lrko.
ZcKrlkkkllei'
die ^ iure 5 Werke ^ bei ^ Miss. ^ öucbver-
>vol^^L?Krew.^ 80?^» 8ub.H^^. K. 8. 5
Kucher-Üiatalog
iebrende Lücrier versende an nieder-
Kckriii-Veklsg kr. Klmiiw. »slls g. 5. IIS.
^inger8tr. 4/o.
von Dramen, Qedicnten, Romanen etc. bitten xvir,
zwecks ^Interdreitung eines Vorteilnatten V07-
8cblages KinsicKtlicK, Publikation ibrer Werke in
öuclnorm, sicb mit uns in Verbindung ?u setzen.
Modernes Verlag8bureau l)urt >Viganä
ZI/22 .InnannOeorFS'r. öerlin-rlalensee

Zoeden erscnien:
(640 8. stark) NK. 4.— öMdtt. ^K. 5.— Oed.
f)eae()NLiie16 stan6 als Staatsmann im Mittelpunkt 6er europäiscnen
^) Interessen, als Hornanscnriitsteller scnvvie^ man inn tot. 8ein
^um ersten ^Vlal in cleutscner ZpracKe Kier vorlieZen6er Homan
»Oontarini I^lemin^ ist clas senönste, Ieben6i^ste un6 be^ienun^s-
reickste LucK, 6as inm ^elunZen, ein Homan, 6er 6ie LntxvieKlunZs-,
Redens- und I^iedesZescriicKte 6es Oienters in 6en V0r6erZrun6 einer
iesselnäen ttan61unZ stellt, ^an nat inn 6en „Minelm Kleister"
6er I^iteriitur genannt, 6enn er Kommt 6em Ooetnescnen vornan
in seiner aui Lelbsterledtes nin^veisen6en MaKrneit ^leicn. Kein
I.iteraturireun6 sollte an 6iesem Klassiscnen t^oman vorüder^eken.
In je6er Lucnnan61unS vorrätig.
O^^NN^O co., Verlag Lerlm V. 15.

KlirkttWIeril
bietet vornebmer LucK- und ^eitsckritten-
verlas publiKationsmSZlicKKeit. ^nfraSSn
mit Rückporto unter I.. ZS. 4166. an
Kudolt ^«88«, LeZpxZ^.
Verlag von Oarl Never (Sustav prior) in ttannover u. öerlin ^V35.
de^ZeKen äurek alle LuoKKanälunFSn:
<ÜKaraKter?ÜAe, OenKwürdiZ-
Kelten und örinnerun^en.
Von ^.
(Zr. 8«. 300 Zeit. Prei8 in xe-
scbmackvollem I_ImscKla?
^. 3.—, eleZ. Aed. .
>
>
>
>
>
>
>
> ^
Der tta!!e8cne Courier beurteilt Sas Sucn wie lolZt: Lbers bat mit liebevollem
Tiker unä Futem 'rakte eine Flosse I^eike LnaraKlerzüZe. OenKwürdiZKeiten und
LrinnerunZen an den Oros8en, Hin^i^en 2U83mmenAetraSen und nacK ^IS^IicnKeit
cKronol0Zi8cK geordnet. Uedersl! spricnt in dem >VerKe die brennende I^iede und
VerebrunF eine deutliche, mutige und kreundlicbe 8pracbe und neben aller Le-
tonunA des tteroi8cben, des Oevalti^en. des Weltde-vinUenden im lieben und
wirken des grossen I<3N2Zers Kommt aucli das scnückt ^enscblicke. Zan? de-
sonders I.ieben8verte, Zs k^übrende im ^Vesen des KerrlicKen Cannes präcnti?
und umfassend ?u XVorte
<
<
<
<
<
<
Oiese Kummer entbält einen Prospekt der ^VeZ6mann8cKen SucKKantüun? in
KerUn über das soeben 2um ^bscbluss gelanZte bedeutende
(Ie8cKicKt8werK v«n Karl LamprecKt,
den vir uuseru I^eseru zrur besonderen LeacKtunZ empkedlen.

Mr. 17.
— Die Zukunft. —
22. Januar 1910.

^oclienberickt 6er ttvpotne- IIailKlII<tßai< lxommanclitSeseüscKatt auf ^Klien,
KenadteilunA cles Lanknauses ^Uil IRkUUllKSvi, Lerlin ?ran?ösiscke Strasse 14.
In (Zer verZanZenen ^VocKs seilte äer tt^^otkekenmarkt ein ledkakteres Li!6. privstkapitalien Kamen in versckieclenen Beträfen ^ur^nmeläun?. Lei 6em nocK immer unveränäert Konen ^inssat^e unä 6er reicklicken ^uswakl empfeklenswerter LeleiKunZsob^eKte Konnte 6en ^VünscKen 6er OeldZeber leickt IZecKnunS FetrsZen veräen. Ls notieren: Lrsts ^bscknitte, venn mün6elsicker uncl in bester I.aZe 4^/g, sonstige Züte l. LeleiKunZen 4l/° - 4^ ^-4^ °/o. VorortKvpotKeKen 4^ — 4'^ — 4«/« °/«. ^veite ^nlaZen 5 —5'/s —6°/«. ?ür LanKZelä var 1-2«/^ ^dLcdlussnrovision erlor^erück. LerIiv, 6en 14. Januar 1910.

KI.XON O
LntvSnnunF absolut ?^ANZ,
1«8 unä Okne LntbebrunZLer> sckeinun^. (OKne Spritze.)
No6eru8te8 Lpecialsanatorium.
^Ner Oomkort. Familienleben.
?ro59. krei. ^ wsriFloZ. LutvvöKn. v.
.1
Lei LrKältunZ altbe^vädrt. ^vlan seilte auf meine ^ii«Ra! I^laenan-
munZen meiner Lal^e sinä oit minäer^ertiZ unä um nicnts billiger.

von ^er^ten unä ?annär?ten 8tänälS empfonlen.
Q^O8SS Tubs IV!. 1.00 l<^. 1.50 ö. vv.
IO0I. 1.^^ 7/8.
Lelm ^ I^inK, I^ev/VorK.
IMmsscKinen
s^lsn verlange f'psiLlisfe.

Zintgraff.

enilek der Zweite, von Gottes Gnaden König der Könige von Aethio-
A^W> pien, Kaiser von Abesftnien, der sich iy Erlassen neben diesen Titeln
noch den des sieghaften Löwen aus dem Stamm Inda beilegt, würde unter
dem Augustmond, wenn er ihn noch sähe, ins siebenundsechzigste Lebensjahr
schreiten. Noch nichtsehr alt also; aber seit dem Schlaganfall vom Winter
1908 ein gebrochener Mann, um den die Aerzte flüstern, sein Gehirn sei von
der Lues gelähmt. Einer, dem das Schicksal Leid und Luft in vollen Schalen
kredenzt hat. Sohn einer vom Kronprinzen Ailu Malakot huldvoll befruchte-
ten Sklavin. Als Elfjähriger verwaist und Gefangener im Lager seines Fein-
des. Der, Kaiser Theodor, behandelt den Knaben freundlich, vermählt dem
Jüngling eineTochter, hält ihn aber unter strengerObhut.DerEinundzwan
zigjährige flieht nach Schoa, schaart die aus seines Vaters Anhang Ueberle
benden und läßt sich als König ausrufen. Schon langt er, während Johannes
Theodors Erbe, von den (Ägyptern bedrängt wird, nach dem Kaisertitel; wa
nicht auch Johannes, ehe er sich in Axum krönen lnß, alsKönig Kasa nur eir
Stummesfürft,wie der Gebieter von Schoa, gewesen? Doch einstweilen scher
tert der Plan. Menilek, der sich geweigert hat, mit den mohammedanischen
Egyptern gegen den vom Abuna (Metropoliten)der äthiopischen Christenkirche
gesalbten Kaiser gemeinsame Sache zu machen, muß sich 1878 unterwerfen
und verpflichten, alljährlich einen Tribut indieHauptstadtGondar zuliefern.
Er wird ein guter Vasall, mehrt, durch die Eroberung von Harrar, Kaffa, Ena-
rea, Gurage, im Südosten das Reich und hat keinen Rivalen zu fürchten, als
im März 1889 Johannes beiMetammeh imKampf gegen dieMahdisten ge-

fallen ist. Im Frühjahr 1890 krönt der Abuna ihn; ist derLöwe aus Judas
Stamm Negus Regest!. Er hält sich zunächst still; läßt die Italiener, die oon der
Westküste desRothenMeereshe^
versuchen, glauben, er sei ihrMann, und verpflichtet sich imVertrag von Uc«
cialli, nur durch Agenten der römischen Regnung mit fremden Mächten zu
verkehren. Als der Schlaue sich stark genug fühlt, schüttelt er das Joch ab: zer-
reißt den lästigen Vertrag, greift die Italiener an und zwingt denbeiAduaDe-
zimirten und zum Rückzug Genöthigten den Friedensvertrag vonAdisAbeba
auf, der Abessiniens Unabhängigkeit sichert. Menilek (die übliche Schreibart
„ Menelik" wird vonKennern derLandessprache als falsch bezeichnehist der Net-
terdesReiches;dervomHimmeldemVolkegesandteBefreier.Nachanglo-äthi-
opischen Feldzügen gegen den Mullah (Abd ullaAschur), der vomEomalland
her ins Kaiserreich vorzudringen trachtet, schließt Menilek mit England einen
Vertrag, der die Grenzlinie zwischen Abessinien und dem Sudan fixirt, der
vom Sudan nach Uganda zu bauenden Bahn den abessinischen Boden frei-
gabt und denBriten amBaro eineHandelsstation einräumt. An dem selben
fünfzehnten Maitag des Jahres 19W wurde ein zweiterVertrag,mitJtalien,
geschloffen, der Erythräa gegen Abessinien abgrenzt. Mit England und Ita-
lien ist der Negus also fürs Erste einig. Den Franzosen, die im nördlichen
Theil des Somallandes sitzen, hat er die Eisenbahn Dschibuti' Adis Harrar (das
jetztDiraDauah heißt)konzedirt; alsEntgeltfür dasVerbotdesKaraw
Verkehrs, das den Werth derKonze^
pflichtung,derKaiserlichAethiopischenEisenbahngesellschaftvon190^bis1952
jahrlich fünfhunderttausend Francs zu zahlen. Auch dieStreckeHarrar-Adis
Abeba wird dieser Gesellschaft vorbehalten. In der Zeit vorder enwnw cor-
Zial6von1904 sah Britanien nicht aus freundlichem Auge auf Frankreichs ex-
pansive Versuche in Afrika; und Abessinien stand nuf der Liste derDifferenz-
punkte, dieHanotaux, als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, dem Fo-
reignOffice eingereicht hatte. Da mußte früh vorgesorgt werden. Von Briten
erfuhr Menilek, daß er von den Franzosen arg geprellt worden sei. Erstens
werde gestohlen, daß sich dieSchwellen biegen; und der Bahnbau wäre nicht
überHarrar hinausgekommen, wenn diepariserRegirung nicht mit fünfund-
zwanzig Millionen nachgeholfen hätte. Zweitens fei die Gesellschaft, die aus
Paris die Subvention bekommt, gar nicht mehr die vom Kaiser zugelassene.
Menilek wüthet; schmettert sein Veto übers Meer. Und England sichert sich
inzwischen, wie einst beim Suezkanal, für alle Fälle die Aktienmehrheit im
Bereich der Kaiserlich Äthiopischen Eisenbahngesellschaft. Ist, wie Frank-

reich, Italien, Rußland, jetzt auch diplomatisch inAdis Abeba vertreten. Steht
mit der Französischen Republik aber noch immer nicht auf dem besten Fuß.
Da giebt Deutschland, für das bisher der Agent Coates in Dschibuti
still und vorsichtig gesorgt hat, das erste laute Lebenszeichen. Menilek, der
dem Schweizer JIg, als einem Franzosenfreund und Werkzeug pariserischer
Ränke, nicht mehr so blind wie früher vertraute, fand, daß die drei Westmächte
allgemach in unbequeme Nähe rückten, daß auch Rußland, weil es die Ver-
wandtschast seiner Griechischen mit der Abessinischen Kirche für dasBedürf-
niß seiner Politik ausmünzen wolle, verdächtig sei und ein weiser König der
Könige drumtrachten müsse, in einer fernen, politisch am Rothen Meer und in
Egypten nicht interesfirtenGroßmacht denPufferzufinden,der nachbarlichen
Anprall schwächen könnte. Das geeinte Reich muß civilisirt werden, kann die
civilisatorischenKräfte aber nur aus einem Land beziehen, das ihm nicht allzu
dicht auf den Leib rückt. Das große, starke Deutsche Reich denkt sicher nicht
an die Eroberung oder Beherrschung eines Gebietes, wo es mit allen drei West-
mächten in Konflikt kommen müßte. Wenn man den Berlinern winkte und
Handelsvorlheile verspräche? JhrNahen würde den Anderen einen heilsamen
Schreck einjagen. Sie nahen. Herr Rosen führt einen Zug deutscher Männer
nach Adis Abeba. Wilhelm hat ihm zwölf Potsdamer Riesengardisten mit-
gegeben. Die aber nicht so gut wirken, wie man erwartet hat; vielleicht, weil
sie unter der Hitze leiden und der Weg vonHarrar nach Adis Abeba mit dem
Tempelhofer Feld und der Döberitzer Heerstraße nur sehr geringe Aehnlich-
keit hat; vielleicht auch, weil sie als Sicherheitwache formirt sind. Menilek
fühlt sich in seiner Würde, feinem Kulturwahn verletzt. Sollen diepreußischen
Goliaths ihn etwa einschüchtern? DenNegusNegefti, der über groheReiter-
schaaren, über sechzigtausend mit Mausergewehren bewaffnete Bergschützen
gebietet und dessen Adjutanten noch heute als höchste Kriegerzier die Hals'
ketten tragen, die sie sich aus den Hoden der bei Adua lebendig gefangenen
italienischen Offiziere gefertigt haben? Der Löwe knurrt unwillig. Erhebt
sich nicht, als Herr Rosen vor ihm das Haupt beugt; hört sitzend den Gruß,
den ihm der Vertreter des Deutschen Kaisers entbietet. Das ward noch nicht
erlebt. Schmunzelnd sehens die Gesandten derWestmächte. Werden noch hei'
terer,da sie vernehmen, daß die Deutschen Herrn Jlg, der doch kaum noch Günst-
ling zu nennen ist und sie sicher übers Ohr haut, in ihr Interesse zu ziehen
versuchen, der Kaiserin Taitu,Menileks zweiterFrau, einen leicht erfüllbaren
Wunsch (ärztliche Untersuchung und Behandlung ihrer in Debra Tabor woh-
nenden Schwägerin) nur halb, unter Beschwerden der Kranken, erfüllen und

schließlich in Ketten gelegte Sklaven befreien, auf italienisches Gebiet bringen^
also, ohne irgendein gesetzliches Recht, der abessinischen Gerichtsbarkeit entziehen. Solche Meister der Diplomatenkunst, denken die Harrifon und Genossen, werden uns nicht gefahrlich; Geld (Löwe und Löwin nehmen, was zu kriegen ist) scheinen sie nicht mitzuhaben und derHandels- und Freundschüft' vertrag, den sie heimbringen, ist ein Stück ziemlich werthloser Phraseologie. In Deutschland wird er zur Errungenschaft aufgebauscht. Als gar noch gelungen ist, den Dr. Enno Littmann von der?iinc6ton IIniverLitz?', der im Auftrag amerikanischer Maccene nach Ueberbleibseln äthiopischer Kultur gräbt, dem deutschen Staatsdienst zu verpflichten, wähnt die weitsichtige Mannschaft der Wilhelmstraße sich auf dem besten Weg und beschließt, in Adis Abeba fortan (in einem zu würdiger Repräsentation geeigneten Palast, versteht sich) einen KaiserlichenGesandten thronen zu lassen. Inzwischen hat Kommerzienrath Bosch, der, als Wirthschaftkundiger, Rosens Zug m:tgemachthatte, einezweite Expedition vorbereitet. MitLandwirthen,Kaufleuten, Handwerkern, an deren Spitze, statt der Riesengarde, diesmal eine schlichte Hebamme marschirte, zog er in Menileks Land und verhieß den Abessiniern praktische Ausbildung in allenKünsten civilisirterVölker. Weckte dadurch das Mißtrauen der hochmüthigen Nation; und hätte, selbst wenn seine Begleiter sämmtlich tüchtige Leute gewesen waren, mit solcherMethode sicher nichts erreicht. Nach Rosen nnd Bosch kam, als dritter Vertreter deutscherMacht und Weisheit, Herr Arnold Holtz. Der hatte wenigstens Geld in seinen Beutel gethan; schenkte dem Löwen aus Judas Stamm eine beträchtliche Summe und verpulverte rasch so ein halbes Milliönchen deutschen Kapitals. Ertrag? In einem putzigen Buch („Im Auto zu Kaiser Menilek") berühmt sich Herr Holtz: „Ich habe sür deutsche Interessen erwirkt, daß wir die Priorität für alle Straßenbauten zum Zweck der Personen- und Waarenbeförderung durch das Automobil besitzen." Wer wagt, Rittersmann oder Knappe, noch mehr zu fordern? Wenn die Abessinier sich morgen entschließen, in ihrem Bergland das Automobil als Lastverkehrsmittel anzuwenden, und wenn das deutschePrioritätrecht dann noch anerkannt wird, müssen wir diesem Arnold ein Denkmal setzen. Fühlbar ward die Wirkung der drei kostspieligen Expeditionen nur im Lager derWestmächte. Wollen wir (fragt der pfisfigeHarrison die Kollegen) uns durch Hader entkräften, bis der deutsche Einfluß unsere Schanzen überschwemmt? Das Schreckgespenst eint die Streitenden. Deutschland hat einen Handelsvertrag erlangt, hat gewiß allerlei unheimlichePläne: also muß Frankreich sich rasch mitGroßbritanien verständigen. Im Juli 1906

(seit sechs Monaten fitzt ein Deutscher Gesandter in Adis Abeba) unterzeichnen
Briten, Franzosen, Italiener ein ^ssroment, dessen Hauptzweck ist, die drei
Großmächte, die alleZufahrtstrahen nach Abessinien beherrschen, vor der In-
gerenz einer vierten Großmacht zu schützen, und das vi^ Rom den Berlinern
zu offizieller Kenntniß gebracht wird. „Was auszusetzen?" Nein; dieses Ab-
kommen gefährdet kein deutsches Wirthschaftinteresfe. Schön. Eduard trifft
Sei der Nichts Margarete von Hessen im Taunus den Neffen Wilhelm.
Die ersten lauten Lebenszeichen deutscher Politik haben die Gegner
geeint. Und die Elemente, die von der Küste ins Innere drängen, sind nicht
immer geeignet, dem Deutschen Reich in Aethiopierland einen Nimbus zu
schassen. Dennoch hält Menilek an dem Plan fest, einen deutschen Berather
auf Jlgs Platz zu rufen, und giebt dem Geschäftsträger (Herrn von Mutius,
der jetzt von Bagdad nach Saloniki verfetzt worden ist) ein Handschreiben mit,
das dem Deutschen Kaiser diesen Wunsch ausspricht. Als Vertreter Deutsch-
lands bleibt Or. Zintgraff zurück; ein junger, in denDienst des Auswärtigen
Amtesüb?rnommenerReferendar,derinderFurchtlofigkeitund derben Wahr-
haftigkeit des Wesens an seinen Bruder Eugen, den ersten Erforscher Kame-
runs, erinnert. Und, vielleicht durch die ungewohnte männlicheOffenheit seines
Wortes, das Vertrauen des Königs der Könige gewinnt. Im Frühjahr bittet
ihn Menilek, Vorschläge zu einerJustizresorm zu machen, und leiht ihm, da-
mit er die Rechtssatzung kennen lerne, sein eigenes Exemplar des „Königs-
rechtes". Zintgraffs Vorschläge, die vorsichtige Schonung des abessinischen
Volkscharakters empfehlen, finden den Beifall des Negus, der die Brust des
Deutschen miteinemOrdenschmückt und ihn fragenläht,ob er nicht selbst das
Amt eines Berathers übernehmen wolle. Der Dragomanatsafpirant, der die
Absichten seiner Regirung nicht kennt, giebt zunächst ausweichendeAntwort;
wird trotzdem aber so oft um Rath gebeten, daß er schließlich ersuchen muß,
ihn, als den Vertreter einer neutralen Macht, nicht allzu tiefin das Dickicht
abessinischer Geheimpolitik zu zerren. Als ein Leberabkceß ihn im November
1908 zwingt, Afrika für eine Weile zu verlassen, erhält er ein Schreiben des
Negus, das denAntrag wiederholt und detaillirt. „Wir habenJhre Regirung
gebeten, uns einen guten, einsichtigen Berather zu empfehlen. Da Wir, zu Un-
serer Freude, nun sehen, daß Ihnen gelungen ist, imLand und in der Eigen-
art Unseres Volkes heimisch zu werden, möchtenWir Sie, wenn Ihre Regir-
ung zustimmt, gern UnseremDienst verpflichten." Auf drei Jahre. Für jedes
zwölftausend Mariathercsienthaler Gehalt. Freie Wohnung, Kanzlei, Bi-
bliothek. Dreitausend Thaler als Ersatz der Her- und Rückreisekosten. „Wenn

Sie einwilligen und in Unser Reich zurückkehren, sind Wir an diesen Vertragsentwurf gebunden." Ein paar Wochen danach geht ein zweites Handschreiben ab, das den Deutschen Kaiser ersucht, dem Negus denDr. Zintgraff zu überlassen und zugleich mit ihm einen Arzt und einen Prinzenerzieher nach Abesfinien zu senden. Menilek betraut Zintgraff mit der Beförderung. Der schickts aus Schierke an den Reichskanzler Fürsten Bülow und fügt hinzu, er werde dem Ruf nur folgen, wenn Seine Durchlaucht es wünsche und dafür bürge,daß dem in denReichsdienstZurückkehrenden dieZeit der abessinischen Thätigkeit angerechnet werde. Weiter: „Mit Rücksicht auf die eigenartigen Verhältnisse in Adis Abeba würde es in der mir angebotenen, immerhin nicht leichten Stellung eine wesentliche Förderung für mich bedeuten, wenn sich ermöglichen ließe, daß mir vor meinem Ausscheiden aus dem Reichsdimst irgendein Amtscharakter verliehen würde. Denn ich kann Eurer Durchlaucht nicht verhehlen, daß der Name eines Dragomanatselevm oder auch Dragomans für Adis Abeba, wie überhaupt für den Orient, nicht glücklich gewählt erscheint, da der Orientale mit dem Begriff eines Dragomans etwas Minderwerthiges zu verbinden gewohnt ist. Die übngen Mächte pflegen ihren bei den Gesandtschaften und Konsulaten beschäftigten Dolmetschern aus diesem Grunde denn auch einen anderen Amtscharakter beizulegen." AmSchluß der Eingabe erwähntZintgraffbehutsam,der Negus scheine dadurch verstimmt,daß er auf seinen im vorigen Jahr an den Kaiser gerichteten Brief keineAntwmt erhalten habe,und frage vonZeit zuZeit, ob es unter europäischen Monarchen nicht üblich sei, Handschreiben Gekrönter zu beantworten. Nach fünf Wochen kommt der Bescheid: Zintgraff wird auf drei Jahre beurlaubt, die Zeit des abessinischen Dienstes wird ihm angerechnet und er darf sich (obwohl er noch nicht Assessor ist) drüben Konsul nennen. Der „auf Seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät Allerhöchsten Spezialbefehl" ausgefertigte Reifepaß ersucht die fremden, befiehlt den deutschen Militär- undCivilbehörden, „den Konsul Dr. Zintgraff, der sich nach Abesfinien begiebt und von seiner Gemahlin begleitet wird, frei und ungehindert reisen, auch nöthigen Falls ihm Schutz und Beistand angedeihen zu lassen." Alles in Ordnung? Nein. Der täppischeUebereiserdeutscherOffiziösenschlägtLärm.„WirstellendenStaatsberather, den Erzieher desThronfolgers, denLeibarzt: sind im Reich desNe« gusNegesti hinfüro die mächtigsten Leute!" Bilder auf Scherlpapier und das ganze Spektaklum, das uns so oft schon geschadet hat. Zintgraff, der weiß, daß drüben nichts zu machen ist, wenn Briten und Franzosen so lange vor seiner RückkehrWind bekommen, erklärt, nach diefemFreudenfeuerwerk sei von der

Mission nichts mehr zu hoffen. Laßt sich aber durch den Hinweis, daß der
Kaiser in der Sache engagirt sei, zu einem Versuch bestimmen. Noch einmal
schwankt er, als er in Marseille Prioatnachrichten aus Adis Abeba findet.
Steigt dann aber getrosten Herzens aufs Schiff. Er hat den im Auswärtigen
Amt Gebietenden den Versuch zugesagt, den Wilhelm wünscht, und wird sein
Wort halten. Auf jede Gefahr. Trotzdem er fühlt, daß kein Ruhm übers
Rothe Meer zu holen ist. Am sechzehnten Mai 1909 ist er in Adis Abeba.
Hat er die Schwierigkeit seiner Aufgabe unterschätzt? Als Kenner des
Orients nicht geahnt, wie schwer, auch ohne die franko-britische Wühlarbeit,
solche Ausnahmestellung an einem orientalischen Hof zu halten sein werde?
Er hats geahnt. Doch dieMöglichkeit, ein wildesVolk innerlich zu einen und
zu civilisiren, aus halbchristlich gefirnißten Negern gesittete Menschen zu
machen, mußte den Dreißiger reizen. Daß ein sichtbares Mißlingen seines
Versuches das Vaterland schädigen werde, hatte er nicht zu fürchten: denn aus-
drücklich war vereinbart, daß semEintritt in den abessinischenDienstdasUn-
ternehmen eines Privatmannes sei, der erst wieder deutscher Beamter werde^
wenn er aus dem ihm vom Negus übertragenen Amt scheide. Noch konnte er
hoffen, in einem Lande, das unermcssene Schätze birgt, für das deutsche Ex-
portbedürfniß Beträchtliches zu erreichen. Durfte, ohne eitlen Dünkel, der jun-
gen Kraft seinsrPersönlichkeit vertrauen und sich inMenileks Gunst sicher ge-
bettet glauben. Der hat ihn wie einen Sohn gehalten und mit orientalischer
Freigebigkeit beschenkt; ihm den (vonJohannes gestifteten) Orden vom Sie-
gel Salomons verliehen, den sogar von den dem Kaiserhaus Angehörigen nur
einer tragen darf; ihn zum Dedschasmatsch (Herzog) ernannt und, „damit er
in der Heimath würdig auftreten könne," mit der weihen Toga, demLöwen-
helm, der Lanze, dem Schild aus Silber geschmückt. Der wird ihn auch jetzt
schirmen. Wenn er aufrecht bleibt. In derAbschiedsaudienzfchien er (imNo-
vember1W8) ein Genesender. Als erZintgraff acht Tage nach dessen Rückkehr
empfängt, ist er ein gebrochener Mann. Und schon am Tage dieser Audienz
berichtet Dr. Steinkühler, der deutsche Arzt, dem Titularkonsul und Dedschas-
matsch, er habe am zwanzigsten Mai im Urin des Negus Cyankali gefunden
und den begründeten Verdacht, das Gift komme aus derHand eines derKai-
serin Taitu ergebenen, den Deutschen feindlichen Ministers, der beauftragt
sei,Menilek imZustand willenloserSchwachheit zu halten. Der Arzt, der auf
solchePalastintriguen nicht gefaßt war, will fort; läßt sich vonZintgraffaber
zumAusharren bestimmen und fordert am vierundzwanzigstenMai dieEnt-
fernung der verdächtigen Höflinge. Sie wird zugesagt, doch nicht ausgeführt.

(Später, alsZintgraff schon auf dem Heimweg war, wurde der Eine, derHaus-
minister, verhaftet und insGefängniß geschleppt.) AufWunsch des Deutschen
Gesandten muß Dr. Stein kühler einen Bericht über dieKrankheit desNegus
an alle Missionchefs senden. Als die abessinische Regirung, der dieser Schritt
des in ihrem Dienst stehenden Arztes natürlich nichtlange verborgen blieb, ein
Exemplar des Berichtes erbittet, wirds ihr geweigert. „So find diese Deut-
schen! StattDir dankbar zu sein, schreien sie Dich, erhabener Kaiser, alsTot-
kranken aus." Die Stellung des ArztessdesfenElektromassage dem Negus wohl-
gethan haben soll) ist unhaltbar geworden. Auch dem Dr. Pinnow, der den
(eben erst als Thronfolger anerkannten) Prinzen Jassu erziehen soll, wird jede
erdenkliche Schwierigkeit bereitet. Und Zintgraff sieht seinen Gönner nur ein-
mal noch, am fünfzehnten Junitag, wieder. Menilek, der einzige Freund der
Deutschen, stecht hin. Die Kaiserin siegt auf der ganzen Linie.
DieseTaituhat schonihreLegende.Jnteresfirteund putzsüchtigeSchrei-
ber haben sie, wie Ibsens Relling seine Patienten, „dämonisch gemacht"; für
einen überragenden Geist, ein starkes Herz, eine leidenschaftliche, inderWahl
ihrer Mittel skrupellose Patriotin ausgegeben. Landkundige Leute lasen es
lächelnd. „Ein unfruchtbaresHaremsweib, das dieFruchtdesfrühervonMe-
nilek geschwängerten Schoßes haßt und deshalb Jassu, den Enkel desNegus,
aus der Thronfolge drangen will, trotzdem der dreizehnjährige Prinz einem
achtjährigenMädchen aus ihrerFamilie verlobt ist. Gar nicht besonders klug;
nur verschlagen und tückisch, wie die meisten Lustthierchen ihrerSorte. Nicht
ohne persönlichenMuth. Alle Kräfte des Willens aber der Geldgier unterge-
ordnet. Patriotin? Um hohen Preis wäre ihr jede Provinz feil.LiebendeGat-
tin? So lange ihr Vortheil die Wahrung solchen Scheines empfiehlt. Wenn
sie sicher wäre, nach des Kaisers Tode die Macht zu behalten (und ihreTarif-
sätze erhöhen zu können), lebte Menilek längst nicht mehr. Da der Orientale
Frauenherrschaft aber alsSchmach empfindet, ists besser, die Lethargie des räu-
digenLöwenzuverlängernundinseinemNamen zu herrschen und zuschachern."
Die Vermuthung, daß der Kaiser mit seiner Lustseucheihren Leib vergiftethabe
und seitdem ihrem Willen unterthan sei, klingt eben so glaublich wie das Ge-
raun, sie habe die Lähmung des Mannes durch forcirte Brunstausbrüche
und durch Püloerchen beschleunigt. (Alles im Orient nicht so selten, wie das
fröstelnde Abendland meint.) Daß Or.Zintgraff der holdenDameeinGräuel
war, ist leicht zu begreifen. Sehr deutsch; mit tiefen Menfurspuren auf den
hageren Wangen und unverniedlicht männischem Wesen. Mencleks Günst-
ling und Vertrauter, gegen den selbst Taitus Bruder, Ras Guksa, nicht auf-
zukommen vermag. Einer, der nicht hehlt, daß er nur in dem Negus eine den

NiggerdurchschnittübersteigendeJntelligenz achtet.Der ihnaus denHarcms-
schlingen lösen will und dieFrau,als er hinreichendenVerdachtgegensiehegt,
hart anzupacken wagt. Da gehts um Leben und Tod. Selb st wenn britisches und
franzosisches Gold nichtnach half, mußteTaitualleKraftanZintgraffsBeseiti-
gung setzen: son st war sie verlor
Mitdeutschem Sukkurs; leider. Auch einemgeschulten,im Orient heimi-
schen Diplomaten konnte die Kooperation mit einem in der Gunst und im
Dienst des Negus stehenden Landsmann nicht leicht werden. Er hätte sich ge-
hütet/ mit ihm intim zu scheinen, und ihm doch jede erlangbare Stütze zu
liefern getrachtet: denn eine Kleinigkeit ifts am Ende nicht, als zuletzt Ge-
kommener am Hof und im Staatßrath des stärksten Helfers stets gewiß sein
zu dürste. Der im Orient völlig fremde, für diplomatische Alltagsarbeit so-
gar völlig unbegabte Herr Scheller Steinwartz hat die Gefahren und dieGe-
winnmöglichkeiten dieses Dualismus wohl nie rechtbegriffen. Sicher nie ein-
gesehen, daß Zintgraffs Aufgabe einen Mann besonderen Schlages heischte;
einen, dessen Ideal nicht erreicht war, wenn er in gleichem Schritt und Tritt
unter dem Banner braver Beamtenschaft marfchirte, hübsch Vordermann
nahm und nirgends „in anstößiger Weise" aufsiel. Der Gesandte will kor-
rekte, artige Leute um sich sehen; fordert, daß die ihm zugetheilten Herren feine
Erlaubniß erbitten, wenn sie einer Mahlzeit fern bleiben wollen; und lehnt
im Innersten stolz die Zumuthung ab, mit einem bürgerlichen Referendar,
einem Dragomanatsaspiranten als mit einem Gleichberechtigten zu verkeh-
ren. Daß Zintgraff, während Scheller noch irgendwo im Norden saß, deut-
scher Geschäftsträger in Aöis Abeba war und daß seitdem die Situation der
Deutschen vielunbehaglichergewordenist,kanndasVerhältnißnichtgeradeer-
leichtern. Der im deutschen Rang Höhere mag von der Erfahrung des Jüngeren
nicht Rath erbitten; läßt ihm, der abessinischer Beamter ist und offiziell mit
demGesandten nichts zuthun hat,Weisungen zugehen undfühltsich froisfirt,
wenn er die Antwort erhält: „Ich binJhnennichtuntergebenundhandle,wie
mirsnützlich scheint."HerrScheller-Steinwartzsetztsich(vielleichtauf unklugen
berliner Befehl) für das französische Bahninteresse ein, möchte auch Zintgraff
bestimmen, nur „äußerlich den abessinischen Standpunkt zu vertreten,inner-
lich aber mitihmä'acSc0lä vorzugehen", und ist verdrießlich, als derDedschas-
matsch erwidert.er wolle nichtandem Unternehmen mitwirken, den deutscher
Kolonialarbeit feindlichen FranzosenVortheile zuzuschanzen. Bald zeigt sich,
daß die Beiden in ihrer Wesensfarbe voneinander so verschieden sind wie
Heinrich Percy von Hans Falstaff. Der Gesandte bückt sich und macht sich im
Kleefeld grün; drechselt der Kaiserin, die in feinen Audienzen neben dcmNe-. - >

gus thront, zierliche Komplimente: und muß dann einen Brief Taitus hin-
nehmen, der Menileks halbe Zusagen zurückzieht; protestirt auch nicht, als der
Minister, der wegen des Krankheitberichtes in die Gesandtschaft kommt, den
schwarzen Schreiber der Kaiserin mitbringt und diesen Kerl im Haus des
Deutschen Reiches die mit dem Vertreter desDeutfchenKaisers geführte Ver-
handlung Protokollen läßt. Kein Wunder, daß einso Nachgiebigeren Mond
zu Mond schlechter behandelt wird. Zintgraff ist von anderem Kaliber. Zeigt
der Madame Taitu dieZähnesweil er aus Erfahrung weiß, daß in Güte und
ohne Guineehaufen von ihr nichts zu haben ist) und nimmt den Kampf ge-
gen sie und das ihr hörige Näuberpack offen auf. Warum nicht? Ist Menilek,
der die Deutschen gerufen hat, nicht aus Verstrickung und Ohnmachtzureißen,
dann bleibt auch das hitzigste Mühen, auch die Erniedrigung ohne Erlrag.
Fällt die Kaiserin oder muß Zintgraff weichen? IKat is ide W68tion.
Als die Antwort nicht mehr mißzuverstehen ist, säumt der Deutsche
nicht einen Tag länger. Die falscheTaktik des Gesandten rächt sich: sein Gesuch,
den als Beirath berufenenKonsul zu empfangen, wird vom Kaiser kaumnoch
beachtet. Am selben dreiundzwanzigsten Julitag fordert Zintgraff seine Ent-
lassung. AchtTage danach hat er sie; in einem mit demKaiserlichen Stempel
versehenen Schreiben, das der Negus vielleicht nie gesehen hat, wird sie ihm
unter kränkender Motivirung verkündet. Er ist nicht mehr abessinischer Be-
amter; also wieder auf die Vermittelung des Deutschen Gesandten angewie-
sen. Den bittet er, nach Berlin zu melden, daß er zum Antritt einer neuen
Reichsdienststelle bereit sei, und die falschen Angaben der Entlassungurkunde,
die geeignet seien, dasHandeln eines deutschen Beamten in ungünstigesLicht
zu rücken, auf Grund desBeweismaterials zu berichtigen. HerrScheller-Stein-
wartz hebt die Achseln. So lange ihm die abessinische Regirung nicht offiziell
die Thatsache der Entlassung (eines Mannes, der persönlich mit ihr einen
Privatvertrag geschlossen hat) mittheile, müsse er den Fall ignoriren. Nach
Berlin muh er trotzdem telegraphirt haben; denn am fünften August über-
mittelt er dem Landsmann, der mit seiner Frau inzwischen in die Gesandt-
schaft gezogen ist, den dringenden Wunsch des Reichskanzlers, Zinl graff möze
auf seinemPosten ausharren.Gut: wenns dasReichsinteress e verlangt,wenn die
Entlassung ohne seinZuthunrückgängig gemacht und ihm den für Fall unver-
schuldeten Dienstunfähigkeit ein Ruhegehalt, für den Fall seines Todes der
Witwe eine Pension zugesichert wird. Nur unter dieser Bedingung, schreibt
Zintgraff an denKanzler, sei er bereit, zu bleiben.KeineAntwort.KeineAus-
sicht auf Erfüllung der conditio 8M6 cjua non; dennoch verhandelt Herr
Scheller mit den Ministern über Zintgraffs Wiederanstellung. Lehnt zwölf-

tausend Mariatherefienthaler, die als Entschädigung angeboten werden, ab, ohne den von so stolzem Refus Betroffenen auch nur zu fragen. „Ich durfte doch nicht den Eindruck hinterlassen, dah man Ihnen die Stellung abkaufen könne." „JchhabeJhnenaber am dritten Augustgemeldet,daß ich mir den Anspruch auf Entschädigung vorbehalte. Die angebotenen vierundzwanzigtauscnd Mark würden ungefähr meine Unkosten decken. Ihr Rechtsstandpunkt scheint mir nicht haltbar: ich habe den Vertrag mit dem Negus geschlossen, also ist die Lösung nicht an das Einverständnih desDeutschenGesandten gebunden; und wirhaben auchkeinen Grund,diegeforderte Räumung derDienftwotznung zu weigern." Am siebenzehntenAugustwird dem seitdem letztenJulitagausdemabeffinifchenDienftEntlasseneneinvomNnterftaatssekretärStemrich gezeichnetesTelegramm vorgelegt, das sein „Ausharren" abermals als erwünscht bezeichnetzfalls ernichtzu halten sei,solle erin einem vomGesandten einzureichendenGesuch inBerlin dieZustimmung zur „Aufgab? des abessinischen Dienftes"erbitten;manwerdeihn„gegebenenFalles"imDolmetscherdienftder TmkeiverwendenDerEintrittinMenileksDienstwareinPrivatakt;dasRecht zum Rücktritt soll von der Zustimmungdes Auswärtigen Amtes abhängen? Merkwürdig. Nicht minder der dreimal wiederholte Wunsch des Kanzlers, der längst Entlassene möge,, aushan
nicht und erbittet, um zu sehen, obsieausreichendeJnformationhat, Einsichtin die Gesandtschaftberichte. „Ich stelle anHeim, sie vom Herrn Reichskanzler zu erbitten": Schellers Antwort. Am vierzehnten August hat er Zintgraff zur Fixirung seiner Ersatzansprüche aufgefordert; am fünfundzwanzigsten istihm zweifelhaft,obsolcheAnsprüchegeltendzumachenseien,„nachdemdasAbschiedsgesuch keine Entschädigung gefordert habe". Zintgraffsolleselbstversucken,zu seinem Geld zu kommen. Als ers thut, wird er gefragt, ob er den bei der Gesandtschaft angemeldeten höheren Anspruch denn nun fallen lasse. Antwort: Siehaltenmein Entschädigungreihtjafürzweifelhaftund haben mirgerathen, meineSache selbst zu führen. DerTon verschärft sich. DieBeiden hausenunter einem Dach, können aber kaum noch von Mund zu Mund mit einander verkehren. Um eine von der Gesandtschaft zu beglaubigende Übersetzung wird hin und hergeschrieben. Kommts im Angesicht des Feindes zu offenem Konflikt? Dann giebts Lustiges nach London. Paris, Rom zu berichten.
(Ärmins. non prius auäiw. Zintgraffs Leber wird, in all dem erregenden Aerger. wieder unbequem merkbar. Geschwind nach Europa, mahnt der Arzt. Der August ist ertraglos verstrichen; den Kranken widert der Undank, der ihn umbellt, und er läßt inBerlin um die Ermächtigung zur Abreise bitten. Noch verstummt das zur Erheiterung der Nachbarschaft angestimmte

Zankduett aber nicht. Der Gesandte lehnt die Übersetzung und Beglaubigung
einer an den Negus (in der Gehaltsrückstandssache) gerichteten Eingabe ab
und verweigert die Rückgabe dreier Briefe, die ein in Menileks Dienst über-
nommener sächsischerOberlieutenant an denStaatsrathZintgraff geschrieben
und die ScheUer nur „zurKenntnißnahme" bekommen hat. Jetzt will er sie
„dienstlich erledigen, nachdem Sie nach Aufgabe Ihres Postens nicht dazu
in der Lage find"; scheint also zu glauben, daß der Kaiserlich Deutsche Ge-
sandte das von einem entlassenen abessinischen Staatsrath nicht Erledigte
aufzuarbeiten habe, AmviertenSeptemberkommtausBerlin die telegraphi-
sche Weisung: „Dr. Zintgraff wollen Sie, sofern Entlassung endgiltig, zu
alsbaldiger Meldung bei Generalkonsulat Kairo veranlassen." Der Arzt er-
klärt Kairo für einen klimatisch möglichen Ort. Zwanzig Maulthiere und
schtGewehresind bereit; fobaldScheller den abessinischenReisepaßverschafft
hat, kann Marsch nach Dira Dauah bcginnm. Doch der Gesandte hat
mehr als einmal gehört und gemerkt, daß dem gestürzten Günstling Gefahr
drohe, und will ihm deshalb von der Regirung ein Schutzgeleit erwirken.
Danke gehorsamst; die in Aussicht genommenen Leute sind zuchtlos und un-
zuverlässig; ausreichender Schutz wäre nur verbürgt, wcnnder Militärattache
Graf Schall-Riaucour mit der vom Gesandten zu bestimmenden Soldaten-
zahl dieReisendenbegleitete; dieserSchutz werde nöthigsein, da die Partei der
Kaiserin ihre Rache kühlen und den Mitwisser so vieler wichtigen Staats^
geheimnisse nicht lebend aus demLand lassen wolle. Unmöglich;GrafSchall
ist so lange nicht zu entbehren (Zintgraff hatte neun Monate lang, noch dazu
in der Zeit des Gesandtschaftbaues, die Geschäfte allein geführt); auch von
derWache keinMann so langeabkömmlich; höchstens könnte ich ausgesuchten
Askaris Lanzen mitFlaggen auf denMarsch mitgeben. Flaggenimponiren dem
Abessiniergarnicht;werFlaggenhißt, kommtindenVerdacht, ein Stück abesst -
nischenBodens für sich zu heischen. Ich bin nachärztlichemZeugniß so krank,
daßichnicht in gewohnterWeisefürdieKarawanesorgenkann, undwennmich
einernfterUnfalllähmt^istmeineFraufchutzlos. Wird mein Gesuch abgelehnt,
so telegraphire ich an dcnKanzler: „Gesandterverweigert dringendnothwen-
digen Schutz gegen Lebensgefahr aufDienstreisenachKairo aus nichttriftigen
Gründen." „Dann werde ich Sie wegen wissentlichen dienstlichen Belügens
des Herrn Reichskanzlers disziplinarisch bestrafen lassen." Diese Drohung
bringt der dem Gesandten zugetheilte Referendar. Zintgraff bittet um schrift-
liche Ausfertigung dieses Bescheides. Die kommt nicht. Das Telegramm geht
ab und am nächsten Tag folgt ihm ein Brief, in demZintgraff ein Diszipli-
narverfahren gegen sich beantragt. Am fünfzehnten September. Keine Ant«

wort. Abu Bekr, ein bekannter Halunke aus der Taitupartei, wird mit seinen Dankalis die Reisenden geleiten; andere Leute könne die Regirung nicht stellen. Zintgraff verzichtet auf dieses Geleit, dankt dem Gesandten für die gewährte Unterkunft und „bedauert, daß die dienstlichenDifferenzen eineForm angenommen haben, die ihm verbiete, sich persönlich von Seiner Hochwohlgeboren zu verabschieden". Am siebenzehnten September werden die Maulthiere bestiegen, die auf den seitderRegenzeitverfchlammtenWegenbisandie Knie versinken. HerrHenning, ein deutscher Land wirth, schließt sich demZug an. Der Kranke fürchtetet sich also nicht, ohne Eskorte zu reisen, und wird erst unruhig, als am vierten Marschtag, wider alles Erwarten, Dankalis in seinem Lager auftauchen und behaupten, von der Regirung als Schutzmannschaft der Karawane nachgeschickt worden zu sein. Leute aus einem kaum unterworfenen, wegen seiner Mord- und Raublust berüchtigten Stamm,dessen Söhne schon ein paar Europäern ins Jenseits geholfen haben. Trotzdem sie zurückgewiesen werden,weichen sie nicht; berufen sich aufdiekaiserlicheOrdre. Henning und die farbigen Begleiter erklaren: Dieoderwir; mit Denen marschiren wir nicht. BeschwerdeZintgraffs und Hennings an den Gesandten. Antwort: Kein Grund zu Besorgmh; die Regirung (der Herr Scheller-Steinwartz sonst, mit Recht, nicht über denWeg traut) bürgt für die Sicherheit; wird das Geleit abgelehnt, so kannich die Verantwortlichkeit fürdasweitereSchickfal der Reisenden nicht auf mich nehmen.DerNegus hatdenGeleitbefehl erneutund Abu Bekrnebst dessenVater dafür haftbar gemacht,daß den Deutschen kein Leid geschieht;dieEskorte besteht aus christlichenSoldaten.Ausmohammedanischen Dankalis, erwidern Zintgraff und Henning; wir kennen die Bande und zwei Drittel haben sich nichtmal die Mühe gegeben, ihre Nationaltracht abzulegen und fürdieReisezeit sich insKleidabesfinischerSoldatenzumummen.DieDeutschen kehren um. lagern sich bei Anbisfa und bitten noch einmal um zuverlässige Geleitmannfchaft. Jetzt sind, trotzdem der Gesandte „eine Notwendigkeit dazu nicht einsieht," zwei Schwarze von der Wache entbehrlich. Die Aufnahme in die Gesandtschaft wird aber versagt; erstens bestehekeine Gefahr, zweitens habe Zintgraffdurch„fortgefetztefchwersteBeleidigungen" desGesandten (deraber, trotz dem Charakter eines Rittmeisters der Reserve, den ,,Beleidiger"nie gestellt hat) den Anspruch auf dessen persönliche Gastfreundschaft verwirkt. Seine Umkehr habe das Ansehen aller Europäer geschmälert; er solle drum sofort, mit einerneuen, vomKriegsminister gestellten Eskorte,nachDiraDauahaufbrechen; „ widrigenfalls ich jede weitere Fürsorge für Sie ablehnen muß". Herr Henning, der Scheller aufklären will, wird nicht vorgelassen. Der Gesandte erzahlt Jedem, ders hören mag, Zintgraff (dem ganz präzise Nachrichten über

einen geplanten Ueberfall zugekommen sind) zittere vor Gefahren, die nur in
seiner Einbildungbestehen; erzähltsauchAbessiniern,vorderenOhrderSchein
deuUMr Solidarität dochgewahrt werden mühte.Und laßt sich von der ehren-
werthcn Regirung das Blau vomHimmel weglügen. Er kennt Afrika nicht;
weiß nicht, daß kein kluger Europäer in unsicherer Gegend eine überlegene
Schaar unerprobter Leute ins Lager nimmt, sondern jeder sich mit Geiseln
begnügt, die den zuverläsfigenLeuten nicht gefährlich werden können. Kennt
um so besser aber seine Berliner. Am neunundzwanzigsten September erhält
Zintgraff ein dechiffrirtesTelegramm, das also lautet: „Der vonJhnen tele-
graphisch erbetene Schutz durch MaßnahmenKaiseriichen Gesandten verbürgt.
Sie wollen daher Reise nach Küste unter den von Herrn Scheller-Steinwartz
angeordneten Modalitäten, insbesondere der von ihm bestimmten Eskorte, so-
fort antreten. Schoen." Zintgraff, der krank auf der Erde kampirt(auch seine
Frau hat kein besseres Lager), vonWachen undTelephonistenumringtist,die
jedes Wort und jedeGejte belauern und wie ein schwerenVerbrechensSchul-
diger behandelt wird, will die neueAbessiniereskorte erst sehen, ehe er sich ihr
anvertraut. Am dreißigsten September wird die Zahl der Aufpasser, deren
Zurückziehung längst versprochen ist, beträchtlich erhöht; und diese Thatsache
dem Gesandten durch einen vom Augenschein belehrten Mann feiner Wache
bestätigt. Er sieht darin keine Belästigung und schreibt: „Daß die Regirung
JhreRückkchr mit großem Mißtrauen betrachtet, erscheint nur natürlich. Der
Fitaurari schickte schriftlichen Befehl, daß kein Abu Bekr-Mann Ihre Kara-
wane begleitendürfe." Die „ausgesuchtenLeute" kommen; verschwinden aber
schnell wieder und überlassen die Lagerwache unzuverlässigen Elementen.
Zintgraff an Scheller: „Solche Behandlung scheint mir eines deutschen Be-
amten durchaus unwürdigzund einein dieserForm gestellte Eskorte, die mich
jedenTag nach Belieben, gegenmeinen ausdrücklichenWunsch, verlassen kann,
vermag mir schon aus diesem Grund in keiner Weise zu genügen." Scheller
an Zintgraff: „Euer Hochwohlgeboren wollen mir melden, aus welchem
Grund Sie die Weisung des Herrn Reichskanzlers, sofort nach der Küste zu
reisen,nochnichtbefolgthaben." (DerGrundwardochinunzweideutigenWor-
ten angegeben worden). „Sollten Sie Ihren Gesundheitzustand als Grund
angeben, so istOr.Steinkühlerbeauftragt,diesenfestzustellen." (Festzustellen,
obderUnbequemedieKrankheit nicht etwa nursimulire.) „Die vomFitaurari
gestellte Wache ist deshalb zurückgezogen worden, weil die Leute sich unter-
wegs in ihren Dörfern mit dem Röthigen versehen sollten und die Voraus-
setzung Ihrer baldigen Abreise sich als irrig erwies. Der Fitaurari erklärte
mir, Sie würden die Wache am Tag J'irer Abreise erhalten, wenn Sie diese

am Tag zuvor anzeigten. Im Lager bei der Stadt aber die Wache auf un-
bestimmte Zeit liegen zu lassen, sei unthunlich und ganz unnütz". (VierTage
vorher hat der Gesandte geschrieben: „Es wird sich empfehlen, dieLeute,auch
wenn Sie, Ihrer Gesundkeit wegen, die Reise noch einige Tage aufschieben,
zur Sicherung Ihres Lagers zu verwenden, um die Botmäßigkeit und Geeig-
netheit der Leute zu prüfen." Was sich am Ersten empfahl, ist am Fünften
unthunlich und unnütz; und doch hat sich nichts geändert.) „Er erklärte außer-
dem wiederholt, Sie seienvollftändig sicher, denn es würde eine Schande für
dcnKaisersein,wennJhnenunterwegs auch nureinMaulthier abhandenkäme."
(Sechsundvierzig Maulthiere wurden dann während der langen Reise verlo-
ren.) Dreimal kommt ausBerlin noch die Weisung, sofortabzureisen: „beiVer-
meidung des Disziplinarverfahrens" (das von Zintgraff längst beantragtist).
Endlich reist er; mit HerrnHenning (dem Scheller im Paß nachsagt, er reise
im Auftrag des Deutschen Kaisers) und dem Grafen Eugen Mirbach; auf
einem in der Stille ausgesonnenen Nebenweg, der die gefährliche Wüsten-
stelle, denOrt des geplantenUeberfalles, vermeidet. (Dadurch, schreibtSchel-
ler, „ist jede Verantwortung der Kaiserlichen Gesandtschaft für die Sicher-
heitJhrerReise hinfällig geworden;Sie haben weder dievon mir bestimmte
Regirungeekorteabgewartetnochihr ermöglicht, Sie unterwegs zu finden,und
haben nicht den bisher einzig in Aussicht genommenen Tschertscherweg ein-
geschlagen.") In den ersten Dezembertagen ist er in Kairo. JnfektiöseLeber-
entzündung mitFieberwellen; durch die lange strapaziöseReife außerordent-
lich entkräftet: so urtheilt, nach neun Behandlungtagen, der deutsche Arzt.
DerMann, den der Wunsch desKanzlers, des Kaisers nach Abessinien
geschickt hat,soll inKairo nun wiederDragomanatsaspirant werden.AmTag
vor der Weihnacht fordert er seinen Abschied aus dem Reichsdienst. Am zwei-
undzwanzigsten Januar liest er: „Nachdem Euer Hochwohlgeboren erklärt
haben, daß Sie vom ersten Januar 1910 ab auf weitereThätigkeit im Dienst-
bereich des Auswärtigen Amtes verzichten, habe ich dem Königlich Preußischen
Herrn Justizminister von Ihrem Ausscheiden aus dem diesseitigen Dienst
Mittheilung gemacht. Von der Eröffnung des gegen Sie in Aussicht ge-
nommenen Disziplinarverfahrens habe ich unter diesen Umständen absehen
und die dieserhalb bereits eingeleiteten Schritte einstellen müssen. Schoen."
(„Bereits"; das Verfahren war am fünfzehnten September beantragt wor-
den.) Kein Wort der Anerkennung, versteht sich. Der Konsul w partibii8
inüäeZwm ist wieder Referendar. Hat von dem König der Könige noch kei-
nen Pfennig als Entschädigung bekommen. Und liegt nun im Tropenspital.
Herr Scheller-Steinwartz aber freut sich des Lebens; und der Bilder,

die in Scherls Reich seine Reitvergnügungen darstellen. Noch nicht, trotz der Fideikommihstiftung, der fünfzackigen Krone. Die aber kommen wird. Die Stellung des Kaiserlich Deutschen Gesandten in Adis Abeba istjsnichtgerade mehr von der Sonne bestrahlt. Mancher meint sogar, Herr Scheller schlucke mehr Demüthigung, als dem deutschen Ansehen zuträglich sei. Doch diesen Zuständ hat nur der fatale Herr Zintgrass verschuldet. Psychose oder Feig« heit? Ihr habt die Wahl. Der interessante, vom Gesandten inspirirte Herr Mygind bat im Tageblatt, nachdem er eine lange Reihe erweislich unwahrer Thatsachen angeführt hatte, um dieZubilligung mildernder Umstände: wegen „krankhafter Nervenüberreizung". Und als sein Bericht im Haus der Kaiserlichen Gesandtschaft verlesen war, rief, vor Gästen, HerrScheller-Steinwartz: „Excellent!" Auf minder Befangene wirkt I>. Zintgraff nicht wieeinHyper« nervöserodergarpsychischKranker.Wieeinnüchterner,klarerKopf,derdenBlutandrang zu dämmen vermag. Ein Hasenfuß? HerrHenning und Graf Mirbach glaubten sein Leben gefährdet. Zwei Dutzend Zungen hatten ihn gewarnt. Und daßTaitu ihn töten, dann, zurSühnung, irgendeinen schwarzen Kerl als Mörder henken lassen wollte, war die allernatürlichste Sache in der Olientalenwelt. Ein Feigling? Weil er denFeind nicht anseinemTischfüttern und lieber allein als unter dem Schirm einer Räuberbande durch die nächtig kühle Steppe wandern wollte? Weil ihn der Weg nicht lockte, den sittsame Dankaliweisheit ihm vorgeschrieben hatte? Der bonner Rhenane sieht, mit dem zerhackten Wangenfleisch, nicht aus, als schlottere er vor der Gefahr. Seine Frau hat, während ihr ersterMann in Deutschafrika focht, einsam aus einer entlegenenBoma gesessen und da wohl auch nicht dasFürchten gelernt. Als sie nun aber mit demKrankenund mit einer feindlichenEskorte auf die lange Reise sollte, schrieb sie an einen Politiker nachBerlin, was geschehenwar; „damit wirnichtklanglosumkommen und wie dieHunde verscharrt werden." Hat dann, ohne zu klagen, Wochen lang vordemThor vonAdisAbeba auf nackter Erde geschlafen; und gejubelt, da ihrMann sich auf selten begangenem Pfad mit dem Beistand abessinischer Freunde der Verfolgertücke entwunden hatte. Der konnte im Amtsbereich des Barons von Schoen keine Statte finden; war auch nicht würdig, auf seine Eingaben, Beschwerden, Depeschen je eine Antwort zu erhalten. Unbequem; nicht nach der Dutzendschnur. So viel Muth wie Herr Scheller-Steinwartz btachte aber auch er wohl auf. Dieser Vertreter des Deutschen Kaifers reitet nur müde Pferde, hat sein exterritoriales Haus mit Stacheldraht, Beinschlingen und anderer Abwehr umgeben und verläßt die feste Burg erst, wenn seine Späher gute Kunde heimgebracht haben. Für dieses dem Reich theure Haupt braucht der Deutsche nicht zu erbeben.

5

Der Staat.')

AAkie trotz vielfachen Angriffen immer noch herrschende Auffassung von dem Wesen und der Entstehung des Staates läßt sich in den folgenden Satz fassen: Der Staat ist die Organisation des menschlichen Zusammenlebens; er verdankt seine Entstehung entweder einer von Natur den Menschen eingepflanzten Soziabilität (die stoische Lehre) oder dem unwiderstehlichen Zwang, der die von Natur ungeselligen, der Organisation widerstrebenden Wilden zum friedlichen Zusammenschluß zwang, um dem „Krieg Aller gegen Alle" ein Ende zu bereiten, der alle kaum beginnende Wohlfahrt immer wieder zerstörte (die epikmäische Lehre). Die beiden einander scheinbar ausschließenden Auffassungen find dann durch Vermittelung der bibelgläubigen, kanonischen Philosophen des Mittelalters mit einander verschmolzen worden: Ter Mensch, „von Natur" ein geselliges Wesen, wird durch den Sündenfall, den Brudermord des Kain und die Sündhaftigkeit beim Thurmbau zu Babel in unzählige einander bis aufs Blut bekämpfende Stämme zersplittert, die dann zuletzt sich friedlich zum Staat vereinen.

Diese Auffassung ist völlig unhaltbar. Der logisch denkende Betrachter erkennt die Verwechselung einer Masse und einer ihr untergeordneten Art. Denn allerdings ist der Staat eine Form des organisirten politischen Zusammenschlusses von Menschen: aber er ist eine Form von spezifischen Merkmalen. Jeder Staat der uns bekannten Weltgeschichte war und ist ein Klassenstaat. Das heißt: ein System von einander über- und untergeordneten sozialen Rang- und ökonomischen Vermögensklassen. Dieses Gebilde muß uns vor allen der „Staat" heißen; mit ihm haben wir in historischer Betrachtung allein zu thun. Und wir hätten nur dann das Recht, jede Form der politischen Organisation ohne nähere Unterscheidung mit dem selben Wort zu bezeichnen, wenn keine andere als der Klassenstaat gegeben oder auch nur denkbar wäre. Mindestens müßte der Nachweis geführt werden, daß jede denkbare politische Organisation von Menschen durch eigene, ihr immanente Entwickelungsgesetze auch dann in die spezifische Form des Staates als Klafsenstaat übergehen muß, wenn sie ursprünglich kein solches System einander über- und untergeordneter Rang- und Vermögensklafsen dargestellt hatte. Ließe sich dieser Nachweis erbringen, so gäbe es in der That nur eine Form des politischen Zusammenschlusses, an der wir dann nur verschiedene Entwickelungstadien zu unterscheiden hätten: ein Stadium des Beginnes, in dem die Klassenscheidung noch nicht vorhanden ist, ein Stadium der Reife, in dem sie sich voll entwickelt präsentirt.

Das hier gestellte Problem ist den früheren Staatsphilosophen nicht ganz verborgen geblieben. Und sie haben sich denn auch bemüht, den eben ver-

*) Entwurf einer Einführung in die fremdsprachigen Ausgaben meines Buches „Der Staat" (Ruetten & Loening).

langten Nachweis zu führen, daß kraft immanenter Entwiecklungtendenzen jede politische Organisation zwischen Menschen allmählich in den Klassenstaat einmünden muß. Das ist die Staatstheorie der Naturrechtslehrer, die sie wieder von. den Kanonisten übernommen haben; sie ist bei Hobbes völlig ausgeprägt und geht dann, durch Vermittelung von Quesnay, in den Bestand der Ökonomik über, die noch jetzt von ihr beherrscht und abgelenkt wird.

Dieser Beweis wurzelt in der Vorstellung von der „pi-evimiL aeenmulatloQ^, der ursprünglichen Anhäufung von Vermögen, Grund- und Kapitalvermögen, durch rein ökonomische Kräfte; einer Lehre, die Karl Marx mit berechtigtem Hohn als eine „Kindersibel" bezeichnet hat. Wir wollen uns das Schema ansehen. Irgendwo in einem weiten fruchtbaren Landgebiet schließt sich eine Anzahl freier, gleichberechtigter Menschen zu gemeinsamem Schutz und Trutz zusammen. Allmählich differenziren sie sich in Vermögsnsllassen: der Stärkere, Klügere, Sparsamere, Fleißigere, Vorsichtigere sammelt einen Vermögensstamm an Grund und Boden oder beweglichen Gütern; die Unbegabteren, Schwächten, die zu Verschwendung und Unvorsichtigkeit Geneigten bleiben arm. D!e Reichen leihen die von ihnen besessenen Plodukiivgüter den Aermerm gegm eine Abgabe, sie Grundrente oder den Pc.sit, und werden so immer reicher, während die Aermenn arm bleiben. Diese Vermögensunterschiede werben nach uns nach zu solchen der sozialen Ranqklassen: denn überall haben die Reichen den Vorrang; sie allein haben die Zeit und die Mittel, um sich den öffentli ten A qelegenheiten zu widmen; sie verstehen wohl auch, die Gesetze zu rh.em Vorths! zu wenden. So entstehen allmählich Adel und Großbürgerstand und die besitz ose Klasse der Proletarier. Der primilwe Staat der Frei n un) Gleichen hat sich m den K assenftaat entwickelt, und zwar nach immanenten Entwickel..mgsgrs.tzm: denn in jeder beliebigen denkbaren Menschenmenge giebt es eben Starke und Schwache, Kluge und Dumme, Vorsichtige und Verschwenderische.

Das klinzt recht plausibel und stimmt auch mit den Erfahrungen untres täglichen L;bms überein. Oft sehen wir, daß ein besonders begabtes Mitglied der Unterklasse nicht nur in die Oberklasfe emporsteigt, sondern sogar in ihr Zur Führung gelangt; und eben so oft, daß ein verschwenderisches oder schwachbegabtes Mitglied der Oberklasse in das Proletariat herabsinkt, „seine Klasse vnliert".

D nnoch ist dzess ganze Theone von A bis Z falsch, ist Kindersibel, ist Klassentheorie Zur Verteidigung der Privilegien der Obertasse. Der Klaffenstaat ist me und nirgends in dieser Weise entstanden und kann nie und nirgends in dieser Welse entstehen. Das läßt sich historisch zur fast vollen Evidenz und ökonomisch deduktiv mit absoluter mathematischer Sicherheit nachweisen.

Die hrstorische Induktion zeigt uns, so weit immer wir in die Nebel

hineinblicken können, die die Anfänge der Geschichte verhüllen, Klafsenstaaten
von einem völlig anderen Typus als dem dieser naiurrechtlichen Konstruktion.
Wir finden überall nicht Unterordnung-, sondern Unterwerfungverhältnisse;
und Überlieferung wie Sprachwissenschaft zeigen uns, daß diese Unterwerfung-
verhältnisse nicht auf ökonomische Differenzirung, sondern auf kriegerische Ver-
sklavung zurückführen. Ten Römern heißt der Sklave inanoiMiin: das mit
gewaffneter Hand ergriffene menschliche Lastthier; den Spartanern heißt er
Helot: Kriegsgefangener; den Deutschen heißt er Sklave: der im Krieg ge-
fangene Slave. Die ganze antike Welt und das ganze Mittelalter bauen ihre
politischen Gemeinwesen auf das Fundament unfreier, gewaltsam nach dem
Recht des Stärkeren angeeigneter menschlicher Arbeitkraft: keine Thatsache in
der Weltgeschichte ist sicherer, ist so sehr Rege! ohne Ausnahme wie diese.
Zwar kennen wir aus der Völkerkunde eine Anzahl von Stämmen pri-
mitivster Gesittung, die weder Sklaverei noch Hörigkeit kennen. Das sind die
Sammler, die niederen Jäger und Fischer, hier und da ists auch einmal ein
kleiner schwacher Hirtenstamm. Wenn man diese lockeren Gemeinwesen durch«
aus als „Staaten" bezeichnen will, so ist dagegen ja schließlich nichts zu
machen; nur fehlt ihnen das Hauptkennzeichen, das den Staat erst vollendet:
das fest begrenzte Landgebiet. Aber die Völkerkunde und Weltgeschichte giebt
nicht ein einziges Beispiel dafür, daß sus solchen Stämmen ohne Klassen-
gliederung sich ein Staat im eigentlichen Sinn, ein System von Klassen, aus
eigenen Kräften herausentwicklt habe. Auch die Jäger werden erst staaten-
bildend, wenn sie, wie die Inka und Azteken, Bauernschaften unterwerfen i
und die einzige irgendwie staatenähnliche Bildung, die wir aus dem Gebiet
der niederen Jäger kennen, der Bund der Irokesen, war auf die Unabhängig-
keit und Tributpflichtigkeit anderer Jägerstämme gebaut, die, wie es scheint,
schon zu einer gewissen Seßhaftigkeit mit etwas mehr vorwiegendem Acker-
bau gelangt waren, der Delawaren und Anderer. Etwas Ackerbau treiben
nämlich alle Jäger.

Daß die Historik diese lückenlose Thatsachenreihe hartnäckig ignorirt, ist
eine der merkwürdigsten Thajsachen in der Geschichte der an solchen Merk-
würdigkeiten überreichen GesellschaftWisftnschaft. Die psychologische Ursache ist
leicht erkennbar nichts kann dem Klassenstaat gefährlicher sein als die Ent-
hüllung seiner Ursprünge und seines Wesens. Wer den dichten Schleier ab-
reißt und der unterworfenen und besteuerten Volksmasss zeigt, daß nicht der
göttliche Wille, nicht gemeinsame Roth den Staat «schaffen hat, sondern die
Gewalt des Stärkeren in Raub, Krieg und Mord, Der legt allerdings die
Axt an die Lebenswurzel der heutigen Staaten. Darum klammern sich die
Historiker an die Thatsache, daß wir über die Uranfänge der ersten Staaten
der Geschichte in der That nichts wissen und nichts wissen können. Sie sagen:

„Wir wollen zugeben, daß, zum Beispiel, schon die Staaten des Nillandes und des Zweistromlandes durch die Unterwerfung einer Menschengruppe durch die andere entstanden sind: aber diese Menschengruppen waren eben schon vorher Staaten. Sie hatten sich schon vor dem Zusammenstoß in Klassen gegliedert; und diese Klassengliederung hätte auch in ganz der selben Weise sich vollziehen müssen, wenn statt der Eroberung ein friedlicher Bündnißoertrag ^ die beiden Bestandtheile vereinigt hätte."

Diese Auffassung läßt sich mit historischen Mitteln natürlich nicht widerlegen. So weit wir auch zurückgehen mögen: wir^stoßen immer auf irgendwie politisch organisirte Menschengruppen, die gegen einander kämpfen, von denen eine die andere unterwirft; und diese Menschengruppen sind in der That immer schon „Staaten". Bis zu der von den Naturrechtlern vorausgesetzten Urgesellschaft der Freien und Gleichen reicht eben keine historische Kunde zurück; und so kann man mit diesen Mitteln nur zu einem Ron li^net gelangen, wenn man sich nicht dazu herbeiläßt, neben den historischen auch die ethnographischen Quellen zu prüfen. Das aber lehnen die Historiker ab; mit der etwaö fadenscheinigen Begründung, daß man nicht wissen könne, wie sich die unorganisirten Gruppen der Jäger und Hackbauern weiter entwickelt hätten, wenn sie nicht mit stärkeren politischen Mächten zusammengestoßen wären. Die Historik verkriecht sich also zuerst hinter den Schleier der Vergangenheit und dann hinter den der Zukunft. Doch giebt es ein Mittel, sie aus ihren letzten Zufluchthöhlen zutreiben: die soziologisch'ökonomische Deduktion. Mit mathematischer Sicherheit läßt sich, durch ein einfaches Rechenexempel, zeigen, daß die Lehre von der ursprünglichen Akkumulation falsch ist und für die Entstehung des Klafsenstaates nicht herangezogen werden darf.

Alle Naturrechtslehrer haben übereinstimmend erklärt, daß die Differenzirung in Einkommens- und Vermögensklassen erst mit dem Augenblick einsetzen kann, wo der Grund und Boden des Landes voll besetzt ist. So lange noch der Mensch Zutritt in freies Land hat, so lange, sagt Turgot, fällt es Keinem ein, in die Dienste eines Anderen zu treten; ich füge hinzu: wenigstens nicht ohne einen Lohn, der nicht bedeutend höher ist als der des selbständigen Bauern auf ausreichendem, unverschuldetem Lande: denn Verschuldung ist nicht möglich, so lange der Boden noch freies Gut ist wie Luft und Waffer. Freies Gut hat keinen Werth; und Niemand leiht auf das Werthlose.

Die Natmrechtslehrer nahmen nun an, daß der Zeitpunkt der Vollbesetzung des Bodens bei starkem Wachsthum einer ursprünglich auch sehr kleinen Bevölkerung sehr schnell eintreten müsse. Sie glaubten ihn zu ihrer Zeit seit vielen Jahrhunderten erreicht und überschritten und datirten daher die vorhandene Klassengliederung naiv von diesem Zeitpunkt ab. Sie sind niemals auf den Gedanken gekommen, nachzurechnen; und ihren Spuren sind bis vor

ganz kurzer Zeit alle Soziologen, Historiker und Ökonomisten, gefolgt. Erst
ich habe vor kurzer Zeit die Rechnung gemacht; und bin zu einem in der That
verblüffenden Ergebniß gelangt.
Wir können mit ziemlicher Genauigkeit feststellen, wie viel Land in
den gemäßigten Zonen bei mittlerem Boden eine bäuerliche Familie braucht,
um behaglich zu leben, und wie viel sie mit ihren eigenen Kräften, ohne Heran-
ziehung von Helfern oder dauerndem Gesinde, bebauen kann. Die germanische
Hufe der Völkerwanderungzeit umfaßte auf Mittelboden dreißig, auf sehr gutem
Boden nur zehn bis fünfzehn Preußische Morgen (vier Morgen ein Hektar).
Von dieser Fläche lag jährlich mindestens ein Drittel, meist die Hälfte in der
Brache. Der Rest von fünfzehn bis zwanzig Morgen erbrachte bei einer sehr
primitiven Technik, die von der Fläche allerhöchstens die Hälfte des heutigen
Kornertrages erwirthschaftete, Nahrung genug, um die ungeheuer starken Fa-
milien der kinderreichen Germanen zu Riesen aufzufüttern. Wenn wir an-
nehmen, daß trotzdem auch heute noch dreißig Morgen für den Durchschnitts-
landwirth zur Ernährung einer Familie nöthig sind (mehr kann er auch ohne
Arbeiter und Gesinde nicht bestellen), dann haben wir das Maß des Acker-
besitzes hoch genug geschätzt, um jedem Einwand zu begegnen. Wenn man
aber heute die landwirthschaftliche Fläche eines so überaus dicht besiedelten
Landes wie Deutschlands durch die Zahl der landwirthschaftlichen Bevölkerung
i mit Arbeitern und Angehörigen) dividirt, so findet man, daß bei gleicher Ver-
keilung des Bodens auf jede Familie von fünf Köpfen vierzig Morgen fallen
würden; noch nicht einmal in Deutschland wäre heute also der Zeitpunkt erreicht,
von dem an die Differenzirung der Klaffen nach der naturrechtlichen Anschauung
erst beginnen kann. Die selbe Betrachtung ergiebt in dünner besiedelten Län-
dern, wie Rußland, Ungarn, Donaustaaten, Türkei, natürlich noch viel erstaun-
lichere Zahlen. Ja, wenn man die Zahl der auf der ganzen Erde vorhan-
denen Morgen fruchtbaren Landes durch die Zahl der vorhandenen Menschen
dividirt, so stellt sich heraus, daß man jeder Familie von fünf Köpfen durch-
schnittlich dreißig Morgen zuweisen könnte und daß dennoch etwa zwei Drittel
des Planeten noch unbesetzt blieben.
Der Zeitpunkt also, wo die Differenzirung der Klassen einsetzen könnte,
weil aus rein ökonomischen Gründen eine vermögenlose Arbeiterklaffe ent-
standen ist (der kritische Zeitpunkt, wo das Bodeneigenthum „natürliche Selten-
heit" erreicht hat), liegt noch in unabsehbarer Zukunft vor uns; und wir wissen
nicht, ob er überhaupt jemals erreicht werden kann.
^nmei'i ti-akunt! Gegen dieses Exempel giebt es keinen Appell. Es
beweist unzweideutig, daß die Klaffenverschiedenheit, daß der Klaffenstaat nicht
entstanden sein kann durch ursprüngliche Akkumulation aus einem Zustand
allgemeiner Freiheit und Gleichheit; daß er nur entstanden sein kann durch

kriegerische Unterwerfung einer Menschengruppe durch eine andere. Der Boden hat nicht natürliche Seltenheit erhalten, sondern rechtliche Seltenheit; die siegreiche Gruppe hat ihn gesperrt gegen das Siedlungbedürfniß der unterworfenen Gruppe, die sie nur gegen Zahlung einer Abgabe, der Grundrente, zur Arbeit am Grund und Boden zuläßt; und die Rechts- und Macht-Einrichtung, die dieses Verhältniß statuirt hat und aufrecht erhält, ist der Staat.

Der Staat ist also die einer besiegten Menschengruppe einseitig auferlegte Rechtseinrichtung mit dem Zweck, die Unterlasse zu Gunsten der Oberklasfe zu besteuern, dieser unentgolten einen Theil des Arbeitertrages der Unterklasse zuzuwenden. Das ist das Wesen und der Zweck des primitiven Staates.

Wie er sich entfaltet hat, wie er immer mehr sich dem Zustand nähert, in dem er aussehen wird, als wäre er wirklich durch einen oonti-at sooial zwischen Freien und Gleichen geschaffen worden: Das will ich heute hier nicht weiter erörtern. In memem Buch ist dieser Entwicklungsgang geschildert.

Der flüchtige Blick lehrt schon, datz der Staat heute noch die stärksten Spuren seiner Entstehung an sich trägt. Trotz aller Milderung und aller Uebernahme gemeinnütziger Aufgaben ist er noch immer, was er von Ansang an war: eine Rechtseinrichtung, der Unterklasse aufgezwungen zum Zweck ihrer Besteuerung für die wirtschaftlichen Zwecke der Oberklasse. Grundrente und Prosit sind noch heute nichts Anderes als Antheile am Arbeitertrag der ehemals Besiegten und ihrer Rechtsnachfolger.

So schmerzlich diese Erkenntniß auch für die Nutznießer der Staaten sein mag: die Wissenschaft will nichts als Wahrheit und fragt wenig danach, ob sie Klassen oder Personen gefällt oder nicht.

Großlichterselde. Di'. Franz Oppenheimer.

Wir sollten nicht staunen, wenn (nach dem schottischen Sprichwort: „Satte werden von Hungrigen nicht verstanden") die Logik des Reichen, der die Rechte des Eigenthumes vertheidigt, dem Armen, der seine Kinder nach Brot schreien hört, nicht lückenlos scheint. Wissen wir etwa nicht, wie die Noth wirkt? Selbst Weise macht sie zu reizbaren, leichtgläubigen Thoren, die nach Erleichterung ihrer Lage trachten und nach später violleicht eintretenden Folgen nicht fragen. (Macaulay.) Der Sozialismus will nicht das Eigenthum abschaffen, sondern, im Gegentheil, individuelles, auf die Arbeit gegründetes Eigenthum erst einführen. (Lassalle.) Viel richtiger als die kommunistische Forderung des gleichen Genusses ist die sozialistische Forderung eines Minimums für jeden Menschen (Stahl.) Der polemische Theil des Kommunismus ist seine glänzendste Seite. Seiner schmerzlich beschämenden Wirkung kann kein gefühlvolles Herz sich entziehen. (Gutzkow.) Die Behauptung, Gleichheit sei eiu Naturgesetz, ist falsch. Im Reich der Natur giebt es keine Gleichheit. Ihr höchstes Gesetz fordert Unterordnung und Abhängigkeit. (Vauvenargues)

Ibsen und Sophokles.*)

Macbeth und Othello, für Hamlet und Lear, für die große Mehrzahl der tragischen Helden in der Weltliteratur lautkt die Forniel: Charakter-5-Umstände — Schicksal. Und so wäre denn, streng geprüft, jede Trogoedie eine Schicksalstragoedie, sofern wenigstens die Umstände nicht unserer Wahl und Willkür unterliegen. Nun kann aber doch das Tragische mehr aus dem Charakter oder mehr aus den Umständen fließen. Um die Bei'piele gerade Ibsens Dramen zu entlehnen: sein Skule, sein Brand, sein Julian tragen wie einen Krankheitkeim den tragischen Keim in sich. Sie müssen wohl, wenn sie überhaupt ins Handeln kommen, sich tragisch entwickeln, seien die Umstände welche immer; denn ihr Wesen verträgt sich nicht mit dem Leben: und diesen Widerstreit brächte schließlich jede Fügung der Begebenheiten Zu Tage; die eine stärkcr, die andere schwächer. Den also tragisch Geborenen stehen nun die nicht unbedingt zum Verderben Gezeugten gegenüber, denen die Umstände das Geschick bestimmen und die, wenn sie nicht von unsichtbaren, übermächtigen Händen geschoben würden, keineswegs die dunklen Pfade zum Abgrund betreten müßten. Zu ihnen gehört Oedipus, gehört Frau Alving; und solche Fabeln dürften wir dann vornehmlich Schicksalstragocdien nennen oder lieber Tragoedien des Verhängnisses, weil die Bezeichnung Schicksalstragoedie verbraucht ist für eine gewisse Abart mit künstlich gemachtem Schicksal: Braut von Messina, Vterundzwanzigster Februar, Ahnfrau und ähnliche Werke.

Gleich sei aber bemerkt, daß im Leben wie in der Dichtung großer Meister die beiden Arten des Verhängnisses (durch den Charakter und durch Umstände) Zelten ganz reinlich geschieden sind. Ja, es giebt Mischfabeln, wie den Hamlet, die zweifelhaft lassen, ob wir einen tragischen Charakter oder ein tragisches Schicksal vor uns haben. Ich möchte für Hamlets Glück und Leben nicht einstehen, selbst wenn er keinen Vater zu rächen hätte.

Auch die Sage von Oedipus hatten vor Sophokles epische Dichter und der Vater des Dramas Aeschylus zu einer Mischfabel gestaltet; sie „hatten auch in diese Geschichte" (um hier und noch mehrfach im Folgenden mit Wilamowitz zu sprechen) „das Gleichgewicht zwischen Schuld und Strafe hineingebracht, das ihr religiöses Empfinden forderte." Eben so hat bis in die neuste Zeit religiös gebundenes Denken (oder, als letzte Nachwirkung eines solchen, die allgemein giltige, theologisch und juristisch bestimmte Auffassungweise) den Oedipus des Sophokles unter ihre dramatische Schulbeispiele von ordnungsgemäß bestrafter Sünden schuld einreihen wollen. Und zwar wird die Sündenschuld erspäht in seinem männlichen, tüchtigen, natürlich-selbstzufriedenen Wesen, seiner Ueberhebung; oder gar in der aufwallenden Heftigkeit seines BluteS, die sich keinen Schlag versetzen läßt, ohne zur Wehr zu greifen. Derartiges abzuthun, müßte man weiter ausholen und daS der Inquisition würdige Verfahren preisgeben, mit dem moralische Pedanten selbst

*) Ein Bruchstück aus dem zweiten Bande des Werkes „Henrik Ibsen", der bei C. H. Beck in München erscheinen wird. Der Verfasser, Professor Roman Woerner, kannte, als Mitübersetzer der (inzwischen bei Fischer veröffentlichten) „Nachgelassenen Schriften" Ibsens, diese Schätze und hatte drum als erster Literarhistoriker die Möglichkeit, daS reiche neue Material, so weit eS dazu taugte, für sein Buch zu nützen.

einer Luise Millerin, einer Desdemona die Tod verdienende Schuld glücklich angedeutelt haben. Hier nur das Nöthigste von dem sophokleischen Helden. Er, der als Retter Thebens das Ruhmwürdige gethan und dann als Landesherr stets daA Rechte: daß er sich seines guten Glückes freut und rühmt und mit begründetem Stolz in seiner Hoheit ruht, rechnet ihm Sophokles nicht für besondere persönliche HybriS an und läßt ihn auch im Verlauf der Handlung sich vor Schuld bewahren, läßt ihn strenge Selbstbeherrschung üben gegenüber Teiresias und Kreon, die er als Hochverräther betrachten muß und behandeln dürfte. Noch weniger kann es nach griechischer Auffassung sein Gewissen beschweren, daß er am Kreuzweg einen alten Mann und dessen Begleiter erschlagen hat. „Er war der Angegriffene gewesen und eine solche Selbsthilfe auf der Landstraße war noch in den solonischen Gesetzen ausdrücklich als berechtigter Totschlag bezeichnet worden. Also trifft, nach der bewußten Absicht des Dichters, das entsetzliche Unheil einen moralisch durchaus Unschuldigen."

Trifft auch in Ibsens Drama „Gespenster" das Unheil eine Unschuldige? Auch Helene Alving ist kein tragischer Charakter im erwähnten Sinn; das Tragische ist ihr nicht eingeboren. Sie ist zudem keine leidenschaftliche Natur, in der Gefahren schlummern. Den Pastor Manders liebte sie wohl einst, weil er der Reinere, Bessere war; doch mit so wenig Ungestüm des Blutes, daß er sie überreden konnte, zu ihrem Gatten, zu der Pflicht zurückzukehren, wie vordem Mutter und Tanten sie zu dem ihnen erwünschten Freier überredet halten. Sie muß folglich nicht etwa in der qualvollen Ehe ein Gelüste des Herzens büßen; nur unberathene, übelberathene Fügsamkeit. Schon weil sie sich später zu einer Frau von männlicher Energie des Charakters entwickelt, zu einer Negentin, darf ihr wiederholtes Nachgeben in jungen Jahren nicht auf angeborene Schwäche zurückgeführt werden, vielmehr auf anerzogene, auf jene Hilflosigkeit, in der man junge Mädchen aus guter Familie mit allen quälerischen Mitteln Zu erhalten sucht. Manche rettet ihr Temperament, das sich nicht fügt; Diese hätte nur Einsicht retten können, nur der Verstand, der bei ihr den Willen lenkt. Daß sie zu dem Wüstling von Gatten zurückgekehrt ist, war nur ein Verstandesfehler. Sie gehorchte der geistlichen Belehrung^ weil Niemand da war, der ihr die nöthige weltliche, medizinische geboten hätte. Nur eine Andeutung, welches Erbe den Kindern aus solchen Ehen zu Thcil werden kann: und sie hätte Alvings Schwelle nicht mehr betreten. Aber Dergleichen wollen Pfarrer und Eltern doch aus der Welt schweigen, — um Gottes und des Geldes willen. Frau Alvings Los ist wie das eines Dahinsiechenden, dessen Krankheit man zwanzig Jahre später zu heilen versteht. Es ist eine Tragoedie der verspäteten Erkenntniß, also eine Tragoedie des Verhängnisses nach Art des Oedipus. Hier wie dort hat der Dichter jede sittliche Schuld mit bewußter Absicht ausgeschaltet.

Von einem Schicksal als einer Ursache, einer wirkenden Kraft, ist bei Sophokles nirgends die Rede und konnte keine Rede sein, bestätigt uns Wilamowitz. Ein solches haben erst die neueren Dramatiker hineingelesen, die nach dem Oedipus ähnliche Fabeln zu erfinden versuchten oder, besonders gern, die christlichen Kritiker, um mit dem blinden Schicksal zugleich den blinden Helden zu verdammen, alö ob sie im Geringsten in der Lage wären, diese Geschichte besser mit der Theodicee in Einklang zu bringen. Der kindlich fromme Sophokles kennt keine Prädestination oder Vorsehung, er kennt und glaubt nur die persönlichen Götter: liebende und

hassende, sorgende und verderbende, himmlische und höllische Wesen, die man verehren und fürchten, durch Opfer und Gebete sich gnädig stimmen muß. Und er gab die selbe Lehre wie sein Chor: Mensch, erkenne Dich als Das, was Du bist, erkenne Deine Ohnmacht vor den Göttern und die Nichtigkeit Deines Glückes, das sie so furchtbar zerstören können, nur, um ihre Allmacht zu beweisen.
Ist diese Erklärung richtig (und sie ist es dem von Borurtheil freien Leser des Dramas), dann wird die von Sophokles beabsichtigte religiös erschütternde Wirkung füglich nur empfangen, wer sich in den Glauben des Dichters hineinleben kann. So weit folgere ich mit Wilamowitz; nun aber frage ich: Wer kann Das, er wäre denn ein frommer, alles Antike brünftig umfassender Philologe oder durch und durch christ.katholischen Geistes? Denn wie Sophokles, der einen neuen Gott in einer Vision geschaut und dessen Verehrung in Athen eingeführt hat, wie Sophokles, der nach seinem Tode selbst als seliger Heros verehrt worden ist: wie er so mancher Gestalt der katholischen Heiligenlegende entspricht, so nmthet s^ine Fassung der Oedipussage katholisch, spanisch, calderonisch an. Damit sei gewiß nicht geleugnet, daß wir beim hingebenden, genießenden Lesen ergriffen werden: eben vermöge der außerordentlichen dichterischen Kraft, eben trotzdem Weil wir nach Lesfings Wort im Augenblick des künstlerischen Genusses glauben müssen, was der Dichter will, mögen wir selbst meinen, was in>mer.
Der fromme Sophokles war ein Tendenzdichter wie Ibsen; er wollte seine Athener „erwecken", — aber nicht wie Ibsen aus dem Schlummer des Stillstandes, aus den dumpf lastenden Träumen von gestern und ehegestern erwecken zu dem freien Glauben eines lichten Heute und lichteren Morgen: nein, im Gegentheil, aus dem Traum der überhandnehmenden Freigeisterei und dem Schlummer deS Unglaubens zurückrufen zum wachen, wahren Gottesglauben der Väter. „Die gebildeten Kreise seiner Zeit, mit denen Sophokles lebte, hatten diese Religiosität nicht mehr, mochte der Staat sie auch offiziell anerkennen und die breite Menge des Volkes an ihrer Uebung festhalten. Insbesondere der delphische Gott und die Offenbarungen der Zukunft wurden immer stärker angezweifelt, nicht blos von der Aufklärung, sondern auch von anders gestimmter Religiosität gleich der des Aischylos." Und Sophokles, wie je und je alle kirchlich Frommen, wähnte das Ansehen der Gottheit gefährdet in dem bedrohten Ansehen der Priester und schuf eine Grundform warnender Legende, die nicht nur bewußt bis in die neusten Zeiten von den Dichtern ähnlichen Geistes nachgeprägt wird (Runebergs König Fjalar), die noch viel öfter unbewußt wiederholt und abgewandelt wird in ungezählten geistlichen Ermahnungen und Kalendergeschichten, wobei das tsi-tium oomparatioinZ eben ist, daß die Geschäfte Gottes besorgt werden sollen, in Wirklichkeit aber die Geschäfte der Priester besorgt werden. In solchem Sinne blind-reaktionär war, so viel ich sehen kann, kein anderer Dichter der Weltliteratur (man führe nur ja nicht Dante hiergegen an!); keiner ging so mit der geistigen Gebundenheit wider die Aufklärung, mit der Vergangenheit wider die Zukunft. Und in dem Betracht sind der antike und der moderne „Erwecker" Gegenfützler: Jener ein Vertheidiger, Dieser ein Belämpfer der Gespenster.
Die Begleichung ist um so berechtigter, als die „Krisis" von damals in religiöser Hinsicht der heutigen nicht ähnlicher sein könnte. Auch heute ist das Kennzeichen der Zeit: staatlich anerkannte und von der Menge noch geübte KultuS-

formen; innerliche Abwendung der gebildeten Kreise. Und wiederum: bei anders gerichtetem Geist und Gemüth hätte Sophokles auch damals als ein griechischer Ibsen von der Szene sprechen können. Denn „es hat im Alterthum nicht an ernsthaften Leuten gefehlt, die geschlossen haben: Wenn Oedipus einen gerechten Tot* schlag begangen hat, wenn er Kinder gezeugt hat mit einer Frau, die er sich durch eine wackere That verdiente, so liegt das uns und ihm entsetzlich Schemende, daß die Betroffenen feine Eltern waren, nur in der Vorstellung von uns, nicht in der Natur der Dinge. Da sehen wir also, daß diese Vorstellungen konventionelle Vorurtheile sind, die wir abzulegen haben. Es sind die Verhältnisse, es ist der Zufall, der es so fügt und ähnlich alle Tage fügen kann: davon muß das sittliche Urtheil unabhängig sein und werden."

Gerade diese Anschauung der Kyniker vertrat der nordische Schicksalsdramatiker; es war seine Absicht und er hielt es für seine Aufgabe, das sittliche Urtheil unabhängig zu machen von herkömmlichen Vonntheilen. Mit besonderer Genugtuung wiederhole ich deshalb, was der bekannte Philologe sagt: „Es ist nicht erlaubt, die kynische Beurtheilung als leeres Paradoxon anzusehen."

Sophokles hat nur seine künstlerische Aufgabe herrlich zu erfüllen, nicht seine fromme Absicht zu erreichen vermocht. Weder Dichter- noch Göttermacht hält Untergehendes empor. Wohl aber ist es dem modernen, als „Zynisch" verschrienen Helfer im welthistorischen Prozeß gelungen, mit dem Drama „Gespenster" ein fortwirkendes furchtloses Wort einzulegen für unsere Selbsterlösung von überlieferten Gewifsensschrecken, oder, auch etwas konisch ausgedrückt: ein lidsra ts a ports, iu^srl.

Was der Chor dem Oedipus zuruft, dürfte man auch der Heldin der „Gespenster" zurufen: „Wie trifft Dich doppelt, daß Du Deine Lage so klar begreifst!"

Die beiden tragischen Fabeln find in ihren wesentlichen Bestandtheilen völlig gleich. Daß Oedipus den Vater erschlagen hat in verzeihlichere Roth wehr, ist nur die Vorstufe zum Entsetzlicheren, zur Ehe mit der Mutter. So unüberwindbar entsetzlich, weil fortdauernd in den Folgen. Daß Helene, auch in einer Art verzeihlicher Nothwehr gegen das Drängen der Ihren, die lebendige Liebe in ihrem Herzen getötet hat (wie wir wissen, vor Ibsens Richterstuhl eine große Schuld, ein wahrer Mord), ist eben so nur die Vorstufe zu dem Entsetzlicheren, dieser halben Hingabe an den verseuchten Mann, unüberwindbar entsetzlich, weil fortdauernd in den Folgen. Und beide Male geschieht das Entsetzliche unwissentlich und demnach unwillentlich, beide Male wird die tragischeWirkung durch die Enthüllung des Geschehenen hervorgebracht.

Schiller unterhält sich in einem Brief mit Goethe über die unermeßlichen Vortheile, die ein Stoff wie der Oedipus dem Dichter verschaffe; daß man die zusamengesetzteste Handlung zum Grunde legen könne, weil sie ja schon geschehen ist und also ganz jenseits von der Tragoedie fällt; und ferner, daß das Geschehene, seiner Natur nach, viel fürchterlicher fei, eben als ein Unabänderliches. Der Oedipus, schreibt er, ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der einfachsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen. Aber ich sürchte, der Oedipus ist seine eigene Gattung und es giebt keine zweite Spezies davon; am Allerwenigsten würde man cmS weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu finden können.

Ibsen hat das Gegenstück gefunden; oder vielmehr: die Erfahrung hat eS ihm zugebracht. Ein Verhängniß, das kein Orakel verkündet, das wir nicht un-

glaubhaft zu finden und wegzuspotten vermögen, eben als ein Wirkliches, Greif-
bares, Unleugbares: das Verhängniß der Vererbung. Und so hatte Ibsen ungesucht
die Vortheile, von denen Schiller redet, und so nähert sich sein Drama der viel-
gepriesenen „Simplizität" der griechischen Bühne.
Noch ein Anderes gemahnt an den sophokleischen Oedipus. Es gicbt eine
psychologische Gleichung: Jokaste Helene Alving. Beide (zeitlich so weit ge-
trennte) Dramatiker haben dem Leben die Beobachtung entnommen, daß sich die
Frau, wenn es gilt, AltgehMgtes zu prüfen, viel unbefangener und kühler erweift
als der Mann. „Eben weil sie ein Weib ist", bemerkt Ibsen über Frau Alving,
„wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis an die äußerste Grenze gehen."
Jokaste ist, wie Helene Alving, im Stillen Dos geworden, was die Hüter der
Religion .aufgeklärt" oder „gottlos" zu schelten pflegen; beide Frauen geben sich
erst noch vorsichtig, sprechen aber, durch Thatsachen und Worte gereizt, bald. Jene,
ihrem Temperament gemäß, immer triumphirender und rücksichtloser. Diese immer
klarer und schärfer bestimmt. Beide auch kernen dann keine Scheu mehr vor „Be-
denklichem und Bedenklichstem". Mit sachlicher Gelassenheit spricht Jokaste von
der Muiterehe, die so Mancher schon im Traum vollzogen habe, spricht Frau Alving
von der Geschwifterehe, die sich, ohne dah man es wisse oder beachte, oft genug
finden müsse, dank der christlich-heuchlerisch-heimlichen Polygamie der Familien-
väter. Und wie Jokaste offenbar bereit wäre, dem Oedipus weiter vermählt zu
bleiben, absichtlich unbekümmert um das von ihr durchschaute Geheimniß seiner
Herkunft („mit solchen Dingen lebt man am Bequemsten, wenn man sie gleich aus
dem Sinn sich schlägt"): so wäre Frau Alving bereit, Oswald und Regine in
wilder oder gesetzlicher Ehe zu vereinen, absichtlich unbekümmert darum, daß sie
Kinder des selben Baters sind. Sophokles freilich verurtheilt die Gottlosig-
keit der Jokaste, während Ibsen Frau Alving zur Heldin erhebt und schon da-
durch seine Hingebung zu ihr bekundet, so streng er sich als Künstler jede Meinung-
äußerung verbietet und nur die Menschen des Stückes walten und sprechen läßt.
Fühlbar ist Jokaste dem Dichter des Oedipus der Typus einer im betrübendsten
Sinn emanzipirten, entjochten Weiblichkeit; fühlbar ist Frau Alving dem Dichter
der Gespenster ein tröstliches Urbild der erwachenden, zur Freiheit sich (und uns)
emporhelfenden Frau. Der beste Typus der modernen Frau. Sie nimmt, das
Abscheuliche in den Mund, ohne daß sie an Würde verliert, an Keuschheit. Wie
jene sozial wirkenden Frauen, die heutzutage öffentlich über gewisse Schäden
ungescheut sprechen, ohne daß ihre sittenstrenge Weiblichkeit angetastet erschiene.
Gegensatz hierzu: die Frau, die Bekenntnisse veröffentlicht in Vers und Prosa,
schamlos erotische Beichten.
Eine moderne Jokaste also ist hier in die Lage des Oedipus versetzt worden.
Man darf sagen: sie müsse sogar, gleich ihm, die Räthsel einer verderblichen, junge
Msnschenleben fordernden Sphinx lösen und wisse ja auch schon „aus eigenem
Sinn" die Antwort zu geben. Doch was im alten Stück grausig geheimnitzvoll
war, der Landplage Name und Art, Das wird im neuen, eben so wie das Ver-
hängniß, aus dem Dunkel in das Licht des Alltags hervorgezogen, wird erkannt
und benannt als ein gespenstisches Ungeheuer, das auf Nimmerwiederkehr in den
""Abgrund stürzen muß, wenn ihm freie Menschen gegenübertreten, stark und furchtlos.
Freiburg in Baden. Professor Dr. Roman Wo erner.

Oesterreich und Ungarn.

ie jüngste Krisis in Ungarn lenkte die GedanVen wieder einmal auf die nun schon Jahrhunderte langen Kämpfe, die die in Ungarn.herrschende magyarische Adelsclique und ihr Anhang zur Vertheidigung ihrer Interessen gegen Oesterreich (richtiger: gegen das österreichische Herrscherhaus) führen. Und eine solche Betrachtung sollte eigentlich zunächst ehrliche Bewunderung für die Leistungen des magyarischen Adels wecken. Denn schier unwiderleglich scheint sie zu beweisen, daß dieser Adel das Geschäft der Staateubildung ganz meisterlich verstand. Dem wenigstens, der in der Staatenbildung (mit Gumplowicz) „nichts Anderes als ein Mittel sieht, dessen sich eine Gruppe bedient, um sich Lebens- und Unterhaltsmittel zu verschaffen, indem sie sich eine andere Gruppe unterwirft, die nun für sie arbeiten mutz". Das hat der magyarische Adel gründlich gethan, und wenn selbst Einer meinen sollte, daß die Mittel, die er zur Erreichung dieses Zweckes und zur Erhaltung des Erreichten anwandte, nicht immer gar fein gewählt waren, so wird man sich daran erinnern müssen, datz im sozialen Kampf alle Mittel als erlaubt gelten, die ans Ziel führen, und daß jede erfolgreiche Politik beherrscht wird „von der Verschleierung der wahren Absicht und der Pose des gemeinnützigen Handelns".

Und doch: auch wer auf dem Standpunkte dieser aus den Werken von Gumplowicz geschöpften, vielleicht grausamen, sicher aber richtigen Erkenntniß steht, wird kaum von Bewunderung ergriffen werden, wenn er das Werk der magyarischen Ndelsherrschaft betrachtet. Denn er wird (so richtig das Vorgehen der Magyaren vom Standpunkte der Politik auch sein mag) an die Zukunst ihres Werkes nicht glauben können. Er wird daran denken müssen, daß der Staat da früh zu Fall kommen muß, wo die herrschende Rasse zwar den Aufbau ihres Staates nach allen Regeln der Kunst gefügt, in sich selbst aber nicht die moralische Kraft hat, ihr Regiment zur Höhe einer civilisatorischen Aufgabe und sich selbst über den niedrigen Standpunkt des engen Klassenegoismus zu erheben, wo sie nicht an sich selbst ein leuchtendes Beispiel von Geist und Bildung zu geben vermag. So muß man denn an dem Fortbestand des Magyarenstaates verzweifeln, weil man in Ungarn kaum ein Kulturwerk findet, das Werth wäre, späteren Geschlechtern überliefert zu werden. Von magyarischen Kulturthaten hat man ja überhaupt fast nie gehört und selbst die Entwickelung deutscher Kultur hat der Adel thörichter Weise stets nach Möglichkeit unterdrückt, so viel man auch von der Gemeinsamkeit magyarischer und deutscher Interessen gegenüber dem anstürmenden Slaventhum sprach. Und selbst wenn man unter „Kultur" nichts Anderes als ein Leben in Muße und das Befriedigen der raffinirtesten Bedürfnisse durch eine weitgehende Verkeilung der Arbeitlcistungen über weite Menschenkreise versteht und die feudalen Herren als die ersten Pioniere dieser Kultur schätzt, wird man sagen müssen, daß gerade der magyarische Adel, dessen feinste Köpse die Politik ganz und gar gefangen nahm, im Allgemeinen nur für recht grobsinnliche Genüsse Zeit und Muße fand und so nicht einmal diese Kulturaufgabe erfüllte.

Ueberblickt man dagegen die Entwicklung in Oesterreich, so zeigt sich ein ganz anderes Bild. Hier hat man das Geschäft der Staatenbildung und Staatenerhaltung schlechter verstanden als in Ungarn. Unter der großen Kaiserin Maria Theresia schien es noch, als solle das Werk gelingen. Da beugte sich Alles, be-

wüßt oder unbewußt, der Centralgewalt. Eine Weile schien es, als sollte sogar die magyarische Sprache gänzlich aussterben. Dann aber scheiterten die wohlgemeinten, nur manchmal überstürzten Centralisirung- und Germanisirungbestrebungen Josefs des Zweiten an der passiven Resistenz seiner Hofräthe, die die Durchführung seiner Anordnungen nach Möglichkeit hemmten, statt sie zu fördern; und seit dieser Zeit geschah nichts Entscheidendes mehr zur Vereinheitlichung des Reiches. Unter Taaffe sing man gar an, die slavischen Völker gegen das Deutschthum auszuspielen und so das Auseinanderbringen zum Regirungprinzip zu erheben. Bei dem Konflikt, in den Oesterreich jüngst mit Serbien kam, mag nun freilich auch den leitenden Kreisen klar geworden sein, daß nur im deutschen Volk die Bürgschaft für den ungestörten Fortbestand des Reiches zu finden sei. Ob die Erkenntniß jetzt nicht schon zu spät gekommen ist? Diese Frage bleibt zu beantworten.

Wenn aber auch die nationale Politik der österreichischen Regirungen seit Josef nur unglücklich genannt werden kann, so wurde hier dafür eine Fülle von Kulturwerken geschaffen, die nicht vergehen werden. Und wenn selbst all die alten Paläste, die Wien zieren, zerfallen sein werden, wenn auch der Stefansthurm in Trümmern liegen und der Park von Schönbrunn verödet sein wird, wird man das Nibelungenlied noch rühmen, werden die Namen Mozarts, Haydns und Schuberts, Walters von der Vogelweide und Gnllparzers, Nessels und Ghegas, Billroths und Hyrtls noch unvergessen sein. Unvergessen selbst die Tage des Wiener Kongresses mit ihrem Rausch von Lebensfreude, mit dem Zauber verfeinerten Lebensgenusses, den der österreichische Hof den Gästen aus ganz Europa bot.

Daß bei einem Widerstreit der Interessen Oesterreichs und Ungarns stets Ungarn Sieger bleiben und Oesterreich daher bis jetzt auch immer den größten Theil der Kosten der Gemeinsamkeit beider Staaten tragen mußte, ist trotzdem begreiflich. Denn im Kampf der Völker und Staaten siegt nicht die höhere Kultur, sondern, so lange nicht das Schwert entscheidet, die bessere Politik. Und darin zeigten sich bisher die Ungarn stets als Meister.

Doch das Leben der Staaten und Völker erschöpft sich nicht in Kämpfen sozialer Gruppen. Im friedlichen Wettstreit der Völker um die Palme der Kultur aber haben die Magyaren bisher nicht bestanden; und fast scheint es, als würde das herandringende Slaventhum ihnen auch keine Zeit mehr lassen, ihre Kultur in einer fernen Zukunft zu entwickeln. Denn durch eine von den Klasfeninteressen des Großgrundbesitzes völlig beherrschte Wirtschaft- und Sozialpolitik hat der magyarische Adel die Hebung des allgemeinen Wohlstandes im Lande und damit die Voraussetzung jeder kulturellen Entwicklung stets gehemmt, statt sie zu fördern; und überdies rächt es sich nun, daß er die Segnungen der deutschen Kultur verschmähte, uneingedenk der Mahnung König Stefans, der, als ei Deutsche im Lande angefiedelt hatte, in einem Brief an seinem Sohn Emmerich schrieb: «Behandle die Zuzügler gut und halte sie in Ehren, denn sie bringen neue Kenntnisse und Kräfte in das Land/' In Oesterreich aber hat man stets eine leidliche Wirthschaft-Politik getrieben, hat auch die deutsche Kultur, so lange und wo man ihrer bedurfte, stets wirken lassen und so der Entwicklung aller Völker am Besten gedient.

Völker und Staaten kommen und gehen. Oft macht die höhere Kultur untüchtig zum Kampf gegen Barbaren. Wenns aber ans Sterben geht, bleibt Völkern und Staaten nur dieHoffnung, durch ihre Kultur im Gedächtniß der Menschheit fortzuleben.

Graz. Dr. Julius Bunzel.

Tyll Ulenspiegel.

Charles De Coster: Tyll Ulenspiegel. Roman. Eugen Diederichs in Jena.

Im Jahr 1867 erschien in einer Prachtausgabe, von den ersten belgischen Künstlern illustrirt, die „Legende von Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzack", das Lebenswerk Charles de Costers. Erst 1893 kam es zu einer billigeren Neuausgabe; und von da ab datirt die ungeheure Popularität dieses Buches, das heute die „nationale Bibel" Belgiens ist und auf dem die ganze bodenständige neubslgische Literatur, die Kunst der Lemonnnr, Verhaeren, Maeterlinck, Rodenbach, Lerberghe, Elskamp ruht. Der Verfasser war inzwischen längst im Elend gestorben, Ich schätze mich auf Etwas für heute, auf Viel für die Zukunft, hatte er von sich selbst gesagt. Aber er sollte diese Zukunft nicht mehr erleben.

Wie Goethes „Faust" der letzte, reifste Sproß am alten Sagenstamm und zugleich ein souverain umgestalteter Träger neuer Menschheitideale ist, so hat auch De Coster dem alten bösen Schelm, dem witzigen Betrüger der Emfalt, dem Gauner und Zechpreller des Volksbuches das Antlitz nach einer anderen Himmelsrichtung gewandt, indem er ihn aus dem katholischen Mittelalter in die große Zeit des niederländischen Befreiungskampfes gegen spanische Bigotterie und Blutherrschaft versetzte. Er hat ihn zum Exponenten der vlälmschen Volksseele gemacht und ihm zur Folie den „Freßsack" Lamm Goedzack gegeben, den gutmülhigen, völlerischen und doch so sentimentalen Freund, der überall nach seinem durchgebrannten, von den Pfaffen verhetzten Weibe sucht und für die höhere Mission seines Kumpans so gar kein Verständniß hat. Freilich hat auch Ulenspiegel seinen tiefen persönlichen Grund, für diz Befreiung seines Vaterlandes zu kämpfen. Die blutige Hand der Inquisition hat seine ganze Familie gemordet: sein Vater Klas ist auf dem Scheiterhaufen gestorben, seine Mutter an den Folgen der Tortur und an gebrochenem Herzen; Habe und Gut sind tonfisZirt und er selbst hat in der Marterkammer geächzt. Unter der Wucht dieser Erlebnisse ist der junge Tyll, bishir ein witziger Taugenichts und Landstreicher, zum Mann gereift; er hat sich ein Säckchen mit Asche vom Scheiterhaufen seines Valers auf die Brust gebunden und ist zum Werk der Rache und Befreiung ausgezogen. „Klasens Asche brennt auf meiner Brust": Das ist der ewize Refrain snner Worte und der Sporn, womit er sich zum Heldenthum antreibt.

Mit großem Geschick hat De Coster die Schelmenstreiche des niederdeutschen Volksbuches in sein Epos hineinkomponirt. Aus dieser lose gefügten Schwanksammlung eine'wohlmotivirte Handlung herauszeiponnen, Nebenfiguren hinzugefügt und die mMthige Roheit des alten Textes, wo nicht salonfähig, so doch leidlich stubenrein gemacht. Doch dies Alles beschränkt sich auf den Anfang des Epos. Sobald Tyll zum Mann geworden ist, tritt er aus der Welt der mittelalterlichen Schwankoichtung in die blutige Zeit der mederländischon FreiheitkrKge ein: und hier drängt nun die ganze Fülle der zeitgenössischen Historie zur Gestaltung heran. Etwa gleichaltrig mit Gustave Flaubert, der in Frankreich den Histonichen Roman schuf und die Poesie der Arbeit, der Bewältigung ungeheurer Stoffmassen begründete, hat De Coster für Belgien das Selbe geleistet. Er studirte Jahre lang die alten Urkunden, Flugblätter, Pamphlete, bereiste die Gegenden, wo die Kämpfe der Geusen

gespielt hatten, beobachtete das Volk in seinen Schönten und auf seinen Kirmessen
und eignete sich ganz die wundervoll archaische Sprache an, in der sein Meister-
werk geschrieben ist. Aber nachdem er sich durch all diesen Wust von Gelehrsam-
keit hindurchgearbeitet hatte, tischte er ihn nicht etwa in seinem Buch auf, sondern
begann nun erst seine Arbeit als Dichter in freier Gestaltung dieses riesigen Stoffes.
Nichts Papierenes ist übrig geblieben; seine Gestalten find von strotzender Lebens-
kraft, seine Szenen bald derb ausgewsfen bis zur Roheit, bald innig und verschämt,
bald wild und blutig, bald dämonisch und spukhaft. Schilderungen wie der Bilder»
stürm in Antwerpen, die Szene in der Schänke zum Regenbogen in Courtrai, wo
die schöne Dirne Gilline die Geusen in die Falle locken und an das Messer der
Inquisition liefern will, oder die groteske Prozession des Sankt Märten in Aper«
prägen sich dem Gedächtnis; unauslöschlich ein. All die blutigen Gräuel fana«
tischer Unduldsamkeit, die mit dem neuen Geist der Toleranz ringt, der Graus der
Schlachten und die verwegenen Fahrten der Wassergeusen, Folterszenen und derbfrohes
Schwelgen ungebrochener Volkskraft in Schänken und Bordellen, Verschwörung
und Fürstenrath, das düstere Eskurial und die lustigen Kirmessen: das Alles zieht
in buntem Gemisch an uns vorüber, in einer strotzenden Fülle, die jede Form
sprengt. Sv meisterlich der Inhalt des Buches aus lose aneinandergereihten
Schwanken zusammengestellt ist, so regcllos bleibt die äußere Form: auch hierin
dem gotthischen „Faust" verwandt. Eine solche Fülle der Gesichte läßt sich nicht
mehr kompouiren; sie braust dahin wie ein Element und wird wieder zur Natur,
aus der sie gekommen ist, zur Natur d?s Nordens mit seinen unendlichen Meeres-
tiefen und feinen in Wolken verlorenen Horizonten, die an ein mystisches Jenseits
angrenzen. Immerfort greift diese Mystik in das derbe, grobsinnliche Dasein hin-
ein: Hsxenwahn und uralter Volksglaube umspinnen die Gestalten und öffnen ihnen
wahrsagerische Blicke in die Zukunft, in Himmel und Hölle. Und doch vertieft
der Dichter mit feiner Psychologenhand all diese im naiven Wunderstil vorgetra-
genen Dinge; er läßt den menschlichen Knn durch Wahn und Aberwitz hindurch-
leuchten, läßt uns okkulte Gewalten ahnen, wo sich anscheinend nur grober Köhler-
glaube p:äsentirl, und schreibt nicht mit oberflächlicher Schulweisheit alles Ueber-
natürliche ins Fabi.lbuch. Und so erheben sich gerade diese Theile des Buches Zu
einer bestrickenden Symbolik.

Trotz französischer Sprache ist dieses Epos urgermanisch, nicht allein in
Stoff und W^ltauffassung, so.dern auch in der Darstellung. Ich hatte als Ueber«
setzer das seltene Gefühl, nicht ein fremdes Kunstwerk mit den Mitteln unserer
Sprache dem deutschen Leser mundgerecht machen zu müssen, so weit Dies über-
haupt möglich ist, sondern ein Stück deutschen Wesens in sein heimisches Idiom
zurückzurttien. Ta die französische Sprache zu Rabelais' Zeit (wie sie De Coster
anwendet) schon viel entwickelter war als die damalige deutsche, so ist in der Ver-
deutschung eine Sprache gewählt, die ohne archaisuende Künsteleien doch alter-
thümlich genug wirkt, ein Deulsch, w'e man es etwa um 1700 schrieb. Hoffentlich
findet das Buch in dieser Gestalt die Beachtung, die das stammverwandte Original
verdient, als Monument niederdeutschen We'ens und als feste Grundlage, auf der
sich die große ncubelgische Kunst aufgebaut hat.

Charlottenburg. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Taft Cunctator.
Howard Taft, der dem Löwenjäger Roosevelt den Rückweg offen halten
soll, hat seine erste wichtige Botschaft ins Land geschickt. Das Pronunzia-
mento vom Dezember hatte ja eine besondere Behandlung der Trustfrage verheißen.
Die Worte, die der siebenundzwanzigste Präsident der Vereinigten Staaten jetzt
gesprochen hat, lassen Deutungen zu, find für die Trustmänner aber eine frohe
Botschaft. Sie sind nicht so scharf pointirt wie die Aeußerungen des Rauhen Reiters,
der nur Biegen oder Brechen zu kennen schien. Tafts Ideal war (oder ist viel-
leicht noch), Mitglied des Obersten Gerichtes in Washington zu werden. Darin
drückt sich die Art des Mannes deutlich aus: nach seelischem Gleichgewicht, nach
sicherer Ruhe der inneren und äußeren Verhältnisse strebt er. Roosevelt hat mehr
Temperament als Vernunft. Er redete zu den Trustmännern wie zu Verbrechern;
ob die Trusts neben ihrer kriminellen auch eine wirtschaftliche Bedeutung haben,
dünkte ihn gleichgiltg. Taft möchte eine reinliche Scheidung zwischen anständigen
und unanständigen Trusts und eine Reform, die das wirtschaftliche Leben nicht schä-
digt. Ein löblicher Wunsch; ob er erfüllbar ist, wird sich erst zeigen. Taft weiß
offenbar nicht recht, wie er an die Wurzel des Nebels gelangen kann. Er spricht
von der Notwendigkeit, die Gesetze zu ändern, und gleich darauf wiederum von
der Pflicht, die Antitrustgesetze zu erhalten. Die berühmte Bill des Senators Sher-
man,die seit 1890 in Geltung ist, soll nicht angetastet werden. Trotzdem schlägt der
Präsident die Einführung einer Bundeskontrole über die Trusts vor, die dann der
Judikatur der Einzelstaaten entzogen wären. Er hofft, so eine einheitliche Behandlung
aller Trustangelegenheiten zu erreichen. Kommt der Einfall nicht schon zu spät?
Die Shermanbill hat in den zwanzig Jahren ihres Bestehens nicht sehr viel
erwirkt. Ihre wichtigste Aufgabe war, die Monopolisirung des zwischenstaatlichen
Handels zu hindern. Dem Ausland gegenüber so viele Monopole wie möglich, im
Inland freie Konkurrenz: so lauteZ drüben heute die Losung. Das Gesetz sollte jedes
Monopol beseitigen und jede Person oder Körperschaft, die der freien Konkurrenz
den Weg sperrte, bestrafen. Die Ausführung eines solchen Planes kann aber der
Gesetzgeber kaum sichern. Jede Konkurrenz hat das Ziel, dem siegreichen Bewerber
ein Monopol zu schaffen. Kann man von einem Monopol der Waarenhäuser
sprechen? Gewiß nicht im Sinn des amerikanischen Antitrustgesetzes; denn die
Waarenhäuser haben sich nicht auf illegale Weise der Konkurrenten zu entledigen,
sondern sie durch bessere Leistung zu überflügeln versucht. Monopole, die ein mit
erlaubten Mitteln geführter Kampf um die Vorherrschaft bewirkt hat, darf der Gesetz-
geber willkürlich nicht um ihr Lebensrecht bringen. Wenn Taft sagt, die Unte? scheidung
zwischen erlaubten und verbotenen Trusts sei heute leider noch unmöglich, so ver-
urtheilt er damit die Shermanbill, die eben ad ii-aw gemacht worden ist und mit
ihren Übertreibungen den Trusts das Fortkommen nur erleichtert. Die Trustidee ist
von Erfolg zu Erfolg geschritten; und die Gerichte, die sich genöthigt glaubten, die
Fehler des Antitrustgesetzes durch besonders feine Interpretation auszugleichen, haben
Urtheile gefällt, deren Tendenzen nicht immer übereinstimmten. Was man unter
einer unzulässigen Einschränkung des Handels zu verstehen habe, scheint nicht
authentisch feststellbar zu sein. Der Tabaktrust wurde zur „Auflösung" verurtheilt,
weil er gegen den „Wortlaut des Gesetzes" verstoßen habe; dabei bezeugte ihm

das Gerichtsurtheil, daß er den Wettbewerb nicht gehindert, sondern den Handel gefördert habe. Die Standard Oil Company of New Jersey wurde vom Bundeskreisgericht in Saint Paul zur »Auslösung" verdammt, weil ihr Monopol auf ungesetzlicher Grundlage ruhe. In dieser Entscheidung wird also nicht, wie im Urtheil gegen den Tabaktrust, das Monopol an sich verurtheilt, sondern nur das Wider Gesetz und Recht geschaffene. Das Beweismaterial gegen den Oeltruft füllt zehntausend Druckseiten. Das Ergebniß des Prozesses war die Feststellung, daß der Trust „mehr als Vi« der Rohölproduknon beherrscht, mehr als des Petroleums aus den Oelgebieten der Staaten Pennsylvania und Indiana transportirt, mehr als alles raffinirten Petroleums herstellt, mehr als die Hälfte aller Tankwagen verwendet, Vs alles in den Vereinigten Staaten angebotenen Brennöls kontrolirt." Also beinahe eine Monopolisirung. Der Spruch der Luprems (Üonrt in Washington die das Urtheil zu revidiren hat, wird zeigen, ob das amerikanische Reichsgericht, wie in den Praejudizien, bei der den Trusts günstigeren Auffassung bleibt. Den stärksten Widerhall hatte die Freisprechung des Zuckertrusts. Der Kampf des Zuckertrustschöpfers Havemeyer gegen Gesetz, Gericht und Konkurrenz ist ja oft genug geschildert worden. Nichts zu machen. Der Oberste Gerichtshof entschied für Havemeyer; trotzdem der Zuckertrust auch den Staat um ungefähr dreißig Millionen Dollars (Zoll) geprellt haben soll (von denen er einen Theil nachzahlte, als die Sache ruchbar wurde) Dem Generalstaatsanwalt Bonaparte wurde nachgesagt, er habe sich durch die Rücksicht auf die politischen Verbindungen des Zuckertrusts abhalten lassen, fest zuzupacken. Und noch heute versuchen die Zuckerkönige, sich Prozessen liftig zu entziehen. Da hätte eine Trustbehörde also lohnende Arbeit. Zunächst müßte die Shermanbill so geändert werden, daß die Grundlage des Gesetzes die Einheit der Rechtsprechung sichert. Unter den heute herrschenden Verhältnissen geht ein in New Jork verurteilter Trust nach New Jersey und holt sich eine neue Konzession. Ist aber die Muttergesellschaft inkorporirt, so ist die Geburt von KoläinS eolnMuiss nicht mehr schwer. In diesen Gemeinschaften sieht Taft das Hauptübel der amerikanische Wirthschaft. Die KoläiüA compan^ dient als Mittel zum Zweck der Beseitigung „konkurrirender Interessen". Wenn ein Trust sich die Macht über andere Gesellschaften verschaffen will, kauft er deren Aktien. Und die KoläinS eonipan^ bildet dann die Centrale für die Vereinigung von Inte, essen, die einander eigentlich entgegengefetzt sind. Auf diese Weise werden unbequeme Rivalen beseitigt. Das Muster war die Northern Securities Company, die 1905 durch Richterspruch beseitigt wurde. In Hills berühmtem Kampf gegen Harriman sollte die Kontrole über eine wichtige Verbindunglime der Northern Pacific, die Chicago-Burlington« und Quincy-Bahn, erobert werden. Die Harrimangruppe wehrte sich und suchte die Majorität der Northern Pacisic-Aktien an sich zu reißen. Um diesem Plan vorzubeugen, gründeten Hill und Morgan die Northern Securities Co., die als Koläiu^ eoinpanv über die Aktienmehrheit der Northern Pacific, der Great Northern und der Chicago-Burlington-Quincy verfügte. Damit war der Wettbewerb um diese Aktien ausgeschaltet. Harriman beantragte die gerichtliche Auflösung der KoläivA eompari^ und drang damit durch. Im Revier der Eisenbahngesellschaften ist die Bedeutung der KoläinZ ooinpanies nicht gering. Das ganze System der amerikanischen Bahnen wird ja von vier Gruppen beherrscht, die dadurch entstanden, daß nach und nach die Aktien der engeren Konkurrenz aufgekauft wurden.

In Tafts Botschaft liest matt jetzt: „Keine Eisenbahngesellschaft darf die Aktien einer Konkurrentin erwerben; das Verbot bezieht sich aber nicht auf Korporationen, die schon am Tag der Berkündung des Gesetzes mindestens die Hälfte des Aktienkapitals der Konkurrenzbahn haben. Diese Gesellschaften sollen nicht gehindert werden, den Rest der Aktien zu erwerben." Die Ausnahme schwächt hier die Giltigkeit der Regel bis zur Ohnmacht. Die Korporationen werden so schnell wie möglich ihren Besitz an Konkurrenzaktien auf die Hälfte des Aktienkapitals erhöhen. Ob der Ring der Eisenbahnenpools überhaupt noch zu sprengen ist? Am Ende würden nicht die Finanzriesen als Opfer eines unerbittlichen Trustfeldzuges fallen, sondern die Legionen kleiner Aktionäre, die erbebend nur von den Thaten der Truftkönige hörten. Die Unschuldigen müßten also für die Sünder leiden. Solche Ungerechtigkeit will das gute Herz des dicken Präfidenten nicht. Taft möchte die newyorker Börse vor jeder Erschütterung bewahren. Deshalb ist das Netz, mit dem er die Trufthechte fangen will, so weitmaschig. Den Eisenbahnleuten sagt er aber ein ernstes Wort. Die Aufsicht der „Zwischenstaatlichen Handelskommisston" hat sich als unzulänglich erwiesen. Willkürliche Festsetzung der Tarife und Rabatte hat den Trusts das Leben leicht gemacht. Die Intsi-Ltaw Oommsres OommisZion wurde 1887 geschaffen, damit sie den Eisenbahnschwindel vereitle und besonders dafür sorge, daß die Tarifpolitik nicht Privatinteressen dienstbar werde. Rockefellers Beziehungen zu den Eisenbahnen haben ja gelehrt, welche Bedeutung die Tarife im Leben der Trusts haben. Mit der Hilfe der Bahngesellschaften hat Rockefeller die Konkurrenten geschlagen. Gegen die Beschlüsse der Ingtei-stats (Üovairi^res OounnissioQ konnte der Betroffene an irgendein BundeskreiSgericht appelliren. Jeder Richter judizirte natürlich, wie es seiner Ueberzeugung entsprach; und der Oberste Gerichtshof war meist dann für die Eisenbahnen. Jetzt empfiehlt Taft die Schaffung eines Bundesverkehrsgerichts (Huitsä 8taat63 Oourt Oomin«r<:s), das die Entscheidungen der Zwischenstaatlichen Handelskommission zu revidiren hat; also eine zweite Sonderinstanz. Außerdem soll der Kommission das Recht gegeben werden, unbillige Bestimmungen gegen die Verlader zu anulliren und neue Tarife festzusetzen. Daß eine Reform des amerikanischen Eisenbahnwesens nothwendig ist, kann kein Unbefangener bestreiten. Die Wege, die Taft zeigt, scheinen gangbar; ob man sie aber beschreiten wird? „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube"; der Glaube an die Macht und den ernsten Willen des Kongresses, gegen Leute vom Schlag Morgans, Rockefellers, Hills vorzugehen. Nicht jeder auf dem Kapitol thronende Senator ist ein Cato. Und zur Kusine rsason tritt die Politik. Die Mahnrufe der Parteitaktik übertönen jedes moralische Bedenken. Während Taft sein Evangelium vorbereitete, schweißte Morgan neue Trusts zusammen. Der Eine kämpft in der Theorie gegen die Unzulänglichkeiten des Antitrustgesetzes; der Andere weist sie praktisch nach. Der Präsident sieht ein, daß an der Herrschaft deS „Trust an sich" nicht zu rütteln ist; der Bankier zeigt ihm, wie werthlos alles Trachten nach Reformmöglichkeiten bleiben muß. Die amerikanische Regirung darf das ausländische Kapital nicht ängstlich machen; denn Riesensummen europäischen Geldes sind drüben in Verkehrswesen und Industrie angelegt. Der Gedanke daran muß selbst den skrupellosesten Gesetzgeber nachdenklich stimmen. Deshalb mag Tafts Botschaft vielleicht ein paar neuen Gesetzen und Instanzen ins Leben helfen: der Entwickelung des amerikanischen Wirthschaftlebens wird sie ihre Spur gewiß nicht tief eindrücken. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Hürden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin«
Druck von G. Bernstein in Berlin.

29. Januar 191«.
Z!r. 18.
XV. 8«.8on ^ IT 8 «1^ «Q» XV. 8ai««n
Neute uvll tsglick 7'/, UKr: (zroSe (Zals»v«r8tellung!
^smes Willis, 6er berühmteste ZcKuIreiter der Oegenvsrl mit seinen drei Kindern
9^/. Unri vis russigcke sensationelle Pantomime
Sesonders Kervor^uneden: Oer Orkan, clss Lrddeden, 6er l?iesen>l.s«,inen 8tur/
im Uralgedirge.
8onn> und Feiertage 2 Vorsiellungen Z'/, und 7'/, vnr.

MlMIIl
Lie Kaden ^eviss sokoo die versOnieclenslea Ltielel
getragen. Xlacnen Lie einmal einen VersueK mit
Lalamsnclerstieleln. k'orclern Sie IViusterdllod. rl.
i^inneitspreis . . . . IVl. 12.SO
l^uxus'/VuLtünrunß ^, 16.50
m ö.
Zentrale: öerlin W. 8, ssrieclricnstr. 182
Sasel — ^Vienl — ^ürieti
verdankt sein Renommee
seiner Kervorrssenäen Qualität un«I SeKSinmllcKKelt.
devirkt pk^siologiscke Oxydation der im Körper angesammelten Lrmüdunestoxine, regt
die Oevedsatmung sn, datier die von ersten Klinikern erhielten Lrkolge bei 8tottvecKse!>
KrsaKKeiten, tter-Ieiden, Marasmus, ^rteriosclerose, dei vedermüdung und in der lZe,
Konvslescenz. — LrKältlicK in gen grösseren äpotneken. — IZeicKKaltige Literatur ver-
sendet gratis das Orgsnotnerspeutiscne Institut Prot. Or. v. PoeKI 6i 8öKne s8t. Peters»
bürg), ^dt. OeutscKIsnd öerlln 8>V.S8u. Sitte stets Original .PoeKI» ?u kordern
«t^-Notel, KöIna.IZK.
Ra.U8 er8ten vis-s-vis <Zem ttauptdaknnof

Dr. 18.
— Die Zukunft. —
29. Januar !9I0.
Mtropol-HKeater
Die Zr«88e I^evue!
ttum0ri8t.-8Ll. ^aliresrevue in 10 Viläern von
^lui. freund, ^lusik v. ?aul Vincke. In Z^ene ^e-
8Lt?t v. Dir. Hicli.8cnu1t?. lün^e v.^ViNi Zi8nop
Deut8cKes Meater
^^^^
8onnaden6, 6en 29./1. 7Vs ^nr.
Lonnig, 6en 30./1. 7V. Udr.
I)er Zute k<öniS Valbert
^OntLS, äen 31./1. 7'/.
0er Aillewenztim lökmuiig

WirtK a. 0., 08kar öraun a.O.
pi'iLclk'iLtiZtl'. l65. ^oke Lelil'sn8tk'.
lag,, Il—2 UKk- I^aeKt8.
Dir. KndolpK Nelson
Kate ^i-IKol^. Karl! Klagelmüüei-,
ssriti lZk-ünbaum. IKe« ^ök-nek-.
lVIax l.sul-enoe. ^lean lVIopeau.
Ulbert?au!ig. IVIarionettentKeates'.
Keuni 0 n 8: 8«nnta?. ^ittwock, k^reita^
^^'^ Moniin rougs"
D ^ nn i ^ n «' ^ontäA, Dienst^,
«5 «: u ii , ^ ii 5 . 0O„ner8ta^, Sonnavenc!
IZurlLZke mit QesanS in 2 ^Kten. ^WsiK von
Itai mit <Zen Autoren .^nton uncZ Oonst
l lier?u: in Ri< ttttiiS »niittel ^
/^nkanA 8 ^lkr.^ ^ ^^VorverKguf' 11—2 vnr.
Deut8cKe8 ^Keater.
I^i-eitaF, 6en 28./1. 8 I^Kr
Der ^rxt am 8cKeic!ewe^.
8°n„.de,,..^„ 23 ,1, ^zg,^
Sonntag 6.30 /1. 8 U. völ ügMM VVN VMljjg..
^ontaF, 6en 3.1/1. 8 UNr IZa» Hell».
«leine! Ideuter.
s-reitgA, den 28. u. Lonnaden^, 6en 29./1. 8
Sonntag, 6LN 30./1. !>Iäcnm. 3 UKr Noral.
ZonntsZ, clen 30./1. 8 Oer ^r«88e !>kame«
^VlontaA, äen 31./1. 8 ^s. Oer Fr«88e >Iame^
Neu« »neretten-lkeklter
8 ^ldr abends:
folies Oaprice
8!cKer ist «Icker.
Der Nann meiner rrau.
l_Inter den I^inclen 46
LrMö8 Oafg llsr kZesilisn?
^nterKaltunZs-^estaurant Wien » Lei«>iiH
Lsrlin Vis., ^AKerstrasss 63s,.

?aubenstr. 15 ^rieärickst,-. 67 MoKrenstr. 49
tteute unä iol^enäe ?3Ze:
Kn !onn- unll keiertagen Nncnmittllg! von 5^1 Unr.
Unte?' llen ^.inilen 27 (neben (^üe öZuer).
?^6^rx>U222cö c!62^ ^02^226^2222622 ^6^^
V^n 10 l^tir M07»sv8 dis 12 I^Kl- nacklä Zeöttnet.
Llrosse« Xonxeit. Abends 9 u. 10^w: 6108868 Xuustlaukvu.
Im Koten 8aal alladenälick 10 I^Nr: O^V^KV'V. 8aalpwt2 N. 2.—.

Der beutigen Kummer unserer Zeitschrift giebt clie Verlag8bucnnandlung
8trecKer Lk 8cKr«der in 8tutt^art einen Prospekt über clas soeben erschienene nach preis,
Inbalt uncl öeardeitung stt,,^?«^« i?Nlb«VbttNtsa^ ^vir unseren Lesern
einzig äastebende öucb „IttUZirlLzlL VUIIleiNUklUL ?ur Durcnsicnt gan^ beson-
clers emoleblen möchten, ttancleil es sieb clocb um ein Werk, clas berufen sein wircl, de-
sonclers viele lancMulige irrige ^nsiebten über 6ie Naturvölker ?u Znäern unä genaue
Kenntnis fremder VöllierscKaften ^u verbreiten.
Der Kummer ist ferner beigefügt ein Prospekt 6er ?irma (Zeor^ KeZmer, Verlag
in Serlin über clie in diesem Verlag erscbeinende uncl vom „ln8t!tut tür internationalen
i^n^gen«^ berausgegedene Zeitschrift „DO^iUlNEN^E (1^8 ^0^8(^I^l'!^^".
^ucn diesen Prospekt möcdten vir der aufmerksamen Leacntung unserer Leser bestens
emptenleo.

29. Januar l9w.
M. 18.
— Die Zukunft. —
k<^l. 8äct?8. Lisen-, ^005- u. iNmeraldaä mit berükmter (ZZauber-
8a1xquette. NeäiKo-mecdan. In8titut, LinricKtunßen für ttvcZro-
tkerapie etc. (ZroLes 8vnnen- u. I.uktbacZ mit 8cKxvimmte!cKen.
500 Zleter über dein ^leer, segen Winde ge^c-bütöl, inmitten su8gensnnter V/al-
düngen und Parkanlagen, an 6er Linie LeipxiZ-Lgcr. I^esuebaröabl 1909: 13 692.
Saison: 1. Älai bis 30. September, dann Winterbetrieb. 15 Xi^te.
L«k> Ilster
bat v0i'2üFliens Likolge bei ssrauenkrsnklieiten all-
ttei^leiösn, (^errainkuren), Erkrankungen der Verliauungsorgane (Verstopfung),
6er Bieren und der Leber, ssettleibigkeit, Liont und stNeumsti8mu8, s>ierven!eilZen,
Prospekt« und W0bnung>ver2!eicbnis poLttrei durc b cUe Königliclie SsliemreKtion.

Neklbpwsnrt b", KaisrpKen, ttu8ten, N«i8»r-
Keit, VersOlileimung. IV!sgen5äure, intluen«
Uebsrail epnältliok in ApotnelcsN) vrogsn- una
»insraI«2L8si' ttsnälungsn.
0s<I
NeKr »18 Zilder und Qold dedt «^r«Ä«» KeUi«»
<)ueUe aus derl'iefe empor, den 8cn«dr d«8cd«»«p
mit sllen preisen, Srunnen-
droscnüre frei durcn
tt«««?!. SsdeKommisssrist
«ur?eit 15. Mai bis 15. Olttdr.
durcn Ver8and-länt0r MtvZIIe 2^. 30 I^Iasciien ^1. 18."- iracl^ttrei, I^aednabme.
'WKsMFD U^?«^-^-»» ^^'^ 5 Satiren fast regelmässig, so aucb mit der letzten
MWiT^I. K^K»U U?Z. Zgison einer recbt erlreulicben Zunanme des Lesuclies ?u erfreuen
genabt. ^.nscbeinend baben sieb die Kurgäste in dem idvlliscb gelegenen, dem Kgl. 8äcbs.
Staat gebörigen Lad xvon! getüblt und tür sein Bekanntwerden in weiteren Kreisen mit
beigetragen. Oer Erweiterungsbau der König!, öadeanslalt bat die Veranlassung ?^im Lau
-anlreicner erstklassig eingericbteter Vermietnäuser gegeben, sodass mit dem ^uksebwung
des Lades docb ?u Keiner ^eit ein Langel an I_snterKunft8geIegenbeit ?u deobacbten ge>
wesen war. Die äuswabl von bockst preiswerten. Keineswegs teuren wimmern war immer
eine grosse und wird das aucb in der Kommenden Saison bleiben, denn die öautatigkeit
im Orte ist aucn nacb 8cblus8 der letzten Saison eine reckt rege gewesen. — Oer nier g?-
übte Wintersport, sowie der seit einigen .Zabren eingefübrte Winterdadedetried — ?. ?t. prak-
ti?ieren 6 ^er^te im Orte — erfreut sieb gros8er öeliebtbeit. Oie von der Königl. Lade-
Direktion väkrend der Wintermonate abgegebenen Läder baden 8icK bi8 jet?t verdoppelt.

sowie öeleinung clerselden. ^nnanme von 8par- uncl Oiroein-
lagen. Kreditbriefe für In- unä Auslandsreisen.
5tanäige Vertretung an cken tlnckustriebörsen
!1ö55elckorf. C55en°Kuhr. Hannover unü Hamburg.
Hustünrljcne Kurszettel kür Kuxen un6 unnotierte Aktien unä OdliAStionen Steden
Interessenten auf V/^unscb Kostenfrei regeImZ88iZ ^littvocns 2ur Verfügung. —
Unsere Filiale in ttsiRtt1t>iU«K betreibt als Lve^ialität 6!e LrleäiFunZ amerika-
Oiscber ^rbscriaftsanZeleLenKeiten sowie ^us^Zblun^en in Amerika.

SM. lllNWlW. SllWMkl. l!»M.
8pe?!Al-idteiIullß lür Sen in- uuS VerKauk vov Kuxen, KKtien uoö «dliAtwosu
»llli-. Mleii- u. cri Inlluttrie!««,!e von Men okne SSneimott!.
ertolgten Xurserbolungen gröLtenteils vieler verloren gingen und Zeitweilig eine fast
völlige ^esebäktsentbaltung eintrat. Alan betürcbtet«, daL die 2uni «cbut^e 6er Industrie
mismus^ muLte daber die gleiek^eitige Aleldnng von der L^anitalserbimung der Lebmidtmann-
des inzwischen revidierten Entwurfs, lieü die Situation nieder in einem günstigeren diente
erseneinen. Diese Auversicbt, die aueb sofort in den Xursen nieder 2um ^.usdruek ge-
manngrnnpe neue Verständigung'svorsobläge vorbereitet «ein sollen, denen man allerdings
Längs der Wocbe xum Verkauf gestellten Stücke erst bis AI. 000 naebgebencien Xursen
lis!l, Larlsfun^ ttolienfels, lZrolZIieriog von 8soii8en nnd Seisnrolls ungetäbr nieder i!ne
1et2twöeb6ntljcben SebluLKuise. I'ür Willielm8lisll blieb oa. AI. 700 niedriger reieblicbe«
Angebot besteken, aueb bei LlüoKsuf 8oncier8!iau8en, i^sustsgfurt und Winrer8iiall verdielten
Verlust, da. die ^eitungsmeldung, daÜ die l^ewerksedaft mit dem Lau des 21v6iten.8eKa.ente«
begonnen na.de, (-erüedte über ^ubulZenbsdark dervorriek, die aber naed unseren In kor-
mationen der Begründung entbedren. ^.ucd ttolien^ollern, LüntKerskisIt, lonannssnst!, 8iegfrieö I
und 8sl?münrls Landen «unäedst erst 2U stärker naodgedenden Xursen Unterkunft, doed waren
ea. ZU. 200, wogegen 8seli8sn-^Veimar, lZroSNerziog V/ilZielm I-rn8t nocb Verluste aufweisen,
^.uen tteringen waren auf die bevorstedende ^ubuLe gedrückt, dagegen erkudlen Immenrclie
^.uk dem ^Ktien-AIarKte Ovaren belangreicde Xäufe in Vsut80kis Kaliwerke und
tteläburg aucd wädrend der sedwaeden läge bemerkenswert. ^Krüger8liall. ^lu8tu8 und
werken und tZi8MsrcZ<8tisII wirkten (xeiücdte über geplante engere Eingliederung dieser (^e-
sellsedakten an den «ülldar2knn2ern am V^oedenscdluÜ nocb besonders stinm'ierend. In
zöo!k8g!üok Landen erdeblicde Häute statt, aucd für 8teinföi-lls bestand scbliclZIicd nieder
gute Nachfrage, da. man glaubt, dal) die Regelung des Geldbedarfs in den näebsten?agen
in günstiger V^eiss Erledigung Knden wird. In 8igmunl!8nall erfolgten «adlreicde Keali-
sationen auf die Xacdricdl, dalZ der ^ufsiebti-iiat mit ttücksicdt auf die ungeklärte I.age
Vrwäbnenswert ist sonst nocd größeres Intere^^e iür ttaiIc8L^e Kaliwerke, frieclriol^nakk
und 8sr8tellt xu leicdt gebesserten X,ursen.
Die ^Verte von kündigen IZobrunternelimungen blieben weiterliin fast obue zegliede.«
^.nimo. Nur i»su-8o!l8teät und Osrlsiiall wurden in geringen betragen nidrieger von inter-
Fallersleben und steioiienlia» billiger offeriert.
^ Der Xolüen-Xuxen-AIarKt bat in der abgelaufenen 'VVoede nur geringe Veränderungen
sodweren Vierten waren Oon8tsntin öer lZroSe, frierlrioli rler LrolZs, Königin !>ll8abetli!
^.otiiringsn und iViont Lsni8 gegen die Vorwoebe billigt r erbältlicb. wäbrend sieb Victor
bei Rauxel bei mebrlaeber Xaebtrage ca. AI. 1000 böber stellten. Lellr t>st laxen Srs88ert,
die abermals ea. AI. 800 im Ivurse avaneieiten. sowie Lraf 8«nwerin. die mit einem 1>lu^
von «a. Al. 500 aus dem VerKenr liervorgeben. Zlittleie >V< wie Oeul8Oki!anlj. freie Vcgsi,
SottöS5egen, tteinrioli, Ksi8sr ssrisöricn und Iremonis seliÜeLen. naei, verselüedenen Lebwan-
Kungeu ^iemlieb unverändert, aufgenommen 0c8pc! und ttermsnn I—lll, die unter LerüeK-
sZodtigung einer 2ubuLe von)I. 5>00 bei deni letxtLenannien l'ani^r. einen Gewinn Vt.n
kanden von Kleineren werten nceb einige Dmsätxe in Alte ttaa86^und 8l)nürbanK O.iar-
lottsnburg statt,, wobei letztere ca. AI. 100 anzogen.
Von LraunKoblenwerten entwickelte sieb in tZkllsriismmcr, I_uvlierderg und kiegl8e^
suk Ieiod.t ermäüigter ^reisbasis einiger VebrKeiu. 8cnsllmsuer unverändert.
^nt dem Lr^-I^uxen-AIarKt bielt die Xacbtrage für Ssutenberg weiter an, sonst
interessierten vornenmlieb ttenriette, die ebenfalls auf VerKaufsgerüoKts eine steiserun^
von 0». Zk. 350 erhielten.

IMmsscKinen
r^sn verlange ^pslslisl'e.
k^rn8precner 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.
Iel6gpamm-Üclt'688e: ^stektenbank HüSZsIclol'f.
^n- unä VerKauk von KoKlen-, Kali- unä ^r^-Werten.
Auskünfte auf ^VnriscK del-eit^illitz8t.
Hooumulator'en- u. ^leotricitätZ-Wor-Ke ^0ti6ng686ll8eKaft
Li^ verlängert bat, fordern wir in H,u8iübrung der öe8ek!ü88e de? 3llZ8erordetttIicben (^e-
nerglver8amm1ung un8erer (Ze8eN8e!iüft vom 18. Dezember 1909 unsere Herren Vorzugs
aktionüre erneut auf, ilire Vor^ug8äl<tien nebst Oividendenbogen und '7alon8 in der /^eit
VW 2?. KK Gpätesten« ZZ. MM ll. ^. elN^tlllMlicll
mit einein doppelten I^ummernver^eiclinis und unter gleicb?eiliger ^u^ablung von ^. 40i>.—
auf ^ede Zusammengelegte Vor^ugsaKte
in Berlin dei tterren öercdt 8«nn, öerlin iXW., I^oonstr. 3,
dei tterrn 0. l^Iientnal, öerlin W., ^ä^er8tr. 27.
dei 6er Ka886 der Oe8eI!8cnaft, Lerlin 80., KSpenicKer-
8tra88e 154,
w Frankfurt a. /N. dei tterren ^acob ^VoM (^o., Frankfurt a. /VI.,
I^eue Nain?er8tr. 62 l,
bäitlicb sind. ^ ^ d 't I ' i Kt'l V l'ti r i d V
vom 18. Dezember 1909 ?n Vor?ug83l<tie !.it. ^ umgewandelt" den Linreiebern Kiddtunliiib^l,
^urüekgegebe^i. ^ > - 'n - 6 6" tt" t . "K ^!
I^Imtauseb desselben werden die Vorzugsaktien Lit. ^ 8einer?eit au8gekändigt.' ^ ^
«ei-lin, den 21. Januar 1910.
^'ociienberickt der r^vpotrie- /'««I Kc)mmanditge3ell8cbaft auf Aktien,
Kenabteilung de8 LanKKau8e8 ^UN IILuUU^gLz, Lerlin ^V. 8, ^ran^osiscbe 3tra88e 14.
Oer ttvpotkekenmarkt blieb^aucb in der LericntLwoebe delebt. Oie I>IacKfrage nacb erst-
fordern 4 "/«, 8onstige empfeblen8v/erte LeleiNungen 4'/g - 4'/4 "/« Minsen. Lr8te Vorottb'vpo-
tkeken bedingen 4'/^ — 4'/2 — 4'/g«/g unter öevor?ugung der westlic-Ken Vororte. ^irKIieK
gute II. ttvpotbeken sind mit 5«/^ erbältlieb; für gro88ere Leleibungen im neuen 8cnöne-
ber^ werden nsen wie vor 6'/2 — 6"/„ Är,8en gefordert und bewilligt,
ö erl 1 n . den 21. Januar 19U).

s MMN SIL?
Mr 8paren IKnen Xeit unö üelä!
l.uWz!p!k»co.. g. m. b. kl., öerlln W«.
^>«^80K>ie88UNII ^««»I«»«MH 6urcK ,Msrs« Neriin w., UnKstr. g.
innern. 3 ^a^en, I^o^is in l_0n^un de!
«Zeutscnem tt^u^^virt. Honorar nuz88lA, Keine 8cn^iLri,^I<., recnt8Z-üIti^ in allen ^tasten
Ire«° LanK°"^m. d.U" LisenAeK, ^
!IKmöbel-lnklll5trie Kn.bg.
LerlZn (^9, I>Ieue promnaäe ll-
für
I^ecZermöbel, (^lub8e88ej,

Legen
UKren aller /;rt. Lolck-/
k Silber-. NlkenicZe- un6 liupfervsaren.^
'Lrammopnone,Mu5iKen, optische /^r-1
tikel, feine lieäeruaren, Koller etc.
l Neue5 Prei3buck grat>3 un6 franko. ,
^Vertrag5firma 6er mei5ten Le-
um amten-VerbSnile. um
^Ku! alle Unren 2 Zanre^
Larantie.
^snsrW dMi^surrslssu. ^.pp». »
^r^t« vou 4.— bis Kl. 586.—. ^
„rerllbln"-iilliMiiM
O. ^ p.
uncl O. 1^. Q. M.
ttancttampe l

5?
ZW« l?..
7S .. riul/immk...
eckt, ver8ck. nur 1 Alk.
7SM.vmcK.pott.u.5psn.IVI.Z.S0
70,. .. nui-ilZ>.5wl.
45 »
ZS ., ... Au^ji-glien ., l.4ll
Port« 2>> PI. l<388e vorn. preiLliste !zrat>L.
ttanälampett
ör«M8tlliiüell
mmiilerliniclil!!!
!Zefereni!l8tefrsnKo!
I^adriK ZalvaniöcKer Elemente
NsmKui'g SK, ^leuer>va11 36.
liiilileiik! Milsille: «
Ausstellung
c!e8 15.—19. ^akrkunäert8
N wter 1909. «iutritt 1 U.
steiler kür KaninKniiLt

^ O. R. ?. Patents nller LuUul-5kLat,so.!
olsFunt, moäe^srecdt uvä 6ocd absolut ^ssuvä KIsiäen I
sollen, trafen „Kslasipis". Sofort, ß^«s ^odldskiuäsn ^
(Zrössw ^.siOdti^Ksit u. öso.uemli(:dksit. Ksw ttocKrutZorlso.
Vor^üFZ. Vs.1t im kUcKsn. r^atürl. VsracksKuitsr. Völlig!
kreis ätmunS uuä ös^sFUHA. Lls^aots, LoKIanKs ?iFur. I
rur zsäen Sport FeeiFnet. k'Ür leicleuäs uoä Korpulente 1
. Oamen SpsciAl-^aooos. «Illustr. Lroscdtlrs uocZ ^usKuuLt I
> Kostsnlos von „ttalasirts" o. m. v. u.> Sonn F. I
Westettungen Zj
auf die ^
GinKttttddecke "Wg A
zum 69. Bande der „Zukunft"
(Nr. !Z. I. Quartal desXVHI. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od direkt
vom Nerlag der Zukunft, Berlin 8>V. 48, Wtthelmftr. Sa
entgegengenommen.

^tmen - mit Verstand.
„Tin gut leil Krankheiten Kann weggeatmet werden", meint 8cKon der alte Voltaire. Lind die lätigkeit de8 ^.tmen8 für den (Ie83mtorg3nj8MU8 Kann wirklieb niekt Kock genug einge8ekät^t werden. Oa8 die Kulturmen8cKKeit jedock da8 normale a1l8eitjge ^tmen verlernt Kat, da88 die Kor8ettragende, dru8t- und bauekverkrüppelte I^rau die 80 we8entlieke ^werckfellatmung überkaupt nickt in Anwendung bringen Kann uncl der ZcKnürleib auck die liefatmung unmöglick mackt, bewei8t un8 Dr. ttaltdan 8öKnelandt in 8eincr popularwi88en8ckaft1ieken 8cKrift „^tmen — aber mit Verstand", clie 6er Verlag ?rider ^ Lammes
(öerlin V/. 8, dkarlotten8tr. 50/51, ?rei81,20 ^.) 8oeben Kerau8gibt. ^l8 ?ropkvlaxe im Kampfe gegen clie LungenKranKKeiten, clie in er8ter Linie al8 Stuben- und KleiderKranKKeiten ^u Zelten Kaden, al8 Korrelat jeder riektig angewandten LporttätigKeit, die, 8oba1d da8 ^.tmen verge88en werde, nur?u leickt ^u Ller^-KranKKeiten und totaler Lr8enöpfung fükrt, al8 Vorbeugung gegen Qallen8teinleiden wird ^temgvmna8tik empfoklen. Allein der lieiatmung 8cKreibt der Verfa88er 8eKon bedeutende Birkungen ^u. Line LrKöKung der 8toffweck8el-Verbrennung, die durck liefatmung ge8ckaffen werden 8oll, 8ei ein we8entlieke8 Littel gegen öleick8uckt, Blutarmut, 8cK1atl08jgKejt, KoMeKmer^en und Verdauung8be8cKwerden. Die LIdurigen de3 ^tem^urüeKKalten8, die da8 öücklein au8tükrlick 8cKildert, 8eien, da Kierbei eine ^lenge 8auer8toff in den Lungen te8tgekalten und die in den Lungen verkarrende Luftma88e KierdurcK ge8cküttelt und gereinigt werde, von der allergröLten Kvgieni8cKen öedeutung. ^a, geradezu al8 ein LungenabiüKrung8mitte1 für 8cK1ecKte ötoffe be^eicknet ör. öoknelandt die8e einfacke l)bung. r^ünt Zarten von ^tmung8mog1jcKKeiten 8ollen unter-8cKieden werden Oer ^utor be8okreibt die ^.rt der Erlernung der ver-8eKiedenen LIdungen. Lr wei8t auf die QefaKren der ^tempre88ung Kin, denen ungeübte Lungen und unerzogene ^.tmer 80 leickt bei K«rperan8trengungen au8ge8et^t 8ind. Atemübungen al8 Lrgän^ung z:ur ZporttätigKeit, al8 wicktiger LleilfaKtor im Kampf gegen Lungenleiden und 1uberKu!o8e, al8 Krönung jeder bewuüten Lr^ieKung ^ur 8cKonneit und Oe8undKeit Keiüt die neue Lo8ung.
8o weit die „frankfurter Leitung"; nacK dem Kier ge8agten geben wir nack8tekend nocK die litel der bi8ker er8ckienenen vier Qe8undKeit8bücKer 3n, die auck im Verlage von priber 6 Lammers, öerlin ^V. 8, OKarlotten-8tra88e 50/51 er8ekienen 8ind und ebeniall8 von der ge8ainten ?re88e glän-?end begutaektet werden.
1. Körperkultur — aber Wie unck Uarum v0n Kar! Vo^t.
Lin Ratgeber 3U8 allen ver8ckiedenen Oebieten der Körperpflege unter öerück8icktigung der geeinten be^üglieken 1iterari8eKen LrscKeinungen.
(125 Zeiten, mit vielen Illustrationen). AI. 1,20, geb. N. 2,—.
Sitte Kouvertiereo u.mit
L pfF. IViarKe verseken!

Ur. 18.
Die Zukunft. —
29. Januar 1910.

2. Ueber läeale Körperpflege von Läward8
^1.1,20, geb. ^1.2,—, urteilt Dr. v., IZe^ensent 6er «S. 2^. am Wittag" in einem längeren, das gan^e öucb bebandelnden Artikel: «Ls gibt auf gvmna8ti8cbem (Zedier. Keine äbnlicbe öcbritt, die aucb nur annäbernd 80 viele prakti8cbe und Originelle (bedanken aufweist, nie Ldnards „Idleale Körperkultur", ^llen einsicntigen Nenscben, allen Leitern von Anstalten und Betrieben irgend-nelcber ^rt nird clarin von einem benänrten und nachdenkenden Lportsmann eine ?ülle von Anregungen geboten, die in den odigen ^usfübrungen nur angedeutet nerden Konnten, die aber, nenn 8ie sicb durcbset^en, eine Pionier-arbeit von tiefgreifender Bedeutung leisten müssen.

3. öaöen, aber We unck Uarum; Reine Ueiö>va88erKur
von ^olin L. Keidel
^. 1,20, geb. N. 2,—. ^Vlebr und mebr beginnt man die Gebier sinnloser Kalt-nassertanatiker ein^useben und die Kneippkur auf ein engeres (Gebiet ^u be-scbranken. Keidel bat die bekannten rleiübadegenobnbeiten 6er Japaner in sinnreicher "Weise modifiziert und dadurcb für unsere Verkältnisse und für jeder-mann anwendbar und leicbt ^ugänglicb gemacbt. Keidels tteiiZnassersvstem bat als eine Verjüngungs- und OesundbeitsKur ersten Danges ^u gelten.

4. 8Sknelanät: ^tmen — aber mit Verband
1,20, geb. /V!. 2,—. hierüber siebe umstellende ^usfübrung der „frankfurter Teilung" vom 5. Kovember v. ^. ^.ucb scbreidt soeden in einer ausfübrlicben öesprecbung die „veutsclie ^er^texeitunZ":
«Ls Kann nur bervorgeboben nerden, daÜ die ^rt der Atemgymnastik nie sie in dem Bucne an der ttand einiger guter Abbildungen und ein-gebenden Erläuterungen der l'ecbnik dargestellt nird, bei den verscbiedenen cbroniscben Lungenleiden einen günstigen LintlulZ Kaden muL, und daü sie aucb für die LntnicKelung des an sieb gesunden Korpers namentlich in den jungen ^anren von Bedeutung ist.... Die Lektüre des interessanten Lucnes Kann auck sebr dem ^r^te empkoblen werden.

Diese QesundbeitsbücKer, deren wertvoller Innalt jedermann bekannt nerden sollte, sind in gediegener Ausstattung durcb alle öucbbandlungen ^u belieben, event. aucb durcb den Verlag priber H Lammer8, Berlin ^V. 8, (ÜKarlottenstr. 50/51, gegen Einsendung des Betrages oder l^acbnabme sinkl. Porto ^Vl. 1,50 pro Land). Die öücber nerden aucb gebunden gefübrt und eignen sieb, modern inöücbertucb eingebunden, vor^üglicb als Kleine, aber auöerordent-lieb nüt?licbe und vernünftige (ZescbenKnerKe. preis geb. 2,— pro Land.

Bestellungen auf diese 4 Bande nerden franko ausgefübrt gegen Lin-sendung oder l^lacknabme von 3,— für die elegant gebettete Ausgabe und von 8,— für die Ausgabe in modernen Einbänden.

leb bestelle lnermit aus dem Verlage priber ^ Cammers gegen meine gleichzeitige (Geldsendung — gegen I^sacbnaKme (?rei8e nie vorstebend):
vr. ttalfdan Zöbnelandt, ^tmen — ^der mit Ver8tand.
Körperkultur — ^ber nie und ^Varum?! von Karl Vogt.
Neine tteiüwa88erkur, Laden — ^ber wie und ^Varum?l
von ^onn L. Keidel.
^oe Ldnards Ideale Körperkultur.
Datum:
>Zsme un6 Dresse:

Berlin, den S. Febrnar 1910.

Trojka.

DR n der Rede, die, am zweiten Mai 1879, die Erste Berathung des neuen ÄW! deutschen Zolltarifes einleitete, hat Bismarck gesagt: „Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich vollständig kalt; ich urtheile nach den Erfahrungen, die wir erleben. Ich sehe, daß dieLänder, die sich schützen, prosperiren; ich sehe, daß dieLänder, die offen sind,zurückgehen. Das große, mächtige England, der starke Kämpfer, der, nachdem er seine Muskeln gestärkt hatte, auf den Markt hinaus trat und sagte: ,Wer will mit mir kämpfen? Ich bin zuJedem bereit', auch diesesLand geht allmählich zumSchutzzoll zurück und wird in wenigen Jahren bei ihm angekommen sein, um sich wenigstens den englischen Markt zu bewahren." Hatte Beaconsfield ihm während des BerlinerKongresses solche Absicht angedeutet? Kauf derSuezaktien, Erwerbung Cyperns und der Fidschiinseln, Vorbereitung des bewaffneten Eingriffes in den turko-russischen Krieg, Schwierigkeiten in Indien, Transvaal, Irland, Kämpfe gegen den Emir von Afghanistan und denZuluhäupllingCetewayo, Vermehrung desFlotlenstatus und Reorganisation des Landheeres: das Alles hatte viel Geld gekostet. Die Finanzlage war unbequem, eine Schwebende Schuld nöthig geworden, Jndustrieund Handel von schwächender Krisis heimgesucht. Möglich, daß die Nation, die alleGewerbe,besonders dieLandwirthschaft, leiden sah, denWeg Cobdens gefährlich fand und sich zur Umkehr entschloß. Die echten Cobdeniten lächelten freilich und fragten, wie Lasker im Reichstag, höhnisch, ob man unzuverlässigere Angaben undfchlimmereUebertreibung als die desKanzlers je auch nur aus eines AbzeordnctenMund ver-

nommen habe. Als im April 1880 dann Beaconsfield siel und das auf eine
Mehrheit von hundeitzwanzig Stimmen gestützte Ministerium Gladstone-
Granville-Bright die Herrschaft antrat, mar, mit d:ei Whigs als Firmen-
inhabern, an Schutzzoll natürlich nicht zu denken; konnten auf beiden Seiten
desKanals dieFreihändler Bismarcks Prophezeiung mit spöttischem Register-
Vermerk zu andererThorenrede legen. Der Kanzler hat dm Satz, der damals
fast tollkühn klang, auch nicht wiederholt. In der Rede, die er am vierzehnten
Juni 18N über das Tabakmonopol hielt, sprach er wieder vom Schutzzoll,
wieder von Großbritamen. „Alle Nationen, die Schutzzölle haben, befinden
sich in einer gewissen Wohlhabenheit. Und es ist eine große Ungerechtigkeit,
wenn uns immer dieThatsache vorgehalten wird, daß England seinen Schutz-
zoll abgeschafft hat, nachdem er ihm hinreichendeDienstegethan hatte. Eng-
land hat die höchsten Schutzzölle gehabt, bis es unter deren Schutz so erstarkt
war, daß es nun als herkulischer Kämpfer hervortrat und Jeden herausfor«
derte: Tretet mit mir in die Schranken! Es ist der stärkste Faustkämpfer in
der Arena derKonkurrenz; es wird immer bereit sein, dasNecht desStärkeren
im Handel gelten zu lassen. Das Recht des Stärkeren giedt aber der Freihan-
delz und England ist durch sein Kapital, durch die Eisen- und Kohlenlager,
durch seineHäfen derStärkste im Freihandelsfaustrecht geworden. Aber nicht
allein durch seine günstige geographische Lage, sondern dadurch, daß es, bis
seineJndustrievollständig erstarkt war, ganz exorbitante Schutzzölledem Aus-
land gegenüber hatte. Nun ist es stark genug und sagte zu den Anderen: .Kommt
her, mit uns zu streiten! Ihr werdet doch nicht so thöricht sein? Ihr werdet
doch Euer Geld unseren Produkten opfern?- Das zauberischeWort,Freiheit'
wird als Kampfruf an die englische Ueberlegenheit geknüpft und mit dieser
Maske werden unsere Freiheitschwärmer an die Aushungerung und Aus-
beutung durch den ausländischen Handel gekint." Kein Wort mehr über die
Möglichkeit britischerRückkehr zum Protektionismus. Woher käme demHer«
kules. der Jeden niederzuringen vermag, dem Welthandelsbeherrscher, dem
Alle Tribut zahlen müssen, der Gedanke, von dem System sich zu lösen, das
ihm die Muskeln gekräftigt, die Macht über den Erdkreis gesichert hat? Erst
seit dieKraft siechte und zwei starke Rivalen, dieVereinigtenStaaten und das
DeutscheReich,dieHegemonie britischerWirthschaft bestritten, nisteteinman-
chem Hirn sich der Glaube ein, der Zoll, dessen schützender Mauer das Wachs-
thum des amerikanischenund des deutschen Gewerbes zu dankensei, könneauch
dem Angelnimperium zu neuerBlüthe helfen. Jetzt erst wurde auch die Er-
innerung an dieRede wach, Sie drei Jahrzehnte lang vergessen war. Und von

Tories hörte der Wähler die Mahnung: „Bismarck hat vorausgesagt, daß
wir gezwungen sein werden, unseren Markt durch Zollmauern zu schützen."
Uebersprang der Blick des Großen wirklich nur ein paar Stufen und
sah nur, was kommen muhte, zu nah? Die Zahl der für Schutzzöllner (auch
viele Iren sinds) abgegebenen Stimmzettel scheint Bismarcks Prophezeiung
als richtig zu bestätigen. Zwar meinen kluge deutsche Kaufleute, kein Zollkönne,
auch der höchste nicht, der britischen Wirtschaft nützen. In einem Aufsatz,
den er hier veröffentlicht und dann in sein schönes, lesenswerthes Buch „Re-
flexionen" aufgenommenhat, sagt Herr l^r.WallherRathenau: „Durch Lage
und Geschichte sind die Briten Händler und Verwalter; Händler als Insu-
laner, Verwalter als Inhaber eines Imperium. Hierin erscheinen sie als die
Erben der Römer, als die überlebenden Rivalen der Venezianer und Hollän-
der. Ein englischer Schutzzoll kann nicht dauern. Zunächst deshalb nicht, weil
Treibhauöschutz zwar ein junges Pflänzchen kräftigt, einen Waldbaum aber
verweichlichen und zerstören muß. Auch eine geschützte englische Industrie
wird denWcltmarkt nicht wiedererobern.DerKampf umdenWeltmarktaber
ist es, der eine Technik frisch und progressiv erhält. Schreitet die Technik nicht
fort, so werden sich die Kolonien für die Produkte des Mutterlandes bedanken
und schwere Konflikte heraufbeschwören. Vor Allem aber fordert die Han-
delsmetropole und das Handelsmonopol der Erde den Freihandel. Was wir
Deutsche an englischem Jndustrieexport verlieren, würde allzu reichlich auf-
gewogen durch den Zuwachs des Hamburger und bremenser Handels. Und
wenn nicht auch dann noch immer unsere Regirung Märkte und Börsen als
eine Schmach empfindet, so könnte es sehr wohl sein, daß die eine oder die an-
dere der Weltbörsen, etwa die der Metalle, sich in solcher Zeit von England
freimacht. Kann England seine Industrie dem Handel opfern? Ich glaube:
Ja. Die geographische, wirtschaftliche und kulturelle Mission Englands ist,
das Meer zu regnen und Marktplatz und Messe aller Länder zu sein, der Ri-
alto der Welt. Diesem Monopol ist die Landwirthfchaft zumOpfer gefallen;
und mit Recht. Die Industrie (richtiger: die industrielle Weltstellung) wird
ihr folgen. Und England wird nur um so mächtiger in seinem alten Beruf
dastehen. Dieses Jnselreich ist der Markt der ganzen und das Verwaltungs-
gebäude eines vollen Drittheils der bewohnten Erde. Ob in diesem Riesen-
palast irgendwo abseits ein Wenig gehämmert, gegossen, gekochtoder gespon-
nen wird, ist im größeren Sinn ohne Bedeutung. Wir Anderen sind Hand-
werker, die von ihrer Arbeit leben. Diese leben vom Regiren und vom Be-
chützen." Zwei Prophezeiungen. Des Staatsmannes: „ England muß zum

Schutzzoll zurückkehren." Des Kaufmannes: „Ein englischerSchutzzollkann nichtdauern." Vielleicht ist der Rath, die Industrie dem Handel zu opfern, auch heute noch klug, trotzdem gerade die Meerherrschaft und die Welthandelshegemonie, die dieses Opfer erhalten soll, von zwei Seiten bedroht sind und trotzdem einem Imperium, das vom Nördlichen Eismeer bis nach Neu-Seelsnd, von Alexandria bis ans Kap der guten Hoffnung, vom Persischen bis an den Bengalischen Golf reicht, auf dieLänge nicht gleichgiltig sein kann, ob es seine Produkte abzusetzen vermag, ob es dem polychromen Gewimmel seiner Bürger eigeneoderfremdeWsareverkauft; auch nichtganz wohl, ob in derJnselheimath mitNutzen gehämmert, gegossen,gekochtund gesponnen wird. Merkantile Erwägung desNothwendigen hätte allein den Umschwung nicht bewirkt; noch nicht. Politische Roth hat, als ungestüme Presserin, die Entscheidung beschleunigt. Das Reich braucht Geld: um sich gegen jede mögliche Gefährdung des Centrums und der Peripherie zu rüsten und um seine Handarbeiter gegen Unfall und Invalidität zu affekuriren. Ist dieses Geld auf einem dem Kapital nicht allzu unbequemen Weg heranzuholen, auf einem gar, der die Aussicht auf Arbeitgelegenheit und Absatz weitet: um so besser. Und spornt schließlich noch die Hoffnung, dem lästigen Konkurrenten eine Hauptstraße sperren zu können, dann kommt nüchterne Vernunft gegen die Trinität solchen Wünschens schwer auf. Das deutsche Roggenbrot mag in der Beweisaufnahme der Wahlverfammungen kein beträchtlichererFaktor gewesen sein als in unserer Zollfehde die vier Weizenbrötchen, dieGeheimrath Tiedemann im Mai 1879 auf den Tisch des Hohen Hauses legte. Doch nur derWunsch, im Vereinigten Königreich und in dessen Kolonien den Profit deutschen Handels zu schmälern, hat der Tarifreform Anhang geworben. Noch hat sie nicht gesiegt; nur einThor aber wird den Erfolg ihrerEmpfehler unterschätzen. Wer hat vor zwei Jahren, wer noch vor zwölf Monaten denUniomsten dasWagniß zugetraut, mit dem Schutzzoll als Fe!dgeschrei in den Wahlkampf zu ziehen? Sie Habens gewagt. Trotzdem ihr bester Mann, Joseph Chamberlain, seit D'Jsraeli der einzige britische Staatsmann großen Formates, sie nicht mehr führen, nur vom Krankenstuhl aus noch Aufrufe und Strategenpläne dikliren konnte. Trotzdem ein Demagoge von ungemeiner Begabung, Mr. Lloyd George, sie mit allen Rednerkünsten seiner violeric^ a l'rcnä bekämpfte und, mit stärkerer Stimme als Lasker einst, die aufreizende Parole des deutschenBerufsgenossen ins Land schrie:„WasdieKonservativenwollen, ist eine Finanzpolitik der Neichen gegen dieArmen." Und sind nicht, wie deutscheHändler prophezeit hatten, ausgelacht worden, sondern haben eben so viele

Mandate erobert wie die der Massengier und den skrupellosen Feinden der
Reichseinheit verbündeten Liberalen, die Bedränger des Oberhauses.
Mr. Asquith kann nur mit irischer Hilfe weiterregiren. Ob Herr Red-
mond, der Führer der Jrenpartei, das zur Ausnützung solcher Position nö-
thigeAugenmaß hat, ist fraglich; nicht minder, ob feinePartei ihmaufjeden
Seitenpfud folgen würde. Der Haß, den der Ire gegen den Engländer hegt,
ist seit den Fenierprozessen nie zu stärkerem Ausdruck gekommen als in dieser
Wahlzeit. Leute wie Lynch, der dem Deutschen Kaiser rieth, hunderttausend
guteGewehre nebst den dazu gehörigen Patronen nach Dublin zu schicken und
dieVerwendung getrost denJren zu überlassen, sind nicht vereinzelt. Und die-
sem Volk, das 1870 trauerte, weil die Franzosen, von denen es Befreiung
hoffte, geschlagen wurden,und das 1910 die deutschen Truppen als dieRetter
aus nationaler Roth herbeisehnt, ist Homerule zugesagt. Hält Asquilh sein
Wort, dann wird ihm dieFrage nicht erspart bleiben, ob die Männer von Eng-
land, Schottland und Wales die Jrenmacht stärken, in Tagen naher Kriegs-
gefahr dieReichseinheit lockern wollen: und jeder über den kommenden Mor-
gen hinausblickende Whig hat Grund, die Antwort auf dieseFrage zu fürch-
ten. Zeigt der regirendeNechtsanwalt sich treulos und versucht mit Advokaten-
dialektik durch dasGitter seinesVersprechens zu schlüpfen, so muß ervonTag
zuTag um seine Mehrheit bangen. Denn auch die Arbeiterpartei ist keine zu-
verlässige Stütze derGently, die sich seit ungefährsechzigJahren(seitdieTo-
ries.einemArtikelderOuartLr^Iievievv dieParteibezeichnung „konservativ"
entnommen hatten) „liberal" nennt. Leicht wirds Herr Asquith in solchem
Verhack, zwischen irischen Natconalisten und l.clboul'parf^ nicht haben. Und
Balfour, dessen eiskalte Skepsis und hochmüthigerHohn oft,so langenureine
kleine Schaar hinter ihm saß, dasAngriffsziel verfehlte, wird an derSpitze einer
starken Opposition die alte Debatermeisterschaft schnell wiederfinden. Zunächst
wohl dafür sorgen, daß ein neuerWahlkampf nicht unter dem (denTories ge-
fährlichen) Schlachtruf „Wider die Privilegien der Lords" ausgefochten wer-
den kann. Die meisten Unionisten haben die Notwendigkeit erkannt, die Peers-
kammer zu moderniftren, aus ihr durch Ernennung oder gar Wahl einer größe-
ren Mitgliederzahl einen Reichssenat mit beschränktem Vetorecht zu machen.
Der Versuch, das als Trutzfeste gegen irische Anmaßung bewährteOberhauS
ganz zu beseitigen oder zum Prunkgeräth zu erniedern, müßte scheitern und, wie
GladstonesHomeruleplan, eineSezession aus demliberalenLager bewirke».
Die Konservativen wollen nicht als Schützer veralteter Vorrechte, die
Liberalen nicht als Minderer derReichsmacht zu neuer Rechenschaft gezogen

werden. Mit dem Hinweis, daß der Kornzoll den Kavalieren von Karl dem Zweiten als Lohn für höfischen Dienst gewährt worden sei, können die Freihändler gegen einen von Birmingham angenommenen Jndustriezolltarif nichts ausrichten. Wohl aber wäre das alte Whigverhängniß noch einmal, vielleicht als Lebensgefahr, heraufbeschworen, wenn der Glaube entstünde, diese Partei wolle nicht alles für die Reichsficherheit Erdenkliche thun. Nach unzweideutigerWarnung wird sie sich davor hüten. Der Brite will gegen jede Möglichkeit, auch die fernste, gewaffnet sein, endlich die Sorge um die Seeherrschaft loswerden; und der Vorschlag proportionaler Wehrmachtbegrenzung gilt ihm als von Deutschland abgelehnt. Beträchtliche Vermehrung und Beschleunigung der Dreadnoughtbauten, erhöhte Forderungen für Tauchboote und Luftschiffe, Reorganisation des Landheeres durch Kitchen er: solche Vorlagen erwartet das Volk. Und Sir Edward Grey hat gesagt, die Regirung werde trachten,selbst gegenden unwahrscheinlichstenAngrissdasReichzu schirmen. Ob die Aufgabe, Freihandel und Staatssozialismus, Mafsenumschmeichelung und Militarismus zuvereinen,nichtallzuschwer ist,braucht uns nicht zubekümmern. Wir müssen inBereitschaft sein und,wenn wirdieThatsache, daß die Tarifreform einstweilen vertagt ist, aufs Gewinnkonto gebucht haben, ernsthaft bedenken, welche Umstände diese Vertagung kürzen könnten. Der Briten groll gegen Deutschland wird, trotz den schönsten Reden, wachsen, wenn drüben noch mehr Geld für Flotte und Heer verlangt ivird; denn der Mann auf der Straße und der Clerk im Kontor wird sich sagen: Dieses Geld zu sparen, hindert uns das Deutsche Reich, das durchaus dieZiffern des Marinestatus auf beiden Seiten erhöhen will und die Verhältnißzahl doch, so lange wir wach bleiben, nicht in eine uns ungünstige Relation ändern darf. Geldmangel in der Reichskaffe und gesteigerter Unmuth über den deutschen Rüstungzwang: wirksamere Helfer kann sich die SchutzzoÜpropaganda nicht wünschen. Soll die für uns wichtigsteLehre des Januarwahlkampfes verloren sein?Wir sindstark genugzuwürdigerVerständigung;unddder britischenPartei,diesie erreicht hätte, wäre der Dank der Nation, auch der Gegner, und lange ungefährdete Herrschaft gewiß. Die Konjunktur erlaubt ein gutes Staatsgeschäft. Soll auch die vielleicht letzte Gelegenheit wieder versäumt werden? Dann darf Europa auf ruhigeSammlung der zurAbwehr amerikanischen Anspruches vereinbaren Kräfte, Deutschland auf friedliche Wiederherstellung seines Ansehens nicht rechnen. Kleine Erfolge, wieHilmis Sturz und der Rücktritt eines britischen Admirals vom Kommando derTürkenflotte, dürfen uns nicht blenden. Der ungewöhnlich tüchtige Bureaukrat Hilmi Pascha

galt, als er den anglophilenKiamil ablöste, für einen Freund Deutschlands;
lernte aber, da wir dem Osmanenreich zwar Schmeichelrede, doch in keiner
Noth rettende Hilfe spendeten, bald nur mit England rechnen und stolperte
über die Lynch-Konzession. Wird sein Nachfolger längerFarbe halten? Daß
bei der leisesten Friedensgefährdung am Bosporus der aus dem londoner
Marineamt entliehene Admiral das Flottenkommando abgiebt, ist begreif-
lich; und soll, nebenbei, die Türken an den Wechsel alles Irdischen mahnen.
Die möchten vermeiden, daß ein Theil des anglo-deutschenKampfcs sich auf
ihrem Boden, zwischen Bagdad und Basra, abspiele, bereuen dieOessnung des
Euphratbettes und fragen mißtrauisch, ob die Pilgerfahrt des Khedives, die
diesem lange gering geschätzten Abbas Hilmi einen großenPrestigezuwachs ge-
bracht hat, sacht etwa einKhalifal von Eduards Gnaden vorbereiten solle.
Ein Denkzettel kann ihnen nicht schaden.Wenn diegriechischegegen die türki-
fcheMilitärdiktatur gehctzt,demBulgarenstolz Futtergestreut und dasSchreck-
bild eines austro-russischen Balkanvertrages gezeigt wird, kommen dieHerren
inKonstantinopel und diem^n^urz in Saloniki allmählich wohlzur Vernunft
und lernen wieder erkennen, wohin das Interesse sie weist. Solche Absicht war
zwischen denZeilen allerMeldungenzulesen,dieindenletztenWochenausSüd-
osteuropa eintrafsn.SnCharlesHardinge hat dafür gesorgt,daß dieWahlknsis
den Geschäftsgang nicht störte. Die Türken wollenmchtpariren? Der Wolken-
schieber hüllt den Halbmond in schwarze Schleier. DieRussen grollen den Wie-
nern noch WieGefahr eines Baikalkrieges (an den inTokio weder derReiskuli
noch derTenno denken kann) wird sie ängftenund denWerth desOstbalkans und
des südslavischen Patronates würdigen lehren. Oesterreichs Verständigung mit
Rußland muß dem Deutschen Reich, dem sie dieNothwendigkeit heiklerOp-
tion entfernt, willkommen sein; doch die Lust wird getrübt, wenn Britania
den neuen Bund stiftet. Aus London ruft Graf Aehrenthal, der nach der
schmählichen Niederlage im Friedjung-Prozeß eine Reparatur seines Ruh-
mes braucht, den bekanntesten Deutschenfresfer zur Interview und betraut
diesen Exportmoskowiter mit zärtlicher Botschaft ans Reusfenreich. Auf dem
Hofball bietet er, statt der Frau von Tschirschky, der Lady Cartwright den
Arm; der Frau des sehr gescheiten, den Deutschen sehr unfreundlich gesinnten
Britenbotschafters, den Eduard in München Vorstudien für Wien m achen lieh.
Herr von Tschirschky mag ärgerlich darüber sein, daß er nicht zur Stiftung
des Balkanfriedens erkürt ward. Aehrenthals Balldamenwahl und Intimität
mit Herrn Wesselitzkij sind immerhin Symptome, die Beachtung verdienen.
Flink (so ists bei uns leider ja üblich) wird Alles für Klatsch erklärt und be-

theuert, an der schönen blauen Donsu blühe unser Geschäft. Aber der Tanz geht weiter. Die nächste Tour? Austro-russisches a^rement, das den Werth des deutschen Bündnisses mindert und denBriten noch einmal über die leidige Pflicht hinweghilft, durch Weigern der Meerengenöffnung die Russen, durch Gewähren die Türken zu kränken. Bis wir mit England im Reinen find, wird sich in diesem Betrieb nichts ändern. Und in solcher Zeit wiederbeginnen-derHaemusbrändevertraut Baron Schoen eine wichtige Balkangesandtschaft dem Freiherrn von Seckendorfs an, vor dessenMajeftätgeste schon in Caracas die Landsleute raunten: Das Unzulängliche, hier wirds Ereigniß.
Als (lange kanns noch nicht her sein) im Haus der berliner Kunstaka-demie Bildnisse aus britischem Privatbesitz zu sehen waren, hieß es: „Nun find wir mit England versöhnt." Und wer das Wunder nicht glaubte, galt als Tropf oder Stachelschwein. Jetzt sind in dem selben Haus französische Bilder, Büsten, Gobelins und Geräthe aus dem achtzehnten Jahrhundert ausgestellt, feine, KünstlerundLaienfreuendeWerkevonFragonard,Watteau, ChardinundihrenGenossen;allerleiKostbarkeit,die hinterSchloßmauernund PrivatgaleriewSnden dem hungerndenAugebisherfastunerreichbarwar. Und wieder wispert und kreischt es ringsum: „HochpolitischeSache; Cambon selbst hat dieAusftellungermöglichtzund damit FrankreichsVersöhnung besiegelt." Ein Festredner, desfenSehnsuchtmorgensnachderGeneraldirektion der Mu-seen und abends nach einer Botschaft im Westen langt, hat sich zu der Be-hauptung verstiegen, derAussteUungplan sei in Frankreich mit enthusiastischer Freude begrüßt worden. Eine Rundfrage ergäbe wahrscheinlich, daß unter tausend Franzosen kaum drei von der Geschichte gehört haben. Müssen wir der Spottlnst denn immerStoffliefern? Dem gewandten, still emfigenHerrn Jules Cambon die Gelegenheit zu einem Bericht bieten, über den am Quai d'Orsay die jüngsten Sekretäre lachen? „Der Minenkonflikt ist vergessen und die Zollerhöhungen werden kaum noch erwähnt. Die Ausstellung wirkt als Freundschaftsymbol. Allerdings hatte ich in den Verhandlungen der letzten Monate mehr als einmal angedeutet, die Oeffentliche Meinung Frankreichs müsse dem Deutschen Reich freundlich gesinnt bleiben, wenn im Kunstrevier dasVersöhnungwerkgelingen solle. Ein verstimmendes Wort aus dem Mund einer autoritativen Persönlichkeit: weder die Regirung noch ein Sammler konnte sich ander Ausstellungbetheiligen, die derKaiserdochinfroherSpann-ung erwartete." So (ungefähr) wirds geklungen haben. Und mit diesem PreiA

ist der feinste Fragonard zutheuerbezahlt. Wozu aUder Pomp und das Phrasengewinde? Das beste Schaffen deutscher Künstler hat auf offizielle Beachtung kein Recht. Zu den Franzosen kamen am ersten Tag der Kaiser, feine Familie,seinHof, der Reichskanzler, Minister und Staatssekretäre. Die achtbaren Maler, die aus Paris delegirt, zur Repräsentation französischer Kunst aber recht ungeeignet waren, wurden wie Fürsten geehrt und mit Orden geschmückt, die unsere Liebermann, Hildebrand, Gaul, Klinger noch im Patriarchenalter nicht aufihreBrustheften dürfen. Dutzendspielerbehandelt,als gliche ihre Kunst der eines Talma und einer Rachel. Und die Thatsache, daß diese Leute artig über den Kaiser und über Berlin sprachen, wurde von der Presse wie eine Errungenschaft glücklicher Tage verzeichnet. Sollten sie, nach derHosiinngund dadurch erwirktenRiesenreklame,etwa anderssprechen? Muß nichtschon derWunfch,solcheUrtheilehervorzulocken, uns vor den Parisern ins Barbarische erniedern? Und glaubt irgendein Erwachsener, all dieses Gemächel habe für dasVerhältnih derbeidenVölker auch nur die geringste Bedeutung?
Am dritten Dezember 1876 war Kronraih (der Protokolführer Christoph Tiedemannhats uns in seinemBuch„SechsJahreChefderReichskanzlei" erzählt) im Palais des altenKaisers.EinzigerGegenstand derTagesordnung ist dieFrage, ob Deutschland diepariser Weltausstellung beschicken solle. Ja, sagtWilhelm.Nein, sagt das Staatsministerium. Die Jmmediatberichte überzeugen den Kaiser nicht; drum ruft er zum Kronrath. Er spricht zuerst. Daß oieAusstellungen einander zu rasch folgen, sei richtig; auch, daß deutschen Ausstellern drübenAergerniß drohe. Dennoch dürfe der Sieger dieHandnicht zurückstoßen, die ihm, zum ersten Mal, der Besiegte biete. „Man wird uns, nicht ganz mit Unrecht, des Mangels an Muth zeihen, wenn wir kleiner Unannehmlichkeiten wegen, dienichtaufuns, fondern auf Frankreich zurückfielen, demSchauplatzallgemeinenWettkampfesfern bleiben. Deutschland darf sich nicht demVorwurfaussetzen,eshabenichtdenMuth und dieMittel gehabt, einen Wettkampf mitdenübrigen Nationenzuwagen." Bismarck widerspricht; ehrerbietig, doch mitschärfster Bestimmtheit. Das Publikum sei von den Ausstellungen enttäuscht. Gewünscht werden fienur von Leuten, die sich amusiren, Diäten oderOrden einheimsen wollen, und von denpaarGroßindustriellen, die.wie Krupp, hoffendürfen, mit ihremProduktAufsehenzumachen.ZusolchemZweck dürfe man das Land nicht besteuern. Frankreich lade ein,um seinen Fremdenverkehr zu heben und um die nationale Eitelkeit zu sättigen. Das Gastrecht gewähre es uns, weil es das Deutsche Reich nicht ausschließen könne; ist unsere Würde gewahrt, wenn wir ein widerwillig gewährtes Gastrecht anneh^

men? In normalen Zeiten gehen nach Paris nurDeutsche mit gutenManie-
ren oder mit dem Entschluß, im Interesse des Erwerbes jede Demüthigung
zu dulden. Trotzdem ists zu Konflikten gekommen. Wenn die Menge hin-
strömt, sind die Folgen unabsehbar. Die Annahme der Einladung, nicht die
höfliche Ablehnung, kann SasVerhSltniß der beiden Löndertrüben. Alle Mi-
nister, auch die Generale von Kameke und vonStosch, unterstützen den Prä-
sidenten; nur der Kronprinz stimmt seinemVater zu. Der erklärt, auch durch
die Reden der Minister nicht überzeugt zu sein, ihrem einstimmigen Votum
sich aber in dieser Sache, die keinen Grund zu einem Ministerwechsel gebe,
zu fügen. „Die Verantwortlichkeit für den Beschluß müssen die Herren tra-
gen. Der allgemeine Eindruck wird sein: DieDeutschen haben keinen Muth;
deshalb kommen sie nicht. "So sachlich und weitab vonläßlicher Liebedienerei
wurdedamalsimKronrathdiskutirt; sonüchtern dasFürunddasWider erör-
tei t. Würde und Vortheil derNation entschied; nicht derWunsch des Herrschers.
In vierunddreihig Jahren hat sich Manches geändert. Vielleicht die
Psychologie derKronrathssitzungen. Sicher das Verhältnih zur Französischen
Republik. Die Zeit hat Wunden geheilt und Narben gegen Wetterunbill ge-
feit.Jst völlig aber vergessen, wie die Mutter desDeutschen Kaisers mit ihrer
Bilderwerbung heimgeschicktwurde? Welches Echo, bisin ClemenceausTage,
jeder Kasinotoast weckte, der zur Sühnung deutscher Schuld rief? Vergessen,
was in Casablanca und später am Nif zur Bestreitung deutschen Rechtes ge-
schah? Soll der Drang nach Paris dem neuen Reich so unheilvoll werden wie
dem alten die transalpine Sehnsucht, der Römerzug seiner Kaiser? Merk-
würdig: dk selben Nichisalspatrioten, die in jedem deutsch-englischen Ge-
fchäftsvertrag sder den Panzerplattenbedarf einschränken könnte) nationale
Schande wittern, blicken aus leuchtendem Auge auf das Neigen und Beugen
vor demVogesennachbar.Drumdarfman die Wiederholung verhallterWsr-
nerworte nicht scheuen:DerFranzose sieht in solchem Uebereifer den Ausdruck
zager Schwäche; und so lange die Möglichkeit eines Kanal- oderNordseekrie-
ges nicht aus unserem Kalkül gestrichen ist, kann die Verbrüderung mit dem
Gallier uns vor Europens Auge nur schaden, uns, wenn wir nicht den Makel
schnöderTreulofigkeit tragen wollen, die freie Entschlußkraft in der Schicksals-
ftundelähmenund derAbwehrden Weg auf die günstigere Walstattverriegeln.
Die Ausstellung der im achtzehnten Jahrhundert gereiftenKunfternte
ist das Beste, was unser Gebahren bisher eingebracht hat. Man soll höflich
dafür danken; und den Franzosen, als Gegengabe, auf zweiMonate ins?eM
schicken, was von Dürers Manneszeit bis in Menzels Lehrlingsjahre

im deutschen Land von starkenKünstlern geschaffen und in Schlössern, abgelegenen Museen, Kirchen und Privatgalerien gespeichert ward. Das kann sich neben dem zierlichsten und dem üppigsten pariser Rokoko sehen lassen. Politik? Hat mit Alledem nicht das Geringste zu thun. DieGewißheit, mit einem Deutschen Kaiser zu plaudern, zu frühstücken, dieHoffnung, von seinerHuld für Knopfloch oder Hemdbrust Etwas heimzubringen, lockt auch dem ängstlichsten Hüter einen kostbarenKunstschatzab.DieStimmungderVölker bleibt von solcher Artigkeit Einzelner, auch von uneigennütziger, unberührt. Wir sind nichtKinder,HerrCambon,dieman mit einemSchauspiel abspeist; dieschönste Augenweide darf uns nicht hindern, mit dem Muth, der den alten Wilhelm die wichtigste Nationaltugend dünkte, deutsches Recht gegen Anfechtung, deutsches Gewerbe gegen muthwillige Schererei zu wahren. Ihr Minenanspruch,Jhr.Zolltarif bleibt.Wer einemLouis von Frankreich, dem Bettschätzchen des Gekrönten gar nur gefällig war, konnte auf dieDankbarkeit derNegirung, desStaates rechnen. DieseZeit ruht im Pompsarg und wird ihrGruftgewölb niemals sprengen. c'est moi: im Gebiet der Theokratien von gestern sprichts heute das Volk. Wer als Entgelt höfischen Dienstes von dem Staat, der Nation Vortheil erwartet, lebt noch im achtzehnten Jahrhundert.

Im Deutschen Reichstag wird der Militäretat beredet. Gegen preußischen Drill manches Wörtchen gewagt und mit mehr Behagen als Witz der Kasus erörtert, wo blindeGehorsamsleistung Vernunft und Recht überrennen müßte. Der neue Kriegsminister, den übertreibendes Lob feiner Schlagfertigkeit in unnöthige Scharmützelsucht verleitet, sagt, man müsse sich der Tatsache freuen, daß der Soldat nicht dem Staat und dessen Verfassung, sondern dem Kriegsherrn persönlich durch seinen Treuschwur verpflichtete!. Niemand warnt höflich vor demBetreten sumpfigen Bodens. Niemand erinnert daran, daß WrangelsTage weit hinter uns liegen und daß kein Vorgang in der Reichsgeschichte zu der Fiktion eines Falles zwingt, in dem der kriegsherrliche Wille die Urkunde der Verfassung durchlöchern, deren Geist antasten könnte. Ein starker Ministerpräsident bäte den Herrn Kollegen zu sich und spräche: „In extremis ließe auch ich mich nicht mit Zwirnsfäden binden. Doch was man zu thun entschlossen ist, braucht man, Excellenz, nicht vorauszusagen. In unserem Heer klappts mit der Disziplin; und Ihre SchneidMeÄ bedarf keines Beweises. Wir werden, bei Ihrem ernsten Eifer und stattlichen Rednertalent, sehr gut zusammen arbeiten,wenn Sie dieGüte haben,jede entbehrliche Aus-

malung schroffer Konflikte künftig zu meiden. Da ich im Hauptamt (oder Nebenamt; wie Sie wollen) Kanzler bin, muß ich bedenken, wie allzu borussische Redespitzen auf dieSüddeutschen wirken; und als Minist er für internationaleAngelegenheiten. welchenVers man draußen aus solcher Andeutung macht. Von der harten Pflicht verfassungwidriger Truppenanwendung sind wir doch weltenfern. Soll mans aber glauben, wenn Sie solche Möglichkeit par^näo erwähnen und rühmen? Da stehts faul, denken sie draußen; und drinnen erwacht vielleicht das Verlangen, für eine, so zu sagen, moderne Aenderung der Treueidformel zu agitiren. Der Staatsminister muß dem von irgendeinem rothen Genossen verärgerten General den Kopf kühl halten. Na, wir Beide werden schon einig; und es sieht ja nichtaus, als sollten wir Aufruhr und Bürgerkrieg erleben." Im Reichstag rührt sich nichts. EmUniformirter, der die Lacher so oft auf seine Seite bringt(„Auf das Dienstmädchen komme ich nachher") hatgewonnenesSpiel. Und dieMilitärdebatteplätschert weiter. Herr Elard von Oldenburg, HerraufJanuschaubeiRosenberginWestpreußen,hatdas Wort. Fünfundfünfzig Jahre alt. In drei Provinzen erzogen (Gymnasien in Königsberg und Wernigerode, Ritterakademie in Liegnitz); doch mit Haut und Haar dem Weichselland verschrieben. Rittmeister a. D. und Kammerherr; in der Ularcka leichter denkbar als im Schlüsfelfrack, auf dem Krümperwagen eher als im Galacourcercle. Preuße von altem Schrot; bis zurTollkühnheit tapfer und mit derbem Zietenwitz auf derZunge, die am Liebsten Attaque reitet. Er hat manchenützlich grobeNedegehaltenund,wenn ers ein Bischen wüst trieb, durch Gemüthskraft und ehrliches Wollen versöhnt. Einer, dems sicher in tiefster Seele wohlthat, wenn er Treitschke, den Wcchlborussen, noch aus dem Grab über die „Zuchtlosigkeit süddeutschen Wesens" grollen hörte. Vom Wirbel bis zur Sohle schwarzweiß. Der Gang hat den RhythmusderPreußenhymne. „Das Reich schleppen wir schon so sacht mit." Dumm undhäßlichists, den tüchtigenMann als Marren oder Leuteschinder zu verschreien und vorWurzellosen mit derHöhenwürde des Intellektuellen zudekretiren: „ Der wird nicht ernst genommen." Ein eckiger, fleckiger Mensch taugt uns hundertmal mehr als ein Plattenredner, der, wenn die Kurbel gedreht und die Nadel eingesetzt ist, Leitartikel von vorgestern abschnurrt. Militäretat: da können die Süddeutschen mal wieder ihrFett kriegen. Der Abgeordnete nennt sie seine „verehrten Bundesbrüder", erinnert an die fritzischen Siege über dieReichsarmeeund preistdiePreußen, denen der Süden Mannszucht und Taktik, so weit ers vermochte, nebst dem Räuspern und Spucken abgeguckt habe. Kein hörbarer Widerspruch; nur, an einzelnen Stellen der Vorpostenkette, höhnisches Lachen. Schnapsschänker und Hetzer, von Arbei-

^tergroschen lebende Faulenzer (so malt sich in folchemKopf derSozialdemo-
Zrat) dürfen einen alten Soldaten aus sauberem Edelmannshaus ungestraft
höhnen? Eine nette Wirtschaft, die uns das liebeReich da beschert hat! Und
dasGelichter wetzt seinen Schnabel noch an den Grundsäulen unseres Heeres?
Warte mal, Schwefelbande! Was versteht Ihr denn von Disziplin und Kö-
nigsgewalt? Verfassung, Bürgerrecht und ähnliche Kinkerlitzchen kümmern
den Mann, dem was befohlen wird, so viel wie den Teufel im Pfuhl die
Krume der Dreierschrippe. Hacken zusammen: und los! Toll genug, daß ich
aus Januschau hierher kommen muh, um Wahrheiten zu sagen, die jedem
deutschenKind eingeboren sein sollten. Die Stirnader schwilltüberzornrothen
Wangen. Hört! „DerKaiser und König muß stets in der Lage sein, zu einem
Lieutenant zu sagen: ,NehmenSie zehn Mann und schließende denReichs-
tag!'" Nun haben fies. Daran können sie eine Weile knabbern; bis die
Schneidezähne stumpf geworden find! „Adieu, meine Herren!"
Rechts wird laut geklatscht, links verächtlich gelacht. Und der präsi-
dirende Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg giebt einem anderen Abgeord-
neten das Wort. Da ruft Herr Ledebour, Sozialdemokrat und Choleriker:
„Was sagt der Präsident dazu?" Der ist auf dem Stuhl warm geworden
und erwidert: „Ich verbitte mir solche Kritik meiner Geschäftsführung." Du-
pttk (Ledebours?): „DerReichstag wird besudelt! Skandal!" Der Erbprinz
ruft (ohneNamensnennung,also ohneGiltigkeit) denAbgeordneten zurOrd
nung.Der wendet dasRecktsmittelschriftlicherBeschwerdean; wirdabervorn
Plenum abgewiesen. Und ausdieserEreignißreihe wächsteinHolzpapiergebirg
himmelan. Seit Wochenringsum nirgends ein absatzfähiger Stoff; der Seine-
gestank kaum noch ertragbar. Endlich! Herrn Elard gebührte derDank aller
Schreiber.Die aber Verfuhrengar nicht säuberlich mitihmz machten ihn zum
Raubritter,Rowdy,Struwweljunker. EinenredlichenKSnigsulanen, der sich
vergalopirt hatte. Anzuklagen M der Erb^rin^zu
H^enlohe. Der durfte nicht dulden, daß rmA
der Kaiser habe dasRecht,durch einenLieutenantundzehnManndemParla-
mentdieBudeschließenzulassen.BehauptungoderWunsch:derSatzistunver-
einbarmitderVerfasfung,die demKaiser nicht die winzigste Gewalt über den
Reichstag giebt, mit den Hoheitrechten der Bundesfürsten, deren Reichsorgan
der Bundesrath ist, mit der Pflicht des allein verantwortlichen Kanzlers und
dem Selbstachtungbedürfniß der vom Volk Gewählten. DieserSatz war also
geeignet, die Ordnung des Hauses zu stören (mehr als ein heftiges Zufallswort,
das bei den Bakelsitten unserer Präfidenten und bei derLammsgeduld unserer
Abgeordneten der Rüge verfallt), und mußte geahndet werden. Wäre in keinem

ParlamentderErdegeduldetworden.DaßHerrvonOldenburg ihn vontrotzig spottender Lippe ließ, ist nicht schlimm. Der Präsident, der dieses Urtheilüber das seinerObhut anvertraute Lebeusrecht des Reichstages ruhig, ohnenach der Glocke zu greifen, hörte, durfte nicht eineStunde länger auf seinem Platz bleiben. Herr von Oldenburg stellt das Reichsparlament unter die Kriegsartikel und erklärtnachher, wasHerrSingerrede, seiihm „Wurscht"; einKollege, dem er und derihm,nachdemSinnderHausordnung,zuhöflichemBenehmenverpflichtetist.EinandererkonservativerAbgeordneterschreitdieSchcrzfragedurch denSaal-.^Jst denn kein Thierarzt da?" Der Präsident findctnichts einzuwenden. Ruft aber Herrn Ledebour, der diesmal von Schuld und Fehl frei ist, zur Ordnung. Und dieFraktionen heben fo unbilligesUrtheilnichtauf. Sogardie Nationalliberalln, die den Prinzen Huckebein doch nicht mitgewählt haben, erhalten ihn nun zu neuer Wahrung der Reichstagswürde. Nur am Königsplatz warSoiches möglich. Soll sich in diesem Hausje Einer noch,weil er zur Ordnung gerufen wurde, in Scham als taktlosen Störenfried fühlen?

Das Alles ist, imHohenHaus derLachlüsternheit, der ungehörten, ungelesenenReden, nicht so ernst gemeint. Weder General von Heeringen noch Rittmeister vonOldenburg denkt daran,dieAbgeordneten mit ausgepflanzter Bayonnette aus demgemüthlichenWallotbräu,aus dem Reichsbadezimmer, der Reichsturnstube, Reichswärmehalle zu jagen und ihnen das souveraine Recht auf die Stöße des Reichsbriefpapiers zu rauben. Jsts aber nöthig, in der durch den Hader um die Schiffahrtabgaben vergifteten Luft solchesSpiel zu treiben? Kanns dem Ansehen, der Einheit des Deutschen Reiches nützlich werden? Daß man des leidigen Söckelns wegen der Reichsverfasfung, wie einer wehrlosen Jungfer, Gewalt anthut und Bundesstaaten von bewährterTreue in Verbitterung hineinärgert, ist traurig genug; vor demGerede vonStaatsstreich und Straßenkampf sollte Jeder die Zunge fein hüten. Und, wie der Kanzler demKriegsminister, Herr oonHeydebrand dem westpreuhischenHitzkopfeinPrivatissimum lesen. „SiesindeinsofamoserKerl,lieberOldenburg, mit Ihrem Reitermuth und Ihrem Burschentemperament in dieser Welt ledernerundpapiernerGesellenein>olchesLabsal,daßich mirimmerdieLippenlecke, wenn Sie zum Wortkommen. Unersetzlich für unsereSache. Ich verstehe auch, daß Sie wild werden, wenns um Sie kribbelt und johlt und die Mauler sich aufthun, aus denen so niederträchtige Verleumdung unseresThuns und Wollens kam. Verstehe Alles; sogar, daß Sie kratzen und beißen möchten. Nun haben wir aber die gräuliche Finanzgeschichte am Bein und in Preußen das ekelhafte Wahlspektakel dicht vor uns. Unmodern, hochmüthig, reaktionär: Das ist noch das Mildeste aus demKomplimentirbuch, mit dessen Schlecker-

bissen wir bewirthet werden. Da muh man Fünf mal gerade sein lassen, über
die Augenblickswirkung hinaussehen und bedenken, daß die Fraktion, wie die
Schwadron, ohne Mannszucht rasch in dieBinfen geht. Hier istnichtWacht-
parade: ist höllisch ernsthafter Krieg. Was bringt uns Ihr Vorstoß aus dem
Busch?DieSüddeutschenmurren,wieweiland Chlodwig.dasglatteScheusäl-
chen, daß wirSchwarzweißensieins Joch duckenmöchten, das Reichfürdreihig
Silberlinge hingäben und beim Anblick der Lohgerber, denen auf den steuer-
pflichtigen Strömen die Felle wegschwimmen, unsere Agrarierbäuche strei-
cheln,ohne erstlange zu fragen, welcheFolgen die dresdener, karlsruher,darm-
stödterMügenverstimmung auf denReichsorganisnmshaben werde. Weiter.
Liberale, Radikale, Sozialisten laufen durchsLand und erzählen, daß wir nach
einer Gelegenheit zu Verfassungbruch, Wahlrechtsraub, Staatsstreich und
ähnlichen Chosen lechzen. Sie, Verehrter, find in der Fraktion ja so be-
liebt, daß zwei Dutzend unserer Freunde Ihrer Fanfare wie die Besessenen
applaudirt haben. Zweifeln Sie, daß der Tratsch Glauben findet? Dann sind
wir wieder die Schwarzen Männer, die Feinde des p. t. Volkes, die Absolu-
tsten; das ganze Stück wird von der Walze geleiert. Und S.M. dankt Ihnen
den Tanz nicht; ist Ihnen vielleicht gar böse, weil das Staatsstreichkonzert
ja auch ihn wieder umfiedelt. Wollen Sie riesig nett sein? Dann brechen Sie,
so bald wie möglich, eine Latte vom Zaun, stecken denKopf durch und sagen
denLeuten in Ihrem unwiderstehlich packenden Ton eines Preußenritters ein
paar Worte, die den Stachel aus dem Fleisch ziehen. Ohne die aura. popu-
lariZ gehts auch bei uns auf die Dauer nicht. Wir brauchen gehobene Stimm-
ung und müssen beweisen, daß wir nicht nur das unseren Vortheil Verbürgende
konserviren wollen. Sonst verkrümeln sich dieWähler. Ihrem Karabiner, der
nicht etwa rosten soll, weißich ein besseres Ziel, als da links in derSchwemme
zu finden ist. NehmenSie doch mal iVIonsieur IsL^on ^eLcKoen gehörig
aufs Korn, desfenLeute, wie der gute Butterheinrich gestern festgestellt ha^^
malFranzöfifch können. Trotzdem der Chef zu uns wie ein Franzos geredet hat.
Wird sich gutmachen, wenn Siedls Agrarier,denPortugiesenvertrag nachträg-
lichzausen. In Sachen Mannesmann fragen, ob jemals eine Regirung gegen
die eigenen Landsleute und zum Schutz fremder Interessen ein Weißbuch ver-
öffentlicht habe; und was aus dem Senior einer Verbindung würde, der, ehe
das angerufene Schiedsgericht noch verfammeltist, öffentlich gegen seineBun-
desbrüder (da paßtJhrWort) Partei nimmt und dem Gegner Sie Argumente
liefert. Das ist was für Sie. Eine Gelegenheit, deutlich zu zeigen, daß der
Preuße, wenn Ehre auf dem Spiel steht, auch für Deutschland zu fechten weiß."

jDapas Schmerzensschrei.
HD!?ie Natur wird immer ihre Rechts wahren und zuletzt über jede abs-
trakte Vernunftthätigkeit obsiegen." Dieses Wort Humes aus semer
„Untersuchung des menschlichen Verstandes" ist freilich schon mehr als hun-
dertfünfzig Jahre alt. Auch ließe sich nachweisen, daß der fortschreitende Geist
der Menschheit sich bestrebt, wenn auch langsam und allmählich, doch immer
mehr diese Natur wieder von dem Fluch und der Sünde zu erlösen, mit denen
sie einmal der abstrakte Vernunftmensch belastet hat. Dennoch sind wir noch
immer weit genug von dem Ziel entfernt; und die neue Welt, da in voller
Wahrheit die lebendige Natur in uns den Sieg über diesen Vernunftmenschen
davontrug, da der alte Kulturkampf zwischen Natur und Vernunft mit einer
völligen Niederlage dieser Vernunft beendet ist, will noch immer erst erobert
werden. Noch immer schleppen sich alle unsere Wissenschaften in den Fesseln
ihrer alten rationalistisch-panlogistischen Dogmatik einher; und abstrakte Ver-
nunftformeln, reine Begriffe werden von ihnen allgemein für die Ursachen und
die regnenden Mächte in der Natur ausgegeben. Noch immer umfängt uns der
große Irrwahn des abstrakten Vernunftmenschen, daß nicht unsere natürlichen
Lebens- und Seinserfahrungen, sondern eben eine abstrakte Vernunftthätig-
keit, ein bloßes Wort- und Begriffsbilden, zur „Erkenntniß" führt. Daß wir
diese wirkliche, natürliche Welt uns selber zerstören und als Opfer hinschlach-
ten auf dem Altar einer vollkommen anderen, für uns ganz unvorstellbaren
Welt, einer Welt der Vernunft, des abstrakten Seins, die durchaus hypo-
thetisch ist, die wir uns nur so denken und einbilden: Das macht noch immer
unseren Glauben und unsere Kultm Weltanschauung aus.

Lieber Leser! Es giebt für Dich keine ernstere, wichtigere und größere
Frage als bisse, die der alte Hume Dir stellt. Hier mußt Du Dich entscheiden;
und Dein Fleisch und Blut ist dabei der Einsatz. Willst Du der Natur ihr Recht
geben oder soll weiterhin diese abstrakte Vernunft Deine Herrin und Göttin
bleiben, die, wenn Du die Kulturgeschichte lesen kannst, Dir von allem An-
fang an als höchstes Ideal den Kampf gegen alles Natürliche zur Pflicht und
das Wüthen gegen den eigenen Leib zum Gesetz macht? Diese Welt des abs-
trakten Seins kostet Dich sehr viel Geld. Für nichts giebst Du so viel Geld
aus wie für sie. Aber Du bringst ihr auch Dein Fleisch und Blut, Deine
Gesundheit, Deine Lebenskräfte und Lebensfähigkeiten zum Opfer. So wim-
melt dieses Deutsche Reich (doch erst seit hundert Jahren) von Schulen, von
Stätten und Zuchtanstalten, in denen unser Volk nicht etwä, wie Du viel-
leicht glaubst, zu einem natürlichen, lebendigen Wissen und Können erzogen
und herangebildet wird, daß es dem Leben gewachsen sei und in ihm be-

stehen könne. Das, worauf es hier in erster Linie ankommt, ist ein Schulwissen, ein Vernunstwissen. Wozu wollen wir eigentlich unser Volk und unsere Kinder erziehen? Zu einem Lebenswissen oder zu einem abstrakten Wissen? Ist Dir eigentlich schon aufgefallen, welche Veränderungen mit Deinen Kindern vorgehen, von dem Tag an, da sie die Schule besuchen? Haft Du schon auf das ewige „Warum" in ihren schlaffen gelangweilten Gesichtern Acht gegeben, wenn sie ihre Schulaufgaben erledigen sollen? „Was heißt das Alles? Von Allem, was da der Lehrer sagt, was ich da auswendiglernen soll, begreife ich ganz und gar nichts. Dieses Thun ist vollkommen sinnlos für mich und es interessirt mich auch nicht im Allergeringsten. Wozu das Alles?"

Die zur Erhaltung aller menschlichen Geschöpfe so wichtige Thätigkeit des Geistes, kraft deren wir gleiche Ursachen aus gleichen Wirkungen ableiten, sollte, wie uns David Hume sagt, nur nicht „den trügerischen Deduktionen unserer Vernunft" anvertraut werden. „Denn diese ist langsam in ihrer Thätigkeit, tritt in den ersten Kindheitjahren nicht in nennenswerthem Maß in Erscheinung und ist im besten Fall in jedem Alter oder Zeitpunkt des Menschenlebens dem Jrrthum und Fehlgreisen in hohem Maß ausgesetzt. Es entspricht mehr der üblichen Weisheit der Natur, einen so nothwendigen Geistesakt durch einen Instinkt sicherzustellen; denn dieser kann unfehlbar in seiner Wirksamkeit sein, kann sich beim ersten Auftreten des Lebens und Denkens z igen und unabhängig von all den mühsam erarbeiteten Deduktionen des Verstandes bleiben. Wie die Natur uns den Gebrauch unserer Glieder gelehrt hat, ohne uns Kenntniß von den Muskeln und Nerven zu geben, die sie bewegen."

Seit meine Kinder in die Schule gehen, gehen müssen, fühle ich mich in Qual- und EntsetzenSzuständen, wie von einem ewigen Albdruck belastet. Man hat mich an einen Baum gefesselt, daß ich kein Glied regen kann, und die Kinder von mir losgerissen; treibt sie hinweg in eine fremde Gewalt und Gefangenschaft. Völlig hilflos, ohnmächtig muß ich zusehen, wie sie, einem Baal, einem Moloch zum Opfer, in einen glühenden Ofen geworfen werden. Ein schwerer Traum hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Ich träume ihn noch heute und fahre von ihm auf, m;t Angstschweiß bedeckt. Ich fitze noch immer in der Schule. Ich muß noch immer mein Abiturientens xamen machen. Und eben den selben Aldbrucktraum träumen zahllose deutsche Männer bis ins letzte Greisenalter hinein. Oft bin ich in meinem Leben in den schwierigsten Lagen gewesen; doch blicke ich auf Alles zurück, so weiß ich nur das Eine: daß ich mich nie so geängstet und gefürchtet habe wie in der Schulzelt, wenn die mathematische Aufgabe nicht gemacht war oder sonst Etwas mit der Schule nicht in Ordnung war.

All diese Albdruckträume werden noch einmals Wirklichkeit, diese Qualstimmungen erwachen von Neuem, wenn ich zu meinen Kmdein in das Zunmer

komme, das aus einer Spielstube eine Arbeitstube geworden ist, und hinein-
gucke in Das, was sie da lernen und wie sie es lernen müssen. Ich fühle die
Anwandlung in mir, die Wände heraufzuklettern, und stöhne vor mich hin:
Ist es möglich? Soll man es glauben? Das wird nun in ein Kindergehirn,
in eine Kinderseele hineingepfropft! Giebt es denn überhaupt schlimmere Folter-
instrumente, giebt es sicherere Werkzeuge, um alle lebendigen Wissenskräfte und
Wissens bedürfnisse zu ersticken und zu töten, als diese Schulmethoden, diese
Schulaufgaben, Schulprinzipien und Schulziele?
Schon einmal ließ ich „Papzs Schmerzensschrei" ertönen. Ich sprach von
einem einzelnen Frll, von einer Schulaufgabe, die meinen Kleinen in der Achten
Mädchenschulklasse die erhabene Pfl cht auferlegte, aus einem Lesebuchstück fünf-
zehn Substantiva herauszuschreiben, so da konkrete Begriffe, und fünfzehn
Substantiv«, so da abstrakte Begriffe sind. Ueber Das, was das Wesen des
Begriffes ist, hat die Menschheit Jahrtausende lang die tiefsinnigsten Unter-
suchungen angestellt und wir sind heute darüber so klug wie zuvor. Wie man
achtjährige Kinder nun zwischen Naturformen und Vernunftformen unterscheiden
lehren soll, die ja gerade in unserem wissenschaftlichen Denken, von unseren
erlesensten Geistern fortwährend durcheinandergeworfen werden und eben nicht
auseinandergehalten werden können: diese Schulmethode ist noch nicht erfun-
den. Die Kmder könnens unmöglich verstehen. Sie können mit einer solchen
Aufgabe ganz und gar keinen Sinn und Zweck verbinden. Aber der Schul-
prügel, die rolhen Tintenstriche im Heft, das Ungenügend, die furchtbare IV,
ihre Scham und Angst, nicht einmal zwischen Konkreta und Abstrakta unter-
scheiden zu können: Das sind Katastrophen in der Kinderseele, die dann ge-
legentlich zu Selbstmorden führen können. Einem Begriffsphilosophen von
Fach, einem Hegelforscher habe ich zum Spaß das Schulpensum meiner acht-
jährigen Kinder aufgegeben; ich fragte ihn: Ist Bäckerei, Pfund, Liebe, Ge-
sang etwas Konkretes oder Abstraktes, etwas Natürliches oder nur Vernünfti-
ges? Ach, dieser Mensch wußte wirklich nicht, daß das Alles gar nichts Na-
türliches, sondern nur Denkformen sind; wenigstens für die Schulgrammatik
einer Achten Mädchenschulklasse; und hätte der Hegelkenner und Hegelspezialist
die Schularbeit meiner Kinder machen müssen, er hätte mindestens zwei Stunden
Nachsitzen bekommen. Wie ich mir denn überhaupt, seit meine Mädel die
Schule besuchen, immer von Neuem das Vergnügen mache, meinen Bekannten,
Männern von Namen und Ansehen, von akademischer Bildung, lauter Zier-
den der Nation, die W ssmsfragen vorzulegen, die diese Kinder pflichtgemäß
zu beantworten haben. Und diese Männer zeigen immer wieder eine so horrende
Unwissenheit, daß sie bei einem Examen für die alleruntersten Schulklaffen
rsttunglos durchfallen würden. Sie wissen nicht, wie die linken Nebenflüsse der
Havel heißen, noch können sie jemals in richtiger Reihenfolge die Städte an der

Oder herzählen, wissen nicht, was eine schwache und eine starke Deklination ist; gerade also von Dem, was unsere Kinder wissen müssen, wissen diese erwachsenen, als „gebildet" geltenden Männer nicht das Geringste.

Nach meinem Aussaß von den Abstrakt« und Konkreta habe ich sehr viele Zuschriften erhalten; viele auch von Lehrern. Und nicht eine einzige widersprechende. Zwei meinten nur, es sei sehr schlau gewesen, daß ich da einen einzelnen Fall herausgriff, und zwar den allerschlimmsten. Nein. Es handelt sich um unser Schulwissen überhaupt, um die ganz besondere Art und das Wesen dieses Schulwissens. Das wir vollkommen wieder vergessen und verschwitzen, wenn wir die Schule hinter uns haben. Mit dem wir in unserem Leben später gar nichts anfangen können. Unseren Kindern wird es eingetrichtert, lassen wir es eintrichtern, während wir Erwachsene es weder haben noch vermissen. Dieses Schulwissen, das nur gerade ganz und gar kein lebendig Wissen und kein Lebenswissen ist, reißt vielmehr alles Wissen in Stücke und Fetzen, legt unseren Kindern tote Worte und Fragen vor, die für sie ohne jedes Interesse bleiben, ihnen durchaus sinn- und zwecklos erscheinen müssen. Eben so gleichgiltig und vollkommen nebulös wie die Unterscheidung zwischen Abstrakt« und Konkreta, zwischen schwacher und starker Deklination, ist ihnen der weitaus größte Bestand dieses Schulwissens. Das, was sie sehr wohl interessiren könnte, macht ihnen die Schule gerade uninteressant und zur Qual.

Meine Mädel kommen in die Klasse, wo zum ersten Mal Erdkunde betrieben wird. Nach einiger Zeit nehme ich einmal das Heft in die Hand, in dem sie die Ergebnisse ihres geographischen Unterrichts aufspeichern. Der erste Satz, der auf der ersten Seite, auf der ersten Linie steht, lautet: „Der magnetische Nordpol liegt auf der Insel Boothia-Felix." Ich blicke staunend auf meme gelehrten Kinder und frage sie: „Und was ist nun ein magnetischer Nordpol? Und wo liegt Boothia-Felix?" Sie haben natürlich keine Ahnung davon und die Worte können für sie unmöglich etwas Anderes als „Quatsch" sein. Mit genau dem selben Recht und Erfolg könnte man zu ihnen Chinesisch reden. Wenn Kinder unter sich sind und eins fragt das andere: „Was habt Ihr in der Schule aufbekommen?" so sagen sie: „Ach, so 'n Quatsch!"

Solches „magnetische Nordpol-Wissen" für Kinder von acht Jahren, das für sie ein Chinesisch ist, verfolgt unsere Jugend wie ein böses Gespenst durch die ganze Schulzeit. Im geographischen Unterricht der Untertertia eines süddeutschen Gymnasiums sollen, wie mir ein bedrängter Vater schreibt, die zwölf- und dreizehnjährigen Knaben die Erdschichten „auswendiglernen": Känozoikum, Mesozoikum, Pa!aeozo?kum, Archaeozoikum, Archaikum. Das Känozoikum besteht wieder aus Quartär und Tertiär, das Quartär wieder aus Alluvium und Diluvium, das Tertiär aus Miozän, Oligocün, Eocän, das Palaeozoikum aus Perm, Dyas, Karbon, Devon, Silur, Kambrium. Offenbar hat diese Unter-

tertia die Aufgabe, die Kinder im Zungenzerbrechen zu üben. Sie läßt einfach Fremdwörter einüben und aussprechen, auch wenn sie Natur- und Erdkunde betreiben will. Weder ein zwölfjähriger Knabe noch auch die meisten Erwachsenen können mit einem einzigen dieser Worte eine Vorstellung verknüpfen und wissen, was es überhaupt bedeutet. Sondern nur ein Geologe, ein Fachgelehrter hat dabei wirklich lebendige Bilder vor Augen, besitzt hier ein Erfahrung-, ein lebendiges Wissen; und einen Sinn haben diese Worte nur für Den, der ein wirkliches geologisches, geognosisches und palaeontologisches Spezialwifsm besitzt. Für jeden Anderen aber sind diese Worte unsinnig, sinnlos; ihnen fehlen eben dann gerade all die sinnlichen Vorstellunzen des Spezialgelehrten. Und damit nun zwölfjährige Knaben nicht nur leere Wortklänge hören, Perm, Oligooän, Devon, Archaikum, sondern ein wirkliches, wenn auch nur allgemeines populäres Wissen von der Aufeinanderfolge der Erdschichten bekommen, müßte man ein Jahr lang ganz ausschließlich nur Mineralogie, Geologie, Paläontologie, Petrefaktenkunde mit ihnen betreiben, in die Museen gehen, unmittelbar in der Natur ihnen Das klarmachen, ihnen Lichtbilder zeigen. Aber das Schulwissen besteht eben darin, daß es dieses lebendige Wissen den Kindern nicht beibringt, sondern rein mechanisch nur Worte auswendig lernen läßt: Känozoikum, Mesozoikum und so weiter. Mit genau dem selben Recht könnte der Lehrer auf der Untertertia ihnen erzählen: Die Reihenfolge der Erdschichten ist Lititit, Geranium, Zapperlapapp. Lititit zerfällt in Meerfeen, Rakaks und grau^ Unterhosen. Es ist ein Unsinn, von zwölfjährigen Jungen zu verlangen, daß sie die systematische Aufeinanderfolge der Erdschichten kennen und achtzehn wilde unverstandene Fremdwörter herunterleiern. Außer den Geologen von Fach giebt es unter den Erwachsenen, unseren allgemein Gebildeten, vielleicht eine Handvoll Menschen, die völlig korrekt diese Reihenfolge aus dem Gedächtniß herzusagen vermöchten. Ein wirkliches Wissen aber in diesen Dingen, das zu einem Urtheil'berechtigt und allein von Werth ist, kann nur durch ganz spezielle Studien angeeignet werden.

Wenn man mit unseren Jungen in der Chcmiestunde praktische Chemie betreibt, ihnen wirklich Experimente vorführt, worauf doch Alles ankommt, so sind sie Auge und Ohr und das lebendige Interesse leuchtet aus ihren Augen. Aber das Schulwissen will sie nicht selbst experimentiren lassen, sondern treibt abstrakte Chemie und läßt sie nur chemische Begriffe, chemische Formeln auswendiglernen. Doch alle diese Formeln sind erst durch die Wissenschaft, mühsam aus der Erfahrung heraus gewonnen worden und wiederum ganz sinnlos für Den, der nicht zuvor gründlich diese Erfahrungschule durchgemacht hat, ein reines Abrakadabra für eine Schuljugend, die eben in diese praktische Chemie noch gar nicht eingeführt ist, im Laboratorium selbst noch gar keine Experimente betrieben hat. Ein befreundeter Lehrer erzählt mir, wie er, an das Gymna-

sium einer großen Ostseestadt berufen, Physikunterricht ertheilen soll. Er kommt zum Direktor, um ihn zu fragen, wo er die physikalischen Instrumente finden könne. Der sieht ihn eben so entfetzt wie entrüstet an: „Was, Herr Kollege, Sie wollen wohl mit den Jungen Spielereien treiben? Wofür halten Sie eigentlich die Schule? Ihr Vorgänger hat hier dreißig Jahre lang Physik gelehrt und dazu niemals auch nur ein Instrument gebraucht."

Und genau wie den Naturunterricht, so betreibt diese Schule den Sprachunterricht. Sie will unsere Jugend nicht zur deutschen Sprache, sondern zur deutschen Grammatik erziehen. Offenbar will sie aus unserem deutschen Volk nicht ein Volk von Männern und Frauen machen, welche die Sprache gebrauchen, um sich einander mitzutheilen, lebendige Vorstellungen, Gefühle, Erfahrungen, Ueberzeugungen mit einander auszutauschen: sondern all diese Männer und Frauen verbringen ihr ganzes Leben damit, daß sie bei den Worten des Anderen zu zählen anfangen, wie viele Substantiv« er gebraucht, wie viele Adjektiv«; liebt er mehr Ausrufung- oder mehr Fragezeichen? Ein einziges Volk von Grammatikern und Philologen. Aber diese Menschheit hat hunderttausend Jahre gesprochen, bevor sie wußte, was Grammatik ist, und durch einen grammatikalischen Unterricht können unsere Kinder nur so verwirrt werden, daß sie gerade nun nicht sprechen lernen. Wie diese Schule in den oberen Klaffen uns die Homer, Goethe, Schiller von Grund aus zuwider macht, so verekelt sie den Jüngsten die Freude an den Fabeln) Gedichten und belehrenden Stücken ihres Lesebuches von vorn herein so sehr, daß sich bei ihnen ein natürlicher Widerwille gegen das Lesen, gegen das Buch einstellen muß. Tolstoi theilt in seinen pädagogischen Schriften den Aufsatz eines kleinen russischen Bauernjungen mit, der nicht durch diese grammatische Dressur gegangen ist, und ruft begeistert aus: „Der schreibt besser als Goethe!" Ungefähr die selbe Erkenntniß bringt ein berliner Schulpraktiker, der Gymnasialprofesfor Walter Nausester, in seinem Buch „Das Kind und das Sprachideal" zum Ausdruck. Und auch meine eigenen Beobachtungen lehren, daß unsere Kinder, so lange sie noch nicht in die Schule gekommen sind, ganz von selbst die beste Sprache, dem höchsten Sprachideal gemäß, reden, wie es Nausester mit Recht im Volkssprichwort verwirklicht sieht. Diesem Volkssprichwort stellt Nausester als abschreckendes Gegenbeispiel ein Schulbuch, Kieperts „Alte Geographie", gegenüber. Und fast alle Schulbücher sind von der selben Beschaffenheit. Wenn ich die meiner Kinder in die Hand nehme, so lasse ich sie schnell, wie glühendes Eisen, wieder fallen. Wie sollen die Kinder verstehen, was ich mir oft mit größter Mühe erst zurechtlegen muß? Gerade Das, worauf Alles ankommt, das Sprachideal, kann nicht auf grammatikalischem Wege gefunden werden: „Der Lernende sucht es, er muß es suchen in der Sprache eben so wie an jedem Ding. Weil die Jugend von diesem Streben besonders tief erfüllt ist, macht sie ein richtiger Instinkt zum Feinde der Grammatik." (Nausester).

Aber das Wesen des Schulwissens besteht darin, daß es uns auf allen Gebieten, in allen feinen Disziplinen nicht zum Sprechen, sondern zur Grammatik hinführen will. Die abstrakten chemischen Formeln und Gesetze, auf deren Kenntniß die Schule mehr Gewicht legt als auf natürliche chemische Erfahrungen, sind für das Naturwifsen das Selbe, was die Grammatik für die Sprache ist. Die Schule hat es überhaupt so an sich, daß sie unsere Jugend, statt in das Reich des Lebens, in eine Welt von lauter Begriffen und Abstraktionen versetzt. Ich will, daß meine Kinder schwimmen lernen. Ich halte es für sehr nützlich und vortheilhaft, daß sie schwimmen können. Aber ich sage zu ihnen: Ich verbiete Euch, daß Ihr ins Wasser geht, bevor Ihr zu schwimmen „versteht". Und dann halte ich ihnen zwei Jahre lang täglich vier Stunden lang Vorträge über Turnen und Schwimmen, spreche über die Mechanik des Körpers, über den verschiedenen Bau von Fischen und Menschen, lasse sie die lateinischen Namen aller Muskeln auswendiglernen, die beim Schwimmen in Betracht kommen, verbreite mich eingehend über die Bedeutung des Wassers in der Natur und über seine chemische Zusammensetzung, zeige auch meinen Kindern, wie sie die Beine und Arme beim Schwimmen bewegen müssen. Dann fahre ich in die Mitte eines Sees hinaus, werfe sie aus dem Kahn und sage: „Nun führt mir ein Preisschwimmen vor!" Dies Preisschwimmen wird darin bestehen, daß sie wie Blei auf den Grund hinuntergehen und nach einiger Zeit tot auf dem Wasser treiben, zum tiefsten Erstaunen des klugen Vaters.

Aber unsere Schule handelt in aller Wirklichkeit so. Ein Mensch, der im Wasser schwimmen gelernt hat, wird es nie wieder verlernen, auch wenn er Jahre lang nicht ins Wasser kommt. Doch wenn er die theoretisch-abstrakten Belehrungen nicht unaufhörlich aufnimmt, so entschwinden sie ihm sehr bald wieder aus dem Gedächtniß, wie die Meisten von uns all ihr Schulwissen verschwitzen, so weit sie es nicht beruflich üben, zur Anwendung bringen müssen. Soll ich heute V-i^V? multipliziren, so muß ich erst im Rechenbuch nachsehen, wie Das gemacht werden soll. Ich komme für meine Person auch nie in die Lage, so schwere Aufgaben lösen zu müssen, und seit ich aus der Schule bin, habe ich nie mehr als das allereinfachste Rechnen mit den vier Spezies nöthig gehabt. Das „universale Wissen", das wir von unseren Schulen in das Leben mit hineinnehmen, besteht aus unverdauten Brocken, dürftigen Bruchstücken aus allen möglichen Spezialwifsenschaften, kümmerlichen Fetzen und Theilchen vieler Fachgelehrsamkeiten. Wer hier nicht selbstthätig weiterbaut und weiterarbeitet, Der hat den einzigen Gewinn davon, daß er, wie ein gebildeter Hausknecht, gelegentlich mit einem lateinischen oder griechischen Brocken noch seine Unterhaltung würzen kann. Er sagt Mesozoikum und Oligocän, wenn ihm die Worte noch im Gedächtniß hängen geblieben; aber die Schule hat ihm die Erdbilder dazu nicht mitgegeben, sondern sie ließ ihn nur ganz mechanisch d e Systembegriffe auswendiglernen, wie die Jahreszahlen in der Geschichte.

Dennoch müssen wir uns darüber klar werden, daß diese Schule nur
dag Ideal verwirtlichen will, auf dem unser ganzer Kulturglaube und unsere
Kulturweltanschauung begründet ist. Sie will uns zur wissenschaftlichen Welt-
auffassung anleiten und hinführen; und wir müssen nur das Eine deutlich
sehen und erkennen, daß diese wissenschaftliche Weltauffassung eine ganz andere
ist, als sie der natürliche Mensch von vorn herein besitzt, als sie in einem
Kinde lebt. Und wenn wir unsere Kinder in die Schule schicken und nach
einiger Zeit dann merken, daß sie blaß werden, ihre Fröhlichkeiten einbüßen
und nur in Unlust ihre Arbeiten verrichten, so liegt Das allein daran, daß
sie auf einmal dazu dressirt werden sollen, ihre natürliche Auffassung von den
Dingen mit einer wissenschaftlichen zu vertauschen. Vor den Bauernjungen,
der rmt den Kühen aufgewachsen ist, tritt plötzlich ein seminaristischer Volks'
Mullehrer, vielleicht sogar aus Berlin, um ihm klarzumachen, daß er nicht
wisse, was eine Kuh ist (die „abstrakte Kuh" des Schulmeisters nämlich). So
lange unsere Schule eine Klosterschule war, eine reine Gclehrtenschule, mochte
Das so hingehen. Aber seit hundert Jahren soll bei uns das ganze Volk ent-
wurzelt, in seinen natürlichen Daseinsgefühlen zerrüttet werden: und jetzt erst
gehen uns allmählich die Augen darüber auf, wie wir gegen unser eigenes Fleisch
und Blut wüthen, wie wir uns durch unsere Schule entkrästigen.
„Der Begriff ist das Wesen der Dinge." Für die Menschen kommt eS
allein darauf an, die Bezriffswesentlichkeit der Welt zu erkennen. Dieser Satz
bildet den noch immer ganz unerschütterten Grund- und Eckstein unserer Kultur-
weltanschauung und alle unsere Wissenschaften wollten stets nur dieses Begriffs-
ideal, in aristotelischer oder platonischer Auffassung, als wahr und richtig nach-
weisen und die natürliche Welt unserer Intuitionen auf eine abstrakte Welt als
ihre Ursprung- und Ursachen- oder auch ihre Gott- und Idealwelt zurückführen.
Der letzte tatsächliche, wirkliche Sinn und Inhalt dieser Lehre von der Ent-
stehung der Dinge aus dem Begriff läuft einzig und allein darauf hinaus, daß
etwa die Baume einmal aus dem Wort Baum hervorgewachsen sind. Das große
„Jgnorabimus", in dem alle unsere Wissenschaften enden, ist aber wiederum
einzig und allein das Ergebniß unserer wissenschaftlichen Arbeit, die vollkommen
daran scheiterte und Jahrtausende lang sich umsonst bemüht hat, in der uns
gegebenen Natur- und Wirklichkeitwelt das Abstrakte als realen Ursprung oder
als ideales Gottwesen nun auch in aller That und Wahrheit nachzuweisen,
den Begriff wirklich als das Wesen der Dinge zu zeigen.
Dieses Begriffsideal unserer Kulturweltanschauung, unserer Wissenschaft«
lichen Weltauffafsung will uns zu einer Ursprungs- und Idealwelt hinführen,
wo „Alles Eins ist", wo es eben in aller Wahrheit keinen Unterschied mehr
giebt zwischen den Formen und den Dingen dieser natürlichen Welt. Wie uns
Helmholtz am Anfang seiner berühmten Abhandlung („Ueber das Gesetz von der

Erhaltung der Kraft") sagt, besteht die Aufgabe der Wissenschaft darin, diese
W?lt der natürlichen, veränderlichen und höchst verschiedenfachen Erscheinungen
aus einer abstrakten, völlig unveränderlichen Welt einer absoluten Einheit
und Gleichheit herzuleiten. Und eigentlich kann man sich nicht darüber wundern,
daß solche Wissenschaft, welche die Quadratur des Cirkels lösen, aus einem Cir-
kel ein Quadrat, aus einem Quadrat einen Cirkel und Alles „gleich machen" will,
immer wieder im „Welträthsel" und in einem Jgnorabimus enden muß.
Diese begriffliche, abstrakte, wissenschaftliche Weltauffassung steht in einem
unlöslichen Widerspruch zu der natürlichen Erfahrungwelt, die uns Menschen
intuitiv gegeben ist. Und wird nie diesen Widerspruch lösen können. Dennoch
hat ihr abstraktes Begriffsideal Jahrtausende lang das ganze Denken, Dichten
und Trachten der Menschheit beherrscht. Auch unsere Schulen sind nur auf
ihm errichtet, sind die Bollwerke einer platonisch-aristotelischen Glaubenslehre
und gehen darauf aus, uns nicht in einem natürlichen, in einem Lebenswissen,
sondern in einem abstrakten Wissen zu erziehen.
Der alte Johannes Scherr hat einmal den sozialdemokratischen Zukunft-
ftaat, wo „alle Menschen eins und gleich sind", satirisirt und es als Grund-
forderung hier aufgestellt, daß wir zunächst einmal sämmtliche Menschen in
einen Anatomiesaal hineinbringen, ihnen das Gehirn ausnehmen, alle Gehirne
zu einer vollkommen gleichen, unterschiedlosen, einheitlich-unveränderlichen Masse
zusammenrühren und jedem Menschen dann wieder in vollkommen gleichen
Theilen das selbe Gehirn zuwiegen. Aber dieses Ideal von der Welt, „wo
Alles eins", alle Menschen gleich sind, ist doch nicht nur ein sozialdemokratisches
Ideal, sondern das Menscbheitideal schlechthin, von dem die Menschheit bisher
stets ihre Erlösung erhofft hat und das uns überall aus unseren Religionen,
Philosophien und Wissenschaften entgegenleuchtet. Nur mit der Natur ließ
es sich nie vereinigen. Auch unsere preußische Staateschule strebt, wie der
sozialdemokratische Zukunftstaat, danach, in den Retorten einer abstrakt-wissen-
schaftlichen Weltauffassung, ein Volk von Komrmenli heranzuziehen, die alle
gleich sind. Darum ist sie ja nur eine „Einheit- und Normalschule". End-
lich regt sich ja nun die Eckenntniß (und neuerdings hat hier vor Allen Wilhelm
Ostwald seine Stimme erhoben), daß in dieser Einheit- und Normalschule alle
lebendigen Geisteskräfte unseres Volkes absterben müssen.
Doch alle unsere Reformpläne und Besserungoorschläge gehen nicht an die
Wurzel des Uebels heran, wenn wir uns nicht von dem Grundwahn und
der völlig absurden Fiktion unserer vieltausendjährigen Kulturweltanschauung
und unserer wissenschaftlichen Weltauffassung befreien, das Joch und die Herr-
schaft eines abstrakten Denkens und Vernunftglaubens von uns abschütteln,
wonach der Begriff das Wesen der Dinge ist. Wenn wir uns nicht von dem
Jrrthum einer Begriffsphilofophie lösen, deren „Alles-EinS-Welt" nur eine

rein-sprachlich existirende Wortwelt ist und deren Begriffsideal von einem Zukunstreich, wo alle Menschen eins und gleich sind, nur dadurch zu Stande kommt, daß sie dieses Reich nicht mit wirklichen Menschen, sondern mit dem Abstraktum „Der Mensch" bevölkert.

Bei Helmholtz blitzt es vorübergehend auf, daß dem wissenschaftlichen Bestreben, die veränderliche Natur auf das unveränderliche Abstrakte zurückzu-' führen, vielleicht keine Wirklichkeit entspricht. Daß die Menschen hier nur von einer Fat« Morgans geäfft worden sind, das Jgnorabimus unserer Wissenschaften nur das Ergebniß falscher Voraussetzungen ist, suche ich in meinem Buch „Revolution der Aesthetik als Einleitung zu einer Revolution der Wissenschaft" (Berlin, bei Ehbock) nachzuweisen. Mit Recht hat man mir entgegengehalten, daß dieser abstrakte Denker, der Erkenntnißmensch, der den Begriff für das Wesen der Dinge erklärte, eine ungeheure praktische Wirksamkeit entfaltete und daß wir seinen Einfluß bis in die Eisenbahntarife und die Brotpreise hinein verfolgen können. Gewiß! In dem Kampf gegen die alte Weltanschauung und ihr Begriffsideal handelt es sich um die nacktesten Lebensinterefsen und er hat durchaus nicht nur theoretische Bedeutung. Es ist die Kultursrage aller Kulturfragen. Wie sehr ich diesen Irrwahn an meinem eigensten Fleisch und Blut spüre, Das kommt mir zu klarstem Bewußtsein, wenn ich in die Arbeitstube meiner Kinder trete und die Kleinen sich abquälen sehe mit allerlei völlig unnützen Beschäftigungen, die sie nur betreiben müssen, weil der Schulgeist den Begriff für das Wesen der Dinge hält.

„Und dann müßten Sie", so schreibt mir ein Lehrer, „den ganzen Schulschwindel so hinter den Coulissen sehen können, wie Unsereiner es kann, — wenn ers kann. Nur so die Schulaufgaben, die im Klassenbuch hinter einander für die fünf Vormittagsstunden eingetragen sind, einmal mit Verstand lesen und dann die Schulesel von Konzentration des Unterrichtes iahen hören. Unten liefert man uns muntere Kinder herein mit hellen Augen und offenen Ohren für die Schönheit der Welt; wenn sie oben aus der Mühle herauskommen, dann, o Jammer, haben sie den Gebrauch der Sinne, wenn sie überhaupt noch welche haben, verlernt." Dieser Moloch aber, dem wir unsere Kinder zum Opfer dringen, ist der unselige Erkenntnißmensch, der uns, statt unserer wirklichen Welt, seine Welt des abstrakten Seins als die erst wahre und wirkliche Welt vorspiegeln will und in die Schule seinen unfruchtbaren Baum abstrakter Erkenntnisse hineinpflanzte, statt des Lebensbaumes, nach dem die Kinder verlangen.

Wilhelmöhagen. Julius Hart.

Zurück zur Scholle!
Zurück zur Scholle! Roman. Georg Müller in München.
Ein Fragment als Probe der Darstellungart:
Als August Knorreck am Abend mit den Arbeitern wieder zurückkam, ließ
er zuerst die Krebse in die Küche bringen. Dann stieg er die Treppe hinauf. Fritz
von Winkelberg hörte ihn kommen und öffnete ihm die Thür.
„Haben Sie sich die Sache überlegt?" fragte er kurz
„Ja?" erwiderte August Knorreck; und in seiner Brust arbeitete es schwer.
„Ich kanns nicht zugeben, niemals!"
„Ist Das Ihr letztes Wort?" ries der Baron rauh.
„Mein letztes!" sprach August Knorreck. „Ich kann nicht anders."
„Dann hören Sie auch mein letztes Wort!" sprach Fritz von Winkelberg
und trat dicht vor ihn hin. „Mit einem Menschen, der von solchen Vorurtheilen
besessen ist, kann ich nicht länger arbeiten. Entweder Sie lassen Hedwig unver-
züglich zurückkommen oder Sie sind von heute ab entlassen!"
August Knorreck fuhr sich über die Stirn. Dann trat er einen Schritt zu-
rück. Das letzte Wort hatte ihn wie ein Beilhieb getroffen.
„Herr Baron!" stöhnte er. „Ich bin über fünfundzwanzig Jahre auf dieser
Stelle."
„Das weiß ich, mein lieber Knorreck. Und ich weiß auch, daß ich ohne Sie
nicht lange arbeiten kann. Aber trotzdem: ich muß Sie endlich klein kriegen!"
„Ich bin ein alter Mann", sprach August Knorreck, der sich inzwischen be-
ruhigt hatte, weil er diese ungeheuerliche Drohung nicht für Ernst nehmen konnte.
„Sie wollen mich auf die Straße setzen, Herr Baron!"
„Das will ich nicht!" sagte lächelnd der Baron, der den Widerstand seines
Gegners schwinden fühlte. „Sie sollen ja auch hier bleiben. Nur die Dummheit
von heute morgen sollen Sie wieder gut machen. Ihr Kontrakt läuft noch zwei
Jahre. Sollten Sie, was ich nicht glauben kann, meiner Kündigung Folge leisten,
so werde ich Ihnen das Gehalt weiter zahlen, sofern ich dazu im Stande bin.
Kann ichs nicht und wirthschafte ich mich ohne Sie auf Britzkawe zu Grunde, dann
tragen Sie allein die Schuld."
August Knorreck hielt den Blick gesenkt und schüttelte den Kopf.
„Es ist mein letztes Wort, Knorreck!" warnte ihn der Baron. «In der Dick-
köpfigkeit nehme ichs noch mit Ihnen auf. Ueberspannen Sie den Bogen nicht."
„Ich rhu Das nicht, Herr Baron!" stöhnte der Inspektor.
„Sie wundern sich darüber?" rief Fritz von Winkelberg, seines Sieges sicher.
„Obgleich Sie selbst den He«m Baron in mir großgezogen haben. Jetzt faßt er
Sie an. Jetzt will ich einmal wenigstens Ihr Herr Baron sein."
„Herr Baron, ich bitte Sie, nehmen Sie die Kündigung zurück."
„Nur unter einer Bedingung."
August Knorreck sanken in einem Ruck die Schultern herab.
„Sind Sie nun mürbe, mein lieber Knorreck!" lachte der Baron und klopfte
ihn auf die Schulter. „Sehen Sie einmal, Sie richten mit Ihrem Dickschädel nichts
aus. Werfen Sie mir wirklich den Kram vor die Füße, dann wirthschafte ich mit
Thomas Hauschild weiter. Hedwig kommt her. Ich finde sie schon. Sie hat in

Zdurotschin das selbe Billet wie Hugo gelöst, und zwar nach Halle. Wir machen
Hochzeit. Ihre Einwilligung ist dazu nicht nöthig. Und dann werden Sie schon
ganz von selbst wiederkommen."
August Knorreck knüllte mit der rechten Hand seine Mütze zusammen.
„Also: wie stehen wir?" rief Fritz von Winkelberg und schlug ihn auf die
Schulter. .
„Wie der Herr Baron befehlen!" sagte der Inspektor und ging.
Fritz von Wmkelberg athmete erleichtert auf und schrieb einen Brief nach Halle.
Als Knorreck die Hausthür erreicht hatte, durch die er über fünfundzwanzig
Jahre gegangen war, mußte er sich an den Pfosten halten. Sein Gang war un-
sicher und tappend. Frau Knorreck öffnete die Thür.
„August!" schrie sie auf, als sie ihn taumeln sah. „Was ist Dir!"
„Nichts!" sagte er ruhig und raffte sich zusammen. „Es war so ein kleiner
Schwindelanfall. Wir ziehen morgen nach Zdurotschin. Der Herr Baron hat
mir gekündigt."
Frau Knorreck entfiel vor Schreck der Leuchter. Das Licht erlosch.
„Rufe Thomas!"" befahl er mit fester Stimme. „Er muß ein Telegramm
nach Luschelau bringen. Der alte Abraham muß morgen herkommen."
Zehn Minuten später sprengte der Gehilfe in die Nacht hinein.
August Knorreck schlief diese Nacht nicht. Zuerst holte er seine Wirtschaft-
bücher heran und begann, zu rechnen. Frau Knorreck, die sich noch immer nicht
zu fassen wußte, saß zusammengesunken auf dem Stuhl hinter dem Ofen und
schluchzte leise in ihre Schürze.
„Was soll Das?" rief August Knorreck barsch. „Das hilft nicht. Hol
Dir zwei Mägde und pack die Sachen. Morgen stüh ziehen wir. Es bleibt dabei
Hör auf, zu lamentiren."
„August!" stöhnte sie. „Wovon sollen wir leben? Wir haben doch nichts
als Dein Gehalt!"
„Ein Jahr halten wirs auS! Und für das Weitere wird der Herrgott sorgen.
Jsts hier mit Britzkawe ganz und gar aus, dann suche ich mir eine andere Stellung!"
„Du bist doch ein alter Mann!" rief sie. „Gieb doch nach! Dich nimmt
doch Keiner mehr als Inspektor."
„Das wollen wir erst mal sehen. Ich nehms mit jedem Jungen auf."
Da wußte sie, daß nichts gegen ihn und seinen Starrsinn auszurichten war.
Sie ging langsam hinaus und holte sich ein paar Mägde, um das Geschirr und
die Wäsche einzupacken. Eine halbe Stunde später hörte sie August Knorreck im
Schlafzimmer herumhantiren. Alle Hoffnung aber hatte sie noch nicht verloren.
Sie konnte nicht glauben, daß sie der Baron ziehen lassen würde.
Der Inspektor aber rechnete, schloß die Zahlenreihen ab, überblickte den
Inhalt der Kasse und machte einen Rundgang durch die Ställe. Dann kam Thomas
Hauschild zurück. Dem übergab er die Bücher und die Kasse, prägte ihm die Arbeiten
für die nächsten Wochen ein und ließ ihn nicht eher los, bis er Alles vom Herzen
herunter hatte. Da schlug es Mitternacht.
„Wenn Sie was nicht wissen", sagte August Knorreck und stand auf, „dann
kommen Sie zu mir. Ich wohne in Zdurotschin. Halten Sie die Ohren steif,
daß nichts versäumt wird. Ich werde hin und wieder selbst zum Rechten sehen

kommen. Wenn Sie nicht aufpassen, ist unsere Freundschaft aus. Dann mögen
Sie selbst sehen, wie Sie mit Hedwig zurechtkommen,"
Thomas Hauschild versprach es ihm in die Hand und legte sich schlafen,
denn er war übermüdet.
Auguft Knorreck aber nahm Stock und Mütze und ging mit starken, lang'
samen Schritten durch die Felder. Matt nur schimmerte die Mondsichel durch die
unbeweglichen Wolkenschleier der Nacht. August Knorreck brauchte kein Licht. Er
kannte in der Gemarkung Britzkawe jeden Stein. Links und rechts streckten sich
die dünnen, zähen Halme des Roggens in die Höhe. Sie leuchteten schon gelblich
Acht Tage noch: dann fiel der erste Sensenwurf. Er hob die Hand und ließ die
Halme durch die Finger gleiten. Eine Aehre blieb darin hängen. Sie war voll
und schwer und strotzte von Körnern. Das war seine Arbeit, seine treue Arbeit
seit fünfundzwanzig Jahren. Und Das sollte jetzt plötzlich ein Ende haben! Ge-
senkten Hauptes schritt er weiter, durch den fetten, raschelnden Weizen, durch die
flüsternde Gerste, die der sanfte Nachtwind furchte, durch die dunklen Kartoffel-
felder und an den schnurgraden Rübenfurchen entlang. Drei Stunden wanderte
er, sprang über Gräben, strich am Waldrand entlang, umkreiste fast die ganze
Gemarkung bis nach Altsorge hinunter, wandte sich endlich und machte sich auf
den Rückweg, als im Osten gerade der erste Morgenschimmer erwachte. Auf der
Schwedenschanze, von deren freier Höhe man das ganze Dorf und den größten
Theil der Gemarkung übersehen konnte, machte er Halt. Lange ließ er seinen Blick
in die Runde schweifen und nahm Abschied von dem Boden, der ihm durch fünf-
zwanzig Jahre harter Arbeit seine Heimath geworden war.
. . . Als August Knorreck wieder auf dem Gutshof eintraf, erglühte der Osten
im dunklen Sonnenfeuer. Er ließ drei Leiterwagen anspannen und vor seine Thür
fahren. Dann wurden die Möbelstücke einzeln herausgetragen und aufgeladen. Da
viele Hände Zugriffen, verlief die Arbeit schnell und ohne Stocken. Die Dienstleute
steckten die Köpfe zusammen und flüsterten leise mit einander. August Knorreck sprach
kein unnöthiges Wort, prüfte sorgsam, ob jedes Möbel auch ordentlich festgeschnürt
war, und schickte seine Frau noch einmal in die Ställe, um das Vieh zu versehen
und das Melken zu beaufsichtigen. Die Möbel aus Thomas Hauschilds Giebelstube,,
die mit zu Knorrecks Haushalt gehörten, wurden nicht heruntergetragen. August
Knorreck ließ sie da, weil Thomas Hauschild darum bat.
„Lange dauerts ja nicht?" meinte der Gehilfe. „Sie werden ja doch bald
wiederkommen!"
Darauf gab ihm der Inspektor keine Antwort.
Plötzlich rollte ein leichtes Wägelchen in den Gutshof Das war der alte
Abraham. Als er die vollgepackten Leiterwagen erblickte, begann er sofort, zu schreien
und mit den Händen durch die Luft zu schlagen. August Knorreck beruhigte ihn^
so gut es ging, schleppte ihn in eine der leergeräumten Stuben und legte ihm mit
kurzen Worten dar, was vorgefallen war.
„Er ist meschugge und Sie sind meschugge!" rief der alte Abraham voll
echter Verzweiflung. „Sie sind alle Beide verrückt und meschugge?"
„So siehts aus", meinte der Inspektor ernst. „Aber es ist nicht so."
„Nu?" fragte der alte Abraham mit fliegender Stimme. „Warum wollen
Sie nicht, daß er sie heirathet?"

„Weil ich nicht will", sprach August Knorreck fest, „daß der Herr Baron
später einmal mit seinen Kindern betteln geht."
„Sie haben Recht!" schrie der alte Abraham. „Sie haben ganz Recht. Er
mutz eine Partie machen, sonst geschieht ein Unglück. Es wird ein Unglück ge-
schehen und er kann Britzkawe nicht halten."
Und eilig stob der alte Abraham zum Baron.
Fritz von Winkelberg war eben aufgestanden und sah mit Ingrimm, daß
August Knorreck Ernst machte. Da schoß der alte Abraham zu ihm herein.
„Herr B.aron!" rief er athemlos. „Sie werden doch den Herrn Knorreck
nicht fortschicken. Das giebt ein Unglück. Das muß ein Unglück geben. Sie müssen
die Kündigung zmücknehmen.' Was wollen Sie ohne Inspektor machen!"
„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Abraham", erwiderte Fritz von Winkel-
berg und unterdrückte mühsam seine Aufregung. „Ich schicke Herrn Knorreck nicht
weg: er geht von selbst. Ich verliere ihn nicht gern. Das weiß er!"
„Geben Sie ihm ein gutes Wort!" rief der alte Abraham. „Ein einziges
gutes Wörtchen; und er bleibt. Er wartet nur darauf. Er will bleiben. Es ist der
tüchtigste Inspektor im ganzen Kreise."
„Ich weiß es!" sprach der Baron ruhig. „Aber kein Mensch ist unersetzlich."
„Herr Baron!" schrie der alte Abraham in höchster Seelenangst. „Sie kön-
nen doch nicht das Fräuleinchen Heirathen. Sie müssen eine Partie machen, eine
feine Partie."
Fritz von Winkelberg drehte ihm den Rücken zu. Aber der alte Abraham
ließ sich nicht so leicht verblüffen.
„Herr Baron!" rief er und unterstützte seine Argumente durch die lebhaf-
testen Handbewegungen, die ihm zu Gebot standen. „Herr Baron, der Herr Knor-
reck ist im Recht, ganz im Recht. Das ist kein Kündigungsgrund. Er hats im
Kontrakt. Er ist vollständig im Recht!"
„Ich auch!" sagte Fritz von Winkelberg trocken.
„Aber er ist besser im Recht!" trumpfte der alte Abraham auf.
„Ersparen Sie sich Ihre Vermittlung", sprach der Baron und wandte sich
wieder um. „Ich gebe nicht nach. Es sieht auch viel schlimmer aus, als es ist.
Herr Knorreck wird in vier Wochen wieder hier sein. Ganz von selbst wird er
ankommen, wenn ich erst sein Schwiegersohn bin."
„Er kommt nicht, Herr Baron!" verschwor sich der alte Abraham. „Ich
kenn' ihn besser. Er kommt nicht, wenn Sie ihn nicht bitten."
„Dann mag er bleiben!" rief Fritz von Winkelberg ärgerlich. „Und ich werde
ihm beweisen, daß ich Manns genug bin, mein Gut selbst zu bewirthschaften. Das
können Sie ihm meinethalben sagen!"
Damit ließ er den alten Abraham allein. Aufgeregt zappelte Der wieder
über den Hof zurück. August Knorreck nahm ihn bei Seite. Ohne zu fragen, las er
in Abrahams Gesicht, daß er nichts ausgerichtet hatte.
„Sie sind Beide meschugge!" stöhnte er und wußte nicht aus noch ein. Er
sank auf den letzten Stuhl und ließ die Arme hängen.
„Ihr werdet aufpassen, Abraham", sprach August Knorreck, „daß dieses Jahr
gute Preise gemacht werden. Und auf die Versicherungen gebt Acht, daß sie nicht
ablaufen."

Der alte Abraham hörte nur mit halbem Ohr hin. „Sie müssen nachgeben, Herr Knorreck!" rief er und sprang auf. „Sie müssen! Er hat Sie doch ganz in der Hand! Was sperren Sie sich lange! Es hat ja doch keinen Zweck."
„Das ist meine Sorge!" erwiderte der Inspektor und richtete sich stramm auf; eben trat Thomas Hauschild herein.
„Ich muß Das wieder in Ordnung bringen, ich muß Das wieder ganz in Ordnung bringen", murmelte der alte Abraham vor sich hin und ließ den Kopf hängen. „Das geht nicht, geht auf keinen Fall nicht."
„Na!" meinte Thomas Hauschild und kam näher. „Ich will auch meinMöglichftes thun, daß sich die Sache wieder zusammenzieht."
„Die Versicherungen!" mahnte Knorreck noch einmal. „Nächsten Monat läuft die Vorwerksicheune ab. Ihr müßt den Herrn Baron daran erinnern. Und dann müßt Ihr gleich eine Milchwirthschafterin und ein Kinderfräulein besorgen. Und bald. Morgen schon! Auch ein Maschinist für die Lokomobile muß her; aber nicht wieder so einen verdammten Sozialdemokraten wie vor zwei Jahren. Die Maschine muß geschmiert werden und einmal Probe laufen, ehe sie aufs Feld kommt. Und vergeht mir die Erntearbeiter nicht; meinethalben Polaken. Daß sie aber in spätestens acht Tagen da sind! Herr Hauschild wird mich vertreten!"
„Ich werd' sehen, ich werd' sehen!" rief der alte Abraham und sprang auf sein Wägelchen. „Ich werd' Alles besorgen und die Versicherung gleich mit. Adieu, Herr Inspektor. Und meschugge sind Sie doch. Was bleiben Sie nicht gleich hier? Sie haben doch Ihren Kontrakt!"
Und schon klapperte er mit seinem Wägelchen im Trabe zum Gutshos hinaus auf die Dorfstraße.
Frau Knorreck saß schon auf dem Kutscherbrett des vordersten Leiterwagens. Sie hoffte noch immer, daß der Baron sie nicht aus dem Thor lassen werde.
August Knorreck nahm seinen Jnspektorstock, hing ihn über den Arm, durchschritt mit Thomas Hauschild alle Ställe und Wirthschaftgebäude, sah überall nach dem Rechten, schärfte ihm noch einmal Alles ein, drückte ihm zum Abschied kiäftig die Hand und reichte ihm die Schlüssel der leeren Jnspektorwohnung, die er dem Herrn Baron abliefern solle. Dann trat er neben das Hofthor, streichelte den zottigen Wächter, der, vor Freude bellend, an ihm emporsprang, und winkte den Kutschern. Sosort setzten sich die schwerbeladenen Wagen in Bewegung. Als sie ratternd, im Zangsamen Schritt, über das grobe Pflaster bei der Dungstätte fuhren, machte August Knorreck Kehrt, senkte den Nacken, schritt zum Hofthor hinaus, den Wagm voraus, die hinter ihm herknarrten, und ließ das Gut, das er fünfundzwanzig Jahre bewirthschaftet hatte, und das Dorf, das seine Heimath geworden war, hinter sich.
Die Dorfleute standen an der Straße und gafften. Daniel Zpuppack, der sich mit beiden Armen über den Pfarrgutsgartenzaun lehr,te, grinste und !üstete seine Mütze. Da straffte sich August Knorreck auf, schwang den Stock und stieß ihn klüftig in den Boden. So schritt er dahin, aufrecht und ungebrochen, und seine sechsundsünfzig Jahre sah man ihm nicht an.
Fritz von Winkelberg schaute ihm nach und mußte hart gegen sich kämpfen, daß er nicht weich wurde und den alten Starrkopf zurückrief.
Hamburg-Wedel. Ewald Gerhard Seeliger.

^nnen-Dekoration.
err Hofrath Alexander Koch in Darmstadt, der auch die gute, unparteiisch
und ernsthaft orientirende Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" her-
ausgiebt, wünscht, in der Zeit eines ehrenvollen Jubiläums den Lesern der „Zu-
kunft" einen Rückblick auf sein Wollen und Wirken zu ermöglichen. Er schreibt:
Jnnen-Dekoration. (Begleitwort zum zwanzigsten Jahresbande). Verlags-
anstalt Alexander Koch in Darmstadt. Gebunden 25 Mark.
Als ich vor zwanzig Jahren die Zeitschrift für Jnnen-Dekoration gründete,
in einer Zeit, da es eine bürgerliche deutsche Wohnungskunst noch nicht gab und
der Wohlhabende seine Einrichtung vielfach aus Paris bezog, lag mir daran, im
Hinblick auf die Interessen deutscher Handwerkskunst eine Vertrauens- und Ber-
mittelungstelle zu schaffen, an die sich Erzeuger und Abnehmer wenden könnten.
Allen Freunden einer gediegenen häuslichen Umgebung sollte, eben so wie dem
Fachmann, dem Fabrikanten und Architekten, eine Rathgeberin in den Problemen
der Raumausstattung und Wohnungeinrichtung erstehen. Die ursprünglich vor-
wiegend textlichen Beiträge mußten allmählich einem immer reichlicheren Anschauung-
Material weichen. Auf zwei Punkte lege ich dabei besonderen Nachdruck: auf eine
strenge, aber nicht pedantische Sichtung des zur Publikation bestimmten Materials
und zweitens auf die Art, das „Wie" der Darbietung. Denn meines Erachtens
mutz eine Kunftzeitschrift in erster Linie hierin selbst Mustergiltiges bieten, wenn
die Kultur des Auges gefördert und die Luft an edlem Material, an architektonischer
Schönheit und Harmonie geweckt werden soll.
Umfassend ist die Aufgabe, die der „Jnnen-Dekoration" seit zwanzig Jahren
gestellt ist. Die Raumdisposition, die wohnliche Ausstattung und künstlerische Ge-
staltung der Räume in Mietwohnung und Landhaus, Hotel oder Dampfer for-
dern Geschmack und Erfahrung, die nur durch die Betrachtung vorbildlicher Lösungen
erworben werden können. Solche auf allen Gebieten der Kleinwohnungskunst eben
so wie in Meisterschöpfungen von Stuck, Emanuel von Seidl, Bruno Paul, Behrens,
Riemerschmid, Ludwig Hoffmann und Anderen zu zeigen und allen Kreisen ein-
dringlich nah zu bringen, ist mein Bestreben. Wohl ist gerade in unserer Zeit die
ökonomische Unterordnung des künstlerischen Geistes unter die ästhetischen unb
praktischen Bedürfnisse nothwendiger als je zuvor; soll aber keine Stagnation ein-
treten, so bedarf es immer wieder frischer Anregung, brauchen wir eine Zeitschrift,
die muthig, aber in vornehmer Mäßigung den rechten Weg weist, um der ver-
einigten Krästebethätigung von tüchtigen Künstlern, Handwerkern und Industriellen
und der Freude am Werden des deutschen Heimes freie Bahn zu schaffen. Aus
den stetig wachsenden Sympathien, die der „Jnnen-Dekoration" aus allen Kreisen
im In- und Ausland entgegengebracht werden, die Anerkennung ihrer thätigen
Beihilfe auf dem Weg zu dem erstrebten Ziel entnehmen zu können: Das ist ihr
stolzester Ruhm.

Darmstadt.
Alexander Koch.

Die neuen Anleihen.

MM it erfrischender Kühle und Sachlichkeit hatte sich der deutsche Schatzkanzler
U^?über den Etat vernehmen lassen. Keine Floskeln, keine Versprechungen;
aber auch keine Angstmeierei. Der Mann mußte gefallen. Er hielt auch, was «versprach.
Zwei Monate früher als sonst wissen wir, wie hoch die Zunahme der deutschen und
der preußischen Anleihen in diesem Jahr sein wird. Die Abendblätter meldeten die
Einberufung des „Preußenkonsortiums"; und am nächsten Tag erfuhren wir das
Nöthige über die neuen Emissionen. Prompte Arbeit nach den eontes dlsus, die
im Herbst den deutscheu Rentner geängstet hatten. Deutsche Profesforen stritten
über die Kreditfähigkeit des Reiches; und dazwischen platzten, wie Bomben, die
Gerüchte über die „schwindelnd hohe" Ziffer der nächsten Reichsanleihe. Vielleicht
700, mindestens 500 Millionen. Als Einer sagte, am Ende werde man nur 300
Millionen fordern, wurde er für verrückt erklärt. Und jetzt? Das Reich verlangt
340 Millionen, also nicht einmal die Hälfte der ihm bewilligten (oder noch zu ge-
währenden) Kredite, und Preußen begnügt sich mit 140 Millionen. Vor diesen
480 Millionen braucht der Rentenmarkt nicht zu erbeben. Seit l 905 gingen die An-
leihebeträge meist über eine halbe Milliarde hinaus; 1906: 560, 1907: 400, 1908:
1031, 1909: 800 Millionen. Herr Mermuth ist den Bundesstaaten und den Städten
zuvorgekommen. Das ist fürs Reich und für Preußen, die beiden größten An-
leiheschuldner, nützlich. Als Herr von Rheinbaben in den ersten Januartagen des
Jahres 1903 die berühmt gewordene „Goschenanleihe" ankündete, schien das Mor-
genroth einer neuen Aera zu dämmern. Doch die Rechnung des Ministers hatte
ein Loch. Der Gedanke, das Publikum selbst bestimmen zu lassen, wie groß sein
Bedarf an neuen Staatsrenten sei, wirkte mit dem Reiz der Neuheit; aber die
Banken lassen sich nicht wegschieben. Herr Mermuth gab dem Konsortium, was
des Konsortiums ist; und das Geschäft wickelte sich glatt ab. Vielleicht hätte ein
weniger kühler Rechner die Notwendigkeit des vierprozentigen Zinstypus so zu
mildern versucht, wie es 1909 geschah, als die 320 Millionen Reichsanleihe und
480 Millionen Konsols je zur Hälfte mit 4 und 3^ Prozent Zinsen ausgestattet
wurden, trotzdem die Vernunft vor dreieinhalbprozentigen Papieren warnte. Die
Folgen blieben nicht aus: das Konsortium sitzt heute noch auf etwa 130 Millionen
Mark der Dreieinhalbprozentigen. Ich sagte hier schon vor Jahr und Tag, das
Kapital werde nicht leicht zum Verzicht auf die vier Prozent zu bringen sein. So
ists gekommen. Geldsätze und Konjunkturen haben gewechselt; Perioden billigen
und theuren Geldes sind auf einander gefolgt; aber die deutsche Rente hat ihre
vier Prozent deHalten. Der Preis der neuen Papiere mußte dem Zustand des
Rentenmarktes entsprechen. Im vorigen Jahr war der Uebernahmekurs 102, der
Zeichnungpreis 102,70; diesmal sinds 101,30 und 102. Das Konsortium bekommt
keine kleinere Provision, nur die Reichs- und Staatskasse etwas weniger. Immer-
hin ist der Kurs noch 1,30 über Pari, bietet dem Schuldner also einen Vortheil.
In den schlimmen Jahren 1907 und 1908 mußten vierprozentige Renten
zu 98 und 98^2 Prozent begeben und zu 99 oder 99^ auf den Markt gebracht
werden. Heute siehts doch wesentlich besser aus. Ruinirt Hat der Besitz deutscher
Staatspapiere noch Keinen. Manchem freilich Kursverluste gebracht; die dann aber
die Zeit wieder ausglich. Fünf Milliarden Reichsschulden! Ein «aneKsiuAi-, der

dem Steuerzahler den Schlaf raubte. Dem Deutschen Reich wurde, wie Rußland,
der Bankerot vorausgesagt. Jetzt gehtS Beiden ganz gut. Herr Mermuth hat die
Grenze des fünften Tausend noch nicht überschritten. Bon 4,55 steigt die Reichs-
schuld auf 4,89 Milliarden; die 110 Millionen, die noch fehlen, werden vielleicht
durch Schatzwechsel aufgebracht, ohne daß die Oeffentlichkeit viel davon merkt. Zur
Deckung der rückständigen Matrikularbeitrüge des Jahres 1909 (242 Millionen),
die im Lauf der nächsten drei Jahre bezahlt sein müssen, wüzde die Ausgabe von
Schatzanweisungen genügen. Man hat sich gewöhnt, bei der Betrachtung der „unirten"
Emissionen Preußen so ziemlich auszuschalten. Dessen Eisenbahnen allein sind ja
10 Milliarden Werth und die Betriebsüberschlisse (667 Millionen) übersteigen die
für den Anleihedienft nöthige Summe (396 Millionen). Da sind 91/2 Milliarden
Schulden nicht so schlimm. Im Reich ist das Aktivvermögen klein; Post Und Tele-
graphier Eisenbahnen, Reichsdruckerei: für 1750 Millionen ist der ganze Kram zu
haben. Mit dem Grünkramexempel von Soll und Haben wird die Noth des Reiches
unwiderlegbar errechnet und auch hier die Politik der vollen Hose als berechtigt
erwiesen. Daß die Potenzen des Deutschen Reiches nicht nach den greifbaren Ber-
mögensstücken zu berechnen sind, bleibt dem Herrn Omnes verborgen. So lange
die Bundesstaaten zahlungsfähig sind, ists auch das Reich. Denn die Verbündeten
Regirungen haben schließlich für die Schulden des Ewigen Bundes aufzukommen.
Auch der -Mißerfolg" der Finanzreform wirkt beim Urtheil über die Ver-
mögenslage des Reiches bestimmend mit. Mancher gab sich der Illusion hin, am
Tag nach der Bewilligung der neuen Steuern werde die Tilgung der Reichs schulden
beginnen. „Neue Muster werden nicht mehr angeschafft und mit den alten Beständen
wird schleunig geräumt." Als ob 400 oder 500 Millionen in ein paar Monaten
herbeizuschaffen wären. Das Ergebniß der Reform wird frühstens Ende 1910 zu
erkennen sein. Der Schatzsekretär hat mit Recht vor Selbsttäuschungen gewarnt.
Nach dem neuen Finanzgesetz soll die bestehende Reichsschuld in dreiundvierzig Jahren
getilgt sein. Wenn DaS gelingt, darf man die Reichsfinanzverwaltung loben. Selbst
in England hat es sehr lange gedauert, bis die Amortisation der Staatsschulden
beginnen konnte; und dann gings nicht so schnell, wie man gehofft hatte. Der
Burenkrieg kam dazwischen und noch heute ist der tote Punkt nicht überschritten.
Herr Mermuth hats wirklich besser als die meisten seiner europäischen Kollegen.
Ist es nöthig, dem Publikum zu sagen, daß deutsche Staatsfonds sicherer
sind als Griechen und Portugiesen, daß es sie also ruhig kaufen könne? Das ge-
schieht bei uns. Würde eine englische Zeitung wagen, ihre Leser zu versichern, daß
britische Konsols kein schlechtes Papier seien? Man bekommt heute manches vier-
prozentige Papier billiger, als unsere neuen Anleihen zu haben sind; aber keins ist
von besserer Qualität und das Prestige muß eben bezahlt werden. Die vierzehn
Milliarden, die Reich und Preußen dem deutschen Kapital (und dem Ausland) ver-
zinsen, sind sicher angelegt, trotz allem Gejammer über die Noth des deutschen Renten-
marktes und trotz allen Kursverlusten, die auf dem Papier stehen. Die Stimme dieses
Gefühles übertönt schließlich auch alleS Unkengcquak. Die Statistik der Kapitals-
anlagen giebt keine ganz zuverlässigen Ziffern; annähernd richtig aber dürfte fem,
daß von 4860 Millionen, die im Jahr 1909 in Werthpapieren angelegt wurden,
etwa 1060 Millionen auf deutsche Staatsanleihen entfielen. Die deutschen Fonds
sind abgesetzt worden, ohne daß demüthigende Vorschriften, wie etwa die, daß Spar-

kassen und Bersicherunganstalten bestimmte Theile ihres Vermögens in deutschen
Staatspapieren anlegen müssen, nothwendig wurden. Zur Liebe kann man Keinen
zwingen; der Rentier, der sich mit Dividendenwerthen zudecken möchte, verschmäht
Staatsrenten. Die Vorliebe des Publikums für Aktien konnte also den Erfolg der
neuen Anleihen gefährden. Doch Herr Mermuth hat seine Zeit klug gewählt. Im
ersten und im zweiten Monat des Jahres ist für Rente und für Aktien Geld genug da;
wenn, nach den Bankbilanzen, die neuen Jnduftrieemissionen kommen, ifts mit dem
Interesse für Staatspapiere vorbei. Mit Ueberzeichnungen brauchen wir nicht zu
prunken; die Papiere nur so unterzubringen, daß sie nicht gleich wieder auf dem
Markt zu sehen sind. Als im vorigen Jahr 800 Millionen verlangt wurden, ergab
die Sudskription 1500 Millionen; ober fast ein Zehntel (allerdings dreieinhalbpro-
zentiger Stücke) ist noch immer nicht abgesetzt. Also: keine Konzertzeichnungen!
Die jährliche Zunahme des deutschen Privatvermögens wird auf 9 bis 10
Milliarden geschätzt. Dieser Ueberschuß sichert der Effektenproduktion den Absatz.
Der größte Theil der Ersparnisse wird von den Werthpapieren aufgesogen. Weder
Sparkassen- noch Depositengelder nehmen es an Beharrungvermögen mit demEffekten-
kapital auf. Der französische Statistiker Edmond Thery hat erwähnt, daß die Ver-
mehrung des französischen Volksoermögens um 6 Milliarden (im Jahr 1909) haupt-
fächlich dem Steigen der Effektenkurse zuzuschreiben sei; so groß war der Zuwachs
noch in keinem Jahr. Diese 6 läßt vermuthen, daß unsere Ziffern (9 bis 10) nicht
ganz richtig sind. Darauf kommts jetzt aber nicht an. Allein an der berliner Börse
werden festverzinsliche Papiere im Nominalwerth von etwa 90 Milliarden Mark
notirt. Das ist keine Kleinigkeit. Und daß in diesem Riesengeschäft Raum für
vernünftig bemessene Anleihen deS Reiches und Preußens ist, braucht nicht bewiesen
zu werden Lumma summ^rum: Herr Mermuth hat seine Sache gut gemacht.
Hoffentlich hat er auch das Talent, Glück zu haben. Das Glück eines Schatzsekretärs
zeigt sich darin, daß seine Amtsperiode in gute Geschäftsjahre fällt. Sonst kann
auch der Klügste nicht viel ausrichten. Einstweilen hat der neue Herr, dem man
minder eilig als manchem seiner Kollegen Kränze flicht, gezeigt, daß er hinter den
hohen Aktengebirgen nicht den Blick ins Leben verlernt hat. Und wie nach einem
Zauberschlag ist nun das Gewinsel und Gestöhn verstummt. Man hört nicht mehr,
daß wir halb bankerot sind, und über die Anleihen wird (noch immer zu viel, aber)
weniger als sonst geschrieben. Hoffentlich wird diese Erfahrung nicht so bald wieder
vergessen. Wir brauchen auf allen Gebieten mehr ruhiges Selbstbewußtsein; auch
auf dem der Finanzen. Sparen: ein vernünftiges Programm; wer die neuen Staats-
bauten in den verschiedenen Provinzen, etwa den Ansiedlungpalast in Posen, die
Ulanenkaserne in Hannover und andere ähnlichen Stils, sieht, kann nicht leugnen,
daß allzu üppig gewirthschaftet wird. Wo aber nicht gespart werden kann, ds muß das
nöthige Geld herangeschafft werden. Herr Mermuth hat jetzt ein Weilchen Muße
zum Nachdenken; er muß erkennen, daß .mit geistloser Steuervermehrung nichts Wesent-
liches erreicht, dauernde Hilfe nicht bewirkt wird und daß seine Aufgabe ist, dem
Reich lohnende Geschäfte zu sichern. Geschäfte, die Beträchtliches einbringen und
die der Staat, ohne die Privatwirtschaft unersetzbaren Verlust leiden zu lassen,
übernehmen kann. Und wo der AUtagsbedarf durch Anleihen zu decken ist, da braucht
man, wie die Herren Mermuth und Baron Rheinbaben uns gezeigt haben, um den
Erfolg einer still und klug vorbereiteten Aktion nicht furchtsam zu zittern. Ladon.

Herausgeber und nonnimwvUicher Rrdnüicur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin-
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 12. Februar 1910.
preußisches Wahlrecht.
HKAm uninteressirten Beobachter verursacht das preußische Wahlrecht keine
Schmerzen. Er vertraut der immanenten Logik des Weltgeschehens,
welche die Halb- und die Scheinsouverainetäten, die Bismarck stehen lassen mußte,
wegspülen und neben dem Reichstag nur noch unpolitische Provinziallandtage
dulden wird. Und er macht sich die Natur unseres Verfassunglebens klar. Das
moderne Repräsentativsystem zeigt zwei Grundformen. In England regirt das
Unterhaus: eine Aristokratie, die in politischer Erbweisheit dem römischen Senat
und der Nobilität des mittelalterlichen Venedig ebenbürtig ist. Die Demokrati-
sirung des Wahlrechtes hatte bis zum Jahr 1906 das Unterhaus noch nicht
demokratisirt. Sollte die demokratische Sturmfluth des genannten Jahres, die
der Januar 1910 zurückgestaut hat, wiederkehren und dauernd obsiegen, dann
müßte England zum Monarchismus zurückkehren, wenn es nicht auf den Humbug
des kontinentalen PseudoParlamentarismus herabsinken will. Wir Deutschen haben
die andere Form: die beschränkte Monarchie. Uns regnt eine Bureaukratie,
deren Spitzen der Monarch auswählt, und der Volksvertretung liegt ob, die
Verwaltung und Rechtspflege zu überwachen und zu kritisiren. die Beschwerden,
Wünsche und Forderungen des Volkes der Regirung zu übermitteln, diese über
den Zustand des Landes aufzuklären und die von den Geheimräthen aus-
gearbeiteten Gesetzentwürfe den Bedürfnissen und Wünschen der Wähler gemäß
Zu verbessern oder zu verschlechtern. Die Ausübung dieser Funktionen bedeutet
noch keine Beschränkung des Monarchen, vielmehr eine Hilfe für ihn; die Be-
schränkung liegt erst darin, daß ohne die Zustimmung der Volksvertretung
keiner seiner Vorschläge Gesetz werden kann. Doch hat diese Hemmungsgewal:

der Volksvertretung ihre Grenze an den Daseinsbedingungen des Staates. Sollten sie einst (etwa von einer sozialdemokratischen Mehrheit) bedroht werden, so würde eintreten, was Wilhelm Liebknecht, auf den sich der Januschauer berufen kann, einmal gesagt hat: eine Compagnie Soldaten würde dem Unfug ein Ende machen. Da sich das Volk in Berufsstände gliedert (den aus rationalistischem Doktrinarismus geborenen Aberglauben, der aus gleichberechtigten ungeflügelten Zweihändern bestehende moderne Rechtsstaat kenne keine Berussstände, hat die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts gründlich acl Äd8ui-6uin geführt: von den Fabrikarbeitern, Handwerkern und Bauern bis zu den Aerzten, Schriftstellern, Profesforen, Großindustriellen zünfteln Alle um die Wette), so bedeutet Voltsbedürfniffe, Volkswünsche so viel wie Bedürfnisse und Wünsche der Berufsstände, wäre demnach die ständische Vertretung die richtige.

Der Ofsiziosus der Norddeutschen Allgemeinen dozirt, Das würde ein anderes „System" sein, wir dürften aber nicht zu einem anderen System übergehen, sondern müßten das, welches wir haben, organisch fortbilden. Man darf aber immer zu einem anderen System übergehen, wenn das bestehende nichts taugt; und organisch fortbilden läßt sich nur ein Organisches, natürlich Ge5 wachsenes. Die preußische Verfassung aber ist nicht aus dem Volk herausgewachsen, sondern ihm aufgeklebt. Eben so wenig verfängt der Einwand, nach der Verfassung habe der Abgeordnete nicht Standesinteressen, sondern das ganze Volk zu vertreten. Das ganze Volk, also tausend verschiedene Interessen und Meinungen, von denen je zwei einander aufheben, vertreten wollen: Das könnte nur ein Mammuthnarr. Was im Wege steht, sind nicht solche Schrullen oder Vorwände, sondern die ungeheure Schwierigkeit, da wir heute nicht drei Stände haben wie unsere Vorfahren, sondern einige hundert. Aber auch ohne gesetzliche und planmäßige Anordnung find ja unsere Parlamente schon Vertretungen der wichtigsten Berufsstände. Da sitzen Männer aus den verschiedensten Berufsständen und Jeder macht die Ansprüche feines Standes, die ja zugleich seine eigenen sind, mit einem Eifer geltend, der nichts zu wünschen übrig läßt; und was überdies das preußische Abgeordnetenhaus im Widerstand gegen den König zu leisten vermag, hat es in der Konfliktzeit bewiesen. Das elendeste aller Wahlrechte (Bismarck nannte es so, weil es ihm zu viel berliner Freisinn ins Haus brachte; in anderen Zeiten fand er dann wieder die Temperatur dieses Hauses angenehmer als die des Deutschen Reichstages), dieses Wahlrecht, das)908 den Konservativen anderthalbhundert Mandate beschert hat, dieses selbe „elende" Wahlrecht hat sie am sechsten Dezember 1861 auf vierundzwanzig Mann reduzirt und den „Fortschritt" in den Sattel gehoben; und des Fortschritts Rückgrat war damals: der preußische Kreisrichter! Man denke sich unsere heutigen Richter und Staatsanwälte, sämmtlich Lieutenants der Reserve, als Führer der Opposition, der Opposition gegen eine Militärvorlage!

Das Wahlrecht thuts nicht; der Geist der Zeiten, der freilich der Herren eigener Geist ist, der thuts.
Allerdings: eine so vollständige Vertretung der Berufsstände wie der Reichstag ist unser Abgeordnetenhaus nicht; ihm haftet ein arges Manko an. Die Geheimräthe haben sich ungeheuer viel Mühe gegeben, mit ihrer Wahlstatistik den Vorwurf des plutokratischen Charakters des preußischen Wahlrechts zu entkräften. Die Mühe war vergebens. Von den unzähligen Gegenrechnungen, die man aufgemacht hat, will ich nur zwei anführen. „Das Centrum": Unser Landtagswahlrecht setzt 2,7 Prozent oder ein Siebenunddreißigstel der Wählerschaft in den Stand, durch zweckmäßige Vertheilung auf die Hälfte der Wahlkreise die absolute Mehrheit zu erringen, während die übrigen 97,3 Prozent oder 36 Siebenundleißigstel sich mit der Minderzahl der Abgeordnetensitze begnügen müssen. Die Frankfurter Zeitung: Während 350 000 konservativen Wählern 152, oen"420 000 Wählern der beiden konservativen Parteien 213 Mandate zugefallen sind, haben 600 000 sozialdemokratische Stimmen nur 6, die über eine Million Liberalen aller Schätzungen nur 105 Sitze errungen.
Und die sechs Sozialdemokraten konnten nur in Berlin durchkommen; vor 1908 hat es gar keine im Abgeordnetenhaus gegeben. Das ist das Manko: die Lohnarbeiterschast. dieser zahlreichste Stand, ist so gut wie unvertreten. Darum handelt es sich, nicht um die freilich lächerlichen und anstößigen Wahlkuriosa, auch nicht darum, ob das Wahlrecht mehr oder weniger plutokcatisch ist; Bildung und Besitz sollen ja herrschen, nur darf den Ungebildeten und Armen kein Maulkorb angelegt werden. Uebrigens hat bekanntlich die Konservative Partei die unveihältnißmäßig große Zahl ihrer Mandate weniger dem Census als der Wahlkreiseiniheilung zu verdanken; und daß diese Eintheilung nicht geändert werden soll, ist zu billigen. Die Interessen der agrarischen Landesiheile dürfen der stetig mehr anschwellenden Kopfzahl der Großstädte und Jndustriebezirke nicht geopfert werden; öenn in jenen wurzelt die physische und die moralische Kraft des Volkes. Wie kläglich die Militärtüchtigkeit in der Großstadt, namentlich in-Berlin, schwindet, hat jüngst Graf Posadowsky statistisch nachgewiesen; und was das Moralische betrifft, so hat die französische Heeresleitung die unangenehme Entdeckung gemacht, daß die aus Paris rekrutieren Truppentheile zu einem Drittel oder gar zur Hälfte aus Apachen bestehen. Berlin und Hamburg sind noch kein Paris; aber der ländlichen und kleinstädtischen ist ihre Bevölkerung nicht gleichwerthig, was keine Schande für die ehrenwerthen Urberliner bedeutet. Ist es doch nicht deren Nachwuchs, fondern der Zuzug, der die Einwohnerzahl in die Millionen steigen macht, das Einströmen der beweglicheren Elemente des Landes und der Kleinstadt; und es sind zwar zum Theil ehrende, zum größeren Theil aber weniger rühmliche Ursachen, die den Dörfler, den Kleinstädter entwurzeln.

Also die Lohnarbeiier find im preußischen Landtag vis zum Jahr 1908 unvertreten gewesen und haben beim bestehenden Wahlrecht wenig oder keine Aussicht, eine angemessene Vertretung zu erlangen. Ein Unglück ist Das nicht, weder für sie selbst noch für den Staat. In Ungarn ist es ein Unglück für die Kleinbauern, Fabrik- und Grubenarbeiter und für die Nationalitäten, daß sie gar nicht oder viel zu schwach im Parlament vertreten find. Denn ihr König hat nicht die Macht, sie vor der korrupten Justiz und Verwaltung zu schützen, und ihr Parlament ist ein Reichstag, nicht ein Landtag, dem ein Reichstag übergeordnet ist. Unsere deutschen kleinen Leute dagegen erfreuen sich einer Verwaltung und Rechtspflege, die zwar von der über alles Irdische verhängten Unvollkommenheit nicht ausgenommen, im Ganzen aber doch unbestechlich, gerecht und wohlwollend ist, und sie haben den Reichstag, in dem Alles geordnet wird, was das Wohl und Weh des Vierten Standes berührt: Sozialpolitik, Koalitionrecht, Justiz, Zölle und indirekte Steuern, Militiir- und Marineangelegenheiten. Polizeichicanen freilich, denen der Arme und Unangesehene am Meisten ausgesetzt ist, sind im Abgeordnetenhaus zu rügen; aber Das besorgen ja Csntrum, Polen und Freisinnige. Daß in den Schulen, wie die Gelehrten des „Vorwärts" im Verein mit denen des „Berliner Tageblatts" wünschen, statt des Katechismus das NvANAelwui HaecKslii gelehrt werde, würden die Freisinnigen und die Sozialdemokraten auch dann nicht durchsetzen, wenn ihre Fraktionen stärker wären als die der „Junker und Pfaffenknechte"; und den Arbeitern das allgemeine gleiche Wahlrecht für die Kommunalwahlen zu bescheren, wäre der berliner Rathhausfreisinn sicher nicht bereit.

Also ein Unglück ist dieses Manko nicht; aber es ist unfair, an einem System der Volksvertretung festzuhalten, das einen wichtigen und überaus zahlreichen Volkstheil von der Vertretung ausschließt. Bülow war nicht verpflichtet, ohne einen besonderen Anlaß auf diesem Gebiet Besserung zu versprechen; aber hatte er sie versprochen, dann mußte er und sein Nachfolger das Versprechen auch halten. Und gehalten kann es nur werden durch die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts, das zwar sehr unvollkommen ist (wo gäbe es ein vollkommenes?), aber das einzige eine annähernd richtige und vollständige Vertretung der Volksinteressen garantirende, wenn man sich zu dem einzigen ganz vernünftigen, zum ständischen, nicht entschließen kann oder will. Daß dieses „System" ganz ungefährlich ist, daß die Zeit, wo man zur ultima i'ntio, dem Lieutenant oder Hauptmann mit der Compagnie, zu greifen genöthigt werden könnte^ in beinahe unendlich weiter Ferne liegt, beweist das Häuflein Sozialdemokraten im Reichstag. Die Geheimrüthe haben sich eine ganz überflüssige Mühe gemacht, als sie verschiedene durch höhere Bildung oder einen Amtscharakter legitinnrte Personen in eine höhere Censustlasse versetzten. (Daß Vermögen über fünftausend Mark Steuerleistung außer Ansatz bleiben.

beugt nur den Wahlkuriofis einigermaßen vor.) Diese und andere Künsteleim, mit denen man sich in fast allen Siaaten abplagt, gehen von der falschen Voraussetzung aus, das Wahlrecht eines Jeden müsse nach seinem persönlichen Werth bemessen werden. Solche Bemessung ist unmöglich; und sie ist überflüssig, denn nicht um das Gewicht der Persönlichkeiten, sondern um die Interessen der Berufsstände, deren Gesundheit das Staatswohl ausmacht, handelt es sich. „Ein Bismarck hat nicht mehr Wahlrecht als ein Hausknecht: welcher Unsinn!" Ja, wenn man Bismarcks Wahlrecht nach dem Werth des Mannes für den Staat bemessen will, dann mutz es mehr als tausendmal größer als das des Haus" knechtes sein, Das heißt: man muß Bismarck jämmtliche Abgeordnete ernennen lassen. Bismarcks Gewicht geht jedoch auch so nicht verloren; er macht es geltend, nicht als Wähler, sondern als Reichskanzler; und in dieser Stellung ist er meistens stärker als der ganze Reichstag. Es ist keine Benachtheiligung des gescheiten Publizisten, daß er nicht mehr Wahlrecht hat als jeder Dummkopf; denn seine Geschsith?it geht dem Vaterland nicht verloren. Sie in die Wahlurne zu stecken, in Gestalt einer Doppelstimme, hätte keinen Sinn: sie wirkt durch sein geschriebenes Wort. Und der Großindustrielle, der Finanzmann hat gar nicht nöthig, zur Wahl zu gehen, wenn er den Staat seine Macht fühlen lassen will. Was hätte such ein hundertfaches Stimmrecht zu bedeuten neben dem großen Wort der Madame Rothschild: „Es wird kein Krieg, mein Mann giebt kein Geld!"

Also die Aussperrung des Vierten Standes aus der preußischem Kammer ist kein Unglück, aber sie ist nicht schön; und daß man eine Wahlreform verspricht, die doch lediglich diesen Punkt ins Auge zu fassen gehabt hätte, und statt ihrer den Beschwerdeführern ein paar überflüssige und nichts bedeutende Künsteleien bietet, ist noch weniger schön. Daß man außer dem allgemeinen gleichen Wahlrecht auch seine Ergänzung, die geheime Abstimmung, verweigert hat, war nur konsequent gehandelt. Bismarck hat gemeint, der Deutsche müsse auch beim Wählen den Muth seiner Ueberzeugung beweisen. Aber Leute in Bismarcks Lage, die niemals die Sorge ums tägliche Brot gekannt haben, können sich keine Vorstellung davon machen, welche Art und welcher Grad von Muth dazu gehört, wenn ein Abhängiger bei der Wahl sich offen zu seiner politischen Ueberzeugung bekennen soll. Im „Interesse des Dienstes" versetzt werden: Das ist ja noch kein grausames Martyrium; aber von der Zeche abgelegt werden: Das kann ein wirkliches Unglück sein, kann den Bergmann und feine Familie zu Grunde richten. Und als vernünftiger Mensch muß er sich doch fragen: Ist denn diese Wahl ein solches Opfer werth? Der Offiziosus führt als einen der Gründe für die öffentliche Stimmabgabe an. ein Blick in die Statistiken zeige, „daß die geheime Wahl stzatfeindlichen Bestrebungen den Schein einer Stärke und Verbreitung verleiht, die sie nicht besitzen. Der

Sozialdemokratie giebt bei den Landtagswahlen nur ein Drittel, in Berlin nur wenig über die Hälfte der Wähler die Stimme, die wenige Monate vorher bei den Reichstagswahlen für sie gestimmt haben". Abgesehen von der ungerecht, fertigten Jdentisizirung der sozialdemokratischen Stimmabgabe mit staatfeindlichen Bestrebungen, ist Das ein reizender Euphemismus für die Thatsache, daß die meisten sozialdemokratisch Gesinnten nicht wagen, nicht wagen können, mit Rücksicht auf ihre Familien nicht wagen dürfen, öffentlich für die Sozialdemo, kratie zu stimmen. Gerade deshalb auch ist ja das Reichstagswahlrecht besser, für die Regirung werthvoller als das Landtagswahlrecht, weil es sie richtiger und vollständiger über die Stimmung des Landes informirt. Wenn ich nicht irre, ist es Lothar Bucher, der erzählt, wie sich ein Sultan zu informiren pflegte. Er zählte auf seinem täglichen Morgenritt die Bäcker, die er mit dem Ohrläppchen an ihre Ladenthür angenagelt sah, und schloß aus ihrer größeren oder geringeren Zahl auf die größere oder geringere Unzufriedenheit des Volkes. Preußische Geheimräthe sollten doch nicht weniger politischen Verstand 'bekunden als ein Sultan, sollten nicht den Thermometer zerschlagen, weil ihnen die Temperatur nicht behagt.

Was der Entwurf sonst noch bringt, darauf einzugehen, lohnt nicht die Mühe. Den Modus, wie das Wahlergebniß festgestellt,werden soll, zu kritisiren, ist ein technisches Geschäft, das nicht hierher gehört. Und daß, wenn überhaupt am Wahlreglement Etwas geändert werden sollte, der Wahlmännerzopf abgeschnitten werden mußte, verstand sich von selbst.

Neisse. Karl Jentsch.

Das Volk ist keine Heerde wilder Thiers, die man an die Kette legen muß. Wenn es wahrhaft frei ist, hält es sich in ruhigem Gleichmaß. Der Wuth, der Wildheit überläßt es sich nur unter Regirungen, die es erniedrigen, um dann das Recht zu haben, es zu verachten. (Mirabeau.)

Das Volk ist ein gar launiges, grillenhaftes Thier. Zu einer Zeit duldet es die auffallendsten Eingriffe in seine Rechte mit der kaltblütigsten Gleichgiltigkeit, zur anderen geräth es über die unbedeutendste Kleinigkeit in Feuer. Heute kann man Alles von ihm erhalten, morgen vielleicht gar nichts. (Wieland.)

Dle Gesetzgebung geht von dem Prinzip aus, die Freiheit eines Jeden auf die Bedingungen einzuschränken, unter denen sie mit jedes Anderen Freiheit nach einem allgemeinen Gesetz zusammen bestehen kann. (Kant.)

Staatsmänner, die keine sind, glauben in ihrer Beschränktheit, ein unwissendes, ein dummes Volk sei leichter zu regiren als eine gebildete Nation... Der Staat, in dem der Geburt mehr Werth beigelegt würde als erworbenen Verdiensten, wäre verloren. (Fritz von Preußen.)

Die Franzosen-Ausstellung.
die französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts mit edlen
ZW? Gesten, in großartige Fa!ten gehüllt, in pathetischer Rhetorik der Ver-
gangenheit, so ist sie unbedeutend und man darf sie übersehen. Schildert sie
ihre Umwelt mit anmuthiger Wahrheit, verklärt sie mit bald keckem, bald
empfindsamen Spiel das festliche Leben, ss ist sie sehr ernst zu nehmen.
Ein kleiner Bildteppich nach Karle van Loo, die Allegorie der Malerei,
zeigt eine niedliche Blonde; mit Zierlich aufgesteckten Locken, mit milchweißem
Busen malt sie einen reizenden Engel. Wenn robuste Deutschthümler hierin
ein Symbol dieser französischen Kunstepoche sehen, so irren sie. Nie gab es
eine leichtere, flottere Kunst; aber sie ist echt, beruht auf tüchtigem Können;
sie ist die letzte, die, unbewußt und voll sich entfaltend, restlos ihre Zeit zum
künstlerischen Ausdruck brachte, darum die letzte klassische Kunst.
Eine Kette glücklicher Zufälle hat die Ausstellung französischer Bilder
in der berliner Akademie ermöglicht. Der Botschafter Cambon, dem so unge-
wöhnlich rasch gelungen ist, sich hier eine ganz persönliche Stellung zu schaffen,
erzählte dem Grafen Seckendorfs von einer geplanten Vorführung moderner
französischer Kunst. Er sehe die Opportunität nicht recht ein; die pariser Meister
seien auf deutschen Ausstellungen doch oft und gut vertreten. Aber als Gegen-
stück zur Englischen Ausstellung unser Achtzehntes Jahrhundert: Das wäre inter-
essant. Graf Seckendorfs war, wie kein Zweiter, berufen, die Höfe, französische,
österreichische und deutsche Sammler für diesen Gedanken zu erwärmen. Denn
neben Kenntnisfen auf gerade diesem Gebiet der Kunst waren dazu gesellschaft-
liche Beziehungen, Weltgewandtheit und Takt nöthig. „Diese einzige Terrakotta
ins Ausland schicken? Das kann Niemand verlangen. Meinen Fragonard Monate
lang entbehren? Das Zimmer wäre unbewohnbar." Da bedurfte es der Kunst
feinster, vorsichtigster Ueberredung. Mit thatkräftigem Eifer ergriffen die Aka-
demiebehörden den Plan; ihre Räume geben den vornehmen Rahmen, der noch
vor wenigen Jahren in Berlin vergeblich gesucht worden wäre. Und das Werk
gelang. In einer Vollständigkeit, die (nach der Aussage maßgebender Fran-
zosen) selbst Paris noch nicht sah, spricht diese Kunst ihre beredten Worte.
Als Erster, nicht nur zeitlich, tritt uns Watteau entgegen. Vlämisches
Blut, ein subtilisirter, innerlicher Nachfahre des Rubens, eine Träumernatur,
schwermüthig, seelisch und körperlich fein besaitet; auch in der lautesten Luft
empfand er zunächst die Molltöne. Fast immer durchklingen Saitentöne seine
Bilder; auf frisch duftendem Rasen schmiegen sich blumenfarbige Seidenkleider;
im Schatten dehnt sich die unergründliche Tiefe großartiger Bäume. Da
z,8Z.Us'l0tWQt 6'6XtÄ86 168 cl'SÄU, 168 S'l'AIldL M8 d'SÄN 8V6lt68
parini 1«8 uiardi-68.-' Wehmüthiges Glück, Frühlingsmelancholie. Dabei ^

frisch, unmittelbar gesehen. Gewissenhaft zeichnete er nach dem Modell; einige dieser Studien werden hier gezeigt und werden Vielen (oder sind nur Wenige dazu befähigt?) Freude bereiten. Leon Bonnat, der berühmte Bildnißmaler, stellt mehrere aus. Hunderte von Deutschen vergnügen sich alljährlich in Biarritz, ohne im benachbarten Bayonne Bonnats Sammlung zu besuchen; und gerade die Handzeichnungen sind der Bewunderung würdig.
Als Watteau siebenunddreißig Jahre alt war, sühlte er sich matt und zog sich auf das Land zmück. Er war schon ans Bett gefesselt, als er Pater kommen ließ; er habe ihn schroff und unfreundlich abgewiesen und möchte diesen Fehler nun gutmachen. Er gab ihm Belehrung, der Pater Alles, was er könne, zu verdanken behauptete. Der Priester kam zur Beichte. Watteau hatte ihm wenig zu gestehen, denn sein Lebenswandel war lauter gewesen. Er konnte den Anblick des ihm hingehaltenen Kruzifixes nicht ertragen: daß dieser Unschuldige so leiden mußte, schmerzte ihn zu tief. Er hinterließ neuntausend Livres. Heute erzielen feine Bilder phantastische Preise: man kann kaum berechnen, wie hoch seine vielleicht allerberühmtesten Werke, „I/Lindar^uSinent ponr OvtdSr?" und „I/^n8Sis'Q6", angesetzt werden würden. Beide hängen im berliner Schloß im Zimmer der Kaiserin und alle Kunstfreunde hatten sich sehnlichst auf sie gefreut; leider vergebens auf das von den Goncourts „das Wunder feiner Wunderwerke" genannte „Umbin^nsmein". In Frankreich möchte man die Vorstudie im Louvre für das eigentliche Urbild halten; da Tardieus (hier ausgestelltes) glänzendes Blatt nach unserem Bild, nicht nach dem des Louvre gestochen wurde, dürfen wir wohl das hiesige vorziehen. Friedrich der Große sah in seinen französischen Bildern „die Insel der Seligen"; in dieser Vision von Liebe und Glück kam ihm vielleicht der Vergleich. „I/LnseiKNS" malte Watteau angeblich in acht Vormittagen als Aushängeschild für den Kunsthändler Gersaint vom Pont Neust Es wurde (man weiß nicht, wann) in zwei Hälften zerschnitten' und während der Plünderung des charlottenburger Schlosses von österreichischen Bayonnettes durchbohrt; Avelines Stich zeigt die zusammenhängende Komposition. Das Bild hat man mit Recht eins der Meisterwerke aller Zeiten genannt; es war sein letztes Bild, das einzige, mit dem er sich zufrieden erklärte. Es zeigt eine schlichte Ladenszene; unsäglich schön sind die Gruppen gezeichnet, unsäglich zart und dabei wahrheitgetreu ist das Kolorit. Sein letztes Bild! Nach dieser Richtung hätte er sich weiter entwickelt.
Aus den „Französischen Komoedianten" spricht das edle Theaterpathos der Alexandrinentragoedie. Man meint, getragene Musik zu hören, und die Farben sind einschmeichelnd sanft. Pantheistisch, geheimnißvoll ist die „Nymphe mit der Sonnenblume"; mit seelenlos ahnungvollen Augen starrt sie nach der Sonne. Fein stimmt im „Konzert" das gedämpfte Blau des

einen Frauenkleides zu dem Gelbgrün des anderen Die entzückende Kinder-
gruppe im „Tanz" hat eine schlicht intime Landschaft, eine an Corot erinnernde,
weich verschwimmende Luft. Dann kommt ein erstaunliches Frauenbildniß;
diese Elisabeth Desfontaines ist weder jung noch schön, sie hat stolze, herbe
Züge, eine verblaßte Haut mit verweintem Rosa. Leichte Falten umgeben
Kopf und Büste mit einer Skala blaugrüner Farben. Elisabeth Desfontaines
lebte in Watteaus Heimathort Valenciennes. Die Bezeichnung gilt auch sonst
für feststehend; aber man kennt nichts Aehnliches: das Bild ist völlig vereinzelt.
Fragonard gehört an die zweüe Stelle: mir ist Chardin beinahe noch
lieber, aber in Fragonard ist noch mehr Saft und Kraft. Aus Graste in der
Provence stammt er; der Comte de Thoranc, der „Königslieutenanl", muß
ihn gekannt haben, aber auch dieser Kunstliebhaber begünstigte (noch heute
machens o'ele so > jetzt längst vergessene Malerlein und übnsah dcnGroßen. Frago-
nard ist besonders reich vertreten und meist ist der temperamentvolle Schwung
des sinnlich lebensfrohen Prooenyalen leicht erkennbar. Doch „Der Pascha"
wirkt auf Die selbst, die den Künstler zu kennen glaubten, wie eine Offen-
barung. Sanft tiefes Helldunkel, der weihgekleidete Pascha auf schwefelgelben
Pfühlen, dahinter rothgelbe Gewänder, davor ein niedriges Tischchen mit einem
rothen und einem grünen Farbenfleckchen. Der Sklavenhändler rmt zwei
Ctrkassierinnen naht; eine kniet demüthig nieder. Ungemein zart und doch
leuchtend sind diese Farben; Bewegung und Charaksteristik der Gestalten ist
von überzeugender Wahrhaftigkeit. Das lesende junge Mädchen wiederum
hat die Farbengluth eines Vermeer, erinnert in dem eben so gewagten wie
gelungenen Zusammenklang von Kanariengelb und Feuerroth an dessen ge-
waltiges Frühwerk, die Kupplerin (in der dresdener Galerie). Fragonard ist
ungleich; sein ^iisval t'oncln" erinnert bedenklich an Boucher. Höchst inter-
essant sind seine Zeichnungen (die Villa d'Este, der Stier). Nur selten nahm
er den Grabstichel in die Hand, bannte dann aber, gleichsam instinktiv, wie
hier im „Schrank", mit flotter Virtuosität eine Szene in Linien.
Chardin steht ganz für sich. Er hat die Seele, das Können eines Ge-
nossen des De Hooghe oder Terborch und dazu die späte französische Grazie.
Etwa zwanzig seiner Bilder sind in der berliner Ausstellung zu sehen; be<
sonders gute stellt Fürst Liechtenstein aus, dessen Vorfahren sie vom Maler
bestellt hatten. Ein Vergleich dieser zartfaroigen Stilleben, dieser Szenen
dezent fröhlicher Behaglichkeit mit den um ein Jahrhundert älteren nieder-
ländischen Gemälden bedingt Eindringen in die Rasseneigenart und die Kultur-
revolution. Chardin war ein schlichter, bescheidener Mensch, uneigennützig
und wohlwollend; er arbeitete langsam, nur nach der Natur.
Wenn Greuze von Moral trieft, ist er unleidlich; malt er einfach, ohne
höheren Zweck, so ist er gut. Vorzüglich im Bildnih, besonders in dem des

Kupferstechers Wille. Ueberhaupt sind die Künstlerbildnisse ein Glanzpunkt
der Ausstellung. Alle sind gut, viele vorzüglich. Interessant, wie dagegen die
„aristokratischen' Portraits. abfallen.
Nattier wird heutzutage leidenschaftlich gesucht. Sein Bild einer „Frau
mit der Nelke" ist von bezauberndem Schmelz; aber wie flau find viele Bilder
hoher und höchster Herrschaften! Man thut gut, nicht zu viele Nattiers hinter
einander zu sehen. Latour hat ein anderes Kaliber; leider sehen wir nur
zwei seiner erstaunlichen Studien („pr«Mi'5tti0ns" werden sie genannt). Seine
fertigen Pastelle vom sächsischen Hof fallen ab. Viele kunstliebende Franzosen
kommen auf dem Weg nach Paris an Saint Quentin vorbei. Wie viele über-
schlagen einen Zug, um das Latour-Museum zu besuchen und sich an einem
der großen Menschenbildncr zu ei freuen?
Largillu re und Rigaud leiten die Reihe der Portraitisten ein, bringen
den Pomp Ludwigs des Vierzehnten in ein Jahrhundert von leichterem Lebens-
flutz hinüber. Der Zweck dieser Bilder ist Repräsentation; sie sind bewußt,
nicht intim, aber von Meistern geschaffen, die ihr Handwerk verstanden. Ueber-
raschend gut wirken hier einige Werke der Droucns, Tournwre, Roslin und
Tocquö iNattieis Schwiegersohn, den ich, offen gestanden, dem Schwiegervater
vorziehe). Mit einem merkwürdigen Selbstbildniß beschließt David die Reihe
der Portraitisten. Er ist bereits ein Kind der Revolution, sieht das Be-
stehende krachend auseinanderbeksten, hilft am Zerstörungmerk und glaubt,
damit eine heilige Pflicht zu erfüllen. Ein grübelnder, verbissener Ausdruck.
Boucher, der lustige, frauenfreundliche, liebenswürdige Mann, lächelt
sorglos, wie seine Bilder. Er arbeitete zehn Stunden täglich und produzirte
zu viel. Man kann ihn leicht unterschätzen, nur einen Dekorationenmaler in
ihm sehen; wer aber seine kleinen Aktstudien betrachtet, schätzt ihn richtig ein.
Die Gliederlinien vibnren, der junge Leib athmet; hier stört keine milchig-
süßliche Farbe, keine schematische Hübschheit, doch auch hier besticht das Ge-
misch von Sinnenlust und Kindergrazie. Das große Portrait der Pompadour
ist berühmt; als die geistreiche alte Baronin Rothschild es gekauft hatte, gab
sie zur Feier dem elegantesten Paris ein Fest und Alles umdrängte bewun-
dernd das Bild. Mir erscheint viel daran flach und reizlos gemalt; aber ich
irre wohl: es ist ja weltberühmt. Lob verdient jedenfalls die Komposition,
die Vereinigung von „Haltung" und zwangloser Grazie. Ein konventionelles
Bild: und doch dokumentarisch genau; dieser allerliebste Schreibtisch wird von
ihren Lieferanten Caffieri oder Oeben stammen, diese Bücher hat sie von Pas-
deloup einbinden lassen. Weicher ist das kleine Portrait der stehenden Mar-
quise. Und Bonnet giebt (nach einem Pastell Bouchers) auf einem seiner schönen
Blätter ein merkwürdiges Pompadourbild. Pfirsichpflaumschmelz; dabei ein
Kupferstich, eine Reproduktion. Die Pompadour wird stets den Stil einer

Zeit verschnörkelter Niedlichkeit verkörpern. So sieht sie aus; so war sie nicht.
Ein berechnender Verstandesmensch, ehrgeizig, lieblos, ein unsympathischer Typus
der „t'eniins 66>6di-al6". Hier sind die Miniaturen aus ihrem Gebetbuch
zu sehen. Das hielt sie in ihren Händen, wenn sie in der versailler Prunk-
kirche in ihrer Loge über der Sakistrei saß. Fast Jeder verabscheute sie; fast
Jeder suchte, liebenswürdig oder unterwürfig grüßend, ihren Blick zu erhaschen.
Sie hat die Bildchen gewiß oft und aufmerksam betrachtet, denn sie liebte
die Kunst und hat auf diesem Feld Gutes angeregt und begünstigt. Unver-
gessen sei ihr, daß sie die Künstler bat, von den ewigen Römern und Griechen
zu lassen und lieber Menschen des täglichen Lebens zu malen. Die Maler
zauderten; die moderne Tracht sei unkünstlerisch, schließe guten Faltenwurf
aus. (So jammerte auch Frau Vigöe-Lebrun über die „unmögliche" Tracht
ihrer Zeit und ersetzte sie, wo es ging, durch „ideale" Draperie). Frau von
Pompadour wollte aber „moderne" Bilder. Das darf man ihr nie vergessen.
Was wir dieser „neuen Richtung" verdanken, zeigen die berühmten
Stiche von Duclos nach dem „Konzert" und „Ball" von Augustin de Saint
Aubin. (Menzel hat sie genau studirt und ihnen Manches entlehnt). Be-
geistert schreiben hierüber die Goncourts: „Oornllie tont es rnond6 6N61II6
Z'dsni'S pr6L6Qt6, d6 d0NHU6t8 6t d6 N06nd8 d6 1'tidan, HH6 d6
psrles AU 60U 6t d6 I)arc>l68 a 1'or6i1l6! I^a t'ortiiQ6 UN1HN6 d'avoi'z-
tix6 1a pd^8i0N0Qii6 d6 1a I>an66 6N 80Q plus.joli Ni0M6nt!^ Tains
bewundert diese Lebenskunst nicht weniger, wenn er auch, ernster veranlagt,
die Nachtheile dieser aristokratischen Verfeinerung nicht aus dem Auge verlieft.
Von diesen Szenen Samt Aubins sagt er: „(Jn6ll68 MMon0iiii68 tinss,
6QAZ.A6ÄM68 6t A5U68, WM63 dl'111ant63 d6 ^1^1811' 6t d'6NV16 d6
pla.il'6! H,U6 d'ai3aN66 dan8 16 POI't 6t daN8 1a d6inai'6ll6! ()tI6ll6
^'3.66 piHUant6 dan3 1a t0il6tt6 6t 16 80U1'il'6, dan8 1a viva6it6 du.
I^adil, dan8 16 ui6N3s'6 d6 1a V01X Üüt66, dari8 1a (Z0cin6tt6ri6 d68
30U8-6nt6ndii8!" Wie man Hunderttausende von Rosen braucht, um Perser-
könige mit Wohlgeruch zu umgeben, so opferte man Generationen dahin, um
die Vollendung dieser Salons herzustellen. „1^6 prix 63t 6X668315, mai8
6'63t a 66 Prix c^n'on La1)i'iclU6 163 tr68-d6li6ats pai'furri8.^
Die Kupferstiche dieser Zeit sind unschätzbare Dokumente; dabei graziös,
lustig und prickelnd. Da sind die von Bauoouin und Lavreince. (In der
pariser Kunstwelt galten neben den großen Kupferstechern, dem Ostpreußen Wille,
dem Berliner Schmidt, der schweizer Aquarellist Freudeberg und einige Schwe-
den: Hall, der erste Miniaturmaler, der tüchtige Portraitist Roslin und La-
jrensen, genannt Lavreince. Seine gewagten Szenen «erden fast wie die Bau-
douins geschätzt.) Eine Welt für sich: die der Kupferstichsammler, denen die
Heinheit der Vignetten Launays, die weiche Farbenpracht eines Janinet, die

gediegene Treffsicherheit Ficquets, Chauffards unnachahmliche Finalstücke, Dömarteaus Kreidemanierblätter nach Boucher Entzückungen schaffen. In dieser Welt hat die Sammlung Models sich ihre Sonderstellung erworben. Hier find Unika wie Maffards Probeblatt nach dem Zerbrochenen Krug, hier ist eine ganze Anzahl von ^v^nt 1^ IsNi-e-Blättern, deren Preis heute in die Tausende gestiegen ist. Diese Werthschätzung erster Abzüge ist keine Sammlergrille. Eine am frühen Morgen gepflückte Rose ist leuchtend frisch; am selben Abend ist ihr Glanz schon ermattet.

Eine möglichst vollständige Vorführung der ersten Zeichner wurde bei der Auswahl erstrebt. Da sind Cochin, Elsen, Gabriel, Saint Aubin. Jeder ein Individualität. Debucourts herrliche Blätter sind auch historisch interessant. Die Palais Ronal-Szenm find viel genauer als unsere aus der Camera kommende Illustration. Im ^ln^inek Kations! von 1791 ist oben ein Medaillon Ludwigs des Sechzehnten, darunter die symbolische Darstellung der National-Verjammlung auf den Trümmern der Bastille. Virtuos, dabei genau ist Moreaus Krönung Ludwigs des Sechzehnten loben, in die Fenster, hat er unpassende Scherze hereingezeichnet). Janinets Blatt zeigt den Entwurf zu dem während des letzten Aufflackerns royalistischer Gefühle geplanten Denkmal für Ludwig den Sechzehnten; Heinrich der Vierte, der volkstümlichste König, reicht ihm die Hand. Das Denkmal sollte da stehen, wo er bald darauf hingerichtet wurde.

Die Revolution, die Zeit Napoleons ist spärlich vertreten. Merkwürdig und lehrreich, wie diese Periode abstrakter Ideen, archaistischer Liebhabereien die blühende Kunst welken ließ. Manche gute Künstler lebten noch eine Weile, malten, zeichneten, stachen, aber bei Allen war der Lebensnero unterbunden, die Krajt dahin. David und Thomire ersetzen nicht, was da verwüstet wurde; in einer künstlerisch naiven Zeit hätten sie Besseres geleistet.

Von der Skulptur erhält man eine Vorstellung. Gern, wenn er auch dem siebenzehnien Jahrhundert angehört, bewillkommnet man den Richelieu von Warin; hier ist Bedeutung ohne Emphase und ein weitsinnender Blick. Pigalles Venus und Merkur kennen wir aus dem Kaiser-Friedrich-Museum; als Ludwig der Fünfzehnte sie seinem königlichen Bruder nach Potsdam schickte, waren die pariser Künstler empört, fanden es unpatriotisch, solche Meisterwerke ins Ausland zu verschenken. Coustou ist mit seinem August dem Starken gut vertreten; der Kopf ist von sprühendem Leben, mit realistisch schief eingesetzten Augen, mit kräftigen, energischen, überaus sinnlichen Zügen. Die Reiterftaiuetten aus Bronze erinnern an die berühmten, in der Revolution vernichteten Königsstatuen französischer Meister und weisen, wie Schlüters Großer Kurfürst, auf Bernini zurück. Von Cafsieri ist die meisterhafte Büfte des Helvetius, des Finanzmannes, Kunstgönners und Genuß predigenden Philo-

sophen. Acht seiner Marmorbüsten sind der Stolz der Ooineclie ^i^noaiss; als leidenschaftlicher Theaterfreund hat er sie gegen Überlassung eines für seine Lebenszeit geltenden Freibillets gestiftet. Nur Houdon, in seinen aller, besten Werken, steht noch höher; zu diesen zählt der unheimlich lebendige Voltaire. Auf Nini ist man in letzter Zeit aufmerksam geworden: seine Medaillons, von denen etwa vierzig ausgestellt sind, werden hoch geschätzt.

Bon dem prächtigen Kunstgewerbe der Zeit sieht man nur Andeutungen. Die dekorative Mache der Bildteppiche fällt auf. In dem Esther-Cyttus giebt es koloristische Spitzfindigkeiten, so ein unendlich subtiles milchiges, etwas fliederfarbiges Rosa. Schön ist der Boulesockel mit der für des Meisters letzte Epoche charakteristischen eingelegten Figur Berums. Eine schöne Standuhr hat noch ihr Spiel; die rührend helle, zartfröhliche Weise durchklingt die Säle; ihr lauschen die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, wie einst die der Puder- und Reifrockzeit. Leider fehlen die großen Ebenisten, die Creffent, Oeben, Riesener, Gouthiöre, Benemann und Roentgen (die Allertrefflichsten stammten aus Deutschland). Die besten Möbel dieser Meister, die man in der Wallace-Sammlung bewundert, sind vornehm und logisch im Aufbau, makellos solid in der Technik, praktisch behaglich in den Formen, harmonisch und diskret im Schmuck. Hat man sich ernstlich mit diesen Möbeln beschäftigt, so betrachtet man unsere neue vielgefeierte „Raumkunst" mit etwas kritischem Auge. Einzelne Zimmer der Ausstellung deuten den Charakter der Zeit an. Ich hatte die Freude, viele der wegen ihrer Einrichtungen berühmtesten pariser Häuser kennen zu lernen; dort habe ich mehrere dieser Nattiers, Boucherö, Chardins bereits gesehen. Man mag bedauern, daß so sicherer Geschmack uno so große Mittel nicht für das Mobiliar unserer Zeit aufzubringen sind. Was hier geleistet wurde, muß man bewundern. Thürklinke, Rahmen, Bucheinband, Alles, sogar jeder Kamintheil, echt oder mustergiltig nachgearbeitet. Nirgends eine Ueberladung mit Brie K Brac; wenige, reine Farben. In solcden Räumen empfindet man die wunderbare Einheit jeder Epoche wahrhafter Kunst.

Wie im dreizehnten, hat auch im achtzehnten Jahrhundert die französische Kunst Europa beherrscht; die starken Talente, die draußen erwuchsen, empfingen fast sämmtlich ihre Anregung aus Paris. Lange aber schob Paris diese Schätze achtlos weg. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren Latours „pi-ep^i-ations" für zwanzig Francs zu haben; den großen Stich nach Watteaus „Lnseis'ns" benutzte man in einer guten Kunsthandlung als Einwickelpapier; ungewaschene Winkelskribenten kritzelten geschäftig auf einen Schreibtisch, den Riesener für den Fürsten Kaunitz erschuf. Heute weiß man diese Kostbarkeiten zu schätzen: die Produkte der letzten bodenständigen, zeitgemäßen Kunst.

Marie von Lunsen.

Wie man in Rußland spricht.
AM och vor hundert Jahren galt es in den vornehmen Kreisen Petersburgs Sv und Moskaus für ein Kennzeichen höherer Bildung, sich mit russischer Sprache und Literatur möglichst wenig zu beschäftigen und Beide, wenn man sie nicht ganz entbehren konnte, auf die Küche, die Dienerstubc und die Hinter« treppe zu beschränken. Einheimische Sitten und Gebräuche wurden von Allen, die in der Welt Etwas bedeuteien, geringgeschätzt und geistige Bedürfnisse durch das Ausland befriedigt. Auf der Schmiedebrücke (so heißt die beliebte Verkehrs, und Geschäftsstraße in der alten Zarenstadt) hatten die Modedamen keinen höheren Ehrgeiz als den, in ihren neusten pariser Toiletten zu glänzen. In Häusern, wo mun literarische Neigungen zeigte und den Gästen nach Tisch den Bibliotheksaal öffnete, konnte man von den Rücken der Bücher die Namen Voltaires, Roufseaus und der französischen Encyklopädisten ablesen und dahinter versteckt Sittenromane mit reizvollen Enthüllungen aus dem Leben in den Salons und Schlafzimmern finden. Man sprach, dachte und empfand mit Vorliebe Französisch. Wer sich zu dem edlen Pathos Schillers oder dem interessanten Weltschmerz Byrons aufschwang, galt als eine merkwürdige Ausnahmeerscheinung.

Russisch brauchte man nur zu verstehen, um den Dienstboten, Verwaltern und Leibeigenen Befehle zu ertheilen. Puschkin durchstöberte als frühreifer Knabe die Zimmer seines Vaters nach französischen Büchern, um danach schlüpfrige Epigramme auszufeilen. Ohne feine Wärterin, die ihn mit den Märchen und Liedern ihres Dorfes unterhielt, hätte er von dem charakteristischen Leben seiner Heimath zunächst überhaupt nichts erfahren. Die französischen Hofmeister waren zum Theil abenteuerlicher Herkunft, so daß man mit ihnen merkwürdige Erfahrungen machte, und die deutschen Lehrer wurden wegen ihres bescheidenen und unbeholfenen Wesens über die Achsel an« gesehen. Daß die große Katharina Lustspiele, Sumarokow Trauerspiele, Derschawin Oden und Kantemir Satiren in russischer Sprache geschrieben hatte, erschien als ein Experiment, dessen Gelingen mindestens fraglich dünkte. Die Meisten hielten es für undenkbar, daß sich der russische Urwald jemals in einen französischen Ziergarten verwandeln könne. Turgenjew erfuhr zufällig als Knabe durch einen Leibeigenen, den er später in der Novelle „Punin und Baburin" drolltg geschildert hat, daß es auch im Russischen Dichter gebe. Aber schon gegen Ende der vierziger Jahre war er mit den „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" in. seiner tzeimath als Erzähler berühmt, in Deutschland und Frankreich freilich noch unbekannt. Als die erste deutsche Übersetzung erschien, machte Paul Heyse im „Deutschen Literaturblatt" auf die wunderbare Begabung des Rufsen, Menschen und Natur ganz neu zu betrachten, mit be-

redten Worten aufmerksam. 1866 schlug Friedrich Bodenstedt die Dichtungen Puschkins und Lermontows vor uns auf. In den achtziger Jahren brach eine ganze F!uth russischer Erzählungen von Dostojewski), Tolstoi, Gontfcharow neben den älteren Schöpfungen Gogols auf uns ein. Seitdem hat die jüngste unter den Nationalliteraturen Europas eine Bedeutung, deren Nachwirkung im geistigen Leben der alten und neuen Welt überall nachzuweisen ist.
Damit hat auch die russische Sprache die Grenzen überschritten, die sie auf die sarmatische Ebene beschränkten, und ihren Weg bis über das Weltmeer gesunden. Man darf sagen, daß man sie im sechsten Theil der Welt versteht, von der Ostsee bis zum Stillen Ozean, vom Nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen Meer. Wir finden außerdem in Berlin, Paris und London große russische Kolonien, die eng Zusammenhalten. In New Jork hat sich ein ganzer Stadttheil mit 160 000 Russen gebildet, also mehr, als die Gouvernementsstadt Kasan umschließt. Unser östliches Nachbarreich ist seit den politischen Erschütterungen, die es durchmacht, immer mehr zum Gegenstand aufmerksamer Betrachtung geworden. Wirtschaftliche und militärische, literarische und wissenschaftliche Gründe zwingen uns, das Ohr an die Laute zu gewöhnen, die zum Ausdrnck eines so starken geistigen Lebens in Dichtung, Musik und Bildender Kunst geworden sind. Seit der Reformation haben sich nach und neben einander das Spanische, zum Theil auch das Italienische, das Französische und Englische zu Weltsprachen entwickelt. Seit kurzer Zeit ist ihnen das Deutsche gefolgt, das jetzt auf der Erde von mindestens achtzig Millionen Menschen gesprochen wird. Hat das Russische ähnliche Aussichten, einen Eroberungzug anzutreten? Trotz allen Schwierigkeiten, die entgegenstehen, darf mans erwarten.
Von dem 1849 in Rom verstorbenen Kustos der vatikanischen Bibliothek, dem späteren Kardinal Mezzofanti, wurde behauptet, daß er achtundfünfzig Sprachen verstanden und in der Unterhaltung beherrscht habe. Dabei muß man bedenken, wie hoch der Wortschatz schon innerhalb einer einzigen Sprache einzuschätzen ist. Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm wird es nach seiner Vollendung vielleicht auf eine Viertelmiüion Ausdrücke bringen, von denen sich allerdings nicht alle in der heutigen Schrift- und Umgangssprache nachweisen lassen. Von Goethe, der auch in dieser Beziehung einen wahrhaft königlichen Reichthum ausstreute, wird behauptet, daß in seinen Schriften über zehntausend Worte vorkommen. Shakespeare, dessen Lebenswerk in seinen siebenunddreißig Dramen hinter den Schöpfungen unseres Dichters dem Umsang nach weit zurückbleibt, soll ihn an Fülle der Worte trotzdem noch um die Hälfte übertroffen haben. Wie sehr schrumpft dagegen der Besitz an Lauten im Alltagsverkehr zusammen! Zwischen einfachen Leuten läßt sich eine Wirthshausunterhaltung schon mit fünfhundert Worten ziemlich lange ausspinnen. Selbst in den Kreisen der Gebildeten bedeutet das Drei- und Vierfache da-

von einen ansehnlichen Vorrath, der natürlich je nach Stand, Beruf und Bildung mancherlei Schwankungen unterworfen ist. Erst wo es sich um feinere Schätzungen im Denken und Empfinden, um Vorstellungen innerhalb eines bestimmten Faches oder um künstlerische und wissenschaftliche Aufgaben handelt, schwillt das Matena! beträchtlich an und steigt im Jdeenkreis eines Genies dann zur Gipfelhöhe.

Wenn wir dabei an das Russische denken, müssen wir bis auf die Mitte des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zurückgreisen. Damals zogen Gesandte des mächtigen Reiches, das sich zwischen Dnjepr und Don bis zum Asowschen Meer erstreckte, nach den Usern des Bosporus, verweilten mit erstaunten Blicken vor dem Weltwunder der Sophienkirche und ließen sich in dem Palast des Kaisers Michael des Dritten in dem damaligen Zargrod zum Empfang melden. Nachdem die fremden Männer mit der Pracht ihrer orientalischen Gewänder und dem blitzenden Schmuck ihrer Waffen vor dem Herrfcher die Stirn zur Erde geneigt hatten, trugen sie ihm im Namen ihres Gebieters demüthig eine Bitte vor. Der Fürst der Chasaren, von dem sie abgesendet waren, hatte in seinem Lande Städte begründet und Schulen errichtet, die seinen Unterthanen Ordnung, Wohlstand und geistiges Leben versprachen. Aber in dem Gemisch von Heidenthum und Islam, christlichem Glauben und jüdischer Lehre brauchten sie weise Männer voll Eifer und Geschick, um dem Volk die Worte des Nazareners zu verkünden, die ihnen als Vorbild dienen sollten. Der Kaiser gab der Bitte, die vor seinem Thron ausgesprochen wurde, nach und schickte zwei von seinen Mitschülern zur Ausführung des Glaubenswerkes in die slavische Ebene. Zwei Brüder, die auf eine glänzende Laufbahn zurückblickten. Der Aeltere, Cyrillus, hatte sich als Gelehrter einen Namen gemacht und führte den Beinamen des Philosophen. Der Jüngere, Methodius, war in die Armee eingetreten und Gouverneur einer Provinz geworden. Beide entsagten jedem weltlichen Ehrgeiz, reisten in die Steppen des südlichen Rußland und predigten dort unter dem Schutz des Khans die Lehren des Chüstenthumes. Das waren die beiden berühmten Slavenapostel, die gegen Rom einen unüberwindlichen Haß empfanden und ihre Anhänger dem Einfluß der „ewigen Stadt" entziehen wollten. Sie übertrugen den Dialekt ihrer makedonischen Heimath auf die Liturgie und Kirchengebräuche und übersetzten in diese Sprache die Bibel. Cyrill stellte zu diesem Zweck ein Alphabet von griechischen und lateinischen Zeichen her und erfand noch selbst mehrere Schriftlichen. So entstand das Kuchenflavisch, das im russischen Gottesdienst und in der Bibel noch heute fortlebt, die moderne Redeweise allerdings stark beeinflußt hat, aber seit Peter dem Großen als Literatursprache immer mehr zurückgedrängt worden ist.

Wie das Deutsch Luthers die Grundlage für unser modernes Schriftthum wurde, so hat seit dem Erstarken des Zarenthums auf dem Hügel, zu dessen

Füßen die Moskwa ihre Schlangenlinien zieht, der großrussische Dialekt immer mehr an Bedeutung gewonnen. Peter begnügte sich nicht damit, die Vereinfachung der cyrillischen Buchstaben zu verlangen. Die selbe Hand, die auf den holländischen Werften die Schiffsplanken zusammenfügte und auf der Drehbank Drechslerarbeiten ausführte, griff selbst nach dem Federkiel, um statt der überflüssigen Schnörkellinien einfachere Buchstaben aufs Papier zu malen.
Puschkin verlieh dieser Sprache einen Adel von Schönheit und Glanz, der auf die damalige Zeit wie eine Offenbarung wirkte. Er gab den Versen aus eigenem Empfinden ein freies künstlerisches Leben Seine Prosa schuf malerische und symphonische Wirkungen wie der Pinsel eines großen Meisters und die schaffende Phantasie eines genialen Musikers. Was Jakob Grimm in einer seiner Reden von Goethe sagt, läßt sich bei der Uebertragung auf russische Verhältnisse auf ihn anwenden: „Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter und Wendungen ist zu seinem Gebot und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum, daß ein unnöthiges Wörtchen steht; Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhaltung: Alles ist vorhanden."
Auf dem Instrument, das Puschkin als „Vater der russischen Poesie" schuf, wurde von seinen Nachfolgern mit wechselndem Anschlag und Geschmack in verschiedenen Tonarten weiter gespielt. Gogol entlockte ihm Alles, was er wollte: sanftes Rauschen und Schwärmen, das wilde Sausen und Klingen von Schwertern, bittere, blutige Satire. Die Schule der „Natürlichen", die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufkam, setzte die Ausbildung der russischen Sprache fort. Die epische Fülle Tolstois, die behagliche Breite Gontscharows, die dämonisch übersprudelnde Leidenschaftlichkeit Dostojewskijs drücken sich auch in der Behandlung des Wortes aus. Als moderner Klassiker und treuer Schüler Puschkins erscheint dabei immer wieder Turgenjew, der die Reinheit seiner Muttersprache bewahrt, ihre Musik bereichert, ihre Plastik vertieft und ihre Anmuth gehoben hat, ohne sich aus dem Bereich des natürlichen Empfindens zu entfernen. Er hat ihr auch in den Tagen tiefer Trauer um das Schicksal seines Vaterlandes die schönste Huldigung dargebracht, indem er von ihr sagte: „Du allein bist mir Stütze und Halt, o große, mächtige, wahrhafte und freie Sprache! Wärst Du nicht, wie sollte man nicht verzweifeln beim Anblick Dessen, was zu Haus geschieht? Aber es ist undenkbar, daß eine solche Sprache nicht emem großen Volk gegeben sein sollte."
Nach akademischen Begriffen diese Sprache rein zu erhalten, war eben so wenig möglich, wie es gelingen konnte, sie dem Einfluß fremder Völker zu entziehen. Jeder geistige Aufschwung, der von außen ins Land drang, jede kriegerische Erschütterung bewirkten, daß sie, trotz der von Lomonossow

1755 geschaffenen Grammatik, neue Farben annahm. Die Ruriks, die in das Reich gerufen wurden, um die Ordnung wiederherzustellen, ließen normannische Worte in die Vorstellungen von Recht und Gesetz eindringen. Von Byzanz brachte das Kirchenslavisch der Orthographie und Grammatik eine Menge Graezismen, die sich noch heute erhalten haben. Die Herrschaft der Mongolen, die sich für ein Vierteljahrtausend dort festsetzten, hinterließ auch, in Verbindung mit anderen orientalischen Einflüssen, tiefe Spuren. Die Namen bekannter Persönlichkeiten, wie des auch in Deutschland geschätzten früheren Handelsminifters Timirjasew, deuten auf tatarischen Ursprung. Türkisch ist daS Wort „Kai'ÄNäaLod", wörtlich schwarzer Stein, für Bleistift und 5Umä8 für Diamant (Elmaß.) Woher das Wort „soi-ok" für vierzig stammt, das etymologisch aus der Zählreihe herausfällt und für das man früher sinngemäß „tseKet^'edessM," sagte, läßt sich schwer feststellen. In dem Wörterbuch von Tschudinow (Petersburg 1901) wird es aus dem Griechischen abgeleitet, jedoch ohne nähere Angaben. Baudouin de Courtenay nimmt in der soeben vollendeten Dritten Auflage des großen Wörterbuches von Dahl einen skandinavischen Ursprung an, weiß aber auch keine Quellen anzugeben. Zur Zeit der Polenkriege drangen polnische und lateinische Laute ins Land. Peter der Große öffnete nicht nur einer neuen Kultur, sondern auch einer neuen Sprache das „Fenster nach Europa". Der von ihm begründeten neuen Hauptstadt und den beiden Kriegshäfen (Kronstadt und Schlüfselburg) gab er deutsche Namen. Im Russischen kennt man, wie bei uns, einen „Kapellmeister" und „Feldzeugmeister"; nur werden die Wörter „inelster" betont. Zum Hofdienst im Winterpalais gehören junge Damen mit dem Titel ,.^0i-I^«i1wn". Auf dem Straßenschild kündet uns in Petersburg der Friseur seine Künste als ..^^i'IKmaoKoi'" an. Unser deutscher „Thurm" hat sich in „tjni'ma" verwandelt und die Bedeutung Gefangniß angenommen. Unsere Leute hahen sich in umgewandelt, „vrol/' ist unser „Drath". Wenn bei einem Gartenfest bunte Raketen aufzischen, spucht man von einem „^6i6i^v6i'1v". Unser „Vortuch" hat als „^rtuk" die Bedeutung Schürze angenommen. Dem Kellner bestellt man ein „Lny'si'di'oä". Zu den Vororten führt ein ,,L«1r1^«'da,um". Auf der Etsenbahn kauft man sich zu seinem Billet noch einen „?lÄ2k<<n't". Auch abstrakte Vorstellungen kehren mit deutschen Worten wieder wie „Losung" als militärisches Erkennungzeichen oder „Strafe" in allen Verbindungen als Haupt-, Eigenschaft- und Zeitwort. Französische und englische Worte bürgerten sich namentlich da, wo es sich um Kunst, Wissenschaft, Technik, Gesellschaftleben oder Schulwesen handelte, aber auch im alltäglichen Verkehr ein. In seinem hübsch erzählten, wenn auch jetzt längst veralteten Buch über Petersburg erwähnt Kohl, daß früher Kinder nicht selten so zu ihren Eltern sprachen: „I davs in tiis lewoi (Sommergarten) 1^60601' 8 nami duil (war mit

uns); «8t-L6 cine V0U8 n'ir«2 pas?" Seitdem hat sich aber das Sprach-
gefühl wesentlich verfeinert und unter den Modernsten, wie Balmont oder
Brjussow, wird großer Werth auf saubere Sprachdehandlung gelegt.
Was bei dem Erlernen der russischen Sprache auf den Ausländer
abschreckend wirkt, ist zunächst das Alphabet, bei dem die Erinnerung an
das Lateinische und Griechische eher verwirrend als fördernd wirkt. Dann
die Menge der Schriftzeichen, deren Zahl fünfunddreißig beträgt. Darunter
sind im Deutschen nicht bekannte Laute wie das W, das dem französischen
vor 6 und i entspricht, das „I", das viel voller als bei uns angeschlagen
wird, der Vokal Ki, der uns eben so fehlt und mit zurückgezogener Zunge
etwa wie bei „Mütter" hervorgebracht wird, endlich die harten und weichen
Zeichen, die am Schluß einzelner Wörter stehen und ihren Ausklang bestimmen.
Noch größere Sorge macht die Fülle der Konsonanten, die oft so eng zusammen-
gedrängt werden wie kaum in einer anderen Sprache. Einzelne Wörter be-
kommen dadurch allerdings ein unförmliches und plumpes Ansehen. Man
denkt dabei an eine dicke „rnÄtusodKa", die sich schwerfällig über eine Dorf-
straße schleppt, oder an einen herrschaftlichen Kutscher, der sich seinen Faltenrock
noch tüchtig wattirt hat, um aus seinem Bock recht stattlich zu erscheinen. In
russischen Zeitungen nimmt ein solcher Wortelephant nicht selten den Raum
einer halben Zeile ein. Das liegt aber mehr an der Art der Schriftzeichen als
an der Zahl der Silben, die wir auch im Deutschen erreichen. Immanuel Kant
spricht in seiner Abhandlung über die Gestirne von /,allerannehmungwürdigsten"
Bedingungen. Wir brauchen uns nur solcher Sprachungethüme wie „Oberver-
waltungsgerichtspräsident" oder „Obersppellationgerichtsrath" zu erinnern, an
die „Privatnebenstellencentrale", die „Exterritorialität" oder die „Universität-
gouvernementalität" zu denken, die man dem verstorbenen Ministerialdirektor
Althoff vorgeworfen hat. Solche Wortfügungen müssen wie Brennnefseln be-
handelt werden, die nur wehthun, wenn man sie ängstlich berührt, statt sie
mit der Hand kräftig anzugreifen. Als Trost und Aufmunterung mag dabei
die Thatsache wirken, daß es in jeder Sprache Worte von häßlichem Klange
giebt, der uns nur deshalb nicht stört, weil wir ihn von Kindheit an vernom-
men haben. Unser „Rechts" und „Nichts" sind für den Italiener, der Deutsch
lernt, eine wahre Qual. Bei den Genetiven des „Pflocks" oder des „Strolchs"
gruppiren sich nicht weniger als sechs oder sieben Konsonanten um einen ein-
zigen Vokal und bei dem so gebräuchlichen Fragewort „Schmeckts?" sind es deren
sogar acht, die von der Zunge in schnellem Schwung überwunden werden müssen.
Denkt man an die Schwierigkeiten, die Ausländer beim Studium unserer Mutter-
sprache zu überwinden haben, so wird man auch über gewisse Eigenthümlich'
keiten des Russischen gerechter mtheilen. Nimmt man die Bezeichnung für Haupt-
wort ,,83ust8ek68t8v^tMn<)^6" oder die neun Silben für den Titel Excellenz

,,^i8L0k0pi^6^v0L8-(;ji0cls^'6l8ätvv0^, so glaubt man freilich im ersten Augenblick, über eine Reihe ausgetretener Stufen zu stolpern. Als Bismarck in Petersburg Russisch lernte, gab ihm sein Lehrer die folgende Sprechübung auf „0t WpotÄ Kop^r P0-P0^n lern": Vom Stampfen der Hufe fliegt der Staub über das Felo. Der Preußische Gesandte meinte, er werde diesen Sprudel von Konsonanten niemals bewältigen lernen; aber nach wenigen Uebungstunden war er dieser Schwierigkeit, wie mancher anderen, Herr geworden.

Auch im Russischen giebt es viele Worte, die sich an melodiöser Schönheit sogar mit romanischem Wohllaut vergleichen lassen. Durch die Bearbeitung von Franz Liszt ist Aljabjews Volkslied „Nachtigal" auch bei uns verbreitet und Niemand wird bestreiten, daß der russische Laut „Ssolo^vM" darin mit der auf und absteigenden Melodie durchaus gefällig und harmonisch verschmilzt. Goethes Gedicht „Das Veilchen" bringt mit dem Laut „^i^lka" auch dem russischen Ohr etwas Zartes und Duftiges. Fausts Worte in der Osternacht: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube" verbinden sich im Russischen nicht weniger schön als im Deutschen mit den feierlichen Tönen der Glocken: sslnLodn -vvjest, no 886r6^6 v^'si'i

Man kann dem berühmten czechischen Sprachforscher Safarik darin beistimmen, daß die Schönheit einer Sprache nicht nur von derAFülle der Vokale, sondern eben so von der Art abhängt, wie ihre Konsonanten zusammenklingen. Erst sie geben dem Wort das eigentlich Markige und Kräftige, das seinen Bau stützt und aufrecht erhält, seinen Charakter bildet und uns zu Herzen dringt. Gerade in dieser Beziehung hat das Russische vielerlei Vorzüge, die meist mit Unrecht übersehen und erst bei langjähriger Beschäftigung mit der Literatur und Sprache des Landes richtig gewürdigt werden. WaS uns dabei anfänglich als Krachen, Zischen, Brechen und Knarren unangenehm auffällt, verwandelt sich allmählich in eine Melodie, die eine ganz neue Art von Beredsamkeit ausdrückt. Diesem Umstand verdankt das Russische seinen tonmalenden Charakter, seine vielen Verkleinerungen und Zärtlichkeitausdrücke. Alexander Lugus behauptet im Nachwort zu seiner Übersetzung des „Ehernen Reiters" von Puschkin, daß keine andere unter den lebenden europäischen Sprachen neben kräftigsten Lauten über eine solche Fülle das Ohr wohlthuend umschmeichelnder Töne verfüge, keine reicher an fallenden und steigenden Diphthongen und Doppeldiphtongen sei als die russische. Wenn Karl V. meinte, daß man spanisch mit Gott, französisch mit Freunden, deutsch mit Feinden und italienisch mit Frauen reden müsse, schwang sich Lomonossow zu der Behauptung auf, daß seine Mutersprache sich für jeden der genannten Fälle vollkommen eigne, die Vornehmheit der spanischen, die Lebendigkeit der französischen, die Kraft der deutschen, die Zartheit der italienischen Sprache mit einander vereinige. Den Russen fehlt allerdings unser charakteristischer Hauchlaut,

den übrigens alle romanischen Sprachen aufgegeben haben. Aus dem Namen unseres Loreleidichters macht der Franzose daher ein einsilbiges Wort, das in dem großen Wörterbuch von Sachs mit dem Laut „üen" wiedergegeben wird. Der Russe hilft sich, indem er „Genrich Geine" spricht, schreibt und druckt, wodurch die Titelblätter auf den Übersetzungen heinischer Gedichte für uns einen drolligen Anstrich bekommen. Der Dichter der „Problematischen Naturen" heißt bei ihnen „Spielgagen", der Schöpfer der „Versunkenen GloSe" Gergart Gauptmann und Jeder, dessen Vornamen Hans lautet, wird unweigerlich in eine „Gans" verwandelt. Der deutsche Kaiser erscheint dort als ^(^Ossn^ollcr" mit dem Namen „^ilASlni". Der mittelalterliche Hetz- und Jagdruf: „Hurra!", der dem alten hochdeutschen Wort „Hurren", sich hastig bewegen, entspricht, wurde während der Freiheitkriege von den russischen Truppen auf unsere übertragen, die ihn seitdem für den Sturmlauf wie für die Begrüßung des Herrschers beibehalten haben. Doch die Russen können nur „Urra!" oder „Gurra!" rufen. Die Kleinrufsen können wieder das „G" schwer aussprechen und machen aus dem Namen ihres größten Dichters Gogol einen „Chochol", was „Schopf" bedeutet und ihnen bei den großrussischen Spöttern zum Spitznamen geworden ist.
Viele Bezeichnungen haben die Russen für ihre Lieblingfarbe roth, die für sie in enger Sprachverwandtschaft mit dem Begriff „schön" steht. Das Kleid der großrussischen Bäuerin, Sarasan, den ihr Volkslied besingt, ist „Ki'äsnij" - aber das Wort besitzt noch einen weiteren Sinn und deckt sich mit Vielem, was wir anmuthig, fein, reizend und begehrenswerth finden. Roth erscheint ihnen die in drei Absätzen aufsteigende Paradetreppe im Kreml zu Moskau, von der das Herrscherpaar nach der Krönung sich noch einmal zum Volk wendet; und sie ist doch nicht roth. Roth wird überhaupt jeder „herrschaftliche Aufgang" genannt im Gegensatz zur schwarzen Treppe, die den Dienstboten gehört. Roth ist der große Platz vor dem Kreml in Moskau, «Zeil er mit seiner Umgebung prächtig wirkt. Roth ist das Mittagsmahl bei den Eltern des Bräutigams nach dem Hochzeitstag, der Ehrenplatz in der Vorderecke eines Zimmers, wo das Heiligenbild hängt, die erste Woche nach Ostern, in der Seelenmessen und Gedächtnißfeiern abgehalten werden. Roth sind schöne Tage, wenn draußen die Sonne scheint oder drinnen die Herzen lachen Roth ist ein züchtiges, schüchternes Mädchen. Roth sind der Nadelwald, das Hochwild und Pelzthier, das große Mittelfenster des Bauernhauses und der Hochzeitzug. Roth ist der Reim, wenn er schön klingt, die Rede, wenn sie mit Witz oder Schwung die Hörer fesselt, und die Überschrift zum neuen Absatz eines Buches. Dabei giebt es noch mehrere Arten von Roth, sür die ganz verschiedene Worte gebraucht werden. Handelt es sich um gesundes rothes Blut, um eine aufblühende Rose oder um die Abendröthe, so ist das Wort „ali^" am Platz. Von Wangen heißt es „i'uir^'arch'", von Haaren „riski^. Sprachforschern, die sich auf die feinen

Stimmungen und Schwingungen der Volksseele verstehen, bringt das eine Wort Stoff zu einer ganzen Abhandlung. Im Gegensatz dazu ist „schwarz" (tsoKornK gleichzeitig das Grobe, Schwere, Schmutzige, eine Hintertreppe, eine Küchenmagd, eine niedere Arbeit, zu leicht befundenes Geld und so weiter. Der Sprachhumor schafft sich eigentümliche Bilder und Vergleiche. Für die Russen ist der Deutsche der „i^Sinet^, der Stumme, weil er ihre Sprache nicht versteht und deshalb nicht zu ihnen reden kann. Weshalb diese Be« Zeichnung gerade für uns gilt, hat noch Niemand recht zu erklären vermocht; ihrem Sinn nach würde sie ja auch auf Engländer und Franzosen passen. Wahrscheinlich hat die Spotttust der Russen den Deutschen getroffen, weil er von je her ihr Lehrer und Erzieher war; dessen Fehler reizt die Unmündigen leicht zur Neckerei. Um die Trunksucht zu beschönen, hat man den Branntwein, den langsamen, aber unerbittlichen Zerstörer der Menschen, mit einem „Wässerchen" verglichen und ihn „n'oäkA" getauft. Wir kennen davon meist nur die Verstümmelung desGenetivs und sagen fälschlich ,,^mki", während der Nominativ auch Trinkgeld bedeutet. Einen eben so weiten Begriff wie mit „Kr^L-nij", roth, verbindet der Russe mit seinem ,Mt3c;Ii^v0") das wörtlich „nichts" heißt, im Sprachgebrauch aber eine Menge einander widersprechender Empfindungen zwischen Gut und Schlimm umschließt, je nach dem Anlaß, bei dem es gebraucht wird. MtseK^vo paßt so ziemlich auf Alles, daS keiner Veränderung unterliegt. Es wirkt mit seinen drei Silben wie das Gähnen eines Menschen, der seine Ruhe haben möchte. Man hört es eben so oft wie das „KaK ni dnd", irgendwie, das in alle Lebenslagen paßt.

Woher stammt das Wort „Rubel" (oas der Russe übrigens einsilbig und zwar so ausspricht, daß der Schlußkonsonant nicht gehört wird)? Von dem Zeitwort „ruditj", abhauen; die ersten Münzen dieser Art wurden mit dem Beil von einem Silberbarren, (^i'i>v6nkll, abgeschlagen, der ein halbes Pfund wog. Die Hälfte davon nannte man „Kudl.j". Einzelne dieser aus dem Mittelalter stammenden Stücke werden in den Münzkabineten aufbewahrt. Was bedeutet der Name „OduliS-an", der so oft durch dle Spalten unserer Tageszeitungen ging, wenn von den Strolchen die Rede war, die während der russischen Putsche sich auf den Straßen herumtrieben und harmlose Spazirgänger mit Messer und Revolver bedrohten? Das Wort stammt aus dem Englischen und rührt von einer Verbrecherfamilie her, die jenseits vom Kanal im achtzehnten Jahrhundert ihr schlimmes Wesen trieb, „^o^i-oin", das später für die Gewaltthaten gegen die Juden in Rußland angewandt wurde, stammt von dem Zeitwort ,>p0Ar0iQi^, verHeren, zertrümmeln. „Taviar« hält wohl Jeder für ein echt russisches Wort. Und doch wird der schmackhafte Rogen von Stör und Hausen dort niemals so, sondern immer „iki-s/-genannt, weil der „Taviar", mit dem Shakespeares Hamlet die guten, vom

Volk nicht verstandenen Theaterstücke vergleicht, nur im westlichen Europa bekannt und eine Verstümmelung des italienischen „(^vials" ist. Der Bär, den wir uns als einen Allesfresser vorstellen, weil er Pflanzen und Fleisch jeder Art verschlingt, erscheint den Russen unter einem bestimmten Bilde. Sie sehen in ihm nicht nur einen gefährlichen Feind der Menschen oder eine kostbare Jagdbeute, sondern zunächst den gefürchteten Gast der Jmmenzüchter, der die Bienenstöcke zerstört und sich an ihrem süßen Inhalt erlabt. Dem Steppenwhn, der selbst ein Leckermaul ist, fällt diese Eigenschaft beim Bären am Meisten auf und er nennt ihn deshalb „N^d^vM", den Honigefler.

Die russische Sprache, die in den Werken ihrer Dichter so schön klingt, sinkt in der gewöhnlichen Redeweise zu einer Derbheit herab, die keine andere erreicht. Westländer haben in allen Zeiten staunend gehört, ein wie geringes Schamgefühl selbst von gebildeten und hochstehenden Personen in der Unterhaltung bewahrt wird. Im Schimpfen leistet der Russe Unglaubliches; er greift zu den obszönsten Bildern und gebraucht Wendungen, die sich selbst der Mann der Wissenschaft niederzuschreiben scheut. „Hundesohn" gehört dabei noch zu den schwächeren Ausdrücken. In der Leidenschaft des Zornes oder im Rausch wird das erotische Leben bis zum Widerwärtigen herangezogen, der ganze Mensch entkleidet und mit seinen thierischen Trieben verächtlich gemacht. Widrig ist vor Allem der Mutterfluch, den man so oft hört und der unausrodbar zu sein scheint: „I. t. ni." Diese Neigung spielt auch in den zahllosen Sprichwörtern (die daneben freilich viel Feines, Sinniges und Drolliges enthalten) eine große Rolle. Das akademische Wörterbuch der Russen enthält 150 000 Bezeichnungen. Dahls Werk, das mit seinen vier großen, ausgezeichnet redigirten Bänden eine wahre Schatzkammer von Sprachwissen darstellt, hat ihre Zahl auf etwa 175 000 gesteigert. Der „gewöhnliche" Russe dürfte davon aber nur dreitausend im Gebrauch haben. Rukawischnikow hat in einem interessanten populären Aussatz, den er für ein großes Werk über Rußland (1902, Nr. 1 und 2) schrieb, die Meinung vertreten, daß seine Muttersprache am Reinsten in den moskauer Kreisen klinge. Wie die Physis des Zarenreiches alle Unterschiede des Klimas uno der Nationalitäten zeigt, von den sonnigen Küsten der Krim, wo Citronen, Lorber und Myrtken blühen, bis zu den Sümpfen und Eisflächen des Nordens, von dem feinen Kenner der Kunst und Literatur in seinem Petersburger Palast bis zu dem Jakuten, der an den Flußläufen Sibiriens in schmutzigen Hütten haust, so bewegt sich auch die russische Sprache in einem weiten Kreis, der alle Abstufungen menschlichen Empfindens und Vorstevens umschließt. Man denkt dabei an das schöne Wort Schopenhauers: „Wie der Stil zum Geist des Individuums, so verhält sich die Sprache zum. Geist der Nation."

Charlottenburg. Eugen Zabel.

Kolonialgeschäfte.

eit der Begründung der ersten deutschen Kolonie ist ein Menschenalter ver-
flossen. Ihre wirthschaftlichen Erfolge liegen indessen noch immer in einer
fernen ZuZunft. Zwar weisen die amtlichen Statistiken eine sich von Jahr zu Jahr
vergrößernde Ausfuhr aus unseren Kolonien auf; aber die Rentabilität unserer
dortigen Unternehmungen läßt nach wie vor zu wünschen Übrig. Die mit über-
seeischen Verhältnissen Vertrauten erklären, ein Zeitraum von sechs bis sieben Jahren
sei erforderlich, um aus Pflanzungen Nutzen zu ziehen; doch bringt manches Kolo-
nialunternehmen auch nach zwanzigjähriger Thätigkeit noch keinen Gewinn.

Die deutschen Kolonislgründungen gehen namentlich von Hamburg und Berlin
aus. Blättert man in Von der Heydts Kolonialhandbuch (Jahrgang 1909), so
erhält man den Eindruck, der Schwerpunkt des deutschen Überseehandels liege in
der Reichshauptstadt. Von den darin aufgeführten 315 Firmen sind 109 in Berlin
und 46 in Hamburg ansässig, während das Hamburger Börsenadreßbuch etwa 1700
Firmen aufzählt, von denen sich ungefähr 900 mit dem Ex- und Import und die
übrigen ausschließlich mit der Einfuhr fremder Landesprodukte befassen. Auch in
Bezug auf die Reichshauptftadt ist diese Zusammenstellung lückenhaft; bedeutende
berliner Uebersee-Häuser fehlen.

Von den reichshauptftädtischen Unternehmungen sind die meisten Plantagen-
Gefellschaften; eine kleinere Anzahl beschäftigt sich mit Bergbau und dem Betrieb
von Eisenbahnen. Unter den im Kolonialhandbuch aufgezählten Hamburger Unter-
nehmungen sind nur 14 Plantagen-Gesellschaften; alle übngen sind Handelsfirmen.
Natürlich giebt es viel mehr Hamburger Plantagen, ihre Zahl ist aber schwer fest-
zustellen, da der hanseatische Kaufmann nicht liebt, öffentlich Aufschluß über die
Art und den Umfang seiner Unternehmungen zu geben. Nach einer sorgfältigen
Aufstellung in einer Exporten;liste, die von Biedermann in Hamburg herausgegeben
wird, haben 200 Hamburger Exportfirmen 450 ausländische Filialen, von denen
167 in Amerika und 108 in Afrika liegen. Damit ist jedoch deren Zahl nicht er-
schöpft, denn viele Hamburger Häuser, die Plantagen besitzen, haben in Hamburg
keine Niederlassungen, sondern werden hier von Agenten vertreten, die ihre Er-
zeugnisse auf den Markt bringen'. Hamburger Plantagen findet man namentlich
in Afrika, Central- und Südamerika.

Sieht man von den Kolonialunternehmungen ab, die in den letzten sieben
Jahren gegründet worden sind, so findet man unter den 15 in Frage kommenden
berliner Plantagen-Gesellschaften nur acht, die ihren Aktionären eine Dividende
gezahlt haben. Von den 14 im Kolonialhandbuch angeführten Hamburger Gesell-
schaften, die 1902 und in den Vorjahren begründet worden sind, haben nur zwei
keine Dividende vertheilt. Die Privatunternehmungen in Hamburg, die das Ko-
lonialhandbuch nicht kennt, haben wohl sämmtlich eine befriedigende Rentabilität;
sonst hätten sie ihre überseeischen Betriebe längst aufgegeben. Die Oeffentlichkeit
erhält von dem Wirken der meisten Hamburger Firmen nur aus den Handels-
statistiken Kenntniß, die das beständige Wachsthum des Hamburger Handels zeigen.

Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung liegt in der Art, wie in der Hansestadt und in der Reichshauptstadt überseeische Unternehmungen emstehen. Der Hamburger Kaufmann geht in fremde Erdtheile und sucht hier Vermögen und Verbindungen zu erwerben. Oft ist er für Hamburger Exporthäuser als Leiter von überseeischen Filialen oder als ihr Agent thätig, kehrt nach einer Reihe von Jahren mit Ersparnissen nach Hamburg zurück und kauft hier für die Geschäftsfreunde ein, die er drüben kennen gelernt hat. Manchmal hat er mit seinen Ersparnissen Plantagen erworben und Jahre lang bewirthschaftet. Dann kommt er nach Hamburg, um hier einen Verkäufer für seine Produkte zu suchen, oder läßt sich hier nieder, um für seine Überseeische Firma zu verkaufen und einzukaufen. Bei der Entwickelung eines solchen Geschäftes spielen die persönlichen Beziehungen die Hauptrolle. Anders bei den binnenländischen Kolonialunternehmungen. Hier ist die Regel, daß sich einige hervorragende Persönlichkeiten und Kaufleute vereinigen, um Etwas für unsere Kolonien zu thun. Unter ihnen sind viele Fürsten, hohe Adelige und Beamte. Man sendet Reisende und Ingenieure aus und legt, nachdem man ihre Berichte erhalten hat, Plantagen, Bergwerke und Eisenbahnen an. So entstehen Aktiengesellschaften oder Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Unter den 1700 Hamburger Ex- und Importfirmen sind nur ungefähr zwanzig anonyme Gesellschaften. Man sucht nun Faktoreileiter und Betriebsdirektoren und findet oft auch Leute, die mit den überseeischen Verhältnissen vertraut sind. Aber die Leitung der Unternehmungen liegt in Berlin. Jetzt beginnen die Reibereien zwischen den überseeischen Angestellten und berliner Direktoren, die meist noch keinen fremden Welttheil gesehen haben. Bon der Reichshauptstadt aus werden Vorschriften gegeben, die nicht befolgt werden können, weil sie auf Unkenntniß der Verhältnisse beruhen. Me Faktoreileiter verlieren die Lust, weil sie auf Schritt und Tritt gehindert werden, und mit den Plantagen will es wegen der falschen Maßnahmen nicht vorwärts gehen. Die Folge dieser Mißwirtschaft ist die Theuerkeit und Unrentabilität der meisten berliner Kolonialunternehmungen.

Da Berlin keinen Markt sür überseeische Rohprodukte hat, so sind die berliner Kolonialgesellschaften genöthigt, den Hamburger Kaufmann in Anspruch zu nehmen; nicht nur für den Verkauf ihrer Erzeugnisse, sondern auch für den Einkauf, denn die Plantagen brauchen viele europäische Jndustrieartikel, von denen nur ein Theil in Berlin zu haben ist. In der selben Lage sind die berliner Exporthäuser, die in Hamburg keine Filialen haben; sie müssen den Hamburger Kcmfman mit dem Einkauf und mit der Verschiffung ihrer Ausfuhrgüter betrauen. Auf diese Weise werden die Kolonialgesellschasten zu Schuldnern der Hanseaten und es ist vorgekommen, daß die Gläubiger schließlich Eigenthümer der Plantagen wurden, als die betheiligten binnenländischen Persönlichkeiten weitere Gelder nicht mehr hergeben wollten. Es giebt aber auch Fälle, wo Hamburger Kauflcute ihre Plantagen an berliner Gesellschaften verkauft haben (wenn sie ihren Nutzen dabei zu finden glaubten).

Im überseeischen Bankgeschäft herrschen zum Theil die selben Uebelstände wie im Plantagenbetrieb. In Berlin giebt es sechs Ueberseebanken mit einem nominellen Kapital von 74 Millionen Mark. Sie arbeiten mit Ostasien, Südamerika, Deutsch-West und Ost-Afrika und mit der Levante. Nur zwei haben in Hamburg einen eigenen Geschäftsbetrieb: die Deutsche Paläftinabank, eine Gründung des

Fürsten Hohenlohe, der auch Großaktionär der Levante-Linie und alleiniger Gesellschafter der Seetransport G. m. b. H. in Hamburg ist; und die Deutsch'Astatische Bank in Shanghai, die feit 1906 in Hamburg eine Filiale hat. Sie arbeitet mit einem Kapital von 7,5 Millionen Shanghai-Taels und ist eine Gründung der mit der Norddeutschen Bank in Hamburg eng verbundenen Berliner Diskontogesellschaft, in deren Vorstand und Aufsichtrath die größten Hamburger Kaufleute sitzen. Alle-anderen berliner Ueberseebanken haben ihren Geschäftsbetrieb mit dem ihrer Muttergesellschaften, der Deutschen und der Dresdener Bank, die in Hamburg Filialen haben, vereinigt.

Die berliner Ueberseebanken sind erst nach Hamburg gekommen, als sie bemerkten, daß die englischen Ueberseebanken in der Hansestadt immer mehr Boden gewannen, und als ihr eigenes Geschäft nicht vorwärts gehen wollte. Die Engländer haben von Anfang an gesehen, daß die Reichshauptstadt nicht der geeignete Ort für sie ist, und haben sich in Hamburg niedergelassen. Es giebt hier fünf englische Ueberseebanken mit einem Kapital von fast 215 Millionen Mark, die mit China, Japan, Indien, Australien, Südafrika, Britisch-Weftafrika und Südamerika arbeiten. Drei von ihnen haben einen recht umfangreichen Geschäftsbetrieb in Hamburg. Hamburg selbst hat drei Ueberseebanken mit einem Kapital von 2l Millionen Mark, sämmtlich Gründungen der Norddeutschen Bank. Außer diesen Aktienbanken geben viele Hamburger Privatbankiers Vorschuß auf Waaren, die aus überseeischen Ländern kommen oder dorthin gehen. Die Hansestadt zählt sieben Privatbankhäuser, die mit einem Kapital von über zehn Millionen Mark arbeiten und zusammen über 140 Millionen verfügen, und vierzehn Bankiers, die mehr als drei Millionen Betriebsmittel haben und zusammen auf 70 Millionen geschätzt werden. Außerdem sind auf dem Hamburger Markt alle hervorragenden londoner Privatbankiers vertreten; und deren Mittel sind noch größer. Ihre Vertreter sind meist angesehene Export- und Jmportagenten, die mit der Waare die erforderlichen Rembourskredite anbieten. Solche Geschäfte können nur die Banken machen, die an überseeischen Plätzen Filialen oder Vertreter haben, welche die Waare nicht eher ausliefern, als bis die Deckung erfolgt ist. Da der englische Welthandel vor dem deutschen einen Vorsprung hat, so sind die Verbindungen der englischen Banken zahlreicher als die der deutschen. Deshalb wird ein großer Theil des Hamburger Handels vom englischen Kapital gestützt.

Auch für unsere Kolonialverwaltung ist es ein Unglück, daß Berlin keine Seestadt ist. Frankreich krankt an dem selben Uebel und hat es deshalb zu keiner fruchtbringenden Kolonialpolitik gebracht. Die Binnenstadt Paris ist nicht nur der Sitz der obersten Marine- und Kolonialbehörden: hier sind auch die Verwaltungen der französischen Schiffahrtgesellschaften ansässig. Die deutschen Rhedereien sitzen in den Seestädten und haben die Konkurrenten deshalb schnell überflügelt. Für Englands Ueberseehandel und Kolonialpolitik war es von Anfang an ein Glück, daß London nicht nur die Hauptstadt des Reiches, sondern auch seine größte Seestadt ist.

Hamburg.' Paul Büchner.

Selbstanzeigen.
Selbstanzeigen.
Briefe von Otto Erich Hartleben an seine Freundin. Dresden, Karl Reißner.
An einem Tag vor der Weihnacht war ich zum ersten Mal in der „Hal-
kyone". Es war ein köstlicher, sonnendurchwärmter Nachmittag und wir gingen lang-
sam durch den grünen Garten, in dem noch späte Rosen blühten, die Pergola hinab,
nach der Terrasse am See. Ein unendlicher Friede lag über der Landschaft: breit
dehnte der See seine Fluthen aus bis nach dem fernen Ufer von Desenzano, in
der Mitte die feine, langgezogene Silhouette der Jsola, aus dcren Grün sich die
kantigen Zinnen des Borghese-Schlosses hervorhoben. Ein Sonnenstrahl lietz weit
draußen einen Augenblick die alten Cypressen von San Vigilio aufleuchten; dann
zerfloß wieder das Blau der Fluthen mit dem blauen Dunst der Berge.
Im Vordergrunde der gewaltige Monte Baldo, der im Schneepelz die Wache
hält am See. Und von der Terrasse verlaufend die Ufer, rechts nach Salo, links
nach Garoone; heitere Landhäuser in immergrünen Gärten. Eine friedvolle Erde.
„Ja", sagte Frau Ellen, „er hat seinen Garten sehr lieb gehabt. Hier",
fügte sie leiser hinzu und strich sich mit der feingegliederten Hand die krausen
Haare aus der Stirn, „hier wollte er fruchtbar sein, wenn es draußen stürmte."
Hier haben wir von ihm gesprochen, den ganzen Abend vor dem Kamin,
in dem die Flammen knisterten. Und der Raum war voll von Erinnerung.
Es war mir immer, als ob er um uns sei, bei unseren Spazirgängen in
die Berge, oder wenn wir im Garten saßen, oder abends in seinem Studio, in
dem noch die alten schönen Möbel stehen und seine Bücher noch an dem selben
Platz wie damals, als er fortging, dorthin, von wo es kein Wiederkommen giebt.
Eines Tages brachte mir Frau Ellen eine Mappe Briefe; seine Briefe an
.Ellen, mein Kind."
In einer stillen Nacht habe ich in meiner Klause in der „Berta Filava"
die Briefe durchgelesen, Blatt vor Blatt, und wieder gelesen und dann den einen
und den anderen nochmals herausgegriffen, dessen Musik mir besonders wohlge-
than hatte. Und als der Morgen dämmerte und ich die Briefe weglegte, hatte ich
mich in diese Briefe, so voll von Zärtlichkeit, so voll von Lebenslust, verliebt. Da«
mals kam mir der Wunsch, durch Veröffentlichung dieser Briefe auch Anderen eine
Freude zu bereiten. Ich hatte keine Bedenken, die Briefe zu veröffentlichen, weder
literarische Bedenken noch Bedenken persönlicher Art. Es sind Liebesbriefe, nur
Liebesbriefe. Nun gut, wer in ihnen tiessinnige Gedanken sucht, mag den Band
bei Seite legen; wessen Herz aber jung geblieben ist, wer noch die Sprache der
Liebe versteht. Der wird seine Freude haben an diesen Briefen so voll von Zärt-
lichkeit, so voll von Lebenslust, geschrieben in meisterhaftem Deutsch, selbst der
flüchtig hingeworfene Kartengruh.
Die Briefe bilden auch ein geschlossenes Ganze; sie enthalten die Geschichte
der Liebe Hartlebens zu Frau Ellen. Und daß man Dies in breitester Oeffentlich«
Zeit zugiebt, ist keine Pietätlosigkeit gegen den Toten. Doch hatte ich durchaus nicht
die Absicht, durch diese Veröffentlichung oder mit ihr gegen Frau Selma Hart-
leben Stellung zu nehmen, die ich gar nicht persönlich kenne. Vielmehr sollten
(im vollsten Einverftändniß mit Frau Ellen) die Briefe ohne jede Einleitung ver-
öffentlicht werden, als „Briefe Otto Erich Hartlebens an seine Freundin."

Da erschien 1908 im Februarheft der „Neuen Rundschau" ein AuSzug von Briefen „Otto Erich Hartlebens an seine Frau" mit einem kurzen Geleitwort von Franz Ferdinand Heitmueller, der die baldige, ungekürzte Ausgabe der Briefe in Buchform ankündete. Einiges in diesem Geleitwort machte mich stutzig; und ich entschloß mich, elst das Erscheinen dieses Bandes Briefe abzuwarten. Und ich habe gut daran gethan. Als ich später den Band durchgelesen hatte, war ich empört. Wie kommen in diesen Band Briefe von Frau Selma? Soll der Briefwechsel Beider der Oeffentlichkeit übergeben werden? Doch wohl kaum! Abgesehen davon, daß dieser Band ausdrücklich „Briefe Otto Erich Hartlebens an seine Frau" genannt wud. Was ist also der Zweck dieser eingestreuten Briefe der Frau Selma? Die Regie ist verteufelt geschickt gesührt: nach muthlosen Briefen Otto Erichs die Briefe der Frau, immer mit dem Grundmotiv: „Kehre zurück, nur sie drückt Dich nieder, die sich in unsere glückliche Ehe gedrängt hat."
Es ist ein geschickt geführter Hieb gegen die Andere (die nie in die Oeffentlichkest getreten, darum auch nur Wenigen bekannt ist). Man hat aber ganz außer Acht gelassen, daß hierdurch auch das Andenken Hartlebens beschmutzt wird. Und Das soll nicht geduldet werden. Es ist schon genug Unfug mit diesem Namen getrieben worden. Von den Wein- und Trunk-Anekdoten, die überall auftauchten, bis zur Veröffentlichung der Tagebuchnotizen.
Wenn dieses „Tagebuch", das er nie veröffentlicht hätte (denn er ist nie geschmacklos gewesen), geeignet ist, Hartlebens Künftlerthum in der Erinnerung zu verflachen, so muß diese zweite postume Veröffentlichung, die Briefe mit dem Unkraut der Selma-Briefe durchwuchert, den Dichter auch als Menschen herabsetzen. Beides hat er nicht verdient. Hartleben war kein umfassender Geist (seines künstlerischen Schaffens Bahn war begrenzt), kein Selbstbeobachter, der den Zusammenhang zwischen sich und den Waltenden suchte (wenigstens nicht in den Jahren der Tagebuchaufzeichnungen), kein Tagebüchler wie die Ganzgroßen. Deshalb durften diese Notizen nie veröffentlicht werden, da sie nichts künstlerisch Werthvolles enthalten, mit Ausnahme vielleicht des Abschnittes über die Verskunst, der uns sehen läßt, wie Hartleben gearbeitet hat, wie er sein bewunderungwürdiges Sprachgefühl noch geschult hat, um die Worte mit dem leichtfließenden Mantel deS Versrhythmus zu bekleiden. Alles Andere ist höchstens Material für eine spätere Biographie; weiter nichts. Der Dichter, der uns Meisternovellen geschenkt hat und Gedichte, die zum Besten der neudeutschen Lyrik gehören (wenigstens die Gedichte aus den reiferen Jahren), der Dichter hat durch die Veröffentlichung der Tagebuchnotizen nicht gewonnen.
Und nun diese Briefe? Wie verzerrt ist bei dieser Tönung Hartlebens Bild!
Und dabei ist schon so viel über Hartlebens Beziehung zu den beiden Frauen geschwatzt worden. Wenn sich der Engbrüstige über diese „Bigamie" entsetzt: was thuts? Was ficht Das Hartlebens Andenken an? Wir, die wir fühlen, wie Viele in uns weben und walten, die wir die thränenreiche Erkenntniß haben, wie differenzirt die Liebe ist, für uns hat die gleichzeitige Liebe Hartlebens zu den beiden Frauen nichts Befremdliches. Aber Jede muß an den Platz gestellt werden, den sie im Leben Otto Erichs eingenommen hat und die Quelle soll aufgedeckt werden, aus der die Liebe zur Anderen floß; jetzt, da man versucht, den Weg zu verdecken. Hartleben war kein starkknochiger Charakter, er gehörte nicht zu Denen, die

mit kurzer Handöewegung bei Seite schieben, was hindert; die noch lächelnd sich
lösen können. Trotz manchmal gewollter Schroffheit eine weiche Natur und voll
entsetzlicher Scheu vor Allem, was Aufregungen und Unannehmlichkeiten mit sich
brachte. Und was ihm bei seinem künstlerischen Schaffen so ganz fern lag, das
Sentimentale: im Leben hat es ihm angehaftet. Diese Charaktereigenschaften geben
für Manches in den späteren Beziehungen zu seiner Frau eine Erklärung; auch
für den Mau gel an Offenheit, der uns unfreundlich berührt, wenn wir die Briefe
vergleichen, die er fast zur selben Zeit an seine Frau schrieb und an die „Andere".
Aber mit der Frau von ungezügeltem Temperament wird eine ruhige Aussprache
wohl schwierig gewesen sein; und er war müde.
Das Verhältniß zu Selma, das in der leipziger Studentenzeit, der Zeit des
spater Is boui'Aeois, geknüpft wurde, ist dann in eine kleinbürgerliche Ehe über-
führt worden, die bald aufhörte, eine Ehe zu sein, und zur Kameradschaft verblaßte.
Darüber hat sich Hartleben selbst in den Briefen an seine Frau deutlich ausge-
sprochen. Und doch hat er bis zur letzten Stunde auch seine Frau auf seine Weise
lieb gehabt und konnte keine der Beiden ganz entbehren. Aber wie differenzirt
war diese Liebe! Die Eine nannte er„Moppchen", die Andere „Ellen, mein Kind".
In diesen Kosennamen liegt viel. Und Hartleben, der die Gabe besaß, in jedes
Wort den besonderen Ton hineinzulegen, wußte Wohl, was er wollte, als er die
beiden Namen prägte. Auch wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wer das
Gefühl aus der Worthülle herausschälen kann, empfindet aus Hartlebens eigenen
Briefen die Verschiedenheit der Liebe zur Frau und zur Anderen.
Der burschikose, derbfröhliche Ton der Briefe aus den ersten Jahren, den
Jahren des „Verhältnisses" mit „Moppchen", ist bald verklungen; mußte ver-
klingen. Eine resignirte Müdigkeit, ein unausgesprochenes „Ich Hab' Dich ja noch
lieb, aber laß mich gehen, wohin es mich treibt", ist der Grundton der Briefe
aus den späteren Jahren, den Jahren der kleinbürgerlichen Ehe. Aus dem Lebendigen
ist eine Erinnerung geworden, etwas Gegenwartloses. Und der frauenfrohe Mann
fühlte sich mit allen heißen Wünschen, mit allem Sehnen nach dem warmblütigen
Leben hingezogen.
In dieser Zeit, da er müde war und sein Herz unruhig und voll von Sehn-
sucht nach etwas Unbekanntem, aber Ersehntem, in dieser Zeit traf er Ellen.
Die Geschichte dieser Liebe hebt an mit allen süßen Thorheiten einer ganz
jungen, weltblinden Verliebtheit. Er war Zweiundzwanzig und studirte auf Wunsch
seiner Verwandten in Berlin Jura. Sie war nicht ganz Sechzehn und ein blitz-
blanker berliner Backfisch, der im Hause des Pflegevaters erzogen wurde. Zu Weih-
nachten 1835 spielte dieses Wintermärchen. Die Frühlingsstürme haben Alles ver-
weht. Ein Verwandter Hartlebens, von dem er auch pekuniär abhängig war,
verweigerte der Verlobung seine Zustimmung, hieß Otto Erich in Leipzig zunächst
sein „Brotstudium" beenden und erzwang von ihm sein Ehrenwort, bis dahin
jeden Verkehr mit Ellen von Döhn, auch den brieflichen, einzustellen. Den auf-
klärenden Brief Erichs hat Ellen nie erhalten. So wurden zwei junge Menschen
getrennt, deren goldener Wahn die Härten des Lebens übersah. Ihn verschlang
bas tolle Treiben des leipziger Studentenlebens; die Großhoffnung des jungen
Dichters überkam ihn und drängte alle anderen Wünsche zurück. Sie hat trotzig
geweint, wenns Keiner sah, über den vermeintlich Treulosen; und als dann Jahre
später ein Anderer kam, hat sie ihm die Hand gereicht.

Jahre kamen, Jahre gingen. Keiner hörte vom Anderen.
In einer stillen, erinnerungvollen Stunde schrieb er das sehnsüchtige Gedicht „Funkelt Dein Auge noch". Und sie hat wehmüthig gelächelt, wenn sie einen neuen „Otto Erich" las, und gedacht: Der hat mich einst geliebt, so heiß, so jung!
Jahre kamen, Jahre gingen. Keiner hörte vom Anderen.
Aber in der Zeit, da er müde war und das Herz unruhig und voll Sehnsucht nach etwas noch Unbekanntem, aber Ersehntem, traf er sie wieder, Ellen, seine Jugendliebe. Im September 1896 sahen sie sich wieder in dem selben Berlin, während einer Vorstellung im alten Wallnertheater; und nun gab es kein Halten mehr; die Beiden konnte Niemand mehr trennen, keine Macht der Erde.
Auf seinen Wunsch ließ sich Frau Ellen Birr scheiden, um ihm ganz angehören zu können, bis zum letzten Athemzug. Frau Ellen hat viel gethan an Otto Erich; was nur eine liebende und kluge Frau thun kann für den Mann, der mit seinem Eigenwerth gemessen werden muß. Und sich doch uneigennützig begnügt mit der Rolle der „Anderen" und mit unendlichem Takt sich nie in die Oeffentlichkeit gedrängt und alle Schiefheiten vermieden. All Das war ja auch so unendlich nichtig. Wußte sie doch, daß das Herz Otto Erichs, das für sie die Welt bedeutete, ihr gehörte.
Die nächsten Jahre verlebte Hartleben mit seiner Freundin in Berlin und auf Reisen. Als er Ende Dezember 1899 in Wien nach der Premiere des „Rosenmontag" zusammenbrach und als bewußtloser Schwerkranker nach dem Sanatorium Löw und von dort nach Jnzersdorf gebracht werden mußte, hat ihn Frau Ellen abwechselnd mit Frau Selma gepflegt und hat in Schloß Marbach durch ihren köstlichen Humor und lebensfrohen Heitersmn den Genesenden einem neuen Leben zugeführt. Aber Hartleben fühlte wohl selbst, daß die Jahre des Brausens und Ueberschäumens vorbei waren, daß er, um reife Früchte geben zu können, der Ruhe und Konzentration bedurfte; vor Allem aber einer ständigen Harmonie um sich.
Als er dann im Winter 1901/02 die friedvolle Schönheit des Gardasees gekostet hatte, entschloß er sich schnell, hier zu rasten, und erwarb in Salo die beiden Grundstücke am See, aus denen er seine „tzalkyone" zimmerte: für sich und für seine Ellen.
Im November l902 sind sie in dieHalkyone eingezogen. Hier gab er den Angelus Silesius heraus und das Logaubüchlein, schrieb die wuchtige Einleitung zur zweiten Ausgabe seines Goethebreviers. Hier übersetzte er den „Luziser" und dichtete den „Grünen Baum zur Nachtigal" und das Buch Schlußreime „Der Halkyonier". Und immer wieder gestaltete er am „Diogenes", der leider Fragment geblieben ist.
Mit banger Sorge sah Ellen ihn im November 1904 nach Wien fahren zur Premiere des „Wahrhaft guten Menschen". Er selbst folgte nur widerstrebend dem Drängen der Frau Selma und seiner Freunde. Den Aufregungen und dem lauten Treiben war der geschwächte Körper nicht mehr gewachsen. Ein Blutsturz warf ihn nieder und die darauf folgende schwere Kopfrose zerrüttete ihn vollends. Am siebenzehnten November holte ihn Ellen in Venedig ab: einen totkranken Mann. Der Friede seines Heims, die sorgende Nähe seiner geliebten Ellen ließen den Kranken noch einmal aufathmen. Das Weihnachtfest umstrahlte noch mildes Hoffen. Aber in der Nacht vom siebenten zum achten Februar trat ein heftiges

Blutbrechen ein und am nächsten Tage gab es kein Hoffen mehr. Mürrisch schritt -
der Tod durch den Garten der Halkyone.
Zärtlich tasteten die zitternden Hände nach der Geliebten; er konnte sie nicht
mehr sehen. „Mein armes Ellenkind": waren seine letzten Worte. Dann schwieg
der Mund; und er blieb bewußlos bis zum letzten Athemzug.
Sorrento. Di-. Fred B. Hardt.
Die EntWickelung des Luftmilitarismus und die Auflösung der euro-
päischen Landhcere, Festungen und Seeflotteu. Eine Flugschrift.
Die Schnelligkeit der Entwicklung unserer technischen Kultur kommt uns
meist wie etwas Verblüffendes, Unerwartetes vor. Und wir haben doch eigentlich
gar keine Ursache, über diese Schnelligkeit so sehr erstaunt zu sein. Wir hätten
uns im Lauf des vorigen Jahrhunderts an diese Schnelligkeit gewöhnen können.
Was heute kommt, bildet nur den Schlußstein der ganzen technischen Kulturent-
wickelung. Wir vergessen immer wieder, daß vor hundert Jahren noch Niemand
eine Ahnung hatte von dem ungeheuren Einfluß der Dampfmaschinen und der
elektrischen Maschinen. Großstädte in unserem Sinn gabs damals noch gar nicht.
Und auch der Militarismus sah vor hundert Jahren noch nicht so aus, wie wirs
heute schon so gewöhnt sind; einen Volksmilitarismus gabs vor hundert Jahren
noch nicht. Ich habe versucht, in meiner Flugschrift nachzuweisen, daß dieser Volks-
militarismus nicht mehr drei Jahre bestehen wird. Man wird mirs nicht glauben
wollen. Das begreife ich. Aber unbegreiflich fände ichs, wenn man meine Flug-
schrift nicht lesen würde. Sie zeigt, daß die Schnelligkeit unserer technischen Kultur-
entwickelung durch die lenkbare Luftschiffahrt ihren Höhepunkt erreicht hat — und
daß wir uns eigentlich nicht darüber wundern dürfen: die schnellen EntWickelungen
im vorigen Jahrhundert hätten uns vorbereiten sollen. Die Lenkbaren setzen uns
in die Lage, Kriege nur noch mit Dynamit zu führen. Die Schußwaffen sind ver-
altet. Dynamit, vom Lenkbaren heruntergeworfen, kann unsere großen Städte
schnell in Schutthaufen verwandeln und die Seeflotten können auch durch das
Dynamit, das von oben kommt, sehr rasch in die Tiefe gesenkt werden. Festungen
sind plötzlich werthlos, denn dem „fliegenden" Feinde bieten sie kein Hinderniß.
Die Haupt-Zukunftwaffe ist aber das lenkbare Lufttorpedo. Jedes Torpedo läßt
sich auf einen unbemannten Gleitflieger legen, der Motor ist in Bewegung zu
setzen, das Torpedo fliegt dahin und läßt sich von der Gondel des Lenkbaren oder
von einem höheren Punkt aus durch drahtlose Telegraphie so lenken, daß es sein
Ziel trifft. Gegen diese geflügelten Waffen sind die Schußwaffen werthlos. Nun
darf aber die Umrüstung heute nicht so langsam arrangirt werden wie nach Er-
findung des Puloers. Damals gabs noch zwei Jahrhunderte hindurch Turniere
mit Schild und Lanze, obwohl Pulver und Blei viel schneller wirkten. Heute muß
die Umrüstung schneller gehen, schon weil der Luftmilitarismus viel billiger ist.
Ich bitte, meine Flugschrift zu lesen. Sie ist keine Satire und nichts Literarisches.
Friedenau. Paul Scheerbart.

Morgan.
>n einem newyorker Blatt fand ich eine satirische Zeichnung, die den Bettler
! Rockefeller vor dem König Morgan darstellt. Johnny entkleidet sich der Würde
und tritt sie an Pierpont ab. Doch Morgan ist nicht erst seit Harrimans Tode der ge-
wichtigste Finanzmann der Neuen Welt. Er war es schon, als er vor zwei Jah-
ren die Vereinigten Staaten vor einer Katastrophe bewahrte. Was verschafft ihm
jetzt neue Bewunderung? Er erwarb die Aktien der Gesellschaft „Lyuitadle". Da-
mit habe er sich die Herrschaft über den amerikanischen Finanzmarkt gesichert. Was
die großen Versicherunginstitute, die Equitable, die New Jork Life, die Mutual Life,
für die geschäftliche Organisation der Vereinigten Staaten bedeuten, zeigte der
Moraltrompeter von Boston, Thomas W. Lawson, in seinem berühmten Feldzuge
gegen die „Rasende Finanz". Damals deckte er die Verschachtelungen und Ver-
ästelungen des Systems der Insurance Companies auf, die mit ihren Geldern die
Trusts und spekulativen Unternehmen der großen Macher nähren. Unkundige schlu-
gen die Hände über dem Kopf zusammen. Die kundigen Thebaner lächelten. Lawson
entpuppte sich als einen gerissenen Herrn, der seine Kapuzinaden geschickt mit Hausse-
und Baissemanövern in Beziehung zu setzen verstand. Der Werth der Versicherung-
anstalten für die „Nationalwirthschaft" blieb unvermindert; sonst hätte Morgan
sich kaum um die Aktien der Equitable bemüht. Diese Gesellschaft war Harrimans
Stütze. Er führte seine Eisenbahnschiebungen mit dem Gelde der Equitable durch.
Die Finanzirung der Southern Pacific-Bahn wäre ohne die Mittel der Equitable
nicht möglich gewesen. Die beherrscht einen Concern von Trustcompanies und ist
dadurch, schon vor Jahren, mit Morgans Geschäften in Berührung gekommen.
Durch eine Untersuchung wurde festgestellt, daß sich die Equitable für die Gründung
des Stahl- und des Schiffahrttrusts (der Internationale Mercantile Marine Com-
pany) interessirt hatte. Jetzt leitet Morgan den Equitable« Concern. Die newyorker
Finanzblätter haben die Kapitalmacht hes Mannes zu errechnen versucht. Die Er-
gebnisse schwanken zwischen vier und fünf Milliarden Dollars. Das ist für ameri-
kanische Dimensionen noch kein Märchenreich. Der Stahltrust allein hat ja 1500
Millionen Dollars Kapital. Man hat erzählt, John Pierpont Morgan wolle die
Leitung der Bankhäuser in New Jork und London am ersten Januar 1910 seinem
Sohn Jack übertragen. Das londoner Stammhaus I. S.Morgan & Co. (die new-
yorker Firma heißt: I. P. Morgan & Co.) nahm einige neue Partner auf(Drexel
& Co. in Philadelphia und Greenfell in London) und soll zu noch stärkerer Aktion
fähig werden. Außerdem soll die Fusion der Nationalbank of Commerce und der
First Nationalbank die Basis für eine Ccntralbank schaffen. Sollte Morgan sich
wirklich der Notenbankreform zuwenden? Die vom Senator Aldrich empfohlene
Reorganisirung des amerikanischen Geldwesens war dem großen Finanzmann nicht
sympathisch. Eine Centralisirung der Geldmark:kontrole hätte seinen eigenen Ein«
fluß gemindert. Die Vielheit der Notenbanken paßt den großen Spekulanten, die
immer irgendein Institut ganz bequem in ihr „System" hineinpraktiziren können.
Die Schwenkung Morgans würde Aldnchs Reformplänen rasch vorwärts helfen;
auch wenn der große Bankier dabei nur an seinen Profit dächte.
Wer so souverain über den amerikanischen Geldmarkt und über die newyorker
Börse herrscht, ist auch auf Europens Effektenmärkten ein mächtiger Mann. John

Pierpont Morgan wurde 1837 in Hartford im Staate Connecticut geboren. Er
soll noch ganz srisch und elastisch sein, obwohl er sich niemals Mäßigung im Essels
Trinken und Rauchen auferlegt hat. Kalte graue Augen, die meist ein riesiger, schwarz
eingefaßter Kneifer umrahmt; kräftige Nase; schmaler Mund, den ein hängender"
Schnurrbart kaum verdeckt; sonst keine besonderen Merkmale. Die untere Hälfte
des Schädels läßt auf eine gute Portion Willenskraft schließen. Morgan ist kalt
und ftill; deshalb keine volkstümliche Gestalt wie Rockefeller, Gould, Patten, die
mit familiär abgekürzten Vornamen bezeichnet werden. Er ist stets Mr. Morgan.
Der psopls kann an diesen König nicht heran. Seine EntWickelung war auch anders
als die der Vorgänger. Harriman, Gould, Rockefeller, Hill fingen mit den berühmten
fünf Cents in der Tasche an. Ihr Weg ging vom Stiefelputzer, Zeitungjungen oder
Officeboy aufwärts. Das sind die ssILmsäernsn, die dem jungen Lehrling als
leuchtende Borbilder gezeigt werden. John Pierpont Morgan hatte nicht nöthig,
daS Zeitungaustragen zu lernen. Sein Vater war Bankier; und der Sohn konnte
sich leisten, lyrische Gedichte zu machen und brotlose Künste zu treiben. Er zeigte
keinen Sinn für KusinsLs; nur für Philosophie und Literatur. Welche Perversion
des Gefühles! Als Zwanzigjähriger bezog er die Georgia Augusta in Göttingen,
an der einst sein Landsmann John Lothrop Motley die Freundschaft Bismarcks
gewann. Bis ins Jahr 1871 blieb Morgan den Geschäften völlig fern. Ein Bersnch,
ihn durch die Uebertragung eineS Verwaltungrathspostens für die Geldinterefsen zu
erwärmen, mißglückte. Der Präsident der Versicherungsgesellschaft stellte dem jungen
Mitglied der Verwaltung sehr bald daS Zeugniß völliger Unfähigkeit aus. Morgan
selbst fühlte sich, wie er einmal einem Freund seines Vaters sagte, fertig; er sei
nicht im Stande, eine Thätigkeit zu übernehmen, die dispositive Fähigkeiten vor-
aussetze. Schließlich ließ er sich doch zum Eintritt in die Bankfirma Drexel über-
reden. Die ersten zwanzig Jahre brachten kein auffallendes Ereigniß. Erst in den
neunziger Jahren regte Morgan die Glieder; er hatte die ungeheure Wirtschaftskraft
der Heimath erkannt und wußte nun seinen Weg. Der hat steil aufwärts geführt.
Vielleicht war die Indolenz, die der junge Morgan zur Schau trug, nur
Maske, hinter der er ungestört Erfahrungen sammeln wollte. Einerlei: Morgan
griff plötzlich in die Geschicke der amerikanischen Eisenbahnen ein und stellte die
schwach gewordene Eriebahn wieder auf feste Füße. Die Sanirung war von einer
reichlichen Aktienemission begleitet, deren Erfolg den damals noch »kleinen" Millionär
die Kunst deö AufbauenS von Milliarden gelehrt zu haben scheint. Bald hatte er
die Kontrole über ein Schienennetz von 30 000 bis 40000 Meilen. Als Anhänger
Hills schien Morgan ein Gegner Harrimans; doch mögen manche Fäden die zwei
kongenialen Persönlichkeiten verbunden haben, ohne daß die Welt davon wußte. Die
Bekanntschaft mit Charles M. Schwab ließ in Morgan den Plan zur Gründung
des Stahltrufts reifen. Die Art, wie daS Unternehmen lancirt wurde, ist ohne
Beispiel in der Geschichte der Gründungen aller Länder und Zeiten. Die United
States Steel Corporation ist vielleicht der größte Papierbau, der je in die Wolken
wuchs. Aber das Papier trotzte allen Stürmen; und die Commonshares, die einst
parterre waren, haben jüngst ihre Dividende erhöht. Selbst abgebrühte Aankees
meinen, daß ein Unternehmen dieses Umfanges nur von Morgan geschaffen und
ausgebaut werden konnte. Der Ozeantrust, die Internationale Mercantile Marine
Company, hatte zwar nicht den erhofften Erfolg; bleibt, als erster Versuch einer

internationalen Vereinbarung über den transatlantischen Dampferverkehr, immer-
hin aber merkwürdig. Als kühler Rechner ging Morgan erst an die Konvention,
nachdem er sich eine wichtige Rheder«, die Leylandlinie, dienstbar gemacht hatte.
Das gab ihm bei den Verhandlungen eine Position, wie er sie als bloßer Finanz-
mann nicht gehabt hätte. Die Firma I. P. Morgan & Co. hat in der Zeit deS
BurenkriegeS dem Britenreich geholfen und später unsere 80 Millionen Mark Schatz-
scheine, die einzige deutsche Anleihe, die im Ausland begeben wurde, untergebracht.
Ohne Morgans Intervention wäre die Finanzkrisis des Jahres 1907 nicht so glimpf-
lich verlaufen. Er wurde damals als Retter des Vaterlandes gepriesen; aber er
ließ sich die Würde sehr theuer bezahlen. Roosevelts ärgste Niederlage fiel in die
Zeit dieser Rettung. Morgan wollte die Macht des Stahltrusts erweitern, dem
sich im Süden die Tennessee Coal and Jron Company entgegenstemmte. Die wollte
er seiner Korporation gewinnen. Diese Absicht wurde durch die Antitrustpolitik
der Regirung erschwert. Roosevelt wollte sich als Truftvernichter populär machen.
Doch die Börse fieberte vor Angst um den kommenden Tag. Und Morgan erklärte
sich bereit, den Markt zu entlasten, wenn die Regirung seinem Wunsch, die Tennefsee Co.
mit dem Stahltrust zu vereinigen, keine Hindernisse bereite. Das Antitrustgesetz
sollte also für ihn nicht gelten. Roosevelt mußte sich dem Milliardär beugen, der
seitdem bewiesen hat, daß ihn kein Gesetz der Welt hindern kann, so viele neue
Trustprojekte durchzuführen, wie ihm im Augenblick gerade beliebt.

Daß Morgan ein kultivirter Mann ist, zeigt sein Verhältnitz zur Kunst. Seine
Galerie ist berühmt und er war wenigstens bemüht, nur gute Kunstwerke zu er-
werben. Hat feine Agenten auf allen Auktionen bekannter Kunsthändler und ist der
Schrecken aller Museumsdirektoren, da er jedes Gebot überbietet, Wenns ihm patzt.
Am Ziel seiner Wünsche wäre er wohl erst, wenn er sagen könnte: „Wir Aankees
haben die Kunstwerke; Ihr drüben behaltet Eure Tradition." Die italienische Re-
girung wurde gegen Morgan mobil gemacht. Sie sollte verhindern, daß er dem
Lande die besten Ueberbleibsel großer Vergangenheit entführe. Heute verhandelt der
Milliardär mit den Savoyern über den Palazzo Gonzaga in Mantua, der Fräulein
Morgan ein netter Wohnort scheint. Zwanzig Millionen Dollars sollen der römischen
Regirung noch nicht genügen. Doch ist sehr möglich, daß Papa mit sich reden läßt
und Miß Morgan noch einmal in den Gemächern thront, die einst von Jsabella
von Este, der Schwester Alfonsos^von Ferrara, bewohnt wurden.

John Pierpont Morgan ist kein Alltagsmensch; auch kein Milliardär ge-
wöhnlichen Schlages. Gewissenlose Brutalität ist an ihm nie sichtbar geworden. Er
ist klug und gebildet, kühl und kultivirt; der gute Europäer unter den Jankees.
Wenn der dürre Sichelmann ihn noch eine Weile schont, wird vom Wirken dieses
spät Gereiften noch manchmal zu reden sein. Die Dankeeneigung, sich in höfischem
Glänze zu sonnen, ist auch ihm nicht ganz fremd; seine anderen Wesenszüge ge-
hören ihm allein. Er ist heute wirklich ein Weltherrscher. Der erste Geldmann
Amerikas; also jda noch keine europäische Börse sich gegen den newyorker Einfluß
abzusperren vermocht hat) auch in der Alten Welt eine Großmacht, ^ve Lassar!
Regt sich drüben irgendwo etwas Neues, so hat sicher Morgan vorher solche Regung
gnädig erlaubt Ein Philosoph vom Schlag Harrimans ist er nicht; doch sehr weit
auch von dem Schreckbilde des brutalen, ungebildeten, skrupellosen Geldmachers.
Ein moderner Mensch aus gemäßigter Zone; und der auch Werth darauf legt, in
dieser Wesensart vom Urtheil der Kulturgenossen anerkannt zu werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden iu Berlin. — Vorlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

12. Februar I9l«.
yr. 2«.
— !>ic Zukunft. —
XV. Saison < « «^'«O» XV. Saison
tteute uoä töglick 7V2 UKr: (Zroüe Oala-Vorstellunß!
^smes Willis, 6er derükmteste 8cKulreiter lter Oegenvsrt mit seinen drei Kindera
SIsters Ourtls, I^ultserpentin-^Kt. vle l««rsn«jinisl I?rl. Kremdser? Werner: ttr. Lrnst
ScKumsnn, X'euäress. — lZtlm. proserpi, ^vergclovn francols, Kunstreiter etc.
9'/. UKr. Die russisctie sensationelle Pantomime
öesonä. Kervor^utied.. Oer OrKsri. llss kirctdeden,ller I^jesell-I.s«inen 8tur/ i. Orslgedirge.
8onn- unck feiertgL« 2 Vorsieüungen 3'/, uncl 7'/, OKr.

Oberleder, LoNlen uncj »He anderen Bulsten lui
clen Lalsmän^erstielel werben von k'ackleuton
scir^laltiZ suLgevaKIt. Daraus erklären 5,cn,
soilie V«l2ÜAe fordern äie ^lustei bucti ri.
LinKeitspreis . . . ^. 12.5(1
I^uxus ^uslunrunA ^l. ib.5Ö
LoKuK^es. m. d. tt. öerlm.
öerlin W. », I^risälickslr, 182
Lasel — Wien I — Surick
verdankt sein Renommee
seiner nervorrasencien Qualität unck SeKörnmlicKKeit.
bevirkt ptixsiologlscke Oxvggtion 6er im Körper sng>,szmmellen Lrmüäungswxine, res,
ctie Oevedsstmung sri, 6aner ctie von erste,, Klinikern erzielten erfolge bei LtoktvccKse,-
KrsriKKeiten, tter^leiclen, Marasmus, ärteriosclerose, bei Oedermüclung uncl in cler IZe-
Konvslescel>2. — LrKSItlicK in cken grösseren ^potneken. — lZeicKKsltige l.iterstur ver-
senclet grstis gas Orgsnotnergpeutisclie Institut Prot. Dr. v. poeKI SSKne (St. Peter»,
bürg), ^dt. OeutscKIsncl Serlin 8>V.68u. Sitte stets Original .poenl» ?u korclern
Ha.UL ersten R,a,NF6S vis^-vis äem ttauptdsknltok
«esclilen Sie bitte 6en VocnendericKt ^ LsnIigesolläfteS Lödr. lZäMMSNN, ttsNN0VL5.
>n/ei?e 6er LeflilAel - Ausstellung, ?«ol«giscner (Zarten »ieke letzte Seite.

Votlenciuyg.
r^s s 4 5
in eleganter öleckpackun^
?auben8tr. 15 ^rieärickstr. 67 NoKren8tr. 49
I^eue ^^^^^ IVl^I^DI^ Grünerer lan^jaKriZer QeZcnäfcs-
Kn 5onn- unö reiertllgen Nckmittligz von 7 Unr.
Unte?' lßen I>ii?lßen 27 (neden ^fe Laues). ^6^2)1122^^ c!6^ ^02^22622222622 ^Vs2ö
Von 10 l_Inr morgens bis 12 I^nr nacnt8 ^eosfuet.
LlI088e8 Lonxei't. ^benäs 9 u. W Ulir: <Zl'088e8 Xup8t1allf6U.
Im «oten 5aa! sllsdenälicn 10 Unr: <^ V 83sZplat2 M. 2.—.

^VeiKnacKt8neft cler Deutschen Kunst unci OeKora^ion mit teüs^tard. Katurauf-
UND 8LI^s N^U8 mit LeZIeittext von 5rit2
v. Ostini. meist Aan^seitiZe /^ddilcl.
u. 1'onbeilaZen in vei88 Lütten Zed. ^K. 4.—
Verlangen Sie unsere VerlaZs-pro-
8peKte Zratis unä franko, l^ei^en-
cZe Lucnwerxe Mr an8prucn8vol!e
>Weinnacnt8danZ
1909m.SS7^dd.
eZ.xed.NK.1.4.—
NM ^KVtt^U8 — Die LriuIlunA eines
Kün8tlettraumes. QeZen <ZO ponärucke unct
:i i: Durch jeäe öucKKaricZZuriS n n
Vv^eilina^Ntsdanö
1909 init 7«5>
/Xbbiläunss.ele^.
5cKriMel!ern
bietet sicn vorteil natte (Z el eZennsi t?ur
pkWgM iKm KkKM iNMW.
^ntra^n sn äen Verlag für Literatur, Kunst
vn6 Nu8iK, l^eip^i^ 61. >,
Vucher-Iliatalog
über interessante, nocnvicntixe unä de-
vie klnlMröniiiiWii
klerMerMrll.tt.>lll!irIiunllekk.
Von <M^oiz? «^k^ntie«.
6 öcle. 9. /Xutt. 09. 25 ^. I^eiuvvbcle. 3«
Vasseide: » »Kit. 4,lSS. 6 in 2 LwKä. 20
llie pliilazovkie »mKIeitl».
6. Dunklen v. LpKes. v. f. l.S88alIs. 2 öcls.
Lex. 8". Original ausS. 20 ^1.
LttcdiMller ineimlMIieil kke
V. ^ll. Wö8tsrmarl:l<. 2. ^lltlsFe 5L9 Leiten
10 l.einndb6. 11,50 ^
?ro8pekts u. Vsr?sionni83v über Kultur- un.Z
8itt6Nge80lno!Ul. ^VerKe Zratis franko.
». Larstiort, «eilin W30. ^cKMnwgZr5ts. lö l.
Der ^llZemeine TcKriktstellerverein
öerlin->VlImer8c!0rf, öadel8ber^er8tr. 9 (2500 MtZlieder) Zibt unentZeltlicK
Auskunft über VerlaZssirmeri, xvelcke LücKer auf KoLteri 6er Tutoren Ker8te1Zeri
scnla^es KinsicKtlicK ^Publikation inrer ^VerKe in
IVIoäei'neZ Verlag8buk-e au Ourt ^iigancj
21/22 .loIiINN-Oeor^sir. ZLrlin-ttaleri^ee
verlas pudliKationsmöZlicliKeit. /^nsra^en
mit Rückporto unler Z^. 4l«6 an
Kuäolt Nosse, !_eip^Z?.

Vsrcken 8is Keckner!
kernen 8ie Zros8 uncl frei reclen!
dücZuli^sKursus lür 1,<>K< Z>< «K-,
kreie Vortrags-uncl KecleKunst.
LinxiZ clasteNencle ^etnoäe. ^rfolZe üb^r Erwarten. Z^ner^
Kennun^en aus allen Kreisen, prospek: frei äurcn

krilKIiltt-üelttii
IV. unä V. fakrt — WttelmeerkaKrt.
>Ver 6en nerrliebsten L^enuL 6er sü6lienen I^rünlingspracnt 6uren-
leben Z> unä gleieb^eitg alle lanclscbaftlien, völl<erkun6lieb un6 Kistoriscb
liervorragen6sten Stätten in g> k^rankreicn, Spanien, I^0rci-^friKa,(Zriecnen-
Zand un6 Italien » Kennen lernen will, g 6er maebe eine 6er erstklassigen M
Koin^urren^los Zusammengestellten weisen cler W ^ Vreien IZeut^enen Reise-
Vereinigung" W auf 6er nerrlieben, groLen ^alonvaelü g ,,^le c!e Trance" W
vom 15. ^pril bis 1. ^lai o6er 4. dis 21. ^Vlai mit. I> Angelaufen werden:
Marseille g Rareelona, Z^alma W Algier, R1i6a g Vunis, <^artbago W
Palermo, Hessing, Vaormina, ^Ralta g> I^iräus, ^.tl^en W Corfu, Oattaro,
Vene6ig W Rom, Neapel W <^apri unä ^konteearlo. AI Prei8 6er ganzen
17- 06er 18-tägigen Reise in bequemster 1-, 2- 06er 3-bettiger ^uLenKadine,
Letten nicnt übereinander, von 550 ^K. an H einsenlieülien voller Ver-
pflegung mit >Vein, allen Xebenausgaben 6er Z^an6ausf1üge. W Z^ünrung,
"Wagenfabrten >I Z^on6er^üge, Hotels ^ VrinKgel6er usw. W Xur teilweise
Belegung des Dampfers W Keine I^eberküttlMS! I^ür allei.nreisende
Vamen Familien- un6 ^esellsenaftsansebluiZ. W ^.usfübrlieben Reise- un6
8c!Msp!an versendet Kostenlos Redakteur ö^U^I^ in VUISöU^Q 253.

12. Februar 1N0.
Nr. 20.
— Die Zukunft. —
PN. ök^o 6i co.
ö^I^ 60
I.MI)^^-8I«^88^ 3.
bieten als Leweis inrer I^ei8tunZ8fäbiZKeit au8
ibren auöeroräentlieb ZroLen öe8tänäen — 6ie
/^nk^uie 6e8 letzten ^alire8 allein umtaLten 'Aeine
im Oe8amtc^uantum von
«bor «iiRS IliKIioiK ^Ia8elRSiR
— clie neben8teben6en Marken an.
^eäes Risiko ist au8Ze8enlo88en, 6a alle8 blickt-
Konvenierende aui un8ere Ko8ten Zurückerbeten
>vir6.
Die monatlieben I^ZerveMicnni88e 8teden
Ko8tenirei ^ur Vertü^unZ. Ve8teller, 6ie 8icb auf
6ie Zukunft bedienen, erkalten Zrati8 ein r^albjabr-
Abonnement auf 6ie von 6er ^irma öranc! <Üo.
Kerau8^e^ebene ^eit8ebriit x^Ver ^VSiiR
^iosel^veine.
1908er ^emicder . . .
1908 er ZenKeimer . . .
1908 er dueser . .
0,80
1.20
1.70
Kneinxveine.
0.70
0,90
1.15
1902 er ^ItendamberZer .
1892 er ^Vin?eriKeimer
1900 tk! L'
1904er Oestricrier I<1«8ter-
garten 2,
1,25
1,90
pebrac«, ^uter roter
'Tafelwein 0,75
öoräeauxweine.
i,—
1994 er dantense . . .
1907 er ddZt. 1.ar«8e
1904 er dli5tt. I.!MFOa
1893 er diiöt. ür^nä ?u^>
8cKl088ab?uS - . . . 2,60
(^Ues incl. Qlas u. Kiste.)
kllMlNlltknm O Slckt G
Krell?-, iVluZkei-u.Lelenicsonmer^en
llr. K.ZoKolviens ^mbrvLation
pr. ssl!«. 8,- u^öi IZz^aLkn.-Vek'Z.
UndemiNeNen Zratis Ue^eri portover«üt.
^aborator. 0ffer, ttambur^ 23
1OO
Kultur. 13. 0stLSeba6ic«1ber^

K?l. 8äc«8. Lisen-, ^Vioor- u. Ml'neralbacZ mit derünmter (Zlauber-
Salzquelle. NecZiKo-mecnan. Institut, LmrZcntunßen kür tt^äro-
tnerapie etc. (ZroLes Sonnen- u. Luttbacl mit 8cn^vimmteicnen.
500 Zierer iider üeM ^leer, MZen ^Vinde sssckütxt, jnmtttsn su8geljskntep WaZ-
riungen un6 ?arKa,n1äFSN, an üer I^irne I^eipiilZ-LMr. Lesnci^r^Iü 1909: 13 692.
Sa^cin: 1. Älai Iiis 30. 8eVtemder, Sanu interdetried. 15 Xr^ts.
Kat vor^ügNcne LrtV'Iso dei ssrsuenkranlclisitsn all-
Zeniewstt 8Lr!wäLks?U8tänöen. SZutsrmut, S!eio^8ULNt,
tterzleiöen, (^err-awkuren), LrKranKunZen 6er Vörllsuungsorgans (VerswpkunF),
6e^^ier«Q unü cler I^eder, fettlsibjglceit, LioKt und kirieumat>8mu8, Nervenleiljen.
?r08i)ekt« UQ<1 ^oKnuriAsver^eieKnis VostLrer 6urcK 6ie Königliolie SsäeöirsKtisn.

MM» M?
sparen IKnen?eit unck lieldZ
Vsrlaiigski §!6 KostsriiOs Prospekts

Mut! ller alten «lüilenklllenlllmven llurck fllntllüklmpeli.
un6 ^acbpresse xvir6, wenn von 6en in letzter ^eit .^emsebten r^ortsebritten in 6er öe'
leucbtun^steennik 6ie I^e6e ist, mit sZeelit auf 6ie ^ietallfa6enlampen binZexvieken. Die'
seiden 8ebeinen infolge 6er ?ro88e,i Sti-omersparnis, 6ie siel: oei Verwen6uri^ von Metall'
fa6enlampen an Stelle 6er alten I<oIiIenfa6enlJMpen ergibt, berufen, 6er elekirisclieli Le''
leucntunS ßrö88ere^Xns6ebnun^ versctiaffen, so 6as8 ^sie al8 QemeiNFut aller Klassen,
ausser ackt FeKissen vver6en, 6ass^6ie I.eucbttä6en ssmtlicner ^etallfa6enlampen (mit einer
^r6entttcn einpfin6Iicb sin6. ^rot^'6er ^rössten 8orZra1t, welebe^seitens 6er Fabriken bei
vorzeitig unbrgnebdar xvir6. Qan? An6ers vermilt sicn sder 6ie l'ants.ttarnpe. Wenn aucn
inr 8tromverbraueb^um ein Oerings nüner ist als cler^eniZe mancner an6eren ^etallfa6en.
^antal^rak^ uns. In ?oIZe^ 6essen üd^ ^6ie ^an^
Zcunft ZsstZSstsÜt wur6e^6as8 6ie ?anZ2!Iampe 6ie ein?i/e ist, xvelcne sicb 6er 5;,wation ^e-
xvscnsen ^eiZt. Düren inre Oauer!?attiZKeit nat sicn 6ie lant^IIampe. namentlieb bei VVie6er-
Verkäufern, grosse ^nnän.!-er erworben. Da 6ie Wie6erverKZnfer Senöti^t sincl, einen Weiter-
Fabrikate in deson6erem .^a^se. un6 6ie l'anlaliampe ist ibnen des0n6ers willkommen,
^ur^eit ^ Kann 6ie lantallampe ^ls 6ie populärste aller ^etsIZfa6enlampen an^esenen un6

M. VWIIWII. KllMUlllllN. WM».
SMiäl-Abteiluiis kür ösu in- uncl VerKsuf?ao Luxe», ÜKtisu uoö OKIizatioiieu öer
llu!!-. »oklen-ii.^! lnlluzttie zMe von KKtien «Ime SSnevnM.
Das I^reignis der abgelankenen Verielttswoebe bildete die einstimmige ^.nnabme
<les abgeänderten Laligeset^entwurks dureb den Bundesrat. Die VeröSentliebnng des
neuen ^nlwurks, der vorau^siebtlieb sebon I^eute dem Reiebstage Zugeben wird, ist 2war
im ^«rtlttut llvok ^nieltt' erkoljFd, doob MLt »iell uus den bereits bekannt gewordenen (Z-r^Nli-
Vertriebssemei nsekakt adsesetst. w'erden dürken u»d «war im Baumen eine« Xcmlinsents,
das tür die näelisten 5 ^abre den am 8. .7uli V, .7. Lestgelegten 8vndiKat!7(Zuot6N entspriebt.
Von den über das Xonlingent lnnausgebenden Mengen ans den aulZeisvndiKatlieb ad-
geseldossenen Verträgen »ollen Abgaben erKoben werden, die «« bemessen sind, dalZ sie
Maaten UilZt deutlieb in die LrsoKeinnns treten, da« trot« aller VeröSentlicKungen der
Herren zetxl, w,.> sie den lernst der Situation einsiuseben deZinnen, mit allen Mitteln ver
?I:tt26, weil die ^d<a^vermebrun<? weiter sebr günstiK« 1"«rts^^ maeben vvrspricw,
seilt daran« I, er vor. dall sogar im Vorzabr, dem .7abr der nnvergleieklieben Syndikats-
W!i ren> bekanullieb ein Meinabsatz: von ea. I'> Millionen Mark erhielt weiden Konnte un<!
dal.! naeb neueren Meldungen der erste Monat clieses .lalnes !-eb<,i> wieder ein I>lus v<u
annäbernd 4 .Millionen MarK^ ergeben baben soll. Der Markt w«r wabrend der gan^,,,
I^n^eibeiten anbetriKt, so wurdeii v<,n.^usbeulekuxen ^Ikxanljer8kial!, SulbaoN, varlsfunli
und Seienrorie vi^rüdeigellend bei geringen Uinsäl?ien ea. M. 400 be.ber bewertet, bülZien
Kursen erbältliell, weinend sieb iür <Zlül:!<auf'8onllLr8liau8sn. Wintersnall und WiIIic!m8 ^11
V,nl ^oiixtigeu >Verten eitreuteu !^i, b namenNieli 8iegfrikl! I. 8ao!i8en - Wöimai.
^onannasliall. lZüntner8!iaiI, lmmenrorls nud 8al?müncie stärkerer L^antlust, die bei der
Ivnappbeit des Materials /.u größeren Avancen inirrt. Deut8o!.lsnrl, tteiiigenroria, ttansa-
8ilbsrberg und Ll'oglier^og Willielm ^rn8t Konnten trot^ Zeitweilig lebbal'ter ^aebtrage
Uns Xurse nur nnwesentlieb aufbessern. ^nKeregtes <Ze5'oKätt tand in^ttermANN II, Kotken-
.^ut clem Aktien - M arkte lni^rten bei KrügsrsKsil t'czrtgesetxte umtassende Xäuke
Kaliwerke, l.uä«ig8Ziall und filier Avanc en b^s 2n « auL, wogegen sieb Hattorf, ^orrl!iäu8?r
Kaliwerke nnd SKmarOk^all nur noeb nnwesentlieb böber stellten. Auffallend Lest lagen
ain >Voeben«eblulZ aut Xänke interessierter Leite ttslls8one Kaliwerke bei einem Xurs-
gewinn von ea. 7^«: das ^ntreSen des Steinsalxlasers im Lebaebt soll, bier in L^iir^e ^,u
erwarten sein, prin? ^lislbert und Zteinförcis wurden unter dem Eindruck der letzten
VorstÄNdsberiebte weiter günstiZ angeregt, aueb in ssriellrioli8lisl!, 5ar8te6t, 8igmunö8iisll
und leuinnia erteigten 2n wenig veränderten Kursen mebrkacbe MeinunZsKäufe. QrölZerex
(Zeseliätt liaNen aueb wiederum i-iclclburg anzuweisen, deren Zvurs indes seblieMieb durcb
der neue Reiebs Xaligesetx - Lntwurk die ankänglieb sebarfen Lestimuiungen be^ilglicb der
Lobrunternebmungen niebt. inebr entbält. So wurden kieiolienkäll, Sonifsoiv8, Keu-8o!!8tet!t,
ttsnnover nnd lVIariaglücK let^ttägig xu anxiebenden Dreisen aus dem Markt, ßenommeu-

^ir sWS, so^veid üer Vorrat) reicdt, ^.dseder von
5 ?ö ^lexanüersKall-Oblis rück, a 103 H Z. 10Z?ö
5 ?ö Lei6nr«äe-0oIiF „ A 103^ a 100^
5 ?ö Vnrdäcn-ObliF „ a 103?^ a 103^
5Og>rIsknnä-0d1iZ ^ 1tt3 '5 ü 103 ^.
5^ I)6ZÄ6M0iiä-0d1iF „ a103)d ä 101^
ö H Deutsche XsAn.'OdüZ „ K 103?^ a 101^
5 I)6uwcK!an6-0dU8 „ s. 103'/« 99°
5 H INsoKMeK-OdliF „ a 103?ö a 98^
«iwtdersKäN-OdliF a 103?ä s. 100'/»
5^ Selädurs-OdliF , a 102?6 s, 93 H
5 ^ SolärunZen-OdUZ „ ^ 103 ^ a 9S /«
5 ^ S0k6nk6lS'0d!ißl » ^ 103 g. 103 ^
5 H ^vna.nna8naU-0d1iZ a 103^ ä 98 H
^usw8 I'OdUZ A 102^ A 10« Ä
5 H Xäi86r«da-0d1iZ a 103 ?d a 103 ^
5 H LlrüZerswU-OdliF „ a 103 A K 101^ >
5/o ^orSKäusOr Xa1i>v..0blic; a 103 A 5 97'.^
5 IZ,oQnenoer6-0dU8 ^ 103 ^ a 100'. ^
Sal2inüll66.0d1is 5, 103?55 96^2'^
5 ^ 8ieskri6Ä I-0dNZ 5. 103?6 a 97'/.^
5 8ZsmuMswM-0dU^ , 5 103 ^ a 100 ^ ^
5 ^ ^ValbeoK-OdUZ , ä. 103 ü 99'z >^
>V686i>0dIiZ , a 103 Ha 96 ^
41/, H «roLner^og v. 8ao1i86Q-0d1iF , a 103 ^ a 97 >z
4^^ H!e6^i8sdurA'0d1i8. I ä, 10«^ a 95
4 l/I ^ De8s1. II ^ 100 ?o A 86
4 ^ ^ Serin^nn II.-OdliF „ a 103 ^ ä 38 ?z
4;>,^ IloKenMNern-O'o^Z a 10VA a 89^
4 '5 H 1iO8Zl6v6N-0dIj« „ a 102 ^ a 98
4 ^ ^« 8aew6ii-^Veim^r-0dNg „ Ä 103 ^ a 92 ^ ^
4 ^ ^ 'InürinFon-Odlig ^ „ a 102 ^ a 93
V/ir erditten uns Inre Zeil, (zedote unä Offerten.
Oebr. vammann.
ttannover, äen 4. ^edru^r 1910.

r^iecleräeutscke Lank
KommanditKesellsctiakt auf Aktien
<Äruri6Kap1w1 12 000 000 Kl.
leiern s^^^i-MHH«^ leleZr.
281, 282, 283, 284, 285 K^^DK l.KKKUKK^I. KommanältbanK.
üuzkiilirung «Ilerin Il« SMkncK eZnzcKIogenlleii LezcKStte
untel' Kulanten Lecj'ngungen, in8be80n6ere:
Eröffnung laufenäer I^eclinungen mit unä onne k<reäitgewänrung.
^n- uncZ Verkauf von Aktien jeäer ^rt, k<uxen unci Obligationen,
sov^ie öeleinunß äerselben. ^nnanme von Spar- unä Oiroein-
lagen. Kreclitbriefe für In- unä ^u8Zan<Z8rei8en.
5tänüige Vertretung an clen Zsnclustriedörsen
Susselckorf, Cssen-Kuhr, Hannover unck Hamburg.
Inieressenten auf WunscK Kostenfrei reZelmässiZ ^UttvvocKs ?ur Vel-füZun^. —
Unsere ^i!ia!e in OsnuKi'NeK detreibt als Zpe^iattM 6ie Lrleäi^un- amsrik^-

Nr. 20
— Nie Zukunft.
12. Februar 1910.

Dr. 20.
— Die Zukunft. —^>
12. Februar 1910.

LntvSKnunF absolut 2vanF«
!os und oline LntbeKrungser' . scKewuQA. (OKne Spritze.) ,
No6erQ8te8 8VeOia!83NätOrium.
Mer 0«mk«rt. k^amilienledeil.
prosy. krei. ^^vau?Io8.Lut^vödn.v.

tür
pw ^alir N. 5.—
.^onsiLcKrist ?ur Pflege äer sriZe-
>vaaäteri Qerleim^issen schatten, de-
sonders 6er A.str«l0^ie, I>Iell-Qe6anKenIeKl-e, ^gtiscke 8ck0nKett8p5leAe usw.
8cKrtttleiter: Karl SranclZer?rae!t> DireKwr cler Arsten OeutscKen LeKranstalt
für anZevvanäte QeKeimvvisserisцKaft.
prodeKefteZrat.äurcK ä.^xpelZ.: I!l6080pKZ8Ok68 Vör!ag8jl3U8, !_6'lp?'lg. Or.ttu^o VoNrstK.

WkmascKinen
> kski'nöclsp
XI«.
DeutscKe Nationale
VOM 18 — 21. r<5ZZR«S« 1»1«
«KU VSrlin
Veran8ta1tet vom Kind äeutseker und Ö8terreic!ii8cK-
unAgriLcKer Qei1üSel^üc!iter und 6er
Verein 6er OeilüZelrreuriäe, öerliri.
p'rttssll„ p, n-' ^eitaA. Sen 18.Februar
K^I^IIIIUI^. vormittags 10 VKr.

Vei »telKer«»K «ier Insistiere!
V«r»teiKer?RiKK «n verkannt KeKIiebener Viere!

Berlin, den 19. Februar 1910.
Kir Bochmann.
M^uß bei uns denn immer der Falsche ans Messer? Ausfüllbar, im Sinn
der Reichsverfassung, ist das Amt des Kanzlers längst nicht mehr;
was hier geleistet werden mühte, kann kein Einzelner leisten. Bis wir uns
Einrichtungen geschaffen haben, die dem Bedürsniß genügen, müssen wir ge-
duldig sein. Hier ist ein fleißiger, ernsthafter, gescheiter Patriot von bestem
Wollen und ohne Gier nach Applaus. Einer, der in stiller Arbeit Nützliches
wirken und sein Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. Ob Schöpfer-
kraft, Augenmaß, Entschlußfähigkeit den Willen prompt genug bedienen,
kann heute nochKeinersagen.SollSpott und albernerLungerwitz den Mann
lähmen? Lasset ihm mindestens doch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist,
daß er nichts kann." Diese Sätze find vor vier Wochen hierveröffentlichtwor-
den. Seitdem hat Herr von Bethmann den Wunsch, er möge eine langeRede
halten, im PreuhisckzenLandtag erfüllt. Er hat gesprochen; fünfViertelswn.
den lang. Und seitdem ist derLärm, der ihn vorher schon umheult hatte,noch
schriller geworden. Unfähigkeit, Unaufrichtigst, Unanständigkeit: das Alles
steht in der öffentlich ihm ertheilten Censur. Seitvierzig Jahrenist in Preußen
kein Ministerpräsident so gescholten,so geschimpftworden. DerGrund? Herr
von Bethmann hat den Versuch gemacht, das preußische Wahlrecht zu ver-
bessern. Vielleicht einenVersuch mit untauglichen Mitteln; immerhin: einen
Versuch, den keiner seiner Vorgänger je gewagt hat. Bismarck, Caprioi, Ho-
henlohe, Bülow: Keiner. Fürst Bülow hat freilich eineWahlreform verheißen.
Erstens: in einer Zeit, wo er fast sicher sein konnte, daß er diese Reform nicht
mehr vertreten, nach dem Gelingen des Reichtfinanzgeschäftes mit lauter

Gloria, nach dessen Scheitern mit patriotischer Weh rnuth aus demAmtschei-
den werde. Zweitens: in höchst unsicheren Konturen. Ob ein nach feinen An-
gaben ausgearbeiteter Entwurf demokratischen Wünschen weiter entgegenge-
kommen wäre als der jetzt vorgelegte, istJedem, derdenVerblichenen kannte,
doch wohl recht zweifelhaft. Sicher, daß er das allgemeine, das für AUeglei-
che Wahlrecht nicht gebracht hatte. Das hätte kein vonWilhelm demZweiten
zum Ministerpräsidenten ernannter, im Ministerpräsidium geduldeterMann
den lieben Liberalen so einfach mit artiger Verbeugung geschenkt. Weil sol-
ches Gesetz ohne schweren Konflikt nicht durchzudringen wäre. Weil ein ern-
ster Verfassungskonflikt Deutschlands internationaleLage noch unbequemer
machen, in einer Zeit unaufschiebbarer Entscheidungen die Stoßkraft des gan-
zenReichesschwächen mühte.Und weilschließlich wederein übermächtigesJnter-
esse noch die Meinung der Gebildeten diese Dem okmtisirung gebieterisch heisch-
te. War sie nöthig, war Jeder, der sie uns nichtbescherte, unfähig, feig, nieder-
trächtig: warum wurden Bethmanns Vorgänger zärtlich geschont? Der fünfte
Kanzler hat wenigstens doch denVersuch einerBesferung gemacht; und durfte
getrost zu dem vierten noch sprechen: Ich habe gethan,was Sie nur malten.
TrotzdemprasfeltsnunvonSteinenund Schmutzumsein graues Haupt.
Schreiber, die daraufbauen, daß ein anständigesKulturempfindeu ihmStraf"
anträge wehren werde, nennen sein Handeln unanständig und mühen sich,
ihrer kühlen Spazirskepsis den Ton der Empörung abzuringen. Ehe er im
Landtag den Mund aufthat, riefen die sechs sozialdemokratischen Abgeordneten
ihm zehnmal, zwanzigmal „Pfui!" entgegen. Trieb politische Leidenschaft
den Ruf aus bebender Brust? Sollte er Einen, den die Nation für den Ver-
lust wichtigenGutes zu strafen hatte, an denPrangcrpeitschen? Dannmühte
das Wehgeschrei zimperlicher Korrektheit unwirksam verhallen. Hier wars
anders. Ein einstudirter Chor; die Grimasse nur, der Theatergestus der Lei-
denschaft. Sonst hätteEinem derSechs dieWuth einen anderen Laut, einZu-
fallswort auf die Lippe gedrängt. Nein; um^cmo: „Pfui!" Auch dem ersten
Kanzler ist, in heißerer Stunde, einst dieses Wort entgegengeschrien worden.
Von einem Einzelnen: von dem Grafen Franz Ballestrem, der am Tage des
Rufes Major im Preußenheer und Geheimkämmerer des Papstes war und
später dann Erbliches Mitglied desPreußischenHerrenhauses undPrästdent
desDeutschenReichstages wurde. Herr vonForckenbeckrögtedamalsdenAus-
druck als „nicht parlamentarisch"; und Bismarck antwortete: „Pfui ist ein
Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Glauben Sie nicht, meine Herren,
daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen."

Herr von Bochmann ist von sanfterer Gemüthsart; sein Gefühl war dem Stau-
nen wohlnäher alsdemZorn,als ingrimmigem Abscheu. Was,mag ergedacht
haben, hat in meinemWollen undHandeln deutsche Menschen zuVerachtung
und Ekel zu stimmen vermocht? Und gleich danach: Sie kennen mich ebennoch
nicht; werden anders urtheilen, wenn sie mich gehört haben. Er zwang sich zu
gelassener Ruhe und sprach. Vernahm auch nach der Rede aber nicht holdere
Weise. Und muß, wenn er Gedrucktes nach dem Papiergewicht schätzt, über-
zeugt sein, daß ihn derThing derGebildeten als einen Schädling verdammt,
der Genius deutscher Menschheit zu schmählichem Tode verurtheilt hat.
Deshalb muß ihm laut heute gesagt werden: Sei stolz! Wie Du jetzt,
so haben die besten Minister angefangen; so gegen Pfeile und Schleudern den
^?eg sich gebahnt. Sei sicher! Laß Dich nicht aus denBahnen schmeicheln, die
der Drang Deines Wesens gesucht und langsam ertastet hat. Die Schaar
Derer, die aus keimendem Vertrauen auf Dich blicken, ist noch klein; wird
rasch aber wachsen, wenn Du ruhig, ohne rechts den Sturz, links den Stein
zu fürchten,auf dem von redlichemWollen gefundenen Pfad weiter schreitest.
Sei stark! Mehr als die Künste der Dialektik und das Blend werk des Witzes ver-
missen wir anDir densröhlichenGlaubenanDeutschlandsKraft,alsdie hell-
äugig getrosteZuversicht,daß auch eingewandeltesPreußen den altenRang und
Platz im Reich zu behaupten vermag. Soll uns zum Verhängniß werden,
daß wir zwischen lärmender Prahlerei und zager Schwachheit hin und her
schwanken und niemals fest im Gefühl reifer Mannesstärkebeharren lernen?
EinerStarkhnt, die nicht brüllt und nicht fuchtelt, nicht rasselt noch reizt, der
an dunklen Wintertagen der Glaube an die Leben spendende Sonne nicht
schwindet und der in jedemdeutschenLmz sich derNährsaft erneut? Draußen
und drinnen ists immer das selbe Leid: die Männer, denen die Ehre, das
neidenswertheGlück ward, DeutschlandsGeschäfte führen zu dürfen, kennen
die Kraft des Landes, des Volkes nicht, das ihrer Obhut anvertraut ist. Das
Deutsche Reich kann die Nothwendigkeiten seiner Zukunft gegen jeden Ver-
such feindlichen Widerstandes sichern. Im Deutschen Reich (und erst recht in
Preußen) wird jede muthige, ehrliche, halbwegs kluge Regirung stets den Bei-
stand derBesten finden, hatkeine,die auf geradem Gleis sich auch nur strebend
bemüht, den Umsturz der Ordnung, die Wiederkehr des Chaos zu fürchten.
Der unwürdige, unfläthige Ton, in dem über Herrn von Bethmann
gesprochen wird, drängt den anders Empfindenden leichtins Pathos. Ich will
versuchen, nüchtern zu bleiben. Kein Reden, kein Handeln, kein Unterlassen
des Mannes giebt Grund zu Zorn, Abscheu, Verachtung. Nicht einmal sein

Unterlassen. Daß er den Baron Schoen zu schirmen scheint, einen Mann, über dessen Unzulänglichkeit alle Zunftgenossen einig sind, mitLebensinteressen des Reiches schalten läßt wie am Tisch des Fürsten Münster und im Rauchsalon der Mcht Hohenzollern einst mit Taschentüchern und Papierschnitzeln, ist schlimm. Doch der Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes fand, als er die leidige Erbschaft eines von Skrupeln nie Geplagten antrat, diesen Gehilfen unter den Malefizien des Inventars; war früh wohl entschlossen, ihn sacht zu entfernen, doch als dem internationalen Geschäft Fremder nicht sogleich im Stande, auf Schritt und Tritt ihn zu kontroliren. Mag sich auch gesagt haben: Wer ein erträgliches Verhältniß zu England erreichen will, darf nicht gerade in diesem Augenblick die Franzosen aus der Hoffnung auf die Fortdauer unserer Nachgiebigkeit scheuchen. Richtige oder falsche Rechnung: die Hauptaufgabe deutscher Politik hat Herr vonBethmann erkannt; und ist dem Ziel in der kurzen Frist weniger Monate näher gekommen, als seinem behenderen Vorgänger in Jahren möglich gewesen wäre. Wir haben wieder einen Kanzler, dem man draußen vertraut. Müssen wir ihm mißtrauen?
Seine Wahlrechtsreform ist nicht gut; davon ist er selbst sicher überzeugt. Konnte sie gutsein?Einen raschenBlick rückwärts. Im erstenLustrum desneuenJahrhundertsriethen erfahrene,imStaatsgeschäft ergraute Männer, im Reich und in Preußen das Wahlrecht zu gleicher Zeit zu revidiren. Hier stock' ich schon; denn wüthend heults hrrngsum auf: „Das Reichswahlrecht? I'IabemuZeonsitentem.DasPaUadiondes Volkes sollte entweiht, sein Allerheiligstes von schmutzigen Räuberfäustenbesudeltwerden.Daistsheraus. Und diesem frevlen Unterfangen hat Bernhaid der Moderne natürlich den Reckenleib entgegengestemmt." Ganz so wars nicht.Und vielleicht wäre es vernünftig, sich endlich einmal mit der Thatsache abzufinden, daß neben den Leuten, die sämmtlichenStaatendeutscherZungedas allgemeine,Allen gleicheWahlrecht ersehnen, auch andere leben, denen dieses Stimmrecht, weil es dasWollen der Volkheit nicht zu reinem Ausdruck bringe, der Verbesserung bedürftig scheint; die, zum Beispiel, meinen, ein Zustand, der die Hansestädte, der alle Centren der Industrie der Vertretung durch Lohnarbeiter und deren Mandatare ausliefert, sei unhaltbar. Diese Leute find weder Verbrecher noch rückständige Tröpfe. Zu ihnen gehört Mancher, der eingesehen hat, daß Deutschlands Entwicklung nicht eine Stufeüberspringen kann, auf derringsum heute die Staaten stehen; daß derVersuch Parlamentarischer Regirung unumgänglich und doch nurnach einerklug besonnenen Wahlrechtswandlung durchführbar ist. Listenwahl, proportionale Vertretung, Pluralstimmen, Verrückung,

Äer Altersgrenze (der Einundzwanzigjährige dünkt uns heute ein zur Mitwirk-
ung am Staatsgeschäft noch nicht Reifer): an solche Aenderung konnte man
denken. Warum nicht, da in der Französischen Republik doch demokratische
Sozialisten laut die Listenwahl und die Vertretung der Minderheiten fordern?
SchlaueStrategen riethen, in Preußen eine entschiedeneWendung nach links,
im Reich eine behutsame Wendung nach rechts zu machen und für den Tag
dieses immerhin schwierigen Manövers zwei Trostspenden aufzusparen: das
Jesuitengesetz und die Reichstagsdiäten. Die Aussicht auf solche Kompensa-
tionen hätte in beiden Hohen Häusern am Ende ein kleines Wunder gewirkt.
GrafBülow fand denGedanken brauchbar, glaubte bald vielleicht, daß er in
feinem Hirn gewachsen sei, und gelobte feierlich, die Pfänder der Liebe für die
schwereStunde in Bereitschaft zu halten. Gab aber beide dann fort, um sich
aus Fährniß zu lösen. Der Abend desAmtslebens beschlich Einen, dessenLs-
ger ausverkauft, ausverschenkt warund der die Hungernden nurnoch mitVer-
sprechungen füttern konnte. Als das kaum unter der Glasglocke haltbare Blocks-
gebild auf der linken Seite zu bröckeln ansing, sollten die ersten Risse hastig
verkittet werden. Irgendwas, sagten die Liberalen, müssen wir im Land als
Erzeugniß der Paarung zeigen. So kams zur Verheißung der Wahlreform (die
weder von der Regirungnoch von deren linkem Truppenflügel mit der konser-
vativen Garde verabredet war). Nicht eine Stunde lang hat FürstBülow dar-
an gedacht, Preußen mit dem Reichswahlrecht zu bebürden.Er wußte, doch ers
weder beimKönig noch im Landtag durchsetzen würde; wußte aber auch, daß
dem Pfiffigen in keiner Klemme um Kopf und Busen bang zu werden braucht.
Der Mann, der alsUeberwinder desCentr»ms und derSozialdemokratiege-
priesen wurde (den von seinenLeuten unterHolzpapier Bestatteten gehts heute
wieder recht gut), hätte auch dieses Ding gedreht. Sein Nachfolger faßte die
Amtspflicht anders auf. Nahm auch diese Sache stockernst - erwog redlichen
Sinnes, wie man, ohne das Gleichgewicht einstweilen noch unentbehrlicher
Kräfte zu stören, denGebildeten, den Armen befriedigen könne. SolcherVer-
such konnte niemals gelingen. DerArme wird sich nur zufrieden fühlen, wenn
sein Rechtsbesitz dem des Reichsten gleicht; und das Unternehmen, von Staa-
tes wegen Gebildete von Ungebildeten zu scheiden, kann dem Fluch derLächer-
lichkeit nicht entschlüpfen. Einerlei. Ein Stück Legislatorenarbeit wie andere
auch; der Verbesserung bedürftig und fähig. Für die Schachermackei, auf
deren Ertrag alle Parteien stolz sind, muß^selbst der Reellste sich eine Rab-
battmöglichkeit aufsparen. ^ab6nt8UÄsg.ta.. Bismarck fand das allgemeine,
gleicheWahlrecht als Trumpfkarte in Oesterreichs Spiel und konnte den näch-

sten, nöthigsten Stich nur machen, wenn der Partner ihn nicht überbot. Beth-
mann muhte Bülows Versprechen einlösen und wußte doch, daß er nach Be-
fehl und Gewissen den Svalierwunsch der Harrenden nicht erfüllen könne.
DenWunsch ? Wer wünscht denn eigentlich, daß Preußen unters Reichs-
wahlrecht gerathe? Im Abgeordnetenhaus ist keine Mehrheit dafür zu fin-
den; dem müßte es aufgezwungen werden. Und wenn der Reichstag darüber
zubestimmen hätte? Das Centrum könnte dieAenderung gelassen hinnehmen
(es fetzt seine Leute unter jedem Wahlsystem durch); sehnt sie, die ihm die
Konkurrenz mehrt, abernicht in heißer Inbrunst herbei. DieNationalliberalen
würden aus den Jndustn'eprovinzen, also von denHauptquellen ihrerMacht
vertrieben, wenn sie für die Übertragung einträten; sie thuns auch nicht (und
mühten drum von Rechtes wegen eben so laut niedriger Gesinnung geziehen
und derRaubsuchtbeschuldigtwerden wie ihreNachbarnaufderrechten Seite).
DieFreisinnigen sind durch Dogma und Tradition verpflichtet, mitzuschreien;
verlören aber, wenn die Schreier den Sieg erfochten hätten, in Preußen zu-
nächst einmal den Rest der Mandate. Ihre offiziellen Vertreter sind denn auch
schon zu billigerem Handel bereit; schwärmen zwar noch, wie für ein besseres
Jenseits,fürs gleicheWahlrecht,sind aber entschlossen, auch derFortdauerder
„Klassenschmach" zuzustimmen. Die Konservativen vertheidigen in diesem
verschrienen System ihre letzte Schanze. Im Ernst: die letzte. Die Behaupt-
ung, daß sie Alldeutschland beherrschen, dürfte nur in der Kinderstube noch
wirken. Neberlegt, was sie insünfzig Jahren snMacht, an Einfluhmöglichkeit
verloren haben; besinntihreLeistung fürBrandenburgsKindheitundPreuhens
umstürmte Jugend. Und beantwortet selbst Euch dann die Frage, ob den so
schnell (nicht ohne eigene Schuld freilich) Entmachteten die freiwillige Schleif-
ung der letzten Festungwerke zuzumuthen ist. Das Opfer wäre größer als
das vom russischen Adel im Verzicht auf die Leibeigenschaft gebrachte. Die
Grundbesitzerpartei ist verloren, wennihrderpreuhischeOsten entgleiteten dem
sieübrigens,wieneulichderfreisinnigeAbgeordneteAronsohnbestätigthat,auch
nicht mehr so tyrannisch herrscht, wie dieJunkerlegende ausplärrt). Soll sie ver-
lorensein?JstdemdeutschenHeer,dem deutschenVolksthum ein beschleunigtes
Verkümmern, eine übereilte Bastardirung dieses Menschenschlages zu wün-
schen ?Wers glaubt, mag dabei seligwerden.Darfabernichtstaunen,nichtpfau-
chen,wenn dieBedrohten sich mit dem Aufgebot aller Kräfteihrer Haut wehren.
Und all in seinerSeligkeit nicht die gemeine Wahrheit verlernen,daßRechts-
mehrung erobert werden muß; nicht erfleht nocherschimpftwerdentann. Auf
jedem Blatt lehrts die Geschichte der Sozialdemokratie; nur der eigenen Stärke
hat diese Partei das Erreichte zu danken. Sehnt sie sich in Preußen nach dem

Reichswahlrecht? Sie sagte; muß es kortisZimo sagen. Unter vier Augen
reden die klügsten Führer anders. GroßeSpesen und kleine Gewinnchancen;
Mangel an leistungfähigem Personal; und die unbequeme Pflicht, das am
KönigsplatztausendmalGesagte in derPrinz-Albrecht-Straße mit dergeböh«
renken Ausführlichkeit zu wiederholen: den Muthigsten ängstet solche Vor-
stellung mit einer Gänsehaut. Die agitatorische Verwerthung des „Wahl-
unrechtes" ist billiger und nützlicher, als ein mit voller Wucht in Preußen zu
führender Wahlkampf sein könnte. Ein von der Durchführbarkeit desMarx-
istenprogrammes überzeugter Sozialdemokrat müßte wünschen, daß seiner
Partei jeder Rathhaussaal und jedeLandstube gesperrt und nur der Reichstag
geöffnet sei. Dann gäbe es keine Zersplitterung der Kraft und des Meinens.
Könnte das Hauptthor der Bmgerfeste mit dem stärksten Geschütz und der
theuersten Munitionbeschosfen werden. DieTaktik verbietet, es laut zusagen;
aber die rothe Fraktion wäre bitterlich enttäuscht gewesen, wenn Bethmann
ihr das Reichswahlrechtpräsentirt hätte. Natürlich.JmBereich dieser Männer
wuchert die Einfalt nicht so üppig wie auf der Lämmleinweide. Sie wissen,
was kommen mühte. Hundert Mandate im Reichstag, sechzig im Landtag:
und Todesangst eint die Bourgeoisie zu dem Versuch, mit brutalster Gewalt
den Schrecken zu enden. Mancher Schwärmer merkt wohl gar nicht, wofür
er sich im Getümmel eifernd erhitzt; mancher denkt wohl: Wenns gefährlich
wird, fliegt der ganze Krempel in die Luft. Mit solchen Rechnern, solchem
Menschenmaterial ist kein Staat zu machen. Wer wirklich, ohne Furcht vor
den Folgen, wünscht, daß in allen deutschen Parlamenten, staatlichen und
städtischen, eine sozialistische Mehrheit herrsche und dauere, nurDer zählt im
Troß der Wahlrechtsforderer. Außer den Lohnarbeitern, die bei dem Tausch
nur gewinnen können, sinds Gelehrte, Künstler, Literaten, denen es feurig durch
die Wangen läuft, wenn man von Freiheit spricht; ehrliche Enthusiasten oder
eitle Gecken. DieseLeute sind immer für Humanität, Freiheit und Volksrecht.
Das Bekenntniß zu so schönen Dingen schmälert ihren Beutel ja nicht, birgt
keine Gefahr, hilft gar noch zu höherem Ansehen; und wenns in Staat und
Gesellschaft mal so recht drunter und drüber geht, ist der Anblick ungemein
interessant. Der Politiker, der bedenken muh, ob sein Land sich nichl just vor
dem Tag schwerer Entscheidung schwächt, treibt nach dem Urtheil dieser Sucher
unerschr-üffelter Volköseelengerüche ein ganz ordinäres Handwerk.

So sieht die Menschheit aus, die für Preußen das Reichswahlrecht ver-
langt. Ihr Gelärm darf uns über Zahl und Gewicht ihrer Stimmen nicht
täuschen. Sie hat die große Pauke, die populäre Sache und kann jeden von
Pflicht und Gewissen in andere Auffassung Gedrängten als Reaktionär und

Junkerknechi Schien. Auch für ein Weilchen den heikelsten Fragen ausbiegen. Hat im Preußischen Landlag nicht, trotz dem „nur für agrarische Feudalzustände geschaffenenWahlrecht",dieFortschrittspartei,dann die sanftereSorte des Liberalismus geherrscht? Ward uns seit dreißig Jahren nicht, von den Tagen des ersten Schutzzolltarifes bis in die der einstweilen letzten Finanzreform, morgensund abends erzählt, derReichstag, das ProduktaUgemeinen und gleichen Wahlrechtes, liefere auf fast allen Gebieten nurderVolksmafseschädliche Gesetze? Ist im Preußischen Landtag nicht das sozialistischste aller Gesetze, das über die Einkommensteuerpflicht, angenommen worden, das einzige, das unabwälzbareLast aufbürdet? Ist diepolitischorganistrteArbeiterfchaft etwa mit dem Ergebniß des Reichswahlrechtes zufrieden? Nein. Sie fordert eine neue, ihrem Anspruch genügende Abgrenzung derWahlkreise, das Recht auf Vertretung nach der Kopfzahl. Und es gehört zum Bilde des Ganzen, daß diese Forderung Von allen imBesitzrechtWohnenden abgelehntund damitzugegeben wird,dasReichswahlrechtseinurnoch haltbar, wenn diefrommeWahrungveralteterFormen seineWirksamkeit hemme. DieHeuchelei geberdet sich auf diesem Boden längst schon absurd. Ist von allen politischen Rechten das Wahlrecht das wichtigste: warumtrachtendievomFreisinnbehenschtenKommunennicht danach, es allen Stadtbewohnern zu sichern, und verlangen vom Staat, was sie selbstnicht gewähren wollen? Weilsie wissen, daßsolches Wahlrechtfterasch entthronen, eine geordnete, die bourgeoise Entwickelung vorwärts führende Verwaltung erschweren würde; weil sie sich sagen: „DieSozialdemokratie ist mit ihrenOrganisationen, ihren Reichstagssitzen, ihrer Presse so stark, daß sie alles für das Wohl der Arbeiter zunächst Notwendige durchzusetzen vermag; sie braucht in unserem Stadthaus nicht nach der Kopfzahl vertreten zu sein, darfs nicht, wenn unser Alltagsgeschäst nicht von Schwatz und Zank überüberschwemmt werden soll." Ungefähr so sagen sichs die Richthofen, Zedlitz, Friedberg,Traeger sogar auch. „DemTaglöhner fehlt ein formales, nicht ein materiell unentbehrliches Recht, wenn in unseremHaus nur sechs,nicht sechzig Mann für ihn sprechen. Was er erlangen und für dieDauer bewahrenkann, läßt ihn auch der jetzt geltende Rechtszustand erreichen." Ist der Ministerpräsident ein erbärmlicher Wicht, weil er, unter schwererer Verantworwnglast, eben so denkt? Des Schimpfes, der Schande würdig, weil er sich als Erster bemüht,von dem Baum, den er als Staatsgärtner hegen muß,schädliche Schößlinge abzuschneiden? Die Wuth ist sinnlos. Im weiten Reich des Herrn Rudolf Mosse leben gewiß viele Leute, die meinen, er müsse die Schaar derRedakteure, Annoncensammler, Bureaubeamten, Setzer und Drucker, die seinen Gewinn mehren helfen, an diesem Gewinn auch betheiligen. Er weigerts; ist

dennoch ein guter, auf seine Weise humaner Herr. Sein Erbe entschließt sich
zu einer kleinen Konzession; gewährt den Helfern am Werk neben dem Lohn
winzige Gewinnquoten. Winzige nur; doch er wagt schüchtern ein Neues und
thut mehr als vor ihm der bekränzte Patriarch. Verdient er dafürdiePeitsche?
Vielleicht aber hat Herr von Bethmann so dumm geredet, das Em-
pfinden kultivirter Menschen mit seinenWorten so plump, so protzig verletzt,
daß den Mann schrofferer Tadel treffen muß als das Werk. Schade, daß un-
sere Parlamente nicht, wie das pariser, das Recht haben, wichtige Redenpla-
katiren zu lassen. Wer aus der Ruhe des Gerechten richten, den Werth Oeffent-
lichcr Meinung nachprüfen will, Der suche die Rede vom zehnten Februar
hervor und lese sie noch einmal, ohne des Echos, das sie geweckt hat, zu den-
ken. Kar. Lamprecht (auch ein Junkerknecht und Scherge der Reaktion?) hat
von ihr gesagt: „Sie zeigt einen Meister vornehmerSprache und ist inihrem
Aufbau ein Kunstwerk. Der Eindruck davon ist auch in den schärfer beobach-
tendenKreismallgemein und vielmehr verbreitet, als dieTagespresse erkennen
läßt." Das klingt fast emphatisch.Auch der nicht durch persönlichesErlebniß
auf so hohen Ton Gestimmte muß aber sagen: Reichstag und Landtag ha-
ben seit Jahren aus dem Mund einesKanzlersoderMinisterpräsidenten eine
so klare, schlichte, würdige Rede nicht mehr gehört. Kein Seiltänzchen, kein
Wettbewerb mit dem Schaumschläger von Sevilla, kein lüsternes Buhlen um
Beifall. Vom ersten bis zum letzten Wort bleibt dem Lauscher das Gefühl:
Hier sprichtEiner, derglaubt,was ersagt, und nur sagt, was er glaubt. Sicher
nicht Einer, dem der Genius die Zunge loste, Humor das struppigste Dickicht
erhellt, majestätischer Menschenverstand für Personen und Dinge das richtige
Augenmaß leiht; doch ein gründlich
glänzen, nicht für sich ein Appläuschen herauskitzeln, sondern in bescheidenem
Ernst einer ernsten Sache dienen will. Neun Zehntel dieser Rede muh Jeder
billigen, der nicht erwartet, ein Minister werde dieGrundmauer desHauses,
dessenHüter ersein soll, selbst lockern. EinZehntel bleibt anfechtbar. Herr von
Bethmann sieht die Ursache der allgemeinen Mißstimmung in einer „kultu-
rellen Stagnation", deren Art und Gebietsumfang fein Wort nur flüchtig
streift. Ich glaube, er irrt. Der Deutsche ist unzufrieden, weil er findet, daß
hinter seiner Leistung die der Regnenden allzu weit zurückbleibt; daß die na-
tionale Gesammtarbeit in der politischen Bilanz nicht zu genügendem Aus-
druck kommt;daß dieStaatsmaschine veraltet und vielfachschlechtbedient ist.
Kein Wahlrecht hülse über diesen Mangel hinweg. Herr von Bethmann ist
im Recht, wenn er vor der Überschätzung solcher Rechte warnt. Nicht mehr,
wenn er behauptet, „demReichthum und derJnnerlichkeit deutscherKultur"

(die er eine halbeStunde vorher noch stagnirend sah) sei die Gleichheit poli-
tischer Rechtsformen unvereinbar. Da ist die einzige Stelle, wo auch dieser
Klarheit suchende Redner sich in Phrasennebel verlor. Hatte das Ohr Derer,
die ihm gerade hier Beifall riefen, das Prologpathos schon vergessen, das die
Geburt des Bürgerlichen Gesetzbuches begrüßte? Damals war die Rechts
gleichheit ein unentbehrliches, alsNationalbesitzunüberschätzbares Gut. Jetzt
heischt „der tiefste Zug deutschen Wesens" die Ungleichheit des politischen
Rechtes. Der Reichseinheit sollte derDeutsche sich nur bewußt werden, wenn
der Civilprozeß (dessen Normen und Formen er doch niemals verstehen lernt)
in Ingolstadt genau so geführt wird wieinJnsterburg. Daß er inJnsterburg
alsWähler nur einBruchtheilchen des in Ingolstadt ihm einst zugestandenen
Rechtes hat, darf ihnnicht mißmuthig stimmen; muh ihn an denReichthum
und an die Innerlichkeit deutscher Kultur mahnen. Ein arger Rechenfehler.
Nichts verbittert so sehr und treibt so jäh dann in unerfüllbare Wünsche wie
die Ungleichheit deutscher Wahlrechte. Deutschlands Einheit wird tiefer ins
Erdreich wachsen, wenn die Steuerpflichten und die Wahlrechte der Bundes-
staaten einanderähnlicher geworden sind.Doch trotzJrrthum und Verkennung:
der Gesetzentwurf liefert denAngreifern hundert Waffen- dieRede kaum eine.
Lamprecht sprach wahr: in dem Verhandlungbericht wirkt sie wie ein Fremd-
körper aus edlerem Stoff. Was nach ihr kam, war, drei Tage lang, nurWie-
derholung des oft Gehörten, Gelesenen; reichte nirgends an ihr Niveau.Lei-
der war der Ton allzu grämlich, von der Sorge eines Bekümmerten allzu
düster gefärbt. „Welch ein kleines Herz ist doch dieser Bethmann-Hollweg",
schrieb Bismarck an Gerlach. Der Enkel, den kein Gerechter von „Eitelkeit
und äußerlicher flacher Ambition" bestimmbar nennen darf, entwurzelt sich
dem jungen Vertrauen, wenn er kleinen Herzens scheint. Er kann auch im
Landtag dasSpiel noch gewinnen. Herr vonHeydebrand würde sein Meister-
stück leisten, wenn er die Mannen zum Opfer des Wahlgeheimnisses brächte.
Dann hätten sie für einJahrzehnt und vielleicht noch längerRuhe. Thun fies
nicht, dann sind sie die schlechtenKerle, die Volksfeinde, nach denen, wie nach
dem Türkenkopf auf derStange, geschossen wird; und können doch nicht hin-
dern, daß ein furchtlos ins Ferne blickenderKönig mit einer Mehrheit, der sie
grollend den Rücken kehren, einig wird. Kann ein Ernsthafter wähnen, das
Herrenhaus werde solcher Mehrheit den Willenökanal verstopfen?
(DieseSätze wurden,nach einer schmerzhaft nachwirkenden Operation amrechten
Arm,von einem an solcheForm der Aeußerung nicht Gewöhnten diktirt; damitSchwei-
gen nicht Zustimmung zu dem auf allen Gassen verkündeten Schuldspruch scheine.)

Dickens.
Dickens.
an soll nicht Bücher und Biographien befragen, wie sehr Charles Dickens
von seinen Zeitgenossen geliebt worden ist. Liebe lebt athmend nur im
gesprochenen Wort. Man mutz es sich erzählen lassen, am Besten von einem Eng-
länder, der mit seinen Jugenderinnerungen noch zurückreicht bis an jene Zeit der
ersten Erfolge, von Einem Derer, die sich noch immer nicht, nach nun fünfzig Jahren,
entschließen können, den Dichter des „Pickwick" Charles Dickens zu nennen, son«
dern ihm unentwegt seinen alten vertraulicheren, innigeren Necknamen „Boz" geben.
An ihrer wehmüthig rücksinnenden Rührung kann man den Enthusiasmus der
Tausende messen, die damals mit ungestümem Entzücken jene blauen monatlichen
Romanhefte empfangen hatten, die heute, ein Rarisfimum für den Bibliophilen, in
Fächern und Schränken gilben. Damals (so erzählte mir einer dieser „olä Dicken-
Lians") konnten sie es am Pofttage niemals über sich bringen, den Boten zu Hause
abzuwarten, der endlich, endlich das neue blaue Heft von Boz im Bündel trug.
Einen ganzen Monat hatten sie danach gehungert, hatten geharrt, gehofft, gestritten,
ob Copperfield die Dora Heirathen werde oder die Agnes, hatten sich gefreut, daß
Mcawbsrs Verhältnisse wieder zu einer Krisis gelangt waren (wußten sie doch, er
werde sie mit heißem Punsch und guter Laune heroisch überwinden): und nun
sollten sie noch warten, warten, bis der Postbote auf der schläfrigen Kutsche kam
und ihnen all diese heiteren Charaden auflöste? Das konnten sie nicht; es ging
einfach nicht. Und Alle, die Alten wie die Jungen, wanderten Jahr vor Jahr am
fälligen Tage dem Briefboten zwei Meilen entgegen, nur um ihr Buch früher zu
haben. Im Heimwandern schon singen sie zu lesen an; Einer guckte dem Anderen
über die Schulter ins Blatt, Andere lasen Wut vor; und nur die Gutmülhigsten
liefen mit langen Beinen zurück, um die Beute rascher zu Frau und Kind zu brin-
gen. So wie dies Städtchen hat damals jedes Dorf, jede Stadt, das ganze Land
und darüber hinaus die in allen Erdtheilen gesiedelte englische Welt Charles Dicker s
geliebt; hat ihn geliebt von der ersten Stunde der Begegnung bis zur letzten seincs
Lebens. Nie im neunzehnten Jahrhundert hat es irgendwo ein ähnlich unwandel-
bares herzliches Verhältniß zwischen einem Dichter und seiner Nation gegeben.
Wie eine Rakete schoß dieser Ruhm auf, aber er losch nie aus; er blieb wie eine
Sonne wand^llos leuchtend über der Welt. Vom ersten Heft der „Pickwicks" wur-
den vierhundert Exemplare gedruckt, vom fünfzehnten bereits vierzigtausend: mit
socher Lawinenwucht stürzte sein Rahm nieder in seine Zeit. Nach Deutschland
bahnte er sich rasch den Weg. Hunderte und Tausende kleiner Groschenhefte säten
Lachen und Freude in die Furchen selbst der verwittertsten Herzen; nach Amerika,
Australien und Kanada wanderte der kleine Nicolas Nickelby, der armc Oliver
Twist und die tausend anderen Gestalten dieses Unerschöpflichen. Heute sind schon
Millionen Bücher von Dickens im Umlauf, große, kleine, dicke und dünne Bände,
billige Ausgaben.für die Armen und die theuerste Ausgabe drüben in Amerika,
die je von einem Dichter veranstaltet worden ist (dreimalhunderttausend Mark,
glaube ich, kostet sie, diese Ausgabe für Milliardäre); aber in all den Büchern
nistet heute wie damals noch immer das selige Lachen, um aufzuflattern wie ein
zwitschernder Vogel, sobald man die ersten Blätter gewendet hat. Beispiellos ist
die Beliebtheit dieses Autors gewesen: wenn sie sich im Lauf der Jahre nickt
steigerte, so war es nur, weil die Leidenschaft keine höheren Möglichkeiten m.hr

kannte. Als Dickens sich entschloß, öffentlich zu lesen, als er zum elften Mal seinem Publikum Auge in Auge entgegentrat, war England im Taumel. Man stürmte die Säle, pfropfte sie voll, an den Säulenpfeilern klammerten sich Enthusiasten an, krochen unter sein Podium, nur um den geliebten Dichter hören zu können. In Amerika schliefen die Leute bei bitterster Winterkälte auf mitgebrachten Matratzen vor den Kassen. Kellner brachten ihnen das Essen aus den benachbarten Restaurants, aber der Andrang wurde unaufhaltsam. Alle Säle wurden zu klein und man räumte schließlich dem Dichter in Brooklyn eine Kirche als Vorlesesaal ein. Vor der Kanzel las er die Abenteuer Oliver Twists und die Geschichte der kleinen Nell. Launenlos war dieser Ruhm, er drängte Walter Scott zur Seite, überschattet ein Leben lang das Genie Thakerays; und als die Flamme losch, als Dickens starb, ging es wie ein Riß durch die ganze englische Welt. Auf der Straße erzählten es Fremde einander, Bestürzung regirte London wie nach einer verlorenen Schlacht. Zwischen Shakespeare und Fielding bettete man ihn, in Weftminster Abbey, dem Pantheon Englands, Tausende strömten hinzu uno Tage lsng war die schlichte Gedentstätte übe;fluchet von Blumen und Kränzen jeglicher Art. Und noch heute, nach vierzig Jzhrc^, kann man selten vorükergchen, ohne ein paar von dankbarer Hand hingestrcute Blüthen zu finden: der Ruhm und die Liebe ist nicht gewelkt in all den Jahren. Heute Wiedamals, in jener Stunde, da England dem Ahnunglosen, dem Namenlosen das unverhoffte Geschenk des Wellruhms in die Hand drückte, ist Charles Dickens der geliebteste, verbreitetste und gefeiertste Erzähler der ganzen englischen Welt.

Eine so ungeheuerliche, in die Breite wie in die Tiefe dringende Wirkung eines dichterischen Werkes kann nur durch das seltene Zusammentreffen zweier meist widerstrebenden Elemente Wirklichkeit werden: durch die Identität eines genialen Menschen mit der Tradition seiner Zeit. Im Allgemeinen wirken das Traditionelle und das Gsnie gegen einander wie Wasser und Feuer. Ja, es ist beinahe das Merkzeichen des Genies, daß es als verkörperte Seele der neuen Tradition die vergangene befeindet, daß es als Ahnherr eines neuen Geschlechtes dem absterbenden Blutfehde ansagt. Ein Genie und seine Zeit sind wie zwei Welten, die zwar Licht und Schatten mit einander tauschen, aber in anderen Sphären schwingen, die sich auf ihren kreisenden Bahnen begegnen, aber nie vereinen. Hier ist nun jene seltene Sekunde des Sternenhimmels, wo der Schatten des einen Gestirnes die leuchtende Scheibe des anderen so ausfüllt, daß sie sich identifiziren: Dickens ist der einzige große Dichter des Jahrhunderts, dessen innerste Absicht- sich ganz mit dem geistigen Bedürfniß seiner Zeit deckt. Sein Roman ist absolut identisch mit dem Geschmack des damaligen England, sein Werk ist die Materialisirung der englischen Tradition: Dickens ist der Humor, die Beobachtung, die Moral, die Aesthetik, der geistige und künstlerische Gehalt, das eigenartige und uns oft fremde, oft sehnsüchtig-sympathische Lebensgefühl von sechzig Millionen Menschen jenseits des Aermelkanals. Nicht er hat dieses Werk gedichtet, sondern die englische Tradition, die stärkste, reichste, eigenthümlichste und darum auch gefährlichste der modernen Kulturen. Man darf ihre vitale Kraft nicht unterschätzen. Jeder Engländer ist mehr Engländer als der Deutsche Deutscher. Das Englische liegt nicht wie ein Firniß, wie eine Farbe über dem geistigen Organismus des Menschen: es dnngt ins Blut, wirkt regelnd ein auf seinen Rhythmus, durchpulst das Innerste und

Geheimste, das Ureigenste im Individuum: das Künstlerische. Auch als Künstler
ist der Engländer mehr rassepflichtig als der Deutsche oder der Franzose.
... Shakespeare war die Inkarnation des heroischen England, Dickens nur der
höchste dichterische Ausdruck des bourgeoisen. Ec war loyaler Unterthan einer stillen
Königin, der sanften, hausmütterlichen, unbedeutenden olcl c^ussi) Viewi-Ia, Bür-
ger eines prüden, behaglichen, geordneten Staatswesens ohne Elan und Leiden-
schaft. Sein Auftrieb war gehemmt durch die Schwere des Zeitalters, das nicht
hungrig war, das nur verdauen wollte: schlaffer Wind nur spielte mit den Segeln
seines Schiffes, trieb es nie fort von der englischen Küste zur gefährlichen Schön-
heit des Unbekannten, hinein in die Pfadlose Unendlichkeit. Vorsichtig ist er immer
in der Nähe des Heimischen, Gewohnten und Althergebrachten geblieben: wie
Shakespeare der Muth des gierigen, ist Dickens die Aengstlichkeit des satten England.
1812 ist er geboren. Gerade wie seine Augen um sich greifen können, wird
es dunkel in der Welt, die große Flamme verlischt, die das morsche Gebälk der
europäischen Staaten zu vernichten drohte. Bei Waterloo zerschellt die Guide an
der englischen Infanterie, England ist gerettet und sieht seinen Erbfeind auf serner
Insel einsam, ohne Krone und Macht, zu Grunde gehen. Das hat Dickens nicht,
miterlebt; er sieht nickt mehr die Flamme der Welt, den feurigen Schein von einem
Ende Europas sich gegen das andere wälzen: sein Blick tappt in den Nebel Eng«
lands hinein. Der Jüngling findet keine Helden mehr, die Zeit der Heroen ist vor-
über. Ein paar Menschen in England wollen es freilich nicht glauben; sie wollen mit
Gewalt und Enthusiasmus die Speichen der rollenden Zeit zurückreißen, der Welt den
alten sausenden Schwung geben; aber England will Ruhe und stößt sie von sich. Sie
flüchten der Romantik nach in ihre heimlichen Winkel, suchen aus armen Funken das
Feuer wieder zu entfachen, aber das Schicksal läßt sich nicht zwingen. Shelley ertrinkt
im Tyrrhenischen Meer, Lord Byron verbrennt im Fieber zu Missolunghi: die Zeit
will keine Abenteuer mehr. Aschfarbig ist die Welt. Behaglich verschmaust England die
noch blutige Beute, der Bourgeois, der Kaufmann, der Makler ist König und räkelt
sich am Thron wie auf einem Faulbett. England verdaut. Eine Kunst, die damals
gefallen konnte, mußte digestiv fein, sie durfte nicht stören, nicht mit wilden Emo-
tionen rütteln, nur streicheln und krauen, sie durfte nur sentimental sein und nicht
tragisch. Man wollte nicht den Schauer, der die Brust wie ein Blitz spaltet,
den Athem zerschneidet, das Blut einfrieren läßt (Zu gut kannte man Das vom
wirklichen Leben, als die Gazetten aus Frankreich und Rußland kamen); nur das
Gruseln wollte man, das Schnurren und Spielen, das katzenhaft den farbigen
Knäuel der Geschichten hin und her rollt. Kaminkunst wollten die Leute von da-
mals, Bücher, die sich behaglich, während der Sturm an den Pfosten rüttelt, am
Kamin lesen und die selbst so züngeln und knacken mit vielen kleinen ungefähr-
lichen Flammen, eine Kunst, die das Herz wärmt wie Thee, nicht eine, die eS
freudig und lodernd berauschen will. So ängstlich sind die Sieger von vorgestern
geworden (sie, die nur behalten möchten und bewahren, nichts mehr wagen und
wandeln), daß sie Angst haben vor ihrem eigenen starken Gesühl. In den Büchern
wie im Leben wünschen sie nur wohltemperirte Leidenschaften, keine Ekstasen, die
aufstürmen, immer nur normale Gefühle, die sittsam promeniren. Glück wird in
England damals identisch mit Beschaulichkeit, Aesthetik mit Sittsamkeit und Sitt-
lichkeit wiederum mit Prüderie, Nationalgefühl mit Loyalität, Liebe mit Ehe. Alle

Lebenswerthe werden blutarm. England ist zufrieden und will keinen Wandel. Eine
Kunft, die eine so satte Nation anerkennen kann, muß darum selbst irgendwie zu-
frieden sein das Bestehende loben und nicht darüber hinaus wollen. Und dieser
Wille zu einer behaglichen, freundlichen, einer digestiven Kunst findet sein Genie wie
einst das elilabethanische England seinen Shakespeare. Dickens ist das Schöpfung
gewordene künstlerische Bedürfniß des damaligen England. Daß er im richtigen
Augenblick kam, schuf seinen Ruhm; daß er von diesem Bedürfnitz überwältigt
wurde, ist seine Tragik. Seine Kunst ist genährt von der hypokritischen Moral,
von der Behaglichkeit des satten England: und stände nicht eine so außerordent-
liche dichterische Kraft hinter seinem Werke, täuschte nicht sein glitzernder, gvlo-
sunkelnder Humor hinweg über die. innere Farblosigkeit der Gefühle, so hätte er
nur Werch in jener englischen Welt, wäre uns indifferent wie die Tausende von
Romanen, die jenseits des Aermelkanals von fingerfertigen Leuten produzirt wer-
den Erst wenn man aus tiefster Seele die hypokritische Bornirtheit der Viktorianischen
Kultur haßt kann man das Genie eines Menschen ermessen, der uns diese wider-
liche Welt der satten Behäbigkeit als interessant und fast liebenswerth zu empfin-
den zwang, der die banalste Prosa des Lebens zu Poesie erlöste.
Dickms hat selbst nie gegen dieses England angekämpft. Aber in der Tiefe,
unten im Unbewußten, war das Ringen des Künstlers in ihm mit dem Engländer.
Er ist ursprünglich stark und sicher ausgeschritten, nach und nach aber m dem
weichen, h^lb zähen, halb nachgiebigen Sand seiner Zeit müde geworden und immer
öfter und öfter schließlich in die alten, breitgestapften Fußspuren der Tradition
getreten. Dickels ist überwältigt worden von seiner Zeit; und ich muß bei seinem
Schicksal immer an das Abenteuer Gullivers bei den Liliputanern denken. Während
dl-r Rle e schläft, spannen ihn die Zwerge mit abertausend kleinen Fäden an den
Erdboden an, halten den Erwachenden so fest und lassen ihn nicht früher frei, ehe
er nicht t'apitulirt und geschworen hat, die Gesetze des Landes nie zu verletzen.
So hat die engüscbe Tradition Dickens im Schlaf seiner Unberühmtheit eingesponnen
und festgehalten: sie preßte ihn mit den Erfolgen an die englische Scholle, sie rissen
ihn hinein in den Ruhm und banden ihm damit die Hände. Er war nach einer
langen trüben Kindheit Stenograph im Parlament geworden und hatte einmal
versuch t, kleine Skizzen Zu schreiben, mehr eigentlich, um sein Einkommen zu ver-
mehren, als aus impulsivem dichterischen Bedürfniß. Der erste Versuch gelang:
die Zeitung verpflichtete ihn. Dann bat ihn ein Verleger um satirische Glossen über
einen Klub, die gewissermaßen den Text zu Karikaturen aus der englischen g^nti-^
bilden sollten. Dickens nahm an. Und es gelang, gelang über alle Erwarlung.
Die ersten Hefte des Pickwick-Klub waren ein Erfolg ohne Beispie!; nach zwei
Monaten warBoz ein nationaler Autor. Der Ruhm schob ihn weiter; aus Pickwick
wurde ein Roman. Es gelang wieder. Immer dichter spannen sich die kleinen
Netze, die geheimen Fesseln des nationalen Ruhmes. Van einem Werk drängte
ihn der Beifall zum anderen, drängte ihn immer mehr in die Windrichtung des
zeitgenössischen Geschmackes hinein. Und diese hunderttausend Netze, aus Beisall,
baren Erfolgen und stolzem Bewußtsein künstlerischen Wollens auf das Verwirrendfte
gewoben, hielten ihn nun fest an der englischen Erde, bis er kapitulirte, innerlich
gelobte, die ästhetischen und moralischen Gesetze seiner Heimath nie zu übertreten.
Er blieb in der Gewalt der englischen Tradition, des bürgerlichen Geschmackes,

nn moderner Gulliver unter den Liliputanern. Seine wundervolle Phantasie, die
wie ein Adler hätte hinschweben können über dieser engen Welt, verhakte sich in
den Fußfesseln der Erfolge. Eine tiefinnerliche Zufriedenheit belastet seinen künst-
lerischen Auftrieb. Dickens war zufrieden. Zufrieden mit der Welt, mit England,
mit seinen Zeitgenossen; und sie waren zufrieden mit ihm. Beide wollten einander
nicht anders, als sie waren. In ihm war nicht die zornige Liebe, die Züchtigen
wikl, aufrütteln, anstacheln und erheben, der Urwille des grotzen Künstlers, mit
Gott zu rechten, seine Welt zu verwerfen und sie neu, nach seinem eigenen Dünken,
zu erschaffen. Dickens war fromm, fürchug; er hatte für alles Bestehende eine
wohlwollende Bewunderung, ein ewig kindliches, spielfrohes Entzücken. Er war
zufrieden. Er wollte nicht viel. Er war einmal ein ganz armer, vom Schicksal
vergessener, von der Wclt verschüchterter Knabe gewesen, dem erbärmliche Berufe
die Jugend verzettelt hatten Damals hatte er die Sehnsucht nach bunter Farbe
gehabt; aber Alle hatten ihn zurückgestoßen in eine lange und hartnäckig getragene
Verschüchterung. Das brannte in ihm. Seine Kindheit war das eigentlich dichterisch-
tragische Trlebniß: hier war der Same seines schöpferischen Möllens eingesenkt in
das fruchtbare Erdreich von schweigsamem Schmerz; und seine tiefste seelische Absicht
war, als ihm dann die Macht und Möglichkeit der Wirkung ins Weite wurde,
diese Kindheit zu rächen. Er wollte mit seinen Romanen allen armen, verlassenen,
vergessenen Kindern helfen, die, wie er einst, Ungerechtigkeit erlitten durch schlechte
Lehrer, vernachlässigte Schulen, gleichgültige Eltern, durch die lässige, lieblose, selbst-
süchtige Art der meisten Menschen. Er wollte ihnen die paar farbigen Blüthen
Kinderfreude retten, die in seiner eigenen Brust verwelkt waren ohne den Thau
der Güte. Später hatte ihm das Leben dann Alles gewährt und er wußte es
nicht mehr anzuklagen: aber die Kindheit rief in ihm um Rache. Und die einzige
moralische Absicht, der innere Lebenswille seines Dichtens war, diesen Schwachen
Zu helfen: hier wollte er die zeitgenössische Lebensordnung verbessern.
Er verwarf sie nicht, er bäumte sich nicht auf gegen die Normen des Staates,
er droht nicht, reckt nicht die zornige Faust (legen das ganze Geschlecht, gegen die Ge-
setzgeber, die Bürger, gegen die Verlogenheit aller Konventionen, sondern deutet nur
hier und dort mit vorsichtigem Finger auf eine offene Wunde. Er wollte nicht um-
stürzen und neuschaffen, nur verbessern, wollte nur die Phänomene des sozialen
Unrechtes, dort, wo ihr Dorn Zu spitz und schmerzhaft ins Fleisch drang, ab«
schleifen und mildern, doch nie die Wurzel, die innerste Ursache, aufgraben und
zerstören. Als echter Engländer wagt er sich nicht an die Fundamente der Moral;
sie sind dem Konservativen sakrosankt wie das Fospel, das Evangelium. Nur
Aenderung, Verbesserung will er, nie radikalen Umsturz; immer Einzelheiten, nie
das Ganze. Und diese Zufriedenheit ist charakteristisch für Dickens. Er wollte
nicht viel vom Leben: und so seine Helden. Ein Held bei Balzac ist gie:ig und
herrsüchtig, ^r verbrennt vor ehrgeiziger Sehnsucht nach Macht. Nichts ist ihm
genug, unerjüttlich sind sie; Jeder ist ein Welteroberer, ein Umstürzler, ein Anarchist
und ein Tyrann zugleich. Sie haben ein napolconisches Temperament. Auch die
Helden Dostojewslijs sind feurig und elastisch, ihr Wille verwirft die Welt und
greift in herrlichster Ungcnügsamleit über das wirkliche Leben nach dem wahren
L^ben sie wollen nicht Bürger nnd Menschen sein, sondern in Jedem von ihnen
funkelt durch alle Domuth der gefährliche Stolz, ein Heiland zu werden. Ein Held

Balzacs will die Welt unterjochen, ein Held Dostojewskijs sie überwinden. Beide haben sie eine Anspannung über das Alltägliche hinaus, eine Pfeilrichtung gegen das Unendliche. Die Menschen bei Dickens sind bescheiden. Mein Gott: was wollen sie? Hundert Pfund im Jahr, eine nette Frau, ein Dutzend Kinder, einen freundlich geeckten Tisch für die guten Freunde, ihr Cottagehaus bei London mit einem Blick auf Grün von dem Fenster, einem kleinen (Kärtchen und einer Handvoll Glück. Ihr Ideal ist ein spießerisches, ein kleinbürgerliches: damit wuß man sich bei Dicksrs zurechtfinden. Alle seine Menschen wollen innerlich keinen Wandel der Weltordnung,, wollen weder Reichthum noch Armuth, sondern dieses behagliche Mittelmatz, das als Lebensmaxime so weise für den Krämer und Kärrner, so gefährlich für den Künstler ist. Die Ideale Dickens' haben abgefärbt von ihrer armen Umwelt. Hinter dem Werk steht als der Schöpfer, der Bündiger des Chaos, nicht ein zorniger Gott, gigantisch und übermenschlich, sondern ein zufriedener Betrachter, ein loyaler Bürger. Das Bürgerliche ist die Almojphäre aller Romane von Dickens. Seine große und unvergeßliche That war darum eigentlich nur: die Romantik der Bourgeoisie zu entdecken, die Poesie des Prosaischen. Er hat als Erster den Alltag der unpoetischsten aller Nationen ins Dichterische umgebogen. Er hat Sonne durch dieses stumpfe Grau leuchten lassen, und wer in England einmal gesehen hat, wie strahlend der Goldglanz ist, den dort die erstarkende Sonne aus dem trüben Knäuel des Lebels spinnt. Der weiß, wie sehr ein Dichter seine Nation beseligen mußte, der ihr künstlerisch diese Sekunde der Erlösung aus dem bleiernen Hindämmern gegeben hat. Dickens ist dieser goldene Reif um den englischen Alltag, der Heiligenschein der schlichten Dinge und simplen Menschen, die Idylle Englands. Er hat seine Helden, seine Schicksale in den engen Straßen der Vorstädte gesucht, an denen die anderen Dichter achtlos vorbeigingen. Die suchten ihre Helden unter den Kroleuchiern der aristokratischen Salons, auf den Wegen in den Zauberwald der fiUi-^ talsZ, sie forschten nach dem Entlegenen, Ungewöhnlichen und Außerordentlichen. Ihnen war der Bürger die Substanz gewordene irdische Schwerkraft und sie wollten nur feurige, kostbare, in Ekstasen aufstrebende Seelen, den lyrischen, den heroischen Menschen. Dickens schämte sich nicht, den ganz einfachen Tagwerker zum Helden zu machen. Er war ein self-iriääs-lnari; er kam von unten und bewahrte diesem Milieu eine rührende Pietät. Er hatte einen ganz merkwürdigen Enthusiasmus für das Banale, eine Begeisterung für ganz werlhlose altvaterische Dinge, für den Kleinkram des Lebens. Seine Bücher sind selbst so ein (Miosis 8N0p voll mit Gerümpel, das Jeder für werthlos gehalten hätte, ein Durcheinander von Seltsamkeiten und schnurrigen Nichtigkeiten, die Jahrzehnte lang vergeblich auf den Liebhaber gewartet hatten. Aber er nahm diese alten werthlosen, verstaubten Dinge, putzte sie blank, fügte sie zusammen und stellte sie in die Sonne seiner Heiterkeit. Und da fingen sie plötzlich zu funkeln an; mit einem unerhörten Glanz. So nahm er die vielen verachteten Gefühle aus der Brust einfacher Menschen, horchte sie ab, fügte ihr Räderwerk zusammen, bis sie wieder lebendig tickten. Plötz« lich singen sie an, wie kleine Spieluhren zu surren, zu schnurren und dann zu singen, eine leise altväterische Melodie, die lieblicher war als die schwermüthigen Balladen der Ritter aus Legendenland und die Kanzonen der Ladr^ vom See. Die ganze bürgerliche Welt hat Dickens so aus dem Aschenhausen der Vergessenheit aufgestöbert und wieder blank zusammengefügt: in seinem Werk erst wurde sie wieder

eine lebendige Welt. Ihre Thorheiten und Beschränktheiten hat er durch Nachsicht begreiflich, ihre Schönheiten durch Liebe sinnfällig gemacht, ihren Aberglauben verwandelt in eine neue und sehr dichterische Mythologie. Das Zirpen des Heimchens am Herd ist Musik geworden in seiner Novelle, die Silvesterglocken sprechen mit menschlichen Zungen, der Zauber der Weihnacht versöhnt Dichiung dem religiösen Gefühl. Aus den kleinen Festen hat er einen tieferen Sinn geholt; er hat allen diesen schlichten Leuten die Poesie ihres täglichen Lebens entdecken geholfen, ihnen noch lieber gemacht, was ihnen schon das Liebste war: ihr „Koins", das enge Zimmer, wo der Kamin mit rothen Flammen prasselt und das dürre Holz zerknackt, wo der Thee am Tisch surrt und singt, wo die wunschlosen Existenzen sich absperren von den gierigen Stürmen, den wilden Verwegenheiten der Welt. Die Poesie des Alltäglichen wollte er Alle lehren, die in den Alltag g?bannt waren. Tausenden und Millionen hat er gezeigt, wo das Ewige in ihr armes Leben hinabreichte, wo der Funke der stillen Freude verschüttet unter der Asche des Alltags lag, und hat sie gelehrt, ihn aufflammen zu lassen zu heiter behaglicher Gluth. Helfen wollte er den Armen und den Kindern. Was über diesen Mittelstand des Lebens, materiell oder geistig, hinausging, war ihm antipath;sch; er liebte nur das Gewöhnliche, das Durchschnittliche von ganzem Herzen. Den Reichen und den Aristokraten, den Begünstigten des Lebens war er gram. Die sind fast immer Schurken und Knauser in seinen Büchern, selten Portraits, fast immer Karikaturen. Er mochte sie nicht. Nur von den kleinen Leuten hatte er Gutes erfahren: nur ihnen wollte er darum die Gabe erwidern. Seine Dichturg ist eminent demo« kratisch (nicht sozialistisch; dazu fehlt ihm der Sinn für das Radikale); Liebe und Mitleid allein geben ihr pathetisches Feuer. In der bürgerlichen Welt, in der mittleren Sphäre zwischen Armenhaus und Rente, ist er am Liebsten geblieben; nur bei diesen schlichten Menschen hat er sich wohlgefühlt. Er malt ihre Stuben mit Behaglichkeit und Breite aus, als wolle er selbst darin wotnen, webt ihnen bunte und immer mit sonnigem Feuer überflogene Schicksale, träumt ihre bescheidenen Träume, er ist ihr Anwalt, ihr Prediger, ihr Liebling, die helle, ewig warme Sonne ihrer schlichten, grautönigen Welt.

Aber wie reich ist sie durch ihn geworden, diese bescheidene Wirklichkeit der kleinen Existenzen! Das garzs bürgerliche Beisammmensein mit seinem Hausrath, dem Kunterbunter der Berufe, dem unübersehbaren Gcmi ch der Gefühle ist noch einmal Kosmos geworden, ein All mit Sternen und Göttern, in seinen Büchern. Aus dem flachen, stagnirenden, kaum wellenden Dasein der kleinen Existenzen hat hier ein scharfer Blick Schätze erspäht und sie mit dem feinmaschigsten Netz anS Licht gehoben. Aus dem Gewühl hat er den Menschen gefangen; wie viel- Menschen! Hunderte von Gestalten; genug, eine kleine Stadt zu bevölkern. Unvergeßliche sind unter ihnen. Gestalten, die ewig sind in der Literatur und schon mit ihrer Existenz hinausreichen in den wirklichen Sprachbegriff des Volkes: Pickwick und- Sam Weller, Pechsniff urd Bccksey Trotwood, sie Alle, deren Namen in uns lächelnde Erinnerung zauberisch entfachen. Wie reich sind diese Romane! Tie Episoden des David Copperficl) genügten für sich allein, das dichterische Lebenswerk eines Anderen ^ mit Thatsäcklichkeiten zu versorgen; Tickens' Bücher sind eben wirkliche Romane im Sinn der Fülle und unablässigen Bewegtheit, nicht, wie unsere deutschen, fast alle nur ins Breite gezerrte psychologische Novellen. Es giebt keine toten Punkte

in ihnen, keine leeren, sandigen Strecken, sie haben Ebbe und Fluth von Geschehnissen; und wirklich: wie ein Meer sind sie unergründlich und unübersehbar. Kaum kann man das heitere und wild: Durcheinander der wimmelnden Menschen überschauen; sie drängen herauf an die Bühne des Herzens, stoßen Einer wieder den Anderen hinab, Wirbeln vorbei. Wie Wogenkämme tauchen sie auf aus der Fluth der Riesenstädte, stürzen wieder in den Gischt de? Ereignisse; aber sie tauchen neu auf, steigen und fallen, umschlingen einander oder stoßen sich ab: aber diese Bewegungen sind keine zufälligen; hinter der ergötzlichen Wirrniß waltet eine Ordnung, die Fäden flechten sich immer wieder zusammen in einen farbigen Teppich. Keine der Gestalten, die nur spazirgängerisch vorbeizuftreifen scheinen, geht verloren; alle ergänzen, befördern, befeinden einander, häufen Licht oder Schatten. Krause, heitere, ernste Verwickelungen treiben in katzenhaftem Spiel den Knäuel der Handlung hin und her, alle Möglichkeiten des Gefühles klingen in rascher Skala auf und nieder. Alles ist gemengt, Jubel, Schauer und Uebermuth, bald funkelt die Thiäne der Rührung, bald die der losen Heiterkeit. Gewölk zieht auf, zerreißt, thürmt sich aufs Neue, aber am Schluß strahlt die vom Gewitter reine Luft in wundervoller Sonne. Manche dieser Romane sind eine Ilms von tausend Einzelkämpfen, die Jlias einer entgötterten irdischen Welt, manche nur eine friedfertige bescheidene Idylle; aber alle Romane, die vortrefflichen wie die unlesbaren, haben dies Merkmal einer verschwenderischen Vielfalt. Und alle haben sie, selbst die wildesten und Melancholischsten, in den Fels der tragischen Landschaft kleine Lieblichkeiten wie Blumen eingesprengt. Ucberall blühen diese unvergeßlichen Anmmhigkeiten: wie kleine Veilchen, bescheiden und versteckt, warten sie im weitgespannten Wiesenplan feiner Bücher überall sprudelt die klare Quelle sorgloser Heiterkeit klingend von dem dunklen Gestein der schroffen Geschehnisse nieder. Es giebt Kapitel bei Dickens, die man nur Landschaften in ihrer Wirkung vergleichen kann, so rein sind sie, so göttlich unberührt von irdischen Trieben, so sonnig blühend in ihrer heiteren, milden Menschlichkeit. Um ihretwillen schon müßte man Dickens lieben: denn so verschwenderisch sind diese kleinen Künste verstreut in seinem Werk, daß ihre Fülle zur Größe wird. Wer könnte allein seine Menschen aufzählen, alle diese krausen, jovialen, gutmüthigen, leicht lächerlichen und immer so amüsanten Menschen? Sie sind aufgefangen mit all ihren Schrullen und individuellen Eigentümlichkeiten, eingekapselt in die seltsamsten Berufe, verwickelt in die ergötzlichsten Abenteuer. Und so viele sie auch sind: keiner ist dem anderen ähnlich; sie sind minutiös, bis ins kleinste Detail, persönlich herausgearbeitet nichts ist Guß und Schema an ihnen, Alles Sinnlichkeit und Lebendigkeit, sie alle sind nicht ersonnen, sondern gesehen. Gesehen von dem ganz unvergleichlichen Blick dieses Dichters.

Dieier Blick ist von einer Präzision sondergleichen, ein wunderbares, unbeirrbares Instrument. Dickens war ein visuelles Genie. Man mag jedes Bildniß von ihm, das der Jugend und das (bessere) der Mannesjahre, betrachten: es ist beherrscht von diesem merkwürdigen Auge. Es ist nicht das Auge des Dichters, in schönem Wahnsinn rollend oder elegisch umdämmert, nicht weich und nachgiebig oder feurig.visionär. Es ist ein englisches Auge, kalt, grau, unbiegsam wie Stahl. Und stählern war es auch wie ein Tresor, in dem Alles unverbrennbar, unver-

lierbar, gewissermaßen luftdicht abgeschlossen ruhte, was ihm irgendein«!«!, gestern oder vor vielen Jahren, von der Außenwelt eingezahlt worden war, das Erhabenste wie das Gleichartigste, irgendein farbiges Schild über einem Kramladen in London, das der Fünfjährige vor undenklicher Zeit gesehen, oder ein Baum mit seinen aufspringenden Blüthen gerade drüben vor dem Fenster. Nichts ging diesem Auge verloren, es war stärker als die Zeit; sparsam reihte es Eindruck an Eindruck im Speicher des Gedächtnisses, bis der Dichter ihn zurückforderte. Nichts rann in Vergessenheit, wurde blaß oder fahl. Alles lag und wartete, blieb voll Duft und Saft, farbig und klar, nichts starb ab oder welkte. Unvergleichlich ist bei Dickens das Gedächtniß des Auges. Mit seiner stählernen Schneide zertheilt er den Nebel der Kindheit: in „David Copperfield", dieser verkappten Autobiographie, sind Erinnerungen des zweijährigen Kindes an die Mutter und das Dienstmädchen mit Messerschärfe wie Silhouetten vom Hintergrund des Unbewußten losgeschnitien. Es giebt keine vagen Konturen bei Dickens; er giebt nicht vieldeutige Möglichkeiten der Vision, sondern zwingt zur Deutlichkeit. Seine darstellende Kraft läßt der Phantasie des Lebens keinen freien Willen, er vergewaltigt sie (weshalb er auch der ideale Dichter einer phantasielosen Nation wurde). Stellt zwanzig Zeichner vor seine Bücher und verlangt die Bilder Copperfields und Pickwicks: die Blätter werden einander ähnlich sehen, werden in unerklärlicher Ähnlichkeit den feisten Herrn mit der weißen Weste und den freundlichen Augen hinter den Brillengläsern oder den hübschen blonden, ängstlichen Knaben auf der Postkutsche nach Darmouth darstellen. DickenS schildert so scharf, daß man seinem hynotisirenden Blick folgen muß; er hatte nicht den magischen Blick Balzacs, der die Menschen der feurigen Wolke ihrer Leidenschaften sich erst chaotisch formend entringen läßt, sondern einen ganz irdischen Blick, einen Seemanns-, einen Jägerblick, einen Falkenblick für die kleinen Menschlichkeiten. Aber Kleinigkeiten, sagte er einmal, sind es, die den Sinn des Lebens ausmachen. Sein Blick hascht nach kleinen Merkzeichen, er sieht den Fleck auf dem Kleid, die kleinen hilflosen Gesten der Verlegenheit, er faßt die Strähne rothen Haares, die unter einer dunklen Perücke hervorlugt, wenn ihr Eigner in Zorn geräth. Er spürt die Nuancen, tastet die Bewegung jedes einzelnen Fingers bei einem Händedruck ab, die Abschattung in einem Lächeln. Er war Jahre vor seiner literarischen Zeit Stenograph im Parlament gewesen und hatte sich dort geübt, das Ausführliche ins Summarische zu drängen, mit einem Strich ein Wort, mit kurzem Schnörkel einen Satz darzustellen. Und so hat er später dichterisch eine Art Kurzschrift des Wirklichen geübt, das kleine Zeichen hingestellt statt der Beschreibung, eine Essenz der Beobachtung aus den bunten Tatsächlichkeiten destillirt. Für diese kleine Äußerlichkeiten hatte er eine unheimliche Scharfsichtigkeit; sein Blick übersah nichts, faßte, wie ein guter Verschluß am photographischen Apparat, das Hundertstel einer Sekunde in einer Bewegung, einer Geste. Nichts entging ihm. Und diese Scharfsichtigkeit wurde noch gesteigert durch eine ganz merkwürdige Brechung des Blickes, die den Gegenstand nicht wie ein Spiegel in seiner natürlichen Proportion wiedergab, sondern wie ein Hohlspiegel ins Charakteristische übertrieb. Dickens unterstreicht immer die Merkzeichen seiner Menschen, er biegt sie aus dem Objektiven hinüber ins Gesteigerte, ins Karikaturistische. Er macht sie intensiver, erhebt sie zum Symbol. Der wohlbeleibte Pickwick wird auch seelisch zur Rundlichkeit, der dünne Jingle zur Dürre, der Böse zum Satanas, der Gute

die leibhaftige Vollendung. Dickens übertreibt wie jeder große Künstler, aber nicht ins Grandiose, sondern ins Humoristische. Die ganze, so unsäglich ergötzliche Wirkung seiner Darstellung entwuchs nicht so sehr seiner Laune, nicht seinem Uebermuth, sondern sie saß schon in dieser merkwürdigen Winkelstellung des Auges, daS mit seiner Ueberschärfe alle Erscheinungen irgendwie ins Wunderliche und Karikaturistische übertrieben auf das Leben zurückspiegelte.
Tatsächlich: in dieser eigenartigen Optik (und nicht in seiner ein Wenig zu bürgerlichen Seele) steckt Dickens' Genie. Dickens war eigentlich nie Psychologe, nie Einer, der magisch die Seele des Menschen erfaßt, aus ihrem hellen oder dunklen Samen in geheimnißvollem Wachsthum sich die Dinge in ihren Farben und Formen entfalten ließ. Seine Psychologie beginnt beim Sichtbaren; er charakteristrt durch Aeußerlichkeiten, allerdings durch jene letzten und feinsten, die eben nur einem dichterisch scharfen Auge sichtbar sind. Wie die englischen Philosophen, beginnt er nicht mit Voraussetzungen, sondern mit Merkmalen. Die unscheinbarsten, ganz materiellen Aeutzerungen des Seelischen fängt er ein und macht an ihnen durch seine merkwürdig karikaturistische Optik den ganzen Charakter augenfällig. AuS Merkmalen läßt er die Spezies erkennen. Dem Schullehrer Creakle giebt er eine leise Stimme, die mühsam das Wort gewinnt. Und schon ahnt man das Grauen der Kinder vor diesem Menschen, dem die Anstrengung des Sprechens die Zornader über die Stirn schwellen läßt. Sein Uriah Heep hat immer kalte, feuchte Hände: schon athmet die Gestalt Mißbehagen, schlangenhafte Widrigkeiten. Kleinigkeiten sinds, Aeußerlichkeiten; aber immer solche, die auf das Seelische wirken. Manchmal ist es eigentlich nur eine lebendige Schrulle, die er darstellt; eine Schrulle, die mit einem Menschen umwickelt ist und ihn wie eine Puppe mechanisch bewegt. Manchmal wieder charakteristrt er den Menschen durch seine Begleiter (was wäre Pickwick ohne Sam Weller, Dora ohne Jip, Barnaby ohne den Raben, Kit ohne das Pony?) und zeichnet die Eigentümlichkeit der Figur gar nicht an dem Modell selbst, sondern am grotesken Schatten. Seine Charaktere sind eigentlich immer nur eine Summe von Merkmalen, aber von so scharfgeschnittenen, daß sie restlos in einander passen und ein Bild vortrefflich in Mosaik zusammensetzen. Und darum wirken sie eigentlich immer nur äußerlich, sinnfällig, sie erzeugen eine intensive Erinnerung des Auges, eine nur vage des Gefühles. Rufen wir in unS eine Figur Balzacs oder Doftojewskijs beim Namen auf, den Pöre Goriot oder Raskolnikow, so antwortet ein Gefühl, die Erinnerung an eine Hingebung, eine Verzweiflung, ein Chaos der Leidenschaft. Sagen wir uns Pickwick, so taucht ein Bild auf, ein jovialer Herr mit reichlichem Embonpoint und goldenen Knöpfen auf der Weste. Hier spüren wir es: an die Figuren Dickens' denkt man wie an gemalte Bilder, an die Doftojewskijs und Balzacs wie an Musik. Denn Diese schaffen intuitiv, Dickens nur reproduktiv. Jene mit dem geistigen, Dickens mit dem körperlichen Auge. Er faßt die Seele nicht dort, wo sie geisterhaft, nur von den siebenfach glühenden Licht der visionären Beschwörung bezwungen, aus der Nacht des Unbewußten steigt, er lauert dem unkörperlichen Fluidum auf, dort, wo es einen Niederschlag im Wirklichen hat, er hascht die tausend Wirkungen des Seelischen auf das Körperliche; aber dort übersieht er keine. Seine Phantasie ist eigentlich nur Blick und reicht darum nur aus für die Gefühle und Gestalten der mittleren Sphäre, die im Irdischen wohnen; seine Menschen sind nur plastisch in den ge-

mäßigten Temperaturen der normalen Gefühle; in den Hitzegraden der Leiden-
schaft zerschmelzen sie wie Wachsbilder in Sentimentalität oder sie erstarren im
Haß und werden brüchig. Dickens gelingen nur geradlinige Naturen, nicht jene
ungleich interessanteren, in denen die hundertfachen Uebergänge vom Guten zum
Bösen, vom Gott zum Thier fließend sind. Seine Menschen sind immer eindeutig,
entweder vortrefflich als Helden oder niederträchtig als Schurken, sie sind präde-
stinirte Naturen, mit einem Heiligenschein oder dem Brandmal über der Stirn.
Zwischen Zooä und ^ieksci, zwischen dem Gefühlvollen und dem Gefühllosen pen-
delt seine Welt. Darüber hinaus, in die Welt der geheimnißvollen Zusammen-
hänge, der mystischen Verkettungen, weiß seine Methode keinen Pfad. Das Gran-
diose läßt sich nicht greifen, das Heroische nicht erlernen. Es ist der Rühm und
die Tragik dieses Dichters, immer in einer Mitte geblieben zu sein zwischen Genie und
Tradition, dem Unerhörten und dem Banalen: in den geregelten Bahnen der irdischen
Welt, im Lieblichen und im Ergreifenden, im Behaglichen und Bürgerlichen.
Aber dieser Ruhm genügte ihm nicht: der Idylliker sehnte sich nach Tragik.
Immer wieder hat er zur Tragoedie emporgestrebt: und immer kam er nur zum
Melodram. Hier war seine Grenze. Diese Versuche sind unerfreulich: mögen in
England die „Geschichte der beiden Städte", MsaK Louss" für hohe Schöpf-
ungen gelten: für unser Gefühl sind sie verloren, weil ihre große Geste eine er-
zwungene ist. Die Anstrengung zum Tragischen ist in ihnen wirklich bewunderns-
werth: in diesen Romanen thürmt Dickens Konspirationen, wölbt große Kata-
strophen wie Felsblöcke über den Häuptern seiner Helden, er beschwört den Schauer
der Regennächte, den Bolksaufstand und die Revolutionen, entfesselt den ganzen
Apparat des Grauens und^ Entsetzens. Aber der erhabene Schauer stellt sich nie
ein, es wird nur ein Gruseln, der rein körperliche Reflex des Entsetzens und nicht
der Schauer der Seele. Die tiefen Erschütterungen, die gewitterhaften Wirkungen,
die vor Angst das Herz sehnsüchtig stöhnen lassen nach der Entladung im Blitz,
brechen nie mehr aus seinen Büchern. Dickens thürmt Gefahr über Gefahren, aber
man fürchtet sie nicht Bei Dostojewskij starren manchmal plötzlich Abgründe, man
jappt nach Luft, wie man dieses Dunkel, diesen namenlosen Abgrund in der eigenen
Brust aufgerissen fühlt; man fühlt den Boden unter den Füßen schwinden, spürt
einen jähen Schwindel, einen feurigen, aber süßen Schwindel, möchte gern nieder,
niederstürzen: und schauert doch zugleich vor diesem Gefühl, wo Lust und Schmerz
zu so ungeheuren Hitzegraden weißgeglüht sind, daß man sie von einander nicht
scheiden kann. Auch bei Dickens sind solche Abgründe. Er reißt sie auf, füllt sie
mit Schwärze, zeigt ihre ganze Gefahr; aber man schauert nicht, man hat nicht
den süßm Schwindel des geistigen Niederstürzens, der vielleicht der höchste Reiz
künstlerischen Genießens ist. Man fühlt sich bei ihm immer irgendwie sicher, als
hielte man ein Geländer; denn man weiß: er läßt Einen nicht niederstürzen; man
weiß: der Held wird nicht untergehen; die beiden Engel, die mit weißen Flügeln
durch die Welt dieses englischen Dichters schweben, Mitleid oder Gerechtigkeit, wer-
den ihn schon unbeschädigt über alle Schründe und Abgründe tragen. DickenS
fehlt die Brutalität, der Muth zur wirklichen Tragik. Er ist nicht heroisch, sondern
sentimental. Tragik ist Wille zum Trotz, Sentimentalität Sehnsucht nach der Thräne.
Zu der thränenlosen, wortlosen, letzten Gewalt des verzweifelten Schmerzes ist
Dickens nie gelangt: sanfte Rührung (etwa der Tod Doras im Copperfield), ist

das äußerste ernste Gefühl, das er vollendet darzustellen vermag. Holt er zum wirklich wuchtigen Schwung aus, so fällt ihm immer das Mitleid in den Arm. Immer glättet das (oft ranzige) Oel des Mitleids den heraufbeschworenen Sturm der Elemente; die sentimentale Tradition des englischen Romans überwindet den Willen zum Gewaltigen. Denn in England soll das Geschehen eines Romans eigentlich nur die Illustration der landläufigen moralischen Maximen sein; durch die Melodie des Schicksals werkelts immer als Unterton: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit!" Das Finale muß eine Apokalypse sein, ein Weltgericht; die Guten steigen nach oben, die Bösen werden bestraft. Auch Dickens hat leider diese Gerechtigkeit in seine Romane übernommen; seine Schurken ertrinken, ermorden einander, die Hochmüthigen und Reichen machen Bankerot und die Helden sitzen warm in der Wolle. Diese echt englische Hypertrophie des moralischen Sinnes hat alle Ansätze zur tragischen Kunst unterbunden. Denn die Weltanschauung dieser Werke, der eingebaute Kreisel, der ihre Stabilität aufrechterhält, ist nicht die Gerechtigkeit des freien Künstlers mehr, sondern die eines anglikanischen Bürgers. Dickens censirt die Gefühle, statt sie frei wirken zu lassen: er gestattet nicht, wie Balzac, ihr elementares UeSerschäumen, sondern lenkt sie durch Dämme unb Gruben in Kanäle, wo sie die Mühlen der bürgerlichen Moral drehen. Der Prediger, der Reverend, der cOmmOQ-ssQss-Philosoph, der Schulmeister: Alle sitzen sie unsichtbar mit ihm in der Werkstatt des Künstlers und mengen sich ein; sie verleiten ihn, den ernsten Roman, statt eines demüthigen Nachbildes der freien Wirklichkeiten, ein Vorbild und eine Warnung für junge Leute sein zu lassen. Freilich, belohnt ward die gute Gesinnung: als Dickens starb, wußte der Bischof von Winchester an seinem Werk zu rühmen, man könne es beruhigt jedem Kind in die Hände geben; aber gerade Dies, daß es das Leben nicht in seinen Wirklichkeiten zeigt, sondern so, wie man es Kindern darstellen will, schmälert seine überzeugende Kraft. Für uns strotzt und protzt es zu sehr mit Sittlichkeit. Um Held bei Dickens zu werden, muß man ein Tugendausbund sein, ein puritanisches Ideal. Bei Fielding und Smollet, die ja doch auch Engländer waren, allerdings Kinder eines sinnenfreudigeren Jahrhunderts, schadet es dem Helden absolut nicht, wenn er einmal bei einem Raufhandel seinem Gegenüber die Nase eintreibt oder wenn er trotz aller hitzigen Liebe zu seiner adeligen Dame einmal mit ihrer Zofe im Bett schläft. Bei Dickens erlauben sich nicht einmal die Wüstlinge solche Abscheulichkeiten. Selbst seine ausschweifenden Menschen sind entsetzlich harmlos, ihre Vergnügungen noch immer so, daß sie eine ältliche spiustsi- ohne Erröthen verfolgen kann. Da ist Dick Swiveller, der Libertin. Wo steckt denn eigentlich seine Libertinage? Mein Gott: er trinkt vier Glas Ale statt zweier, zahlt seine Rechnungen unregelmäßig, bummelt ein Wenig. Das ist Alles. Und zum Schluß macht er im rechten Augenblick eine Erbschaft (eine bescheidene natürlich) und heirathet höchst anständig das Mädchen, das ihm auf die Bahn der Tugend half. Wahrhaft unmoralisch sind bei Dickens nicht einmal die Schurken; selbst sie haben, trotz allen bösen Instinkten, blasses Blut. Diese englische Lüge der Unsinnlichkeit sitzt als Brand in seinem Werk; die schieläugige Hypokrisie, die übersieht, was sie nicht sehen will, wendet Dickens den spürenden Blick von den Wirklichkeiten. Wie ein Vampyr saugt diese Verlogenheit der englischen Moral seinen Büchern das Blut aus den so strotzenden Adern, zerstört als Knochenfraß ihren stolz aufrechten Gang. Das England der Königin Viktoria

hat Dickens verhindert, den großen tragischen Roman zu schreiben, der seine in-
nerste Sehnsucht war. Und es hätte ihn ganz niedergezogen in seine eigene satte
Mediokrität, hätte ihn ganz mit den klemmenden Armen der Beliebtheit zum An-
walt ihrer sexuellen Verlogenheit gemacht, wäre dem Künstler nicht eine Welt frei
gewesen, in die seine schöpferische Sehnsucht hätte flüchten können, hätte er nicht
jene silberne Schwinge best ssen, die ihn ftolz über die dumpfen Bezirke dieser Zweck-
mäßigkeiten hob: seinen seligen und fast unirdischen Humor.
Diese eine selige, halkyonisch freie Welt, in die der Nebel Englands nicht
niederhängt, ist das Land der Kindheit. Die englische Lüge verschneidet die Sinn-
lichkeit in den Menschen und zwingt den Erwachsenen in ihre Gewalt- die Kinder
aber leben noch paradiesisch unbekümmert ihr Fühlen aus, sie sind ja noch nicht
Engländer sondern nur kleine, helle Merschenblüthen, in ihre bunte Welt schattet
noch nicht der englische Nebelrauch der Hypokrisie. Und hier, wo Tickens frei,
unbehindert von seinem englischen Bourgeoisgewissen, schalten durfte, hat er Unsterb-
liches geleistet. Die Jahre der Kindheit in seinen Romanen sind einzig schön; nie
werden, glaube ich, in der Weltliteratur diese Gestalten vergehen, diese heiteren
und ernsten Episoden der Frühzeit. Wer wird je die Odyssee der kleinen Nell ver-
gessen können, wie sie mit ihrem greisen Großvater aus dem Rauch und Düster
der großen Städte hinauszieht ins erwachende Grün der Felder, harmlos und
sanft, dies engelhafte Lächeln selig über alle Fährlichkeiten und Gefahren hinrettend
bis ins Verscheiden? Das ist rührend in einem Sinn, der über alle Sentimentalität
hinausreicht zum echtesten, lebendigsten Mmschengefühl. Da ist Traddles, der
fette Junge, in seinen geblähten Pumphosen, der den Schmerz über die erhaltenen
Prügel im Zeichnen von Skeletten vergißt, Kit, der Treuste der Treuen, der kleine
Nickelby und dann dieser Eine, der immer wiederkehrt, dieser hübsche, „sehr kleine
und nicht eben zu freundlich behandelte Junge", der Charles Dickens selbst ist.
Dieser Dichter hat seine eigene Kinderlust, sein eigenes Kinderleid wie kein zweiter
unsterblich gemacht. Immer und immer wieder hat er von diesem gedemülhigten,
verlassenen, verschreckten, träumerischen Knnben erzählt, den die Eltern verwaisen
ließen; und hier ist sein Pathos wirklich thrünennah geworden, seine sonore Stimme
voll und tönend wie Glockenklang. Unvergeßlich ist dieser Kinderreigen in Dickens'
Romanen. Hier durchdringt sich Lachen und Weinen, Erhabenes und Lächerliches
zu einem einzigen Regenbogenglanz, das Sentimentale und das Sublime, das
Tragische und das Komische, Wahrheit und Dichtung versöhnen sich in ein Neues
und noch nie Gewesenes. Hier überwindet er das Englische, das Irdische; hier
ist DickenS ohne Einschränkung groß und unvergleichlich. Wollte man ihm ein
Denkmal setzen, so müßte marmorn dieser Kinderreigen seine eherne Gestalt um-
ringen als den Beschützer, den Vater und Bruder. Denn sie hat er wahrhaft als
die reinste Form menschlichen Wesens geliebt. Wollte er Menschen sympathisch
machen, so ließ er sie kindlich fein. Um der Kinder willen hat er Die sogar ge-
liebt, die schon nicht mehr kindlich, sondern kindisch waren, die Schwachsinnigen
und geistig Gestörten. In allen seinen Romanen ist einer dieser sanften Irren,
deren arme verlorene Sinne weit oben wie weiße Vögel wandern über der Welt
5er Sorgen und Klagen, denen das Leben nicht ein Problem, eine Mühe und

Aufgabe ist, sondern nur ein seliges, ganz unverständliches, aber schönes Spiel.
Es ist rührend, zu sehen, wie er diese Menschen schildert. Er faßt sie sorgsam an wie Kranke, legte viel Güte um ihr Haupt wie einen Heiligenschein. Selige sind sie ihm, weil sie ewig im Paradies der Kindheit geblieben sind. Denn die Kindheit ist das Paradies in Dickens' Werken. Wenn ich einen Roman von Dickens lese, habe ich immer eine wehmüthige Angst, sobald die Kinder heranwachsen; denn ich weiß: nun geht das Süßeste, das Unwiederbringliche verloren, nun mischt sich bald das Poetische mit dem Konventionellen, die reine Wahrheit mit der englischen Lüge. Und er selbst scheint dieses Gefühl im Innersten zu theilen. Denn nur ungern giebt er seine Lieblinghelden an das Leben. Er begleitet sie bis ins Alter hinein, wo sie banal werden, Krämer und Kärrner des Lebens, er nimmt Abschied von ihnen, wenn er sie emporgefuhrt hat bis an die Kirchenthür der Ehe, durch alle Fährnisse in den spiegelglatten Hafen der bequemen Existenz. Und das eine Kind, das ihm das liebste war in der bunten Reihe, die kleine Nell, in der er die Erinnerung an eine ihm sehr theure Frühverstorbene verewigt hatte, sie ließ er gar nicht in die rauhe Welt der Enttäuschungen, die Welt der Lüge. Sie ließ er für immer im Paradies der Kindheit, schloß ihr vorzeitig die blauen sanften Augen, ließ sie ahnunglos übergleiten von der Helle der Kindheit in die Dunkelheit des Todes. Sie war ihm zu lieb für die wirkliche Welt.
Denn diese Welt ist bei Dickens, ich sagte es ja schon, eine bürgerlich bescheidene, ein müdes, sattes England, ein enger Ausschnitt der ungeheuren Möglichkeiten deS Lebens. Eine solche arme Welt konnte nur reich werden durch ein großes Gesühl. Balzac hat den Bourgeois gewaltig gemacht durch seinen Haß, Dostojewskij durch seine Heilandliebe. Und auch Dickens, der Künstler, erlöst diese Menschen von ihrer lastenden Erdschwere: durch seinen Humor. Er betrachtet seine kleinbürgerliche Welt nicht mit objektiver Wichtigkeit, er stimmt nicht jenen Hymnus der braven Leute, der alleinseligmachenden Tüchtigkeit und Nüchternheit an, der jetzt die meisten unserer deutschen Heimathkunstromane so widerlich macht. Sondern er zwinkert seinen Leuten gutmüthig und doch lustig zu, er macht sie, wie Gottfried Keller und Wilhelm Raabs, ein ganz klein Wenig lächerlich in ihren liliputanischen Sorgen. Aber lächerlich in einem freundlichen, gutmüthigen Sinn, so daß man sie für alle Schnurren und Skurrilitäten nur noch lieber hat. Wie ein Sonnenblick liegt der Humor über seinen Büchern, macht ihre bescheidene Landschaft plötzlich heiter und unendlich lieblich, voll von tausend entzückenden Wundern; an diesev guten, wärmenden Flamme wird Alles lebendiger und wahrscheinlicher, selbst die falschen Thränen flimmern wie Diamanten, die kleinen Leidenschaften flammen wie wirklicher Brand. Der Humor hebt sein Werk über die Zeit hinaus in alle Zeiten. Er erlöst es von der Langeweile alles Englischen. Dickens überwindet die Lüge durch sein Lächeln. Wie Ariel schwebt dieser Humor geisternd durch die Luft seiner Bücher, füllt sie an mit heimlicher Musik, reißt sie in einen TanZwirbel, eine große Freudigkeit deS Lebens. Allgegenwärtig ist er. Selbst aus dem Schacht der finstersten Verwirrungen funkelt er auf wie ein Bergmannslicht; er löst die überstraffen Spannungen, er mildert das allzu Sentimentale durch den Untertou der Ironie, das Uebertriebene durch seinen Schatten, das Groteske, er ist das Versöhnende, das Ausgleichende, das Unvergängliche in seinem Werk. Er ist (wie Alles bei DickenS) natürlich englisch, ein echt englischer Humor. Auch ihm fehlt

es an Sinnlichkeit, er vergißt sich nicht, betrinkt sich nicht an seiner eigenen Laune
und wird ausschweifend. Er bleibt in seinem Ueberschwang noch gemessen, gröhlt
nicht und rülpst auch nicht wie Rabelais, überpurzelt sich nicht wie bei Cervantes
vor tollem Entzücken oder springt kopfüber ins Unmögliche wie der amerikanische.
Er bleibt immer aufrecht und kühl. Dickens lächelt, wie alle Engländer, nur mit
dem Mund, nicht mit dem ganzen Körper. Seine Heiterkeit verbrennt sich nicht
selbst, sie funkelt nur und zersplittert ihr Licht in die Adern der Menschen hinein,
flackert mit tausend kleinen Flammen, geistert und irrlichtert neckisch ein entzückender
Schelm, mitten in dm Wirklichkeiten. Auch sein Humor ist (denn es ist das Schicksal
Dickens', immer eine Mitte darzustellen) ein Ausgleich zwischen der Trunkenheit
des Gefühles, der wilden Laune und der kalt lächelnden Ironie. Sein Humor
ist unvergleichlich dem der anderen großen Engländer. Er hat nichts von der zer-
fasernden, beizenden Ironie Sternes, nichts von der breitstapfigen, launigm Land-
edelmannshritetkcit Fieldings; er ätzt nicht wie Thakeray schmerzhaft in den Menschen
hinein, er thut nur wohl und nie weh, spielt wie Sonnenkringel ihnen lustig um
Haupt und Hände. Er will nicht moralisch sein und nicht satirisch, nicht unter
der Narrenkappe irgendeinen feierlichen Ernst Verstecken. Er will überhaupt nicht
und nichts. Er ist. Seine Existenz ist absichtlos und selbstverständlich; der Schalk
steckt schon in jener merkwürdigen Augenstellung Dickens', verschnörkelt und über-
treibt dort die Gestalten, giebt ihnen jene ergötzlichen Proportionen und komischen
Verrenkungen, die dann das Entzücken von Millionen wurden. Alles tritt in diesen
Kreis von Licht, sie leuchten wie von innen heraus; selbst die Gauner und Schurken
haben ihren Glorienschein von Humor; die ganze Welt scheint irgendwie lächeln
zu müssen, wenn Dickens sie betrachtet. Alles glänzt und wirbelt, die Sonnen-
sehnsucht eines nebligen Landes scheint für immer erlöst. Die Sprache schlägt
Purzelbäume, die Sätze quirlen in einander, springen weg, spielen Verstecken mit
ihrem Sinn, werfen einer dem anderen Fragen zu, necken sich, führen sich in die
Irre, eine Launigkeit beflügelt sie zum Tanz. Unerschütterlich ist dieser Humor.
Er ist schmackhaft ohne das Salz der Sexualität, das ihm ja die englische Küche
versagte; er ließ sich nicht verwirren dadurch, daß hinter dem Dichter der Drucker
hetzte; denn selbst im Fieber, in Noth und Aerger konnte Dickens nicht anders
als heiter schreiben. Sein Humor ist unwi)erstehlich, er saß fest in diesem herrlich
scharfen Auge und verlosch erst mit seinem Licht. Nichts Irdisches vermochte ihm
Etwas anzuhaben; und auch der Zeit wird es kaum gelingen. Denn ich kann mir
nicht Menschen denken, die Novellen wie das Heimchen am Herd nicht lieben würden,
die der Heiterkeit wehren könnten bei manchen Episoden dieser Bücher. Die seelischen
Bedürfnisse mögen sich wandeln wie die literarischen. Aber so lange man Sehnsucht
nach Heiterkeit haben wird, in den Augenblicken jener Behaglichkeiten, wo der Lebens-
wille ruht und nur das Gefühl des Lebens sanft seine Wellen in Einem rührt, wo
man sich nach nichts so sehnt wie nach irgendeiner arglosen melodischen Erregung
des Herzens, wird man in England und überall nach diesen Büchern greisen.
Das ist das Große, das Unvergängliche in diesem irdischen, allzu irdischen
Werk: es hat Sonne in sich, es strahlt und wärmt. Man soll die großen Kunst-
werke nicht allein nach ihrer Intensität fragen, nicht nur nach dem Menschen, der
hinter ihnen stand, sondern auch nach ihrer Extensität, der Wirkung auf die
Menschen. Und von Dickens wird man wie von Keinem in unserem Jahr-

hundert sagen können, er habe die Freudigkeit der Welt gemehrt. Millionen Augen haben bei seinen Büchern in Thränen gefunkelt; Tausenden, denen das Lachen verblüht oder verschüttet war, hat er es neu in die Brust gepflanzt: weit über das Literarische hinaus ging feine Wirkung. Reiche Leute besannen sich und machten Stiftungen, als sie von den Brüdern Cheereby lasen; Hartherzige wurden gerührt, die Kinder bekamen (es ist verbürgt), als Oliver Twist erschien, mehr Almosen auf den Straßen; die Regirung verbesserte die Armenhäuser und kontrolirte die Privatschulen. Das Mitleid und Wohlwollen in England ist stärker geworden durch Dickens, das Schicksal von vielen und vielen Armen und Unglücklichen gelindert.
Ich weiß: solche außerordentliche Wirkungen haben nichts zu thun mit der ästhetischen Werthung eines Kunstwerkes. Aber sie sind wichtig, weil sie zeigen, daß jedes ganz große Werk über die Welt der Phantasie hinaus, wo ja jeder schaffende Wille zauberhaft frei schweifen kann, auch in der realen Welt Wandlungen hervorbringt. Wandlungen im Wesentlichen, im Sichtbaren und dann in der Temperatur des Gefühlsempfindens. Dickens hat (im Gegensatz zu den Dichtern, die für sich selbst um Mitleid und Zuspruch bitten) die Heiterkeit und Lust seiner Zeit gemehrt, ihren Blutkreislauf befördert. Die Welt ist Heller geworden seit dem Tag, da der junge Stenograph des Parlaments zur Feder griff, um von Menschen und Schicksalen zu schreiben. Er hat seiner Zeit die Freude gerettet und den späteren Generationen die Freude jenes „msrr^ olcl Lnzzlalid", des England zwischen den napoleonischen Kriegen und dem Imperialismus.
Nach vielen Jahren wird man noch zurückschallen nach dieser dann schon altvaterischen Welt mit ihren seltsamen, verlorenen Berufen, die längst im Mörser des Jndustrialismus zerpulvert sein werden, wird sich vielleicht hineinsehnen in dies Leben, das arglos war, voll von einfachen, stillen Heiterkeiten. Dickens hat dichterisch die Idylle Englands geschaffen: Das ist sein Werk. Achten wir dieses Leise, das Zufriedene nicht zu gering gegenüber dem Gewaltigen: auch die Idylle ist ein Ewiges, eine uralte Wiederkehr. Das Georgikon oder Bukolikon, das Gedicht des fliehenden, vom Schauer des Begehrens ausruhenden Menschen ist hier erneut, wie es immer im Umschwung der Generationen wieder sich erneuen wird. Es kommt, um wieder zu vergehen, die Athempause zwischen den Erregungen, das Kraftgewinnen vor oder nach der Anstrengung, die Sekunde der Zufriedenheit im rastlos hämmernden Herzen. Andere schaffen die Gewalt, Andere die Stille. Charles DickenS hat einen Augenblick der Stille in der Welt zum Gedicht gefügt. Heute ist das Leberl wieder lauter, die Maschinen dröhnen, die Zeit saust in ihrem rascheren Umschwung mit; die ganze Welt scheint zu fiebern in Anstrengung und Ekstase. Aber die Idylle ist unsterblich, weil sie Lebensfreude ist; sie kehrt wieder wie der blaue Himmel hinter den Wettern, die ewige Heiterkeit des Lebens nach allen Krisen und Erschütterungen der Seele. Und so wird auch Dickens immer wieder aus seiner Vergessenheit zurückkehren, wenn Menschen der Fröhlichkeit bedürftig sind und, ermattet von den tragischen Anspannungen der Leidenschaft, auch aus den leiseren Dingen die geisterhafte Musik des Dichterischen wieder vernehmen wollen.
Wien. Stefan Zweig.

Die kleine Stadt.
Brief an Fräulein Lucia Dora Frost.
erehrte gnädige Frau, Ihr (am zweiundzwanzigsten Januar hier ver-
öffentlichter) Aussatz gehmt ohne Zweifel zum Scharfsichtigsten und
Radikalsten, was sich über mein Buch sagen läßt. Ihr Blick folgt nicht allen
Verzweigungen meines Baumes; aber er legt seine Wurzeln bloß.
Sie haben Recht': was ich aufsuchte in meiner „Kleinen Stadt", waren
die Wirkungen des Enthusiasmus, war die „Steigerung an fremder Schön«
heit und Größe", wie Sie sagen. Ein Volk, das sich ihr hingiebt, das einer
unrealistischen Idee Eingang gewährt, unterliegt Mißverständnissen, wir wissen
es; es wird lächerlich. Aber wird es nur lächerlich? Bei seiner großen An-
strengung, Jveen festzuhalten, für die es nicht organisirt ist, setzt das Volks-
gehirn Alles in Bewegung: Fäuste, Kehlen, Beine; so entsteht Unsinn, Roheit,
Zerrüttung. Dennoch enthält nun dieser vom Sturm gepeitschte Acker ein Korn
des Gedankens, das nicht vergehen wird. Begeisterungen sühnn (o, auf Um-
wegen, durch Ernüchterung und Erschlaffung, durch wilden Widerstand des
Thicres im Menschen) zur Vergeistigung.
Meine Schwierigkeit war, daß ich diesen Vorgang von hundert Jahren
in wenige Tage zu drängen hatte. Die niedrigste Form des Menschenthums
mußte zusammenprallen mit seiner höchsten (wie es vielleicht 1791 und 92
wirklich geschehen ist), und zwar in Jedem aus der Masse, in ihr selbst und
in ihren Führern. Wenn ich auf Etwas in diesem Buch stolz bin, so darauf,
daß der Advokat Belotti, lächerlich, wie er ist, seine tragische Stunde eilebt;
daß er nicht aufhört, ein Kirchthurmpolitiker zu sein, während in ihm Etwas
wie die Verkürzung eines großen Mannes entsteht.
Sehen Sie: die achtundvierziger Demokraten und ihre ahnunglose Sonnig-
Zeit erleiden die ganze Geringschätzung des Modernen; meinetwegen mit Recht,
denn der Moderne hat die thierische Seite des Menschen sehen gelernt. Seine
Enttäuschung, sein Klasseninteresse und seine Angst, was Alles er durch Wissen«
schaftlichkeit rechtfertigt, nähren in ihm diesen selbstbewußten Pessimismus, den
er für sehr tief hält. Er ist aber nicht tief genug: denn er rechnet nicht mit
den Wirkungen des Enthusiasmus, nicht mit der geistigen Förderung durch
ein noch so mißverstandenes und unerreichbares Ideal. Die Unwissenschaft-
lichkeit des d onti-^t Soeial zu beweisen, ist das neunzehnte Jahrhundert nicht
müde geworden; was es nicht würdigen konnte, ist die Befruchtung und die
Beflügelung der Wirklichkeit durch diesen Traum eines Romanciers. Schlechten
Schnaps, nach dessen Genuß der Säufer Alles zerschlage, nennt ihn Tain?.
Aber da es Regimenter Friedrichs des Großen waren, die er bei Valmy zer-
schlug, scheint der Vergleich nicht zu stimmen; und da seitdem im Lande des

Oontrat Soeial ein Volk von immer menschlicherer Art in vielen Anlaufen
ein jedesmal weniger verzerrtes Bild der Freiheit und Gerechtigkeit aufgestellt
hat, auf der Grundlage des Traumes vom Oontrat Zocial, mit keiner anderen
Begründung: sollten wir nicht endlich weniger fest auf die Hoffnupgloftgkeit
der Massen und des Menschengeschlechtes pochen? Können Sie, gnädige Frau,
Geister und Werke, die auf sie pochen, noch ertragen? Können Sie die Revo-
lution von Taine, diese Hochburg der bourgeoisen Menschenfeindlichkeit, noch
ohne Ungeduld lesen? Die Erbltterung, die ich selbst dabei spüre, sagt mir,
daß die Empsindungform eines halben Jahrhunderts reif ist, abgethan und
durch eine neue ersetzt zu werden. Wir wollen glauben: an die Zunahme der
Menschlichkeit glauben, trotz unserem Wissen vom Menschen, an die Zukunft
des Volkes, trotz seiner Vergangenheit. Wir wollen uns nicht über das Thierische
weglügen; nur wollen wir .auch mit den guten Stunden der Geschichte rechnen^
in denen das Thier, von einem Funken des Geistes getroffen, wie in dunkler
Ahnung vom Menschen, der es werden soll, den Kopf ein Wenig höher vom
Boden aushebt. Ist Das zu viel? Ich spreche nur von einem lächerlichen
kleinen Advokaten, der aus Liebe zu seiner lächerlichen kleinen Stadt eine Art
Held wird. Ich spreche nur von einem kleinen Volk, das, voll aller Laster
und Niedrigkeit, dennoch in einem Augenblick der Liebe, verbrüdert auf seinem
staubigen Stadtplatz, einen unwiderruflichen Schritt aufwärts thut, zur Größe.

Nizza. Heinrich Mann.

Kunstseuche/)

I. Das Chaos.

Motto:
Du mußt es dreimal sagen . . .
(Mephistopheles)

DMA an muß es aber mehr als dreimal, immer wieder muß maus sagen: Die
Industrie hat die Kultur erwürgt. Den „Fortschritt" vom Schuster zum
Schuhfabrikanten hat die Menschheit mit der Verschlechterung des Schuhwerks theuer
am eigenen Leibe bezahlt. Und so tritt allüberall an die Stelle süchtiger persön-
licher Leistung das anonyme Produkt des „Herstellungprozesses". Das schändlichste
Kapitel in dieser Epopöe des Jahrhunderijammers heißt: Kunstindustrie Hohn
schon im Namen, der seiner selbst spottet. Und das Werk? Eine traurige Parodie
seliger Zeiten, da Kunst, größte Kunst, alltäglich war. Kunst in Masse für die
Masse! Eine Sinifluth nur vermöchte dem Unheil abzuhelfen. Denn hier kann keine
noch so künstlerische Erziehung sichs zutrauen, auch nur Wandel zu schaffen. Die

5) Ein Bruchstück aus dem (gar nicht pedantischen) Buch „Vom Geschmack; zeit-
gemäße Laienpredigten über das ThemaKultur", das der Schöpfer des beliebten Herrn
von Balthesser bei Georg Miller in München erscheinen läßt.

Besseren Wissens ja und gebens den Besseren weiter. Wer aber rettet sie selbst vor
den Leiden der Mitbürgerschaft, des Zeitgenossenthums? Die Kunstindustrie, ver-
stößt man sie mit einem Fußtritt aus seinem Heim, drängt sich Einem gleich vor
der Thür wieder auf. Sie grassirt ja überall. Denkmäler (wir hinterlassen die
Schande kommenden Geschlechtern!) und Vortale, Kandelaber und Plakate, Schau-
fenster, Markthallen, Theater und Speisebäuser, Parlaments- und Vereins-Gebäude,
Vortragsäle, Arbeiterheime: Alles speit Dir grinsend Kunst entgegen. Das Be-
dürfniß nach diesem ordinären Firlefanz der Säulen, Masken, Urnen und Köpfe,
Glas-, Wand- und Holzbesudelung, der Arabesken, Quasten, Zacken, Knäufe, der
Friese, Reliess und Bekrönungen ist zur ünan astbaren Konvention geworden.
Wie man jetzt löblicher, aber wohl vergeblicher Weise versucht, dem Schundroman
den braven Wechselbalg gesunder Volkslecture heimlich-wohlthätig unterzuschieben,
so hat ein emsiges Geschlecht von sehnsüchtigen und humanen Künstlern sich längst
bemüht, jenem Bedürfniß, zunächst unerkannt, durch echte Gabe leise (und nach-
gerade etwas lauter schon) entgegenzukommen. Umsonst. Ich habe jüngst ein Ta-
petenmusterbuch einer ersten wiener Firma durchgeblättert. Entsetzlich! Unter den
Hunderten von Vorlagen habe ich eine einzige geschmackvolle, in Ton und Stim-
mung gefällige gefunden. Die Industrie schafft den Unrath, darin die bürgerliche
Welt behaglich finnlos weiterwatet. Sie „adaptirt" eine „neue" Nummer: Das ist
Alles. Und was sie an Anregungen übernimmt, wird ihr bald ähnlich: gemein.
Man denke nur (eine Gänsehaut!) an die „Galanteriewamen". (Ein Athener, auf-
erstanden, vor dem Schaufenster einer Galanteriewaarenhandlung oder eines Bazar-
ausverkaufs!)
Tritt in irgendein Haus. Sieh Dich um. Im Treppenraum beginnts. „Kunst"
bedroht Dich sofort. Klinken, Gelät der, Fenster, Lampen, der Aufzugkasten, Thür-
aufsätze, Briefkästchen, Visitenkartenräumchen: Alles miaut und gröhlt Kunst. Und
innerhalb der Wohnungen: wie wird Dir vor diesem ekeln Kunstaussatz? Tapeten,
Vorhänge, Tischdecken, Teppiche, Geschirr, Polster, Vasen, die Möbel selbst, jed-
wedes, das kleinste Geräth: es wimmelt von getriebenen und geätzten, gewebten
und gedruckten, geklebten und genagelten Zierrathen. Versuche, nur in einer Nieder-
lage elektrischer Beleuchtungskörper eine Anzahl glatter, bescheidener Stücke auf-
zutreiben; Dir beim Silberhändler eine vornehm-schlicht wirkende Toilettetisch-
garnitur vorlegen zu lassen; beim Papierhändler einen einfachen Wandkalender.
Du hörst es immer wieder: „Die Dinge werden nicht verlangt." Und wiederum
beim scheusäligsten G<;mächte: „Hier, bitte, wäre etwas ganz Neues: Sezession."
Der Gasarm im Vorzimmer, das Waschbecken, der Ofen, die Brieswage,
der Markenbefeuchter, das Notenpult, der Lampet cylmderdeckel: Alles ist von schnö-
der Kunst verderbt. Ich trete in ein einsames Bergwirthshaus. Was beleidigt so-
fort mein im heiligen Wald von triefender Glotzstadthäßlichkeit gereinigtes Auge?
Eine bronzirte Gipsgruppe in Relief, ein Oeldruck, eine Renaissance-Hängelampe,
ein Zliadholzständer „Betendes Kind", ein zweiter, zugleich Schulveremssammel-
öüchse, aus buntlackirtem Blech. Die Kinder aber spielen mit einer Badepuppe
aus Celluloid . . .
Setz Dich zu Tisch in einem unserer großen Hotels. Prunkts nicht um Dich
von Draperien, Gold und Kristall? Alles halb und falsch und gleißend, zu früher
Schäbigkeit verurtheilt.

Und glaubet nicht, daß ich, ein für Wandel und Renaissance, Aufschwung und neue Ziele Blinder, von einer kaum verwundenen Zeit der Plüsch-Prachtalbums,, der Gold-, Brokat- und Damaftprotzerei einer bauchblähenden Karyathiden-Epoche spreche! Gegenwärtiges schaue ich schaudernd.
Ich sehe nur ein Chaos, kann einen assyrischen Tempel mit harfenschlagenden, wurmartig sich windenden Jungfrauen auf den gekalkten Wänden neben und gegenüber schmutziggelben Zinsmonstren nicht um ein Quentchen geschmackvoller finden. Nur Snobismus wird so im gern tändelnden Publikum gezüchtet; und im Grund ist es artistische Spielerei eines Einzelnen.
Und bei all dem Grausen des Schmuck- und Kunftunfugs zu denken, daß Adalbert Stifter im „Nachsommer" Seiten lang sinnvoll edle Gerüche seiner Zeit, der fünfziger Jahre, beschreibt! Vinetaklänge!

II. Das Ornament.

Wenn sich der nachdenkliche Zeitgenosse, den die heute wuchernde Kultur des Sichtbaren tief verdrießt, ja, traurig macht, ernstlich befragt, woran es liege, daß die Welt, so weit sie Menschenwerk ist, gar so häßlich und peinlich geworden sei, wird ihm, sofern er helle Augen und einige Anlage zur Freude am Schönen besitzt, die Antwort werden: Der böse Feind ist das Ornament.
Wohin man immer blickt, grinst es Einem entgegen: an Beleuchtungskörpern (ein niedliches Wort!), über Portalen, an jeglichem Getäth in öffentlichen und häuslichen Stätten.
Das Ornament ist äußerlich ein Mehr, etwas Ueberflussia.es, innerlich etwas „Zweckloses". Das Schöne hat keinen anderen Zweck als den, schön Zu sein. Aber es hat nicht die Absicht, schön zu fein. Es ist schön. Mörike drückt die ewige Wahrheit also aus: „Was aber schön ist, selig ist es in ihm selbst." Das Schöne ist der ins Unendliche variable Ausdruck des Jnsichselbstgefchlossenen, des Vollkommenen, ein Jnfinitesimalp oblem. Das Schöne lebt nicht nach Regeln, sondern kraft seines (immanenten) Gesetzes. Harmonie ist das Empfänglichen unmittelbar gewisse Wesen des Einheitlichen. Willkür ist mit der Schönhritwirkung unvertkäglich. Jede schöne Schöpfung von Menschenhand gehorcht unwiderleglichen Geboten ihres mystischen Mittelpunktes.
Zweierlei ergiebt sich aus diesen Variationen eines dem Künstler als Axiom giltigen Themas für das Ornament, den Zierath: der Zierath mutz, wenn er seine Bestimmung erreichen will, in sich selbst zusammenhängen; er muß, da er ein Mehr ist, mit seinem Träger zusammenhängen.
Dm Zusammenhang „in sich selbst" bedingt die innere Wahrheit des Werkes. Den Zusammenhang mit dem Träger (Gebäude, Gerätye) die ästhetische Gemäßheit. Stil heißt nichts Anderes als Gemäßheit. Der Stil ist keine irgendwo endende Linie: er ist eine in sich beschlossene Kugel, ein Ganzes. Stile gedeihen alle bis zu einer nicht vorher bestimmbaren Peripherie-Grenze. Dann bleiben sie stehen und sterben allsogleich. Wir nennen solche verstorbenen Stile historisch. Man registrirt sie; und der Freund des Entwicklungsganges beschäftigt sich ehrfürchtig mit ihrer Existenz als mit einem Gewesenen.
So lange ein Stil noch nicht tot ist, wandelt sich seine Oberfläche. Der

Organismus wirst sozusagen Häute ab, die erstarren, und lebt, von innen her-
aus treibend, weiter. Die übereinandergelegten, lückenlos aneinanderschließenden
Schichten der (immer runden) Oberfläche bilden die Tradition. Nur aus der Tra-
dition ist die jeweilig herrschende Fläche zu begreifen.
Wir haben heute im Sichtbaren (unserer ganzen Umgebung) Stil neben
Willkür. Das ist das Uebel. Da stehen Erzeugnisss vergangener Stilepochsn. Es
sind ehrwürdige Zeugen. Hier haben wir eminent Zeitgemäßes. Metall, Glas und
Stein sind seine Faktoren. Nun aber setzt die Willkur ein und verdirbt den immer
wieder zum Ausdruck seiner selbst strebenden Stil des Zeitgemäßen, Wirklichen:
man verdirbt das echte Material zum Ornament oder man fälscht das Material
zu Zwecken des Ornamentalen.
Sehen wir uns um: Wir finden Aufgeklebtes (Historisches auf Zeitgemäßem^
und Nachgeahmtes (Unorganisches). Wir finden vor Allem die beiden teuflischen
Brüder: das Surrogat (unechtes Material) und die dekorative Fälschung (echtes
Material durch Willkür um die ihm gemäße Wirkung gebracht). Beispiele für das
Surrogat sind: die Ledertapete, das Gipsgebälk, die papierne „Glasmalerei"; Bei-
spiele der Fälschung sind das durch Holzstrich verdorbene Holz, die zu Steinorna-
mentik gefälschte Kachel.
Ich biege um eine Straßenecke. Ein Gaskandelader fällt mir ins Auge. Er
ist an der Hauswand befestigt. Ein Arm (Gußeisen), der sich als Ranke geberdet.
Daran die Glaskugel, als Tulpe gestaltet. Unten und oben ein blöder Zierath aus
dem historischen Formenbuch. DaS Ganze eine Scheußlichkeit. Warum macht man
Das nicht einfach und schön: eine glatte Stange, daran die glatte Glaskugel, darin
die glatte Glasröhre? Ja, warum? Weil man eben am Ornament krankt. Ein
Hausirer bringt eine kleine Blechsache ins Haus, einen Selbftanzünder oder wie
das Zeug heißt. Eine Blechkappe, die man dem Cylinder des Auerlichtbrenners
aufsetzt und die gewisse Funktionen zu erfüllen hat. Wie sieht das Ding aus? Zackig,
gesäumt, von einem Bügel in Hieroglyphenform gekrönt, die Flächen bedeckt mit
einem gepreßten Muster. Wie gesagt, das Ganze (ein schweres, historisches Orna-
ment, eigentlich zwei, abscheulich gekuppelt) aus dünnstem Blech, ein paar Heller
Werth. Warum macht man Das nicht glatt? Ja, warum! Ein Ofen ist ein Aufbau
aus Kacheln. Eine Kachel ist ein glasirtes Stück Thon. Die Kacheln, einfach an-
einandergereiht, von einer Kante oben abgeschlossen, auf einem breiten Unterbau
postirt, in weißer Farbe: wie erquickend! Nein; man preßt auf jede Kachel die
heute hochmüthig verstummten Zeichen einer Stilzprache, die Renaissance oder Barock
heißt, krönt die Unsal mit einem Portalgebälk, stellt womöglich noch eine Figur
hinauf oder schraubt einen Zapfen an. Warum? Die Ornamentkrankheit.
Statt dem Unfug zu steuern, „erfinden" gewissenlose „Künstler" täglich neue
Ornamente, verderben uns jedes brave Möbel durch faden Schnickschnack, vergreifen
sich sogar an der Kleidung. (Die Kleidung ist der Mode unterworfen. Heil der
Mode! Sie trägt den Keim des Versalls in sich. Es liegt im Wesen der Moden,
daß sie wechseln. Wie gemäß der Kleidung! Man trägt ja Kleider nicht ewig.)
Ob wir noch einmal den Stil unserer Zeit, das Thatsächliche, erleben, ist
dem Skeptiker eine Sphinxfrage. Vorläufig patscht die civilisirte Gegenwart, hier
wie sonst, lustig im hochaufspritzenden Trüben der Gesinnungträgheit weiter.
Wien.
Richard Schaukal.

lammet.
^Wmimet: so hieß die Parole, die man in der Damenkonfektion für den Herbst
SA and Winter ausgegeben hatte. Sammet geht für Hutputz, für Besatz, für ganze
Kleider; Peluche für Mäntel und Jacken. Sammetbänder haben reichlichen Absatz.
In der Herrenkonfektion werden Sammetkragen viel verwendet; Peluchefutter wählte
die Mode für Herbst- und Winterüberzieher.
Bei keiner anderen Art von Geweben machen sich die großen Fortschritte
in der Technik so bemerkbar wie bei Sammet. Ein mit den neusten Verbesserungen
ausgestatteter mechanischer Webstuhl kann jetzt in der Woche in leichteren Quali-
täten dreihundert Meter Sammet herstellen, während ein Handweber vom frühen
Morgen bis zum späten Abend am Webstuhl sitzen mußte, um es auf acht Meter
zu bringen. Zum Sammetweben gehört ein viel größeres Maß von Geschicklichkeit
und Erfahrung als zum Weben von Stoff. Arbeiter, die ein tadelloses Stück
Sammet herzustellen verstehen, sind selten. Jedes Sammetgewebe zeigt als charak-
teristisches Merkmal eine Haardecke, auch Flur oder Pohl genannt. Sie besteht
aus Tausenden aufrecht stehender Fäden, die von Baumwolle, Wolle oder Seide
sein können. Man unterscheidet dann Baumwoll-, Woll- oder Seidensammet. Wie
gelingt es nun, diese Millionen kurzer Fäden aufrecht zu erhalten? Bei allen an-
deren Geweben hat man nur mit zwei verschiedenen Arten von Fäden zu thun,
den Ketten- und den Schußfäden. Nur beim Sammet kommt das dritte Faden-
system der Pohl- oder Flurfäden hinzu. Ein Sammetgewebe besteht zunächst auS
einem festen Grund, der meist aus Taffet ist. Hat der Handweber drei oder vier
Schuß in diesem Grundgewebe gethan, so legt er ein ganz dünnes Messinglineal
ein, über das die Flurfäden hinweggehen. Dieses Lineal steht aufrecht und hat in
seiner Mitte oben eine Rinne, durch die das Sammetmesser fährt. Die über dem
Lineal liegenden Flurfäden werden danach von dem Messer durchgeschnitten; so
entsteht die Haardecke oder Flur. Nach weiteren drei Schuß wird wieder eine Ruthe
eingelegt; und so gehts weiter. In der Regel arbeitete der Weber so lange, bis
er drei Ruthen eingelegt hatte, schnitt dann die hinterste aus und zog sie aus dem
Gewebe. Die drei Schuß des Grundgewebes sind nun so fest zusammengeschlagen,
daß sie den Flurfaden unten vollständig festhalten. Er kann, wenn er oben durch-
schnitten wird, nicht nachgeben und bleibt aufrecht stehen.
Diese Art der Herstellung erfordert nicht nur große Uebung sondern auch
einen beträchtlichen Zeitaufwand. Im Herbst 1878 kam zuerst ein Schweizer auf
die Joee, den Sammet mechanisch herzustellen, wie es schon seit Jahren mit dem
Stoff geschah. Um an sein Ziel zu gelangen, gab er das Emiegen von Rathen ganz
auf. Er wandte zwei Grundketten an, eine obere und eine untere, für beide Ketten
aber nur einen Flur- oder Pohlfaden. Ec webte also zwei Stücke, ein oberes und
ein unteres, die durch die gemeinsame Flur fest aneinander hängen. Jetzt galt es
nun, diese Flur in der Milte durchzuschneiden. Zu diesem Zweck wurde links am
Webstuhl ein selbstthätiges Messer angebracht. Wenn einige Centimeter Waare
fertig sind, schneidet das Messer von links nach rechts den Pohl in der Mitle durch
und kehrt dann sofort an seinen Ausgangspunkt zurück. Nach kurzer Ruhe, sobald
wieder einige Centimeter Sammet gewebt sind, beginnt es seinen Weg von Neuem.
Durch diese Erfindung wurde es möglich, die Produktion auf vier Meter am Tag

zu erhöhen; und da immer zwei Stücke übereinandergewebt wurden, kam man
auf acht Meter am Tag oder fünfzig Meter in der Woche. Bis dahin webte man
immer nur ein Stück in der Breite. In den folgenden Jahren wurden zunächst
zwei Stücke, dann drei nebeneinandergearbeitet, so daß man das dreifache Quan-
tum erreichte. Die letzte, entscheidende Verbesserung, die erst aus allerjüngster Zeit
stammt, erlaubt die Einführung von zwei Schießspulen in das Gewebe. Bisher
gab es nur eine Schieß spule, die abwechselnd in das Ober- und das Unterwerk ging
und jedesmal an jedem Stück einige Schuß webte. Jetzt nimmt man für jedes Ge-
webe einen besonderen Schützen, so daß zugleich am Ober- und am Unterwerk gewebt
werden kann. Dadurch ist möglich geworden, die Erzeugung bei einigen leichten
Qualitäten auf das Doppelte zu steigern. Heute ist wohl der größere Theil aller
Webstühle mit dieser Verbesserung ausgelüftet; immerhin wird es noch einige Jahre
dauern, bis sämmtliche Webstühle in der beschriebenen Weise arbeiten können.
Die Webstühle sind meist anderthalb Meter breit; man webt darauf drei
Breiten (zu etwa vierzig Centimeter) neben einander und drei Breiten über ein-
ander, so daß mit einem Schlag sechs Stück zugleich fertig werden. Eine Weberei
von hundert Stühlen (also nur mittleren Umfanges) kann in einer Woche dreißig-
tausend Meter Sammet liefern. Die 26 krefelder Sammetfabriken mit ihren 2200
mechanischen Webstühlen stellen in der Woche 600000 Meter glatten Sammet hlr;
bei einer Arbeitzeit von durchschnittlich 9^2 Stunden täglich. Vor zwanzig Jahren
hätten 2200 Handweber, um eine solche Menge Waare mit ihrem nur ein Stück
herstellenden Webstuhl fertig zu bringen, bei täglich zwölf- bis fünfzehnftündiger
Arbeitzeit ein ganzes Jahr gebraucht. Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Weber
haben sich besonders in dem niederrheinischen Industriegebiet wesentlich gebessert.
Ein fleißiger und zuverlässiger Sanimetweber verdient heute bei einem 9^ stün-
digen Arbeitstag 26 bis 28 Mark in der Woche; sehr geschickte bringen es sogar
aus 33 Mark. Auffallend ist der große Unterschied im Verdienst zwischen einem
Sammet- und einem Stoffweber. Dieser erreicht selbst bei Fleiß und Geschicklichkeit
selten mehr als 19 bis 22 Mark für die Woche, also nur drei Viertel oder zwei
Drittel des Sammetweberverdienftcs. Die Zahl der Stoffweber ist auch viel größer.
Alle Sammetfabriken in Krefeld und Umgegend haben seit einigen Jahren
einen einheitlichen Lohntarif. In der Stoffindustrie wird es kaum gelingen, für
die Arbeiter der verschiedenen Zweige (Kleider-, Blusen- und Futterstoffe, Gewebe
für Mäntel und Jacken, Krawatten-, Schirm- und Besatzstoffe, Stoffband) einen
einheitlichen Tarif festzusetzen. Jede Stofffabrik hat ihre besondere Manier, die
Gewebe herzustellen, jede braucht anderes Material zu dem selben Artikel. Das
sind Punkte, die beim Festsetzen des Wochenlohnes in Betracht kommen.
Interessant ist ein Vergleich der heute für einen Aitikel gezahlten.Weblöhne^
mit denen von früher. Besonders fühlbar ist der Unterschied bei glattem Sammet.
Im Anfang der achtziger Jahre wurde für glatten Sammet doppelter Breite (2x44
Centimenter) pro Meter drei Mark Weblohn gezahlt; heute erhält man für den
selben Preis eine ganz vorzügliche Qualität in 44 Centimeter Breite, das ganze
Gewebe fertig zum Gebrauch. Als Lohn werden dafür vielleicht 25 bis 30 Pfennige
pro Meter bezahlt. Weniger sind im Berhältniß die Löhne für fassonirte Artikel
gesunken. Trotz allen Erfindungen kann der mechanische Webstuhl heute noch nicht
alle Sammetarten Vortheilhaft herstellen; und diese Thatsache allein schützt einst«

weilen die Zukunft der Handweber. Ich sage ausdrücklich: Vortheilhaft; denn her-
stellen kann der Kraftstuhl heute jede Art von Gewebe, vom einfachen Summet bis
zum komplizirten Jacquardartikel. Merkwürdiger Weise sind es gerade einige der
einfachen Genres, für die man noch des Handwebstuhles bedarf. Zu diesen gehört
der sogenannte Frise oder gezogene Sammet.
Man unterscheidet zwei große Gruppen von Sammet: geschnittenen, bei
dem der Pohl aufgeschnitten wird, und gezogenen, bei dem die durch das Weben
entstehenden Schleifen aufrecht stehen bleiben. Während der erste glänzt, ist der
zweite matt, weil er eben nur aus neben einander gelegten Rippen besteht. Zur
Herstellung von Fris6 werden noch Handwebstühle auf dem Lande beschäftigt; in
der Stadt verbietet es der höhere Lohn. Wie rasch die Zahl der Handwebstühle
sich verkleinert, lehrt jeder Vergleich mit früheren Tagen. Im Jahr 1882 waren
noch 17 822 Handwebstühle und erst 300 mechanische in Betneb; heute giebts nur
noch 846 Handwebestühle. Webstühle ungefähr 2200. Wie viele „Hände" durch
den mechanischen Betrieb erspart werden, kann Jeder leicht ausrechnen.
Nicht nur die Technik der Weberei hat gewaltige Fortschritte gemacht; im
selben Maße sind auch die Leistungen der Hilfindustrien (Färbereien, Appreturen,
Druckereien, Pressereien) gestiegen. Jetzt ist gepreßter Sammet (velonis Sanii-s)
und bedruckter langhaariger Peluche besonders beliebt. Durch die Presse werden
dem Sammet die verschiedenartigsten Figuren, geometrische Motive, Blumen, auf-
gedruckt, und zwar in einer Vollendung, daß man glaubt, durch die Weberei ge-
musterten Sammet vor sich zu haben. Bei bedrucktem, langhaarigem Peluche kommen
oft Imitationen der Felle von wilden und Hausthieren vor. Der Peluche wird
zu diesem Zweck erst auf eine Seite gelegt, dann bedruckt und später gebürstet,
damit die Pohlfäden wieder in die Höhe kommen. Die Täuschung ist vollkommen:
man glaubt manchmal wirklich, ein Thierfell zu sehen. Durch Pressen wird ferner
die Haut von Reptilien nachgeahmt, die der Schildkröte, von Schlangen und Eidechsen.
Die Höhe der heutigen Leistungen hat auch Nachtheile gebracht. Der durch die
Webmaschine gemusterte Sammet, besonders Velours-Jacquard, nahm in den letzten
Jahren immer mehr an Bedeutung ab. Der gepreßte und bedruckte Sammet und
Peluche kostet in den meisten Fällen nur die Hälfte des durch die Jacquardmaschine
hergestellten. Er ist billig, fällt ins Auge und verdrängt bei dem kaufenden Publikum
den reich ausgestatteten, aber theuren Jacquardsammet. Aus Lyon kommt die
selbe Klage. Auch dort verringern sich ^von Jahr zu Jahr die Webstühle mit
den reichen, schön gemusterten Qualitäten, die bisher den Stolz der lyoner In-
dustrie bildeten. Leider stehts auf dem Seidenwaaren- und Sammetmarkt in Bezug
auf Qualität nicht gut. Bei Sammet nahm man zuerst den Pohl für die besseren
und besten Qualitäten aus Seide, für die mittleren und geringeren Qualitäten
aus Schappe, einem Produkt, das aus Seidenabfällen hergestellt wird. Heute wird
nur noch ein kleiner Theil Seidensammet hergestellt; man nimmt meist Schappe
und in jüngster Zeit auch Baumwolle. Durch Verbesserungen in Färberei und
Appretur giebt man dem Baumwollsammet solchen Glanz und so gutes Aussehen,
daß oft nur der Fachmann ihn von dem aus Schappe hergestellten unterscheiden
kann. „Billig": heißt heute die Losung; wer ihr nicht folgt, hat das Nachsehen.
Krefeld. Ludwig Braun.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der ZnNmfl in Berlin-
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den Febrnar 1910.
Notizen.

^M^ie lange wollm Europens Monarchen der traurigen unpolitischen
☐Posse noch thatlos zuschauen? Wie lange dulden, daß der Erwerbs-
sinn eines kleinen, schwächlichen, für ein ruhiges Burgerdasein geborenen
Menschen den letztenNimbus desKouigthumes verbleichen lasse? Wie lange
noch verkennen, daß am Piraeus mit derJuftitution gespielt wird, von deren
Gnaden sie leben? Der Hellenenkönig ist längst zum Kinderspott geworden;
zu einer in Pmpur gekleidetenMarionette, deren Drähte dieHand eines derb
zugreifenden Soldaten nach Belieben lenkt. Wenn ihm befohlen wird, seine
Söhne aus dem Heer zu jagen, muß er gehorchen. Wenn ihm verboten wird,
seinen Aeltesten nach Athen kommen zu lassen, muß er diesem beklagenswer-
ten Kronprinzm Konstantia, dem traurigen, der Dynastie theuren Helden
von Larissa,abwinken und ihn,der schon, mit erwachterHoffnung,unterwegs
ist,beschwör-en,auf denTaunus,nicht auf denHymettos zuklettern. Meuterer
darf er nicht strafen. Wünschen desHeeres oder, wenn siegeradestärkerist, der
Marine die Erfüllung nicht weigern.Keiner hält ihn. Kein Volkstheilchen, kein
irgendwiewichtigesGrüppchendeutet an, daß es von seinemWeilen,seinem ma-
jestätischen Lungern auf dem Thron für das Land Etwas hofft. Dennoch bleibt
er.NimmtTrotzundVerachtung,SchandeundSpottchöregeduldighin.Bäumt
sich nicht einmal unter Peitschenhieben. Wartet, in jämmerlicher Gelassen^
heit.bis er hinausgeworfen wird. Das will er.Dasnur ersehntnoch seinhoher
Sinn. Dann erst wird ja die Pension fällig, die ihm von Britanien, Ruß-

land und Frankreich zugesagt ist. Nur der gewaltsam vom Thron Gestoßene
hat Anspruch auf diedreihunderttausend Francs Zahrcsrknte; nichtEiner, der
freienWillens vom höchsten Sitze flieg. Freien Willens? Nach dem Comment
der Könige mühte diessrGeorg sich langeschonals hinausgeworfen betrachten.
Fällt ihm nicht ein. Noch hat keine.Faust eines Zorbas oder Tybald ja nach
seinemKragen gegriffen. Er steht auf seinem Schein; aufdemSchein,derihm,
wenner(mitbrechendemHerzen,verstehtsich)vottderhcißgeliebtenHellenenküste
scheidet,bis ans Lebensende die Cioiloersorgung sichert.EinKönig? Der würde,
che er sich insolcheSchmach duckte, denletzten Blutstropfen verspritzen: würde
fürdasWohldesLandes,fürdasnachseinerUeberzeugungderNationNothwen-
digefechtendfallenodervonderVerantwortungund von der iötcrcht sich entbür-
den,deren Pflicht er nicht mehrzu erfüllen vermag. Dieser? Denktnicht daran^
einer Krone zu entsagen, deren Gold immer noch ausmünzbar bleibt. Doch
dasSkandalum stinkt nachgerade zum Himmel. Da der britischen Alexandra
nicht gelungen ist, ihren Eduard für den Bruder Georgias in Bewegung zu
bringen und für die von Vernunft, Anstand, Christengefühl gleich laut ge-
forderte Regelung der kretischen Sache zu stimmen, da England die lieben
Türken nicht ärgern, auf die Trübung des Sudabaiwassers nicht verzichten will,
bietet das klägliche Problemchen nur noch eine Lösung. Aendert, Majestäten,
denKontrakt; gewährt dem Herrn Bruder, dessen Selbstachtungbedürfniß von
fast neidenswerther Winzigkeit ist, auch ohneformellenHinauswurfseinePen-
sion. Dann bleibt Euer Handeln zwar politisch dumm, spart dem monarchi-
schen Gedanken aber die tiefste Erwiederung. Dumm ists, vor den türkischen
Diktatoren, deren Machtvielgeringernochist, als diedurchzehnSiebetröpfeln-
den Nachrichten ahnen lassen, sich willfährig zu bücken. Klugheit, Christen-
glaube undAchtung desVolkheitrechtes müßten gebieten, den GriechenKreta
zu geben. Die dann am Ende selbst einen Herrn von dem spezifischen Gewicht
ihres Kronprinzen Konstantin als Bafileus dulden würden. Solls nicht sein,
so setzt wenigstens das Königthum von Gottes Gnaden, das Eure Priester am
Altar, Eure Mandarinen an üppig beladener Tafel als das hehrste Gut allen
Menschenbesitzes, das höchsteHeüigthum allen Menschenempfindens verkün-
den, nicht dem ärgsten Hohn aus. Georg hat abgedankt: nur diese athenische
Meldung könnte in Europa den Royalisten echten Sch lages noch freuen. Gi^btS
keinen Verein zur Wahrung monarchischer Standesinteresfen?

Der hätte wohl auch Herrn PeterKargeorgewitsch früh auf den Sprung
geholfen. Ein König, der morden läßt, um auf den Thron zu kommen: Das
war schon oft. Einer, der bei so löblichem Thun abgefaßt und dem nachge«

wiesen w!rd, daß er den für ihn gedungenen Mördern durch Quittung Straf-
losigkeit und obendnin reiche Pfründe zugesagt hat: in unseren Tagen ists
mindestens neu. Heute (könnte, frei nach Wagners Wotan, der rothe Peter
zu den Pmpurgenossen sprechen) habt Jhrs erlebt. Thut nichts. Der arme
Sünder bleibt ruhig im Konak; trotzdem ein verrückter Bengel durch den
Spukpalast tost, die Dynastie (wenn maus so nennen darf) durch die unge-
hemmteLebensregung seinerPsychoseiäglich bloßstelltund durch sein kindisches
Spiel mit Streichhölzern die Brandmauer Europas gefährdet. Papa über-
dauert. Soll jetzt gar in Petersburg mit allen seinem Rang gebührenden
Ehren empfangen werden. Gilt nun also als stubenrein. Und wird, wenn er
von dieserFahrt heimkehrt, fester als vorher auf seinemGoldstühlchensitzen.
Ist das Newaeis erst gebrochen, dann öffnen sich wohl auch in anderen Schlös-
sern dem Reiselustigen die Pforten; und das nächste Kapitel serbischer Ge-
schichte trägt dann den Titel: Peter in der Fremde. Die Tischreden können
nett werden. „Seit Eure Majestät den hochherzigen Entschluß gefaßt haben,
Seine Majestät den König Alexander ermorden zu lassen, seit Eure Maje-
stät also vom Tisch des Allmächtigen die Krone genommen haben, ist das
von reinstem Wollen und tiefster Weisheit regirte Königreich nicht nur zu
Wohlstand und stetiger Ordnung erstarkt, sondern auch ein Hort des Welt-
ftiedens geworden. Und wie das tapfere und redliche Serbenvolk dankbar zu
seinem erhabenen Herrscher aufblickt, so weiß auch Europa den Zuwachs rich-
tig einzuschätzen, der ihm durch diese ehrwürdige, schlichte und kräftige Mon-
archenpersönlichkeit geworden ist. Möge die Vorsehung ..." Und so weiter.
Merkwürdig, daß dieZahl derRepublikaner nicht anschwillt (trotzdem diean
allen Republiken fressendeKorruptiongegen solcheAnschwellung wirkt). Doch
einst wirdkommen derTag, dadieheiligeJlios hinsinkt. Einst? Bald; wenn
die Gekrönten nicht endlich dieWeisheit desPossenkehrreimes empsindenler-
nen: „Mang uns mang ist Mancher mang, der nichtmanguns mang gehört."
Einer, der für sein Königsmetier geschaffen ward und (wie er in Em-
bachs Atelier einmal sagte) auch das dazu nöthige Theatertalent mitbekam,
hat jetzt denTag des höchstenTriumphes erlebt. AlsZar der Bulgarenist Fer-
dinand vomReusfenzaren in Peters Stadt empfangen worden. Und hat ihm,
hat Herrn Jswolskij über Balkanstimmungen, Balkanmöglichkeiten gewiß
mehr zu berichten vermocht als der recht kümmerlicheNachwuchs der einst an-
dachtig gefürchteten russischenDiplomatie.EinehübscheWegftrecke, feit Alex-
ander der Dritte das Gewimmer des Battenbergers mit rauhem Wort unter-
brach und der unbekannte Koburger wider Ruhlands Willen von der Natio-

nalversammlung denGoldreif des Fürsten annahm. Wars nöthig, diesen ge-
scheiten und emsigen, vorsichtigen und kühnen Busineßkönig durch einen ent-
behrlichen Ueberfluß von Jovialität, durch eine Leutsäligkeit, deren fidele
Laune die cura pO^leriOr allzu unbekümmert vergaß, gegenDeutschland zu
stimmen? Noch glaubt er seines Wachsthums Gipfel nicht erreicht. Hat, von
seinem anderen (und höheren) Standpunkt aus, MilansBalkanbundplanum-
gedacht und inTirnowa schon, bei der Wahl seines neuenTitels, gezeigt, daß
er auch derZar der makedonischen Bulgaren zu werden hofft. Europa krankt
amWillensfchwund; kann sich kaum noch zu Entschlüssen aufraffen und fristet
dieRuhe mit elenden Provisorien, die Keinem genügen noch gar behagen. Wie
wärs mit einer Perfonalunionzwischen Hellasund Bulgarien? Ferdinand, der
sich einesTyrannen von dem immerhin ansehnlichenFormat Stefans Stam-
bulow zu entledigen gewußt hat, würde mit den athenischen Dutzenddiktato-
ren leicht fertig. KenntdieSchwachheitdertürkischenAbenteurerherrschaft(der
jetzt, wie hier vor derAbreise desKhedivesAbbasHilmi vorausgesagt wurde,
Arabien entgleitet) zu gut, um sich von derRhadamanthmiene eines amBos-
porus regirendcnKlopffechtersoderSchreibers schrecken zu lassen. Würde mit
diesen Leuten sehr deutlich reden und für Kreta zunächst mindestens eine an-
ständige Autonomie ohne Osmaneneinspruch herausschlagen. Wäre ein den
Briten und den Nüssen genehmer Kandidat. Und könnte Europa fürs Erste
von der in jedem Lenz neuerwachenden Makedonenforge erlösen. Bequemer
ists freilich, jede Scheidung, Entscheidung in behutsamer Angst zu meiden-
doch Europa lernt bald wohl bereuen, daß ihren Geschäftsführern der Muth
zu Entschlüssen so völlig fehlt. Wir könnens nicht andern. Müssenaber wün-
schen, daß zu dem Bulgarenzarcn wieder ein leidliches Verhöltniß hergestellt
wird. Müssens um so mehr, weil wir nicht stchersind, daß der mit Rumänien
heimlichabgeschlosseneAfsekuranzvertrag denKönigKarl langeüberleben wird.

I,L caucdemllr 668 eoalitions.

Nach langem Dunkel erlebtRußlsnd nunwieder helle Tage.DieWirth-
schaft gedeiht, nüchterne Beobachter prophezeien ihr sogar ein Jahr glanz-
vollen Aufschwunges, Produzent,Händler undKundschaft sindinderZeit trü-
berWirrniß genöthigt worden, sich in solidereGeschäftssitten zu schicken, deren
Angewöhnung jetzt nützlich nachwirkt,und dasZarenreich, demBankerot und
Zerfall geweissagt war, wird von eifernder Liebe umworben. Herr Jswolskij
mag die Hände reiben und meincn, er wohne im stattlichen Vorrecht des zu>
letztLachenden.Diefranzösijchen Parlamentarier, die in Petersburg den pari-

ser Besuch der Dumamänner erwiderten, haben ihm so zierliche Rede kredenzt wie in der brunftigsten Stunde Chantecler der schlanken Fafanin. „visu protze la Z^mte alNancs sntre Is. k^ussis et la k'rance^: dieses Lied aus dem mystischen Abgrund des Ksu^sni bestimmt noch immer Ton und RhythmussolcherVerbrüderungfeste. Doch wird die Melodie jetzt leiser gesungen und Alles gemieden, was des Nachbars empfindliches Ohr kränken könnte.Um sich als Weltmacht zu zeigen, muh Rußland, nach all der in Asien erlittenen Pein, denEmir vonBuchara als botmäßigen Vasallen denGästen vorführen. Und diese Gäste haben durch die Wshl ihres Hauptsprechers angedeutet, daß sie diesmal nicht zu blankerFehde, sondern zu holder Eintracht rufen wollen. Baron d'Estournelles de Constant de Rebecque, der Senator und haager Held, hat in Berlin für die allmählich zu Sagenruhm gelangte Versöhnung Frankreichs mit Deutschland geredet; ist der Mann, den Wilhelm der Zweite während derHochzeit deutsch-britischen Haders in witzigerLaunegebeten hat, sich für alleFällezwischenihnund seinenOnkelEduard zu setzen; einePerle des Pazifismus. Der hätte die Pilgerfahrt nach Petersburg nicht mitgemacht, wenn ihm nicht die friedlichste Tonart verbürgt worden wäre. Die wurde denn auch gewahrt. Daß die altcFranzenliebe der russischen „Gesellschaft", die sich für Robespierre und für Boulanzcr, für jede einen Sieg erlügende pariser Kriegsmär begeistert und die lide^liOn Zu wi-siloire im Jahr 1371 (sogar inKatkows Residenz Moskau) mit Fahnenjubcl und Flammenfreude gefeiert hat, zu enthusiastischem Ausdruck kam, konnte Den nicht überraschen, der die Sapadniki je in derNähe sah. Deutschland aber hat sicher keinen Grund zur Klage. Inden offiziellenRcdmwurde jedes mihdeutbareZufallswörtchen vermieden und immer wieder, vom Wirth so laut wie vomGast, betont, daß des BündnissesZweck,dem auch dieserBesuch dienen solle, dieErhaltung desFriedens sei. Doppeltthöricht ist deshalb der in irgendeinem nicht ganz sauberen Winkel ausgeheckte Schwatz, der meckert, bei der Galavorstellung im Hoftheater sei es zu einer antideutschen Demonstation gekommen: als im Ballet ein Mädchen, daö den Elsaß darstellen sollte, unter dem dreifarbigen Tuch der Franzosenfahne Schutz suchte, habeBeifallsdonner dasHaus durchrast; sei aufgefallen, daß auch dieZarin« Witwe (der bei diesem Jammeranlah wieder Eins ausgewischt wird), auch die Minister die soignirten Fingerspitzen aufeinanderschlugen. Zu so unwürdigem Tratsch erniedern sichLeute, die für die Behandlung politischer Dinge von denVolksgenossenGehörheischen. Erstens: Um dempetersburgerBallet leidenschaftlich zu applaudiren,braucht man nicht von dem biederenEhauvin

abzustammen; nur ein Bischen Kunstempfinden ererbt zu haben. Zweitens: Daß die Tarlatanhuldin just den Elsaß darstellen sollte, wird behauptet, ist aber nicht bewiesen; vielleicht sollte sie Serbien oder Kreta, Marokko oder Jndochina fein. Drittens: So tief find wirdoch fchließlichnoch nicht heruntergekommen, daß wir mißtrauisch die Balletsymbolik der Nachbarschaft befpöhen mühten. Ins Spaßhafte schlug die Wuth um, als der Deutsche Botschafter getadelt wurde, weil er nach so ungeheuerlicher Verletzung deutscher Ehre nicht sofort stolz und steif aus der Loge geschritten fei. Wenn ers gethan hatte, wäre Graf Pourtalss vor Europa und Umgegend lächerlich und selbst für die entlegenste Ministerrefidentschaft unmöglich geworden. Wer solche Läpperei vorbringt, machts unserem Auswärtigen Amt (dessen gründliche Säuberung und schonunglos grelle Beleuchtung doch zur nationalen Notwendigkeit geworden ist) nur allzu leicht, auch na h ernsterer Nüge in ehrsamer Trauer zu rufen: „Seht, mit welcher Sorte ich mich herrumschlagen muh!"
Von eifernder Liebe, hieß es, ist Rußland umworben. Frankreich und Italien, Oesterreich und England, Hellas und Bulgarien, Serbien und Mon - tenegro: für europäische Verhältnisse genügts. Unverwüstlich scheint dieses Reich; kann an der Newa mit einem hitzköpfigen Routier, an der Spree mit einem latitirenden, der Russensprache unkundigen Botschafter aufkommen (der übrigens, wenn eineHoffraktton den eigensinnigen Nikolai herumkriegt, endlich abgesägt und durch den Grafen Witte ersetzt werden soll). Das im Augenblick wichtigste Diplomatengeschäst besorgen ihm die Grey und Cartwright, diePichon und Crozier. Die wirken leis das Gewebe austro-russischer Verständigung. Denen durfte drum keinplumperRückfallindieMißbräuche derRevcmcherednerzeitKelte undGinschlag verwirren.Für denFrieden: heißt die Marktlosung; weils im Balkangebiet wieder zu glimmen beginnt, muß Oesterreich sich mit Ruhland verständigen. Herr Jswolskij ist in besserer Position, als erhoffen durfte. Zwei starke Sekundanten (eigentlich drei: denn die Erinnerung an Racconigi hat im Hirn der Wiener excitatorische Kraft) und einen Gegner, der die ihm günstigste Gelegenheit verpaßt hat. GrafAehrenthal hatte sich gegen die russo-italischeFreundschaft nicht zu rechter Zeit assekurirt und die zehn Monate leidlicher Balkanruhe nicht benutzt, um wenigstens einen seiner dreiFeinde umzustimmen. Der nach der Annexion in mühlosem Ringen über den russischen Wütherich zu triumphiren schien, hat einen Trumpf nach dem anderen aus derHandverlorenundistnun in denKundenkreis des peacomaker im Buckinghampalace übergetreten.
Um aus der Thatsache,daß er den Ersatz des mürzsteger Vertrages von

demBeistand der Westmächte erwartet, nicht gar zu schlimmeSchlüsse ziehen zu lassen, ist er gerade jetzt nachBerlin bekommen. DieHymnen, die ihn bei uns begrüßten, konnten mit weiserer Zurückhaltung instrumentirt sein. Graf Aehrenthal ist ein Staatsmann von Verstand, Erfahrung und Willenskraft, aber nach der fast beispiellosen Blamage des Friedjung-Prozesses und nach der Verzauderung der einträglichsten Gelegenheiten nicht mehr, was er vor einem Jahre noch schien. Wie zärtlich ihn unsere Offiziösen betreuten, lehrt ein Symptom erkennen, das erzwungene Muße mich im Papierdickicht finden ließ. Mittags stand imBelliner Lokalanzeiger, deraustroungarischeMinister sei „elastisch" demSalonwagen entstiegen, doch „in etwasgebeugter Haltung dahingeschritten".DerBerichtwurdeins Abendblatt übernommen-die Elastizität (die unsere Reportersprache für solche Fälle nun einmal nicht entbehren kann) verzeichnet, die etwas gebeugte Haltung aber gestrichen. Da hatte wohl einBethulicher angeklingelt und gegen die derParole unachtsame Redaktion an die Aufsichtstelle appellirt. Als Talleyrand, an dessen Namen jetzt nur noch falsche Citate und die dummen Streiche seiner Nachfahren erinnern, die Geschäfte abgab, empfahl er seinem Nachfolger Champagny die Rcsfortbeamten mit dem Satz: „VouZ Is8 trouvere? ügöles, Kabiles, exlrets^ ma.js, Fräes Ä mes soinZ, nuNement ?6les." Dieses karge Lob könnte man sich schließlich auch im Amtsbezirk des Barons Schoenverdienen. Aehrenthalschuldet uns mehr Dank als wir ihm; und lrop /.e^ könnte ihn, dem in der Heimath manche Stütze weggekrochen ist, in den Glauben verleiten, Deutschland suche ihm buhlend Zärtlichkeit abzulisten. Solche Absicht bleibe uns fern. Wir wissen, daß hinter derTaubensanftmuth des westöstlichen Concerns ein Schlänglein lauert; wissen, daß nicht nur die Friedenswahrung, sondern auch dieJsolnung Deutschlands ersehnt wird. Und haben nicht nöthig, einen Minister, der, ehe noch das Jahr der „Nibelungentreue" verstrichen ist, britischen Vermittlerdienst deutschem vorzieht, um Liebe anzubetteln. Können getrost uns auf unsere Kraft verlassen. Und natürlich, schon unserer Wirtschaft wegen, zufrieden sein, wenns auf irgendeinem betretbaren Weg zu austro-russischerVerständigung kommt und dieQual der Option uns erspart bleibt.

Daß Graf Aehrenthal von Berlin nach München fährt, brauchte nicht aufzufallen. Herr von Podewils, der (einst an Wien auch politisch akklimati. firte) bayerische Ministerpräsident, hat ihn amBallplatzbesucht,alsWilhelm mit den deutschen Bundesfürsten dem greisen Herrn der Hofburg gratulirte, und diesen Besuch erwidert der höfliche Kollege nun. Nach zwei Jahren; und läßt ankünden, ir werde zwei Tage in München bleiben. Zu welchem Zweck?

Um über die leidige Frage der Schiffahrtsbgaben zu konferiren und befreundete Kräfte zu einem Druck zu vereinen, der die Berliner zu endgiltigem Verzicht auf den vielfach angefochtenen Plan bringen könnte? Einerlei. Um sich vor dem Prinzregenten inEhrfurcht zu neigen und dem Baron Podewils eine Anstandsvisite zu erwidem, bleibt ein Beschäftigter nichtzwei Tage in München. Der auffällige Entschluß des Oesterreichers weist auf die Umstände zurück, die dem an der Isar erprobten und als brauchbar bewahrten Herrn Cartwright zum a^semen^ in Wien verhalfen. Vor der Weihnacht hörten wir von den Offiziösesten, Oesterreich sei für den im Serbenjahr ihm erwiesenen Dienst dem DeutschenReich so dankbar, daß es nicht daran denke, sich gegen dieSchifffahrtabgaben zusträuben. Noch vor dem Ende des Faschings wurde dieseNachricht vonWien ausbündig dementirt. „Das Pulverschlucken wir nicht." Beim Hofball reichteGiaf Aehrenthal derLadyCartwright, der FraudesBritenbotschafters, den Eduard jetzt, für die besonders heikle Situation, inOesterreich braucht, nicht, wie crwartetward, derFrau des deutschen Misstonchefs den Arm. Und im lempL erzählte Herr Tardieu, Premier s; creiaiie d'ämb5l?sa^o Iicmmaire: „Herr vonTschirschky weiß ja besser als wir,daß er vor ein paar Wochen mit dem Grastn Aehrenthal Verhandlungen zu führen hatte, die nicht gerade für ein ungetrübtes Einvernehmen zeugten." DieHäuser Habsburg und Wittelsbach sind vielfach versippt, sind eng befreundet und Prinz Luitpold ist in jedem Jahr Franz Josephs Gast. Den Beust,Andrassy,Kalnoky,Goluchowski ist nie aber eingefallen, zu einem Aufenthalt, dessen Dauer nur Verhandlungzwecke erklären können, nach München zu kommen. Bismarck hätte sichs auch höflich verbeten und dem bayerischen Minister, der darauf eingegangen wäre, das Leben im Bundesrath nicht ganz leicht gemacht, ^empi Herr Cambon überreicht an den deutschen Königshöfen persönlich sein Kreditiv und Graf Aehrenthal fährt nach München um, zum ersten Mal seit vierzig Jahren, mit wahznehmbarem Gestus an die Thatsache zu erinnern, daß Bayern, da es dasNecht auf eigene Gesandtschaften hatund ausübt, auch zu selbständigem Verhandeln mit einer Großmacht öes Auslandes noch (oder wieder?) berechtigt ist. Die für dieBelauerung solchersymptomatischen Vorgänge gedrillte Diplomatie wird ringsum aufhorchen. Und mit neuem Eifer die alte Frage erörtern, in welche Bangniß Bayern geriethe, wenn es unter der Reichsfahne das Schwert gegen eineKoalition ziehen mühte, auf die der Schwiegervater, derSchwager des Prinzen Leopold nicht aus un« freundlichem Auge blickte; der er am Ende gar den Sieg wünschte.

Herr von Bethmann ist schon wieder vor die Parlamentsfront genö-
thigt worden. Durch eineJnwpellationderSozialdemokraten: „WasHaiden
Herrn Reichskanzler veranlaßt, in der Sitzung des Preußischen Abgeordneten-
hauses vom zehnten Februar Ausführungen zu machen, welche das in der
Verfassung des Reiches und mehrerer Bundesstaaten gewährleistete allge-
meine, gleiche, geheime Wahlrecht herabzusetzen und zu bedrohen geeignet
sind?" (Ausführungen zu machen, gewährleistete Rechte: so reden Männer,
die uns eine neue Kultur verheißen.) Der Kanzler hatte kein Wort gesagt,
das ein Unbefangener in den verpönten Sinn umdeuten konnte; hatte nur ein
paar der Argumente wiederholt, die seit Taines Tagen von feinen Köpfen
gegen die Allen gleiches Recht zumessende Masfenwahl vorgebracht worden
sind; mußte sie wiederholen, weil das allgemeine, das Allen gleiche Stimm«
5 echt als ein fehlloses Volksgut, ein unantastbar es Palladion deutscher Mensch-
heit angepriesen worden war. Wäre also berechtigt gewesen, die Antwort auf
diese Frage rundweg abzulehnen. Doch er war als stockpreußischer Reaktio-
när und Todfeind süddeutscherFreiheit, als schwarzweißer Partikularist und
Störer der Reichseinheit verschrien worden: und freute sich wohl der Mög-
lichkeit,diese niederträchtigste undgefährlichsteAusgeburt dcs Schwarzkünst-
lergrimmes öffentlich zu köpfen. Er hats mit anmuthiger Würde gethan.
ZurBegründung derJnlerpellation hatten die Sozialdemokraten ihren besten
Mann gekürt: den sechsunddreißigjährigen Mannheimer Rechtsanwalt Dr.
jul-. ct enm. Ludwig Frank, der seit der Unheilswahl des Jahres 1907 den
Elften badischen Wahlkreis imReichstag verlritt; einen gründlich gebildeten,
ungemein beredten Mann, dessen von Schlagkraft, Geist und Witz funkelnde
Periodenfast mehrnochalsseinProsiianLüsfalle erinnern undder, statt sichhin-
ter dem Marxistenprogramm zu verHocken, aus Hellem Auge ins Leben geschaut
(undebenerst,wohlalsdereinzigedeutscheParlamentarier,ausnaher Anschau-
ung der englischen Wahlen zu lernenversucht) hat. Merkt Euch, Bourgeoisaller
Farben, den Namen. Der ihn trägt, beweist durch seine Existenz nicht nur, daß
ein von Fabrikarbeitern Abgeordneter der gebildetste Mann des Reichstages
sein, auf dem Rumpf eines Mannheimer Rechtsanwaltes ein politischerKopf
sitzenkann(derschönalternde,demDemagogenruhmdesKollegenLloy)George
nachstrebende Millionenerbe Ernst Bassermann hat uns sacht solchem Glau-
ben entwöhnt). Merkt ihn Euch, weil Männer dieses Kalibers, die, trotzdem
sie von den Arbeitern mit innigster Ehrfurcht, wie nur je ein Erlöser, geliebt
werden,sich nicht mit demHochmuth desParleipalhetikers von den „Bürgel-
lichen" abwenden, unentbehrlich sein werden, wenn aus der trotzig im Laien-

Tempel des pfäfsischen Materialismus verriegelten Sekte eine zu kräftiger Massenrechtsveltretung,zurüstigerMachteroberungbereite Parteiwerdensoll. (Hier ist, in Parenthese, noch ein Jrrthum des Herrn von Bethmann zu registriren. Am zehnten Februar hat er im Landtag gesagt, die Sozialdemokratie sei von dem nackten Willen zur Macht beherrscht. Wäre sies, wir dürften uns freuen. Daß fus nicht ist, weiß Jeder, der sie ohne Brille sah. Ist ihr vonJaurös, vonShaw und anderenKlitikern aus dem eigenenLager laut genug ins Ohr gerufen worden. Eine vomWillen zurMacht beherrschte Partei nimmt, was sie greifen kann, bequemt sich flink in jedeStrategie und Taktik, die rasche Erfolge verheißt, und frohlockt schon, wenn ihr auch nur gelungen ist, eineVermummten in die Citadelle des Feindes zu schmuggeln. Die deutsche Sozialdemokratie langt nicht nach der Macht; sähe die Sonne, die sie ihr brächte, in scheuerVerlegenheitaus den röthlichen Schleiern tauchen. Ihre Losung ist: Alles oder Nichts; ihre Hoffnung: der Zusammenbruch der zermorschten Gesellschaft, der proletarische Diktatur, dann dieSozialisirung der zu aller Produktion nöthigen Mittel aufzwingt; ihre Zuversicht: daß die „Entwicklung", die kein Menschenhirn aufhalten, kein Massenathem beschleunigen kann, das Heil bringen wird. Darum ist auf dem Felde der Politik mit ihr nicht zu arbeiten. Thront sie auf dem höchsten Simmzettelhaufen in thatlos triumphirendemStolz und röstet sich an dem Bewußtsein, daß sie nicht ist wie da unten die Anderen, die sich bis in den Drang nach einem Mitregirungrecht erniedern. Durch die Wucht unseres Einflusses heute hier ein Stückchen, morgen dort eins der politisch organisirtenKapitalsmacht wegschwemmen? Mit grundsätzlicher Zustimmung zum Nationalstaat und defsenLebens- und Wachsthumsnothwendigkeiten dem Mann in derFabrik, auf demAcker und unterTag einen breiterenRechtsboden einhandeln? Soldaten, Steuern,Kriegsschiffe bewilligen, damit der nur als'„Hand" geschätzte Arbeiter demStaat auchKöpfe liefern kann? Hier ists erlaubt, gesittetPfui zu sagen. Und,vor dem Schluß dieser Parenthese, wohl nicht verboten, schnell mal überdenhitzigenEiferzu lächeln, der jedesMitglieddcsHohenPreußen^ Hauses trieb, einunbedachtsam angewandtesWortNietzfches bedächtig zwischen seinen Weisheitzähnen umzuwehen. Bildung macht frei. Und ein Dumm« köpf, wer, wenns die Sache will, nicht zu thun vermag, als sei er mit dem ZeugerZarathustras noch von der Penne her auf Du und Du, habe imKämmer!einlängstalleWertheumgewerthetund,ehe er um die Wahlweihen warb, den Begriff des Willens zur Macht mindestens, wie das Reichsgericht bei der Feststellung des Eventualdolus sagt, in sein Bewußtsein aufgenommen.)
Diesmal freilich focht Herr Frank auf verlorenem Posten. Konnte mit

Zecken Ausfällen und listigen Finten, mit dem Sprühfeuer, den Leuchtkugeln
und Raketen seines von Salonkultur beleckten, in derParteivertretung pyro-
technisch geschulten Verstandes Beifall und die Stimmung heiteren Beha-
gens erkitzeln; dem Gegner aber kaum die Haut ritzen. Weil er ihn gar nicht
kennt; der Gestalt falsche Konturen anträumt. Herr von Bethmann ist we-
der ein Junker noch ein Besinncr brutaler Staatsstreiche. Daß dieNational'
liberalen up lo cwtL nicht merken, wie nah ihnen dieser (vielleicht etwas ver-
spätete)Klassizist, der in wunderkindlichenTagen miteinemSenior desHau-
ses in denSprachen derGriechen undRömer so leicht wie in der ererbtenkor-
respondirte, wie viel näher als den Hochkonservativen steht, daß sie durch spröde
Abwehr und unfreundliches Reden ihn in ein Lager drängen, nach dem sein
Herz sich niemals gesehnt, das seine fröstelnde Seele aus eigenem Trieb niemals
gesuchthat: darüber wird Der nicht staunen, der feit drei Jahren die in dieser
wichtigen,dieser unentbehrlichenPartei grassirendeSehnervlähmung beobach-
tet, immer wieder beseufzt hat. Ein Mann von Franks Intelligenz und Augen-
Zulwr konnte nur unter demDruck fraktionellerPflicht zurDupe solchenWahnes
werden.ErbrauchtedenSchwarzenMann,derdemReichswahlrecht,derReichs-
verfasfung ans Leben will, schuf ihn, hinter derBewußtseinsschwelle, sich in un-
bedächtiger Hast und hieb mit spitzer Klinge dann aufdiesesGebild aus Men-
schenhand ein. Der Kanzler hat die geringere Dialektikerbegabung, aber die
'störkereSache: und siehtlächelnddrum an feiner Rüstung den behendgeführ-
ten Stahl abgleiten. Jsts ein Verbrechen, ein von der Verfassung ^anktio-
nntes Wahlrecht für unvollkommen zu erklären? Dann sind die Herren, die
Preußens Wahlrecht täglich tadeln und höhnen, schmähen und schimpfen,
zehnfacher Sünde schuldig. Ist dieBehauptung, die demokratische Evolution
verbreitere zwar die Basis, verflache aber das Niveau des politischen Lebens,
der Ausflußunsühnbarer Niedertrachtoder unfaßbarerThorbeit?Dann waren
all die Manner, die dem Buch der Geschichte diesen Erfahrungsatz entnah-
men, von Moses bis zu Darwin Misfeihäier oder Tröpfe. Darf an einer gel-
tenden Wahlrechtsbestimmung keinWunsch auch nur rütteln? Dann müßten
auchdieUngestümen gevehmt werden, die den Weibern das Stimmrecht oder
gar dieWählbarkeitverschaffen möchten. HerrvonBethmann hatseineGrönde
gut gruppirt; und sich im zweiten Treffen vor dem Schein grämlichen Pessimis-
mus gehütet, vordem crnach dem erstenhier gewamt wurde. Erglaubtnicht an
die Allheilkraft alter und neuer Gesetzesparagraphen noch an die Thauma-
turgie der Beamtenschaft (die dieser Redliche stcher.m'cht in den Knechtsdienst
gouvernementaler Politik einjochen will). Hofft von der Arbeit des Volkes viel
mehr als von bureaukratischer Regirung und polizeilicher Reglementirung.

Denktm'cht an eine Kürzung d es Reichswahlrechtes. „ DasReich hat sich mit die-
sem Wahlrecht seinHaus eingerichtet und trotz allen Mißständen unseres öffent-
lichen Lebens istmeinGlaubean dieKraftundandieZukunftunseresdeutschen
Volkes zu fest gegründet, als daßichnichtüberzeugtwäre,eswerde diesen Bau
unversehrt erhalten. In den unteren Gliederungen des Staates und Volkes
wird die größte wirthschaftlicheund geistigeKulturarbeit geleistet. Ich vertraue
festauf die idealenKräftedes deutschenVolkes, die sich unter dem realenDruck
unserer nationalen Bedürfuifse steigern und das Fel d behaupten werden." Das
ist das (vor acht Tagen hier oermißte) Bekenntniß zu dem fröhlichen Glauben
an DeutfchlandsKraft. Und zugleich das Ende einergefährlichen Legende. Was
ringsum dröut,ift nichtso schlimm, wie es dem ersten Hinblinzeln scheint. Nicht
ganz leicht gewiß,in dem von bedenkenloser Amusü kunst bewn kten Wirrwar die
für nützliche Geschäfte nöthige Ordnung herzustellen. Doch Teutschland hat,
Preußen zumal, viel AergeresohneKrafteinbußeüberstandi.n. Wahrscheinlich
bringt die nächste Wahischlacht im Reich der Sozialdemokratie sechs oder sieben
Dutzend Sitze; vielleicht gar acht. Folge der Jndustrialisirung; unvermeid-
liche Folge. Auch 1907 ist die Zahl der rothen Stimmzettel gewachsen. Nar-
kotika undTrugmittel habennurgehindert, daß diesem ZusatzdieVermehrung
derMandateentsprach.Diese arglistigeKürzungerworbenerRechtekonntenicht
straflos bleiben. Geht uns aber die Sonne unter, weil achtzig, weil hundert
Vertreter unserer tüchtigen, imHeer und in der Fabrik bewährten, von jedem
Putschversuch abgeneigten Arbeiterschaft im Neichshaus fitzen? England und
Frankreich hüben sozialistische Minis! er. Belgien wird übermorgen mindestens
einen haben. Was dort ruhig als ein natürlich Gewordenes hingenommen
wird, bedroht uns nicht mit Lebensgefahr. Der^Deutsche ist leichter regirbar
als Briten, Gallier und Vlamen; ein leises Zeichen kräftigen Wollens und
Schöpfervermögens: und er folgt, wie süß auch dieLockpfeife tönt,derReichs-
standarte. Dem politischen Leben Deutschlands würde ein neuer Tag auf«
blühen, wenn Kaiser und Kanzler endlich erkennen lernten, daß ein klug und
reinlich regirtes Deutsches Reich von dem deutschen Arbeiter, mag er noch so
hitzig das Kapital bedrängen, für feine Existenz nichts zu fürchten, für die
Mehrung feiner realen und idealen Macht Unüberschätzbares zu hoffen hat.
Den Plan, den fünften Kanzler als Feind derNeichseinheit zu denün-
ziren, hatte kein sauberes, kein weises Hirn ausgebrütet. Immerhin wäre es,
nachdem dieSchmutzbrandung ihrenSchaum bis in diePresfedesAuslandes
gespült hatte, nützlich gewesen, wenn ein Berufener im Namen des Bundes-
rathes protestirt, die Verleumdung als läppisch zurückgewiesen hätte. Jeder
Kundige hat längst gemerkt, wie schlecht Herr von Bethmann von der ofst-

ziösen Presse geschirmt wird; und sich seinen Vers darauf gemacht. Das Er-
lebnißdesviertenKanzlers,derschließlich, nachallemMühenfürstlichwerben-
derLiebe, an keiner wichtigen Stelle einen wirksamenHelfermehr hatte, sollte
den fünften schrecken. Erdalf auch nicht warten, bis die ihm von Amtes wegen
Nächsten ihn, nach der Parole aus oft durchleuchteter Ecke, als einen unrettbar
verlorenen Mann aufgeben. AmTag einer Interpellation, diedem allein ver-
antwortlichen Reichsbeamten grobe Verletzung der Bundespflicht vorwarf,
mußte ein Vertreter der deutschen Königreiche vor der Nation für ihn zeugen.
Klugheit und Takt gebieten tiefe Reverenz vorder besonderen Wesensart deut-
scherStämme; und jederBundesstaat kannmitFugunerbeteneDreinrededcr
Nachbarschaft als lästig ablehnen. Preußen mit nicht geringerem Recht als
irgendein anderes Bundesglied. DerKanzler hat keins auch nur mit unüber-
legtem Wort gekränkt. Aus demSüden dringen jetzt aberTöne inunserOhr,
die berechtigter Borussenstolz allgemach als ungehörig rügen muß. Daß Preu-
ßen sichnichtschämen,dasLandihrerMutter,ihrerKinderdemHohn,derVerach-
tung zu empfehlen, statt esals, wiejedes andere, der KritikundrastloserBesser-
ung bedürftig zuschildern, mögen sie mit ihrem Gewisfen,ihrem Ehrgefühl ab -
machen. Verbrieft draußen Stehenden aber noch nicht das Recht zu ähnlicher
Schimpfrede. Verwandtenhader reift manches rasche Wort, das der Sprecher
von einemFremden nicht ruhig hinnähme. Wenn ein Bayer sich zu schreiben
erdreistet, Preußens Geist werde durch den „vollgefressenen" Januschauer, den
RittmeisterBethmannunddenHauptmannvon Köpenickwürdigrepräsentirt.
so verzeihen wirdem,zuseinemSchaden,ohne dieVorkenntnissederElementar-
ftufe in die Politik verschlagenen Satiriker solche Todsünde wider den Heili-
gen Geist des Bodens, der Fritz und Kant, Kleist und Bismarck gebar; ver-
zeihen, weil der so wüstFaselnde uns mit seiner guten Pritsche oft ergötzt hat
und erst, seit er nichtmehr lustig ist, nicht mehr ernst genommen werdenkann.
Wenn sich diese Tonart aber, ohne den Widerspruch der dazu Verpflichteten
zu wecken,weitereinbürgert,mußsieunsaus höflicherReferve rufen.Preußen,
hatunsergrößterJunkermitstolzerJronie gesagt, istwieeineneueWolljacke: es
kratzt einBischen,hältaberwarm.Ob den Bayer der Rückblick lehrt,daherohne
Preußen weitergekommen wäre? Ob er wähnt, mit seinem aus allgemeinem
und gleichem Wahlrecht gezeugten Parlament für deutsche Kultur und Macht
mehr zu leisten als Preußen mit dem Produkt der „Klassenschmach", seiner
Verwaltung und Schule, Industrie und Technik? Mag er. Nur soll er, soll der
Schwabe, der Pfälzer von dem zu ewigem Bund ihm Vereinten so lange höflich
reden, wie draußen der Neid ihn hört. Der kultivirte Preuße ist sehr bescheiden
geworden. Doch seine Geduld hängt nicht an einem dickdrähtigen Segeltau.

Auch unter derVerantwortlichkeit des fünften Kanzlers ist leider schon Manches geschehen, was Preußen nicht beliebter machen kann. Der Kriegs- minister, alsTroupier und Ressortbeamter anständigerDurchschnitt, als Mi- nister noch unbewährt, versteigt sich in hochfahrende Rede, die von einem Mann unbestreitbarenVerdienstes nicht zu dulden wäre. Sein Ausflug in die Hessengeschichteführte zu arger, von dem Abgeordneten Ledebour mit derbem Witz ausgenützter Entgleisung. Seine grafse Behauptung, derAdel helfe bei uns demOffizier nicht vorwärts, hat selbst imHeerbisauf dieHöhen hinauf- reichenden Unmuth erregt. Statt die Abgeordneten an die historische Ent- wicklung, die Generationenleistung preußischen Adels zu erinnern, die eine Begünstigung dieser Schicht bewirken, sogar rechtfertigen mußte, statt ihnen zusagen, das Privileg der durch Erziehung und Tradition, durch Blut und Auslese für Henführerposten besonders tauglichen Adelssprossen sei schon bmchig geworden und werdeimLauf derZeit,derGesellschaftumpflügung völlig schwinden, leugneter stramm jedeBeoorzugung. UndjederFähnrichweihdoch, was der Name, dieFamilie bei der Aufnahme ins Regiment bedeutet und wie liebevoll der Typus des clmi3 lmis gezüchtet wird; jederaktiveOberlieutenant hat den Militärkabinetschef gekannt, der mit urberlinischem Hohngelächter dieHände himmelwärts hob, wenn ein Bürgerlicher, schwach Protegirter sich schmächtig in ein feines Regiment klemmen wollte. Wohin diese alte, schlechte Methodefchliehlichverschleppenkann,lehrt dastraurigeBeispieldesHerrnvon Einem, der zum Bürgen derHohenau, Lynar und Konsorten wurde, denHerr Paasche artig ins Unrecht setzte und dessen Angaben selbst das militärfromme Centrum amEndemißtraute.HerrvonHeeringenmühte,eheersich magistraler Manieren vermißt, den Beweis ungemeinen Könnens erbringen. Das mühte auch Herr von Jagow,der neue Polizeipräsident von Berlin. Der ließ am drei- zehnten Februartag an die berlinerPlakatsäulenrotheZettelkleben.auf denen zu lesen war: „Es wird dasNecht ausdieStrahe verkündet. Die Straße dient lediglich demVerkehr.BeiWiderstand gegen dieStaat^gewalterfolgt Waffen- gebrauch. Ich warne Neugierige/' So redet in keinem Land Europas ein Be- amter zu denBürgern, die ihn bezahlen; selbstin Rußland nicht. SolcheNede- form dürfte derkonservativsteOstpreußenicht billigen. Auf den Armen, den ein sreundliches,landsmännischanhcimelndesWortschnellaus dem Bann derPreß- übertreibunggelosthätte,wirktsiewiegewollteHerausforderung.,,Nunerstrecht; die Weiber würden uns als schlappeKerle mit dem Scheuerlappen ohrfeigen, wenn wirnach dieserProvokationhintermOfenblieben." Und der allzu forsche Mas ist nicht mal haltbar. Erstens dient dieStraße nicht „lediglich demVer- kehr"; etwa auch an Tagen höfischer Feste und Stunden lang währenderAb-

sperrung,die jeden raschen Ve: kehr hindert und Tausenden unersetzlichen Verlust bringt?Zwellens ists durchaus nicht nöthig, jeden Widerstand gegen die Staatsgewalt, auch denschwächlichen, ungefährlichen, mit der Waffe zu ahnden; die Feststellung der Personalien, dieSistirung und gerichtliche Erledigung genügt. Drittens ist dcr Herr Polizeipräsidentnicht berufen, Männer und Frauen, die ein auch den ernsten Sinn herbeiwinkendes Schauspiel, eine bedeutendeRegung der Volkspsychesehen möchten, in denTroß der neugierigen Gaffer einzureihen und unwirsch mit der Selbstverantwortung der erwischten PüffeundHiebezubepacken Wars denn überhauptnöthig, die Straßendemonstration derGewerkschaften zuverbieten? Sie wollten der (nach ihrerMeinung ohne Rechtsgrund) herrschenden Klasse ihre Macht zeigen. Das können sie, kann das Gewimmel derKleinennur durch dieZusammenballung von Massen. So viele Fabrikmenschen, wollten sie sagen, eint ein Gedanke; seht her und le?nt uns achten.Siehättenkemem Bourgeois ein Härchengekrümmt.Wären ruhig durch die Straßen marschirt; halten höchstens das Lied der Arbeit gesungen. Mußte man siereizen? Den alten Polizistenhaß zu neuer Gluth anfachen? Solche Aufzüge, Umzüge hat die wiener Ringstraße gesehen; die Minister des verwi'tterndenHabsburgerhauses haben sie gestattet und der alte Franz Joseph hatinseinerHofburgnichtgezittert,sondernnachundtrotzdenDemonstrationen seinen Oesterreichern das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht gegeben. Seitdem lüftet auch der Sozialdemokrat vor ihm das Haupt. Mußte das Blut deutscherMenschen fließen? Weigert das „Recht auf die Straße" nicht länger: dann fchmeckts nichtmehr wie verbotene Frucht. BegnügtEuch, die bewaffnete MachtfürdenNothfallinBereitschaftzuhalten. Bedenkt, daß durch das Evangelium EuresHeilands der Seufzer stöhnt: W^i-evi' supra wrdam. Und daß Preußen zu scheuerFurcht desFremdlings auch wärmendeLiebe braucht. Herr von Heydebrand hat sein Meisterstück geleistet: die Mannen zum Opfer des Wahlgeheimnisses vermocht. Wenn der reineWille despreuhischen Ministerpräsidenten jetzt von der behutsamen Klugheit eines furchtlosenTaktikers bedient wird, kann er imNu eine Wahlreform einheimsen, gegen die nur dasHauflein derUnentwegten sich stemmt. Trotz allem Geheul einWahlgesetz, dem diebeidenkonservativenFraktionen, das Centrum und die Nationalliberalen zustimmen. Das ist zu erreichen; nach dem ^nuthigen Entschluß, Kleines klein zu nehmen und sich nicht von entbehrlichen Zwirnsfäden den Athem verschnüren zu lassen. Dann? WennWilhelmdenneuenLandtag, ohneaufwür« dige Repräsentation zu verzichten, im schwarzen Rock eröffnet und allen Geladenen die schlichte Bürgertracht vorschreibt, jauchzt Alldeutschland ihm zu. Und Preußens König ist um ein billig erworbenes Kronjuwel reicher.

Die düsseldorfer Kunstakademie.
ch verdanke die Bekanntschaft mit dcr düffeldorfer Kunstakademie einem
SM Zufall. Ich lustwanderte eines Morgens durch den Hofgarten und sann
über die Kunst- und Gartenstadt am Rhein nach, als ich auf einmal einen
angelsächsisch gekleideten Fcemdlirg gewahrte, der, einen rothen Baedeker in
der Hand, seinen Kurs auf das riesige Akademiegebäude nahm Ich schlän-
gelte mich unbemerkt an ihn heran, hängte mich wie eine bescheidene Pinosfe
an seinen Schatten und erst, als wir dicht vor der Thür der Akademie stan-
den, legte ich bei (seemännisch gesprochen) und betrat mit ihm zugleich die pc-
weihten Hallen. Ich hoffte von vorn herein auf die Hochachtung und den
Kredit, dm jeder Ausländer, noch dazu ein Engländer, in Deutschland genießt;
sonst hätte ich mich kaum in die arksnischen heiligen Riesenräume hineingewagt.
Eine eisige Oedc empfing uns. Das Kommen und Gehen, das vor
Universitäten und Hochschulen sich wie vor dem Eingangloch zu einem Bienen-
korb hin und her treibt, fehlte hier ganz Eine hölzerne Balustrade läßt Je-
den einzeln vor dem Guckloch des Pförtners vorübergehen. Man merkt: mit
cerberushafter Gewissenhaftigkeit wird hier gleich vom Eintritt an über die
Seelen gewacht. Ein älterer Mann erschien, der uns prüfend betrachtete. Ich
hatte ein Gefühl, als müsse ich einen Patz vorzeigen oder wenigstens die Zehn
Gebote hersagen. Ich vertraute mich ganz der überlegenen Redekunst meines
Vetters aus Albion an, der immerzu auf seinen Baedeker wies und das Wort
„Rubms, Rubens!" rollte. Diesen monotonen klagenden Tönen, die wie Unken-
rufe in heißen Sommernächten klangen, konnte selbst das ergraute Herz des
Pförtners nicht widerstehen. Ich glaube, es hätte auf die Dauer einen Sharon
weich gemacht. Unser Mann verschwand denn auch in seine nebenZiegende
Kabine, die nach Kaffee und langer Pfeife roch. Ich hörte ihn die weniger
liebenswürdigen als ehrlich gemeinten Worte sagen: „Da sinn Widder so 'n
paar lästije Minsche!" Dann klirrten Schlüssel; und als ich nachdachte: „Nun
werden wir zur Strafe für unsere verbotene Neugier wie naschhafte Kinder
eingesperrt", kam eine alte freundliche Frau zum Vorschein und erbot sich,
uns durch das Labyrinth zu führen.
Zuerst bekam der Engländer seinen Rubens zu sehen; ein anständiges,
aber nicht bedeutendes Werk des Meisters, für das das Prädikat „vei')' do
amiful", das mein Gefährte ihm ertheilte, mir schon um das erste Wort zu
viel vorkam. Auch der „janz echte Bellini", der nach der Versicherung unserer
Führerin dort hängt, gehört nicht zu den schönsten Werken des lieblichsten
MadormenmaKrs. AuM diesen Bildern und trefflichen Kopien rafaelifcher
Gemälde sind noch vicle Totenmasken zu sehen, die in dem großen schönen
Raum überall an den Wänden hcrumhängen und stchen.
Ich wollte noch länger in ho!der Entrückung beim Anblick der Gemälde

des Urbinaten verweilen, mit deren Beschauen sich Goethe beschäftigte, während die Völkerschlacht bei Leipzig tobte, als mich ein leises Klirren des Schlüsselbundes aus meinen Träumereien, die mich von der Düsse! an den Tiber trugen, aufweckte und mich daran mahnte, daß ich hier nur zu Gast weilte, daß diese Bilder eigentlich nur für die Akademiker, die sie sich nicht ansehen, bestimmt find. Unsere Sibylle verschloß fest die hohe Thür, hinter der die Herrlichkeiten, ungeschaut wie Melusine an ihren heimlichen Tagen, weitcrhängen blieben.

Wir folgten unserer Führerin, die andächtig den Namen „Professor Janssen" hervorstieß und uns dann seufzend vier Treppen hoch in das zweite Stockwerk hinaufgeleitete. Keines Menschen Seele begegnete uns unterwegs. Dabei hängen sehensrverthe Photographien und Kupferstiche, Abbildungen der besten Meisterwerke aus allen Herrgottsländern, stehen vorzügliche Abgüsse und Gipsmonumente aus der Antike in den weiten, hohen Korridoren herum, in denen es im Sommer erfrischend kühl ist und im Winter so warm, wie es in den Säulengängen Attilas im Frühling zu Perikles' Zeiten war. Eine musische Luft, nach der man sich in der mit Kohlengas reichlich genährten düsseldorfer Atmosphäre sehnt, umweht Einen auf einmal hier; und wäre nicht das einzige Wörtchen: „Wozu?", das in diesen öden Gängen immer mit Einem geht, das als Echo unserer einsamen Schritte von den kahlen Decken herabklingt, man könnte sich in diesen weiten, durch Kunst geweihten Räumen wohlfühlen. Nirgends mehr, außer vielleicht noch in den Prachtbauten des königlichen Versailles, hat mich das Empfinden der unbenutzten Schönheit so ergriffen, aber auch so verstimmt wie hier, wo riesige Räumlichkeiten tagaus, tagein herumstehen, nur für eine Handvoll Menschen vorhanden, ohne daß das Publikum den geringsten Antheil daran hat. Ich wurde Sozialist und Anarchist bei diesem Gedanken. „Dutzende von Menschen", sagte ich mir, „gehen jetzt auf den düsseldorfer Straßen umher, denen ein einziger Gang durch diese Korridore von höchstem Interesse, von größtem Nutzen wäre. Keine Verbindung besteht zwischen diesem mächtigen Gebäude und den kunstliebenden Menschen, die in der Stadt, in der es steht, wie im Exile leben. Kein öffentlicher Vortrag, wie es doch an Universitäten und Hochschulen geschieht, wendet sich hier an das Publikum ringsum, versucht, anzuregen und zu vermitteln, oter bringt daS geistige Leben in Düsseldorf in Cirkulation. Abgeschlossen wie eine Kaserne liegt die Akademie vor der Stadt, drillt ihre Kunstsoldaten und meidet ängstlich jede Berührung mit der Kunst in Civil und mit dem ganzen artistischen Leben und Streben in unserer Stadt."

Wie in einem abgeschnürten Gliede das Blut stockt, es dann kalt und leblos wird und schließlich verfault, so mutz es auch hier geschehen. Aus einigen geöffneten Atelierthürcn drang es schon wie Verwesungsgeruch in unsere Nasen. Und als der Engländer auf einem Treppenabsatz, nach Luft schnappend, sagte: „It to de i'uin dei'e 011 tdo Kinne", kam mir das ganze Gebäu

schon wie eine Leiche vor, in deren verkalkten Adern kein Leben mehr strömt. Dies Gefühl verließ mich auch nicht, als wir endlich in die große Aula traten, die uns unsere alte Ariadne mit den Worten aufschloß: „Die janze Decke hat der verstorbene Professor Peter Janssen mit eijener Hand ausjemalt."
Ich behaupte (und Keiner wird mich widerlegen können), wenn dieser immerhin schönste Saal von ganz Düsseldorf in Honolulu oder auf Sankt Helena läge, hätte die Stadt nicht weniger davon als jetzt, wo er in Düsseldorf selbst verborgen wie das Schloß in der Höhle Xa Xa liegt. Dabei erhebt sich in jedem Winter in Düsseldorf von Neuem die peinliche, vergebliche Nothfrage nach einem würdigen Saal für Kammermufikkonzerte. Denn die Räume, die die Tonhalle, innen wie außen der geschmackloseste Bau auf allen fünf Kontinenten, dafür herzugeben hat, morden jede erhobene Feierstimmung. Hier ist ein Saal mit ungeheuren Mitteln hergestellt worden, in dem deutsche Kammermusik, mit das Beste, was wir in der Kunst haben, in einem anständigen Rahmen geboten werden könnte: und kein Mensch benutzt ihn. Auch die Akademie, als juristische und ästhetische Persönlichkeit, selber nicht. Denn (wie unsere Führerin schmunzelnd versicherte) die Aula wird „nur zweimal im Jahre für Fest- und Faßlichkeiten refservirt", wobei man deutlich die Freude über das seltene Reinmachenmüfsen heraushörte.
Seufzend betrachtete ich mir die frommen und wüthenden Vilser des „seligen Professor Janssen" an den Wänden, die das menschliche Leben darstellen, und sann traurig über die Kultur in Deutschland nach. Warum läßt man denn nicht einmal die Akademiker öfter in diesen Saal? Fürchtet man, wie ein boshafter einstiger Janfftnschüler behauptet, den schädlichen Einfluß dieser Bildwerke auf die malende Jugend? So schlimm und so gefährlich sind sie doch gsr nicht; und ginge nicht eine arg böse Tendenz durch alle — Schutzengel leiten die Kinder, Posaunenengel verkünden die Auferstehung des Fleisches und die letzte Abrechnung vor dem Herrgott und so weiter —, so könnte man sich leidlich mit ihnen vertragen. Schwerer wird Einem Das bei den Versen, die ein Herr (Klio, vergiß seinen Namen Z) über den Fries, die Bilder begleitend, gedichtet hat. Sie lauten:

„Begrüßt von holder Mächte Chor,
Tritt durch der Kindheit Morgenthor
Der Mensch aus Gottes Hand hervor.
Das Leben weckt die junge Kraft,
Sie blüht in holder Leidenschaft,
Da ruft die Pflicht aufs Thatenfeld
Und in der Pflicht erstarkt der Held.
Es lockt der Ferne Zauberschem,
Er ringt, er kämpft, der Sieg ist sein —
Und jauchzend, mit des Adlers Flug,
Kehrt er zurück im Siegeszug.

Dann schaut er dankbar seine Erben
Und lernt der Künste Kunst: versöhnt zu sterben.
Empor, empor aus Grabesnacht!
Was Du gewollt, was Du vollbracht.
Das wäget des Erlösers Macht.
Was an der Gottheit Hochaltar
Die Seligen schauen wunderbar,
In froher Botschaft wird es wahr. Halleluja!"

Während mein Engländer etwas skeptisch sich in die neudeutsche Malerei vertiefte, hatte ich Muße, mir folgende Verse als Gegenstück zu den angeführten unter Janssens Fries auszudenken:

„Und wenn der Mensch ein Mann geworden
Mit einem Titel oder Orden,
Roth oder goldnen Hosenborden,
So steht man bald den Mandarin
Mit zehn Beamten sich umziehn
Wie Chinas Mauer stumpf und stark.
Man dringt ihm nie an Herz und Mark,
Doch — einmal ist man schon ihm nah,
Da eilt er fort: Mein Chef ist da!'
Weit draußen steht das Publikum,
Reckt sich nach ihm die Hälse krumm
Und lernt und läht es seinen Erben
Als aller Künste Kunst: kaduk zu sterben.
Empor, empor aus Grabesnacht,
O Deutsche, zur Kultur erwacht.
Befreit Euch in der Geister Schlacht!
Sonst steht Ihr an dem Jüngsten Tag
Vor Euren großen Männern, ach!
Als Schuldner in Bankerot und Schmach. O je, o je, o je!"

Dieweil ich diese Verschen zusammenhatte, wandte sich die ergraute Frau gähnend an mich: „Wenn Sie sich noch das Kupferstich kabinet ansehen wollen, dst is hinten im Korridor, Jedermann zugänglich." Ich siel vor Erstaunen fast um. Ein Kupferstichkabinet in Düsseldorf für das Publikum frei! Niemals hatte ich davon gehört; und eher hätte ich noch an die Möglichkeit eines Hsinedenkmals in dieser Stadt geglaubt. Die Sammlung selbst erwies sich bei näherem Betrachten als eine nicht gerade reiche und wieder streng sittlich gehaltene (als ich zu meinem privatissimen Ergötzen Rops verlangte, zog ich mir einen Blick tiefer Verachtung zu), aber doch eine höchst respektable und wohlansehnliche. Und wenn durch einen häusigeren Besuch des Publikums et Was mehr Ordnung und Sorgfalt in die Sammlungen käme (Nachfrage regelt bekanntlich das Angebot) und wenn schließlich einige der zahlreichen Kunstspender in Düffeldorf zu privaten Stiftungen für dieses öffentliche Institut angeregt würden, so könnten diese traulichen Räume vielen Kunstfreunden in

der Stadt manchen grauen Winternachmittag verschönen helfen. Jetzt werden
auch diese heimlichen Zimmer vom Publikum kaum benutzt; nur Wenige wissen
überhaupt in Düffeldorf vermuthlich von ihrer Existenz und die Wenigen scheuen
die an eine Bahnhoffperre erinnernde Barriere unten vor dem Eingang in
die Akademie, bei deren Durchschreiten jeder nicht zum Bau Gehörige wie ein
Schmuggler gemustert wird. Menschen, die Kupferstichkabinete besuchen, haben
ja gewöhnlich Nerven; und ein forschender, mißtrauischer Blick genügt bei
Solchen oft, ihnen den Appetit auf Klinger, Goya und Rembrandt zu verderben.
Ganz nachdenklich geworden, trennte ich mich von meinem Engländer
und überließ ihn der Suche nach dem Heinehaus und seiner Enttäuschung.
Mir aber wollte es, während ich am Rhein entlang ging und noch einen Blick
auf das kolossale Gebäude zurückwarf, gar nicht in den Kopf, warum diese
Herrlichkeiten dem großen Publikum nicht mehr zugänglich gemacht werden,
warum die Stadt Düsseldorf von diesem theuren Institut gar nichts hat,
warum dies Haus wirklich nur eine Kunstkaserne ist, in der Lehrer und Schüler
ein von dem Leben der Stadt völlig getrenntes und abgeschlossenes Dasein führen.
Die Professoren, Kunstlehrer, verknöchern dabei zu Beamten, leben abgesondert
wie die Kardinäle zusammen und möchten am Liebsten einander vergiften. Die
Schüler werden einseitig herangebildet, wie Kleriker erzogen, mit einer Ab-
neigung gegen alles Moderne geimpft und auf irgendeine Manier gebracht.
Nicht emmal mit alten früheren Akademikern, deren Erfahrungen auf dem
selben Boden, in der selben Landschaft von höchster Anregung für die Schüler
sein könnten, werden Beziehungen gepflogen. Militärisch steif, wie im Kadetten-
haus, gehis bei der Ausbildung junger Maler zu.Z
Mit der Stadt Düsseldorf, in der sie steht,^ hat die Akademie nicht
mehr das Geringste zu thun, eben so wenig mit den Fragen und Interessen
unserer Zeit: die selbe Akademie, die zu Cornelius' und Schadows Zeiten das
ganze geistige Leben der Stadt ausmachte und anregte. Dem, der versucht,
eine Vermittelung zwischen diesem noch heute mächtigen und, wie Jeder sehen
kann, prächtigen Institut und der Stadt und den vielen kunstsinnigen Menschen,
die in Düsseldorf wohnen, anzubahnen, wird so lange die Unterscheidung von
Staat und Stadt, die doch nur auf dem Papier steht, vordeklinirt, daUer
schließlich ganz an der Möglichkeit einer einigen Kultur auf deutschem Boden
verzweifelt. Nur den wenigen Einsichtigen auf der Akademie wird es manchmal
bei diesem heutigen leblosen, petrefakten Zustand bang. Hört man sie sprechen,
so könnte man glauben, daß die Aßademie, dieses Dornröschen, sich selbst nach
dem Befreier sehne, der es aus seinem mehr als fünfzigjährigem SchlafIe-
freite. Wird dieser Prinz und Befreier einmal kommen oder werden nur im
Märchen Dornen vernichtet, Staub und Schutt weggefegt, Scheintote auf-
geweckt und aus Akademien Kunststätten gemacht?

Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Die Familie Corvositz.*)
Dienstboten der Pension Kaplick wußten sich nicht mehr zu helfen. Eben
war der dritte Hase und die vierte Pute in der Küche abgegeben worden
und der Bote hatte die Zurücknahme der bereits bezahlten Waaren abgelehnt. Die
Pensionmutter selbst herbeizurufen, war unmöglich. Sie, sonst die Pünktlichste im
Haus, war heute um elf Uhr vormittags noch nicht erschienen. DaS Hausmädchen
Elise hatte schon viermal an Frau Kaplicks Thür geklopft, ohne eine andere Ant-
wort zu erzielen als ein undeutliches Murmeln, dem wieder eine tiefe Stille folgte.
Sie beschloß, die Verantwortung von ihren Schultern auf die der Pensionäre ab-
zuwälzen und den Korb mit allen Vorräthen in das gemeinschaftliche Eßzimmer
zu stellen. Dort tranken die augenblicklich stellunglose Naive Brigitte König und der
Kunstschriftsteller Stefan Rasmus eben Thee, während die Malerinnen Lina Mendt
und Franziska Rumpler und die Studentin Kamilla Katzler als zweites Frühstück
belegte Butterbrote aßen.
Brigitte König stand ganz erschüttert vor dem Ueberstuß. «Drei Hasen und
vier Puten! Wie lange werden wir daran zehren müssen!"
„Ers—taunlich", sagte Lina Mendt mit ihrem hamburgisch lispelnden s—t
und dem gewohnten unschuldigen Ausdruck ihrer blauen Augen; „hst sie das Alles
gestern nachmittags gekauft, wie sie in die S—tadt gegangen ist?"
„Ja", bestätigte Brigitte; ‚in vier verschiedenen Geschäften."
Stefan Rasmus klemmte sein Monocle fester und starrte auf das wie zum
Stilleben aufgebaute Fleisch. „Daß sie es gekauft hat, wundert mich noch nicht
so sehr; aber sie hats auch bar bezahlt."
„Das können Sie natürlich nicht begreifen," stichelte Brigitte, während sie
aufstand, um das Bufet nach Süßigkeiten abzusuchen.
Lina meinte: „Sie muß volls—tändig den Vers—tand verloren haben."
„Herrgott, Kinder, was zerbrecht Ihr Euch denn so den Kopf!" Ueberlegene
Verachtung kräuselte Franziskas Lippen. „Sie hat halt noch ein Bissel mehr ge-
rappelt, wie sie gewöhnlich thut, Wenns 'nen Krach mit Chriftovitsch gegeben hat."
Sehr interesfirt trat Brigitte näher. „War denn schon wieder Krach?"
„Na'ob; gestern früh. Ich Hab nach Leibeskräften ins Klavier geschlagen,
um nichts zu hören. Aber die Wände sind so dünn: der Spektakel war nicht zu
übertönen."
„So ein Kerl!" Brigitte sprach nicht deutlich, weil sie eben eine Feige kaute.
„Und abends war er mit 'nem Mädel im Rssidenztheater."
„Woher wissen Sie denn Das?"
„Weil ich selber drin war; mit einem Freund."
„Wohl mit Herrn S—tefcm?" fragte Lina mit ihrer Taubenmiene.
Rasmus ließ sein Monocle fallen. „Ich hatte leider nicht den Vorzug."
„Das könnte mir passen." Brigitte wurde zornig. „Lina, was plauscht Du
denn für Zeug?"

*) Ein Bruchstück aus dem zweiten Theil des (hier mehrfach erwähnten und von
vielen ernsten Menschen gelobten) Romans „DieFamilie Lowofitz". Dieser zweite Theil
erscheint, unter dem Titel, Rudolf und Kamills", bei Egon Fleische! & Co.

„Ich meinte nur, weil Ihr zusammen frühs—tückt."
Rasmus enthüllte seine spitze Zähne in einem unverschämten Lächeln. „Wir beginnen wohl gemeinschaftlich den Tag; aber wir haben ihn leider nicht gemeinschaftlich beschlossen."
Ohne sich an ihn zu kehren, kam Brigitte wieder auf Frau Kaplicks Liebesfchmerz zurück. „Armes Weib! Darum hats auch gestern mittags mit so rothgeweinten Augen dagesessen."
„Rothgeweint?" Franziska rümpfte die Nase, „mir sind sie schon mehr glasig vorgekommen."
„Du meinst?"
„Ich mein: wer Sorgen hat, hat auch Liqueur!"
Wieder verzog Stefan seine Lippen zu einem frechen Grinsen. „Ihre Art, Seelenschmerzen aufzufassen, ist nicht sehr weiblich, Fräulein Rumpler."
„Ich habe nicht den Ehrgeiz, Ihnen weiblich zu erscheinen", erwiderte sie scharf. „Uebrigens" (sie sah ihm fest in die zwinkernden Augen) „weiß ich ganz gut, daß es auch raffinirtere Mittel giebt, um Seelenschmerzen zu betäuben."
Stefan wurde noch um einen Schatten fahler. Erdachte daran,wegzugehen; wäre nur fein Zimmer nicht so kslt und unwohnlich gewesen und hätte er sich nicht inmitten von Weiberklatfch und Weiberunterröcken gar so wohl gefühlt.
Das Mitgefühl trieb Kamills, sich ins Gespräch zu mischen. «Man müßt sich aber doch nach der Frau Kaplick umschaun; vielleicht ist sie krank."
Brigitte stimmte der Mitleidigen zu: „Die Katzler hat ganz Recht. Der lange Schlaf ist unnatürlich."
In diesem Augenblick kam Elise wieder. Sie berichtete sehr aufgeregt: Frau Kaplick scheine aufgewacht zu sein. Aber sie gebe keine Antwort, sie stöhne immer leise vor sich hin. „Gott, Fräulein", setzte sie zögernd hinzu, „sie wird sich doch nicht vergiftet haben?"
Brigitte und Kamill« wurden totenblaß. Stefan Rasmus legte das Zeitungblatt weg. «.Brechen wir die Thür auf", schlug er vor.
Franziska verlor die Fassung nicht. „Macht um Himmels willen nicht so ein Aufsehen. Ihr ruinirt der Kaplick die Penston. Versnchts erst noch einmal mit Güte. Vielleicht probirts die Katzler; sie ist ja der Kaplick ihr Verzug."
„Ja, gehns, Frau Katzler", redete auch Brigitte zu, „sprechens mit ihr böhmisch; ich thäts ja selber gern, aber ich kann nix wie ‚ä^' KudicKu, und ‚8ti-o pi-8t 8krs Krl^." Und die Wienerin, der die beiden Pragerinnen als Oesterreicher zweiter Klasse galten und die das czechische Idiom verlachte, that, als zerbreche sie die Zunge an dem Mangel an Konsonanten.
Kamills waren von der zweiten Landessprache ihrer Vaterstadt auch nur ein paar Brocken Volksböhmisch geläufig und sie hatte Frau KaplickS landsmannschaftliches Gefühl der Zusammengehörigkeit oft als lästig und lächerlich empfunden. Jetzt aber wünschte s:e aufrichtig, ihm eine Wirkung zu verdanken. Sie ging, von den Neugierigen begleitet, in das Vorzimmer, in das das Privatbureau de« Frau Kaplick mündete, pochte an und bat um Einlaß. Auch sie vernahm zuerst nur undeutliche Laute und ein paar tiefe Seufzer. Dann, als sie ihre Bitte noch eindringlicher wiederholte, regte sich Etwas, schwerfällige Schritte tasteten sich voran, der Riegel wurde weggeschoben.

Kamill« öffnete die Thür, verschloß sie aber schnell von innen, auS Angst,
ihre Gefolgschaft könnte versuchen, hinter ihr her einzudringen.
Ihr war der Schlupfwinkel der Frau Kaplick, der einzige, in den die Biel-
gehetzte flüchten konnte, wenn sie sich sehnte, mit sich allein zu bleiben, immer sehr
jämmerlich erschienen. Ein schmales Kabinet, in dem die Möbel an einander stießen
und das durch überreichen Wandschmuck, Reklamekarten, Papierfächer, Photo-
graphien und Farbendrucke noch beengter wirkte.
In diesem Raum, in dem ein durchdringendes Parfüm, Moschus und der
fade Duft von Schönheitmitteln und von Medizinen, die Luft verzehrte und in
dem sich bei Tage zwei Menschen kaum bewegen konnten, war ein Nachttisch vor
die zum Bett verwandelte Chaiselongue gezwängt, verstreute Kleidungftücke lagen
auf dem Lehnftuhl und dem Teppich und der Schreibtisch, durch eine Wachstuch-
aufläge geschützt, trug Waschgefäße, eine Anzahl von Flacons und einen kleinen,
aufrechtstehenden Toilettenspiegel.
Wie sich der umfangreiche Körper der Bewohnerin durch diesen Engpaß
winden konnte, entzog sich der Beobachtung Kamillus, denn die Aufgeschreckte war
schon wieder in ihr Bett gesunken und der Anblick, den sie bot, war detrübend
und abstoßend zugleich. Eine heftige Gemüthsbewegung mußte sie so zerschmettert
haben, daß ihr nicht die Kraft geblieben war, sich zu entkleiden. Nur das oberste
Gewand hatte sie abgeworfen, das Mieder aufgerissen und ihr Fleisch überschwemmte
ungedämmt den Ausschnitt ihres himmelblauen, von Spitzen eingesäumten HemdeS.
Ihr Gebiß, das sie, wie die schwatzhafte Elise gern erzählte, stets im Wasserglas
aufzubewahren pflegte, lag auf dem Nachttisch, die falschen Haare aber hatte sie
nicht abgesteckt, ihre Stirnlöckchen hatten sich nach links verschoben und der Weg
der Thränen verrieth sich in der Schminke des gedunsenen Gesichts, in dem die
ausgelöschten Augen fast verschwanden.
Kamilla überwand sich, die feuchte Hand der Böhmin sanft zu streicheln.
„Was ist Ihnen denn, liebe Frau Kaplick? Sind Sie krank? Soll ich um den
Doktor schicken?"
Von diesem Worte ausgerüttelt, wehrte sie: „Gott soll hüten vor dem Doktor!"
Dann wurde ihre Sprache wieder matter. „ES hat mich umgeworfen, ich bin wie
hin; kein Glied kann ich bewegen."
Sie sprach Czechisch, als sei ihr Gehirn unfähig, deutsche Ausdrücke zu fin-
den. Jetzt sah sie die Landsmännin mit Blicken an, aus denen eine thierische Ver-
zweiflung flehte. „Kleine Frau, Liebste, um der schmerzenreichen Mutter willen,
und weil wir in der selben Stadt geboren sind, thun Sie mir eine Liebe an ...
Gott wird es Ihnen an Ihren Kindern lohnen."
Erschüttert gab Kamill« ihr das Wort: ‚Wenn ich kann."
„Sie können." Schon die Hoffnung schien die Kranke zu beleben. „Schönste,
Herzigste, Gute, Gute, schaun Sie, dort im Schreibtisch in der linken Schublad
(die Schlüssel Hab ich unterm Kopf, sperren Sies auf, ziehn Sies heraus), sehn
Sie, dort steht ein Schachterl und ein Flaschel; geben Sie mirs her."
Kamill« that, wie ihr geheißen wurde, ohne zu begreifen, was Frau Kaplick
an diesem Dienst so dankenswerth erschien. Sie mußte nun die Schachtel öffnen,
auS der Nadel, die neben einer kleinen Spritze lag, einen dünnen Stahldraht lösen,
die Spritze mit der Flüssigkeit der Flasche süllen (‚mehr, mehr' verlangte Frau

Kaplich die jede der Bewegungen mit hungernder Gier verfolgte) und die Nadel
in die Spritze schrauben.

Schon riß ihr die Andere das Instrument aus der Hand. Und zu Kamillus
verlegenem Erstaunen schob sie die losgebundenen Röcke tiefer und das Batisthemd
hoch hinauf, faßte mit der Linken eine Falte ihrer Haut, durchstach sie mit der
Nadel und spritzte die Flüssigkeit hinein.

„Ach," stöhnte sie, indem sie die gestochene Stelle rieb, aber es war ein,Ach^
des Glückes. Und schon rötheten sich die Wangen, ihre Augen wurden frischer, sie
richtete sich auf und wurde sich der Kläglichkeit ihres Aeußeren bewußt. Beschämt
zog sie die Bettdecke bis zu den Ohren hoch und griff nach der ins Rutschen ge-
rathenen Frisur.

„Jesus Maria, wie ich ausschau'! Was werden Sie nur von mir denken?
Aber so fürchterliche Schmerzen Hab' ich gestern mit einem Mal gekriegt, Wissens
so ein Rheuma (sie sprach es Rewma aus), daß ich das Chloral nur so in mich
hineingeschüttet Hab' (davon also war der starke medizinische Geruch, der sich in
den Moschus mengte). Da muß michs auf der Stelle umgeschmissen haben; wie
tot Hab' ich gelegen." Kaum hatte sie die gesellschaftliche Lüge ausgesprochen, als
sie, von einer Erinnerung gepackt, den Kopf ins Kiffen steckte; das Schluchzen stieß
sie, daß ihr Körper flog.

Gepeinigt und verlegen suchte Kamill« nach einem Uebergang in die All-
täglichkeit. Sie sagte: „Fau Kaplick, es ist halb Zwölf; sollich die Schlüsse! nehmen
und der Köchin zu Tisch herausgeben an Ihrer Statt? Sie wild sonst mit dem
Mittagsmahl nicht fertig. Und dann", da diese Mahnung ohne Eindruck blieb,
.stellen Sie sich vor: Drei Hasen und vier Puten find heute in der Küche abge-
geben worden und, hör' ich, Sie haben das Alles gestern in vier verschiedenen Ge«
fchäften eingekauft und gleich bezahlt."

Das wirkte. Frau Kaplick sprang mit beiden Beinen aus dem Bett. „Je-
schische, Jeschische", jammerte sie, «ist Das möglich? Drei Hasen und vier Puten;
ich kann mich rein auf nichts besinnen. Und gleich gezahlt? Wissen, bitte, auch
vielleicht, wie viel?"

„Zusammen hat es über vierzig Mark gemacht."

Frau Kaplick fuhr sich in die aufgewühlten Haare. „Jeschische! Ueber vierzig
Mark, wo kommt mir Das wieder herein?" Die Fäuste ballend, murmelte sie ab-
gerissene Sätze: „Haderlump . . . Kerl gemeiner, zu Grund richtet er mich . . .
Aber ich wirf ihm auf die Gassen! Verhungern soll er von mir aus."

Kamill« that, als habe sie Das nicht gehört. Sie hatte ihre Aufgabe voll-
endet. Im Weggehen sah sie Frau Kaplick heftig auf die Klingel drücken, um ihr
Personal herbeizurufen.

In der Eßstube erwartete man sie ungeduldig und überschüttete sie mit
Fragen. „Frau Kaplick hatte gegen ihre Jschiasschmerzen eine zu starke Dosis von
Chloral genommen. Das hat sie so betäubt. Es geht ihr sonst ganz gut", erwiderte
Kamill« ruhig und verließ das Zimmer.

Eigentlich wäre sie gern noch geblieben, um den Fall eingehend zu be-
sprechen, doch sie wollte sich nicht zu einem Vertrauensbruch verleiten lassen; auch
fühlte sie sich niemals heimisch in dem Kreis der Pensionäre. Der Wunsch, sich
ihnen anzuschließen, kämpfte mit den Vorurtheilen gegen die Ungebundenheit ihrer

Sitten und Gespräche. Sie legte den heimatlichen Maßstab an sie, der keine
andere Werthung kannte als Fein und Unfein. Unfeine Leute nannte sie die Haus-
genossen, von ihrem eigenen Wesen himmelweit verschieden. Ost dachte sie: Wenn
Rudolf wüßte, wies hier zugeht Z Doch hütete sie sich, ihm davon zu sagen und an
dem Bestehenden zu rütteln.
Außerdem: was sollte ihr, einer verheirateten Frau, erzogen, wie sie war,
eine wie immer geartete Umgebung schaden? Ihre Grundsätze waren gefestigt und
ihr war jeder Lebensleichtsinn fremd. Nur zu theuer hatte sie die kurze Freiheit
zu bezahlen; sie zitterte bei jedem prager Brief, quälte sich unaufhörlich mit Ge-
wissensbissen über die versäumte Pflicht und suchte ihr immer waches Schuldbe-
wußtsein durch den schweren Ernst Zu dämpfen, mit dem sie ihre neuen Pflichten
pflegte. Sie lag in den Nächten wach und überdachte ihre Arbeit, sie übte bis zur
Ueöermüdung, machte Fleißaufgaben für den Lthrkursus der Theorie; sie gab sich
ganz an die Musik: und die Musik dankte ihr dafür. Ihre Mitwirkung bei der
öffentlichen Prüfung war längst beschlossen; außerdem beabsichtigte der Professor,
ihr bei einem der nächsten Komponistenabende den Klavierpart im Quartett zu
übergeben. Sie galt Etwas in der kleinen Umwelt ihrer Klasse und es hob sie
auch in den Augen ihres Lehrers, daß sie durch ihren Bruder und den Mann der
Freundin Beziehungen zur Presse hatte.
Er wußte nicht, über welche Hindernisse hinweg sie jüngst mit einer loben-
den Notiz über das Erstauftreten eines Konservatoristen in die ‚Neuften Theater-
blätter' eingedrungen war. Rudolf hatte seine Hilfe schroff verweigert und auch
Herr Ehrenthal, sonst immer scherzhaft und galant, war unfreundlich geworden,
als sie eine geschäftliche Gefälligkeit von ihm verlangte für Jemanden, der ihn gar
nicht interessirte. Nur durch Hermine, die, durch Erlanger, heimlich mitregirte, war
es gelungen, die Reklame in die Zeitung einzuschmuggeln.
Seit Kamill« nicht mehr bei Samuels zu Gast war, hatte ihr Verhältmß
zu Hermine sich verändert. Sie spielte neben ihr die Rolle der Vertrauten, wie sie
in Opern alten Stils stets neben der Primadonna steht. Frau Ehrenthal redete
Wirtschaft, und Toilettensorgen an sie hin, nahm sie mit, wenn sie Kleider an-
probirte, und scheute sich nicht, mit ihr Einkäufe für Gesellschaften zu machen, zu
denen sie die Begleiterin nicht lud. Dafür gab sie aus dem reichen Vorrath ihrer
Freibillets von Zeit zu Zeit an ihre Freundin ab; und Kamill« war so unver-
wöhnt: sie ergötzte sich such im Belle-Alliance-Theater und bei Konzerten, die selbst
Herminens Schneiderin verschmähte.
Heute war ihr zum ersten Mal der Besuch der Oper zugedacht. Zwei Tage
lang hatte sie an der Borfreude gezehrt; nun machte sie sich auf den Weg, um sich
das Recht auf den Genuß zu sichern.
Sie fand Frau Ehrenthal in Aufregung. „Wie Du mich hier siehst, warte
ich immer noch vergebens", rief sie der Eintretenden zu; „es ist unerhört, ich werde
mich beschweren."
„Nein, Hermine", warf Kamills schüchtern ein, „reg' Dich doch nicht so auf,
ich kann ganz gut ein ander Mal ..."
„Ach was", Frau Ehrenthal zuckte mit den Achseln, „wegen Dir! Aber
meine Karte zur Lindaupremiere ist noch nicht da. So eine Unverschämtheit von
dem Kerl: ‚es schickt sich nicht, zu einer so besuchten Vorstellung um ein drittes
Freibillet zu bitten.'"

„Von wem sprichst Du denn?"
^Von dem alten Elsel, dem Doktor Krell; immer nimmt er sich so viel heraus."
„Aber", widersprach Kamill«, „Rudolf ist doch auch immer der Meinung..."
„Na ja, der Rudolf! Auch so ein Verdrehter; wie oft Hab' ich mich schon
mit ihm deshalb gezankt! Wir thun doch den Direktoren einen viel größeren Ge-
fallen. Wenn die Kritiker nicht über die Stücke schreiben möchten, ginge ihnen keine
Katz hinein, ausstopfen könnten sie sich lassen. Ueberhaupt" (die schlechte Laune
raubte ihr die gewohnte Selbstbeherrschung), „was treibt denn eigentlich Dein Bruder?
Seit acht Tagen hat er sich nicht sehen lassen; neulich Abend ist er einfach nicht
gekommen, ohne abzusagen."
Kamilla hatte eine Sekunde des Triumphs, daß sie über ihren Bruder, der
gestern bei ihr gegessen hatte, besser unterrichtet war, und sie machte sich sehr wichtig.
„Du mutzt ihm Das nicht übel nehmen; er hat schrecklich viel zu thun. Für die
Zeitung. Und er hört fast alle Tag Kolleg. Und dann mit seinem Stück; den
zweiten Akt schreibt er ganz um. Seit acht Tagen ist er keinen Abend ausge-
gangen, hat er mir erzählt."
Herminens Züge heiterten sich auf. Sie sagte: „Ich nehme mir auch Mühe
genug für ihn. Wenn man sein Stück noch Heuer spielt, hat ers nur mir zu danken."
Kamills dachte: „Gut, daß der Rudolf Das nicht hört."
Ts läutete. Hermine rannte selbst hinaus und kam, einen Brief in ihren
Händen, mit strahlendem Gesicht Zmück. „Ich Hab' also meinen Platz. Sogar Loge.
Erlanger ist ein Ehrenmann. Aber für Dich war heute nichts zu machen. Na,
aber ganz bestimmt ein ander Mal."
Kamill« dachte: Meine Enttäuschung trägt sie leicht. Und obgleich sie sich
es vorgenommen hatte, berieth sie sich nicht mit der Freundin über ihr künftiges
Verhalten ihrer Wirthin gegenüber.
Ein paar Stunden später war sie Dessen froh. Als sie sich zum Mittag-
essen einfand, sah sie oben an der Querseite der Tafel Frau Kaplick sitzen, auf dem
gewohnten Platz, in der gewohnten geraden Haltung. Ihre Ueppigkeit war in
eine rothe Seidenbluse eingesperrt, die schwarzen Löckchen umrahmten, kunstvoll
auftoupnt, das gepuderte Gesicht und Einem, dem die Herkunft des flackernden
Glanzes in den Augen ein Geheimniß war, konnte er die Folge der angeregten
Unterhaltung scheinen. Denn unbefangen, mit einem Lächeln, das eine lückenlose
Reihe weißer ZKHne zeigte, sprach die Hausfrau mit ihrem Nachbar Chnstovitsch,
dem sie, wie immer, die besten Stücke auf den Teller legte. Chriftovitsch, ein
schwerer, stiernackiger Mann, dunkelhäutig, einen kleinen Schnurrbart über den
begehrlich aufgestülpten Lippen, nahm die Fürsorge gelassen an, aß viel, redete
wenig und immer nur mit seiner Nachbarin zur Linken, einer rothhaarigen Ame-
rikanerin. Nichts erinnerte an den Vorfall von heute morgen; nur die Einge-
weihten tauschten Blicke, als der Hasenbraten aufgetragen wurde.
Erst gegen Abend, als Kamills, ermüdet von der Arbeit und auf der Flucht
vor der Kälte ihres schlecht geheizten Stäbchens, das Eßzimmer wieder betrat (es
diente, als der besterwärmte Raum, auch häufig als Empfangssalon), erfuhr sie
von den weiteren Begebenheiten dieses Tages. Franziska Rumpler erzählte Anna
Möller, die zu Besuch gekommen war, Frau Kaplick habe beide Dienstmädchen,
zur Strafe für ihr Schwatzen, sofort aus dem Haus jage« wollen, habe sich aber
bald darauf wieder mit ihnen ausgesöhnt.

„Ter Christovitsch hat jedenfalls sein Veto eingelegt. Er legte Werth auf
sine gute Köchin und auf ein hübsches Stubenmädchen."
Anna Möller schüttelte den Kopf. «Was sie sich von dem Kerl gefallen
läßt! Es ist unbegreiflich."
Franziska sagte mit einem hochmiithigen Lächeln: „Ja, ja, je älter, desto
toller. Ueberhaupt, feit Nils Johanson nichts hat von ihr wissen wollen."
„Bei Nils Johanson konnte man es doch wenigs—tens Vers—tehen," lispelte
Lina Mendt mit ihrem Konfirmandenlächeln.
„Meinst Du?" Franziska wendete sich fast drohend ihrer Freundin zu.
^Bist Du ihm vielleicht auch nachgestiegen?"z
Lina sah sie ganz unbefangen an. «Nachges—tiegen? Nein, nachges—tiegen
bin ich, glaube ich, noch keinem Mann."
„Sprecht Ihr von Männern?" fragte die hereinstürmende Brigitte. Sie
war wie nackt in dem engen weißen Tuchkleid, das sich faltenlos an ihre Glieder
schmiegte und die wundervolle Büste uneingeengt enthüllte.
Franziska musterte sie mit mißbilligenden Blicken. „Wo läufst Du denn
schon wieder hin?"
«Ich geh' ins Schauspielhaus zur Lindau-Premiere; ein Freund von mir
hat mir ein Billet geschenkt."
„In dem Aufzug?"
Brigrittens Schultern hoben sich, als wollten sie die letzte Fessel sprengen.
„Du meinst das Ausgeschnittene? Aber nein. Im Schauspielhaus bin ich ganz
ehrbar. Darum komm' ich ja; bitt' Dich, hilf mir den Ginsatz da hinein knöpfen,"
sie reichte der Malerin einen Spitzenlatz, der bestimmt war, die Lücken ihrer Kleidung
auszufüllen. „Aber nachher, weißt, dann gehn wir lumpen. Auf ein Atelierfeft
sind wir eingeladen. Na und da reiß ich, eins, zwei, drei, den Fetzen wieder rauö."
Die Rumpler berührte liebkosend Brigittens zarte Haut. «Du wirst Dich
mit Deinem Leichtsinn noch zu Grunde richten;" schalt sie, «es wird Dir gehn
wie der Kaplick."
„Also sei so gut! Ich dank'für den Vergleich. Uebrigens, das arme Hascherl,
leid thun hats Einem können heut mittag. Wie sie den Kerl, den Serben, ge-
füttert hat! Und als Dank dafür hat er nur Augen für die rothhaarige Miß gehabt."
„Nein, so Jemand kann mir nicht leid thun," stieß Franziska grollend aus,
während sie Brigitte mit einem leichten Ruck dem Gaslicht näher brachte, „so
Jemand steht für mich noch tiefer als ein Thier."
„Sie ist halt in ihn verschossen. „Wenn ich in einen Mann verschossen bin..."
Brigitte machte eine so heftige Bewegung, daß ein paar Maschen des straff ge-
spannten Spitzenstoffes platzten.
Franziska, die im Begriff war, den letzten Haken in seine Oese einzuführen,
runzelte die Stirn. „Mäßige Dich, Brigitte." Die aber war schon zum Spiegel
weggesprungen.
„Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht
entbehren können," rief sie, während sie eine Welle ihrer gelben Haare tiefer in
bie Augen zog.
„Das trifft mich nicht", fuhr Franziska auf, „nicht mich und nicht die Lina;
uns genügt die Kunst und unsere Freundschaft."

Brigittens Mund bewegte sich, als schlucke er Etwas hinunter. Mit einem
spitzbübischen Ausdruck meinte sie: „Na, mir doch auch; und da schimpfst Du immer
über meine Freunde."
Die scharfe Linie um Franziskas Mund vertiefte sich. „Freundschaft mit
dem Mann ist eine Lüge. Der Mann ist unser Feind."
Brigitte hob abwehrend ihre Hände. „Heute Haft Dus aber wieder mal
Harb auf die armen Männer. Und sie sind doch so herzig. Wenn sie nicht da
wären, müßte man sie rein erfinden. Gott, was fingen wir ohne die Männer an!"
Anna Möller, die bisher geschwiegen hatte, sagte: „Der Mann ist doch nur
das Mittel, um unsere Sehnsucht nach einem Kind Zu stillen."
„Oder auch nach zweien," murmelte die Rumpler boshaft.
Worauf Anna heftig wurde. „Ich bin stolz auf meine beiden Kinder und
glücklich, daß sie mir allein gehören. Die Mutterschaft ist für uns Frauen doch
das höchste Ziel"
„Sag' lieber gleich: die Ehe," spottete Franziska.
„Wer spricht von Ehe?" fuhr Anna auf, wie von einer persönlichen Be-
leidigung getroffen.
Brigitte, die wieder vor dem Spiegel stand und ein rothes Kopftuch um
die Zöpfe legte, wendete sich um.
„The, Mutterschaft, bitt' Euch, Kinder, redets nicht von so philisterhaften
Sachen. Wie hat Das der Busch so schön gesagt: ‚Lieöe ist der Inbegriff, auf
das Andere pfeif' ich.'" Sie öffnete die Arme; wie eine Statue stand sie, weiß
gegen den rothen Hintergrund der herabfallenden Falten ihres Tuches.
Franziskas Pupillen zogen sich zusammen, wie von einem starken Licht ge-
troffen. „Schön bist Du heute." Sie machte einen Schritt auf Brigitte zu; dann
blieb sie stehen. „Nimm Dich in Acht!" Rauh kam ihr die Stimme aus der
Kehle. Brigitte stand noch immer regunglos. Der ungewohnte Emst gab ihren
ausdrucksvollen Zügen etwas Tragisches. „Pah/ sagte sie, mit einer Handbewegung,
die Etwas wegzuwischen schien. Schon war sie wieder mit ihrer Kopfhülle be-
schäftigt. ‚vorma e modils^ sang sie in das Spiegelglas hinein.
Franziska sagte, als nehme sie eine unterbrochene Unterhaltung wieder auf:
„Ihr solltet mehr Naturgeschichte lesen. Da könntet Ihr schöne Sachen von der
Liebe finden und von der Sehnsucht nach dem Kinde. Da ist, zum Beispiel, die
Geschichte von einem Fisch, den man den Stechling nennt. Der kann seine Fischin
auf den Tod nicht leiden; aber da kommt ein Augenblick, in dem die Natur ver-
langt, daß er sich mit ihr verträgt. Da packt er sie, treibt sie in eine Art von
eigenem Herd, den er eigens dazu eingerichtet hat, und wenn sie ihte Pflicht gethan
hat und gelaicht, peitscht er sie mit den Flossen wieder raus und schaut sie nie
mehr an. Freilich sorgt er dann selbst für seine Brut, was man von den Menschen-
vätern nicht immer behaupten kann."
Anna Möller sah finster vor sich hin.
Brigitte aber, das Gesicht wieder ganz Heiterkeit und Grübchen, fand die
Geschichte köstlich. „Du, Das hat Dir sicher Niels Johanson erzählt."
Die Rumpler gab kein Echo an diese Lustigkeit zurück. Sie sagte kurz:
‚Du verwechselst uns, ich habe nie vertraut'mit Nils Johanson gestanden."
Die Blutwelle, die bei Nennung dieses Namens Brigitten bis in die Ohr-

läppen gestiegen war, verbreitete sich über Hals und Nacken. Trotzig sagte sie: „Das
war nur Dein eigener Schade."
In die Pause, die ihrem Ausruf folgte, tönte Linas hamburgisches Lispeln:
„Ist es denn bes—timmt, daß Nils Johanson nicht mehr in die Pension zurückkommt?"
Brigitte ließ den Aermel ihres Mantels fallen, in den hineinzuschlüpfen
sie sich eben mühte. Ihr neugieriges: „Woraus schließt Du Das?" traf sich mit
Franziskas mißtrauischem: „Von wem hast Du diese Nachricht?"
Lina blickte ganz madonnenhaft. „Ich meine nur, seine Wohnung s—teht
doch schon seit einem Monat leer und in Fräulein Sjöborgs S—tube wohnt Frau
Katzler."
„Das hochmüthige Ding, die Sjöborg", Brigitte knöpfte ihren Mantel zu;
„gut, daß wir Die los find."
Franziskas Augen glänzten. „Schön war sie und stolz."
„Pah," Brigitte warf die Lippen auf; „sie haben Wand an Wand gewohnt."
„Wie Frau Katzler thun wird, falls Nils wiederkommt", erwiderte Franziska.
Brigitte lächelte. „Na ja, die Katzler." Und in der gutmüthigen Absicht,
die Geringschätzung, die diese Worte in sich schlössen, abzuschwächen, setzte sie hinzu:
„Uebrigens die Katzlerischs ist ein stilles Wasser. Immer seh' ich einen Herrn zu
ihr kommen und gestern hat er sogar bei ihr genachtmahlt, in ihrem Zimmer;
schon mehr okamdrs ssparss."^
Kamills glaubte sich ernstlich angegriffen. ^„Das war mein Bruder Rudolf!"
Sie vertheidigte sich sehr entrüstet. Niemand mißtraute ihrer Ehrlichkeit; nur um
sie zu necken, stellten sie sich zweifelnd.
„Was ist Ihr Bruder?" fragte Fräulein Rumpler.^
Kamilla dachte nach. Was war eigentlich ihr Bruder? „Er ist kolossal
gebildet/ sagte sie mit großem Stolz.
Die Mädchen lachten. „Das ist aber doch kein Beruf."
In ihres Bruders Sinn verletzt, wurde Kamill« eifrig. „Er hat auch keinen;
er arbeitet ganz frei. Er studirt noch; und nächstens wird ein Stück von ihm
gegeben; und er schreibt für die Neusten Theaterblätter, aber nur, wenn es ihm
gerade paßt."
Mit einem Ruck drehten sich ihr alle Köpfe zu.
„Er ist Redakteur?"
„Bei Ehrenthal, bei dem Agenten? Mit Dem Handel' ich ja gerade um
ein Engagement."
Anna und Brigitte hatten gleichzeitig aufgeschrien.
Nun erkundigte sich auch Franziska. „Schreibt er auch Kritiken über Kunst?"
Anna Möller fragte, in hungernder Erregung: „Könnte er mir vielleicht
eine Empfehlung an Journale geben, die Übersetzungen gebrauchen?"
Brigitte sagte: „Jessus, da könnt' er mir vielleicht ein Engagement ver-
schaffen? Warumhaben Sieuns denn dieses merkwürdige Wesennoch nicht vorgestellt?"
Kamill«, so plötzlich der Mittelpunkt alles Interesses, blies sich ein Wenig auf.
„Mein Bruder lernt nicht gern neue Menschen kennen und es möcht' Ihnen
auch gar nichts nützen: er thut Niemandem auf der ganzen Welt gegen seine Ueber-
zeugung Etwas zu Gefallen."
„Gott, er wird auch mit Wasser kochen": damit fertigte Franziska die Ueber-
Hebung.dieser Katzler' ab.

Lina Mendt, die unbewegt geblieben war, lispelte ganz kindlich: „Was ist Das für ein S—rück, das er geschrieben hat?"
„Das Stück, das man jetzt aufführt," Kamill« erwähnte es so nachlässig, als sei ihr Bruder es gewohnt, Stücke aufführen zu lassen, „ist ein MSrchendrama. Nils Johanson", sie wußte, es war prahlerisch, von Einem, den man gar nicht kannte, so mit Vertraulichkeit zu reden, „hat ihm die Musik dazu gemacht."
Brigitte, eben mit dem Aufziehen ihrer langen Handschuhe fertig und mit einer Hand schon auf der Klinke, sprang wieder zurück. „Nils Johanson hat ihm...? Jessus, jetzt erinner' ich mich auch, ich Hab' ihn einmal mit Nils Johanson und seiner Cousine hier aus dem Haus Herausgehn sehn, noch bevor Sie hergezogen sind, FrauKstzler. Er ist mir aufgefallen, ich Hab' mir gedacht: Dem gefallt aber das große Mädel! Gott, Augen hat er auf sie gemacht! Wissens, schön ift er juft nicht, aber gescheit schaut er schon aus."
Die Entgegnung auf diesen Satz, in dem sich für Kamilla Verletzendes und Schmeichelhaftes mischten, wurde ihr von Brigitte abgeschnitten.
„Jeschisch Maria," rief sie mit einem Blick auf die Uhr, „bald Sieben; und der Kopka wartet auf mich bei der Kasse. Na, Der wird schimpfen! Also: Ihren Bruder mutz ich kennen lernen. Er interessirt mich riesig. Jesfus, ich muß mir grad jetzt eine Droschke nehmen; biit' Dich, Franzi, borg' mir eine Mark, ich Hab' nur fünfzig Pfennige in der Tasche. Also Pfuit Euch Gott alle mit einander. Und wenn ich Ihren Bruder im Theater seh', Frau Katzler, dann grüß' ich ihn von Ihnen."
Kopfschüttelnd sah ihr Franziska nach. „Ein wildes Frauenzimmer. Ihr Bruder kann sich gratuliren."
Kamill« war im Begriff, zu sagen: ihr Bruder fei viel zu charaktervoll und ernst, um sich auf solche Kindereien einzulassen, aber die Art, mit der die drei Zurückgebliebenen leise plaudernd einander näherrückten, gab ihr ein Gefühl der Ueberflüssigkeit. Auch wollte sie noch vor dem Abendbrot Oktaven üben.
Mitten in einem Lauf ließ sie nachdenklich die Hände sinken.
Franziska hatte ihr an einem regnerischen Sonntag ein Buch geliehen. Ein Franzose, namens Diderot, hat es geschrieben und ein Kapitel war darin, das hieß „Von den Frauen". Darin war festgestellt, daß den Männern Abwechselung in der Liebe ein Bedürfmß sei und Treue zu einer Einzigen unmöglich; und daß eine Kuhmagd ihre Leidenschaft eben so erregen könne wie die feinste Dame. Und es waren Beispiele gegeben von dem Einfluß, den sinnliche, wenn auch niedrige Naturen auf geistig hochstehende Männer übten. Etwas wie ein körperlicher Schmerz hatte Kamills beim Lesen dieser Abhandlung ergriffen, eine heftige Empörung über die Vsrächtlichkeit des eigenen Geschlechtes und darüber, daß es Männer gebe, die so häßlich fühlen und vielleicht auch handeln konnten. Alle natürlich nicht, niemals konnte sie Das glauben; ihr eigener Mann war sicher ausgeschlsssen. Trotzdem konnte sie nie ohne Beklemmung dieser seltsamen Enthüllung denken; und die Unterhaltung, deren Zeugin sie vorhin gewesen war, hatte aufs Neue ihr Innerstes aufgewühlt. Sie saß und grübelte in ihrem schlecht geheizten Zimmer und eine große Traurigkeit fiel wie eine Last auf sie. Eine Ahnung unbekannter, rötlich schwerer Leiden streifte ihr Gemüth, Heimweh griff nach ihr; sie sehnte sich aus Kälte und Verlassenheit nach der Umfriedung, ihres Hauses.
Auguste Hauschner.
K

Abs chlußstimmung.
ö die Börse Grund haben wird, sich des Kometenjahres zu freuen? Kometen
sollen ja Glück bringen. Die Weinbauern sagens wenigstens. Im Hitzig-
haus sieht man mehr vergnügte als ängstliche Gesichter. Die Bankdirektoren schmun-
zeln, wenn der neugierige Frager sich ein paar Rosinen von ihnen holen will.
„Hnicl sit futurum or^Z, 5uA6 quasi-sr« ..." Amerika war eine Stunde lang
weniger wichtig als die Berufung Arturs von Gwinner in den Kreis der „Edlen
und Getreuen Herren". Die Börse hat dem Türkengwinner die Versetzung unter
die Pairs des Königreiches Preußen neidlos gegönnt. Er gilt als wirklicher Erbe
Georgs von Siemens und ist mehr als ein Epigone, wenn er sich auch selbst stets
als Schüler des Meisters bezeichnet. Siemens ist nun zwanzig Jahre tot. Der
Deutschen Bank aber gehts besser als je und statt des Reichstagsabgeordneten
Siemens hat sie jetzt das Herrenhausmitglied Artur von Gwinner. Als Vertreter
des deutschen Kapitals in der Türkei und Kleinasien, besonders aber als Reprä-
sentant des deutschen Elements bei der Bagdadbahn hat sich Gwinner Verdienste
erworben. Die Wahl des Königs fiel auf einen Würdigen; und die Auguren der
Börse raunten einander zu: „Nun wird die Deutsche Bank sicher 13 Prozent
Dividende geben." Die Zahl Dreizehn wird nicht mehr als ominös gefürchtet, seit
die AEG den Bann des Vorurtheils durchbrach. Der Abschluß der Bank des
Berliner Kasfenvereins, der den Reigen der berliner Finanzinstitute eröffnete,
stimmte die auf Dividendenzuwachs Hoffenden wieder ein Bischen herab. Der
niedrige Zinsfuß kürzte den Gewinn und beschnitt die Dividende um mehr als
1 Prozent. Dieses Ergebniß ist für die großen Aktienbanken nicht maßgebend, da
die Bank des Kassenvereins, als Hauptabrechnungstelle der wichtigsten berliner Bank-
firmen, andere Funktionen hat als ein Kreditinstitut. Wichtiger als der Dividenden-
rückgang ist, was die Ziffern des Kaffenvereins über das Erleben der Börse lehrten.
Der Gesammtumsatz erreichte die Rekordziffer von 55 Milliarden. Selbst das leb-
hafte Börsenjahr 1905 brachte es nur bis zu 52. Und der Bericht betont, daß
der „Ultimoverkehr an der Börse ganz außerordentlich gestiegen ist". Die Börse
ist wieder zum Lebenscentrum geworden und der Börsenmann regt sich deshalb
nicht mehr so wie früher auf, wenn aus Amerika schlechte Nachricht kommt. Berlin
liegt nicht am Hudson. Mögen die Wallstraßenmatadoren einander nach Herzens-
lust die Dollars aus der Tasche stehlen: was kümmerts uns? Daß drüben im
Zeitraum von zwei Wochen vier Börsenfirmen vor die Hunde gingen, ist am Ende
aber nicht so ganz gleichgiltig. Die Insolvenzen waren die Folge eines Mitzver-
hältnisses zwischen engagirtem und verfügbarem Kapital. Wird die schiefe Pro-
portion zum allgemeinen Nebel, so wiederholt sich die Finanzkrisis vom Herbst
1907. Und wer kann behaupten, daß die Verstrickung in ein zu dichtes Netz von
Engagements gerade nur bei den verunglückten Bankhäusern zu finden war? Je
intensiver die Spekulation an der Börse arbeitet, um den Werth des in Effekten
angelegten Vermögens zu erhöhen, desto lauter knurrt der Magen nach Geld. Wer
soll schließlich den gewaltigen Hunger des amerikanischen Riesen stillen? Europa
hat keinen Ueberfluß an Umlaufsmitteln: und die Möglichkeit, Aankeewerthe in der
Alten Welt abzusetzen, ist nicht unbegrenzt. Dabei find die Eisenbahnen, das wich-
tigste Aktivum in der allgemeinen Vermögensbilanz der Union, noch lange nicht

satt. Em bekannter amerikanischer Nationalökonom, Professor Carner von der Harvard-Universität, will, wie er jüngst erklärte, seinen Ruf als Gelehrter dafür einsetzen, daß die Vereinigten Staaten in einem Jahr oder in zweien eine der schwersten Krisen durchmachen werden, die sie bis jetzt erlebt haben; die Union werde bald genöthigt sein, Korn, Fleisch und andere Nahrungmittel einzuführen, weil die eigene Produktion der Nachfrage nicht mehr genüge. Unglückspropheten gerathen leicht in den Ruf der Lächerlichkeit. Doch Carner gilt für einen vorsichtigen Mann, dem man hysterische Angstschreie nicht zutraut. Und die rasche Folge der jüngsten Insolvenzen giebt zu denken. Die Börsenfirma Fisk A Robinson, die mit sieben Millionen Dollars passiv wurde, galt allgemein sogar als solid.

An Unterhaltungstoff hats auch in Berlin nicht gefehlt. Die Auergesellschaft und die Bankfirma Koppe! A Co. haben einen Ruf als Emisstonare erlangt. Am neunundzwanzigften Januar überraschte die Deutsche Gasglühlichtgesellschsft die Aktionäre mit der Mitteilung, daß der Aussichtrath beschlossen habe, eine Erhöhung des Aktienkapitals um 6,60 Millionen Mark Stamm« und 6,60 Millionen Mark Vorzugsaktien vorzuschlagen. Eine Verdoppelung des Kapitals also, das erst vor vierzehn Monaten von 6 60 auf 13,20 Millionen gebracht worden war. Die Börse nahm die Ankündung höchst ungnädig auf; und das Bankhaus Koppel hatte genug zu thun, um den Kurs der Aueraktie, dem Angebot von Stücken gegenüber, zu stützen. Schließlich ist es nicht so ganz einfach, bei einem Papier, dessen Werth bis auf 650 Prozent getrieben war, zu interveniren. Und am Ende gabs Tagesverluste von zwanzig Prozent. Die ungewöhnlich große Kapitalsvermehrung wurde mit der Situation auf dem Markt des Gasglühlichts und der Metallfadenlampe begründet. Der Konkurrenzkampf lasse nur noch bei weiterer Ausdehnung der Massenfabrikation lohnenden Gewinn. Um die Fabrik dem neuen Prinzip anzupassen, seien auch neue Mittel nöthig. Und so wurde, vielleicht in dem Gefühl, daß sich nie wieder die Gelegenheit zu so reichem Fischzug bieten werde, der dreisteste Coup gewagt, den eine Aktiengesellschaft sich überhaupt leisten kann: Erhöhung des Betriebskapitals und dabei Verringerung der Rente. Denn die Dividende von 50 Prozent hätte auf das doppelle Kapital nur 25 Prozent ergeben. Allerdings sollte den Aktionären durch den Bezug der neuen Aktien zum Parikurs ein werthvolles Aequivalent für die Verkürzung des Aktienertrages geboten werden. Während die Spekulation reizvollen Bezugsbedingungen gegenüber sonst nicht gefühllos bleibt, konnte sie sich über die Kühnheit der Auerverwaltung nicht beruhigen. Und nun geschah das Unerhörte. Drei Tage nach der ersten Ankündung kam eine zweite: Die Verwaltung habe den Gedanken an die Erhöhung des Kapitals aufgegeben, weil ihr Vorschlag eine „wenig günstige Aufnahme in den Kreisen der Aktionäre^ gefunden habe. Die zweite I^uts nouv«aut6 der Maison Koppel. Nun war die Verstimmung erst recht groß, weil man sich fragte: „Nach welchen Prinzipien handelt eine Verwaltung, die heute widerruft, was sie vor drei Tagen für nothwendig hielt?" Diese Frage ist berechtigt. Wenn eine Verwaltung, nach reislicher Prüfung der Verhältnisse, sich genöthigt glaubt, den Aktionären eine Verdoppelung der Betriebsmittel vorzuschlagen, so muß sie unter allen Umständen ihr Vorgehen zu rechtfertigen suchen. Daran darf sie kein Widerspruch hindern; am Wenigsten aber dürfen Rücksichten auf den Aktienkurs die verantwortlichen Organe eines Unternehmens bewegen, eine als nothwendig erkannte Transaktion aufzugeben. Zu Aendenmgen im Finanz«

plan wäre ja noch in der Generalversammlung Zeit gewesen. Aber für die Auer-
gesellschaft waren von je her die Wünsche des ihr liirten Bankhauses entscheidend.
Und da Koppel & Co. keine Lust hatten, alle Aktien, die der erste Schreck über die
Kapitalserhöhung auf den Markt trieb, zu übernehmen, so wurde schleunig der statu»
quo ante hergestellt. Das war kein Meisterstück; ein kluger Taktiker hätte sich ge-
hütet, vor dem Tag der Generalversammlung den Pflock zurückzustecken.
Ist die eigenartige .Finanzpolitik" der Auerverwaltung mit den Vorschriften
der Paragraphen 241 und 249 des Handelsgesetzbuches in Einklang zu bringen,
die von den Pflichten des Vorstandes und Aufsichtrathes reden? Da nur einer der
beiden Beschlüsse den Interessen der Aktionäre dienen kann, so muß beim anderen
die „Sorgfalt des ordentlichen Geschäftsmannes" gefehlt haben. Die Zahl der Mit-
glieder des Aufsichtrathes ist um zwei verringert worden. Hat sich die Kontrole
der noch übrigen Aufseher als unzureichend erwiesen? Der'Arm des Geheimraths
Leopold Koppel reicht wohl Weiler, als den nicht im Bann dieser Macht befindlichen
Aktionären gut ist. Schon die Emission der Vorzugsaktien im Jahr 1908 patzte
nicht in das Schema glatter Finanzoperationen. Da wurde eine besondere Ver-
gütung von 6 Prozent gewährt, die abnorm war und wie eine Emission von Unter-
pariwerthen aufgefaßt wurde. Schließlich fand die Bonifikation aber keinen Wider-
stand beim Registerrichter. Dann die schnelle und ausgiebige Erhöhung der Divi-
denden (von 22 auf 35 und 50 Prozent), eine Steigerung, deren Tendenz nicht ver-
borgen bleiben konnte. Und zuletzt das Angebot neuer Aktien zum Pariwerth bei einem
Kurs von 650 Prozent für die schon notirten Papiere. „Solche Bezugsrechte giebts
ja gar nicht", hieß es an der Börse. Das Schicksal der Aueraktie ist gewiß nicht arm
an sensationellen Erlebnissen. Zwischen 1000 und 200 Prozent hat der Kurs ge-
schwankt; und die Spannung zwischen der höchsten und der niedrigsten Dividende
beträgt 123 Prozent. Kein Wunder, daß die Spekulation an dieser Elastizität ihre
Freude hatte. Aber einen ruhigen Besitz hat die Aktie niemals gewährt; und heute
weiß^noch kein Aktionär, wie die Gesellschaft mit der betriebsamen Konkurrenz fertig
werden wird. Höchstens weiß es Leopold der Große. Unsere ersten Elektrizitätfumen
find keine leicht zu nehmenden Rivalen. Was soll werden, wenn die Erweiterung
des Betriebes „nach Maßgabe der vorhandenen Mittel" nicht genügt? Dann kommt
später doch die Ausgabe neuer Aktien. Die aber wird nicht leicht sein, nachdem
die Verwaltung sich durch ihr letztes Kunststück so arg kompromittirt hat.
Als der Kurs der Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südweft-
afrika die Baumregion verließ und alpine Höhen aufsuchte, warnte ich hier vor
allzu kühnen Klettertouren. Das theuerfte Papier der berliner Börse ist für den
Sport der gewöhnlichen Steuerzahler ein zu kostspieliges Objekt. Ein Kurs von
2000 Prozent mahnte zur Vorsicht. Aber die Sorge wurde als grundlos bezeichnet,
weil die Antheile in „potenten Händen" seien. Bald danach waren sie auf 1560,
beinahe 500 Prozent vom Gipfel entfernt; und die .potenten Hände" kümmerten
sich nicht um den Kurs. Reelle Verkäufe waren die Ursache der Deroute; und ver-
kauft wird ja meist nicht von potenten, sondern von nicht ganz sicherstehenden Leuten.
WaS hatte die Antheile der Kolonialgesellschaft ins Gleiten gebracht? Ganz unbe-
stritten scheint die Sache nicht zu fem; denn der Reichstag war unisono gegen die
Kolonialgesellschaft und Herr Dernburg mußte seine Stimme der vox poxuU ver-
einen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika sucht die Integrität ihrer

Bergrechte durch die Berufung auf den mit der Kolonialbehörde abgeschlossenen
Vertrag nachzuweisen. Am zwölften Februar 1908 wurde zwischen der Gesellschaft
und dem Reichskolonialamt der Bergrezeß vereinbart. Rezeß heißt Vertrag; nach
dem Ueberemkommen sollte die Deutsche Kolonialgesell zchaft in dem ihr zugestandenen
Gebiet auf die Ausübung der Berghoheit verzichten und sie dem Reich überlassen.
Das ist die Auffassung der Gesellschaft; ihr steht das Votum des Reichstages gegen-
über, das den Verzicht als einen Rücktritt von Bergeigenthum auffaßt. Zu den
Prozessen, die im „Diamantenparadies" spielen, werden also wohl neue kommen;
und die „potenten Hände" werden schließlich ihren Besitz ruhig schießen lassen.
Charakteristisch ist, daß die Grundlinien im Fall Auer und bei der Kolonial-
sache das selbe Bild zeigen: Unklarheit in den geschäftlichen Dispositionen; Ueber-
wiegen des spekulativen Moments; Kursherrschaft. Weisen diese Erscheinungen nicht
auf eine gemeinsame Wurzel zurück, auf die Hybris, die dem Bewußtsein der Stärke
des Kapitalvermögens entspringt? Man meint, der Spekulation seien keine Schranken
gesetzt. Die Disposition brauche deshalb erst an zweiter Stelle zu kommen. Daß
diese Rechnung nicht stimmt, lehrt nur allzu oft die Erfahrung. Aber die Börse
ist stets spätestens übermorgen wieder lustig. Gute Abschlüsse der Handelsgesellschaft
und der Nationalbank, der allerbeste Abschluß, von der Deutschen, in Sicht, von der
nächsten Zweimonatbilanz nichts Schlimmes zu fürchten: da darf Groß und Klein
doch getrost hoffen, das Kometenjahr werde auch der Börse sich huldvoll zeigen.
Ladon.

Herr Hürden, in dem Artikel „Wie man in Rußland spricht",
steht auf Seite 226 der „Zukunft" vom zwölften Februar 1910 der Satz:
„Für die Russen ist der Deutsche der ^ssmet^, der Stumme, weil er ihre Sprache
nicht versteht und deshalb nicht zu ihnen reden kann. Weshalb diese Bezeichnung
gerade für uns gilt, hat noch Niemand recht zu erklären vermocht; ihrem Sinn nach
würde sie auch auf Engländer und Franzosen passen. Wahrscheinlich hat die Spott-
lust der Russen den Deutschen getroffen, weil er von je her ihr Lehrer und Er-
zieher war; dessen Fehler reizt die Unmündigen leicht zur Neckerei." Die Leser wird
es vielleicht interessiren, zu erfahren, daß der bei slavischen Völkern allgemein ge-
bräuchliche Ausdruck „NsWso", .Der Stumme" (und „Der Deutsche") sehr alten
Ursprunges ist. Nach Chroniken reicht er bis in die Zeit der Slavenwanderungen
zurück. Die erschwerte, wahrscheinlich nur durch Gesten ermöglichte Verständigung
zwischen den damaligen Nachbarn, Germanen und Slaven, soll dazu beigetragen
haben, die Bezeichnung „Remse" für „germanisch, deutsch" entstehen zu lassen;
wohl als Gegensatz zu „Slovan", Slave, von „slovo", „das Wort", abgeleitet.
Dresden. Anda Tanglova.

Herausgeber und verantwortlicher :Iiedalteur: M. Hard'cn in Berlin. — Verlag der'-'.utunft in Berlin

Nr. 22.
XV. Saison
XV. Saison
Neute ung tüglick 7',, Ulir: Oroüe Oala-Voi-stelluns!
Isrnes f»»s, 6er derüdmleste 8cKulreiter 6er Oegenvsrl mit seinen ärei Kindern. Sisters
Ourti,. l^uktseroentin^Kt.«c. vsnell c«.8K»n6ingviscn.8p«rtsKl.8Ki.«o6eIu.KoIIscliulie.
«r. ^»c«d. Foxterrier Oress. Vortüdren u. «eilen cl. besten Lcnut-, freikeits- u. 8pringpleräe.
9V. VKr: Die russiscke sensationelle Pantomime ^Il^IK«?
SesoncZ. dervoreuned.: Oer OrKsn. 6ss rlrädeden, 6er lZiesev ^s«, inen 8tur? i. Urslgedirge.
Sonn- un6 Feiertage 2 Vorstellungen 3'/, un6 7'/, Unr.

Wir blinZen stets cZas Keueste
korclern Sie ^usterbuck tt.
t?i^,eit?pke,Z. . . . .>!. I?.5>J
Zentrale: LsrUn W. 8, ?rie<Zricr>str. 182

ZcKultKeisL Vier
verclankt sein Renommee
seiner KervorrsLenclen Qualität unä «elcommlicnkeit.
^
devirkt pkxsiologiscde Oxydation der im Körner angesammelten Hrmü6ungsloxir:e, regt
6is Qevedsstmung sn. 6sner die von ersten Klinikern erhielten erfolge bei 8tottvecrise,.
Krankkeiten, tter^leiclen, Marasmus, ^rteriosclerose, de! Vedermü6ung und in 6er IZe>
Konvslescen?. — rlrKSltlicli in gen grösseren ^potneken. — steicklialtige Literatur ver-
sendet gratis 6ss Orgsnotnergpeutisclie Instilut prok. Dr. v. poeKI 6i SSKne (8t. Peters»
durg). ^dt. OeutscKIsn6 Serlln 8>V.68u. Sitte stets Original »poekl» -u korctern
cit>-Notel, Köln a. «K.
Ra.us ersten kAnges vis-ä-vis ^uptbaknnok

Serliner-IKellter-KnieZgen
I
(!)
ff
IVletropol-TIKeäter
Die Zr«88e Kevue!
ttumori8t.-8ul. .lalire^revue in 10 Lildern von
^ul. freund, ^lusik v. Paul Vincke. In S/.ene sse-
8et?t v. Oir. I^icli. öcnutt^. lün-e v. ^Villi Liäliop,
0eutsc1ie8 Itieater
Sonnlidend, d. 26. u. 8onntaL> a. 27./Z. 7'/^ U.
>Iu,Ua^ den 28./2. 7</2 ^nr A IN I S t.
VVeiwie iiielie ^näetila<;8liule.

!o MM man'! mucken k
m. ^.nton u. Oonat tterrnield in den ttauptrolleri
ttier^u:
Komödie von ^UFUst ?>leidliardt.
ä,nfanx 8 Unr. Vorverkauf 11-2 Ulir,
Ore^denerstr. 72/7J. 8 II!,!.'.
vis 0»IWriUö8W
Deutsches ^Keater.
/^Kend8 8 I^Kr.
I^reita^ 6. 25., 8onnad., d. 26., Lonnigs d. 27./2.
/Vlont?,?, den 28./2. MS" Premiere
»leine! melller.
Der zro88e Mme.
8onntaF, den 27./2. ^aclnn. 3 vlir. Moral.
fl-iecik-ickLtl'. >65. ^oke LeKrenZtk'.
Dir. KnciolpK Nelson
(za8tspiel
u. ä. vollstüncZ. N6U6 f'k'ogl'amm.
ö6ln'6H8tl'. 55-57
Keuni 0 n 8: 8onnta.^. Mittwocii, t-'reitaz
K/^Ä» «Noulin rougs"
I< euni 0 n 8:
Neue! IpereNen-lkeM
VictoriaOafc
Linter äen Linclen 46
Uli S ^ Q K I R S 8 8 RR IT A
! « I. IR ^ I ZR «>
durcti „Mars" fterlin W., I^inKstrasZe 8
(potäd. plat?). '7el. 6a, 18818, di8kret, inner-
dalk 3 T'aFen, I^o?i8 in Lonclon d. 6eut8c!iem
ttansvvirt. ttonorar mii«>iF, Keine 8ciivvjerczK.,
reckts^ülti^ in allen Starren. Korrespond,
I LÜ sist^ in 6er I^Iu^vvocde von tteliopoli8 auf Flugapparaten mit Con«
^VvUuv liu!!^ tinental-^ei-oplanstott »evvonnen worden. In äie8e 8umme teilte«
8icn 5 Ziemer. Oer Hest von ^5U0 I^raneZ entfiel auf 2 ^.vjatiker, cleren Apparate Keinen
ContinentZl-Ztoff liatten. Im Oesamt-KlaLsement Krackten die ^luFmascninen mit c!ie8em
Ltoff 8ämllicKe er8ten und Zweiten, 8onie eine Fansie ^en^e weiterer preise an sicn, deren
^uMnrunZ nier 2U weit lünren würde. ^Vie üderaU, nat 8icn 6a8 Fabrikat cler „kontinental^
sucn in ^eZvpten in der ZIän?end5len ^Vei8e bewänrt.

KZ mik Solei-un6
//ttotilmunijzlück

2«>.s. preis:2.^..S.pr?.<i.5^. m elegsn^.eieckpzclcc;.
'rsubenstr. 15 k^rieckrickstr. 67 HWKrenstr. 49
tteute und fol^enäe laZe:
Kn 5onn> unll keiertllgen NllcKiilittM von VKr.
Von 10 VKr morZens di8 12 I_IKr nackts ZeSttnet.
Llrosses Xonxert. ^.den68 9 u. 10I_IKr: Lii 08888 Xu»8tlAufeu.
Im Koten 8aal aüaberiällOk 10 VKr: O^.V^KLI'. 8aalpl3t? ^. 2.—.

IMnrKcde KniMen.
>I Verlag V0N Carl /vieler (Qu8tav prior) !n ttarmover u. öerlin w 35. 1^
Xu dexloken tlurek alle RueKKanülunFeu:
Ol-. 8«. 300 Zeit. pr^is in^Ze-
Oerttallesclie Courier beurteilt ckas Lucn wie fol^t: ^ders bat mit liebevollem
Liker unä Zutem l'akte eine Zrosse I^eine <2KaraKter?üsse, OenKwüro'iFkeiten un6
Erinnerungen an 6en^Qro88en^Lm2iZen ^U8ammenAetraZett un6 nacl^^^NcnKe^t
soncZers Liebenswerte, ja I^ünreno'e im V/esen lies berrlicben ^lannes^präcNti^

von Dramen, Qeäicbten, Romanen etc. bitten wir,
zwecks LlnterdreitunZ eine8 vorteilliatten Vor-
LcblgAes Kin8icbtlicb Publikation inrer ^VerKe in
Luelnorm, sieb mit UN8 in VerbinäunZ ?u setzen.
!VIol!erne8 VerlagZbureau Lurt >Viganä
21/22 ^onann-QeorZs'.r. öerlin-ttalensee
!ckr!kklellerii
bietet vornenmer öucb- un6 ^eitscbritten-
verlSF publiKationsmöZlicKKeit. ^ntraZen
mit Rückporto unter D 4ltS6 sn
«uäolt ^088«, lLeipxiA.
ll^.„.................
gpuds wertvoller Lüoner,
>D it.e n Keiten, lasonen-
düoner, Nuväarten, Xinäer-
dücnor eto. 12ö Seiten stark,
^rati3, ?orto W ?f. ^. lVI. LpaStli,
^ntic^ua,ria,t, Ssplin O. 2, ^e?en-
Uder 6ern ZZa.tKaus6. - (?6?rttnäet 1834.
5cKrijt5tellern
bietet sicb vorteilhafte 0 el e^en Ii ei t?ur
piiklikslilili ililer illKliW in lWZm.
^nliaFen an 6en Verlag kür Literatur, Kunst
—vnc! NusiK, Leip^i^ 6l. —«
In 4. ^«SaKS IVOS erseKieiR:
Oer lilarynis Äs Lade
Ü_N<1 861116 2sit.
Litt Reit,'. Kultur u. 8jttenKe8«l,i«Ktv
6. 18. ^rirbäts. m. des öe?ied. a 6 LeNre v. ci.
von lZr. t-ugen VUnrsn.
573 5. Lieg. br. ^N. 10,-, Leinwbcl. ^. 11,5,0^
ferner in 7. ^uk»se:
(Z686k1oKt6 Ä. I,N8t86N«1lS
iin ^.Itei'tuui ned8t auskübrl. Llntersucd üb.
Venus-u. ?KaIIl.isKult,Loräelle,r>I«uso8 l'Neleia,
Päderastie u anä. ^escblecbtl. ^usseb^veif^en.
6. ^Iten. Von Dr. ^. Kossnbaum. ^35 seit.
I?leA. br. ^1. 6,—, Leinv^dol. N. 7,50. P^Me
u. VmeieKn. üb. Kultui-- u. 5i!lenge5cK'M. ^erke Zrat. trk.
^^ H, F^H,^«« Ml, Hi,^,«^« dinFewiesen. 6er ein ^n^ebot ^an2:
MT. «<>ZI<DRD«V» RIR «K.'<5IZK«R> v0r?ü^!Zcner?iFarren-^arKenäar.
stellt. O!e beuti^e Vor^uZsotterte clieser bekannten Lremer ^iFarreriLabriK Können wir c^L?
Der Kummer liefen Lerner ?ro8pekte bei vom
suf v^elcbe vir ebenfalls unsere Leser besonäers aufmerksam macnen.

Wer u. IleilMtMn.
MMÜINI «Wl!mmermllnn5cktttiktunz ckemniti.
Diät, milüe Wasserkur, elektrische uncl f.iciitbenancllurig. seelische Leeintlussung,
^snäerinstitut, Röntgenbestrahlung, cl'^rsonvalisation, heilbare Winterluildäcler,
deksglicde Zimmereinrichtung. LeNancllung aller heilbarer Kranken, ausgenommen
Illustrierte Prospekte trei. (^Kefar^t lZl>. I>««KeII.

Kmssr Hasser
tteilbswälirt bsi KatsrrKen, ttusten, ttelsvr-
Keit, Verscnieimung, KlRgsnsäure, inllusn»
uncl folge^ustänclsn.
Usdor»!! ernältlion in Apotnelcsn, llrogsn- unii
>insi'al«»88el' ttancilungsn.
II!»»»»»»»»»»
(üentralkei^ung, KScli8t moclerne öac!e-L!inrlcnt-
öranöt-Nassage. KoKIensäuredääer etc. tterrliche geschützte Qebirgsläge. 350 m
über clem ^eere. OrolZer WalclparK, 30 Minuten von öielefelcl. Illustr. Prospekt
gratis 6urcK Dr. Ott« Wagner.
clurcn Anlage 6er Keixbaren I^icKt-I^uft- unc! Künstlichen 8'onnenbäcler ^anx
besonders geeignet.

felltoKurgei''WIll'!llillitlirium de! Sielekelll
ttinsicht gee^gnet,^ K r a n K e n und Lr K o I u n g s b e 6 ü r ft i g e n^ einen ^angenehmen,
Lesonclerer Wert wir6 hier auf angepsssste Lehanälung Feiert, cla such bei 6er Physika!.-
leicler häufig cler I^al! ist. Ls ist claber 6as 1'eulvburger-W3la-83naiorium in erster Linie
ziu empfehlen iui- Nervöse, Verclauungs-,8roff Wechsel- uncl brauen Krank-
K e i t e n sowie v e b e r a r d e i t et e. xveil gerade bei nervösen LrKranKungs-usränclen clas
KranKKeitsbilä in jedem einzelnen knalle wechselt, al8o auch clie Lebanälung eine ver-
scnieclene sein muss. Ls Kommt aber auch clas '7eutOburger-Walci-8anatol'ium in krage für
solche, clie, okne gerade Krank ^u sein, im Frühjahr oder im 8«mmer clie auf-
reibencle Berufstätigkeit des wahres für einige ^eit ^u unterdrecken wünschen und in
schöner Oegend unter är^tticker Aufsicht sowie angepasster Diät, als« nickt einseitiger
vegetarischer LrnäKrung, Körperliche und seelische Erholung und Kräftigung suchen, i^ickt
mit Anrecht wird das ^eutodurger-Wa!d-8anatorium als clie am besten eingerichtete phvsikal-
Komfort, Zentralheizung, elektrisches Licht, I^se-, 8piel-, 8cKrsib- und Oamensalon, bei?-
bare sonnige Liegehalle, höchst moderne Lädereinrichtungen, clie mit clem Kurbaus d»rcd
heilbare Wandelhalle verdunclen sind usw. Düren Anlage cler heilbaren LicKt-,
Luft- uncl Künstlichen 8onnenbäder eignet sich das ttaus auch gan? besonclers
z:ur Durchführung Zeitiger I^rübjalirskuren. Die gesamte ^'aturksilmetnode. auck
elektrisches LicKt-, Wechselstrom- und Kohlensäuredäder, LestraKlungen usw. Kommen zur
^.nxvendung. Die Anlagen für Luft- uncl 8onnenbäder sowie ^ungdornkuren nacb .lust und
I^elke usw. sincl mustergiltig, clie Diät wircl nacb Dr. Labmanns Anschauungen durchgc-
fükrt.^ Ks bietet sich nier eine wnnclsrbar, reine, stärkencle uncl anregencle ttöbenluft, sowie
eine 'prächtige Hunclsicnt aut 6ie ttöhen cles Teutoburger Walcles, Wesergebirges unc!
v. LoclelscKwingn's 8cK«pfungen. Oie 8taclt Lielefelcl, welche vom 8anatorium in 30 Minuten
^u erreichen ist. bietet vor-ügl. l'Keater, gute Konzerte usw. ^.lles weitere desagt der aus-
iukrliche illustrierte Prospekt, welcher auf Verlangen von Direktor Otto Wagner (früher
Lil-'scne Anstalt) gern gratis ?ugesanclt wirä.

^Ktienße8el!8cKait kür 6runäbe8it?-
^mt VI, 6095 Verwertung ^mt VI. 6095
LMll^ 8V.11. KömMät?er LtrssZe 45 pt.
lerruln! - »Miellen - kmelllerunzen
l. u. II. »MtlMn. glliigelller. dekuute Sriiinlttücke
k. MöeiM S cm?. MIMMlKrKllN
?u Altwasser z. ScKIes.
?1«m. N. I,I5ttMV auk cken InKaber lautenäe Aktien
6er
2U ^!twa88er j. 8cnle8.
8in6 2UM ttan6el un6 2U5 !>Ioti2 an 6er Berliner Börse 2Ussel288en wor6en. — Pro8pekte
8in6 bei un8 ernältlicri.
Serlin. im Februar 1910. ^SQ^K Zr?r«IUKerK ^ OQ.

I>I!ec!ercleut8cKe Lank
<Är^n6Kap1w1 12 000 000 ^l.
281. 282, 28Z. 284..2W t^VI I,lllUIIU. KvMMSNäitbsnK.
KiiZkliKrinig lllerin ön; SlniKkocK ein5cm«genllen SttcKötte
unter Kulanten Seckngungen, M8be80n6ere:
LrSffnun^ laukenäer KecnnunAen mit unci onne Kre6it^e>vänrunK,
^n- unä Verkauf von Aktien jeäer ^rt, Kuxen unä Obli^atlonen,
80^vie öeleinunß cier8elden. ^nnanme von 8par> unä (ttroein-
la^en. KreäitbrZefe kür In- unä ^U8lanä8rei8en.
5tanckige Vertretung an cken tlnckustriebörsen
0ü55elckorf, Lssen-Kuhr, Hannover unö Hamburg.
^ussünrlicbe Kurszettel für Kuxen uns unnotierte Aktien un6 Oblissationen sieben
I_1n8ere Filiale in OsiK!^I>iU betreibt als Spezialität 6ie 15rle6i^un^ ^ineriK.i-
^ocnendericdt 6er ttvMne. «««1«,,«««« ^mman6itZe8e1l8cKaft auf Aktien.
KenabteilunZ 6es BanKKauses ^Uzi NvUllUzgLl, Berlin ^V.b. ^ran-osiscne Strasse 14.
Die LebbattiZKeit 6er Vorwocben übertrug sieb aucli auf 6ie Bericnt8perio6e. SowoKI 6a8
^n^ebot von Kapitalien, wie 6is iXacbfra^e nacn dienen war recnt defrie6l^en6. Vor-
nerr8cnen6 war 6a8 Interesse für Zute Berliner I. ttvpotbeken in Beträfen bis 2U^i. 25000—,
6ie in ?uten Lassen mit 4—4V«A ver^inslicn sin6. Die ^inssüt^e blieben unverZn6ert, es
notieren: Mün6elLicKers Objekte 4«/«, sonstige Berliner Hintrassunssen, wenn ^ut Zele^en,
4_4l/ «/ Minsen. Lrststellisse Vorortbeleinunxsn 4^/^ — 4»/« — 4'/s"/..- N. ttvpotbeken. ninter
nie6ri?en VoreintrsFUNZen 5«/o. Leleibunssen im neuen besten in ^dscknltten von ^Vi. 50-100000
de6!nSen 6'/2-6°/„ Minsen. Lerlin. 6en 18. Februar 1910.

M. Um»«»», »lnikzuciillkt. »lniM».
SMisI-Äbteiluiis liir äen in- unö Verkok von kuxöv. öktiso uoS oblizatioiiöll öer
»llll-. »olilen- ii. Lri Inkliiztrie zMe von Men olrne SSneimotii.
Die erste Lesung 6es Halig6set26s bat 2U Anfang dieser ^ocbe im AeicKstsge
stattgeLundsn mit dem Resultats, dass Sie Vorlage einstimmig einer 28 gliedriges
am Freitag näckster V^ocKe mit ikren Arbeiten beginnen und man nimmt an, dass die
DntscKeidung erst nacK den Osterkerien Lallen wird. So bedauerlick diese lange Ver-
2ögsrung nnd die dadurck bedingte Fortdauer 6er UngewissKeit tür den NarKt auck sei»
gekükrten VerKandlungen ergeben bat, dass die ZleKrKeitsparteien im Brossen und 0an2en
tür den g6L6t2licKeo ScKut? 6er Xaliindustrie eingetreten Lwd, ebenso wie der DeutscKe
^enderungen und 2usät26 erkäkrt. Im allgemeinen wird man aber wobl an den im Lnt-
wuri bereits isstgelegten 0rundsät2en isstkalten, eine VereicKerung des Auslandes as
unseren XaIiscKät2en «um I^acKteil des Inlandes unbedingt sin verlmten und das Verkaufs-
Monopol Lür Xalisal26 durck die vorgeseliene VetriebsgemeinscKüLt 2u sickern. Lin
Kaum gelunden werden Können, ver lediglick vom einseitig parteipolitisoken Standpunkte
ans diktierte VorscKlag, von einem geset^geberiscden VingriS überkaupt ab2useken und
die Taliindustrie dem kreien Spiel der Tratte 2u überlassen. Vierde zedenialls das National-
vermögen Unsummen Kosten und als Vvde wäre die Bildung eines grossen Trusts vor-
aus2us6nen, der aUs durck den XonKurren2kampL 2um Erliegen gekommenen Kaliwerke
dillig autgekaukt Kaben würde, um sicK dann 2um LeKerrscKer des gesamten XaÜmarKtes
weitverbreiteten 1?6i1 der ?ressv vertreten werden, im ReicKstage nur vereinzelt geblieben.
Hs muLS Zugegeben verden, dass 2ur Deckung des Ledaris an Xalisal2en erkeblick
weniger ^erke genügen bürden, als zet2t vorbanden sind. Ls ist Lerner ricktig, dass, ze
grösser die Produktion des einzelnen Werkes ist, desto geringer die (ZesteKungs Koste»
sind, ^.ber diese LKesen spielen bei einer Uonopolindustrie, die, wie die Xaliindustrie,
nickt mit einer ^VeitmarKtsKonKurren? 2u recbnen bat, Keine Rolls gegenüber den viel-
tacken Vorteilen, die daraus resultieren, dass der Gewinn sicK aui eine grössere ^.N2aol
gestaltung naturgemäss einen dem Risiko des Bergbaues entspreckenden Oewinn lasse»
muss, ist okne weiteres verständlick. Die ?reise sind zedock im Inlamle bekannterweise
sekr massig gebalten, sodass den Sauptteil des Gewinnes das^usland einbringt. Diese
so2iale I'ürsorge rür die in dieser Industrie bescnättigten ca. 30 000 Arbeiter in dodem
blasse ausgebildet ist. ^ucd. nickt 2ulet2t in dieser Ne2ieKung wäre die ^.nnakms des
Gesetzes, welckes der Industrie eine stabile Basis verleibt, wünsckenswert. Alan dart
sicK daber wokl cler VoSnung Kingeben, dass aus allen diesen Rrwägungen deraus ei»
(Zeset? «ustande Kommen wird, das nickt nur der Industrie, sondern dem gan2en Z^ande
z^um Segen gereickt.
^.uk dem AlarKt selbst blieben diese Vrvägungen okne jeden Linüuss. Die LIurse
vurden vielmekr durck den svndiKatS'0tÜ2iellen Ainveis auk die nacK dem grossen ^ledr-
absat2 der ersten beiden Alonate im När2 2u erwartende starke Reaktion unter Druck
geKälten, was vielkack in ?rivatkreisen 2u einer psssimistiscken ^uiiassung der Situatio»
den ^nlass gab und seitens ängstlicd gewordener Besitzer 2u Vestensabgaben LüKrte, wo-
durcd im weiteren Verlaut sckliesslick stärkere Wnbussen Kcivorgeruien wurden.
^Vir 8inä, soweit 6er Vorrat reickt, ^dZeder von
5^ ^lexandersKall-ObliZ. rück?, a 103^ a 1«3^
5Z Leienrode-ObliA. ... „ «103^«1««'/^
5^ VurbacK-ObliZ «103^. 1«6/o
5Z ^arlskun6.0bli5 „ «103^ „
5Z Desdemona-ObliZ. ... . "l03^„ 102^
65veutscnek5s1iw..0d!Z. „ « 103^ . M'/^^
6T Oeut8cKlan6.0b!i5.... . »1035 „
55 ^risckZIÜcK-Obl^. ... „ 1«3^„ 98^
5Z 0üntdtrsKsl1.0dllF. . « „ 103^ „ IM
5! NeldburZ-Oblig „ "^02^ 98^
5Z tteldrunZen-Odlix. ... « „103^.95 ^5
ttoKenfels-ObliF „ «103^„1«3«^
6L ^OkannssKstt-OdliI . « »103tz„ 98^
6Z Justus I-OdliZ «
5zi Ksiseroda-ObliZ . « 103^ 106^
S?.^ KrÜL«sdal!>0dIiL. . «103^„1«1V^
5^ ^oräliäuser Kal!^.-
Obligationen rück2.a 103^3 97^5
5^ Ronnenberg 0dliA. . « «103^ . IW'/,^
8al2Mün<Ze-0bIig.... „ «103^„ 97^
LieZfriecl I-Odlig. ... „ «Z03^„ 9?V>5
8iegmunäsnaII.()bIiA. « „103^.100V«^
5^ ^aldecK Odlig „ «103^« S9'/,5
5^ ^Vese-Oblig „ «103z6« 96^
4'/s?ö Oro88lier20g von
Zactisen-Oblig. ... « «103^„ 97tz
4'/«^ tteclvvigsbui-S.Odl.I « . 100^ „ 95^
4V2HOe88l.il » nlw^« 8KH
4VzH «ermann II.-0b!iF. „ .103^« 88^
4'/,^ ttoKen2o!ler-()bliZ. « "100^„ 90^
4'/gH ^o88leben.0blig. . . „ 102H „ 98'/,^
4V2^8ack8en.^eim3r.0bl.» l03^ n 92^
4'/,^'rkürinSen-Oblig.. » «102H„ 98^

375«««« rranc8 4V2 °/<> 8teuerkreie 0«lckänle!Ke
de8
KonigreicKs 8erbien,
einZeteilt in 75000 auf äen InKaber lautende 8cKu16-
verscKreibunZen über je 500 Francs,
für Oeut8enland be8timmter Teilbetrag einer Oe8amtanleibe von 150000000 ?rc8.,
eingeteilt in 300 000 8cbuldver8cbreibungen über je 500 I^rc8., rück^ablbar
durck naldjäbrlicbe ^U8lo8ungen ^um Nennwerte oder dureb Rückkauf auf
Qrund te8ten Iilgung8plan8, deginnend am 19. ^ai/1. ^uni 1910 und
8päte8ten8 am 18. I^ovember/1. Oe^emder 1959 ^u vollenden, vermarkte
Verlo8ung und Qe8amtKündigung jederzeit ^ulä88ig.
^ut Qrund de8 von 6er ^ula88ung88tel!e genehmigten ?ro8prekt8 8ind
auf un8eren Antrag
37500««« Francs 4'/2° o steuerfreie «oläanleike
de8
KSmZrelcKs 8erbien
^um Handel und ?ur r^oti^ an der Berliner Lör8e ^Ugela88en worden. Oer
I^mrecbnung8kur8 für den ttandel an der Berliner öor8e i8t von der ^u-
la88ung88telle auf ^Vi. 0,80 für 1 I^rank fe8tge8et^t.
Wir legen niermit die Anleine unter nachgebenden Bedingungen ^ur
ottentlicken ^eicbnung auf.-
1. Die ^eicbnung findet am
in bei der K«r1i,K<^ IkaZ^lSls ^SSSlIsieKatt,
„ ^ v«iRl<LlRrt ». Al. dem LanKKau8e <?rQl^rüÄSr Z^S^lKZiRkTiKiK^
„ IRa«UK>UKKS der VSreiiR^llZLTiili in KkainlKnrS,
„ dem öankbau8e M. AI. HV^rKniS ^ O«.
wäbrend der dei jeder Äelle üblicben Qe8cbält88tunden 8tatt. Vordrucke
für Zeichnungen 8ind bei den Stellen erbältlicb.
2. Oer ^eicbnung8prei8 betragt ?um Umrecbnung8kur8 von
/VI. 0,81 kür ll^rank ned8t 4VsVa 8tücK^in8en vom 1. Dezember 1909
ab bi8 ^um ^bnabmetage. Oen 8cblU888cbein8tempel tragen die ^eienner.
3. Lei der Zeichnung i8t auf Verlangen eine ZicKerbeit von 5^ de8 ge-
Zeichneten öetrag8 in dar oder in der Leichenteile genehmen Wert-
papieren 2u hinterlegen, ^ede Leichenteile i8t berechtigt, die Rückgabe
die8er Sicherheit, belebe 8päte8ten8 dei der Abnahme ^u erfolgen bat,
von der Rückgabe der darüber erteilten Quittung abliängig ^u machen.
4. Liner jeden ^eichen8telle i8t die öeiugni8 vorbehalten, die Zeichnung
trüber ?u 8cb!ie88en und nach ibrem Hrme88en die ttöbe de8 Betrage
welcher auf jede Zeichnung Zugeteilt wird, ^u de8timmen. ^leder Zeichner
wird 8obald al8 möglich nach 8chlu88 der Zeichnung 8cKriftlicK de-
nackricktigt, ob und in welchem Umfange 8eine Zeichnung berück8icktigt
worden i8t.
5. Oie Abnahme der Zugeteilten Stücke bat gegen bare Gablung de8
Prei8e8 in der ^eit vom 10. bl8 3!. Alär? 1910 ^u erfolgen. Kt die ^b-
nakme bi8 ?um 31. ^Vlar^ 1910 nicht erfolgt, 80 13t jede ^eiebelistelle
?um Rücktritt vom <Ie8cKätt dem Zeichner gegenüber befugt.
öerlm, Frankfurt a. M. und ttamburg, im Februar 1910.
öerliner Nanckels-lZesellscKatt. (iebr. öetkmann.

(IS8cKäft8berjcdt iür 1909.
Das 5anr 1909 natte unter dein Linüuü der Xrisis degonnen, die im Spätberbst 1907
degriffen sei. Unterstützt wurde die wiitsekaktliene Besserung dureb günstige Ernten, ^Ue
zanr mit einer olüxiellsn B.ate von 1^ ^egen 7^ ^ bei Beginn des -labres 1908 und Konnte tür
Produkts a>,t die starken ^.nkordernngen tür die Vrntebewegnng und aut erbebliebe (^old-
^ate von 2^ /« «,nt 5^ xu erböben, und der otn^ielle Ii,eiensbanKdisKont liat seit dein 11. 0K-
tober bis 8enIulZ de« .labres 5?g betragen. Immerlun bleibt im .labresdurebsebnitt der B.eielis-
Bankdiskont mit 3,92^ erbeblieli Witter den drei letxtxm .labren, wo er 1,76^ b«w. 6,03 A
dos Maines 1909 in Berlin mit nur 2,,^7^ gegen 3,51 ^ in 1906 notiert wurde.
Dieser üüssige Zustand des Geldmarktes in Verbindung mit der sieb durensetxenden
veberxengnng, da/Z die industrielle Xrisis über^-unden sei, wirkten stark anregend aut die Borse^
die tast das ganxe .law,' bindureb in tester Tendenz und bei ^eitxveise selu lebbatten Umsätzen
verkenrte, wobei bemerkt sei, daü besonders das auLerbalo der Börse stellende Publikum mil)
die naeb Bintüiuung der Anteile der 0tavj-(lese11s(liatt und naeb BntdeeKung der Diamanten-
leider in Deutseb-ÄüdwestatriKa aut >iem XoloniabnarKt Blatn gritt'. Lino Stütxe erbielt die
teste Haltung ferner durek die anhebende Bewegung in amerikaniselien Bisenbalmsnares und
dureb die Besserung des südakrikani^eben ÄlinenmarKtes, der allerdings im letzten Quartal
sedeint. Lei der vorstellend gesebilderten 8aelilag« war das LimssionsgesebäLt ein reges, und
die Summe cler emittierten >Verte überstieg zzleiebtalls die des .lalrres 1908. Besonders ins
(^wiebt taUend waren die Emissionen aut dem (Gebiet cler testver^inslieben deutseben Anlage-
paniere. ^ ". t" ' K' 'l b' l . "b
eintraebtigung. ^" Iii
getreten, der sein Xanital von l"r. 25 000 000 aut ?r. 45 000 000 unter unserer Mitwirkung e?^
bönt dat. Die desonderen Vorteile dieser Verbindung dürtten erst in die LrseKeinung treten.
Die Xönigl. ^ngarisebe BostsnarKasse bat vom 1. November 1909 ad einen ^ber-
^ Die Deutsei^ OrientbanK^dat im Beri^Ktslabre^eine woite^re^gedeibliebe Entwicklung.
grölZernng ibres ^VirKungslvreisos.
Die Deutseu-SüdameriKanisebe Bank bat im vergossenen 5anrs bessere Resultate
auszuweisen nnd dürkte süum ersten)Iale in der Bage sein, eine angemessene Dividende 2U5
Verteilung ?n bringen. Dureli Gründung einer Filiale in Valparaiso wird ein weiterer ^us-
Die vonuus Kommanditisrts1'irma^rtte1,I'revberg <K(?o.in I^eip^ig Kat betriedigend
Unsere "iVeenselstuden, deren ^alil wir um 2wei vermenrt lrabsn, Kaden günstigo
LrträZnisLS gelietert und ilu-en Kundenkreis niont unerdedlied erweitert. Linige Kontokorrent-
Verluste si»6 von dem Drträgnis vorweg abgebuont worden.

^Vir natten Oelegenneit, uns an «anlreionsn Emissions- und XonsoitialZesenätten
deteilisen, von denen vir dervorneden: oeue Aktien der Oanada ?aeine Visenbann-^e-
sellsenatt, neue Aktien und OdliZationen 6er Deübsen-I^uxemvursisonen BerZverKs- und
LIütten-^KtienZeseUsenakt, der Deutzen-Doerseeisensn MeKtrixitäts-^esellsonakt, der Sedr.
TörtinZ-^KtienAeseusenakt, der (xeseUseiiakt kür elektriseke Dnternelununsen, der Bismarck-
Kütte, kerner die ^.nleiUen von SamdurZ, Oldenburg, der Xaiserlien (Zninesisonen lientsin-
und der NueiniseKen ^.KtienZeseUsenakt kür BraunKoidendergdau und BriKettkadriKation.
Das neue besetz detrettend die lalonsteuer Zao uns iin HinolieK auk den Umstand,
daü neue Lalondogen 2U unseren Aktien im .lanre 1915 zur ^.usiertiZuns ZelanZen, Veran-
lassunZ, den ratierlienen Anteil nnt 120 000 aus dein Keninn des ^ain-es 2urüek2uste1K u.
Der Umsatz betrug auk der einen Seite des Hauntduelies 15 391 521 158,57 N. u
11 521 069 384,42 N. irn Vorzawe.
Der Brutto-Verdienst eiuselnieLUen 6es aus dem Vorianre mit 262 856,32 über-
nommenen VortraZes deträZt 11 533 739,07 Äl. ^dxuse^en inervon sind kür VervaltunZs-
Kosten einsenlielZIien Devesenen, Stemnel und Steuern 3 328 710,32 N. und kür ^.dselrreidunZ
auk Älodilien-LIonto 197 826,16 N., auk DauKZeoüude 100 000 Äl. und kür lalonsteuer 120 000 ZI.
Der niernaen verküZdare L,eiu<!e^inn beträft 7 787 202,59 Äl. aus dem nir die Ver-
teilung einer Dividende von 6^ ^ vorseldagen.
Llontranenten teil:
Äl. 320 000 000 4^ und 3^°s) Deutschs L.eieiis-^.n1eiue,
48 000 000 4^> und I^euKiseKe Staats-^nleino,
.. 30 000 000 4"^ ^.nleinesckeine der KKeiniui'vinx,
., 16 000 000 4'^ OidendurZiseiie Staats-^nwiiuv
,. 6 000 000 4"« ^.nleüie der Kaunt- und ü.e«i,ieuxstadt Duriu«tu<1t.
5 000 000 4^!« Zuleide der Stadt >Viesdaden,
4 000 000 4'^ ^nleilie der Stadt DanxiF,
1 300 000 4 ^ ^nleilw der Stadt Humdurs,
2 500 000 4^ Anleine der Stadt 1'll^usdurz?,
?kd. Lt. 1 260 000 5^> Haiseil. (Zlüut's. 'liLul^iu-^uKo^v-Sta^tseiseudaliu-^nieiw^
>I. 10 000 000 4 ^ SoKuldverselu-eidZen. 6. Hersogl. I^audosKredit-^nstalt 2u (Z o? lia
5 000 000 4^ ?^ ^.nleike der LleKtrixitilts-^ie^runss-creseilsedatt,
5 000 000 4Z4^ ^.nleike 6er iZ^edr. Z^'irtinF ^Ktien-^eseusc-WM,
,, 15 000 000 41/2 ^ Odii^atismen der DnZariseKen DoKaleisendaliueu ^et.-Q es.,
,, 8 000 000 4^4 livpotliek. OdliZationen <ier Deutsed-I^uxemdurgiselisu IZorzz-
^verks- uud I5ütten-^KtwnAeseU«eIiakt,
,, 8 600 000 4^^ nvnotkek. OdliZationen der I^Keiniseiien ^.Ktien-tZeseU-
,, 2 800 000 4^ ^ nvpotdeK.OVusatioiwuderSteinKuldenZevverKsoKakt
,, 1 000 000 4Z4^ n^noMeK. OdUZationen der Sauerdrev Ä1a»c'iünenka!>riK
^Kt.-^es.,
,, 15 000 000 5 ^ ObiiZation. d. Dcuitseli Voerseeisenen MeKtri^it^ts-^eseUsoluikt,
DoU. 30 000 000 neui! Aktien der Xanada-?aeiÜO-Lis6ndann-(^ese11seiiakt,
vorm. ^onannes ^eserieli,
5 000 000 Aktien der Lttden-^KtieuFeseULeKakt VerUn-Rord, I,it. L,
^ 1 750 000 Aktien d«r Sauerdrev ÄlaselünenkabriK ^.Kt.-^?.-;.,
1 500 000 neue Aktien der ,,^.d1er" voutsene ?ort1and-Oemeut-^adriK,
6 000 000 ,, Aktien der UismareKKütte,
750 000 ,, ^.Ktieu der (^Komisenen FadriK MnniuFen vorm. WaltKer
Feld <d Lo..
8 000 000 ,, Aktien der Deut^eK-IiUxemdurZisenen Lergv.'erKs- und
8 000 000 Aktien der Veutsed-Merseeisenen
2 522 400 Aktien 6er VonnersmareKKütte,
3 000 000 Aktien der (s6dr. XörtinA ^KtieuZesellse^akt,
,, 7 500 000 ,, Aktien der KesenZciiakt kür elektrisene HuteriuiiununZer!,
350 000 ,, Aktien der Netall>varen-1?adriK ^..-Lr. Laer <d Stein,
3 000 000 Aktien der Xorddeutsclien ^reditiinstalt,
,^ 3 000 000 ,, ^i^ien der 0Kerso1i1esiseKen Lisendaim-Ledarks-^Ktien-^es.,
3 000 000 Aktien der I^reuLiseiien 1'kauddriek-LanK,
,, 2 220 000 ,, Aktien der Seldesisaden DleKtri^itäts- u. txas-^.Kt.-eres., Iiit. L,
500 000 Aktien des Sewveimer Lisen^verK ÄlMer ^.-(-.,
500 000 ,, Aktien der I'iekbau- uud LMteiudustrie-^Kt.^es. v^rui.
vis Umsätze auk den eiu^eineu Konten liadeu sien vis kvIZt gestaltet:
Bestand am 1. .lanuar 9 181 329,18
DinZaNF .. 3108 466 4,25.46
Zl. 3 117 649 754,64
^ULZanZ 3 110 210 803,73
Lestand am 31. Dezember öl. 7 438 950,91
Bestand am 1. Januar 59 890 743.10
WnganA 2 357 982 658,89
Äl. 2 417 873 401,99
^ULFanF ..' >, 2354 337 828,77
Der Saldo von ... . ^. .... ^- 63 535 573.22

Bestand am 1. 5anuar ^l. 2 680 759,50
DinZans „ 121 727 319.12
Kl. 124 406 0/6,62
^,5FanF ,, 120839 773,95
Der Saldo von 51. 3 516 304.67
ernei^tFeZenüder dem am 31. Dexomw>r Konstatierten I^ffeKtivdestand v^n 3 562 034,78
Im Ilmlauk am 1. .lanuar 21. 50 986 590,27
Ä.gans 571 097 349,43
5l. 622 063 939,70
Im Umlaut verdlieoen am 31. Dcxemder 51. 46 266 962,19
Saldo am 1. 5anuar Kreditoren Kl. 31 996 635.12
Xredit 6 213 920 436,09
51. 6 245 917 121,21
Dedet ., 6 149 697 377.15
Saldo am 31. Dexemder Kreditoren 51. 96 219 744,06
und 2^ar Debitoren:
QutKaven dei Banken und Bankiers 51. 14 289 814,33
ZedeeKte Debitoren ,, 119 283 400.28
unZedeeKte ,. 21 830 000.—
51. 155 403 214,61
^^^^^Denositenselder 51. 39 707 343,06
Xrediwren in lautender B.eeKnung ,,211 91.', 01:>,61
51. 251 622 956,67
Bestand am 1. Zanuar
WnganZ ^
103 551 593,63
3 040 234 229 64
3 148 765 826,27
2 987 588 694 99
^.USAanL
der Saldo von ^ 161 197 133.28
er^ei.^t Zegenüder dem am 31. Dexember Konstatierten lZtteKtiv-
Bestand von
162 720 101.05
Die LlieKten-BestÄnde umkamen:
Staats- und Stadt-^nleinen 51. 4 991 441,20
Vwendann- und Indu«trie-0d1i?atloi'en 2 803 724,35
Aktien von LisendaKnen und lenken 4 568 912,—
Aktien von Industrie-^esellsekallen ,, 9 172 839 65
I^ene I^tteKten 5l. 21 536 917,20
In I'rvlonsation genommene VüeKten und LomdardZ eider ,, 109 516 191,—
5l. 131 053 106,20
^.uk Konsoriial-IIonto liaden unsere LinxaldunZsn vetrasen:
?e«tver2insliene Vierte 51. 5 423 690,75
Lisenvalm-, LelnffanrtZ- und BanK-^Ktien .. 12 206 224,35
(^rundstüekssesekäkte (Berlin und Vororte) ,, 4404 355,30
Diverse Industrie-Hnternelimunsen 9 632 721 95 5l. 31,666 992,85
v«» FI. 7 202,59
6^ Dividende aui 5l. 80 000 000 5l. 5 200 000,—
lleserveionds 11 ., 600000,—
Beamten-I'en^inns- und Unterstützung^ionds 100 000,—
Tantieme des ^utLiedtsrats (inkl. Steuer) ,, 329 113,80
«exvinnvortraZ auk neue lieennunZ 330 382,49
51. 7 787 202,59
Berlin, den 17. Z?edruar 1910.
Direktion 6er UatwnalbanK kür DeutscKlanä.
BüeKern üdsreinstimmsnd deiunden norden.
Berlin, den 17. Z^edruar 1910.
Oer ^ukicktsrat äer IVatwnalbanK kür DeutscKlanä.

Berlin, den S. März 1910.
Strafgericht.
In Sachen wider Schoen.
zehnten Dezember 1909 sprach der Staatssekretär des Auswärtigen
Amtes imReichstag: „DieLegende, daß die deutscheRegirung für gute
deutscheRechte nicht eintrete, muß rasch und gründlich beseitigt werden." Am
dreizehnten Dezember wurde er von dem Abgeordneten Erzberger gefragt:
„Ist es wahr oter unwahr, daß in demMannesmann-Syndikat das deutsche
Kapital die Mehrheit und dieFührung hat, während es in dem französischen
in der Minderheit ist? Ist Dies wahr, dann dürfte der Herr Staatssekretär
uns nicht mehr mit dcrFiktionkommen,daßaufbeidenSeitendeutscheJnter-
effen liegen/ DieAntwort lautete: „DerHerrAbgeordnetehatmichgefragt,
ob mir bekannt ist, in welchem der beiden Syndikate größere deutsche Inter-
essen vertreten sind. Meine Herren, ich bin darüber noch nicht genau unter-
richtet." Der marokkanische Minenftreit ist schon im Frühjahr 1908 in der
Wilhelmstraße lange und breit erörtert worden. Am dreizehnten Dezember
1910 ist Baron Schoen „nochnicht genaudarüber unterrichteten welchem der
beidenSyndikate größere deutscheJnteressen vertreten sind/ Darüber sich ganz
genau zu unterrichten, mußte seine erste Sorge sein. Die ohne schüchterneScheu
vonihmzugestandeneThatsache,daß er diese cinfachstePflicht eines deutschen
Ministers nicht erfüllt hat, verurtheilt ihn; erweist die Behauptung, das Aus-
wartige Amt sei in der Vertretung deutscher Interessen lässig, als wahr. Ein
Streit um das Recht deutscher und franzosischer Industrie; nach Jahren leiser
und lauter Kämpfe erklärt der zuständige deutsche Refsortchef, er wisse noch
nicht, welche der streitenden Parteien für die größeren deutschen Interessen
fechte. Danach hatte er, ehe er öffentlich ein Wort über die Sache sprach, zu

fragen; nur danach. In jedem anderen Land wäre der Mann nach solcher Er-
klärung unmöglich gewesen In derselben Reichstagsfitzung hat er gesagt. ^Jch
mache darauf aufmerksam, daß in dem anderen Syndikat (ich will es absichtlich
nicht das französische nennen, obwohl es einen französischen NamentrSgt) auch
sehrnamhaftedeutscheJnteressenvertretensind,derenHöhewir,wieschongesag^
nichtgenaukennen." Warumnicht? EinezurechterZeitan dieFirmen Krupp in
Essen und Thyssen in Mülheim gerichtete Frage hätte zu dieserKenntniß ver-
holfen. Zugleich aber freilich die Angabe, daß es sich auch hier um namhafte
deutsche Interessen handle, in den Bereich der Legende verwiesen. Höchstens
um deutsche Privatinteressen; und obendrein um solche, derenWahrung auf
die Dauer nicht durchführbar sein wird. Was hat dieUmon ges mines ma-
rocnmsZ denn veranlaßt, Krupp (Thyssens Betheiligung ist kaum der Rede
Werth) inihrenConcern aufzunehmen?BrauchteHerrSchneider,derKanonen-
könig des Creuzot, der Eisenbehenscher und leitende Kopf der vnio^, etwa
das fremde Geld? Sein Vermögen wird auf mindestens dreihundert Mil-
lionen geschätzt. Nicht Geld brauchte er aus Deutschland, sondern eineVogel-
scheuche.Er wollte (schon im Januar isls hier angedeutet worden) dieTaktik,
die ihn in Algerien zum Siege geführt Halle, nun auch in Marokko anwen-
den. Das algerische tunesische Grenzgebiet soll, am Berg Uensa, ungeheure
Eisenerzlager bergen.Die Konzessionzur Ausbeutung war dem Deutsch-Hol-
länder Müller gewährt worden. Das paßte dem französischen Eisenring na-
türlich nicht; und er benutzte die Thatsache, daß die Urkunde der Konzession
nur von inmL5, nicht von mimeres sprach, zu dem Versuch, den lästigen
Herrn Müller aus seinen erworbenen Rechten zu drängen. HerrJonnart,
Generalgouverneur vonAlgerienundSchwiegersohne!nesKartellhauptes,gab
KemRingdieKonzessionzurAusbeutungdesüberTag (also auch über Müllers)
liegenden Eisenerzreiches von Uensa. Der Holländer hatte das Recht auf die
mm6Z unter der Erde, der Franzosenconcern das auf die mmisl-cs unter
freiem Himmel; bis zur Schlichtung des daraus erwachsenden Rechtsstreites
war an rationellen Abbau nicht zu denken. Dieses war der erste Streich; der
zweite folgte, als Müller einen Vergleichsvorschlag der Creuzotsippe abge-
lehnt hatte. Der Mann, sagte sich Schneider, ist Krupps rotterdamer Agent;
bringt spanisches Erz nach Deutschland und hat aus diesem Kommissionge-
schäft seine Haupteinnahme. Ist also durch Krupp leicht zu kirren. Frage an
die Firma Friedrich Krupp: Willst Du Dich an unserem Uensabergwerk, das
einen Riesenertrag verheißt, mit vierzig Prozent betheiligen? Gern (versteht
sich). Rasch wirdvonJonnartnochdas RechtzumBaueinerEisenbahnlinieer-
langt,dieUenfademMittelmeer verbindet und den Franzosen ermöglicht,Herm

Müller miteinemFrachttarif zu schrecken, der die Erzausfuhrunrentabel macht.
Jetztwird erdochweich sein? Jsts. Darf weder KruppsGunst verscherzen noch
sich auf ein Geschäft einlassen, das bei so übermächtiger Konkurrenz nie dem
großen Aufwand entsprechendenGewinn bringen kann. Seufzend schickt er sich
in einen Vergleich; in einenVertrag,der den Franzosen denLöwentheil giebt.
Den Mann ist Schneider also los. Gegen den Stärkeren (den er doch selbst her«
beigewinkt hat) macht er dieOeffentliche Meinung mobil. Krupp, aus dessen
Kanonen morgen vielleicht die Söhne Frankreichs beschossen werden, soll im
selben Concern neben Schneider sitzen und immer erfahren,was das algerische
Syndikat plant?SolchesCompagniegeschäft wärehöchstunsittlich;kann und
da:f nicht geduldet werden. Die Presse (die für Schneiders gewichtige und
klangvolle Argumente stets Verständniß hat) tobt, die Kammer grollt. So
leidesihrthut: dieUensagruppe darfdenEssenerndiesenationaleStimmung,
Verstimmung nicht verschweigen. Das Ende vom Lied ist, daß Krupp das
algerische Erz billiger bekommt als andere deutsche Firmen (die Konkurrenz
also unterbieten kann) und mit diesem reichlichen Schmerzensgeld aus dem
Syndikat scheidet. Das war vonungefährgelungen; im Sommer 1908. War-
um sollte es nicht noch einmal glücken? Wenn wir Krupp haben, thun die
Berliner nichts gegen uns; an allen Ecken der Erde stützen sie ihn ja gegen
andere deutsche Ansprüche und eine nach guter Behandlung langende Excel-
lenzwirdsichnie erdreisten, einerSache, an derKruppbetheiligtist,Schwierig-
keiten zu schaffen. Also auch'nicht, den Brüdern Mannesmann noch weiter zu
helfen. Und haben wir dieRemscheider erst geduckt, dann werden wir mit dem
Essener leicht fertig. Der bekommt wieder, wie in Uensa, ein Preisprivileg,
kann auch aus Marrokko dann billigeres Erz beziehen als irgendein Kon.
kurrent und wird, wenn seinStündlein geschlagen hat, durch eine mühelos zu
inszenirende„Volkserregung" aus demSyndikat gescheucht.. .Ist derUensa-
handel dem BaronSchoen völlig unbekannt? Sieht er, sehen seine Stemrich
und Zimmermann, Erckert und Langwerth von Simmern nicht voraus, daß
die Posse mit neuen Dekorationen noch einmal ausgefühitwerdensoll?Dann
müssen sie wenigstens doch wiss en, daß von einer Gleichheit der deutschen Inter-
essen in den beiden Minenlagern schon deshalb nicht geredet werden kann,
weil ihnen inderVni0n dieOhnmacht,imMannesmann-Syndikat dieHerr-
schast gesichert ist Und wenn Schneider in gnädiger Laune den Deutschen
eine Betheiligung in der Höhe von fünfundvierzig Prozent gäbe und ließe:
sie wären nicht besser dran als der preußische Fiskus jetzt im Bergrevier derHi-
bernia; könnten aus eigener Kraft keinen Beschluß durchsetzen und würden
bei jedem Versuch, der deutschen Wirtschaft einen Vortheil zuzuschanzen,

von derSchneidermajoritat überstimmt. Und dieses Syndikaten dem diewildesten GeschSftschauvinisten aus sicherer Mehrheit thronen, nennt Baron Echoen „absichtlich nicht das französische". Wei! er von den wirklichen Verhaltnissen keine Ahnung hat oder weil er in den vom deutschen Volk Abgeordneten eine Kinderschaar sieht, die sich mit Märchen abspeisen läßt?
(Erste Randbemerkung: Die stete amtliche Begünstigung der Firma Friedrich Krupp macht in Deutschland so böses Blut, daß die Behörden sich vor neuer Pnvilegirung der übelall Vorgezogenen hüten und die Belohnung etwa geleisteter Dienste den Empfängernüberlassensollten. Zweite: Männer, die Alfred und Alfred Friedrich Krupp kannten, verbürgen sich dafür, dah die Beiden sich nieineineleoninischeSozietät mit den Franzosen bequemt hätten, deren Zweck die Schmälerung deutscher Rechte war und deren letztes Ziel die Schädigung deutscher Volkswirthschaft sein mußte Wie denkt Herr Krupp von Bohlen, das neue Mitglied des Preußischen Herrenhauses, über die Patriotenpflicht im Widerstreit privater und nationaler Interessen?)
Vier französische Stimmen. Ministerpräsident Clemenceau: „Mannesmanns scheinen in Berlin schlecht angeschrieben zu sein." Kolonialhäuptling Etienne: „Wir werden in Marokko auch Ausländern gestatten, sich in Industrie und Handel zu bethätigen; aber nur unter französischem Patronat und unter derGewähr,daß unsere Interessen dadurch unbeeinträchtigt werden."AbgeordneterMerlö: „Sie haben, meineHerren, gesehen, daß die deutsche Regirung die Brüder Mannesmann preisgegeben hat. Man muß anerkennen, daß Deutschland sich sehr artig zeigt." I^s ^i^io: „Wir sind dem Baron Schoen für seine Worte zu Dank verpflichtet und können, wenn es zu einer Erörterung der Mannesmannsache kommt, bessere Argumente, als er sie uns geliefert hat, gar nicht finden." Der so grausam Gelobte, der Mann dieser Leistung ist noch im Amt; darf in einem deutschenPmlamentnoch den Mund aufthun. Er hat nach der Dezemberdebatte ein Weihbuch veröffentlicht, dessen Zweck war, die Ansprüche.der Brüder Mannesmann zu diskreditiren; vor Bliten, Franzosen, Spaniern zu beweisen, daß seine Landsleute in Marokko haltbare Rechte nicht erworben haben. Spanische und italische, bri> tischeund französische, österreichischeund deutscheRechtskundige von Rang und Rufhaben in ausführlichen Gutachten erklärt: DieseRechte sindunanfechtbar. Der Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes antwortet: Nein; die Remscheider haben nicht das allergeringste Recht. Und noch nach diesem beispiellosen Handeln (hat irgendwo je ein Minister gegen Volksgenossen, von Fremden bedrängte, eineAktensammlungveröffentlicht?)bleibt der Mann im Amt.Er erstrebt ein internationalesSchiedsgericht (dessen denDeutschen un-

günstige Parteilichkeit sein eigener Gesandter zugegeben hat) und liefert ihm, ehe es noch zum Urtheil berufen ward, die zur Abweisung des deutschen An« spruchesnöthigen Gründe. Was geschähe dem Senior einerStudentenverbindung, der in einem vor dem Schiedsgericht schwebenden Streit öffentlich so gegen die eigenen Kommilitonen aufträte? Er wurde geächtet. Ein Britenminifter, der in einer für fremde Leser bestimmten Staatsschrift gegen Engländer für Deutsche Partei ergriffe, dürfte sich vor dem Grimm der Landsleute niemalswieder zeigen. UnserStaatssekrelörhats viel besser. Hat zunächst mal zwei Monatelang Ruhe. Die kann er zu leiser Bearbeitung derAbgeordneten nützen. Thuts; läßt ihnen zuraunen, er habe sein schwerstes Geschütz noch gar nicht demaskirt; um die Rechtsansprüche der Remscheider und um die Giltigkeit der Dokumente, auf die sie gestützt werden, stehe es, zu seinem aufrichtigen Bedauern, viel schlechter, als bisher angedeutet worden sei. Das genügt noch nicht; manchesM.d.R. ist mißtrauisch und weigeitderMär den Glauben. Gutachten gegen Gutachten: wie in faulen Kriminalfachen. Statt mit frohem Stolz auf dieThatfache zu weisen, dahMoretundFusinato, Clunet und Rousset, Bar und Cohen, Lammasch und Zorn mit ihrem Namen den deutschen Anspruch stützen, bringt derHerrBaron diesem Anspruch feindlicheGutachten ans Licht: just indenTagen, dadieBudgetkommisfiondieErörterung der Sache vorbereitet. Zweifelt irgendein Erwachsener, daß eineRe« girung ein paar Staatsrechtslehrer von der Vortrefflichkeit des nach weisem Entschluß von ihrgewähltenStandpunkteszuüberzeugen vermag?Undwenn dieHerren von Martitz und von Jagemann wirklich wagen dürften, sich neben dieLammasch,Zorn, Bar zu stellen: gegen den internationalen Chor, der für Mannesmanns zeugt, käme ihre wundersame Melodei nicht auf. Aber sie wird von den Offiziösen durch alle Gassen getutet. Am Ende gelingts doch, dasGefühlwiederzu verwirren. Werbestreitet noch, daß BaronSchoen sich als einenStaatsmannvonfurchtloserThatkraftundedelstemEhrgeizentpuppthat? LeidernahtihmneueGefahr;noch heute muh,wieinderZeitderPfalm« isten, der Gerechte eben viel leiden. Teulonenzorn über das Weihbuch (das in Flankreich freundlich, in Deutschland unfreundlich belächelt wurde und sicher das ärmlichste, dünnste Dokument seiner Sorte ist) hat Mannesmanns eine Trutzschrift diktirt, dieHörner undKlauen hat und, wenn in Deutschlands Rechtsgefühl noch nicht ganz ausgestorben ist, für den höchftenHerrn des Auswärtigen Amtes eine Katastrophe werden muß. Ihm wird nachgewiesen, daß er wichlige Dokumente nicht insWeihbuch aufgenommen und in dieser Aktensammlung, die lückenlos und unwiderleglich sein müßte, einen Haufen unrichtiger Angaben zusammengetragen hat. Um zu zeigen, dah die Franzosen

im Recht, die Deutschen im Unrecht sind. Die gute Absicht versteht sich, wie alles Moralische, in solchem Fall immer von selbst; hilft aber nicht über die schlechteWirkung hinweg. Wir brauchen uns nicht um den Dolus zukümmernz haben uns nur an dieThatsachen zu halten. Sultan Abd ulAziz hat Mannesmanns diePrioritSt der Fundanmeldung bescheinigt und das Recht zur Ausbeutung der Fundstellen gewährt. Sultan Muley Haftd hat die Bescheinigung und dieKonzession bestätigt und, als er von den Großmächten anerkannt worden war, dieseBestätigung wiederholt. Das berlinerAußwärtigeAmthat die Besitzer dcrKonzession zubestimmen versucht, zwei Drittel ihres Besitzes ohne jede Entschädigung derllmon clsz mines mar0eaiN6Z abzutreten, dieinMarokko noch keinBergrecht, nicht das allerkleinste, erworben hat.Wastrieb das AA zu solchemHandeln? Das schwindlige Gewissen. Der Rückblick auf den Beschluß vom zwanzigsten August 1908, der den Sultan zwingen wollte, das zu erlassende Berggesetz demDiplomatischenCorps inTanger zurBegutachtung und Kontrole vorzulegen. Der Rückblick auf einen unwirksamen, unhaltbaren Beschluß. Erstens hatte das Diplomatische Corps auf diesem (seiner Ingerenz von der Algesirasakte entzogenen) Gebiet überhaupt nichts zu beschließen; zweitens ist derBeschluhniemalsvone!nem Sultan anerkannt worden.Weder Abd ulAzizsder am zwanzigstenAugust 1903schon beiKelaa besiegt, seitdem völlig machtlos und gefangen war) noch Muley Hasid hat je erklärt, daß er den Diplomatenbeschluß, der seine Souveiainetät weit über die schonrechtunbcqueme Grenze der Algesirasakte hinaus einschränken würde, anerkenne. DasdeutscheWeißbuchliefertnicht einmaldenwinzigstenBeweis dafür, daß der Beschluß einem der beiden Sultane auch nur bekannt geworden ist.DerofsizielleZlveck dieses Beschlusses(derohne die Zustimmung desSultans im Bezirk frommer Wünsche blieb) war: dem Scherifenreich ein modernesBerggesetznacheuropöischemMusterzu sichern; derverheimlichteZweck: das von dem deutschen Auswärtigen Amt und von dem preußischen Handelsministerium im Einverständniß mit HerrnReinhartMannesmann ausgearbeiteteBerggesetzunwirksamzu machenund dem (vomThron gestoßenen) Franzosenschützling Abd ul Aziz in Rabat Zeit zum Erlaß eines neuen Gesetzes zu schaffen, das die Priorität der deutschen Rechte wegräumen könne. Das jetzt in Marokko geltende Berggesetz erfüllt die Forderung des hundertzwölftenArtikelsderAlgesirasakteundstimmtfast wörtlich mitdem inBerlin ausgearbeiteten Minengesetzentwurf überein. Ist aber eine stütze, nicht ein Hinderniß der von deutschenKaufleuten erworbenenRechte. Muß es deshalb von dem Chef eines deutschen Reichsamtes als rechtswidrigbekämpftwerden? Unrichtig ist im Weißbuch also die Angabe, Abd ulAziz habe den Ent-

schluß, ein neues Berggesetz zu erlassen „gemeinsam mit dem Diplomatischen Corps ins Werk gesetzt". Unrichtig die Behauptung, das von Muley Hasid vollzogene Berggesetz sei nicht giltlg. weil es nicht veröffentlicht worden sei; zurGiltigkeit genügte hier, wie bei derAlgesirasakte, das Sultanssiegel. Unrichtig und durch Artikel 112 der Akte widerlegt ist die Angabe, dem Sultan sei bis zurEinigung mit denVertretern derGroßmächte dieGewährung von Bergrechten verwehrt gewesen. Als unrichtig erwiesen die Behauptung des Gesandten Di-. Rosen (in einem am sechsundzwanzigstenDezember1909 auf Befehl des Auswärtigen Amtes aus Tanger eingeschickten Bericht), Abd ul Aziz habe nur die Anmeldung der Priorität bescheinigt, nicht aber eine Konzession gewährt, und im selben Bericht Rosens Satz: „Herrn Mannesmann war eineDurchsicht desunsererseitsvorbereitetenMinengesetzesgestattet worden"; ein Satz, der den Leser nicht ahnen läßt, dah der Text diesesMinengesetzes aus Mannesmanns Feder kam. Unrichtig die Andeutung, daß ein feines Rechtsgefühl dieFranzosen bisher gehindert habe, vor dem Erlaß einesneuen, vom Diplomatischen Corps geprüften und gebilligten Berggesetzes Minenrechte zu erstreben; dieFranzosen,diebeidenBeniSnassen und inUdjidalängst, unter dem Schutz ihrer Truppen, Bergbau treiben. Unrichtig die Angabe, die vlnon sei bereit gewesen, Mannesmanns Konzessionen zur Hälfte gelten zu lassen, wenn ihr die andere Hälfte abgetreten werde, und die Behauptung, HerrMoret habe als Ministerpräsident seinGutachten (für die deutschenAnsprüche)widerrufen.DasistnochnichtAlles;fü^ evonAmtes wegen veröffentlichteAktensammlung aber genug. Wird derR?lchstag sich endlich ermannen? Noch ists nicht zu spät. HerrPichon mag sich freuen, wenn er im Palais Bourdon mit einer alle Erwartung übersteigenden Nachgiebigkeit des Deutschen Reiches paradiren kann; Herr Cambon vor den Landsleuten, die noch höhere Macht als eines berliner Botschafters zu vergeben haben, sich gern in der Rolle des Starken zeigen, der, ohne Gewalt anzuwenden, die Borufsen gebändigt hat; Herr Millerand dem Creuzotschneider, dessen Sache er als AdvokatvordenGerichtenführte,jedenProfitzuwachsgönnen.Daswären Privatvergnügungen. DieRepublik wird für dieihrfeindlichenodermmdestensunbotmäßigen EissnkönigenichteinenFingerlühren; jetzt, vordenWahlen,noch wenigeralsinstillerAlltagszeit.SchneiderundseineLeutewerden,alsli(:Karcl3 und Kryptomonarchisten, von demDemokratengewimmel gehaßt; und Herr Briand denkt nicht daran, die Todfeinde seiner Partei zu bereichern und sich dieser unpopulären Gruppe wegen in einen Konflikt einzulassen, der ihn über Nacht vom Ministerstuhl wehen könnte. Das Feld ist frei. Wer von Kriegsgefahr schwatzt, ist nicht nur ein feiger Wicht: ist auch ein Tropf. Zeigt der

Deutsche Reichstag sich so gefügig, wie Baron Schoen hofft (und, räch Cambons Bericht, im Gespräch mit dem Franzosen für gewiß erklärte), dann verliert die deutsche Industrie die Lieferung von Maschinen und Geröth für den in Marokko geplanten Bergbau, verliert Deutschland denerschwinglichenBe« zug des marokkanischen Erzes, das es bald vielleicht nicht entbehren kann; dann sind wir auf dem kürzesten Weg zu dem französischen Eisentrust, der uns, im Besitzderlothringischen, algerischen, marokkanischen Lager,seinenWillen aufzwingen und im (nicht allzu schwer erreichbaren) Bund mitSchweden der Alten Welt den Eisenpreis so souverain vorschreiben kann wie Morgan der Neuen.
()uouLqu6 tamlem, ?u1ckL>", akutere paUenlia nostra? Daß die deutsche Regirung für gute deutsche Rechte nicht eintritt, ist nicht Legende: ist beschämende Wirklichkeit. WeilsjederdeutscheJndustrielle undKaufmann nachgerade weiß, weil die Unzulänglichkeit des Auswärtigen Amtes hundertmal beseufztes Ereigniß geworden ist, hat man jetzt einen Verein gegründet^ dessen Aufgabe sein soll, im Ausland die deutschen Kaufmannsinteressen zu wahren; die Interessen, für deren Wahrung die Leute des A A bezahlt werden. Dahin hats Baron Schoen gebracht. Der Mann, der unter der Last solcher Leistung, unter der Wucht so lückenlos begründeterAnklagen vor seinem Volk, seinen Söhnen weiter zu leben vermag, zeigt neidenswerthe Selbstgenügsamkeit. Mag er. Mag derKanzler sich verpflichtet wähnen, den Staatssekretär, den er nicht ins Amt gerufen hat, zu schirmen und bis in den Lenz auf feinem Stühlchcn zu laffe^Nur dürfen Beide nicht vergessen: auch deutsche Geduld währet nicht ewialtch. Die Nation ist diesesElends überdrüssig. Sieht in Scham und Schmerz, was aus dem Marokkohandel herausgekommen ist, und will sich, will ihren Kindern das Aeußerste noch ersparen: unnöthige, unnützlicheSelbsterniederung, aufdieFrankceich, wie aufetwasUnahnbares,mitspöttischemStaunenherabblickt.SollBaronSchoendem Dienst erhalten und nichtin einHofamt abgeschoben wordenen das der reiche, manierliche und netteHerr gehört: Madrid ist frei; und einPosten, aufdenmanden vielfach bewährten Herrn von Nadowitzaus Konstantinopelrief,solltefürden einstigen Hofmarschall des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha gut genug fein. Paris? Unmöglich.Dazukann sich keinKaiser,keinKanzlernochheutecntschließen. Der letzte Rest des alten Respektes wäre fort. Die Pariser kennen den Mann auch gar zu genau aus der Zeit, da er als Münsters Botschaftrath denGästen dieHonneurs desHauses erwies und, wenn der greise Botschafter unddessenalterndeTochternach Tischhinterdiskretschützenden Augenschirmen einSchläfchen machten, durchZauberkunststücke denBlick derGeladenen vom Schauspiel so unwillkommener Müdigkeit abzog. UnterseinengeschicktenHSn-

denverschwandenTaschentücher.wandeltenPapierschnitzelsichinweißeTäub-
chen.Wennmans kann, istsnichtschwer, sagt derZigeunerbaron.Doch selbstein
Meister derTaschenspielkunst ist nur zuloben,wennerinseinemRevierbleibt.
Gute, mühsam erworbene Rechte flink verschwinden lassen und diePflicht zu
kräftiger deutscher Sprache in einen Zwang zum Versuch stammelnder Ent-
schuldigungredewandeln: auch Solches ist,wennmanskann, freilich nicht allzu
schwer. DochDeutschland fchläftnicht; willnichtdemBIickgebo:gen,nichtent-
schuldigt noch amusirtsein.DasDeutschcNeichbrauchtendlich wieder Männer,
denen so niedliche Prestidigitateurleistung um keinen Preis je erreichbar ist.
Nochimmeristsnichtzuspät.Wenn der Reichstagmitnachsichtloser Ent-
schlossenheit sich in seinen deutschen Willen verschanzt und der Nation giebt,
was er ihr schultet, kann das Schlimmste vermieden, kann auch dem wormser
Baron die Möglichkeit geboten werden, den Fuh aus der Falle zu ziehen, in
die Uebereifer, der Schwachheit gefährlichster Diener, ihn verleitet hat.Kann
der Staatssekretär zu den Parisern sprechen: „Ich habe, was ich irgend ver-
mochte, zur Verteidigung Eurer Rechtsansprüche vorgebracht; habe sie, wie
Ihr selbst mir bezeugen muhtet, trotz aller Anfeindung mit größerer Energie
und besseren Waffen verfochten, als Euren Staatsmännern möglich war.Das
that ich, weil nicht der Schatten des Verdachtes aufkommen durfte, die Re-
siduen des zwischen den beiden Nachbarnationen Jahrzehnte lang undurch«
dringlichenNebels färbten unsereRechtsauffasfung. Ich warloyal gegen Euch;
warsbis an die äußerste Grenze des dem Volksempsinden noch Erträglichen.
Weiter? Ich blieb Deutscher; und bin nun meines Dienstes frei. Deutschland
will seinen Willen; ist aus dem Entschluß, neue Zumuthung abzuwehren,
weder wegzuschmeicheln noch wegzudrohen. Deutschland hat die von feinem
Kaiser feierlichverkündetenForderungenaufgegeben;halgeduldet,daßJhrdie
Souverainetät des Sultans brächet, aus seinem Lande, das unantastbar sein
sollte,blutendeFetzenrisset und une,dienurmitdemSultanunddessenMagh-
zen verhandelnwollten,nöthigtet. mit Euch undEurenKonsorten zu verhan-
deln. Jetzt, meint Deutschland, iltder Wille zu friedlichem Austrag des Hcm-
delsgenugsam bewährt. Jetzt muh fest und deutlich der Strich gezogen werden,
hinter dem Nachgiebigkeit nicht mehr zu erhoffen ist. Und wenn die deutschen
Rechle auf schwankerem Grund ruhten: Deutschland will, Deutschland muß
endlich wieder beweisen, daß es nicht weniger durchsetzen kann als ein anderes
Reich seines Ranges. Aber diefeNcchte sind sicher verankert; von Euren eigenen
Sachverständigen als giltig anerkannt. Da dürft Ihr mir nicht verdenken, daß
ich die Robe des aävocaluZ äZaboli abwerfe und, ohne den Vorwurf jähen
Meinungwechsels zuscheuen, da meinenPlatz wähle, wo Vaterland und Recht

kräftige Vertretung heischen." Handelt er so, dann kann er uns auslachen
und mit leidlichem Abgangszeugnis ins Dunkel tauchen. Sonst? pulck-
rurn 68t, ZiFiw monstrarl et älcisr.- Kic ssi! Den Finger, den Blick einer
Nation auf ftch gerichtet zu sehen und aus ihrem Mund sich den Mannseines
Thuns, seines Unterlassens nennen zu hören: nicht immer ists schön.
Der Reichstag steht vor schwer zu tragender Verantwortung. Ob Man-
nesmanns Geld verdienen, Geld verlieren, hat ihn nicht zu kümmern. Nur:
ob wir Muley Hasid, der unser Mann sein möchte, ins Lager der Westmächte
drängen, der Französischen Republik einenRekrutirungbereich von ungeheu-
rer Ausdehnung sichern, auch unserer Wirtschaft die wichtige West flanke des
Mittelmeeres und denWeg nach Suez sperren, auf das RechtzurMitbestimm-
ung über das letzte unvergebene Erzlager verzichten wollen; ob nach solchem
Rückzug das Deutsche Reich hoffen dürfte, je noch ohne Waffengewalt einen
Rechtsanspruch durchzusetzen, ein Deutscher noch wagen, von derin derFremde
aufgewandten Kraft Gewinn, jemals auch nurLebensftcherung zu erwarten.
So Beträchtliches steht auf dem Spiel. Nebenbeinoch: das Ansehen des Reichs-
parlamentes. Das muß jede Angabe des Auswärtigen Amtes gewissenhaft
nachprüfen; d^rf keine gläubig, ohne die Hauptbetheiligten gehölt zu haben,
hinnehmen. Sich nicht willig von demGewispereinlullenlassen,das andeuten
möchteHrankreichhabeuns,umdeninMarokkoihmgeleistetcnDienstzubeloh-
nen, in aller Stille ungemein werthvolleGaben gespendet, deren Pracht des Ge-
heimnisses dichtester Schleier einstweilendem Augeverhülle. Fordert, Ver-
treter des deutschen Volkes, die Lüftung des Schleiers! Zollchicanen wären
ohne demüthigende Dienstleistung abzuwehren. Ob ein paar Mitglieder
des Institut cls Francs zum hundertsten Geburtstag der berliner Universität
unter dieLinden kommen (wer hatdenndawieder,mithastigverschicktenEin-
ladungen, unangebrachten Eifer prästirt?), ist uns eben so gleichgiltig wie die
Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Zusammenkunft Wilhelms mit Herrn
Fälliges (unter monegassischem Tiefseeprotektorat). Zerreißet den Schleier,
wennderWächterihnnicht wegziehen will. Zerreißt das Gespinnst gefährlichen
Argwohns, der auf geifernderLippedasDysangelium herumträgt, manhabe
getrachtet, die Pariser zu guterLaune zu stimmen, weil sie uns sonstnicht die
Bilder der Watteauzeit geliehen, dem artistisch-politischen Kampf-Spiel mit
Gesang, Tanz und Evolutionen nicht ins Eintagöleben geholfen hätten.

Ein Kleiner von den Seinen.

Vor den Roman „Die Reise nach Mentone" hat Herr Richard Voß
im August 1904 die Worte gesetzt: „SeinemliebenjungenFreundOttoHaas-
Heye zugeeignet." Und auf die Rückseite des Widmungblattes die Verse:

„Wo Du mit kranker Seele geweilt.
Wo die Schönheit der Welt die Wunden geheilt.
Die Dir des Lebens Häßlichkeit schlug.
Wo ich Dich zum ersten Male erblickt.
Dahin werde im Geist wieder entrückt!
Dein ist der Freund — Dein sei dies Buch."

Den so besungenen lieben jungen Freund mit der kranken Seele hat, vielleicht durch vossische Vermittlung, Fürst Philipp zu Eulenburg kennen und als Wahlverwandten schätzen gelernt. Im Jahr 1909 hat er (dem eineTochter mit seinem Sekretär, Geisterbeschwörer und Günstling, dem aller okkultenKünste undKniffe kundigenSüdslavenJarolimek, entlaufen war) diesem Herrn Otto Haas-Heye eine Tochter vermahlt; und nach der Trauung eine gar erbaulich fromme Tischrede gehalten. Das Paar zog nach Partenkirchen; und die junge Frau hat einem Interviewer erzählt, über dem Idyll ihrer Ehe strahle ein wolkenlos blauer Himmel. Zu den Merkmalen glücklicher Ehen gehört sonst selten die Thatsache, daß der Mann die in Kindesnöthen bangende Frau allein läßt und in Italien aufmunternde Kurzweil sucht. Doch das in Zucht gewöhnteHerz dcsWeibcs weih noch im liefstenLeid ein Seligkeit heuchelndes Lächeln zu erzwingen. Und den Mann mit der kranken, nach Schönheit dürstenden Seele mag ein triftiger Grund in milderes Klima getrieben haben. Auf diesem KunstmalerOtto Haas-Heye lastet (nicht seit vorgestern) derVerdacht perversen Geschlechtsverkehrszund trotzdem dieMeldung, daß gegen denSchwiegersohn des Fürsten Euleuburg einStrafverfahren wegen widernatürlicher Unzucht eingeleitet worden sei, in einzelnen Zeitungen mit einem charakteristischen Ton sittsamer Entrüstung bestritten wird, ist sie erweislich wahr. Der Eidam ist angeschuldigt, männliche Modelle zu vom Gesetz verbotenen Geschlechtshandlungen oerlockt zu haben, und ein bayerischer Richter ist zur Leitung des Vorverfahrens berufen. Lt Kasc mermmLse^'u-vabit: Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels, noch heute Ritter des HohenOrdens vom Schwarzen Adler, hat nicht nurLug und Trug getrieben, Jünglingegeschändet, Jünglinge listig aus dem stcherenGlück natürlichen Geschlechtssühlens gelockt, wider besseresWisfen falsche Anschuldigung vors Strafgericht gebracht, Meineide geleistet und zuMeineiden ve> leitet; er hat auch seine Tochter, das Kind seines Blutes, einem Menschen zurEhe gegeben, dessenHomosexualität, dessen Homosexualveikehr er kannte. Stoschs (vom ProfessorOncken veröffentlichter) Brief an Bennigsen hat denZweiflern bewiesen, daß der Herr vonLiebenberg lange als der demZiel nächfteKanzleramtskandidat galt. Wer weiß? Am Ende wars doch nicht so ganz unnützlich, daß dieses giftige Schlinggewächs sammt dem verseuchter Scholle entsprossenen Wucherkraut aus demGSrtleinsonnigarglosenVertrauens gejätet wurde.

Sexuelle Aufklärung.

on allen Seiten wird immer dringender gefordert, man solle die jungen Leuten beiderlei Geschlechtes über die sexuellen Verhältnisse aufklären. Nachdem eine falsche Prüderie, die alles Geschlechtliche als etwas Ekelhaftes, zu Verhüllendes, ja, gar als Sünde ansah, wobei sogar die Lehren des Christenthums ihr gut Theil mit beigetragen haben, überlange geherrscht hatte, sah man allmählich immer klarer und deutlicher, daß natur^lia noii 8unt tui pia.; auch auf diesem Gebiete haben die französischen Encyklopädisien und dann die Große Revolution klärend gewirkt. Immer deutlicher ei kannte man die Tragweite alles Geschlechtlichen nicht nur für den Fortbestand der Menschheit, sondern auch (was fast noch wichtiger ist) für die fortschreitende Kulturarbeit. Man sah, daß nicht nur mit Religion und Kunst das Sexuelle indirekt eng zusammenhing sondern auch mit allen menschlichen höheren Eigenschaften, besonders den sozialen und altruistischen. Das waren Zusammenhänge, die einen weiten Horizont erschlossen und immer tiefer in die menschliche Psyche führten. Aber erst seit einigen Dezennien begann man, den Geschlechtstrieb wissenschaftlich zu untersuchen; jetzt existiren bereits Fachzeitschriften für Sexologie, also für Alles, was direkt oder indirekt mit dem Geschlechtstrieb zusammen» hängt. Und die Probleme auf diesem Gebiet sind so unzählig, daß wir erst am Anfang unseres Wissens und unserer Erfahrungen stehen. Schon das Erreichte ist aber imposant; in wenigen Jahren ist hier mehr ermittelt worden als vorher in Jahrhunderten.

Es ist so weit gekommen, daß selbst Tageszeitungen und öffentliche Redner sich der Sache angenommen haben und. die Dinge in die breite Oeffentlichkeit trugen, so daß heutzutage nicht nur die meisten Gebildeten, sondern auch viele Ungebildete sich für die Theorie des Sexuellen zu interessiren anfangen und dessen Tragweite wenigstens ahnen. Man liest und hört jetzt viel von Ehereformen, von Muttelschütz, Mutterversicherung, sexueller Abstinenz; schon diese Kapitel bekunden die riesigen Perspektiven, die sich uns hier aufthun.

Fast gleichzeitig aber ward auch eine Forderung laut, die das große Publikum interessirte und fast beunruhigte: die einer nötqigen sexuellen Aufklärung der Jugend. Früher würde ein solches Thema sogleich ad aeta gelegt worden sein, als etwas Unanständiges, fast Sündhaftes; und nicht nur die Alten Jungfern würden darob fast in Ohnmacht gefallen sein, sondern auch vormtheillose Gebildete beiderlei Geschlechts. Man kann eben nicht aus seiner Haut fahren und Jeder ist ein Kind seiner Zeit und seines Milieu. Relativ

rasch ist aber hier eine Umwandlung der Anschauungen und eine Umwerthung gewisser Begriffe eingetreten, seit die durch den Darwinismus mächtig geförderte Biologie die Geister immer mehr von ihren Vormtheilen befreit und gezeigt hatte, daß es auch eine Entwickelung-Ethik giebt, somit Gut und Bös nur relative Begriffe sind, deren Inhalt sich fortwährend ändert und dem gegebenen Milieu anpaßt.

Man glaubte bis dahin, daß die Jugend von den geschlechtlichen Vorgängen meist nichts weiß, was man für das Beste hielt, und daß Jeder im individuellen Leben sich die sexuellen Erfahrungen selbst erwerben müsse. Nun erstanden aber auf einmal Autoren, die sagten, Beides sei grundfalsch und müsse zu bedenklichen Erscheinungen führen. Bald schloffen sich denn auch besonnene Pädagogen und Eltern, sogar Geistliche an (unter denen freilich noch jetzt der größte Widerstand dagegen zu finden ist). Nun ist seit zehn Jahren so viel über dies Thema geschrieben und gesprochen worden, daß es schwer hält, noch neue Gesichtspunkte zu finden; und nicht nur theoretisch ist man vorgegangen, sondern auch praktisch. Ich halte es daher für das Beste, nicht die alten Behauptungen und Einwürfe nochmals zu wiederholen (höchstens loü man sie nur im Vorbeigehen berühren), sondern womöglich neue Gesichtspunkte zu finden oder weniger ventilirte zu zeigen. Sehr wichtig scheint mir aber, daß Jeder seine eigenen Ersahrungen kundgiebt und das Theoretisiren lieber Anderen überläßt. Ich werde daher im Folgenden als Psychiater, Psychologe und Soziologe sprechen.

Alle sind jetzt in der Hauptsache darin einig, daß eine sexuelle Aufklärung der Jugend nicht nur erwünscht, sogar nöthig ist. Nur drei Fragen' sind dann eigentlich strittig, Erstens: Wann soll man mit der Aufklärung beginnen? Zweitens: Wie soll man hierbei vorgehen? Drittens: Wer ist am Meisten geeignet, die Aufklärung zu geben?

Die Antwort auf die erste Frage muß lauten, daß eine frühe Aufklärung durchaus nöthig erscheint. Betrachten wir daher erst kurz diesen Punkt Wir müssen also nachweisen, daß im anderen Fall Seele und Leib Schaden geschieht. Das ist, glaube ich, nicht schwer. Fangen wir mit der frühesten geschlechtlichen Betätigung an, mit der Onanie, so brauche ich wohl kaum zu sagen, welche Gefahren dadurch heraufbeschworen werden, zumal bei Nervösen und Entarteten. Freilich darf man die Sache auch nicht übertreiben, wie es leider so oft geschieht. Es können sicher allerlei nervöse Störungen — abgesehen von körperlichen — eintreten, sogar ziemlich hochgradize, doch ist bei diesen das Verhältniß meist so, daß andauernde und heftige Onanie zur Nervenzerrüttung führt, weil das fehlerhaft angelegte Nercensystem das Individuum zur Onanie brachte und dabei verharren und darin exzejsiren ließ. Es liegt also ein niroulus vnio8U8 vor. Als Regel kann man den Satz

aussprechen: Wer viel onanirt und davon nicht ablassen kann, war schon ein abnormer Mensch vorher und mußte es thun. As Lait d'exoes (M veut, sagt sehr richtig der Franzose. Vergessen wir nicht, daß die meisten Männer (der bekannte Sexolog Rohleder kennt überhaupt persönlich keine Ausnahme, wie er mir sagte) in der Jugend einmal onanirt haben; und bei den Mädchen soll es damit nicht besser stehen. Sie thaten es aber Alle nur mätzig und ließen es sehr bald. Daher schadete es ihnen nicht. Immerhin ist es eine ekelhafte Sache und kann auch die Psyche schlecht beeinflussen. Daß aber, wie man früher sagte, Onanie sogar zur Geisteskrankheit führen könne, wird jetzt nicht mehr angenommen. Darum ist die Onanie aus der Aetiologie der Psychosen gestrichen und ich selbst habe in einer dreißigjährigen Praxis als Irrenarzt nie einen hierhergehörigen Fall beobachtet, wie ich überhaupt, entgegen der Meinung der meisten Aerzte, sogar der Irrenärzte, auf Grund genauer statistischer Erhebungen Onanie und andere sexuelle Perversionen und Perversitäten kaum in höherem Grade im Irrenhaus finden konnte als draußen.

Wer nun die Dinge genau verfolgt, wird finden, daß in den seltensten Fällen die Kinder von selbst auf die Selbstbefleckung kommen, daß sie viel öfter von Anderen dazu verführt werden. Gewöhnlich ist es ein Nichtsnutz, der die Sache aufbringt und bei der leichten Suggestibilität der Masse nur zu bals gelehrige Schüler findet. Hier könnte eine sehr frühe Aufklärung, am Besten durch den Vater oder den Arzt, nur nützlich") sein und das Uebel, wenn nicht tilgen, doch sehr einschränken. Das geschieht aber leider nur selten. Auch jeder Lehrer sollte angehalten werden, sein spezielles Augenmerk auf diesen Un-'fug zu richten und die Jungen früh auf die eventuellen Gefahren aufmerksam zu machen.

Viel größer aber ist die Gefahr der Geschlechtskrankheiten. Man weiß ja, wie früh schon in den Höheren Schulen größerer Städte oder gar der Weltstädte solche auftreten. Schon in der Untersekunda sind Tripper, Schanker und Syphilis nichts allzu Seltenes; und die Zahl vermehrt sich nach oben hin. Erst neulich wurden hierüber höchst traurige und erschreckende Prozentzahlen aus böhmischen Gymnasien nutgetheilt. Der berühmte Folklorist und Ethnolog vi-. F. E. Krauß erzählte einmal in einer kleinen Autobiographie, wie von seiner Klasse die Meisten sich angesteckt hatten und einzelne davon später an Gehirnlähmung oder Rückenmarksschwindsucht starben Daraus geht klar hervor, wie früh unsere Stadtjungen schon in Geschlechtsdinge eingeweiht find. Ich erinnere mich noch des Schreckens, als ich in einer sehr zahlreichen Klasse einer Höheren Schule mit zwölf Jahren die geschlechtlichen Vorgänge von an-
Am Richtigsten ist, wenn von den Eltern, namentlich von der Mutter, das ganz junge Kind dazu angehalten'wird, seine Geschlcchtstheile als etwas Ekelhaftes nie zu berühren, außer zu Bedürfnis und Reinigungzwecken.

deren Schuljungen erfuhr (und natürlich in der roheften Weise). Ich war der
Letzte, der Das in Erfahrung gebracht hatte. Das allein sollte schon Lehrer
und Eltern bedenklich machen. Auf den ungeheuren Schaden, den Geschlechts-
krankheiten für Leib und Seele des Individuums selbst, wie nur zu oft auch
für die spätere Nachkommenschaft, haben, brauche ich nicht erst hinzuweisen.
Hierbei müßte natürlich gebührend auf eine sehr gewöhnliche Begleiterscheinung,
den Alkoholgenuß, der sogar meist den spiiitus roetor bei der Erwerbung
der Geschlechtskrankheiten spielt, Rücksicht genommen werden.
Man glaube nun aber ja nicht, daß nur in Städten die sexuelle Auf-
klärung spontan so früh erfolgt und zu so bedauerlichen Vorgängen führen
kann. Die „Unschuld vom Lande" gehört leider mehr oder minder zu den
Fiktionen von Leuten, die am hellen Tage mit Scheuklappen herumlaufen und
gewisse Dinge nicht sehen wollen. Ein Praktischer Arzt erzählte mir, daß in
dem großen Dorf, wo er wohnte, bereits sämmtliche Mädchen der Ersten Klasse
geschlechtlichen Umgang gepflogen hätten. Mag Das nun auch etwas über-
trieben sein und sicher nicht allgemein gelten, so ist gewiß nicht daran zu
zweifeln, daß die Dorsjugend schon im frühesten Alter die Geschlechtsbeziehungen
kennt. Schon das häusige Sehen dieser Dinge an den Hausieren macht
hierin frühreif; das Bespringen der Kuh geschieht im Hofe und eine Zahlreiche
Kinderschaar ist gern zugegen. Schon die pornographischen Zeichnungen der
Jungen reden eine deutliche Sprache. Sollte aber ja einmal in d;'n unteren
Schichten der Eine oder Andere das vierzehnte Jahr erreichen, ohne Etwas
von den LexuAlibus zu erfahren, so folgt doch gewöhnlich Aufklärung sebr
bald durch die Kameraden, laszive Bilder, Bücher, den Tanzsaal und so weiter.
Immerhin kann cs jedoch geschehen (und zwar mehr in den oberen Schichten),
daß der Knabe oder das Mädchen wirklich bis tief in die Pubertät hinein
nichts erfahren hat und selbst so in die Ehe tritt. Dann kann es zu sehr un-
liebsamen Szenen kommen, ja, bei den jungen Mädchen manchmal sogar zu nup-
tialem Irresein führen: zum Ausbruch einer Geisteskrankheit im Anschluß an
die nicht geahnten Geheimnisse der Brauwacht. Freilich desteht dann meist
schon eine Disposition zur Erkrankung. Dost*) sagt darüber: „Ist die viel-
leicht besonders empfindlich und plüde angelegte junge Frau ganz ahnunglos,
was ihrer in der Hochzeitnacht wartet, so ist vorauszusehen, daß sie Schreck und
Abscheu erfassen wird, wenn sie einen vielleicht noch in roher und gewaltsamer
Weise ausgeführten Koitus über sich e:gehen lassen mutz. Sie wird darüber
entsetzt sein, daß der bisher schwärmerisch geliebte und als hohes Ideal ver-
ehrte Bräutigam plötzlich sich so verwandeln und zur Bestie herabsinken konnte."

„Zwei Fälle von Irresein in unmittelbarem Anschluß an die Verheiratung
(nuptiales Irresein)/' Zeitschrist für Psychiatrie, Band 59 (1902) Seite 876ff.

Häusiger werden freilich aus solchem Anlaß Nervosität, Hysterie und Ähnliches leichter und schwerer Natur entstehen und namentlich dürfte Hysterie hierin nicht selten ihren Grund haben.
Gewöhnlich allerdings werden die Töchter vor der Brautnacht von ihrer Mutter instruirt (obwohl sie meist schon Alles wissen); oft durch eine Freundin, die Das schon durchgemacht hat. Manchmal unterbleibt aber die mütterliche Instruktion ganz oder ist nur sehr unvollkommen; und dann kann es viele Unannehmlichkeiten geben, am Ende gar Krankheit bewirken. So kenne ich einen Fall, wo eine junge Frau ihrer Mutter lange nicht vergeben konnte, daß sie nicht vorher in die Mysterien der Brautnacht von ihr eingeweiht worden war. Sie war entsetzt über die Geschehnisse, sah mit Bangen und Weinen dem Nahen einer jeden Nacht entgegen und brauchte fast drei Wochen, ehe sie sich einigermaßen beruhigte.
Die größte Gefahr der Unkenntniß bei erwachsenen Mädchen beruht aber natürlich in der großen Leichtigkeit einer Verführung mit oder ohne Folgen. Das Mädchen weiß nicht, um was es sich handelt, und läßt sich, wenn es den Mann liebt und wenn gar die Sinne und Gedanken durch Tanz oder noch mehr durch Alkohol gereizt sind, leicht zu einem Fehltntt verleiten. Unter solchen Umständen schweigt das natürliche Schamgefühl, das es sonst treu bewacht hat, und das Triebleben macht sich eher geltend. Aber auch wenn, wie gewöhnlich, die Mädchen Alles schon wissen, die Gefahren also kennen, so werden sie doch sehr oft namentlich dadurch in Sicherheit gewiegt, daß der gewissenlose Verführer ihnen vorredet, einmal sei keinmal und werde nicht schaden, oder wenn ja danach die Periode ausbleibe, lasse sich Alles durch einfache Mittel wieder ins Loth bringen. Vor Allem wird als Lockmittel die Heirath hingestellt, bei weniger Prüden und Widerstrebenden Geld, Kleider. Denn (Das ist doppelt zu unterstreichen) meist ist der Mann der Verführer und für das eventuell namenlose Unglück, welches über das Mädchen und dessen Kind hereinbricht, fast allein verantwortlich. Nur sehr selten wird er verfühit oder Beide kommen in einer Stunde des Lieberausches einander entgegen, wie es Halbe in seiner „Jugend" geschildert hat und wo dann beide Theile unschuldig oder gleich schuldig erscheinen. Ich kann daher einer doppelten Geschlechtsmoral nicht das Wort reden; nicht jene armen, verführten Mädchen verdienen unseren Abscheu, sondern die Verführer, die mit Absicht also vorgingen und das junge Wesen umgarnten. Und moralisch viel mehr gesunken sind jene clenn-viei'Z'eZ, die Alles kennen, nach Allem lüstern sind, aber Alles ängstlich vermeiden, was offenbar üble Folgen haben könnte.
Im Vorstehenden habe ich also in großen Zügen einige der Hauptübel einer Ignoranz von geschlechtlichen Dingen dargestellt. Aufklärung gewährt hier einen positiven Nutzen. Es gilt aber, noch einen idealen zu erlangen.

Der denkende Mensch muß allmählich erfahren, wozu seine Organe dienen, muß
also auch die Verhältnisse der Fortpflanzung kennen, als einen Theil der
allgemeinen Kausalität. Man wird ihn lehren, daß diese thierischen Vorgänge
die Wurzel aller höheren Kultur darstellen oder wenigstens darin eine wichtige
Rolle spielen. Gerade diese Beziehungen bilden ja den Ausgangspunkt der
höheren geistigen Entwickelung des Menschen, die der Denkende vorwälts und
rückwärts zu verfolgen hat.
Unsere erste Hauptfrage: „Wann hat die sexuelle Aufklärung zu erfolgen?"
ist nun gmügend beantwortet worden. Vor der Onanie gilt es bereis in zartem
Alter die Kinder zu warnen. Mit der eigentlichen sexuellen Aufklärung kann
man bis etwa zum zwölften Jahre warten; aber nicht länger. Es ist naiv,
zu glauben, daß die Abiturienten der Höheren Schulen noch nichts vom Ge-
schlechtsleben wissen, und es erscheint daher ziemlich überflüssig, erst hier die
Belehrung eintreten zu lassen, wie es jetzt mehrfach geschehen ist, allerdings
unter besonderer Betonung der Gefahren. Bei Mädchen wird man Aehnliches
sagen können.
Di? zweite und dritte Frage, wie und von wem aufgeklärt werden solle,
hängen eng zusammen, müssen daher gemeinsam beantwortet werden. Alz
Belehrer kommen Eltern, Lehrer und Aerzte in Betracht; man muß zu ver-
meiden suchen, daß die Belehrung durch die Mitschüler erfolgt, weil Dies ge-
wöhnlich auf sehr rohe Art geschieht, die erschreckt und sehr schaden kann. Die
Eltern werden schon von Anbeginn darauf halten, daß die Kleinen nicht spontan
onaniren; werden böse Buben, die sie dazu einladen wollen, mit sanfter Gewalt
entfernen. Sobald einiges Verständniß vorhanden ist, wird der Vater den Jungen,
die Mutter das Mädchen vornehmen und ihnen sagen, warum sie ihre Ge-
schlechtstheile nicht berühren sollen. Sie werden die Gefahren ihnen aus-
malen, wobei es nicht schadet, wenn die Farben ei was dick aufgetragen werdm.
Auch der Lehrer wird scharf aufpassen und Belehrung geben, wenn sie geboten
erscheint. Besonders wird er aber auf verbotene Bücher und Bilder fahnden,
und zwar mehr als väterlicher Freund denn als Tyrann, weil dann gerade
das Verbotene reizt. Daß Dieses im Elternhaus schon zu geschehen hat, ist klar.
Naht aber das Reifealter, dann muß die sexuelle Aufklärung gegeben
werden. Das kann bereits zu Haus geschehen, namentlich beim Eintreten der
elften Periode;*) doch sind viele Eltern sehr ungeschickt darin oder ignorant,
was leicht der guten Sache schadet. Der Vater könnte auf Spazirgängen oder
bei Privatgesprächen mit dem Sohn, wenn von Fortpflanzung, Geburt und
Verwandtem zusällig die Rede ist, auf ähnliche Vorgänge bei Pflanzen und
Besser ist es freilich, die Mädchen schon vor der Periode auf diese vor-
zubereiten, damit sie nicht zu sehr erschrecken, was bei Nelvösen leicht böse Folgen
haben könnte.

Thieren, also nur im Allgemeinen, hinweisen und sagen, daß Solches auch
beim Menschen geschehe. Das genügt vor der Hand. Es gehört freilich viel
Takt dazu, den nicht Jeder besitzt. Später kann Belehrung über Geschlechts-
krankheiten folgen und vor dem Verkehr mit Mädchen, besonders mit käuf-
lichen, gewarnt werden. Freilich muß der Vater die Materie einigermaßen
kennen, was heute häusiger ist als früher. Zugleich (und oft besser, geschieht
die Belehrung aber in der Schule, und zwar am Besten im naturwissen-
schaftlichen Unterricht, besonders in Botanik und Zoologie. Hier lassen sich
ganz von selbst allerlei Parallelen mit dem Menschen in anatomischer und
physiologischer Beziehung auffinden, ohne m Einzelheiten sich zu verlieren, doch
mit Betonung drohender Gefahren. Noch gründlicher aber geschieht das Alles
in der Anthropologie und Biologie, die in höheren Anstalten von einem Arzt
gelehrt norden sollten, da es auf nähere Deutung anatomischer und physio-
logischer Thatsachen ankommt. Er wäre dann auch der berufene Vertraute,
um den Knaben die vielen Gefahren der sexuellen Ausschweifungen und Laster
näher zu schildern, zugleich aber auch, was sehr nöthig ist und gewöhnlich im
Unterricht nicht geschieht, sie zu belehren, wie sie sich zu verhalten haben, wenn
sie geschlechiskrank geworden sind. Man wird ihnen rathen, sofort zum Arzt
zu gehen, wenn dieses oder jenes Symptom eingetreten ist, ihnen aber natür-
lich spezielle Therapie nicht vortragen. In den obersten Klassen endlich, viel-
leicht auch erst beim Abgang, dürfte es gerathen sein, eine weitere Vertiefung
der Materie vorzunehmen^) und den Abiturienten nicht nur nochmals die
sexuelle Abstinenz anzurathen und ihnen hierbei als die beste Helferin im Kampf
größte Mäßigung im Alkoholgenuß, am Besten völlige Abstinenz zu empfehlen,
sondern Solchen, bei denen der Geschlechtstrieb sich nicht eindämmen läßt oder
nur mit gewissen Gefahren für ihre Gesundheit (übrigens seltene und meist nicht
sehr erhebliche), die nöthigen prophylaktischen Maßregeln anzugeben. Der Arzt
wird sich auf sein rein ärztliches Gebiet beschränken und nicht etwa sich auf das
Moralisiren legen, was ganz verfehlt wäre. Endlich ist aber als ein Desiderat
für die Zukunft der Wunsch auszusprechen, man möge an den Universitäten
Man könnte ihnen auch die Lecture guter populärer Schriften über Ge-
schlechtsfragen empfehlen, obgleich gute sehr selten sind. Ob Das schon in den
unteren Klassen rathsam ist, erscheint fraglich, doch habe ich von Untersekunda ab
kein Bedenken dagegen und die Lecture würde das Verständniß des Vortrages in
der Schule sehr erleichtern. Es ist besser, man drückt ihnen offiziell ein neues und
gut orienürendes Werkchen in die Hand, als wenn man durch Verschweigen der
Thatsachen und Nichtempfehlung eines bestimmten Buches die zahllosen schlechten
Aufklärungsschriften im Verborgenen lesen läßt, die die Seele vergiften und den
Leib in den Ruin mit einziehen können. Je weniger geheimnißvoll die Fortpflanz-
ung in der Schule behandelt wird, um so weniger werden solche Schundschriften ge-
lesen werden, denn: in vetitnm nnimur!

-in jedem Semester eine kurze Vorlesung pudlies für alle jungen Studenten
hatten, worin sie in die Wissenschaft der Sexologie, nämlich all der Dinge,
die mit dem Geschlechtstrieb zusammenhängen, eingeführt werden sollen. Vor
Allem müssen für die junge und kräftig aufsprießende Wissenschaft der Sexologie
auch besondere Lehrstühle errichtet werden, worin ein spezieller Unterricht für
die Mediziner vorgetragen würde. Bis dahin wird freilich noch viel Zeit
Vergehen; aber kommen wird sie hoffentlich sicher, da unsere jungen Mediziner
vom eigentlich Sexologischen in den Kliniken oder sonst kaum Etwas zu hören
bekommen und doch damit in der Praxis so viel zu thun haben.
Für Mädchen würde sich eine ähnliche fortschreitende Belehrung empfehlen,
natürlich erst im Haus durch die Mutter, dann in der Schule im naturwissen-
schaftlichen Unterricht durch eine Lehrerin oder einen Lehrer, der freilich hier
noch viel mehr Takt entwickeln muß als bei den Knaben.*) Den Abschluß
könnte wieder der Arzt im anthropo-biologischen Unterricht geben und hier
besonders sehr segensreich wirken. Während er sich aber doch immer auf das
Medizinische zu beschränken hat, ist es Sache der Mutter und der Schule, die Mäd-
chen vor unüberlegten Liebschaften, vor den Praktiken der Männerwelt, Mädchen-
herzen einzufangen, zu warnen und nicht am Wenigsten die Gefahren des Tanz«
saales und ähnlicher Orte zu schildern. Das erscheint in den unteren Schichten fast
noch nöthiger als in den oberen, wo doch mehr natürliche Zurückhaltung herrscht.
Vielleicht wird aber in allen diesen Dingen das System der Koedukation
gute Früchte tragen. Die Geschlechter lernen einander besser kennen und ach-
ten, erwerben damit mehr Menschenkenntniß und gcrathen schwerer in Fallen.
Alles zu wissen: Das ist hier die beste Hüterin der guten Sitte und die Mo
ral wird dadurch nicht gefährdet, sondern nur gefördert werden. Geschieht das
Alles, dann ist es unmöglich, daß ein Mädchen unvorbereitet in die Ehe tritt
oder aus Ignoranz sich dem geschickten Verführer hingiebt.
Was ich hier sagte, gilt allerdings zunächst nur von den höheren Ständen.
Diese sind aber sehr in der Minderzahl und es ist nöthig, auch sür das Volk, für
die unteren Schichten in ähnlicher Weise zu sorgen. Die Aufklärung hierüber
wird wohl am Besten in den Händen der Lehrer und Lehrerinnen ruhen, da
die Eltern dazu hier meist n'cht befähigt find und es bei der großen Schülerzahl
unmöglich ist, in den oberen Klassen Aerzte über sexuelle Dinge vortragen zu
lassen, ganz abgesehen davon, daß dazu doch schon Vorkenntnisse gehören, die
in der Volksschule fehlen. Recht zweckmäßig scheint mir (Das gilt auch für
die Höheren Schulen), in den Lesebüchern oder speziellen Naturwissenschaft -
Eine Hauptschwierigkeit hier und bei den Knaben liegt darin, daß der
Lehrer oder die Lehrerin, auch die Eltern und Aerzte nicht zu wcnig und nicht zu
viel geben dürfen, nur gerade Das, was dem jeweiligen Aller gut ist, wobei fre>
!ich dem subjektiven Ermessen ein noch ziemlich großer Raum gewährt wird.

liehen Werken auch sexuelle Dinge kurz zu berühren und namentlich die Gefahren der Geschlechtskrankheiten und der Schwangerschaft zu skizziren, um so vor Allem das Verantwortlichkeitgefühl immer mehr zu heben.

Mehr als diese allgemeinen Züge kann man heute, glaube ich, nicht geben, schon weil uns die Erfahrung aus einer gut geleiteten sexuellen Belehrung noch fehlt. Es mutz die Sache des Einzelnen sein, je nach Ort, Zeit und Individuum Variationen in der Aufklärungart anzubringen. Das, was hierbei stets die Hauptsache ist und sein wird: das angeborene Taktgefühl, lätzt sich nicht lehren, am Wenigsten durch schriftliche Anweisungen. Man muß die kindliche Neugier befriedigen, ohne Lüsternheit zu erzeugen, muß streben, der Sache den rechten Ernst entgegenbringen zu lassen und zum weiteren Nachdenken über Menschheitprobleme anzuregen.

Hubertusburg. Medizinalrath Professor Dr. Paul Nücke.

Do:f könnte im Schwarzwald liegen: so dunkel und schwer sind die Tannen, □die auf den Bergen stehen.

Tief im Thal schauen die Fenster der Häuschen zu den Höhen, wie Aeuglein aus dem Nest. Dazu benimmt sich der plumpe rothe Kirchthurm wie ein Puter mit seinem glucksenden Schlagwerk. Die Uhr hat nur einen goldenen Zeiger, und wers nicht weiß, wird schwer erkennen, ob Halb aber Voll ist; denn der Stumpf des anderen Zeigers geht mit und will auch in der Sonne glänzen, die gerade schön guten Morgen ins Dörfchen strahlt.

Leichter blauer Rauch kräuselt sich wie feines Gelock aus den Schornsteinen zum Himmel empor, der in seiner Klarheit nur einige rosige Wölkchen zeigt.

Drüben am Waldesrand sind beim Bahnwärterhäuschen die Schranken gc-^ schlössen und der rolhweiße Arm der Signalstange ist aufgezogen; da keucht auch schon die Lokomotive mit puffendem Getöse aus dem Tunnel hervor, den Zug nach sich ziehend, und wird bald wiedcr im dunkelgrünen Tannenwald verschwinden.

Die Bauern und Holzer im Dorf haben schwere Arbeit ums tägliche Br^ und der blinde Korbflechter Mattes hals nickt leichter. Liefet, die zwölfjährige Tochter, ist fleißig bei der Hand; denn Mu.ter starb früh und die alte Bäuerin in der kleinen Hütte am Bergabhang ist müd und matt und kann nur das Nöthigste thun. Hat Matles einen Theil Körbe fnrlg, so fährt er wohl mit Liesel in dw Stadt auf den Markt. Und durch die lieben blauen bittenden Mädchenaugen ist. schon Mancher zum Kauf bestimmt woiden.

Singende Ameisen.

Wie sehr fühlte Das der blinde Mattes, der in Dankesinnigkeit mit Liesel
verbunden war! Sie ergänzten einander. Fühlte Liesel den Vater, so konnte sie
gewiß sein, daß er viel, viel früher schon den Wagen hörte, der auf dem gebogenen
Waldweg aus der Ferne kam. Auch die glucksenden Schläge der alten Thurmuhr
hörte Mattes von weit, weit her, wenn sie ihre Straße gingen.
In den warmen Sommertagen hatte der Vater mit Liesels Hilfe einen an-
genehmen Platz im Wald gefunden, wo er, auf dem Feldstuhl sitzend, Körbe flocht,
während die Tochter umherstreifte, Blumen suchte oder Beeren pflückte. Tie Tannen
dufteten so stark und die Luft war schön.
Was hörte der blinde Mattes da, wenn er still im Wald saß? Nicht nur
die lockenden Liebesruse der Vögel, das Summen der Bienen und Käfer, nein:
selbst den zarten Flügelschlag der Schmetterlinge hörte er. Sein Empfindung- und
Gehörvermögen hatte sich verstärkt; und waS ihn am Meisten beschäftigte und fesselte,
war ein bestimmter, stets wiederkehrender leiser, leiser Ton, der vibrirend in sein Ohr
drang; etwas unbeschreiblich Sehnsuchtvolles. Dieser zarte Ton entzückte ihn und
er konnte lange, lange Zeit wie entrückt sitzen, horchen, lauschen und lauschen. Was
war es nur? Ein Geheimnitz? Er wollte es zunächst für sich bewahren, aber da
er blind war, konnte er nur langsam tastend dem Ton näher kommen, wobei er
fürchtete, dmch Unvorsichtigkeit das Geheimniß zu zerstören. So war er gezwun-
gen, fein still auf seinem Feldstuhl auszuharren, bis Lilsel mit einem Büschel Wald-
blumen zu ihm sprang.
„Setz Dich zu mir und horche auf, mein Kind; hörst Du Etwas, das Dz
«och nie gehört hast? Das feine leise Tönchen in der Luft?"
„Nein, Vater!"
„Sei mäuschenstill, mein Kind; höre, höre, wie es klingt! Es muß etwas
Lebendes sein. Ich will Dir die Richtung zeigen . .. dort . .. dort, muß es sein;
hörst Du denn nicht, wie es tönt, so fein und zart? . . . Komm und führe mich."
In banger Erwartung, Schritt vor Schritt, ganz sacht, führte Liesel den
Vater an der Hand, der in fiebriger Erregung plötzlich stillstand. „Hier ist es!"
Wie höchster Geigenton drang es in sein Ohr. Das klang ihm schöner als
der Ruf verliebter Vögel. Wie aus einer anderen Welt. Er war ganz berauscht
davon . . .
„Ameisen, lauter Ameisen!" rief Liesel.
„Singende Ameisen", flüsterte Mattes und seine Hand glitt sacht über den
Hals und die zarte Schwellung der jugendlichen Mädchenbrust.
Da ergriff ihn seltsame Sinnenlust. Und im Taumel des Entzückens, im
Klingen des Tones, im Nachgefühl des eben Empfundenen umschlang er zitternd
das Mädchen ...
Ein furchtbarer Schrei!
Liesel jagte aus dem Wald.
Mattes konnte in seiner Verirrung den rechten Weg nicht finden; er war
fehlgegangen, stürzte vom Abhang herunter und fand den Tod.
Wiesbaden. Paul Kalisch.

Selbstanzeigen.

Zur Geschichte der Bauernlastcn in Franken und Bayern. Dritte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Memmingers Verlagsanstalt, Würzbürg. 2,50 Mark.

Bei der Darstellung der politischen und kulturellen Geschichte der deutschen Lande wurde bisher viel zu wenig Gewicht auf die Wirthschaftgeschichte und die sozialen Verhältnisse des Bauernstandes gelegt. Das vorliegende Buch (dessen erste Auflage vor neun Jahren in der „Zukunft" einer eingehenden Besprechung gewürdigt wurde) hat den Zweck, den Leser in diese interessante EntWickelung einzuführen. Der schwierige Stoff ist auf Grund einwandfreier Quellen und urkundlichen Materials gemeinverständlich behandelt. Der Leser wird überrascht sein von der Unsumme von Gewalt und Unrecht, die seit Jahrhunderten von weltlichen und geistlichen Grundherren am deutschen und insbesondere am bayerischen Bauernstande verübt worden sind. Die Entstehung und Ausgestaltung der bäuerlichen Abgaben und Dienste, die Verquickung öffentlich-rechtlicher und privatrechtlicher Leistungen, die Ursachen der Bauernaufstände im fünfzehnten und sechzehnten Jvhrhundert, die Bedrückung der in den Landständen nicht vertretenen Bauern mit landesherrlichen Steuern und Ausschlägen (Umgelder, Accise und so weiter), die Prachtliebe, Verschwendungsucht und Jagdleidenschaft der Wittelsbacher, die Beschneidung des Steuerbewilligungrechtes der Landstände durch die Landesfürsten und endlich der Prozeß der Verschmelzung der mehr oder minder abhängigen Grundunterthanen zur großen Masse der „armen Leute" wird vors Auge geführt. Die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einsetzende, vornehmlich von fiskalischen und militärischen Rücksichten diktirte landesherrliche Aktion zur Befreiung der Bauern von den feudalen Fesseln, die wenig energische Thätigkeit der bayerischen Gesetzgebung in dieser Richtung wird unter Hervorkehrung der gewaltigen Opposition der Verfechter des alten Systems, insbesondere des für die Erhaltung seiner irdischen Güter arg besorgten Klerus, dargestellt. Die nicht mit den bayerischen Verhältnissen vertrauten Leser werden mit Staunen wahrnehmen, daß Bayern noch mit einem Fuß im Zeitalter des Feudalismus steckt und daß dort noch eine Reihe in anderen deutschen Bundesstaaten längst abgeschaffter veralteter Einrichtungen besteht. Neben den im Jahr 1848 in „Bodenzinse" umgewandelten Zehnten, Gülten und Diensten werden noch die „Komplexlasten", Naturalreichnisfe der Pfarrer und Lehrer von den bayerischen Bauern entrichtet, trotzdem sie gleich den übrigen Staatsbürgern die sämmtlichen modernen Steuern und Abgaben zu tragen haben. In dem vorliegenden Buche wird energisch die Beseitigung dieser unzeitgemäßen Reichnisse, an denen viel Um echt und Gewalt klebt, gefordert.

Würzburg. Di-. August Memminger.

S

Christus als Fisch der freien Geister. München, Bonsels Verlag.

Man lasse sich nicht verblüffen, wenn ein allzu kecker Ruf zu Kampf und Streit dieses kleine Buch durchbraust. Ein Junger, ein Naiver vielleicht, rüttelt an den Thoren des geheiligten Philisters. Im Namen der Kultur wird heute so Vieles verübt: warum soll in ihrem Namen nicht auch der Götzendienst unserer.

Bildung- und Gesittungwelt persisflirt werden in Prosa und lyrischen Fanfaren-
klängen? Wäre es etwas Allzuungehönges, wenn der Leser entdeckte, daß die
Ironie eines freien, durchbildeten Geistes gegen die UnWahrhaftigkeit auf dem
Gebiet der Religion und des Liebeslebens durch diese Blätter züngelt mit Flammen-
vehemenz? Das Räthsel des Evangeliums und seiner Wunder will in künstlerischem
Sinn aufgelöst sein, wie das geschlechtliche Liebesräthsel auch: ein Paradoxon mehr
zu den religiösen Paradoxen der Gegenwart. Christus der Fisch ist das Symbol
der Liebe, das Symbol des Unaussprechlichen, der die Wunder der Liebe voll-
bringt. Er ist nicht das Wort der Askese. Christus der Fisch ist das Wort der
Freude, welche die Natur und ihre Kinder durchdringt, wenn sie in Liebe einander
entgegenbeben. Wir stecken in den Bildern einer fremden Sprache, nämlich der
Bildersprache selbst, die in früheren Zeiten als Sprache einer primitiven Kultur
die Menschheit beherrschte. Die vorwiegend unkünstlerisch Gebildeten von heute
lesen die Begebenheiten des Evangeliums als nüchterne Wirklichkeit-Geschichte, statt
sie in künstlerischem Sinn in den „Geist des Fisches" zuröckzudeuien, aus dem sie
entstanden sind, des Geistes, der da sitzt „zur Rechten der Kraft", von dannen er
kommen wird als Auferstandener, als Richter, — genau nach der Prophezeiusg.
Eine Inhaltsangabe des Buches würde die Form zerstören und dadurch
anstoßend, selbst abstoßend wirken können; vielleicht auch allzu heftig den Zorn
jener Orthodoxen herausfordern, die nur erzürnt sein wollen, niemals belehrt,
niemals erfreut durch die siegesgewisse Heiterkeit eines freien Geistes. Man lese
das kleine Buch als Räthsel und richte es nicht vorschnell.
Hamburg. ^ Johann Michelsen.

„Der Roman der XII" von Hermann Bahr, Otto Julius Bierbaum, Otto
Ernst, Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Caiers, Gustav Fslke, Georg Hirsch-
feld, Felix Hollaender, Gustav Meyrink, Gabriele Reuter, Olga Wohlbrück
und Ernst von WolzoZen. Verlag Konrad W. Mecklenburg, Berlin 5 Mark.

Die Idee zum „Roman der XII" kam mir eines schönen Tages ganz plötz-
lich; und der Zusall wollte, daß ich zu Hanns Heinz Ewers davon sprach. Er sah
mich eine Weile durch feinen Zwicker starr an und sagte dann, durch eine Wolke
Cigarettendampfes hindurch, langsam und mit Betonung: „Eine verrückte Idee;
aber gut!" Einige Tage darauf las ich im New,Dork Herald, daß in Amerika ein
in ähnlicher Art gedachtes Werk, freilich von recht wenig bedeutenden Autoren ver-
faßt, erschienen sei, und war nah daran, meinen Plan aufzugeben. Aber Dr. Ewers
rief: „Nur nicht den Kopf hängen lassen! Duplizität der Ereignisse! Denken Sie
an Zeppelin, Groß und Parfeval! An Wright und Blsnol! (Peary und Cook
kämpften damals noch nicht gegen einander.) Es giebt nichts, an das ich mehr glaube
als an die Koinzidenz der Geschehnisse!" Nun lag mir freilich nichts ferner als der
Wunsch, für diese „koinzidirende Verlagsidee" eine Gleichberechtigung mit den Thaten
der Luftslieger und Nordpolentdecker zu beanspruchen. Immerhin ermuthigten mich
diese Thatsachen: und so machte ich mich auf die Suche im deutschen Dichterwald,
um die Besten herauszufangen. Denn nur sie konnten den „Roman der XII" zu
dem interessanten, grotesken Literaturscherz machen, der er nun in der That ge-
worden ist. Es war nicht leicht, die bunten Bogel einzufangen. Der Eine brütete

gerade auf einem neuen, großen Ei und hatte keine Zeit für ein gemeinsames Brut-
geschkft. Der Andere war übers Meer geflogen. Der Dritte mußte in seinem Eier-
legen eine Pause eintreten lassen. Der Vierte war von seinem Verleger in einen
goldvergitterten Geflügelhof gesperrt worden und durfte nur für ihn brüten. So
wurde es eine heiße Jagd, die Mühe und Arbeit machte, aber schließlich doch ge-
lang. Ich erfuhr nun auch, daß die Priorität des Gedankens nicht den Yankees,
sondern uns Deutschen gehöre. So meinte Georg Freiherr von Ompteda, daß er
über eine ähnliche Idee schon lange zuvor einmal Etwas in einer Monatschrift
veröffentlicht habe. Ernst Freiherr von Wolzogen schrieb: „Eineil solchen Plan
habe ich vor etlichen Jahrzehnten einmal zur Ausführung bringen wollen, fand
aber damit bei den damaligen ,Prominenten' keine Gegenliebe. Hoffentlich haben
Sie mehr Glück! Luftig wäre es, wenn den Lesern für richtiges Errathen der Autoren
Prämien ausgesetzt würden . . . ." Diesen neuen Gedanken griff ich natürlich gern
auf: so entstand das Preisausschreiben. Dadurch dürfte auch das Interesse für
unsere zeitgenössische Literatur angeregt werden; dem Statistiker aber mag dieser
Wettbewerb insofern nicht gleichgiltig sein, als er feststellen kann, wie sehr dieses
Dutzend unserer tüchtigsten und beliebtesten Schriftsteller im großen Publikum be-
kannt ist. Besonders möchte ich noch die zustimmenden Schreiben so mancher Dichter
erwähnen, sowohl solcher, die dann später an dem Roman mitarbeiteten, wie an-
derer, die aus diesem oder jenem Grunde sich nicht betheiligen konnten. So rief
Detlev von Liliencron: „Ja, Das wird sicher ein guter Scherz; es ist ein tress-
licher Gedanke!" Gerhart Hauptmann schrieb: „Es ist ganz selbstverständlich, daß
ich mit lebhaftem Interesse dem großen literarischen Scherz entgegensehe, der so
viele berühmte Namen vereinigt." „Ihre Idee ist sehr lustig", meinte Otto Julius
Bierbaum; „ich fürchte, zu luftig für düstere Deutsche!" „Eine famose Idee, dieser
Zwölfer-Scherz", sagte Richard Dehmel. Aus München kamen diese freundlichen
Zeilen: „Ihr Einfall ist ausgezeichnet, der Scherz wird gelingen und Niemand
freut sich mehr auf den,Roman der XII' als Ihr sehr ergebener Thomas Mann."
„Aber", mahnte Gustav Meyrink, „wird es Ihnen nicht gehen wie dem Hund
(Pardon!) mit den Krebsen? Es war nämlich einmal ein Hund, der sollte ein
Taschentuch, gefüllt mit zwölf Krebsen, behüten. Als ein Krebs ausgerissen war,
gelang es dem Hunde zwar, ihn zurück ins Taschentuch zu bringen, doch waren
unterdessen zwei andere nach verschiedenen Richtungen ausgebrochen. Der Hund
brachte athemlos auch diese beiden zurück, doch da waren vier andere... und so weiter."
Nun, es ist nicht so gegangen. Allen zwölf Mitarbeitern, die sich dem Werk zur
Verfügung stellten, bin ich für das schließliche Gelingen zu großem Dank ver-
pflichtet. Den Leser wild nun das Entstehen des Romans selbst interesfiren. Es
war einfach genug: Herr A. (den Namen sollt Ihr selbst errathen!) schrieb das erste
Kapitel; es ging postwendend an Herrn B. Als Der Kapitel 2 beendet hatte,
bekam Herr C. die beiden ersten Kapitel, um ein drittes zu schreiben. Und so ging
es fort; jeder der zwölf Dichter spann in seiner Art und in seinem Stil den Faden
weiter. Bunt genug ist der Teppich gewiß und schimmert in allen Farben. Das
soll er ja auch. Aber wer Augen hat, wird wohl erkennen, von wessen Händen
das Gespinnft an den Enden, in der Mitte oder an den Seiten herrührt. Alle
aber, denen der „Roman der XII" lustige und anregende Stunden beschert, wer-
den sicherlich unseren zwölf Autoren eben so dankbar sein wie der Verleger
Konrad W. Mecklenburg.

Schwefel über Gomorrha. Schuster ^ Loeffler in Berlin. Eine Probe:
Justiz.
Seme Excellenz setzte sich, bot auch dem Amerikaner einen Stuhl an und
Mr. John William Meier begann:
.Ich weiß nicht, wie weit Sie von Wesen und Zweck meiner Erfindung unterrichtet sind, Excellenz. Bei alle Mittel will ich Ihnen genau angeben die Grunde, wegen die ich habe herangegangen an meine Konstruktion. Excellenz, die Justiz von dieser Landschaft steht bei uns in Amerika in keine gute Gerüche. Hiesige und noch mehr d'e amerikanische Blätter lassen vorüberziehen abfällige Bemerkungen über die Justiz, weil es soll sein ungleiches Recht für Arm und Reich, für Adelige und Arbeiter ..."
.D . .
„Ich bitte Euer Pardon, Excellenz: ich bin nicht Partei. Ich bin Ingenieur. O5 die Papiere sind begründet, nehme ich nicht in Betracht. Ich will nicht ein Zustand verbessern, der mir gleichgiltig ist, oh nein: ich will machen Geld mit meine Erfindung. Ich rechne nur mit dem Fakt, daß die öffentlich Meinung hat die Ueberzeugung: die Justiz ist Werth gar nichts. Diese öffentlich Meinung ist für die Regirung sicher nicht angenehm. Hier ich bin und möchte die Regirung frei machen von diese unangenehme Meinung. Kein Körper soll können sagen: Das ist Klassenjustiz. Denn mit mein Apparatus ist absolut Gerechtigkeit; jeder kluge Mann muß Das einsehen. Folgen Sie mir ins nächste Zimmer ... So . . . Und vergüten Sie mir, Excellenz, zu vorstellen für Ihnen mein Apparatus: das Justizklavier I. W. M. Es ist, Sie sehen, von seine Außenseite gerade wie jedes andere Klavier; aber in sein Jnneie es ist nichts als eine Maschine zu Rechnen. Hier an die Front Sie haben schwarze Tasten und weiße Taften. Auf die schwarze Tasten Sie sehen geschrieben alle Namen von Verbrechen, gut gefixt nach Begriffe:
Brudermord,
Elternmord,
Gatlenmord,
Kindesmord,
Lustmord,
Meuchelmord,
Mattermord,
Raubmord,
. . . und so weiter
Äder:
Beinbruch,
Ehebruch,
Einbruch,
Friedensbruch,
Leistenbruch,
Schädelbruch,
Schiffbruch,
Treubruch,
.... und so weiter.

Karz, Sie sehen auf schwarze Tasten Alles, was den Angeklagten macht
schwer. Auf die weiße Tasten auf d:e andere Seite fleht geschrieben Alles, was ist-
in Gefallen ... Sie wissen, was ich meine: was ist gefällig dem Angeklagten:
Alibi,
Betrunken,
Minderjährig,
Schwer betrunken.
Sinnesverwirrt,
Unbescholten,
Wahnsinnig,
.... und so weiter.
Sie wollen wissen, wie man anwendet das Justizklavier? Sicher mehr als
simpel. Der Vorsitzende von Gericht prüft den Bestand von Thaten sorgenvoll,
und wenn die Beweisaufnahme ist fertig, geht er zus Jnftizklavier und preßt her-
unter, zum Beispiel, die Tasten:
Raubmord — zweimal.
Vorbestraft — sechsmal,
Alibi.
(Wenn mehr als dreimal vorbestraft, wird Alibi nicht funktioniren.)
Oder:
Diebstahl,
Unbescholten,
Sinnesverwirrt,
Minderjährig.
Alles in Allem: der Vorsitzende preßt herunter jede Taste, was auf den
Thaibestand passend sei. Bei alle Fälle berechnet das Klavier automatisch, genau
nach die bestehende Gesetze dieses Landes, eine Strafe und giebt bas fertige Ur-
thal, niedergelegt auf gedruckte Formulare, sofort heraus. Und wie gleichen Sie,
Excellenz, mein Apparatus?"
. . . Zwei Monate nach dieser Unterredung ließ Seine Excellenz der Minister
den amerikanischen Ingenieur zu sich bitten und sprach zu ihm:
„Ihr Justizklavier ist von einer eigens gebildeten Kommission von technischen
und richterlichen Beamten geprüft worden. Das Referat lautet ungemein günstig.
Man hat einmüthig anerkannt, daß daö Klavier geeignet ist, das Volk von der
Unabhängigkeit unserer Rechtsprechung zu überzeugen und (worauf ich besonders
Gewicht lege) die Gerichtshöfe von ihrer Arbeitüberhäufung zu entlasten. Die Re-
girung hat also beschlossen, zunächst zwanzig Ihrer Justizklaviere probeweise bei
unseren Landgerichten einzustellen. Wir knüpfen aber eine kleine Bedingung daran,
deren Erfüllung Ihrem Genie nicht schwer fallen wird. Eine Abänderung (oder
Vervollkommnung, wenn Sie wollen), die sozusagen aus justiztechnischen Gründen
nothwendig befunden worden ist. Jedes gewöhnliche Spielklavier hat (nicht wahr,
Herr Ingenieur?) zwei Pedale: ein Piano- und ein Fortepedal. Nun, solche Pe-
dale muß auch das Justizklavier erhalten. Lassen Sie auf das Pianopedal etwa
eine fünfzackige Krone malen und auf das Fortepedal lassen Sie schreiben: ‚So-
zialdemokra^."
München. Roda Roda.

Moderne Menschen?
oll mer der Daumen erblinden, Herr Kommerzienrath", betheuerte Scherbe!
voll Eifer, „wenn de Sache nich hochfein ist. In de HöÜ' will ich fahren,
statt in Abrahams Schoh, und der Satanas soll mer eigens den Prokuristen oder
seinen tüchtigsten jungm Mann zum Heizen schicken, wenn ich 'm klugen Geschäfts-
mann, wie 'm Herrn Kommerzienrath, proponir' ä Gojimnaches. Weiß ich, daß,
der Herr Kommerzienrath und der Herr Lieutenant lassen das Risiko den Dummen
und den Aktionären von de Hypothekenbank und stippen selber nur das Fett von
der Suppe, den feinen Rebbes."
Emil lachte auf: „Danke für die gute Meinung, Scherbe!; nu sagen Se aber
mal, wo liegt der Haken bei der Sache?"
«Nu, ich wärd Alles erzählen. Der's Geld haben will, is ä reicher und
kluger Mann. Nu, hat er gesagt, is 'n feines Objekt, das De Haft und das Der-
kostet, weil De schlau mit 'm Einkauf warst in der Konjunktur, einsfiebenhundert.
Haft ä blühendes Geschäft darin, daß es mit der Miethe verzinst aufzweieinviertel,
unter Brüdern gerechnet: zweieinhalb Million. Wartfte ab, knegste in zehn Jahren
die dritte Million. Woßu aber (hat er sich überlegt) sollste zinslos liegen lassen
dos schöne Stück Geld? Seh zu, daß Du 'ne Hypothek kriegst von zweieinhalb'
Million, wo De escomptirst den Gewinn am Objekt bis jetzt: kannste inzwischen
arbeiten lassen den Gewinn und mehr verdienen damit."
„Scherbel, Sie oller Gannes!" prustete Emil heraus; „wo wollen Se denn
den Dummen finden, der darauf reinfällt? Denken Se denn, wir lassen uns uff
so 'ne Sachen inn? Nee, is nich, jehn Se 'n Haus weiter."
„Gott der Gerechte! Komm ich wie 'n gemalmischter Bocher, der nichts hat
in de Hand, zum Rothschild und will haben de Kalle? Hören Se zu Ende den
ollen Scherbel, eh' Se 'n schmeißen raus. Hat der Levi oder Cohn oder Manasse
gesagt: Siegfried, wenn De kriegst Dein Geld von der Bank, was schon machen
ward der olle Scherbel, ladste die Direktoren und ihre Freunde und den Bau-
meister, der de Taxe macht (er zwinkerte hier bedeutsam mit den Augenlidern erst
zum Vater und dann zum Sohn) zu 'nem Frühstück mit Sekt un Auflern und
Kaviar und Indianische Vogelnester (Was weiß ich? Zu gesund!) und läßt Dir5
kosten 'ne Viertelmillion. Haste immer noch 'ne halbe Million im Voraus raus-
gezogen auö'm Haus; und de Bank läuft kein Risiko, hält fe's aus fünf Jahr.
Bleibt de Konjunktur gut, sind's blos drei."
Scherbel schwieg. Der Alte stand auf und faßte Emil unter den Arm.
„Entschuldigen Sie uns mal 'neu Augenblick", sagte er heiser vor Erregung.
Von den Worten des Alten konnte Scherbel trotz dem Thürspalt nichts ver-
stehen, während er Emils Einwendungen deutlich vernahm: „Nee, Den nich. Der
is dumm: Der steht mit seinem Aufsichirath schlecht und wackelt; Du, wie wärs?
Der is hungrig, sein Vetter ist Mitdirektor, dessen Schwiegervater Hauptmime im
Aufstchtrath: schmieren wir alle Drei, denn jehts!"
Scherbel (im Vorzimmer) nickte haftig: jetzt lag die Sache richtig....
Dieses interessante Gespräch wurde im Jahr Z880 in dem Bankgeschäft
Korff & Sohn "in der JSgerstraße geführt, das etwa seit dem Jahr 1820 bestand
und gut rentirte. Auch die Hypothekensache wurde gemacht, nachdem der Besitzer

des Hauses eine höhere Miethe für den eigenen Laden eingesetzt und das Hauptbuch für die letzten Jahre „umgeschrieben" hatte. Der Hypothekenbankdirektor machte allerdings zunächst Schwierigkeiten.

„Sagen Se mal, Korffchen, ist der Geschäftsfreund 'r.e schöne junge Frau im poussablen Alter so zwischen Zweiundzwanzig und Zweiundvicrzig, daß man's aus Liebe thun könnte?"

„Nee, Sie oller Schäker. Ich glaube, Sie geben Ihre ewige Seligkeit dran, wenn nur n Unterlock dabei is. Sehen Sie sich das Objekt und die Zahlen mal an! Die Sache is fein, wenn sie richtig gemacht wird. Außerdem kriegt der Mann nicht, was er haben will. Wir müssen nach der Kraftleistung doch frühstücken. Sie haben die Wahl, zwischen Uhl, Dressel, Hiller oder Borchardt."

„Bin mehr für Borchardt."

„Na, also Borchardt. Das Frückstück kann 'ne Biertelmillion kosten, Sie bringen dazu ihren Cousinlala nebenan, Rosemann, mit. Da die Taxe die Hauptlache und guter Rath in Bausachen besonders theuer ist, nehmen wir auch den Baurath mit: der Mann macht doch ooch nischt umsonst. Et is Alles da" . . .

In diesem Geschäft von Korff & Sohn hatte Otto Anders seine Lehrzeit verbracht und wurde nun Buchhalter mit einem Monatsgehalt von sechzig Mark. Vater und Mutter waren ihm lange gestorben. In einer ärmlichen Mansarde in NeU'Köttn am Wasser lebte er mit seinen Büchern ein einsames, stilles Leben. Nar mit einem seiner Schulkameraden, Paul Schmielicke, „Abkömmling eines soliden Milchkellers in der Neuen Promenade", verband ihn engere Freundschaft. Schmielicke, der, trotz seinem „Konsistorialrathsgesicht", das Leben uud in ihm besonders die Frauen liebte, vermittelte auch Ottos erste Liebe: Lieschen Rieger, eine Arbeiterin in einem Blumengeschäft am Moritzplatz. Das stille, sanfte Mädchen wurde bald OttoS Lebensglttck. Aber in dem selben Haus in der Alten Jakobstraße, in dem Lieschen wohnte, hatten auch die beiden Korffs, Vater und Sohn, ihre gemeinsame Geliebte. Dieses zufällige Zusammentreffen war natürlich für die Herren Chefs peinlich Anders erhielt seine Kündigung. Lieschen, die sich Mutter fühlte und krankhaft erregt war, glaubte, in dieser Noth den Fingerzeig Gottes zu sehen, der gegen die Vereinigung der Beiden sei; zugleich hoffte sie, der geliebte Mann werde sich allein besser helfen können, und ging beim Waldschlößchen, wo sie einst selige Stunden mit Otto verlebt hatte, ins Wasser.

Als Otto verzweifelnd auf dem Wege ist, um vielleicht doch die Geliebte noch zu retten, sieht er in der Köpenicker Straße ein junges Mädchen vor die Hufe eines Pferdes stürzen. In einem wilden Aufbäumen gegen das Schicksal wirft er sich dem Pferd entgegen. Er rettet das Mädchen und wird dabei schwer verletzt. Die junge Dame, die er gerettet hat, ist die einzige Tochter des angesehenen Bankiers Tobias in der Burgstraße, der sich nun deS Lebensretters seiner Tochter annimmt und ihn nach Wiederherstellung seiner Gesundheit mit hundertzwanzig Mark Monatsgehalt in seinem Bankgeschäft anstellt und ihm mit Rath und That so erfolgreich auch bei seinen ersten kleinen Börsenspekulationen zur Seite steht, daß Otto bereits nach drei Jahren achttausend Mark Vermögen befitzt. Dann aber tritt er aus dem Geschäft, obwohl Tobias ihm Zulage und Prokura verheißt.

Als „Pfuschmakler" und Jobber mit Schmielicke vereint, will er an der Börse den Reichthum gewinnen, der ihm Leben und Freiheit bedeutet. Bei „einem

sorglosen und reichen Leben" bringt er denn auch seinen Besitz bald auf zwölf-
tausend Mark. Aber waS sind zweitausend Mark Jahresüberschuß? Dabei müßte
man ja hundert Jahre arbeiten, um ein mäßiges Vermögen als Schutz gegen Alter,
Krankheit und Schicksalsschläge zu erwerben!
Da kommt die große Entscheidung seines Lebens. Paul Schmielicke sitzt in
der Krausenstraße bei einem Eisbein und Sauerkohl. Das Lokal ist im Umbau
begriffen, so daß die Sprachrohre, die vom Ausschank nach der Wirthswohnung
hingingen, wo jetzt ein Vereinszimmer ist, ihn Alles hören lassen, was darin ge-
sprochen wird. Und nun hört er, wie ein Landmesser aus dem Ministerium seinem
Schwager verräth, daß vom Stettiner Bahnhof in Berlin über Gesundbrunnen
und Pankow eine Bahn nach Tegel mit aller Beschleunigung gebaut werden soll.
Der Morgen Land sei jetzt noch für zweitausend Mark zu haben; die Bahnlinie
werde dreihundert Meter rechts von der Landstraße das tegeler Gelände durch-
schneiden: man müsse Alles aufkaufen, was zwischen der Landstraße und der be-
absichtigten Bahnlinie liege. Die Beiden sind entschlossen, am nächsten Sonntag
die Sache mit den Bauern in Tegel abzuschließen. Anders und Schmielicke kom-
men ihnen zuvor. Sie kaufen sofort 89 Morgen Land, wobei sie allerdings große
Hypothekenschulden aufnehmen müssen. Aber was thuts? Die Zinsen können ja
nicht drückend werden. Das ganze Gelände konnte verkauft sein, ehe die erste Zins-
zahlung in Frage kommt.
Den Plan Schmielickes, die Sache gleich nach Abschluß mit bescheidenem
Nutzen weiter zu verkaufen, wehrt der umsichtige Otto ab: „Nichts da, alter Hitz-^
kopp; erst wenn die Staatsabsicht amtlich bekannt ist, kommt die rechte Steigerung.
Und besser ist, wir mucksen nicht und wissen von nichts, wie die neugeborenen
Lämmer. Denn sieh mal. Jungchen: 'n Bischen stinkt die Sache ja doch und darum
machen wir uns lieber gar nicht mausig damit." Auf dem Wege nach Tegel philo-
svphirte Otto Anders: „Wer kein Geld hat, ist wehr- und obdachlos. Aendern
kannst Du es nicht. Nimm die Menschen für Das, was sie Werth sind, und ohne
Gewisfensfeigheit. Hebe den Nibelungenschatz im tegeler Sande draußen! Seife die
Bauern ein, daß ihnen der Schaum ums Maul spritzt, und sorge dann, daß Du
die ganze fette Sahne in Dein Töpfchen kriegst."
Aber außer dem Landmesser ist im preußischen Ministerium noch ein Be-
amter, der den Diensteid bricht und den tegeler Plan an die Korffs verräth. Um
ein paar stunden kommt der alte Korff zu spät. Die beiden ehrsamen Inhaber
des Bankhauses Korff sind natürlich in Heller moralischer Entlüftung über den
Vorstoß von Anders.
„Können wir den Lümmel nich mit 'n Staatsanwalt reinlejen? Bei 'ner
Haussuchung müßte doch Material über seine Quelle zu finden sein. Damals bei
uns war er doch so dämlich; er wird wohl kaum alle Spuren verwischt haben?"
Mst Du verrückt, Emil?" Der Alte drehte sich entrüstet herum. ,Wir haben
doch keine Ursache, Gestank zu machen. Nee, wenn uns der Lump auch die Fett-
augen von der Brühe abgestippt hat, so können wir doch suchen, ihm die Sache
wieder abzujagen oder sie zu drehen."
.Wer hat gepfiffen?" fragte Emil; „obere oder untere Region?"
„Untere. Ich habe aber was im Werk. Ich will zu S. gehen und ihm vor-
schlagen, daß die Bahnstrecke links, statt rechts, gelegt wird. Der MilitärfiSkns tritt

gewiß Etwas vom Schietzplatz ab, da er die Bahn will. Vielleicht kriege ich den Gutshern dazu, eine Beisteuer zu leisten, dann gehts; dann können wir auf der Westseite einen schönen Posten Geld verdienen und der naseweise Jüngling fällt herein."
Der alte Korff ist ein Mann der That. Nachdem Anders den Vorschlag, ihm gegen neuntausend Mark Gewinn das Gelände zu verkaufen, abgelehnt hat, geht er ins Ministerium, um mit dem Geheimrath, der Dezernent in der Sache ist, zu verhandeln. Den tegeler Gutsherrn, der bei Hofe einflußreich ist, hat er für sich gewonnen; er bietet unentgeltliche Abtretung des zum Bahnbau nöthigen Landes. Als der Geheimrath aber die Gründe gegen die Weststrecke erörtert, geräth Herr Korff sichtlich in Hitze und holt sein Taschentuch heraus, um sich die Stirn zu wischen. Sehr geschickt läßt er dabei seine Brieftasche mit herausfallen, gerade auf den Schreibtisch, wo sie auseinanderklappt. Der Geheimrath greift höflich zu, um die entfallene seinem Gast zu reichen, zuckt aber plötzlich, wie vom Blitz getroffen- zusammen, wird Hochroth und sinkt dann aschfahl, während der Schweiß auf seine Stirn treibt, in seinem Sessel zusammen: Wechselpapierchen, von einem Gummiband zusammengehalten, ragen zur Hälfte aus der einen Tasche heraus und oben drauf liegt eins über fünfhundert Mark, das die Unterschrist des Geheimraths trägt. Man hätte Hundert gegen Eins wetten mögen, daß die anderen Papierchen eben so beheimathet waren. Lauter Pfeile, die schußfertig auf dem Boden lagen. Diese Entdeckung schlug mit entsetzlicher Wucht auf den Unglücklichen Mann ein. Als er nach fürchterlichen Sekunden sein verzweifeltes Auge auf den ehrwürdigen Besucher richtete, erschrak er zum zweiten Mal. Hochaufgerichtet saß sein bisher so verbindlicher Gast im Sessel neben dem Schreibtisch. Die plumpe Nase Herausfordend in die Luft gestreckt, die Lippen entschlossen und höhnisch Zusammengepreßt. Die kalten grauen Augen abcr richteten sich mit brutaler Drohung auf daS Opfer. Zehn Sekunden dauerte dieser fürchterliche Kampf Mann gegen Mann; dann sank Herr Korff Plötzlich wieder zusammen, griff nach seiner Tasche und stand auf.
Und wirklich: der Westplan wird angenommen. Für Anders kommen schwere Tage. Die Sache zieht sich hin. Er muß Geld sür die Zinsen der Hypotheken aufbringen. Er sucht vergebens eine Zweite aufzunehmen. Sein bewährter Freund Tobias, auf den er am Meisten gerechnet hat, lehnt ab. „Es thut mir tief weh, lieber Freund Sie sind auf dem Spielerweg, der zum Ruin führt; dabei helfe ich Ihnen nicht. Wollen Sie wieder bei mir eintreten, so steht dort Ihr Pult. Gehen Sie den sicheren Weg redlichen Erwerbes, der langsam ans Ziel führt. Aber Geld für Ihre Spekulation erhalten Sie von mir nicht."
Aber Otto lehnt ab. Er sei ja schon dreißig Jahre alt. Zwischen fünfund achtundzwanzig Jahren hatte er zwar achttausend Mark erspart, mit neun« undzwanzig und dreißig Jahren je zweitausend Mark zmückzulegen vermocht; aber ist Das eines „modernen Menschen* würdig? Er sühlt sich zu Groß m be rufen. Und schon kommt die Hilfe. Paul Schmielicke hat unter seinen vielen Geliebten zufällig gerade jetzt eine reiche junge Witwe, die den beiden Spekulanten die nöthigen Mittel vorstreckt, um die schwerste Zeit durchzuhalten.
Ihnen gelingt sogar, den Plan der westlichen Linienführung zu vereiteln.
Otto Anders schreibt elf Artikel für die Presse. Er konnte, wie Schmock in Freitags „Journalisten", schreiben rechts und schreiben links. In den Zetteln für di<freisinnigen und demokratischen Blätter pruste er nochmals die Angriffe auf Bahn-

gesellschaft, Landrath und Amtsvorsteher. In den Entwürfen für die konservativen
Zeitungen fehlten diese Ausfälle; angedeutet war aber, daß die Regnungorgane
wohl machtlos gegen die Ränke dunkler Schieber seien, welche die sinnlose West-
strecke durchgedrückt haben. Der Artikel für das bekannteste Antisemitenblatt ver-
wandelte den altdeutschen Namen Meier des Landraths in Meyer, ließ durchblicken,
daß sein Träger ein „Getaufter" sei und schon dadurch zur Börse ahnenmäßige Be-
ziehungen habe. So war jeder Zettel mit großer Ueberlegung abgestimmt.
Paul Schmielicke zeigte sich eben so „tüchtig". Er fährt mit der Straßen-
bahn nach der Chausseestraße, kauft in einem großen Papierwaarengeschäst eine
Kleinigkeit, läßt sich Briefbogen mit Firmen vorlegen, wie sie die Händler von
Aufträgen in einigen Exemplaren zurückbehalten, um Vorlagen für später zu haben.
Paul bat, sie mitnehmen und seinem Theilhaber vorlegen zu dürfen. Das wurde
gern gewährt. Die selbe- Sache wiederholte Schmielicke in der Jnvalidenstraße.
Dann fuhr er in einer Droschke nach der entgegengesetzien Stadtseite, bis zum
Moritzplatz, wo er auch zweimal den selben sonderbaren Handel betrieb.
Mit Hilfe dieser Briefbogen und durch Fälschung der vorgedruckten Firmen-
unterschriften lassen die beiden Freunde elf „Stimmen aus dem Publikum" gegen
bie Westseite laut Protestiren. Die Regirung giebt nach. Die Oststrecke wird für
den Eisenbahnbau bestimmt. Ottos Plan ist gelungen. In Berlind, aber werden
einige Millionäre auf ihn aufmerksam. Sie gründen eine Terraingesellschaft, die
das tegeler Gelände mit einem Preisaufschlag von 360 000 Mark übernimmt. Otto
Anders wird Direktor, Schmielicke Aufsichtrathsmitglied. Bald wird das Gelände
an eine berühmte Maschinenfabrik in Berlin mit einem Riesenumsatz verkauft. Der
Baumeister Heine aber, einer der erfahrensten Spekulanten, weiht den neu entdeckten
Anders in die Philosophie der Terrainspekulation ein. „Jeld machen! Lassen Sie
die Anderen reden und hassen und hinter uns her schimpfen: wir lachen se einfach
aus; denn wir Habens irituL, spielen immer und überall den Trumpf aus, weil
wir bar und gut bezahlen. Sehn Se, so sind die Menschen: vor vierzig Jahren
haben die Meisten jroße Rosinen in Kopp von Menschenbejlückung und Weltoer-
befferung. Als ob die Menschen und die Welt jebessert werden wollen; meistens
haben se ja woll ihre jrößten Wohlthäter dotjeschlagen. Sind se über Vierzig,
denn sehen se, daß in ihrem Beruf 499 Nieten und ein Treffer auf 500 Nummern
Zommen. Dann kommen mit den jroßen Kindern die jroßen Sorgen, und wenn
se denn an dsn absteigenden Lebensaft denken, wird ihnen schwul. Die Wenigften
jestehen es ein, aber denken thun fe's Alle, daß sie 'ne Dummheit jemacht haben;
dann ists aber zu spät und se werden malcontent und verbittert. Ich verstehe
von den studirten Sachen nicht so viel wie Sie, lieber Direktor, aber Det sehe ick
doch, daß jrade die Studirten es mit seltenen Ausnahmen Alle nicht recht zu was
bringen. Wenn ick so'n Unjlückswurm un seine janze Misere sehe, denn thut es
mir trotz der hochjetragenen Nase immer leid und ick möchte seinem Alten, der
ihm in jungen Jahren so schlecht jerathen hat, noch nachträglich mit der Nilpferd-
Peitsche feine Fünfundzwanzig über die Kehrseite bar auszahlen; ehrlich verdient
wären se. Wenn Einer JripS hat, soll er Jeschäfte machen, die Jeld bringen.
Die Bildung ist 'ne sehr schöne Sache, die man nebenbei betreiben kann, wenn
man will. Allei«e damit lockt man keenen Hund hinter'« Ofen 'raus."
Und nun gehts mit Riesenschritten vorwärts. Otto Anders und Paul Schmie-
licke wohnen bald in den feinsten Villen des Westens. Schmielicke wird Direktor

der Grundkredit-Bank; Anders aber ist, nachdem er die Tochter des reichen Heine geheirathet hat, nur noch im Aufsichtrath thäjig.
Doch der Ehrgeiz wagt sich an immer größere Aufgaben. Anders faßt den Plan, den Grunewald zu erschließen und dort eine Villenkolonie größten Stiles zu schaffen. Er will eine Prachtstraße anlegen, wenn der Staat dafür achthundert Morgen Grunewaldgelände unentgeltlich abtritt. Dieser Plan kann natürlich nur mit Hilfe des Kaisers gelingen. Doch Reichthum hat überall seine Verbindungen. Der Generaladjutant Graf Liegnitz ist Schmielicke wegen Regelung seiner Hypotheken stark verpflichtet. Er vermittelt Anders eine Audienz beim Reichskanzler. Diesem trägt Anders vor, daß eine solche Prachtstraße, mitten in den Grunewald hinein, gewiß des Kaisers Beifall finden werde. Natürlich ist Anders der uneigennützige Mann. „Ich möchte mal etwas Großartiges an Straße wie an Villenanlage ohne Rücksicht auf Verdienst ins Leben rufen; hole ich meine Kosten heraus, will ich zufrieden sein." Der Reichskanzler läßt sich bald gewinnen. Man muß die Liebhabereien jugendlicher Fürsten fördern, um sich zu halten. Der recht großzügige Plan dieses Spekulanten da kam ihm sehr gelegen; er würde dem lebensklugen dicken Pod und dem ,Innern^ nicht minder angenehm sein. ,5<0us vei-i-ons!"
Aber Ottos Plan wird verrathen. Kommerzienrath Kautz, der von der Börse auf zwölf Millionen geschätzt wird, während man Anders nur für einen achtfachen Millionär hält, hört von dem Plan des großen Konkurrenten. Seine Getreuen sind bald um ihn versammelt.
„Seinen Bruder begrüßte er, der im Gegensatz zu ihm ein kleines, zusammen-.gekniffenes Gesicht und eine Krämerseele hatte, und dann den in der Finanzwelt als das dümmste Luder von Berlin anerkannten Rentner Roth. Seine Unnahbarkeit grenzte an Größe. Er war überall dabei. Weil er nämlich sehr reich war und nie widersprach, nahm man ihn gern mit. Man war dazu überzeugt, daß ein so dummer Mensch wie Der niemals Geld an einer Sache verlieren könne. Er galt für die vielfach abergläubigen Finanzleute als eine Art von Rückversicherung gegen das Mißlingen. Neben ihm faß der junge, sehr verbindliche und geriebene, aber auch sehr weitherzige Rechtsanwalt Meyer, Sohn eines verstorbenen Freundes von Kautz. In einem mitgebrachten Aktenstück blätterte der eben gekommene Baumeister Senkel, auch ein weißhaariger Sechziger wie Roth, von gedrungener Gestalt und blasser Farbe deö durchwachten Gesichus. Es war ruchbar, daß er seine Stiefel aus einem Kalauer Keller in der Niederwallstraße und seine Anzüge aus der Frankfurter Allee bezog. Seinen grauen Wintermantel sollte er, einem boshaften Gerücht zufolge, vor zwölf Jahren in der städtischen Pfandkammer alt und sehr billig gekauft haben. Sein Pförtner rächte sich für schlechte Behandlung und elende Bezahlung durch die üble Nachrede, daß der Herr Baumeister ihm statt ei»er Barsumme diesen Mantel testamentarisch vermacht habe, aber nur für den Fall, daß der Pförtner dann dreißig Jahre in seinem Dienst gewesen sei. Dieser schäbige Cyniker Senkel war gleichfalls vielfacher Millionär und Besitzer großer Gelände im Westen von Berlin. Er galt als sehr klug, aber auch als eine in ihrer Habgier und in ihrer Gewissenlosigkeit vor nichts zurückschreckende Geldhyäne."
Hier hat man zwar nicht Beziehungen zu des Kaisers Generaladjutanten, wohl aber zum Hofjagdamt; und in der That setzt in der Berathung, die der Kaiser mit dem Biceoberjägermeister und dem Minister des Inneren hat. Jener durch, daß die geplante Prachtstraße nicht mitten durch Halensee gelegt, sondern in ihrer

Mitte einen Knick erhalten und über Hubertus geführt werden solle; natürlich nur, damit der Wald nicht zerstört und das Wild gehetzt werde. Diese Aenderung im Plan erschließt daneben allerdings die Gelände des Herrn Kommerzienraths Kautz. Daß eine Volksbewegung entsteht, die im „Interesse der allgemeinen Wohlfahrt" gegen die Bebauung des Grunewaldes protestirt, kümmert Anders wenig. Die Abänderung der großen Prachtstraße, die nun nicht sein Terrain, sondern das seines Konkurrenten erschließt, berührt ihn um so unsanfter. Doch auch der Kaiser ift ja zu beeinflussen, wenn man nur in seiner Umgebung die richtigen Leute für sich interesfirt. Der Reichskanzler selbst macht den Großspekulanten darauf aufmerksam: „GrafLiegnitz ist ja wohl Ihr Freund? Jnteressiren Sie ihn dafür, daß er dem Kaiser die Sache vorträgt. Die Kaiserliche Entscheidung beseitigt das Bedenken mit einem Schlage, während von Verhandlungen zwischen Ministerium und Hofamt wenig zu hoffen ist."

Anders und Schmielicke suchen sofort den Generaladjutanten Graf Liegnitz, einen alten Reitergeneral, auf: „Wenn Excellenz sich entschließen könnten, den Kaiser auf die Lage aufmerksam zu machen, ist vielleicht doch ans Ziel zu kommen. Excellenz sind beim Kaiser po^ona ^ratisgjm^: da dürfte ein gutes Wort in richtiger Stunde von Erfolg sein." „Na, na;" der General wehrt ab. „Warten Se mal. Ich fahre heute (Das trifft sich ja famos) mit dem Kaiser spaziren, und zwar nach Halensee zu. Vielleicht findet sich eine Gelegenheit. Wollen mal sehn!"

Sosort machen, sich Anders und Schmielicke aus und lassen eine Jauchentonne in den .Hopfengraben" leiten, der auf der vom Kaiser neu befohlenen Linie der Straße liegt. Nachdem dieser Versuch, ,,Zs cori-i^er In. naturs", ausgeführt ist, hält Anders eine philosophische Ansprache über Tolstoi: „Wenn sich die Anderen ihr Gehirn mit solchen Zicken verbrennen, statt an ihre Geschäfte zu denken und den Mann nebenher auszulachen, so ist Das zwar sehr traurig, aber wir könnens nicht ändern. Sie merken jedenfalls nicht, daß wir sie inzwischen nach allen Regeln der Kunst scheeren; Kadeant sibi!"

Der Streich gelingt. Der Kaiser führt nach Halensee zu, Graf Liegnitz weiß die Sache geschickt zu leiten. Ueber seinen Erfolg berichtet der Adjutant des Kaisers selbst dem Direktor der Grundkreditbank: „Es stank mörderlich in Ihrem Eden. Der Hopsengraben hat seine Schuldigkeit gethcm. Warten Sie in Frieden das Weitere ab. Ihr L."

Und das Glück ist Otto Anders auch sonst im Leben hold. Dazu muß das Beste ein grundsätzlicher Gegner: ein Bodenreformer beitragen, ein Bodenreformer, also natürlich ein Lump, der seine Begabung verzettelt, nichts wird, nichts kann und endlich sich an die gute Gesellschaft der Terrainspekulanten herandrängt. Er istS, der den Plan der Grunewaldspekulation an den Kommerzienrath Kautz verräth. Er schreibt einen Artikel für die „Nationalzeitung" gegen den Grunewaldplan (was durch einen Bruch des Redaktiongeheimnisses bald Otto Anders hinter« bracht wird) und entführt Hilde Anders, geborene Heine.

Dieser Streich bringt Anders eine willkommene Erlösung, denn nun kann er ja Klara Lehfeld Heirathen, die Tochter des alten Tobias, die für feine Größe ein volles Verftändniß hat. In der Fülle deö Glückes steigen neue Ideale vor ihm auf: „von großen Mitteln gedeckt, würde es ihm nicht schwer werden, sich in den Reichstag wählen zu lassen!"

Das ift der Inhalt des Romans „Moderne Menschen* von Franz Hamann Meißner, den der betriebsame Verlag von Richard Bong in Massen verbreitet hat. In dem Waschzettel des Verlages wird der Roman „ein zeitgenössisches Gegenstück zu Freytags Soll und Haben" genannt. Darüber müßte man staunen, wenn nicht ^n dem Roman selbst anschaulich geschildert würde, wie eng gewisse Verlegerkreise mit der Terrainspekulation verbunden sind. Wenn dieser Roman aber wirklich das deutsche Volk von heute in seinen tüchtigsten Elementen an der Arbeit schilderte, wie es einst Gustav Freytags Roman gethan hat, dann: Wch der deutschen Kultur! Dieses ganze moderne Heldenthum von Otto Anders ist doch nur auf fauligem Untergründe denkbar. Man prüfe die Reihe pflichtvergessener Beamten: den käuflichen Taxator, der eine überhohe Hypothekenbeleihung ermöglicht; den Landmesser im Ministerium, der seinem Schwager ein Dienstgehnrnniß preisgiebt; den anderen Beamten, der den Korffs die tegeler Sache .gepfiffen" hat; den verschuldeten Geheimrath, der gegen seine Überzeugung die Weststrecke empfiehlt aus Angst vor nicht eingelösten Wechseln; den Generaladjutanten, der für eine Hypothek^nregulirung sich dankbar erweist. Wahrhaftig: unser Beamtenthum hätte alle Veranlassung, sich in schärfster Weise mit einem Werk auseinanderzusetzen, das es als einen Herd der Fäulniß erscheinen läßt.

Aber sehen wir den Heldentypus des „modernen Menschen" einmal in seinen eigenen Werken an. Der Kaufmann, wie ihn Gustav Freytag schildert, ist ein nothwendiges Glied des nationalen Lebens. Sein Wagemuth befriedigt Bedürf« nisfe und weckt neue. Was aber thut der Terrainspekulant Otto Anders, wenn er das tegeler Gelände erwirbt? Wem dient er? Ohne seinen Tingriff konnte die Maschinenfabrik den Bauern bessere Preise zahlen und doch noch den notwendigen Raum für ihre Arbeit billiger erwerben, als es durch die überflüssige Einmischung gewerbmäßiger Bodenspekulation möglich war.

Dieser^Roman, der an sich geschickt geschrieben ist, muß die Ansichten von ehrlicher Arbeit geradezu verzerren und fälschen. Er ist der beste Beweis, wie nothwendig Bodenreformarbeit in unserem Volk ist. Mit welchem Haß und mit welcher Furcht die Kreise, die hinter diesem Buch stehen, auf die Bodenreform sehen, zeigt sich am Besten darin, daß man den einzigen Bodenreformer, den man auftreten läßt, mit den gemnnsten Zitzen auZzu'tatten für nöthig hält.

Eine kleine, aber charakteristische Szene aus dem Buch zeigt die letzte Konsequenz seiner jämmerlichen Weltauffassung. Klara Lehfeld, die junge Witwe, die Otto Anders zuletzt heirathet, hat aus ihrer ersten Ehe einen Sprößling, der jetzt Quintaner ist. Er zeigt „Onkel" Anders ein glänzendes Schulzeugnis „Bravo, Kerlchen! Das ist ja pikfein," sagt Otto. „Da müssen wir einen Zehnmärker für die Sparkasse stiften. Hier ist er; und nun paß auf, daß die Mama ihn! nicht vergißt," fuhr er neckend fort. „Wie viele^sind es nun schon?"

„Zweihundertzwanzig Mark", sagte Julius, der Kleine, stolz.

„Und was machst Du mit so viel G.'ld?" forschte der Onkel weiter.

„Wenn ich dreihundert Mark habe, kaufe ich mir, wie Du, Terrain und verdiene viel, viel Geld damit," sagte der kleine Mann altklug.

Heil Dir, Deutschland, wenn erst Deine gesammte Jugend von solchem Hochgefühl erfüllt ist!

Adolf Damaschke.

Herausgeber und nerantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 12. März 1910.
Verlustliste.

!^Mraf Karl Wedel hat im strahburger Statthalierpalast drei Winter ver-
☐lebt. Dah er berufen sein werde, als Vertreter eines unter Preußens Führung geeinten Deutschen Reiches sein Handeln dem berlinerBefehl anzupassen, ward ihm nicht an der Wiege gesungen. Im Februar wurde er Acht, undsechzig. Hat siebenJahre lang unlerGeorg vonHannovergedientundals Dragonerlieutenant bei Langensalza gegen die Preußen gefochten. Nach der Annexion wurde er als Premierlieutenant in Wilhelms Heer übernommen; und bald auf wichtige Posten gestellt. Im Franzosenkrieg Brigadeadjutant; 1877, als Major im Großen Generalstab, zur Berichterstattung über denTürkenkcieg ins russische Hauplquartier'geschickt; nach dem Krieg als MilitärbevollmächtigterderwienerBotschaftaltachirtund zweimal (bulgaro-rumelische Grenzregulirung und serbo-bulgarischer Waffenstillstand) zu Balkanmisfionen auserfehen; 1879 zum Flügeladjutanten, 1889 zum Generalmajor und Diensttuenden General 5 ls. 8uito des Kaisers ernannt. Am dritten April 1890 hat er dem Kaiser Franz Joseph ein ungewöhnlich langes Allerhöchstes Handschreibmüberbracht,indem,wie früh nach Friedrichsruh berichtet wurde, Wilhelm dem Verbündeten erzählte, welche Gründe „zur Entlassung Bismarcks zwangen", und das im stolzen Sinn des ersten Kanzlers den Wunsch entstehen lieh, noch einmal vor den Herrn der Hofburg hinzutreten. Diesem Wunsch blieb die Erfüllung versagt, weil die berlinerHerrensienicht wollten; und aus dem Mund Franz Josephs hörte Chlodwig Hohenlohe überBismarck dann das Urtheil: „Es ist traurig, daß ein solcher Mann so tief sinken konnte."
31

In der Hofadjutantur gings mit dem Grafen Wedel nicht so recht; und nach
dem bonner Verdruß (Frage, ob Wilhelm den Großherzog von Luxemburg
in Kneipjacke undStürmerderBorussenvomBahnhofabholenwolle)wurde
ernichtmehrzurDienstleistungherangezogen.DochderKaiserhieltdenOlden-
burger für ein Diplomatentalent und versprach ihm einen Botschafterposten.
^UnbrissaclierKombarde äiplOmaw!" DieZunftlächelte spöttisch; und Ca-
privi (der den Verdachtfürchten mußte,er wolle auch draußen das Reichsgeschäft
Generalen anvertrauen) erklärte Seiner Majestätalleruntertänigft,zum Mis-
sionchef könne er denKameradenfürsErstenichtmachen. Uebernahmihnaber
ins Auswärtige Amt. Da saß derGeneralmißmuthig; fand nichtsLohnendes zu
thunund wollte, daihmeineBotschaftzugesagtwar, sich nicht mit einem kleine-
ren Post en abspeisen lassen. Entschloß sich, nach d er Beförderung zum General-
lieutenantund Generaladjutanten, im Herbst 1892, als Gesandternach Stock-
holm zugehen; ließ demKanzler aberkeinenZweifelübersein(spätestensnach
zweiJahrenfälliges)RechtaufeinenBotschafterposten. Als dieser Postenihm
auch 1894 nicht angeboten wurde, erbat er den Abschied. Hatte in Schweden
ein reiches Edelfräulein geheirathet und konnte seitdem ein üppigeres Haus
machen und bessere Diners geben als ein Dutzenddivisionär. Solche Köpfe
dürfen nicht feiern. 1897 wird Wedel General der Kavallerie und Gouver-
neur von Berlin. Futtert die Gäste weiter mit Leckerbissen; langt aber auch
weiter, in schwebender Pein, nach einem Diplsmatenamtersten Ranges. End-
lich wird die Sehnsucht gestillt: im Juni 1899 das Versprechen vom Juni
1891 eingelöst. Saurma-Jeltsch ist in Rom nicht mehr haltbar und Bülow
will derArmee (die weder von derFlottenhätschelung noch gar von dem haa-
ger Flötenspiel entzückt ist), will namentlich der Hofgeneralität Wohlwollen
und Reverenz erweisen. Beglaubigt drum den General der Kavallerie Grafen
Wedel als Botschafter beim Quirinal. Trotzdem da Manches versehen ward
(Saurma und Wedel haben jedem Nachfolger die römische Arbeit schwer ge-
macht), löst Wedel 1902 inWien denFürsten Eulenburg ab, dessen Berichte so
ins Phantastische entgleist sind, daß Holstein höhnisch von Operettenpolitik
fprichtund derKaiser an denRand schreibt: „AberPhili!" (Da der Name Seiner
Durchlaucht hiergenanntwerdenmußte,möchteich erwähnen,daß mir der mün-
chenerRechtsanwaltHugo Wolff, als Vertreter desKunstmalers Otto Haas-
Heye, mitgetheilthat, dieser Schwiegersohn Eulenburgs sei nicht vom Wochen-
bettseinerFrau,mit der eringlücklichsterEhelebe,gewichen,nichtnach Italien
gegangen noch von irgendeinem Strafverfahren bedroht.) Nach vierzig Mi-
litärdienstjahren Botschafter in Wien: durfte man erwarten, daß Wedel die

wirtschaftliche Bedeutung der magyarischen Adelsrevolte, bosnischer oder dalmatinischer Bahnanschlüsse ermessen werde? Sein Wirken war anodin; Besseres kann kein Unbefangener darüber sagen. Für die dunkle Tonart, in derFrankreichsBotschafter,MarquisReverseaux, mit ihmüber denMarokkostreit sprach, hatte er kein Ohr. Daß er im Marz 1906 Jedem, ders hören wollte, erzählte, Deutschland werde in Algesiras fortan nicht mehr die winzigste Konzession machen, war nicht seine Schuld; er konnte nicht wissen, daß man in der Wilhelmstraße zu neuer Nachgiebigkeit entschlossen war. Durch ausreichende Information über Wesen und Willenshang des Grafen Goluchowski uns aber die Mensurdepesche ersparen. Fast sieben Jahre lang saß er in Wien; repräsentirte das Reich würdig und war persönlich beliebt. Als für Herrn Heinrich von Tschirschky und Bögendorf, der im Staatssekretariat unmöglich geworden war, schnell ein guter Posten freigemacht werden sollte, mußte Wedel das Haus in der Metternichgafse räumen. Noch einmal führte seine wunderliche Laufbahn aufwärts: er wurde Kaiserlicher Statthalter in Elsaß-Lothringen. UndmußtedasAmtsoraschantreten,daßFürstHermannz^ Hohenlohe^ Langenburg, der bis in die Weihnachtzeit bleiben und noch Einiges in Ordnung bringenwollte,verfchnupftwar,weil ihm dieRespektfristgeweigert wurde, auf die er nach Stand und Lebensleistung Anspruch zuhaben glaubte. Statthalter: das am Meisten beneidete, von der heißesten Sehnsucht umworbene Amt; hohes Gehalt, fast königliche Existenz, wenig Kleinarbeit und weit vom Schuß. Als Chlodwig Hohenlohe sich entschließen mußte, von Paris nach Straßburg zu gehen, erkundete er zunächst, was ihm die Nachfolge Edwins Manteussel einbringen könne, sicherte sich eine anständige Pension und schrieb dann getrostinseinTagebuch:„DieGelder für Repräsentation belaufen sich auf 215 000 Mark und freie Beheizung und Beleuchtung, freien ärarischen Portier und ärarischen Gärtner. Das Statthalterpalais ist schön, derGartenausreichend,dieZimmer sind hoch und geräumig. DieEinrichtung wird aus Mitteln des Landes erneuert. Silber, Weißzeug und Porzellan fehlen. Die Repräsentation ist nicht so mühsam, wie man sie geschildert hat. Die abendlichen Empfänge vonFräulein von Manteussel waren für Beamte und Offiziere eine Last, können also wegfallen. Diners, Bälle und große Gesellschaften müssen natürlich gegeben werden." Direkte Berichterstattung an den Kaiser; Doppelposten vorderThür. Am zwölftenTag nachderAnkunft fühlt er sich „als Gegenstand der allgemeinen Betrachtung" schon höchst behaglich; und notirt: „Ich fange an, mich an dasSouverainspielen zu gewöhnen, wenn es mir auch ein etwasmühsamesHandwerkzuseinscheint." AuchGrafWedel

hat sich schnell daran gewöhnt. Gehalt, Aufwandsersatz und Prioatrente mit
großherrlichem Anstandausgegeben.DochdieHoffnung,dieihnbegleitethatte,
enttäuscht. Am zwölften Oktober 1907 sagte ich hier: „Ganz gut, daß ein
preußischer General in dieses Amt ko mmt, das müden Fürsten, su^ ^ts mixlez,
vorbehalten schien. EinMann, der sich 1870 das Eiserne KreuzZweiterKlasse
erworben hat, kann sich im Wasgenwald nur als deutschen Soldaten und ge-
treuen Grenzwachter fühlen." Sicher hat er sich so gefühlt. Bald aber kam
aus Strahburg und Metz unerwünschte Botschaft. Der Statthalter strebe zu
eifrig nach der„Versöhnung'dervomDeutschenReichabgeneigtenElemente.
Lasse dieDynastieZorn von Bulach allzu frei schalten. (Wilmowski, der das
reichsländischePersonal genau kannte, sagte zuChlodwig: „Zorn vonBulach
und sein Sohn sind von derKaiserinprotegirt, aberfranzösischgesinnt.")Mühe
sich allzu sehr um gute Beziehungen zu Leuten, die mindestens zu stum m emPro-
test nochimmerbereitseien. Habein manchemNotabelnhausfranzösischeKar-
ten abgegeben. Auch sonst das Franzenwesen begünstigt und dadurch dieDeut-
schen verstimmt. Sollte wieder ein preußischer General die Deutschheit des
Reichslandes gefährden? Der kühle, in keinem Wesenszug genialischeOlden-
burger das Unheil erneuen, dasManteuffels (alleWeiber bezaubernde)Fluo-
reszenz einst gestiftet hatte? OliorcKe? Ia ksmm s! Die unter eine m Bernadotte
erwachseneSchwedinempsindetdieAnmuthfranzösifcherSittenwiedieHeim-
kehrinsKlimaderKindheitund stimmt den Gatten sachtauf den TonihresHer-
zenswunsches. Vor einem Jahr kam solches Geraun von der Westgrenze. Die
Nachricht, GrafWedel sei für das Kanzleramt erkürt, half dem Statthalter in
neuen Nimbus. Die Nachricht war falsch' derBesitzer derLan gensalza-Medaille
warschon 1906derKandidateinesansehnlichenGrüppchens, doch niemals des
Kaisers. Jetzt muh er sich dem Monarchenspiel mählich wieder entwöhnen.
Herr Emile Wetterle, Priester und Redakteur, Mitglied des Landesausschusses
und des Reichstages, hat ausgeplaudert, daß ihm, dem wegen Beleidigung
eines deutschen Beamten Verurtheilten, Gräsin Wedel Geschenke, denen ein
freundschaftlicher Brief beilag, ins Gefängniß geschickt habe. Cotillonspen-
dcn, die den Gefangenen über die Thatsache hinwegtrösten sollten, daß leidi-
ger Zwang ihn gehindert hatte, der Einladung der Gräfin zu folgen. Einen
Mann, der im damals noch französischen Colmar,inLachapelle, Salamanca
und Innsbruck erzogen worden ist, die Heimath lange gemieden, nach der
Rückkehr die deutscheHerrschaft offen bekämpft hat und von denParisernals
Hort ihres Hoffens gefeiert wird. Wenn die Frau eines Oberpräsidenten von
Posen dem wegen Beleidigung eines deutschenBeamten verurtheiltenRedak-

teur eines dem Preuhengeist feindlichen Blattes Grüße und Geschenke in die
Zelle schickte, wSreihreMann auf feinem Posten unhaltbar. DerThatbestand
aber weniger schlimm. Erstens ist die Provinz Posen nicht so nah bedrohtwie
das Reichsland; zweitens proiestiren die preußischen Polen nicht für einen
Herrschaftwechsel; drittens ist ein Oberpräsident ein vom Minister abhängi-
ger Verwaltungbeamter, nicht, wie ein Statthalter, der mit einem Stück könig-
licher Gewalt bekleidete, zu gewissenhafter Wahrung höchster Königspflicht
berufene Vertreter des Deutschen Kaisers. Stellt Euch vor, die Frau des
Vicekönigs vonJndien habe einem derBritenregirung feindlichen, alsBelei-
diger eines englischen Beamten eingesperrten Hindu solche Zeichen sympathi-
schen Erinnerns gegeben: ihr Mann müßte, selbst wenn erRoberts oder Kitche-
ner hieße, vom hohen Sitz weichen. DieseNothwendigkcithat gewiß auch Graf
Wedel erkannt. Seine Autorität ist zerrüttet; mag die Frau mit seiner Zu-
stimmung oder gegen seinen Willen gehandelt haben. Daß man ihn nicht so-
fort nach dem Skandal abberufen, ihm die Möglichkeit halbwegs glaubwür-
digenVorwandes lassen werde, war zu erwarten. Bleiben kann er nicht. Oder
soll die widrige Schwätzersitte, die zwei Mannen verschiedener Fraktion nach
einemSchimpfduell an dem selben Schänktisch vereint, sich etwa auch an der
Reichsfpitze einnisten? WennHerrWetterls den letzten Buchstaben seines ale-
mannischen Namens mit dem aecent ai^u krönt, zeigt er, daß er Franzose
sein will; wenn er mitZungeund Feder für die Wiederkehr des von den deut-
schenWaffen beseitigten Rechtszustandes ficht, thut er, was ihmUeberzeugung
gebietet. Wer diesen Mann als lieben Gast zu sich kommen läßt und im Kerker
noch mit Freundesgruß labt, kann nicht Statthalter des Deutschen Kaisers sein.
Der Nachfolger? Einem Kronprinzen böte das leichteAmt gute Gele-
genheit zurEinfühlung in die Herrscherpflicht. (DenSöhnen desKaisers, die
wohl darunter leiden, daß nur ihrVergnügen der Nationbekannt wird, wäre
eine Möglichkeit zu ernster Betätigung zu wünschen.) Von dem Prinzen,
der unter auffälligen Umständen den Doktorhut aus Straßburg holte, wurde
gesprochen Auch von dem schaumburgerSchwager des Kaisers und von Ernst
Hohenlohe, dem Sohn des dritten Statthalters. An den Fürsten Bülow könnte
gedacht werden z als verärgerter Mann, der den Verkehr mit befreundeten Preß-
mächten auch aus derFerne fleißig fortsetzt, wird er einesTages vielleicht un-
bequem. Und der straßburger Posten ist der einzige, den selbst ein aus dem
ReichskanzleramtGeschiedenerannehmenkann.Wers auch wird: er muß den
Muth zu deutscher Harte haben. Dem Reichsland ist Autonomie verheißen;
ist jede Selbständigkeit zu gönnen, die nicht die Gemeinschaft mit Deutsch-

lands Erleben lockert und in hemmunglosen Hirnen thörichten Wunsch und
Wahn aufsprießen läßt. Der dort an Kaisers Statt thront, muß bis in die
tiefste Wurzelfaser deutsch fühlen; und den leis oder laut Protestirenden zu-
gleich beweisen, daß ein starker deutscher Mensch so kultivirt sein kann wie ein
Franzos. Versöhnung? Laßt den Ruf nicht länger über die Lippe! GrafWedel
hat ihm allzu willig gelauscht. Er mindert den Respekt, verscherzt schnell die
Achtung, ohnedieunsereHerrschaftaufmorschemGebälkruht Dem Franzosen
haben stets nur dieVölker imponirt, die nicht um seine Freundschaft warben.
... Wie eineParodie des im Reichswesten Geschehenen liest sich ein Brief,
dessen (von zweiDeutschenbeglaubigte) Abschrift ichneulich ausSüdkamerun
empfing. „Hierdurch erlaubt sich der Unterzeichnete, ganz gehorsamstFolgendes
an Sie anzeigen zu dürfen. AmneuntenAuguft desJahres 1909 ist derKaiser-
liche Oberlieutenant Schipper hier in Mefsa erschienen, um das Volk zu
zählen. An jenem Tag waren die ganze Menge Kakaleute auf dem Hof des
Häuptlings Titi, sowohl auch Händler vieler Firmen, um die Scheine (Ge-
werbescheine) vorzuzeigen, wie Dies der Brauch ist. Als SchreiberDieses ihm
seinen Schein, mit den Worten: ‚Entschuldigen Sie mir, Herr Oberlieute
nant!<, übergab, sagte er sofort, indem er auf dem Pferd saß: ‚^VKa.1!
Schreiber Dieses bittet nochmal, daß er keine ordentliche englische
Sprache kennt; so war der Herr Oberlieutenant sehr zornig und hob seine
Peitsche auf, als wollte er SchreiberDieses schlagen, und fuhr mit denWor-
tenfort: ^Kal German (wnAuaFe)n0 ss00ä!^Alle,diedabeistanden,Händ-
ler sowohl auch die ganze Menge von Kakaleuten, bemerktenDas. Schreiber
Dieses war ja von allen Seiten voll Schamroth, besonders, da auch einAccra-
mann dagewesenwar,dervor cinigenTagen rühmte, daß die englische Sprache
die beste sei. Die That des Herrn OberlieutenantSchipper machte ja Schrei-
ber Dieses sehr Unruhe im Herzen. Mit diesen Schreibungen frage ich erge-
benst: Warum ist es so erforderlich, daß wir in Duala Deutsch ca. sechs Jahre
lernen müsfen?Das istWunderliches.Das kannman inkeinerenglischen oder
französifchenKolonie sehen. Nicht nur Schreiber Dieses, sondernMele haben
Das von Oberlieutenant Schipper bekommen; selbst inDumeStation muh-
tenAlle, die doch was dort haben, Englisch sprechen, wie SchreiberDieses be«
zeugen kann während seinerPassage vonObernjong nachBua im Mai 1909.
Jeder kann doch annehmen, daß der Mann, der Solches schreiben kann, kann
auchsprechen. Schreiber Dieses bittet, dieseAnzeige weiterzubefördernzu wol-
len. Hochachtungvoll David Ngungu, Oberhändler." Der Farbige hat feine
Beschwerde an eine deutsche Firma geschickt. Ist es nicht löblich, daß ers im

Deutschen so weit gebracht hat? Und giebts auch in diesem Reichsland wirklich einen zur Wahrung deutschen Hoheitrechtes Berufenen, der zu den jungen Reichsbürgern in fremden Lauten spricht und sich an Heimathstolz von ihnen übertreffen läßt?Jsts nicht möglich, wenigstens an des Reiches Grenzen dem Nachbar eine feste Front zu zeigen? Dann steht Herr Wetterle mit dem accent aiZu als ein unerreichbares Muster vor unserem neidischen Blick.

Enteignung.

Noch ist Polen nicht verloren: einstweilen wird nicht expropriirt. Während der Berathung des Gesetzes, das den polnischen Grundbesitzer mit der Enteignung bedroht, wurde hier gesagt, dieRückficht auf dieLage desReiches müssedenStaatsmannwarnen,dieüberdieErdezerstreutenPoleninTodfeindschaft zu Hetzen und in unklugerHitze das Band zu lockern, das die mitteleuropäischen Kaiserreiche einander verknüpft. Fürst Bülow sah die Gefahr nicht; und wieder muß fein Erbe nun den Augenmaßmangel desVerblichenen büßen. Der österreichischePolenklubhatinallerStilleerklärt,daßerfürdasBündniß mit einem Reich, dessen Vormacht diePolen enteignen wolle, nicht eintreten, mit dem Minister, der dieses Bündniß noch länger empfehle, nicht verhandeln könne. Die Zahl derFreunde, auf die GrasAehrenthal rechnen kann, ist nicht mehr groß; wenn die aus Galizien Abgeordneten den Eisenring der Slavifchen Union schließen, überlebt er die nächste Delegation nicht. Läßt drum in Berlin ersuchen, die Enteignung zu vertagen, bis er selbst mit dem Kanzler gesprochen habe. Kommt dann und spricht: „Wenn Ihnen an der Haltbar« keit unseres Bundes liegt, wenden Sie das Recht zur Polenexpropriation fürs Erste nicht an! Der galizifche Adel würde mit den Czechen und Südslaven bange a p^ri machen, mir denHals umdrehen und jeden Minister der Auswärtigen Angelegenheiten niederstimmcn, der nicht entschlossen wäre, zu den Einkceisungmächten abzuschwenken. Solcher Personenwechsel könnte Ihnen, wie die Dinge heute nun einmal liegen, immerhin unangenehm werden." Nicht zu leugnen. Die Vertagung wird zugesagt. War die Schwierigkeit, der wiener Wunsch nicht vorauszusehen? Mußte das Gesetz, dem Marschall Hae« seler und Admiral Hollmann opponirten, mit allen Künsten pfiffiger Parlamentstaktik durchgedrückt werden? Schön ist die Bescherung nicht, vor der wir jetzt stehen. Ein Gesetz, das die Regn ung des Königreichs Preußen, weil er ihr unentbehrlich schien, dem Landtag aufgenöthigt hat, darf nicht angewendet werden, weil eZ das Verhaltniß zu Oesterreich stören könnte. ^laas, poor Lernarä! Wo sind nun Deine gloriosen Späße ? EinJahr ist vergange«,

feit wir den Oesterreichern aus der Klemme halfen, ein Jahr seit der Bewährung in Nibelungentreue: und schon müssen wir uns, um den Geretteten bei guterLaune zu erhalten, einem mühsam erkämpften Recht enteignen. Bismarck würde das Opfer unerträglichem Barbareskentribut vergleichen.
Lord Cartwright mag sich des neuen Frühlenzes freuen; hat Stoff zu Berichten, dieSir Charles Hardinge gern weiterbefördern wird. Er weiß, wie der in London zu hohem Ruhm gelangte Herr von Wesselitzkij zum Grafen Aehrenthal kam und demErdkreis dieJnterview künden konnte, dieOesterreichs Stellung schwächte und in Deutschland verstimmte. Und unser Botschafter wußte nichts? Merkte von der Britenvermittlung, von der im Foreign Office ersonnenen Mission des edlen Russen, von dem ausGalizienheraufziehendm Gewölk nicht das Allergeringste? HerrvonTschirschky kanndiesmalUmstände anführen,dieseineSchuldmildern. Ersteht auf einem Posten, den eingewisfenhafterKenner des Donaugeländes ihm niemals geben durfte. Als der Botschaftsekretär Heinrich vonTfchirschky sich der Tochter eines reichen, in Ungarn geadelten wiener Fabrikanten verlobt hatte, empfing er von dem Prinzen Reuß, seinem Chef, zugleich mit dem Glückwunsch die Mittheilung, daß seine Versetzung beantragt sei, da er nun ja in Wien nicht bleiben könne. Jetzt: KaiserlicherBotschafter. Wer den österreichischen Adel auch nur vonWeitem kennen gelernt hat, ahnt, was d er arme Heinrich als ein Stummer leiden mußte. Manche Fürstin hat sich bis heute nicht entschlossen, derTochter des halb magyarisirten Herrn vonStummerdenerstenBesuch zu machen In solcherEinsamkeit erfährt mannichtviel. Und dieErinnerung an dieFeindschaft,dieTschirschkyin Petersburg von Aehrenthal trennte, erleichtert den Geschäftsverkehr auch nicht. Der Botschafter hat gethan,was er irgend vermochte, und für seine Berichterstattung mehr als einmalLob eingeheimst. Doch Eifer und guterWilleersetzen auf solchem Platz nicht die„Beziehungen". Der Oesterreicher giebt demSachsen, was ihm gebührt, und dementirtjedesZankgerücht; spartdasWichtigeaberfür den Tag, der ihn inö Kanzlerhaus bringt. Fürst Bülow war froh, als er den lästigen Morgenparlirer abschieben konnte. Hier wurde gewarnt; wurde, als die Ernennung durchgesickert war, gesagt: In Wien ist noch waszu verderben.
... Ein Staatsmann könnte vielleicht, müßte gewiß überlegen, ob das Deutsche Reich auf Machtmehrung hoffen darf, wenn man in dieserZeit häßlicher LSpperverluste draußen liest, daß die Bundesregirungen wegend er Schifffahrtabgaben widereinander stehen und in Preußens Hauptstädten anSonn- und Feiertagen die Polizeimannschaft das Jndustrievolk zu Paaren treibt.

Freie ^chulgemeinden.
je Freie Schulgemeinde in Wickersdorf hat einen Bürgerkrieg erlebt, der ihre Idee zwei feindlichen Parteien ausgeliefert und damit fast vernichtet hat. Das ist einer der größten Unglücksfälle in der Schulreform. Die beiden Direktoren haben sich getrennt; richtiger: einer, Paul Geheeb, ist vom anderen, vi'. G. Wyneken, herausgedrängt worden, wie durch publizirte Akten erwiesen ist. Das ist in einer so anfechtbaren persönlichen Weise geschehen, daß auch das Ministerium sich auf die Seite Geheebs gestellt hat. Nun existirt eine Abhandlung des vi-. Wyneken, „Die Idee der Freien Schulgemeinde", deren Bedeutung in der Schulreform vielleicht von Freund und Feind noch nicht richtig erkannt ist. Ich möchte deshalb einmal alles Andere übergehen und nur von der Idee der Freien Schulgemeinde reden.

vi-. Wyneken ist Philosoph. Aber von der Art Fichtes, dem die Philosophie ein heimliches Königthum ist. Philosophie ist ihm kein Denken über die Welt, sondern die Durchdringung der Welt mit einem Werth. Man fängt seit kurzer Zeit wieder an, sich zu erinnern, daß Fichtes Reden an die deutsche Nation eigentlich kein „patriotisches" Buch sind, sondern ein Buch, das ein Vaterland erst schaffen will. Dadurch, daß es aus vielen Menschen ein Volk schafft. Und Dies dadurch, daß es die vielen Menschen einheitlich erziehen lehrt. Durch eine vollkommen neue, aus dem philosophischen Willen stammende Erziehung sollten die Deutschen der nächsten Generation fähig gemacht werden, das napoleonische Joch abzuwerfen. In den Bereich dieser Philosophie der That gehört Wynekens Jöee der Freien Schulgemeinde. Ihr ist die Redlichkeit eigen, die auf neun Zehntel Welt verzichtet und in der notwendigen Einseitigkeit beharrt. Wyneken glaubt an eine objektive Wahrheit, glaubt, daß wir ihrer Erkenntniß näher als je sind. Das neunzehnte Jahrhundert ist die größte Epoche in der Entwicklung der Menschheit, also in der Emanzipation des Geistes, in dem Herrwerden dös Geistes über die Natur. Der Geist der Menschheit waltet über jedem Einzelnen; und er benutzt die Menschheit mehr als sie ihn. Die Gesellschaft ist eine Organisation zum Zweck der Förderung des Geistes. Die Menschheit ist der Selbsterkennungprozeß des Geistes. Das ist Welterlösung, einerlei, was theoretisch dabei herauskommt. Das giebt einen religiösen Halt. Die Menschheit ist nicht Selbstzweck, sondern eine Aufgabe. Unser Leben ist nicht Selbstzweck (also auch nicht Kunstwerk), sondern es diene dem Geist. Nur ein sehr flüchtiges Urtheil könnte diesen „Hegelianismus" unmodern nennen. Diese scheinbar harmlosen Spekulationen beherrschen die eine Hälfte der Welt, die geistigere; die andere Hälfte beherrscht der (wie immer

verkleidete) Materialismus, Opportunismus, Eudämonismus, Sozialismus.
Man vertage den Widerspruch gegen die eine untheilbare Wahrheit eine Weile (man kommt noch zu seinem Recht) und beachte, was in diesem Fall daraus folgt. Zunächst folgt die Schule daraus, die noch gar nicht existirt. Diese Erkenntniß steht vornan. Die Schule wird von Staat und Familie gleich abgegrenzt. Die Jugend ist nicht eine Vorbereitung aufs Leben, fondern die Zeit der besten Empfänglichkeit für die absoluten Werths des Lebens. Die Schule bereitet nicht für Berufe vor, rüstet nicht für den Kampf ums Dasein, ssndern verbürgt die Kontinuität des Geistes. Die Familienerziehung ist nicht die beste (ich citireWynekens Gedanken); sie erhält Alles in dem gewohnten Zusammenhang, strebt auf kein geistiges Ziel hin, lebt nach keinem geistigen Gesetz, schafft keine Distanz zwischen den Geschlechtern, wodurch sie sich an einander bestärkend entfalten könnten, führt den Geist nicht zum Sieg über die Materie, will viel eher ihn in die Materie um so fester binden. Und die Gesellschaft hat durch die Schule ein objektives Bildungziel und Bildungsgesetz bekommen. Es ist die Institution, die das Einzelbewußtsein am Gesammtbewußtsein theilnehmen läßt, die Resultate des Gesammtbewußtseins bewahrt und vermehrt „Wie dem Katholizismus die Kirche der nie verstummende Mund der Gottheit ist, so soll die Schule das Organ des Menschengeistes sein, durch das er seinen jeweiligen Gshalt ausspricht: durch die objektive Institution der Schule verhindert die Menschheit, daß die Arbeit des Geistes verloren gehe, daß die Menschheit von einem erreichten Niveau wieder herabsinke." So findet sich für die Freie Schulgemeinde, jenseits von Staat und Familie, der Begriff: Orden.
Die Jvee hat den Willen, sich zu konstituuen, den leidenschaftlichen Drang, sich in Institutionen umzusetzen. Dabei handelt es sich zunächst nicht um geschriebene Gesetze, sondern um eine Gesinnung, die der Verleiblichung der Idee förderlich ist un) vor Allem fähig ist, sich die jeweiligen Gesetze selbst zu schaffen: die nicht so die Rechtssphären begrenzen wie die verschie« denen produktiven Kräfte, ohne daß eine die andere lähmt, auslösen sollen. Eine Voraussetzung ist Koedukation. Die Begründung: Das Weib ist nun einmal erwacht und schläft nicht wieder ein. Geschlecht und Beruf zu identisiziren, macht jede Fortentwickelung unmöglich. Bei Koedukation entsteht praktisch kein Ausgleich der Geschlechter, sondern eine Bestärkung, eine Distanz und dadurch ein edles Verhältnis das Erotisches nicht ausschließt, aber sich nicht darauf, sondern auf Kameradschaft und gemeinsames Streben und Schaffen gründet. Zwischen Lehrern und Schülern ist distanzirte Kameradschaft. Sie nennen einander sogar Du. Aber der Schüler weiß ganz genau, wo er zu gehorchen hat. Die Schüler haben über alle Einrichtungen mitzuberathen, mitzubestimmen. Aber Das ist nicht Demokratie. „Das ist das Charakteristische

unserer Ausfchußeinrichtung, daß sie ihren Mitgliedern nur Pflichten, keine
Rechte giebt. Und aus dem Bedürfniß nach Pflichten ist sie entstanden." Der
Ausschuß ist aus Sekundanern und Primanern zusammengesetzt, die durch ne-
gative Wahl bestimmt werden. Das Wahlstimmrecht hat sein besonderes System.
Der Ausschuß hat den inneren Zweck, dadurch, daß absolute Redefreiheit
herrscht, eine offene Aussprache zwischen Allen zu ermöglichen und eine Oeffent-
liche Meinung herzustellen, die alles Reglementiren überflüssig macht. Ueber
Allem schwebt der Geist der Schule; auf ihn allein darf Alles bezogen wer-
den. So hofft man, Parteigruppirungen auszuschließen. Und der Hauptwerth
soll sein: daß bei all diesen außerordentlichen Freiheiten der einzelnen Schüler
alle Verhältnisse genau distanzirt (nicht bleiben, sondern) werden. Genau so
das zwischen Aelteren und Jüngeren. Die Aelteren sind Schützer der Jüngeren,
bestimmter Jüngerer. Jedem Mitglied des Ausschusses wird ein Schützling
von der Leitung zugetheilt; dadurch soll verhütet werden, daß es sich um per-
sönliche Solidaritäten handle, statt um sachliche Pflichten. Er hat die ihm
Zuertheilten zu schützen, wo es nöthig ist, und sie in Ordnung zu halten.
Vier Körperschaften haben also zu bestimmen und vorzuschlagen: die Leitung,
die Lehrerkonferenz, der Ausschuß, die Generalversammlung.
Eben so ists im Unterricht. Das allgemeine Fragerecht ist anerkannt.
Die Schüler sollen sich für den Gang des Untellichts mitverantwortlich fühlen
und mitberathen, wie große geistige Aufgaben auf die sicherste Art in der vor-
handenen oder verfügbaren Zeit ohne Aufenthalt gemeinsam zu bewältigen
sind. Moralische Fragen und manche andere (Alkohol) erledigen sich, ohne
Reglement, von solcher persönlich distanzirten Gemeinschaft und Oeffentlichen
Meinung aus leicht. So die Frage der Ordnung. Ich habe nie Besseres dar-
über gehört oder gelesen. Unordnung setzt das geistige Leben dem Zufall aus.
0i-6o militans verbraucht die Kraft werthlos. „Das ist die Ordnung, wie
man sie oft antrifft, die auf dem guten Willen und dem beständigen Schelten
irgendeiner für sie begeisterten Persönlichkeit beruht." Die Ordnung muß sich
automatisch selbst schaffen. Wie ist Das möglich? „Wir haben eine viel größere
Scheu vor dem Reglementiren als vor zerrissenen Hosen." „Schrecklich ists,
wenn durch das ganze tägliche Leben beständig die klagende Stimme eines
Predigers der Ordnung hindurchtönt." „Aber daß die Dinge selbst schreien,
wenn sie nicht an ihrem Platze sind!" Die Erziehung durch die Dinge selbst.
„Die Leistung der Ordnung durch zwei Gesetze: lex pai-simoni^s und lex
imikoriniwns. Nicht: Was nicht verboten ist, ist erlaubt, sondern: Nur, was
erlaubt ist, ist nicht verboten" Welche Arbeit ist schon die Kontrole der Ord-
nung auf zwölf Waschtischen, wenn Jeder hinein und hinaufstellen darf, wcs
er will!" Ist dagegen Uniformität, so kontcolirt, kritisirt, denunzirt jedes Kleid,
jeder Waschtisch das Andere. Man soll von der Kaserne Das lernen, was sie

lehren kann: die strenge Uniformirung als Kraftersparniß. Ein Privatzimmer kann sich der Schüler nach seinem Geschmack einrichten; im gemeinsamen Schlafraum muß Einheit herrschen. Die Dinge haben nicht schön zu sein (das Leben ist kein Kunstwerk), sondern alles Unpraktische, Diskrepante und dadurch Häßliche hat wegzufallen. „Dieses moderne Leben ist praktischer, hygienischer, sauberer als das gemüthliche." Es entsteht sogar eine Massenschönheit. „Wie in dec Musik ein beliebiges Motiv sich durch Wiederholung sogleich als ein gewolltes, eine wirkliche Gestaltung feststellt, so wirkt im Leben eine Reihe von umformen Einrichtungen als Offenbarung eines Gedankens." (Man denke nur daran, wie sich in der Natur jeder Organismus aufbaut.) „Selbst eine bestaubte, schmutzige Truppe hat noch etwas Schönes, Gefallendes, während sogar der saubere geputzte Soldat als Einzelner mißfällt." Im Körperlichen ist gegen den in Landerziehungheimen herrschenden Sport scharf Front gemacht. Sehr charakteristischer Weise nicht, weil er das GemMH, sondern, weil er den Körper verrohe. Auch alles Körperliche unter Herrschaft des einen Geistes, der einen J5ee. „Man glaube doch nicht, durch äußere Mittel, etwa gymnastische Uebungen, in unsere junge Generation Stil und Haltung hineinbringen zu können. Ein neues Gehen und Stehen, Haltin und Bewegen darf man von uns geradezu als eine Probe auf unsere Erziehung verlangen."
Von dem Aufbau des wissenschaftlichen Systemes spreche ich hier aus verschiedenen Gründen nicht. Natürlich steht da das Examen im Weg. Wyreken giebt sich Mühe, zu beweisen, daß die vorgeschriebenen Lehrstoffe Das, was die Jugend an wissenschaftlichem Lehrstoff nach seiner Idee erhalten muß, in sich fassen können. Aber was Hilsts? Wenn der ganze Klassen- und Pensenaufbau nicht vorgeschrieben wäre und wenn Wyneken seine Gedanken auch hier konsequent weiterdächte, würde er auf ganz andere Gruppirungen und Verkeilungen des Lehrstoffes und der Schüler selbst kommen. Ansätze dazu sind auch schon in seiner Abhandlung. Aber dies durch Vorschriften Beengteste ist eben auch in seiner Idee noch etwas beengter als das Andere.
Das Werthvolle und in unserer Zeit fast Einzige dieses Schulideals liegt in seiner konsequenten Geistigkeit; überhaupt in seiner Konsequenz. Auch wer das Ideal selbst schroff verwirft, fann davon lernen. Es ist eine ganz bestimmte Grundgesinnung, die sonst kaum zu finden ist. Man rede nicht von Utopie; mag der einzelne Versuch immerhin Utopie sein: unsere'beiden größten herrschenden Mächte, die christliche Kirche und die Sozialdemokratie, sind aus Utopien zur einen Hälfte, der geistigen, entstanden. Die andere Hälfte ist allerdings durch die Mächte der Materie geschaffen worden. Aber gerade die Sozialdemokratie hat ihren ganzen Ideengehalt von der höchst utopistischen sichtischen Philosophie. Freilich ist es der ewige Jammer der Menschheit, daß ein so herbes, keusches, reinliches Ideal, wie dieses Schulideal ist.

nur, weil es eine fanatische Einheitlichkeit fordert, auf Grund einer außer-
ordentlichen Bornutheit möglich wird. Wer diese Bornirtheit nicht hat, hat
gar nicht die praktische Möglichkeit, gegenüber dem ewig anderen andrängenden
Leben sich so zu vereinheitlichen. Für Wyneken ist Alles, was nicht Glaube
an die objektive Wahrheit und Aufgehen des ganzen Lebens in ihren Dienst
ist, subjektive Verwirrtheit und persönliche Genußsucht. Das ist die Ecke, um
die er nicht herumkommt. Und nur, weil Das nicht erlaubt ist, kann er so
konsequent schreiten. Wers will, muß alles Entgegengesetzte von vorn herein
als Feind fassen und fanatisch abstoßen oder hoffen, es werde sich noch einmal
bekehren. Und so ist denn in dem ganzen Aufbau nur ein einziger Jrrthum: daß
Dieses die Schule sei. Es ist die Schule des Dr. Wyneken. Und Dr. Wyneken
ist durchaus nicht die Selbsterkenntniß des Geistes der Menschheit vom Jahr
1909 nach Christo. Wyneken bleibt ewig Dr. Wyneken. Er bleibt darum
nicht ewig Person. Es giedt allerdings objekive Mächte. Aber sie gehorchen
nicht dem Satz vom Widerspruch. Sie gehorchen auch nicht der philosophischen
Kategorienlehre. Die teleologische Ansetzung eines stufenweise sich offenbaren-
den Objektiven ist in der Grundgesinnung nichts Anderes als das allmäh-
liche Hsrabkommen des Koran zu Mohammed, die prinzipell wohlgemeinte und
richtige Leitung des jüdischen Volkes durch Jehovah, die wissenschaftliche Teleo-
logie des Aristoteles und die naiurwissenschaftliche Darwins. Nur ist der Stoff,
aus dem die Telcologie gebaut ward, viel feiner. Es ist auch unzweifelhaft,
daß Dies weit führt. Das sieht man an Hegel. Aber es ist doch immer
eine einzige große Beschränktheit, die sich aus dem Widerstand gegen sich selbst
eine Welt schafft. Viel unbequemer ists, keinen festen Boden unter den Füßen
zu haben, immer wieder frische Welt zusammenzuraffen und durch ungeheure
Kristallisationen nach nie erkannten, nur immer gelebtm Gesetzen und Gleich-
gewichten anorganische, in sich einzeln organische Welt zu bändigen; sobald
die Bändigung durch neuen Zustrom gesprengt ist, von vorn zu beginnen, nach
tiefster eingeborener Roth des Weltalls: Ach nein, Herr Di'. Wyneken, Das
ist kein schlaffer Subjektivismus, ist sogar das Gegentheil von allem Modernen,
was Sie mit Grund ein'germaßcn gering schätzen.

Zuletzt die Frage nach den Möglichkeiten der Verwirklichung. Was
Wickersdorf selbst ist, geht mich hier nicht an. Ich habe es vielleicht schon
zu pointirt ausgesprochen, so daß der Leser Böses vermuthet. Das soll nicht
sein. Ich sage also ausdrücklich: Ich kenne Wickersdorf und es ist durchaus
nicht: die Joee der Freien Schulgemeinde. Es theilr dieses Schicksal mit allen
verwirklichten Joeen. Die Hauptsache scheint mir, daß die Joee sich mehr-
praktisch als theoretisch bethätige. Nicht darauf kommt es an, wer an eine
objektive Wahrheit glaubt, sondern darauf, wer unter einer geistigen Macht
lebt. Vielleicht ist dessen „Geistiges" sogar ein Antheil am Geist der Mensch-

heit, von dem Wyneken gar nichts gewußt hat. Diese große Toleranz ist nöthig. Und sie verträgt sich mit keinem Schematismus des Geistes, mit keinem System des Geistes. An die objektive Wahrheit glauben und sie selbst zu haben glauben, ist fatal und zeigt ein bedenkliches Vorwalten des Subjektiven. Bewußt gewordener Geist und herrschender Geist ist auch durchaus nicht das Selbe. Wyneken steht unier dem Schulirrthum, daß es dem Geist Haupt« sächlich darauf ankomme, sich bewußt zu werden. Das ist subjektiv wie nur irgendwas. Es kommt daher, daß vi'. Wyneken seine größte geistige Arbeit in Bewußtwerdungakten leistet, durch subjektive Anlage auf dieses Eine, gewiß der Achtung Würdige angewiesen ist. Also ein auch Herrn Dr. Wyneken entgegengesetzt wirkender Geist, der sich womöglich nie bewußt wird, könnte viel mehr Geist sein als mancher Geist, der sich durch Wynekens Mäeutik bewußt geworden ist. Es kommt auf Potenzen, Mächte, auf alles Dynamische beim Geistigen viel mehr an als auf die Einzelheit der Werthe. Und eine große Gesinnung müßte hier distanziren, hier vor Allem, vielleicht: hier allein. Die geistigen Werthe find nicht von geistiger Grundanschauung abhängig. Wenn sie davon abhängig gemacht werden, so entstehen, trotz allem guten Willen, trotz allen herrlichen Einrichtungen, die allergefährlichsten Solidaritäten. Mir kommen auf Das hinaus, was vi'. Wyneken selbst will: das Objektive soll über den Subjektivismus herrschen. Aber es ist die Natur des Objektiven, sich in Wesen, die einander ewig widersprechen und durchaus nicht verstehen können, gleich stark zu offenbaren. Zwischen Gesinnungsgenossen im größten und im kleinsten Sinn ist ein Riesenunterschied. Lehrer und Schüler müßten in einer solchen Schule (die immer nur eine Schule von Wenigen, für Wenige sein könnte, Etwas, das unser altes Gymnasium also gewollt hat) in dem Grundstrcbennach geistigen Werthen zusammenstimmen (es dürfte kein Landcrziehungpublikum sein); und diese Grundgesinnung, die mit keiner Theorie zu thun hat, vorausgesetzt, müßte die äußerste Toleranz walten. Die Wahrheit ist nicht da, sie wird gesucht, geschaffen; und sie wird sich in den verschiedenen Menschen verschieden manifestiren. Durch diese verschiedenen Manifestationen sie hindurchzuerkennen: Das sollte der Stolz, die niAS-nitudo eines geistigen Leiters sein.

Mir ist um die Grundgesinnung zu thun: gegenüber dem Leben und gegenüber der Schule. Diese Grundgesinnung steht so einzig da (gewachsen ist sie natürlich an Nietzsche, dem Wyneken so wenig Tank weiß wie Alle, die ihm heute von ihrem Besten danken), daß es wichtiger ist, sich einmal damit zu beschäftigen, als zu tausend möglichen und opportunen Praktiken noch eine neue zu fügen.

Saalfeld. Rudolf Pannwitz.

Was sollen wir thun?
DR m Jahr 1586 erschien in deutscher Sprache Tolstois Schrift „Was sollen thun?" Das Motto aus dem Lukasevangelium (3, 10 und 11):
„Und das Volk fragete ihn und sprach: Was sollen wir thun? Er antwortete und sprach zu ihnen: Wer zween Röcke hat, gebe Dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also." Die Schrift selbst ist eine Erläuterung dieses Mottos. Der Dichter geht, um Wohlthätigkeit zu üben, zu den Armen in Moskau und erfährt nicht nur, daß die Wohlthätigkeit, wie er sie sich vorgestellt hat, etwas Unmögliches und Sinnloses ist, sondern sein Gewissen erwacht auch und er sieht ein, daß er erst Alles fortgeben müßte, ehe er Gutes thun kann. Er schließt: „Ja, vor dem Guteethun hätte ich mich außerhalb des Bösen stellen sollen, in solche Bedingungen, wo es möglich ist, das böse Thun zu lassen. Sonst ist mein ganzes Leben Böses. Gebe ich Hunderttausend hin, so bringe ich mich noch nicht in die Lage, in der Gutes zu thun möglich ist, denn mir verbleiben noch Fünfhunderttausend. Nur wenn mir nichts verblieben sein wird, dann werde ich im Stande sein, Gutes zu thun, sei es auch nur wenig, nur so viel, wie die Prostitutka that, als sie drei Tage lang die Kranke pflegte mit deren Kind. Und mir schien Das so wenig! Und ich wagte, an Gutes zu denken! Die Stimme, die ich von jenem ersten Mal an beim Anblick der Hungernden .und Frierenden in mir gehört habe, daß ich daran schuld sei und daß so zu leben, wie ich lebe, unmöglich, ganz unmöglich sei: die sprach das einzig Richtige." Der Dichter schloß mit dem Versprechen, die Fra^e „Was wollen wir thun?", wenn Jemand noch einer Antwort bedürfe, in einer neuen Schrift zu beantworten. Diese Antwort ist, wenigstens in deutscher Sprache, nicht erschienen.

Das Gefühl, das in Tolstois Gedankengang lebt, kommt wohl nicht aus den Verhältnissen und von außen, sondern von inmn und aus unserem Herzen; ich glaube, jeder Mensch hat es, nur unterdrücken die Geringeren es aus irgendeine Weise. Dieses Gefühl ist: „Ich bin schuld an dem Unglück auf der Welt und werde erst schuldlos, wenn ich dem Unglücklichsten gleich geworden bin." Man werfe nicht ein, das Gefühl sei thöricht; gewiß ist es vor dem Verstand thöricht, aber die verständige Ueberlcgung kann es nicht aus der Welt schaffen, nicht um den kleinsten Theil abschwächen und ich glaube, daß es mit zu den unerklärlichen und widerverständigen Grundthatsachen unseres Lebens gehört, die wir nun einmal ruhig als vorhanden annehmen müssen. Es hat wohl seine metaphysische Grundlage in irgendeiner Gemeinsamkeit alles Lebenden, die hinter unserer Scheinwelt liegen mag.

Tolstoi fand keine Aniwmt, die ihn selbst befriedigen konnte; denn auch heute noch fragt er, und weil er den richtigen Punkt nicht fand, kam der

große und starke Mann in ganz kindliche Meinungen. Tolstoi glaubt, daß
die unteren, mit der Hand arbeitenden und armen Schichten des Volkes sittlicher
sind als die oberen. Er schreibt Das der Handarbeit zu und glaubt deshalb,
in ihr ein Mittel gegen die Uasittlichkeit gefunden zu haben. Tolstoi wurde
zu seinem Glauben bestimmt durch den Anblick der vielen reichen und vor-
nehmen Tagediebe in seinem Vaterland; er merkte nicht, daß sein Rußland
keine normale und gesunde Gesellschajt hatte. In Deutschland, wo außer in
den Großstädten und einigen Jndustriebezirken das Volksleben noch gesund
ist, sind die höh.ren Klassen von höherer Sittlichkeit als die unteren; und
Das wird wohl das Normale sein. Freilich sind nicht alle Zeiten und alle
Völker normal.

Die selbe Frage wie Tolstoi stellt der Theil der Sozial öemokratie, zu
dem Mitglieder der „guten Gesellschaft" gehören. An sich ist die Sozialdemo-
kratie die Vertreterin der Arbeiterklasse, die nach Macht strebt; wie die Bour-
geoisie die Aristokratie enteignet und dann den Staat für sich eingerichtet hat,
so denkt die Arbeiterklasse die Bourgeoisie zu enteignen und den Staat nun
für sich einzurichten. Nur: da sie di; unterste Klasse ist, siele damit die Herr-
schaft über Andere und die Ausnutzung von Menschen für andere Menschen
fort. Wirtschaftlich bedeutet diese Folge wenig, denn es ist fraglich, ob nicht
eben so viel, wie heute als Unternehmergewinn von den Leitern der Pro-
duktion, der Bourgeoisie, verbraucht wird, dann als Beamteneinkommen von
den Leitern der zukunftstaatlichen Produktion verbraucht werden müßte; die
sozialdemokratischen Theoretiker erklären selbst, daß der ganze Posten unbe-
trächtlich sei neben den ungeheuren Vortheilen, die der Ersatz privater durch
gesellschaftliche Regelung der Produktion bringen müsse. Ethisch aber ist hier
für Den, der aus der höheren Gesellschajt kommt, der Angelpunkt, um den
sich Alles dreht: denn nur die dann scheinbar eintretende Gleichheit hat sitt-
lichen Werth, nicht der politische Kampf um die Macht. Das Politische und
Ökonomische soll hier nicht betrachtet werden; wir wollen der Sozialdemo-
kratie Alles zugeben, sogar, daß in der Zukunftgesellschaft Alle gleich sind.
Wäre dann nicht Tolstois Frage beantwortet? Hätte dann nicht das
Gefühl erreicht, was es will: Es darf keinen Menschen geben, der unglück-
licher ist als ich? Wäre dann nicht die Last von unserer Schulter genommen:
ich bin schuld an meines Nächsten Leid.

Man verstehe wohl: wenn Gleichheit verlangt wird, muß man unter-
scheiden, ob der Verlangende geben oder nehmen, herabsteigen oder herabziehen
will. Bei unserem Problem handelt es sich nicht um Den, der verlangt und
herabziehen will. Der ist ein Mann des Kampfes und der Selbstsucht (Beides
durchaus nicht in herabsetzendem Sinn gemeint); er steht jenseits vom Ethi-
schen. Es handelt sich um Den, der herabsteigen und geben will, wenn er

Von Gleichheit spricht. Er mag seinen Willen sich und Anderen mit Vernunft-
gründen zu beweisen suchen; auf diese Gründe einzusehen, wäre zwecklos, denn
sie stehen nur im Vordergrund; sein eigentlicher Wille ist: Ich will mich von
dem Schuldgefühl befreien, indem ich mich dem Geringsten gleich inache. Man
kann sagen: er tieibt die moderne Form der Askese. Das Maß von Freiheit
zu erlangen, das uns Menschen vergönnt ist, und die Heiterkeit, die aus ihr
entspringt, ist wohl nur dem Asketen möglich; denn nur wer erreicht hat, dem
Unglücklichsten gleich zu werden, ist oor der leeren Tyrannei des Strebens
nach Glück befreit: mag er sein Leiden in körpellicher Selbstqual suchen als
in der niedrigsten Form der Askese oder im Zurückweichen vor sich selbst als
in der höchsten Form.
Nochmals sei betont: es handelt sich nicht um die Möglichkeit, im realen
Leben die Gleichheit zu verwirklichen; ich verneine selbst diese Möglichkeit und
halte ihre Wirklichkeit sogar für unerwünscht, denn unser Leben ist Kampf
und Schuld und muß es sein, damit es seinen menschlichen und göttlichen
Sinn bekommt, der etwas Anderes ist als das ruhige, pflanzenhafte Leben
der NMr. Deshalb darf auch die Askese immer nur von einzelnen Hoch-
stehenden geübt werden. Wenn bei allen Menschen die Wünsche und Leiden-
schal ten schwiegen, das Böse unterdrückt würde, dann wäre das Leben selbst
sinnlos geworden und das Menschengeschlecht würde aussterben, weil es keine
Aufgabe mehr zu erfüllen hätte; und genau das Selbe wäre, wenn Alle gleich
wären, nicht durch den Neid und Haß der Niedrigen, sondern durch den Edel-
sinn und die Großmuth der Höheren: alle Bewegung hörte auf und die Menschen
lebten wie das Gras der Wiese oder die Bäume des Waldes und würden
Leinen Sinn mehr im Leben finden.
Die Frage war: „Was sollen wir thun?" Es scheint, daß Tolstoi die
Antwort nicht gefunden hat; es scheint, daß es falsch wäre, mit der Sozial-
demokratie sie in einem künftigen, neuorganisirten Gesellschaftzustand zu suchen;
daß Einzelne sie für sich selbst durch irgendeine Form der Askese gesunden
haben; daß ihnen aber nicht Alle nachfolgen dürfen, selbst wenn sie es könnten.
Und sehen wir die Geschichte der Menschen durch, so finden wir, daß in ihr
Alles sich immer wiederholt, was eben gesagt ist: es gab immer Menschen,
die diese Frage stellten, sie nicht beantworten konnten und in ihrer Herzens-
noth auf die unmöglichsten und thörichtsten Vorschriften für die Menschen
kamen; man glaubte immer an einen paradiesischen Zustand in unserer Ver-
gangenheit (selbst die wissenschaftliche marxistische Sozialdemokratie hat in ihren
Urgesellschafttheorien noch diesen Glauben) oder in unserer Zukunft, in den:
alle Menschen gleich wären; und endlich haben seelisch hervorragende Einzelne
immer in der Ajkese für sich selbst einen Weg gefunden. Dennoch haben die
.Menschen immer gelebt, weil sie leben mußten, in irgendeiner gesellschaftliche«

Verfassung, in Umecht, Schuld und Roth, immer mit der Frage: Was sollen wir thun? Sollten sie nicht doch eine Antwort gefunden haben und wäre es nicht möglich, daß diese Antwort nur aus einem anderen Blatte des Buches stände, unter einer Rubrik, wo wir sie nicht suchen?

Das Gefühl, das zu der Frage treibt, ist das Mitleid. Wer ein heftiges Mitleid empfindet, beobachte sich einmal selbst. Was ist Mitleid? Bon einem römischen Feldherrn wirb erzählt, er sei, als er mit seinen Soldaten über ein unwirthliches Gebirge zog, um sie zu ermuthigen, an ihrer Spitze marschilt wie Einer von ihnen und habe jede Beschwerde mit ihnen getheilt. Die Entbehrungen wurden so arg, daß der Durst ihn zwang, seinen eigenen Urin zu trinken. Würden wir, wenn wir den Mann mit seinen fiebrigen Augen und hohlem Gesicht sähen, Mitleid empfinden, würden wir uns fragen: Was sollen wir thun, wenn Menschen so leiden? Gewiß nicht; wir werden den Heroismus des Mannes bewundern. Aber wenn wir einen seiner Soldaten sähen, der eben so leidet, der vielleicht ein friedfertiger junger Bauer war und für diesen Krieg, der ihn gur nicht angeht, ausgehoben wurde> der sich nach seinem Pflug und nach seiner Geliebten sehnt, die er zu Heirathen dachte, und der nun in dieser fremden Steinwüste verschmachten soll: da würden wir Mitleid empfinden. In der Edda heißt es, wenn ein adeliger Mann zwei Ziegen hat und ein Haus (Das ist ein Raum, groß wie ein Kleiderschrank, aus rohen Steinen, deren Zwischenräume mit Moos verstopft sind)? so ist er ein freier Mann und braucht keinem Menschen zu dienen. Werden wir da sagen: Was müssen wir thun, um ein solches Elend aus der Welt zu schaffen? Nein, wir werden den Mann bewundern, der in dieser äußersten Dürftigkeit doch seine stolze Gesinnung bewahrt hat. Aber besuchen wir einen Armen in der Großstadt und sehen wir sein lläglichcs Leben, das doch vielleicht materiell immer noch besser ist als das des alten Isländers, so stellen wir uns sofort die Frage, denn sofort empfinden wir das tiefste Mitleid.

Wie? Zwei Menschen leiden das Selbe, ja, da der Vornehme leidensfähiger ist und tiefer empfindet, leidet er vielleicht noch mehr als der Andere: und wir haben doch nur mit dem Geringeren Mitleid, nicht mit dem Anderen? Wenn wir dem römischen Feldherrn, dem alten Isländer selbst ein Wort sagen wollten, daß wir sein Leiden mitfühlten: er würde uns antworten, daß wir ihn beleidigen. Absr wenn wir dem Soldaten, dem Armen menschliches Mitgefühl geben, so erfreuen wir ihn. Also nicht das Leiden der Menschheit beunruhigt uns, sondern die Art, wie die Menschen es tragen?

Dann ginge ja die Lösung, die Gleichheit der Menschen schaffen will, aus einen ganz unrichtigen Punkt und dann hätten wir ja den Beweis, daß der Asket nur für sich selbst, für seine persönliche Empfindung, eine Antwort gefunden hat; und wir verstehen, daß Andere seine Antwort nicht annehmen mögen.

Aber was ist nun überhaupt dieses Mitleid? Der Feldherr und der Isländer erwecken eine Art Stolz in mir; dann wäre dieses Mitleid gegenüber dem Soldaten und Armen Scham? Ich wäre stolz, indem ich empfändet Auch ich bin ein Mensch wie Du; und ich schämte mich, wenn ich wieder empfände: Auch ich bin ein Mensch wie Du? Dann wäre Mitleid nicht ein Gefühl, aus dem ich fragen müßte: „Was sollen wir thun?"; sondern: „Was soll ich mit mir machen, damit ich mich nicht schämen muß, damit ich nicht ein Mensch bin wie der Bemitleidete."

Man beobachte sich genau, wenn man bei Leiden eines ThiereS und bei Leiden eines Menschen empfindet. Die Empfindung im ersten Fall hat zweckmäßige Folgen: wenn man kann, so hebt oder lindert man die Leiden, und wenn man nicht kann, so macht man sich klar, daß sie zur Oekonomie der Natur gehören; und in beiden Fällen geht Jeder, der zu den normal Empfindenden gehört, ruhig weiter. Das Mitleid mit einem Menschen aber hat immer etwas über alles Zweckmäßige hinaus Peinigendes und Bohrendes für uns, etwas Herabsetzendes und eine Demüthigung.

Und so wird der Stolze, Hochstehende, Vornehme, der sich am Meisten von der menschlichen Bedürftigkeit befreit hat, das tiefste Mitleid fühlen, denn er wird im Tiefsten gekränkt sein durch die Wesensgemeinschaft mit dem Bemitleideten. Wenn er seiner Höhe nicht ganz sicher ist, so wird er das Mitleid zurückdrängen und Härte nach außen zeigen; ist er aber seiner Höhe völlig gewiß, hängt er nur noch durch das rudimentäre Gefühl mit dem Bemitleideten zusammen, dann kann er eine gütige Verachtung haben und das Leiden zu lindern suchen. Das wäre die Göttlichkeit Christi. Den höchsten Trost, der möglich ist, hat er durch seinen Tod, der Gott am Kreuz, gegeben, der nichts über seine Mörder sagte als: „Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun"; den höchsten Trost, der möglich ist, wenn einer der kleinen Leidenden ihn annehmen will; und vor ihm sind wir Alle klein, vor ihm ist selbst der größte Held ein kleiner Bemitleidenswerther.

Also: Was sollen wir thun? Nun nicht mehr für Andere, sondern für uns? Es scheint, das Leiden eines Unglücklichen sollte für uns nicht mehr eine Mitqual sein, sondern ein Grund, uns selbst höher und edler zu bilden. Ob wir helfen können, wollen, dürfen oder nicht, wird hier (Das sei nochmals gesagt) nicht untersucht, sondem lediglich unser Gefühl und unsere Reaktion auf dieses Gefühl. Das Helfen hat hier nur insofern Interesse, als es Reaktion ist; und wenn wir uns selbst höher bilden und ein Vorbild für Andere werden, ihr Leiden heroisch zu tragen und nicht mehr Mitleid zu erzeugen, so ist Das wohl das beste Helfen; freilich auch das schwierigste. Und von diesem Standpunkt aus müssen wir auch die Vorschriften und Rathschläge betrachten, die zunächst und als die scheinbar klarsten sich einstellen; vor allen den: „Ver-

kaufe Alles, was Du hast, und gieb es den Armen"; zu dem Tolstoi theoretisch gekommen scheint, den er aber unter Gewissensbissen praktisch nicht ausgeführt hat. Jesus hat den Rath nicht allen Menschen gegeben, sondern einem „reichen Jüngling". Weshalb er ihn Dem gab, gerade einem reichen Jüngling, wird er wohl gewußt haben; weshalb er ihn nicht auch etwa Martha und Maria gab, wird ihm auch klar gewesen sein. Der Jüngling hätte ein Asket werden müssen, um Das zu werden, wofür er bestimmt war: aber es muß auch Krieger geben und Reiche, Herrscher und Künstler und alle anderen Menschen, die nicht räch dem asketischen Ideal leben.

Dostojewskis hat die Frage in einer kleinen Schrift erörtert; und weil er ein zwiespältiger, vielleicht von Natur schlechter und nur durch seinen Willen edler Mensch war, ist er viel klüger als der einfache und gerade Tolstoi. So ist auch seine Antwort klarer und der Wirklichkeit näher: „Wenn Ihr fühlt, daß es Euer Gewissen drückt, und wenn Euch wirklich der ‚Armen<, deren so viele sind, jammert, so gebt ihnen Euer Hab und Gut und gehet hin, um für sie zu arbeiten. Selbst wenn alle Reichen ihre Reichthümer, wie Ihr, unter alle Armen vertheilen würden, so wäre Das doch nur wie ein Tropfen im Meer. Darum aber muß man mehr für das Licht, die Aufklärung, die Wissenschaft und für ein Mehr an Liebe sorgen. Doch auch hier thut nicht wie etliche Träumer, die sich sofort an die Schiebkarre machen, was ungefähr heißen soll: ‚Jch will kein Herr sein, ich will arbeiten wie ein Bauer'. Im Gegentheil: wenn Du fühlst, daß Du als Gelehrter Allen nützlich sein kannst, so gehe auf die Universität und behalte so viel von Deinen Mitteln, wie Du dafür nöthig hast. Nothwendig und wichtig ist nur Deine Entschlossenheit, um der thätigen Liebe willen Alles zu thun." Das ist klar und vernünftig. Aber ist es nicht zu vernünftig gegenüber dem ganz unvernünftigen und doch so furchtbar wirklichen Gefühl: „Ich muß so leiden wie der Unglücklichste, sonst bin ich schuld an seinem Lcid"? Lassen wir die „Liebe" in Dostojewskijs Antwort weg (und wir können es, wenn wir für die Vokabel einfach eine andere setzen, etwa „soziales Pflichtgefühl"): dann sagt er Uns nichts weiter, als was schon längst der Liberalismus gesagt hat, nicht der politisch praktische, sondern der theoretische; wir kommen auf den plattesten Militarismus. Dostojewskij hat das Problem verkannt. Schließlich wäre etwa die heutige Gesellschaft in Deutschland von einer Lösung gar nicht so weit entfernt. Bei uns arbeiten die reichen Leute im Durchschnitt sogar wohl länger und intensiver als die Arbeiter; sie leisten irgendwelche notwendige Arbeit für die Gesellschaft, wie sie in Ermangelung einer erträumten besseren nun einmal heute ist; zwar nicht gerade aus Liebe, aber doch zum weitaus größten Theil aus Pflichtgefühl. Sie geben ja viel mehr aus als der Arme; aber ob sie von diesen Ausgaben ein besonders großes Vergnügen haben, scheint mir zweifelhaft, denn auch ihr Vergnügen

hat sich zu einer Art Pflicht entDickelt. Wahrscheinlich lebt der Durchschnitts«
arbeitec glücklicher als der Durchschnittsbankdirektor und er würde den Mann
sehr bedauern, wenn er Alles wüßte. Mit anderen Worten: Dostojewskijs
Ansicht kommt schließlich auf eins ideale Vorstellung von der gesunden bürger-
lichen Gesellschaft heraus, die denn doch zuletzt nichts ist als eine allgemeine
Sklaverei, von früheren Formen der Sklaoerei nur dadurch unterschieden, daß
auch die Herren Sklaven sind, und weltenfern unserem^Gefühl, das auf Frei-
heit geht, weil sie Sittlichkeit bedeutet.

Christas sagt einmal, von seinem Jdealzustand sprechend: „Das Reich
Gottes ist in Euch." Das ist ein^sehr merkwürdiger Ausdruck. Er meint:
Nicht außer uns und nicht in einem Handeln, das nach außen geht, liegt Das,
was nöthig ist, sondern in uns. Wenn der reiche Jüngling Alles den Armen
giebt, so ist wahrscheinlich, daß er den Armen damit eben so viel schadet wie
nützt; nicht der Armen w?gen soll er verschenken, sondern seiner selbst wegen,
denn er ist ein „reicher Jüngling" und das Geld macht ihn unfrei, er ist ein
Mensch, der nur durch Armuth frei werden (sich höher und edler bilden) kann.
Die Menschen sind nicht gleich; ihre tiefe Ungleichheit ist es, was ihre
Wücde ausmacht: denn nur dadurch, daß Jeder ein Anderes ist, hat er eine
Berechtigung zum Sein.^ Aus dieser Ungleichheit ergiebt sich für Jeden ein
anderes Z'.el des Höheren und Edlecen, das er erveichen muß; und jeder Mensch'
auch der gemeinste, kennt dieses Z el. Ist ihm nun klar geworden, daß seines
Lebens Zweck und Inhalt ist, diesem Ziel immer näher zu kommen, so erhält
er eins ganz andere Bewerthung des Lebens: er denkt nicht mehr eudämonistisch
cm Glück und Unglück und wird andere Menschen nicht mehr utilitarisch danach
einschätzen, ob sie „das Glück auf der Ecde vermehren"; und er wird vor dem
Unglücklichen nicht mehr das Gefühl haben: „Ich muß Deine Leiden auf mich
nehmen, ich bin schuldig an Deinem Leid"; sondern er wird für ihn nur noch das
Gefühl haben, das er vor dem leidenden Thier hat: wenn ers irgend vermag,
wird er ihm helfen, und wenn er ihm nicht helfen kann, wird er ruhig weiter
gehen und sagen: Sein Leiden ist durch unabwendbare Umstände bewirkt.

Weimar. Dr. Paul Ernst.

5

Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unseren persönlichen Anfor«
derungen und den Gesetzen eines unsichtbaren Reiches. Der Charakter der Roheit ist es,
nur nach eigenen Gesetzen leben, in fremdeKreise willkürlich übergreifen^u wollen. Dar-
um wird der Staatsverein geschlossen, solcher Roheit und Willkür abzuhelfen, und alles
Recht und alle Gesetze sind wiederum nur ein ewiger Versuch, die Selbsthilfe derJndi-
viduen gegen einander abzuwehren... Könnte man die Menschheit vollkommen machen,
^o wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hin-
über schwanken, der eineTheil wird leiden, während der andere sich wohlbefindet.(Goethe.)

An Paul Heyse
(zum fünfzehnten März ^9^0).

Schwestern bringen einen Kranz,
Aus Blumen reich gebunden,
Und einer Fackel Leuerglanz,
Urewiger Gluth entwunden.
Der (Linen farbiges Geflecht
Kränzt rasch des Hauses Thüre —
Die Andre fragt, ob es Dir recht,
Wenn sie das Feuer schüre.
Ich seh' Dich nicken, jugendhaft,
Und.fchaun in blaue weiten,
Da Schönheit nun und Leidenschaft
Des Festes Statt bereiten.
Die Flamme lodert weit hinaus —
Vergangne Bilder schweben.
Du blickst Zum Kranz ob Deinem Haus
Und fühlst: mich krönt das Teben.

Hamburg
Heinrich Spiero.

Die Distanz des produktiven.*)
Mann als Einer, der leistet: diese Auffassung wird keine Gnade finden
vor den Augen des Elhikers und des Aeftheten, die (so verschieden sie auch unter sich find) doch darin übereinstimmen, daß man den Menschen nach einem Quer- und Durchschnitt seines Lebens und feiner Lebensführung richten solle. Gesinnung und Geschmack sind freilich Qualitäten, die sich auf Schritt und Tritt be merklich machen; man braucht einander nur einmal anzuschauen, reden zu hören oder handeln zu sehen: dann hat man sich daraushin weg. Deshalb finden sich Genügsame dieser Art so gern zu Gruppen zusammen; man erkennt sich sofort, selbst am Geruch. Und man kann sich auf einander verlassen: ein ausreichender Grund zur gegenseitigen Hochschätzuvg und Zufriedenheit. Man ist sicher vor Ueberraschungen. Die Leistung dagegen isolirt. Der schaffende Mann ist immer ein Einzelner und ein Eigener. Er ist es in dem Maße, daß die Thatsache seiner Leistung von seinem Leben, von der Umwelt, Gesellschaft und Menschheit unabhängig ist. Diese Dinge kehren, so weit sie sein Besitz find, allerdings in seiner Leistung wieder, aber nur als Inhalts-, nicht als Kraftwerthe: Charlotte Buff konnte wirklich nichts dafür, daß der Werther geschrieben wurde. In Folge dieser Besonderheit kann dem Produktiven persönlich Niemand innerlich nah kommen; immer wird eine

*) Aus dem Buch„Der Dreißigjährige", das bei Georg Müller erscheint und, nach dem Wort seines Verfassers, „von nichtshandelt als von demManne und seinem Werth"

Scheidewand bleiben, selbst dem Freund, dem Jünger, dem Kongenialen gegenüber. Hinter ihr liegt die terra incoSnita, aus der Abenteuer und Gesichte entstehen können, die Keiner ahnte u«d d'e zu einer fortwährenden Revision der Beziehungen zwingen. Es ist darum auch unmöglich, auf dem Weg der Biographie die Essenz eines schöpferischen Mannes zu geben. Sein lttzter Werth «schließt sich nur aus derintensivenBetrachtung seines Werkes, durch einenProzcß gedanklicher Abstraktion. Das empfinden Alle, die ihre paar Vorzüge beständig zur Schau tragen, als eine Zumuthung, die sie (wenn es geht) mit Feindseligkeit beantworten.

Das Leben der Großen büßt die Uebersichtlichkejt ein: sie können nicht gestaltet werden. Sie sind unbrauchbar zu Figuren eines Romanes oder Dramas, wozu doch der dümmste Bauernknecht taugt. Nur eine dilettantische oder ober« flächliche Schrift stellerei stellt darum die Großen in den Mittelpunkt ihrer belletristischen Uebungen, in der Hoffnung, den Krähenbalg mit Pfauenfedern zu Putzen.; bedeutende Dichter haben sich davor gehütet. Egmont und Wallenstein sind Größen zweiten Ranges. Goethe hätte nie gewagt, Napoleon, wie er leibt und lebt, zu verewigen. Shakespeare hat Caesar aus die Bühne gebracht; aber dieser Caesar lebt von dem Kredit, den wir ihm aus unseren Reminiszenzen heraus bewilligen: ohne sie wäre er eben nicht Caesar. Shakespeare hat das Unzureichende selbst gefühlt: denn das Stück wächst über Caesar hinaus weiter und der Höhepunkt liegt hinter seinem Tode. Selbst der größte Dichter ist nicht im Stande, ein fremdes -Genie glaubhaft zu machen; will er uns Größe zeigen, so zeigt er unfehlbar sich selbst. Aber auch dann hat nicht seine ganze Fülle in der engen Figur Platz. Faust ist noch lange nicht Goethe; denn Goethe ist nicht nur Faust, sondern auch Mephisto. Nur Einem ist es gelungen, Schöpfer und Figur gleichzeitig zu sein: Dante. Sein irdischer Leib schreitet durch die OomecUa. und sein Antlitz trägt die Spuren seiner Dichtung wie die eines Erlebnisses.

Künstler und Philosophen könren die Unmöglichkeit, dargestellt zu weiden, leicht tragen. Denn ihre Wälke find (wenigstens mit hoher Wahrscheinlichkeit dauernd und bewahren ihr Wesentliches in seirer deutlichsten und reichsten Ausprägung. Die Männer der That aber haben zu befahren, daß ihr Wesentliches, der Ausdruck ihrer Natur in den Menschen, mit den Menschen hinwegstirbt. Die unzuverlässige Konsistenz des Stoffes stellt die Tauer in Frage. Dokumente ersetzen gar nichts, denn sie bewahren nie den ganzen lebendigen Hauch. Die Geschichte, die mit Tatsachenmaterial arbeitet, kann das Tiefste des Thatmenschen nicht lebendig erhalten; auch die virtuoseste Darstellung verblaßt einmal. Aber die Leistung hat die Tendenz, zu beharren; der große KraftkompKx, der sich in ihr darstellt, widerstrebt der Vernichtung. Er findet seine Dauer in der Legende. Die Legende ist viel überzeugender als die Geschichte. Tie Speisung der fünftausend Mann und die Auferstehung ist wahrer als Alles, was theologische Forschung über Christus zu Tage fördern kann. Denn in dieser Legende spiegelt sich sein Wesentliches: die Wirkung. Streicht man die Wunder weg, so wird sie unbegreiflich. Man müßte dafür etwas Anderes, Positives einsetzen; aber Das könnte nur, wer eben so groß ist, wie Christus war. Wer so groß ist, fl'ckt aber nicht, sondern schafft neu. Es ist heute Sport, Legenden zu zerstören; aber ein Sport niederen Ranges, der weit leichtere Aufgaben stellt als das Fußballspiel. Denn natürlich liegt es klar auf Her Hand, daß Dies und Das unmöglich ist. Die Schwierigkeit ist nur die, zu

erklären, warum Millionen und Abermillionen, die doch gewiß nicht allesammt
völlig blöde waren, daran glaubten. Heute wird uns Christus als liberaler Pastor
und Sardanapal als Hohenzollernahn vorgeführt. Ein Verfahren, Große tot-
zuschlagen, das viel radikaler ist als das Kreuzigen oder Verbrennen. Denn es>
beseitigt nicht nur den Träger der Größe, sondern strangulirt die Größe selbst.
Legende und Mythos heben den Mann der That aus der Menschheit her-
aus; sie geben ihm etwas Symbolisches, Ewiges, Unzerstörbares. Er ist nicht
mehr eigentlich Individuum, sondern Verkörperung einer Kraft. In dieser gesteigerten,,
von der Last der Zufälligkeiten gereinigten Form (die doch die Wahrheit viel voll-
kommener giebt als ein Flickwelk aus Fetzen der Wirklichkeit) erhält er Dauer,
erlangt er sogar die Möglichkeit, dargestellt zu werden; freilich nicht als Figur,
sondern als Held, dessen Züge schon fest waren, ehe der Dichter ihm nahte. So
durfte Christus auch die Mysterienbühne beschreiten; ihn empfing die selbe Ehr-
furcht, mit der die Athener den Heroen begrüßten Und auch heute gilt die Regel,
daß man solche Gioß^ aus dem Fluidum des Mythos, in dem sie athmen, nicht
herausnehmen darf.

Die Thatgenies der historischen Zeit aber sind (so weit sie nicht zur Legende
wurden) immer noch gestorben. Alexander ist tot: nicht, weil sein Reich zerfiel,
fondern, weil seine Legende unterging. Im Mittelalter lebte er, der Sohn Nektanebos^
der an die Thore des Geheimnißvollen drang, bis aa die Grenze,, hinter der die
Oede das Lebendige verschlingt; wie er jetzt noch unter den Mongolen lebt als
Jskender, der Gehörnte. Karl der Große ist tot. W'.e verschieden ist der Besuch,
den ihm Otto der Dritte abstattete, von dem des Geheimraths Llsing, der ihm
ilber die Windeln ging! Aus den Sagenkreisen des Mittelalters blickte sein lebendiges
Antlitz, das Antlitz eines mächtigen, zornigen, jähen Herrn oder, in anderer Wand-
lung, das eines Heiligen. Der moderne Poet zwingt diesen Lebendigen nicht mehr
auf die Bühne; er schildert die erotische Entgleisung eines ältlichen Menschen, der
vermnthlich ganz anders hieß.

Heute ist der Große, welches auch das Feld seiner Leistung sei, nicht mehr
Gegenstand der Darstellung, sondern nur noch der Vorstellung. Diese Vorstellung
ist leicht zu gewinnen, sobald wir die Leistung selbst genießen können. Das gelingt
uns bei den Dichtern und Philosophen aller Zeiten; bei den Thatmenschen aber
nur, wenn sie unsere Zeitgenossen sind. Napoleons Nimbus ist verschwunden. Bis-"
niarck wird vergessen werden wie alle die alten Helden, die nur noch in unserem
Wissen, nicht Mehr in unserer Empfindung stehen. Keine Geschichtschreibung wird
sie retten, keine Jubiläen werden sie auferwecken Denn es giebt keine Legenden-
bildung mehr. Sie war es, die den Thatgenies die Distanz erhielt. Schon ist
es möglich, daß ihnen kluge Köpfe die Genialität rundweg absprechen. Das ist
die Frucht der historischen Wissenschaft und des Thatsachensinnes.

Wenn die letzte und eigentliche Werthbestimmung des Mannes in seinem
Werk liegt und wenn sich dieser Werth aus seinem Leben nicht ablesen läßt: so
muß es eine Stelle geben, an der ihn kein Mitlebender sieht, an der er unzugäng-
lich ist. Diese Distanz ist ihm bekannt; sie zu beseitigen, ist er weder willens noch
fähig. Aus diesem Tatbestand resultiren gewisse Erlebnisse, die in dieser Art nur
der Schaffende kennt; Erlebnisse, die meist peinlicher und schmerzhafter Natur sind.
Wird die Distanz von Fremden nicht empfunden so bedeutet Das, daß sie

dcn Werth des ManneS nicht erkennen und anerkennen. Mancher wird darunter
zunächst nicht leiden; ja, eine souveraine Natur könnte sich wohl eine private Komoedie
daraus machen, mit den Philistern Versteck zu spielen, sich genau wie sie zu ge-
berden und im Stillen über sie zu lachen. Dieses Lachen klingt nach Verachtung.
Aber auch für ihn giebt es Menschen, an denen ihm liegt, Menschen, die er selbst
erkennt und anerkennt. Aber die Distanz trennt ihn auch von Diesen: wenn sie
ihn nicht gelten lassen, kommt die Bitterkeit. Jeder, der Eigenstes leistet, hat sie
einmal geschmeckt. Das Neue erscheint stets als eine Gefühfrdung des Alten, Fest-
stehenden, dessen äußeres Ansehen es beeinträchtigt und dessen innere Existenz es
bedroht; so wird es verketzert oder ignorirt. Aber es karn geschehen, daß selbst
die Intelligenten es nicht erkennen, daß sie, ohne jede Böswilligkeit, einfach darüber
hinweglaufen. Es ist wohl möglich, daß Jemand, der sonst jeden Pfennig ge-
wissenhaft vom Wege ausliest, einen Goldbarren Übersicht; er ist an Münze gewöhnt,,
er hat nur damit rechnen gelernt und das Neue ist noch nicht in den Begriffs'
und Vokabelschatz seines täglichen Verkehrs umgesetzt. Em blödsinniger Gemein-
platz behauptet: Das Gute bricht sich sicher Bahn; dicsen Sich hat der Philister
aus seinen Erfahrungen im Kolonialwaarenhandel abgeleitet. Shakespeare war
sein Leben lang nur Einer unter Vielen; erst eine spätere Zeit stellte ihn auf seinen
Platz: und es wäre denkbar, daß diese Zeit zu spät gekommen wäre, um Alles
zu retten, was er der Welt schenkte. Man braucht, wenn man Das bedenkt, nicht
mehr nach dem Grund seiner ätzenden Bitterkeiten zu suchen. Daß er sich aber
nicht abhalten ließ, trotz dem Mangel an Erfolg sich selbst zu prägen, beweist sein
Genie. Wer Leidenschaft hat, kann wohl ein Bei achter und Verbitterter werden,,
nie aber ein Unproduktiver. Vielleicht ist es gut, daß d-m Großen diese Probe
auf seinen Werth nicht erspart bleibt; man muß irgendwo in seinem Leben Be-
siegter gewesen sein, um die letzte Spannung der eigenen Widerstandskraft aus-
zukosten. Wenn aber Einem ein Ereigniß zum Segen gereicht, so darf sichs nicht
etwa Der als Verdienst ankreiden, der es durch seine Dummheit herbeigeführt hat.
Wird die Distanz empfunden, so ist der Erfolg und die Resonanz da. Der
Mann der That wird den Ersolg stets haben: es giebt keinen verkümmerten Napoleon,
wie es keinen verkümmerten Goethe giebt. Da der Stoff, in dem er arbeitet, Menschen
sind, muß er sich durchsetzen: sonst verstünde er sich nicht auf das Material; er
wäre kein Könner, sondern ein Stümper. Bei ihm, der die Menschen knetet wie
Thon, erreicht die Verachtung die Höhe eines Chimborasso; die Bitterkeit fluthet
wie ein Salzmeer hinterdrein, wenn er das Unglück haben sollte, gestürzt zu werden.
Tie Großen der Kunst und Philosophie, die angelangt sind, pflegen milder zu
werden; denn sie stehen in der Regel fest. Aber sie sind nie Enthusiasten der Menschen-
liebe. Goethe hat sich herb genug über feine lieben Deutschen ausgesprochen. Aber
deutlicher als Worte redet das Wohlwollen des Greises, die temperirte Wärme,
mit der er sich die Menschen drei Schritte vom Leibe hielt.
Es giebt kein Genie, das harmlos-heiter durchs Leben tändelt. Die sieg-
friesischen Sonnenjllnglinge sind wirklich zu weiter nichts gut als dazu: umgebracht
zu werden. Gewöhnlich besorgt ihnen Das ein geliebtes WciS, das aus der
Hornhaut einen dauerhasten Philisterschlafrock zimmert, unter dem die goldige
Flamme des Gemüthes und die Flämrrchen des schalkhaften Humors ersticken.
Aber Menschmverachtung ist auch keine Krawatte, die man umbinden kann;

waS mancher dämonische Jüngling versucht, um sich ganz unwiderstehlich zu machen. Sie drückt und schneidet ins Fleisch wie ein eiserner Ring, so tief, daß er nicht mehr ablösbar ist. Sie macht vollends einsam. Sie macht mißtrauisch. Sie entdeckt die Dummheit noch im Lobe. Ter große und reine Elfolg vermittelt neue Berührungen Produktiver und Gebildeter; dcnn er schallt weit durch die Leere und rust die Empfänglichen aus den Horden der Philister heraus. Tas ist sein Hauptvorzug, gegen den selbst die schwersten metallischen Preise leicht wiegen. Aber wenn der Erfolg ganz ausbleibt, dann muß sich die Verachtung in schlimmen Stunden nothwendig gegen den eigenen Herrn vorwagen: und man begreift, daß Der ein Starker sein muß, der einem solchen Angriff gewachsen ist.

Aber der Kampf um Anerkennung ist noch nicht das böseste Erlebniß der Produktiven. Das liegt vielmehr in seinem engsten Kreis. Den bilden Die, die er liebt. Wer nicht ungebrochene Empfindungen hlv, lebt nur halb: und der Produktive lebt niemals halb. Er hat (Das sei mit aller Entschiedenheit im Voraus bemerkt) nicht die Gepflogenheit, sich beständig selbst zu betalpen und jedes Gefühl zu zerfasern. Leute, deren Empfindung so und nur so beschaffen ist, leisten nie Etwas. Sie enden stcts als Besiegte und Müzbe. Und wer etwa glaubt, daß er auf diese Weise zur Produktivität gelangen könne, gehört zu den Absichtlichen, die Gott verdamme.

Wer leistet, in dessen Natur liegt es, daß er sein ganzes Sein mit aller Hingebung auf einen Punkt richten kann. Er ist also leidenschaftlicher Zuneigung fähig. Aber der Wille und Zivang, der sein Dasein zur Prägung treibt, macht alle, auch die stärksten Gefühle, endlich. Diese produktive Leidenschaft zwingt ihn immer wieder zur Leistung; jede noch so stürmische und bedingunglose Empfindung stößt hier an die eherne Grenze. Christus verleugnete seine Mutter angesichts feines Werkes. Das war erbarmunglos; und Das wird selten so hart ausgesprochen. Aber es ist dennoch so, daß vor dem Schaffenden, indem er schafft. Alles ausgelöscht ist. Wer dem Produktiven nah steht, weicht, wenn er Das erkennt, dem Konflikt aus. Es giebt wundervolle und harmonische Verhältnisse, die einen Großen durch das ganze Leben begleiten können; sie enthalten stets ein Wenig Verzicht. Forderungen (mögen sie menschlich noch so tief begründet sein) werden zurückgewiesen, wenn sie sich in den erwählten und vorgeschriebenen Weg drängen. Das ist kein Triumph, über dm der Mann jubeln, und keine Schandthat, die er bereuen könnte: Das ist Verhängniß und muß getragen werden. Aber es ist schwer zu tragen.

Wenn ein junger Mann in den Krieg zieht, so begleiten ihn Segenswünsche. Er muß ja, Das sieht man ein; selbst wenn er sich freiwillig gestellt hat, steht hinter ihm die Forderung des Vaterlandes. Und er wird die Zurückbleibenden nicht vergessen; ihr Name wird noch in seiner letzten Minute auf feinen Lippen sein. Wenn ein Bursche frivol von Haus fortläuft, so begleiten ihn Trauer und Sehnsucht. Er war leichtsinnig, er bat sich Das nicht richtig überlegt, er denkt an uns, er wird bereuen, er wird zurückkehren.

Aber wenn ein Mann, mit freiem und vollem W llen, fortgeht, um zu seinem Höchsten zu gelangen, begleitet ihn der Vorwurf; und doch lohnt Das, lohnt Das allein. Bater und Mutter, Weib und Kind, Freunde und Geliebte zu verlassen.

Hans W. Fischer.

Die Schaubühne.
ie Schaubühne: Das ist der Name einer Zeitschrift, die Siegfried Jacobsohn
in Berlin herausgiebt. Sie trat soeben ihren sechsten Jahrgang an. Das
besagt nicht viel. Aber es handelt sich bei dieser Schaubühne um eine kulturelle
Sache. Das berechtigt, ja, verpflichtet vielleicht, von dem Unternehmen zu reden.
Als um das Jahr 14ö0 in Mainz der alternde Herr Johannes Henne Gans-
fleisch vom Sorgenloch die erste Druckpresse aufstellte, da gab es einen furchtbaren
Riß durch das ganze tkeatrum muncü. Geist und Sinne, Ideal und Wirklich-
keit wurden ausemandergerissen. Die Ideen, die religiösen, philosophischen, theo-
retischen, kehrten sich vom Leben ab. Der Geist wüthete gegen das „sinnliche
Theaterspielen". Er konnte sich ja von nun ab im Buch, in der Zeitung seine
eigensten Bühnen erbauen. Die köstlichsten Blüthcn der Welt vergilbten über Nacht.
Der greise Barde starb, der wandernde alte Rhapsode. Das junge blonde Volks-
lied wurde Couplet. Das würdige Volksepos zum Kolportageroman. Und die
Tragoedie, dies Sammelbecken aller Geistes ströme, wurde Theater. Ein Gegensatz
entstand, den das Alterthum nicht kannte: Hie Drama, hie Bühne! Zwischen Schau-
spielern und Dichter wurden die Wasser viel zu tief. Sie haßten einander, wie
Praxis und Theorie, Seele und Logik, Konkretes und Abstraktes sich zu hassen
glauben. „Tintenkerle!" riefen die Schauspieler hinüber, „Büchermenschen, Sprach-
säcke, Esprits! Ihr versteht gar nichts von sinnengerecht-konkreter Körperhaftigkeit
des Theaters. Die Literatur verdirbt unsere Kunst!" Aber die Dichter, nah am
Tintenfaß, spendeten den Schimpf zurück. „Gaukler, Schnurrpfeifer, Komoedianlen!
Wie sollte Eure Ungeistigiket ernstem Drama gewachsen sein? Spielratzen, legt
Eure Sinnlichkeit ab, Eure falsche Konkretheit! Sehet doch ein: was Theater ver-
leiblicht, ist zuletzt nimmer von dieser Welt." So beschimpften einander homnisch
die feindlichen Zwillinge, durch Gutenbergs Sounenschwert scharf getrennt.
Aber „groß ist, Mutter Natur, Deiner Gestaltung Pracht". Ich werde ein
Brücklein baun, dachte Mutter Natur. Da streute sie die gräßlichen Giftzähne des
endlich erlegten Drachen übers Land. Und aus ihrer Kadmossaat erstand eine Schaar
Elsenmänner, schwerterklnrend, muthig, ein Bischcn krummbeinig, schiefwackelig,
der neue Zwischenhändlerstand zwischen Bühne und Drama: die Literaten. „Kin-
derchen", sprach Mutter Natur, „Eure Weltmission ist die Mission der Publizistik:
Brückchen bauen zwischen Gedanken, die kein Mensch lieft, und dem Leben, in dem,
wie Ihr wißt, kein Mensch denkt. Hmtig! Euer Dasein bewegt sich auf der gol-
denen Diagonale zwischen Schauspielerwelt und Dichterwelt!" Und dann trat die
schmerzenreiche Mutter huldvoll zu jedem Einzelnen und sprach: „Versöhne mir
nun. Du holde Braut von ganz Messina, meinen wilden Sohn Don Cesar mit
meinem sinnigen Sohn Z5ön Manuel! Versöhne dke ideenlose Lebendigkeit mit der
totgeborenen Idee!" So, akurat so sprach die Mutter Natur. Und die aus der
Drachensaat Geborenen standen da, im Gefühl ihrer Weltmisfion, und wußten nicht
recht, Herkulesse am Scheideweg, sollten sie nun beim Cesar oder beim Manuel
beginnen. Schlössen sie sich Manuel an, dann wurden sie Feuilletonredaktcure am
Berliner Tageblatt oder gründeten eine neue Zeitschrift. Hielten sie sich aber an
Cesar, dann wurden sie Dramaturgen bei Reinhardt und später vielleicht Thea^er-
direktoren. Einstweilen begannen sie, einander zu zerfleischen, protestirten in dem

einen Fall gegen den ewigen Maßstab des Literarischen, kämpften im anderen für das „Drama" gegen Theater und Stü'ckeschreiber. Gehen sie ans Theater, dann sag! ihnen der Chef: „Ganz unter uns, das Theater, das richtige Theater kann eigentlich nichts mit Ihnen anfangen. Aber ich gebe Ihnen hundert Mark im Monat und Sie nennen sich Dramaturg. Sie brauchen nichts zu thun; höchstens mal meinen Kassirer zu vertreten. Ich kann einen gebildeten Herrn mit Doktortitel der Presse gegenüber brauchen. Sie fungiren bei mir als Verbeugung des Theaters vor der Literatur." Und der Beglückte schnurrt dienstbeflissen: „Dichtung zerfällt erstens in Bühnendramen, zweitens in Buchdramen. Buchdrama ist, was Sie mit Ihren Mitteln nicht verleiblichm können." (Dann drücken Beide einander verstündnitzvoll die edlen großen Hände. Sie ahnen wohl, daß der Unterschied von Buchdramatik und Bühnendramatik auf dem Papier steht.) Gehen die Drachenmänner aber zur Literatur, dann legen sie sich auf einen Divan und entwickeln sich zu intimen Persönlichkeiten. Das heißt: sie lesen sehr viel Belletristisches und lultiviren keine blasse Ahnung von Buhnen ästhetik. Ihre sogenannte Theaterkritik erzählt, mehr oder minder amüsant. Allerlei von ihrer eigenen Person und von all dem vielen, vielen Geistreichen, was ihnen bei Theateraufsührungcn einfällt. So blieb Alles beim Alten: Drama und Theater kamen nicht zu einander.
Die Drachensaat des Zwischenhändlerstandes war vergeblich gewesen. Mutter Natur halte ihre Arbeit ohne Nutzen gemacht. Furchtbar traurig begab sie sich auf den Krcuzberg bei Berlin. Nebeltag. Graues Feld. TrttbMgs Dächer. Rauch der Hochbahn. Am Horizont neue Waarenhäufer. Und weinend hielt sie folgenden Monolog: ^Jede Kunst, ach, jede (Malerei, Plastik, Architektur und MusiZ) hat ihre Lehrmeister, ihre Kunsthiftorie und ihre Kunstphilosophie. Aber was ist Theater? Ein Appendix der Literatur. So zu sagen: der Wurmfortsatz der Publizistik. Daß diese Kunst, die umfassendste von allen, ihre eigene Aesth^tik oder, was das Selbe sagt, ihre eigene Psychologie besitzt, wer ahnt Das schon? Was ist den Theaterfreunden, den Regisseuren, den Schauspielern, den Bühnenleitern und besonders dem Publikum und den Theaterkritikern heute das Nöthigfte? Psychologie und Aesthetik des Theaters. Das aber ist etwas Anderes als das alte doktrinäre Zeug, das die Literarischen Dramaturgie nennen. Das gehört auf Journalistenhochschulen; ist für Literaturhistoriker gewiß recht interessant. Aber was soll denn nur die Schaubühne, die Schaukünst damit beginnen? Manchmal blicke ich Wohl noch einmal in daK alte Zeug hinein. Gustav Freytag, Karl Bulthaupt, Karl Werder, Rötscher, Friedrich Theodor Bischer. Sehr wacker! Und jedenfalls viel, viel klüger und tiefer als das elende Philosophiephatsch, das an deutschen Universitäten unter dem Titel,Dramaturgie' ausgeschänkt wird. Aber das Alles ist Literatur. Aus dem Wesen der Sache erblüht das Alles nicht. Die Menschen können darum nicht fühlen, daß Theater keine begrenzte Angelegenheit eines Kreises von Fachinteressenten ist. Das es die wichtigste geistige Angelegenheit Aller werden mutz: alle Werthe der Kultur voraussetzend, alle umspannend, der Schlußstein dieses großen Geisterreiches. Wer ahnt Das? Das Auge, des Menschen liebes Fensterlcin, und sein verfeinertes Ohr und. seine neuen Sinne für ästhetische Gestaltung des Raumes und für die Künste rhythmisch gegliederter Ausdrucksbewegung und körperlicher Gymnastik, ferner alle Probleme des Geistes, Konflikte seiner Ethik, Leben wie Politik, akustisch motorische wie optisch-formale Energien menschlicher Sinnlichkeit: Alles gehört auf die Schau-

bühne und kann von ihr um'pannt werden. Nicht so zwar, als ob kunstfiemde Gewalten, Gelehrsamkeit, Moral,. Politik in ihrer Eigennatur auf das Theater gepflanzt werden könnten. Sicher nicht. Wohl aber läßt sich Alles unter der Optik des Thealerspiels betrachten, kann Alles in die Ausdruckskultur des Bühnenspieles eingehen. Ach, die Kaffern! Welche ungeheure Kulturmacht könnte das Theater sein! Und welches jämmerliche Amufirlokal, welcher Possenausschank für müdgehetzte Geschäftsleute, für unheilige, von Eitelkeit gequälte Gesellschaftmcnschen ist es! Wer erweckt neu den Geist der Tragocdie? Den Sinn der Schaubühne? Wer baut die regenbogenfarbige Brücke zwischen Schaubühne und Dramz? Wer erlöst Theaierkultur von der Bilderbogenzeitschrift? Von dem Personal- und Kostümklatschinteresse? Von Kritik gekanntem Kolportagethum? Von Komocdiantenvolk uro Journalistencliqucn? Wer baut den Weg zu Schaubühne und Drama? Ach, die Kaffern!"

Diesen wunderbaren Monolog hielt die den Müttern entstiegene arme graue Elementardämonin auf dem Kreuzberg bei Berlin. Das geschah an einem trüben Wintertag des Jahres 1904. Neun Monale später kam (durch mystischen Akt) auf kahlem Schrägen einer berliner Hinterstube ein blutjunger Mensch danieder. „Die Schaubühne", herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, stand auf dem Herzblutrothen Umschlag der neuen Wochenschrift; der besten deutschen Theaterschrift, die wir besitzen; einer der am Würdigsten redigirten Zeitschriften . . .

Ueberblicke ich nun nach einem Lustrum, was an Anschaulichem, Nachdenklichem, Aufklärendem (über Drama, Schauspielkunst, über die Psychologie großer Schauspielerund Schauspielerinnen, über die wichtigsten Zeitereignisse in dramatisck.-theatralischer Sphäre) in dieser Wochenschrift aufgespeichert liegt, dann möchte ich behaupten, daß unsere zukunftreichsten, feinsten Talente hier Fürsprache fanden: viele, die ohne solche Zuflucht schwerlich zur Sprache erlöst worden wären. Manchem wird es ergangen sein wie mir: in Jahren, wo ich Hunderle von Theater- und Kunstkritiken, um des Brotes willen, geschrieben habe, erschien mir diese ganze Arbeit als ewige Selbstverzettelung, völlig unnütz, lächerlich, gegenüber dem wahren Bedürfen des Publikums und dem armsälig-albernen Niveau des Theatergeschäftes. Unsere wenigen wirklichen Kritiker, Maximilian Hörden, Hermann Bahr, Julius Hart, Fritz Mauthner, betrieben „Theaterkritik" wie mit seufzender Ironie, im Nebenamt. Im Zeitungsgetriebe der Provinz vollends erschien mir alle Kunstrezenston als das überflüssigste, undankbarste, hoffnungleerste Vergeuden. Welch eine Freude: dieser tolpatschige, blutende, heilige Ernst, mit dem ein aufrechtes Fähnlein junger Talente an dieser Stätte nun die Wage der Werthe schwang!

Der Herausgeber, Herr Siegfried Jacobsohn, besaß das sympathische Talent, sich im Handumdrehen die gesammte in Kürschners LiteraturZalender verzeichnete Tintenwclt zu Feinden zu machen (ich ehre Das, aber ich lobe es nicht, denn ich sehe nicht ein, warum denn Jeder, der für die gegebene Bühne harmlose oder effektsuchende Stücke schreibt, „ein kultureller Schädling" fein muß. Du sollst gegen Sant kämpfen, aber Du sollst nicht gegen Kurt Kraatz kämpfen). Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele ging von der Zeitschrift aus. Vieles, was sie totschlug, kann nie wieder auferstehen. Vieles, was sie lebendig machte, nie mehr sterben. Es wäre nicht möglich, ohne ungerecht das Beste vielleicht zu vergessen, werthvolle Einzelheiten herauszuheben. Fast alle jungen Dichter und Schriftsteller sind irgendwann in den fünf Jahrgängen der Schaubühne vcr-

treten. Am Meisten haben die Theater von Brahm und Reinhardt der neuen
Zeitschrift zu danken. Ihre Jnszenirungen, ihre Premieren werden unermüdlich
ausgewerthet. Für die Psychologie verkannter Größen, für die Anschauung Stund-
bergs, Shaws, Ibsens und Hofmannsthals geschah in diesen Heften viel; und die
neuen Dichter, Eulenberg, Stucken, Paul Ernst, Freksa, Wilhelm von Scholz, Schmidt-
bonn, erhielten zum ersten Mal ihr gutes Recht. In die Werkstatt großer Schau-
spieler durften wir blicken, in Vcrs und Prosa gaben sich Zartheiten und scham-
hafte Tiefen von unübertrefflichem Reiz; geschriebene Portraits führender Genossen
werden als schönste Zeitdokumente unseres neuen Theatersommers zurückbleiben.
Ich will nur drei aus Jacobsohns Paladineu erwähnen, nur darum, weil
sie in beinahe jeder Nummer der Zeilschrift mit einem Beitrag vertreten sind: den
klügsten, den feinsten, den besten. Ein intellektueller, ein artistischer, ein moralischer
Faktor. Der intellektuelle heißt Willi Handl, schreibt fast nie ein dummes Wort
(obwohl er das Wort oft entsetzlich auswalzt), veröffentlichte viele Artikel über
wiener Theater, Dichter, Regisseure und Schauspieler, die reizvollsten, klügsten, die
die „Schaubühne" brachte. Aber der „feine" (noch österreichischer) ist amüsanter.
Er heißt Alfred Polgar; spielt mit Weltkugeln und Dichterköpfen Fangball, schein-
bar tändelnd, in Wahrheit Mensch, Mensch; viel ahnend, viel bezweifelnd, von dem
Humor, der auf Gräbern blüht und dem nur ganz selten noch ein Bischen die
Galle überläuft, ein Kulturdesperado mit der höchsten Tugend der Künstlerliteraten:
psychologische Diskretion. Er ist der reisste. Aber der „beste" heißt Julius Bab°
In Dem brennt die Flamme des Ungemeinen. Er hat nicht die theoretische Intui-
tion Handls' nicht die liebenswürdige Artistik Polgars. Er ist Gesinnungfanatiker,
Kämpfer, heimlicher Bluter, neues Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Und da»
neben steht die unheilbar ehrliche kritische Fanatik des Herausgebers.
Die Bemerkung, daß unser Leben Theater sei, auf dem Jeder sein Sprüche!
aufsagt, bis nach Neun Alles aus ist, eine Schaubühne, auf der Jeder sein Publikum
findet und Jeder Recht behält, so lange er gegenwärtig ist, und schon vergessen,
wenn er hinter der bunten, wechselnden Wandelcoulisse schwand: diese Bemerkung
berauscht ja nicht eben mit dem Duft besonderer Originalität. Denn vom Augustus,
der sich sterben legte mit den Worten: „Applaudirt, die Komoedie ist zu Ende!"
bis auf Napoleon, der Talma fragt: „Nicht wahr, ich wäre auch ein guter Schau-
jpieler geworden?" hatte wohl Jeder, Fürst und Bauer, Narr wie Weiser, irgend-
wann einmal diese Erleuchtung des wundersamen Schaubühnen- und Spiel charakterS
dieser Welt. Und manchmal im härtesten Augenblick, wo Lebensangst Euch den
Athem verschnürt (in der Klinik vor Operationen auf Tod und Leben, im Gerichts-
saal vor der Urtheilsverkündigung, im Schulsaal vor dem Examen, an der Börse,
im Cirkus, vor schwerem Lebensentscheid), kommt zu Euch die freie Zuversicht:
Es ist ja gar nicht so wichtig angesichts der Sternenwelten! Es ist Schauspiel,
das grausame, grauenhafte, fröhliche Menschengewimmel. All seine Roheit, Unge-
rechtigkeit, Bestialität, Quälerei: Allesein Spiel. So liegt im Wesen des Lebens,
daß von allen Künsten nur Theater das Menschliche erschöpfen kann.
Schon ahnen die Komoedianten, an wie vielen Welten sie Antheil haben,
ahnt das Publikum: vs te takula narrawi-. Schon gesteht Manches stillste Stunde:
„Wir spielen Alle, wer es weiß, ist klug." Und die „Schaubühne" darf getrost
ihr zweites Lustrum beginnen.
Hannover. Dr. Theodor Lessing.

Kreditprobleme.
er geborene Risikoträger ist das Publikum": nach diesem Prinzip wird die
moderne Finanzpolitik gemacht. Die berühmte „Masse der Sparer" hat
für die Bedürfnisse der Großfmanz aufzukommen. Wir halten neulich die Freude,
wieder einmal Anleihen aus Serbien und Bulgarien begrüßen zu können. Die Emission
Bulgariens hat eine interessante Vorgeschichte. Ich sprach hier schon davon, daß die
100 Millionen Franken zunächst dem pariser Bulgarenlonsortium übertragen worden
waren, der Auftrag aber zurückgezogen wurde, weil die französische Regirung die Ko-
tirung des neuen Papiers an der pariser Börse nicht erlaubte. Grund: Mangel
einer Sonderbürgschast sür die Anleihe. Bulgarien wandte dem ungalanten Franzosen
schmollend den Rücken und ging an die schöne blaue Donau, wo eine Bankengruppe
(Wiener Bankverein, Oesterreichische LänderbanZ, Anglo-Oesterreichische Bank) den
Gast mit offenen Armen empfing. Allerdings war mit dem vollen Betrag von 100
Millionen nichts zu machen: die wiener Institute mußten sich auf höheren Befehl
mit einer Theilsumme von 30 Millionen begnügen. Die Franzosen waren böse,
weil ihnen die Bulgaren durch die Lappen gingen, trösteten sich jedoch, als ihnen
„wohlwollende" Berücksichtigung beim nächsten Mal in Aussicht gestellt worden war.
Allerdings wurde gleich hinzugefügt: „Besondere Sicherheiten giebts nicht." Ueber
solche Kinderkrankheiten ist Bulgarien hinaus. Die berliner Haute Lan^ns blieb
im kühlen Hintergrund; die preußische Regirung war (im Einvernehmen mit den
„maßgebenden Stellen" des Reiches) nicht für eine Beteiligung an dem Bulgaren-
pump. Fremde Staatsanleihen, denen keine Spezialgarantis gewährt sei, sollen die
Landes- und Börsengrenzen nicht mehr überschreiten. Dieser avi3 emx äireotsurL
genügte, um in den Chefkabinets d^r Bchrenstraße die bulgarische Anleihe zu ent-
materialisiren. Hamburg aber gehört zvar zumDeutschen Reich, doch nicht zu Preußen.
Deshalb war das Bankhaus Gebrüder Schröder & Co. der Ansicht, was der berliner
Finanz billig ist, sei den Hamburgern noch lange nicht recht, und legte die 41/2 pro-
zentlose bulgarische Goldanleihe im Gesammtbetrag von 100 Millionen Franks zur
Zeichnung auf. Im Prospekt wurde mitgetheilt, daß beim hamburgischen Senat der
Antrag auf Zulassung zur Börse gestellt sei. Nachdem Preußen der hamburgischen Re-
girung offiziell die Ablehnung der Anleihe gemeldet hatte, konnte kaum vermuthet wer-
den, daß die Hanseaten ihren Stolz in einer der preußischen entgegengesetzten Ansicht
vom Werth der neuen Bulgaren suchen würden. Trotzdem fand die öffentliche Sub-
skription guten Erfolg. Das Publikum hält die bulgarische Staatsrente, auch ohne be-
sonderes Unterpfand, für sicher. Und die Hauptsache ist: Bulgarien hat der deutschen
Industrie Aufträge zugesagt. Das ist ein ganz nmes Moment bei der Beurtheilung
ausländischer Staatspapiere. Wenn der fremde Geldsucher sich verpflichtet, der in-
Ndischen Geschäftswelt einen Theil des Erlöses seiner Anleihe zukommen zu lassen,
ist die Schuldverschreibung der Aufnahme gewiß. Bn der neuen 4ZHprozentigen
serbischen Staatsanleihe haben die deutschen Institute verlangt, Serbien solle die
deutsche Industrie bedenken. Das wurde versprochen. Gewehre und Eisenbahnmaterial
sollen in Deutschland bestellt werden. Schön. Eine Hand wäscht die andere: „Geben
wir Dir unser Geld, giebst Du uns Deine Aufträge." Aber die Sache ist nicht so
einfach. Wer giebt das Geld? Zunächst die Banken, zuletzt das Publikum. Und
den Letzten beißen, nach dem alten Börsensprichwort, die Hunde.

Die neuen Serben hüben übrigens die bei dm Bulgaren vermißte Sondergarantie: sie sind durch die sogenannten Monopoleinnahmen sichergestellt. Vergeht nichj: die Thatsache, daß ein Staat einer fremden Industrie Aufträge verheißt, kann die Qualität seiner Anleihen nicht ändern. Bei Anleihen auf Gegenseitigkeit entsteht leicht eine Täuschung über den Werth der zu übernehmenden Schuldverschreibungen. Die Banken sind durch viele Fäden mit dir Industrie verknüpft. Sie haben also ein Interesse an Bestellungen, die ihren Verbündeten Gewinn bringen. Sie haben zwei Ziele: den Gewinn aus dem Verkauf des fremden Staatspapi?res und den Auftrag für die Jndustriegesellschaft. Da der Käufer der staatlichen Schuldverschreibung der letzte Geldgeber ist, so ist es in Wirklichkeit sein Geld, das auf dem Umweg über das fremde Staatspapier der Industrie zufließt. Das Anlagekapital in dieser Weise der Gesammtwirthschaft dienstbar zu machen, ist vielleicht ein nationalökonomisch richtiges Prinzip, Aber der Effektenhandel hat zu der Nationalökonomie doch nur recht lose Beziehungen und man kann dem Publikum nicht gut sagen: „Kaufe Serben und Bulgaren; denn Du nützest damit der Industrie Deines Landes." Heute gicbts kaum noch eine ausländische Staatsrente (die Pensionäre des Oouneil 0L koi'siZn doriälwläsis vielleicht ausgenommen), die Mühe hätte, die Gunst des Kapitals zu erlangen. Das Publikum steigt den fremden Anleihen nach; es steht im Bann ihrer Reize, die ihm verlockender scheinen als die zwar soliden, aber nicht eben glänzenden Eigenschaften der deutschen Fonds. Wenn nur die Opfer, die zu Gunsten der heimischen Industrie gebracht werden, sich immer lohnten! Wer garantirt dafür, daß der fremde Staat die Aufträge nicht nur giebt, sondern das Gelieferte auch bezahlt? Die Banken, die ihm das Geld spendiren, werden kaum in der Lage sein, die der Industrie zugedachten Summen zurückzuhalten. Mit den Balkanstaaten ist das Arbeiten nicht einfach. Mir erzählte der Leiter einer der größten deutschen Lokomotivenfabriken, daß sie zwar, im Verkehr mit nicht ganz sicheren Auftraggebern, die Vorsicht gebrauchen, sich dreißig Prozent der Fakturensumme bei Abschluß des Geschäfts sicherstellen zu lassen, daß ihnen aber die Erlangung des Restbetrages fast stets Schwierigkeiten bereite. Mit der Bestellung allein ists nicht gethan. Und im Rechtswege kann der Gläubiger gegen den fremden Staat selten volle Genugthuung erhalten. Der Fall Hellfeld ist ein Beispiel für den Mangel an zuverlässigen Institutionen im Verkehr zwischen pri» vaten Gläubigern und fremden Schuldnerstaaten. Das Problem der Schaffung eines brauchbaren Rechtes, das dem Privatmann die Sicherheit seines Anspruches garantirt, harrt noch der Lösung. Ein tüchtiger Kenner dieser Materie, Geheimrath Freund in Berlin, bemüht sich, mit Hilfe des Völkerrechtes den richtigen Weg zu weifen. Im Anschluß an die Vereinbarungen der zweiten haager Friedenskonferenz soll ein internationales Abkommen die Behandlung säumiger Schuldnerftaaten regeln. Eine Konvention, deren Organ ein internationaler Schiedsgerichtshof wäre. Deren Wlrksamkeit aber von der gehorsamen Beuaung unter ihre Bestimmungen abhinge. Wird Das möglich sein? Der Modus mit den Prämien für die Industrie spricht dagegen. Er zeigt, daß jedes Land Sondervortheile sucht. Bekommen die Fabriken ihre Aufträge, so wird der Pflock zurückgesteckt. Man ist dann weniger streng und läßt auch ein Papier Passiren, das „besondere Kennzeichen" hat. Erhebend aber ist der Gedanke, daß die rechtlich nicht gesicherten ausländischen Staatsanleihen wenigstens mit „Bestellungen" garnirt werden. Unter Umständen verliert dabei das

Publikum doppelt: cm der Anleihe und an der Dividende der geschädigten Industrie-
gesellschaft. Theoretisch bleibt ihm der Trost, eine That gethan zu haben.
Zu solchen Thaten verhilft der misers. pleds der künstlerische Ausbau des
Kreditgeschäftes. Die Banken müssen sich nach neuen Modalitäten umsehen. Ihr
Verhältniß zu allen Geld produzircnden Mächten wird immer inniger. Die Kon-
tokorrent- und Depositenkonten schwellen zu grotesken Gebilden an; und das Aktien-
kapital wirkt, von den höchsten Gipfeln der Bilanz gesehen, wie ein unbedeutender
Hügel. Nnd selbst die Erhöhung des Aktienkapitals ist der Dividende nicht immer
dienlich. Die Bankleiter streben nach der Höhe und möchten sich das Klettern nicht
durch den Ballast neuer Aktien erschweren. Trotzdem wird es wohl noch in diesem
Jahr manche Kapitalsmehrung bei berliner Großbanken geben. Die sind nicht nur
da, um Effektengeschäfte zu machen. Mit dem Wirthschaftkörper wachsen auch die
Dimensionen des Kreditwesens. Merkwürdig, daß die ersten Schritte auf neuer
Bahn nicht in Deutschland sondern im Lande des Doppeladlers gethan wurden.
Von Oesterreich kam die Mode der Diskontirung von Buchforderungen zu uns;
und dort sind auch zuerst Bankschuldverschreibungen aufgetaucht. Ueber die erste
Art des Kreditgeschäftes sprach ich hier schon. In Deutschland machte die Deutsche
Bank den Anfang; andere Institute folgten. Daß die neue Sache sich eingebürgert
habe, hat man bis heute nicht gehört. Doch sie ist einmal da und wird (wie es
so schön heißt) „ausgebaut" werden. Wenn nicht eine jüngst vom Obersten Gerichts-
hof in Wien gesällte Entscheidung auf Deutschland abfärbt. Die derrtschen Banken
verlangen nicht immer eine formelle Cession bei der Verpfändung der Forderungen
an sie, um den Geschäftsmann, der seine Außenstände zur Erlangung von Bank-
kredit lombardier, nicht zu zwingen, seinen Schuldnern die Weitergabe der For-
derungen anzuzeigen. Aus solcher Kenntniß würden leicht irrige Schlüsse auf die
Solvenz des Verpsändcrs gezogen. Nur in Fällen, bei denen nicht absolut zuver-
lässige Borbedingurgen (ordnungmäßige Buchführung) angetroffen werden, wird
die Benachrichtigung des Schuldners gefordert. In Oesterreich hat man sich ge-
wöhnt, die Verpfändung der Forderungen nicht anzuzeigen. Dort ist diese Kredit-
art fast so verbreitet wie bei uns der Wechselkredit. Deshalb werden Wünsche, die
erschwerend wirken könnten, vermieden. Dem durch Gewohnheit sanktionirten Brauch
versetzt nun das höchste Gericht der Monarchie den Todesstoß; nach seinem Spruch
ist die Verständigung des Schuldners sttr die Willigkeit der Cession unentbehrlich.
Dieses drakonische Urtheil kann Oesterreichs Kreditverkehr gesährlich werden. Man
ist dort, im Gefühl der wirthschastlichen Beschränktheit, in gewisse einfache Formen
des Verkehrs hineingewachsen: die Sparkasse wird öfter gesucht als die Depositen-
kaffe; und die Verpsändung von Außenständen wird dem Wechselkredit vorgezogen.
Daß man in Deutschland die österreichische Institution nachahmte, geschah zur
Förderung des gewerblichen Mittel- und Kleinbürgers, der, unter normalen Ver-
hältnissen, in den Kontokorrenten der Großbanken kaum sichtbar wird. Bei uns
sind die Ansprüche der Mittelschichten an den nationalen Geldschrank viel größer
als in Oesterreich; und der Wechsel braucht keinen Ersatz, sondern nur eine Er-
gänzung. Er würde die Alleinherrschaft behalten, wenn die Bedingungen, unter
denen die Diskontirung von Buchforderungen möglich wäre, erschwert würden.
Oesterreich hat nun auch die Bankschuldverschreibungen produzirt. Das ist
eine Übertragung des Prinzips der Hypothckenobligation auf den Mobiliarkredit«

Dort ruhen die Pfandbriefe auf Hypotheken, hier sollen den Schuldverschreibungen Forderungen an die Industrie, an Staat und Gemeinden als Unterlage dienen. Die Oesterreichische Kreditanstalt hat bei der Regirung beantragt, sie zur Ausgabe von Schuldverschreibungen bis zum Betrag des Aktienkapitals (120 Millionen Kronen) zu ermächtigen. Die Richtlinien der Kreditbanken vereinigen sich da mit der Trace der Pfandbriefinstitute; doch die Art der Betriebsleitung ist bei den beiden Gruppen der Kreditgeber sehr verschieden. Warum sollen die Effekten- und Depositenbanken keine Obligationen ausgeben? Sicher sind sie, im Ganzen, auch; und 4 bis 5 Prozent Zinsen im Jahr belasten die Rentablität nicht so schwer wie 10 bis 12 Prozent Dividenden auf ein erhöhtes Aktienkapital. Wenn eine Bank ihre Betriebsfonds durch die Ausgabe neuer Aktien erweitert, so gefährdet sie natürlich die Dividende. Im Prinzip wenigstens. Treten Obligationen an die Stelle der Aktien, so ist zwar ein bestimmter Betrag sür den Zinsendienst in Rechnung zu zu stellen; aber die Rothwendigkeit, mehr Geld zur Vertheilung bereit zu halten, füllt weg. Die Frage nach der Sicherheit ist nicht ganz leicht zu beantworten. Für die Güte der Obligationen bürgt der Name der Bank und die Qualität des Unterpfandes. Danach ergeben sich die Abstufungen des Urtheils von selbst. Wenn Forderungen an den Staat oder an große Gemeinden als Unterlage dienen, kann man die Schuldoerschreibungen pupillarisch sicher nennen. Anders ist es bei industriellen Krediten. Die sind niemals ganz sicher; trotzdem werden die Bankobligationen auch in solchem Fall den industriellen Schuldverschreibungen im Range voranstehen, weil sie doppelte Bürgschaft besitzen: die Bank und die Forderung. Das Publikum kauft die Obligation und diskontirt damit der Bank ihre Buchforderungen. Eine Umkehrung der Formel zu dem selben Zweck, den wir bei den Anleihen auf Gegenseitigkeit fanden: das außerhalb der Centralreservoire ruhende Geld wird auf indirektem Weg der Wirtschaft und dem Kredit dienstbar gemacht. Die Findigkeit, mit der die Banken Geldquellen entdecken und anbohren, zwingt immer wieder zu Bewunderung. Ob sich die Bankobligation auch in Deutschland einbürgern wird? Zwei Umstände stemmen sich ihr entgegen: die Vermehrung der Konkurrenz unter den festverzinslichen Papieren und die Verschärfung der öffentlichen Aufsicht bei den Depositenbanken. In Oesterzeich kontrolirt der Staat diese Institute ungefähr so wie in Deutschland die Hypothekenbanken. Da passen die Obligationen also ins Milieu. In Deutschland bekämen wir neue Vorschriften; wenn die Banken erst einmal Schuldverschreibungen ausgeben, müssen sie sich auch den Herrn Fiskal als Treuhänder gefallen lassen. Eine solche Aufsicht könnte die Freiheit der Finanz beeinträchtigen: eine Kontrole zieht die andere nach sich und. dann liegt man mit einem Mal fest und kann nicht mehr athmen. Deshalb werden die berliner Bankdirektoren sichs wohl zweimal überlegen, ehe sie den Spuren der Oesterreichischen Kreditanstalt folgen. Und die deutschen Staaispapiere würden durch einen Zuwachs an Konkurrenz nicht gefördert; sie leiden ohnehin schon unter der Zahl der Rivalen. Auch dieses Moment spricht nicht für die Verpflanzung der Bankobligation auf reichsdeutsches Gebiet. Und wer auf die im Jahr 191.0 von berliner Banken gezahlten Dividenden blickt, begreift schnell, daß die Aufspürung eines Ersatzes für Bankaktien in einer Zeit so behaglicher Fülle sicher nicht zu den unabweisbaren Bedürfnissen gehört. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. —
Druck von G. Bernstein in Berlin.
Berlag der Zukunft in Berlin,

Berlin, den 19. März 1910.

Gegen Darwin.

er Haß unserer Modernen gegen die Bibel war ursprünglich Haß gegen die
Klerisei. Die hat ja mancherlei Samen ausgestreut, von dem sie nichts Anderes als Haß ernten konnte. Doch wirkt bei der antiklerikalen Strömung auch, unabhängig von Verschuldungen des Klerus, das aus verschiedenen Motivm entsprungene Streben mit, Gott zu eliminiren. Jedenfalls ist es ein ungesunder Zustand, wenn die Macher der Oeffentlichen Meinung Fragen der Politik und der Wissenschaft nicht nach politischen und wissenschaftlichen Gründen entscheiden, sondern danach, mit welcher Entscheidung man Christenthum und Kirche am Meisten schädigen und die „Pfaffen" recht empfindlich kränken könne. In den Laienbetrachtungen über unsere Strafrechtspflege (sie sind bei Grunow erschienen) habe ich mit Entrüstung konstatirt, daß seit 1866 das Solidaritätgefühl, das bis dahin die Völker Europas zu einer Familie verbunden und in jedem Lande die Theilnahme für das Schicksal der Bewohner der anderen Länder wach erhalten habe, gänzlich geschwunden zu sein scheine. Als Beweis führte ich an, daß die sonst so geschwätzigen, nach Sensationen lüsternm, nach jeder Lumperei und jeder Moritat haschenden Zeitungen nichts oder fast nichts zu sagen wüßten über Dinge, die mich mit Entrüstung erfüllten, wie über das durch den Geiz des Besitzers verursachte furchtbare Massenunglück im karwiner Kohlenrevier und über die grausame Unterdrückung der sizilianischen Hungerrevolten und die Monstreprozesse, bei denen von Kriegsgerichten zusammen 4669 Jahre und 3 Monate Zuchthaus verhängt wurden. Die Verbrechen der Verurteilten wuren nur Verzweiflungthaten aus Noth; und einige edle Männer wurden zu zwanzigjährigem Zuchthaus verurtheilt, weil sie mit Reden für die Leidenden eingetreten waren oder ihnen durch eine Gewerkschaftorganisation zu helfen gesucht hatten. Später häite ich das Selbe sagen können über die brutale

Unterdrückung der ungarischen Agrarstrikes seit 1897; im Jahr 1905 saßen einmal 2000 Personen in Gefängnissen, I^arav: I^a (Juestion soziale SonAriS.) Das Kapital erlaubte seinen Tintenkulis nicht, gefährliche Sympathien zu erwecken; auch hatten sich die zuletzt genannten beiden Gewaltakte im „liberalen" Italien unter dem „liberalen" Crispi und in dem nicht minder „liberalen" Ungarn ereignet. In den „liberalen" und „demokratischen" Vereinigten Staaten war 1886 Etwas geschehen, das mich keineswegs entrüstete, das aber in diesen Tagen interessirt, weil es genau das Selbe war, was die Hinrichtung Ferres sein würde, wenn dieser Mann am Aufstand von Barcelona unbetheiligt gewesen und nur seiner anarchistischen Propaganda wegen erschossen worden wäre. Am vierten Mai 1886 kam eö in Chicago zu einem Zusammenstoß der Polizei mit den dort mächtig gewordenen Anarchisten. Eine Bombe platzte und tötete einige Polizeibeamte; sechzig wurden verwundet. (In Spanien sind in den letzten Jahren viel mehr Menschen den Anarchisten zu Opfern gefallen). Der Bombenwerfer blieb unentdeckt, aber vier Anarchisten wurden hingerichtet (gehenkt, wenn ich nicht irre); weil sie Anarchisten waren. Der Anarchismus wurde erdrückt und erstickt: und das emopäcsche Kapital, auch der Theil, dem die Presse gehört, konnte wieder ruhig schlafen. Eine Ausnahme gab es von der allgemeinen Unempfindlichkeit: waren „Pfaffen" im Spiel, dann durfte, dann mußte die internationale Sympathie sich regen. Dem Papst gegenüber galt nicht der als heilig proklamnte Grundsatz der Nichtintervention (geschah ihm recht; hatte er dieses Prinzip doch selbst verworfen, weil er den Anstand zweier katholischen Staaten gegen seine eigenen Unterthancn brauchte); die Großmächte gaben ihm gute Rathschläge und ermahnten ihn, seine Unterthanen besser zu rcgiren Am zweiundzwanzigsten Oktober 1867 wurde in Rom eine Kaserne in die Luft gesprengt, wobei 27 päpstliche Soldaten umkamen. Zehn von den Thätern wurden zu Gefängnißstraftn von zehn bis zwanzig Jahren, zwei zu lebenslänglicher Galeerenstrafe und zwei, Monti und Tognctti, zum Tod verurtheilt. Von den italienischen Patrioten wurden die beiden Verurtheilten als Märtyrer gefeiert und wurde ihre Verurtheilung unmenschlich genannt. Im Parlament sprach der Minister Menabrea seine Mißbilligung (nicht des Attentats, sondern) der Verurtheilung aus; und die Kammer schloß sich ihm an. Diplomatische Jnteroention verhinderte die Hinrichtung von Monti und Tognetti.

Die Beiden waren allerdings nicht Anarchisten, Feinde jeder bürgerlichen Ordnung, sondern nur politische Verbrecher gegen eine einzelne bestimmte Regirung. Sei es nun, daß die Sorge unserer heutigen Liberalen um ihre Mandate, die sie schon vom Manchesterthum zur Sozialpolitik bekehrt hat, den „Großblock" der Linken noch über Bebel hinaus bis auf Mösts Nachfolger auszudehnen räth oder daß der Haß gegen Alles, was katholisch heißt, den letzten

Rest von Besinnung geraubt hat: im Ferrerrummel war dieses Widernatür-
liche, der Bund des Börsenkapitals mit dem Anarchismus, Ereigniß geworden.
Die Geschichte ist in Spanien, passirt und Ferrer, von dem wir ja sonst nichts
wissen, ist ein Antiklerikaler: er^o ist dieser Ferrer ein edler, ein großer
Mann; ei-Ao ist seine Verurteilung ein Justizmord; ei'So find die Jesuiten
seine Mörder; er^o haben die Regirungen der Kulturstaaten gegen die spanische
Pfaffenwirthschaft einzuschreiten! Dieser brillante Kettenschluß lag dem Ferrer-
rummel zu Grunde. Doch Das ist hier ja zur Genüge erörtert worden. Ich
möchte mir nur eine kleine Ergänzung erlauben: eine Vermuthung über die
Motive der pariser Drahtzieher, die den europäischen Rummel inszenirt haben.
Das französische Großkapital hat den Feldzug der Jakobiner gegen die Kirche
unterstützt, weil man so die stürmisch fordernden Arbeiter mit der Ausrede:
„Zuerst müssen wir die Republik vor der klerikalen Gefahr sichern", vertrösten
konnte. Die Jakobiner haben nun (wie ich schon in dem soeben als dreißigstes
Bändchen von vi-. Martin Bubers „Gesellschaft" erschienenen Büchlein „Die
Partei" gesagt habe), zu sehr gesiegt: die französische Kirche liegt zerschmettert
am Boden. Rhodus ist da und die Blockleute sollen tanzen. Altersversicherung
der Arbeiter und Einkommensteuer liegen dem Senat vor. In dieser Klemme
hat man nach einem Strohhalm gegriffen und zu einiger Ablenkung der Ar-
beitergemüther von dem nun schon aus nächster Nähe winkenden Ziele die
Wuth gegen die Klerikalen aufs Neue entfacht: gegen die Klerikalen in Spanien.
Am deutschen Rummel war Zweierlei recht spaßhaft: der Ritt des Don Quijote,
der sich Goethebund nennt*) (oa jeder Zukunftleser seinen Goethe kennt, brauche
ich nicht zu sagen, worin das Komische liegt); und zweitens die Thatsache,
daß die feurig beredte Ferrerpresse gerade von dem Augenblick an stumm wurde,
wo sie Stoff zum Reden bekam: durch die Veröffentlichung der Prozeßakten;
bis dahin hatte sie substantiellen Stoff nicht gehabt. Es sind Weltblätter dar-
unter, denen es auf ein paar tausend Mark für Kabeltelegramme nicht an-
kommt, wenn irgendwo überm Großen Wasser ein interessantes Schriftstück
erschienen ist. Diesmal ließen sie den hohen Aktenstoß unangeblättert.
Und da wir eben von Spanien reden, fällt mir eine Probe der Naivetät
ein, mit der die liberal-protestantische Ladle eonveriue über Spanien auch
von ganz tüchtigen Denkern unbesehen angenommen wird. Heinrich DriesmannS
ist kein Fanatiker des Antiklerikalismus; seine Tendenz ist das Arierthum;
aber er ist überhaupt nicht tendenziös im schlimmen Sinn des Wortes: er

5) Und (möchte der Herausgeber hier einschalten) dessen Macher bewiesen, daß
sie nicht mal Schillers CarW^?enn en: denn sie behaupteten dreist, Po.sa.werde er-
schössen, weil er Gedankenfreiheit gefordert habe. Für Leute, die sich selbst mit
schlichtem Stolz „Die Intellektuellen" nennen, eine ansehnliche Leistung. Vielleicht
entschließt sich Herr Fulda, künftig die Klassiker zu lesen, ehe er sie citirt.

meint eö ehrlich und forscht ehrlich. Trotzdem sagt er (in „Rasse und Milieu")
mit Beziehung auf die Rassereinigung durch die Inquisition leichtherzig hin:
„Von Ferdinand und Isabel!« inaugurirt und sanktionirt, wurde diese Raffe-
reinigung und Rasseneuprägung von Philipp dem Zweiten vollendet, der seinem
Lande damit die Ruhe, nämlich die Ruhe des Kirchhofs, wiedergab, unter dem
seine Kulturblüthe begraben lag mit den hingemordeten, im wahren Sinn des
Wortes besten, frei- und großzügigen Geistern. Eine Kultur, die sich an die
Namen Cervantes, Calderon, Lope de Bega, Murillo knüpfte! Seit jenen
Tagen gab es bis auf die neuere Zeit in Spanien keine in diesem Sinn be-
achtenswerthe Menschenerscheinung mehr." Hätte Driesmans, nachdem er Das
geschrieben, an die Chronologie gedacht, die er ohne Zweifel im Kopf hat, so
würde er diese schöne Floskel erröthend gestrichen haben. Im Jahr 1481
wurde das Jnquisitiontribunal zu Sevilla eröffnet; Arbues ist 1485 ermordet
worden, Torquemada 1498, Philipp II. 1598 gestorben. 1492 hat Columbus
Amerika entdeckt und beginnt das Zeitalter der spanischen Konquistadoren, die
ja freilich keine fleckenlosen Tugendbolde, aber Kraftmenschen gewesen find,
einzelne, wie Cortez, von bewundernswerther Größe. Die Thätigkeit der In-
quisition, die Begründung des amerikanischen Riesenreiches und der Aufstieg
Spaniens zur europaischen Großmacht laufen parallel. Der letzte war unna-
türlich, nur durch die Habsburgische Personalunion mit Oesterreich und Bur-
gund gegeben. Die geographische Lage verwehrt den Spaniern die führende
Rolle in Europa; aber die ihnen durch einen Glücks- oder Unglücksfall vor.
übergehend zugetheilte haben sie bis tief ins siebenzehnte Jahrhundert hinein
diplomatisch und militärisch nicht schlecht gespielt. Was dann die Geistesheroen
betrifft, so hat Lope de Bega von 1562 bis 1635, Calderon von 1600 bis
1651, Murillo von 1618 bis 1682 gelebt, Cervantes seinen unsterblichen Ritter
von der Traurigen Gestalt in den Jahren 1605 und 1615 veröffentlicht. Auch
die Blüthe der spanischen Literatur und Kunst fällt mit der Wirksamkeit der
Inquisition zusammen, hat sogar erst begonnen, nachdem das furchtbare In-
stitut seine Hauptarbeit vollbracht hatte. Und um sie zu würdigen, muß man
bedenken, daß Lope de Bega der Schöpfer nicht blos des spamschm, sondern
des europäischen Dramas überhaupt gewesen ist, daß es vor ihm seit den großen
Griechen Etwas, das diesen Namen verdient, in Europa nicht gegeben hat und
daß ßzlderon, der Vollender des spanischen Dramas, der Zeitgenosse Shake-
speares war (wie Lope der von Marlowe: nur mit England hat sich Spanien
in den Ruhm der Dramenschöpfung zu theilen). Moriz Repp zählt im „Spa-
nischen Theater" außer Lope, Calderon und Gabriel Teüez sieben Dramen-
dichter auf, die der goldenen, und zwanzig, die der silbernen Zeit des spani-
schen Dramas angehören. Der Grundcharakter der meisten SMcke ist gleich
dem des Don Quijote ausgelassene, urwüchsige Heiterkeit; es ist sehr lustig

zugegangen auf dem Kirchhof, auf dem die angeblich begrabenen Grotzgeister
lals Günstlinge des HofeS) getanzt haben. Es ist der selbe Geist ritterliche?
Romantik, der die Maurenbezwinger, die Konquistadoren, die großen Dichter,
Maler und Baumeister, die asketischen Heiligen und die Inquisition erzeugt
hat. Das hat ja Driesmans richtig erkannt, daß die Inquisition als ein Mittel
der Rasfenreinigung gedacht und darum durchaus volksthümlich war; ein
Mittel, das natürlich nach unserem heutigen sittlichen Empfinden nicht einmal
entschuldigt, geschweige denn gerechtfertigt werden kann. Sollten aber diesem
Reinigungprozeß auch reinblütige Spanier, als Ketzer, in größerer Anzahl zum
Opfer gefallen sein (was sich schwer ermitteln läßt), so würde auch Dies durch-
aus dem Volksgeist entsprochen haben. Der ist der rationalistischen Kritik und
dem Skeptizismus durchaus abgeneigt, als einem Element der Zersetzung und
Schwächung, das sowohl die kriegerische Energie wie die poetische und künst-
lerische Schöpferkraft lähmt; Ausscheidung dieses (vom spanischen Standgunkt
aus betrachtet) giftigen Stoffes war demnach eine Notwendigkeit für die Ent-
faltung sowohl der politischen Expansion als des poetischen und Künstlergenies.
Im Zeitalter der exakten Wissenschaft, der Maschinentechnik und des Geld-
geschäfts, wo auch der Krieg zu einer Maschinen- und Finanzarbeit geworden
ist, kann das ritterliche Spanien keine große politische Rolle mehr spielen. Das
liegt in seiner Natur. Aber es ist deshalb noch nicht überflüssig. Die Völker
haben verschiede Aufgaben im Haushalte der Menschheit. Die Spanier ge-
hören mit den Iren zu den Nationen, die ^Mxch PflM d^ den
modernen Menschen vor dem ihm drohenden Schicksal, in^ eine Arbeit- und
Rechenmaschlne oerwandelt zu werden, bewahren und ihn; das verlorene ge-
sunde Lachen wiedergeben sollen. Die wenig sentimentale Rechtspflege strebt
im Sinn Vek Mehrzahl der Spanier, den eingedrungenen Geist des französi-
schen Rationalismus wieder auszuscheiden, und dieser Geist selbst ist im Spa-
nier, dessen er sich bemächtigt, auf spanische Weise thätig: temperamentvoll bis
zum Fanatismus und frei von Sentimentalität. Wird Spanien seine Eigenart
behaupten können gegen den kapitalistischen Jndustrialismus, der bis ins in-
nerste Afrikas hinein jeden Erdenwinkel ergreift? Vorläufig wird es durch
sein Widerstreben gegen jenen Weltbeherrscher in schreckliche Verlegenheiten
verwickelt, unter denen die finanziellen nicht die kleinsten sind. Der Hidalgo
hat kein Geld für die Kulturzwecke, die ihm vom modernen Leben aufgezwungen
werden, etwa für Volksschulen; exotische Goldgruben besitzt er nicht mehr, und
sich mit industrieller Arbeit und kaufmännischer Spekulation Geld zu verdie-
nen, widerstrebt seiner Natur. Das versteht er nicht.
Zu den weniger lustigen Aufgaben, die den nordischen Nationen zu-
gefallen sind, gehört der Ausbau der Naturwissenschaften. Dabei mußten sie
in Konflikt mit der Kirche gerathen, die sich anmaßte, den Forschern Grenzen

zu stecken, auch mit ihrer Wunderlehre den Volksaberglauben begünstigte und so die Verbreitung der richtigen Naturerkenntniß hemmte. Doch muß hervorgehoben werden, daß es in den exakten Wissenschaften, in denen also, die durch Schöpfung der modernen Technik die Welt umgestaltet haben, bei dem einen Prozeß Galilei geblieben ist, nach dem dann keine Konflikte mehr vorgekommen sind. Die Kirche hatte, nachdem einmal das kopernikanifche System anerkannt war, keine Veranlassung mehr, gegen Forschungen mißtrauisch zu sein, die kein Dogma berührten; und die Physiker, die Chemiker hatten Nützlicheres zu thun, als sich mit den Theologen um Weltanschauungfragen zu streiten; ganz wenige Unbedeutende abgerechnet, ist Keiner als Gegner des Christenthumes öffentlich aufgetreten und Wanderapostel des Atheismus sind aus ihren Reihen nicht hervorgegangen. Von den Astronomen sind gerade die. größten fromme Bewunderer der Allmacht und Weisheit des Schöpfers gewesen; Laplace steht mit feiner Antwort auf Napoleons Frage nach dem Schöpfer: „^6 n'^i p^s d680in cls oette K^potKss«" allein. Die Antwort war übereilt, wie wir aus Höflichkeit gegen den großen Forscher es nennen wollen, weil die Physiker wissen und offen bekennen, daß Schwerkraft und Gravitation weiter nichts sind als Namen für die unbekannte Ursache völlig rätselhafter und unerklärbarer Gruppen von Erscheinungen, darum den Schöpfer nicht überflüssig machen können. Es sind die inexakten Wissenschaften, in denen die Phantasie das jehlende Tatsachenmaterial ergänzen muß und sehr viele vermeintliche Ergebnisse immer streitig bleiben: namentlich die historischen Wissenschaften und die Biologie, die im neunzehnten Jahrhundert, nachdem die Kirche ihre frühere Macht, der Forschung Fesseln anzulegen, längst eingebüßt hatte, den Zroßen Kampf zwischen Glauben und Wissen entfesselt haben. Der Biologie nun find die Feindschaft gegen die Kirche und die atheistische Hypothese (der Atheismus ist ganz eben so eine Hypothese wie, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen, die Annahme eines persönlichen oder unpersönlichen Schöpfers) in zweifacher Weise förderlich gewesen. Wer an Gott glaubt, kann sich leicht (obwohl Das nicht nothwendig ist und auch durchaus nicht immer geschieht) versucht fühlen, überall, bei jedem Naturereignis dessen Ursache er nicht kennt, zur (ZANLa priiNÄ seine Zuflucht zu nehmen, statt nach den c;^u8Ä6 seoundas zu suchen, und diese Gefahr wird durch den Umstand vervielfacht, daß die Kirchenlehre als CÄiis^s ssonQdÄe auch solche anerkennt, von denen uns die Naturwissenschaft erlöst: gute und böse Geister. (In den kirchgläubigen Kreisen Deutschlands spielen sie übrigens heute nur noch theoretisch eine Rolle; praktisch richtet der Geisterglaube, als Spiritismus, hauptsächlich in den unkirchlichen Kreisen der Reichshauptstadt und des hellen Sachsens Unheil an.) Dann aber befeuert die Hoffnung, den Glauben an Gott widerlegen und dadurch die Kirche vernichten zu können, den Forschungeifer. Diese Hoffnung war eS,

die in den weitesten, zum großen Theil höchst unwissenschaftlichen Kreisen die
stürmische Begeisterung für Darwin hervorrief und Millionen mit dem felsen-
festen Glauben an feine Unfehlbarkeit erfüllte. Diese Hoffnung und dieser
Glaube sind Illusionen. Der phzlosophiM aMdeje Mysile^weK
MÄMUwUM ist.ni^ Beschreibung; Beschreibung von Dingen und
Beschreibung von Vorgängen, Aufdeckung von Kausalreihen" Kne Erklärung,
die uns in den Stand setzte, diese Vorgänge zu begreifen, giebt es nicht. WaS
Einer begreift, Das kann er auch machen. Wer die Konstruktion einer Maschine
durchschaut hat, Der kann sie auch bauen, vorausgesetzt, daß er die dazu er-
forderliche Handfertigkeit besitzt und sich die Materialien und Werkzeuge zu
Verschaffen vermag. Mikroskop und Experiment mögen uns die wundervollsten,
entzückendsten Schauspiele sehen lassen und tausend Geheimnisse enthüllen: dem
Geheimniß des Daseins bringen sie uns um keinen Schritt näher. Wie es
zugeht, daß überhaupt Etwas da ist, daß die Dinge so sind, wie sie sind,
und nicht anders, woher sie kommen, wie sie entstanden sind: davon wissen
wir (aus Wissenschaft) nichts, rein gar nichts; und werden auf Wissenschaft«
lichem Weg niemals Etwas davon erfahren. Man kann auf Erklärung ver-
zichten, kann sein metaphysisches Bedürfniß unterdrücken, kann, als Phäno-
menalst, sich- auf die Beschreibung der Erscheinungen beschränken, ohne nach
dem Woher und Wohin zu fragen, wie Nietzsche auf seine Art versucht hat
und Wilhelm Ostwald auf seine andere^Weife versucht. Das ist ein berechtigter
Standpunkt. Aber will man eine Welterklärung, dann kommt man um eine
geistige, planvoll gestaltende Schöpfermacht nicht herum, mag man sich die
nun als Theist bewußt oder mit Schölling, Hegel und Hartmann unbewußt
denken. Ins Reich der Mütter, aus dem das Dasein quillt, führt den Ver-
stand nicht die exalte Wissenschaft, sondern die philosophische Hypothese. Dem
Wemüth hilft der religiöse Glaube hinein, der im Gebildeten mit der philo-
sophischen Hypothese zu verschmelzen pflegt. Also die Welterklärung ist eine
Illusion; und durch die Illusion, die Entstehung der Organismen lasse sich
natürlich erklären, die Forscher zu fieberhafter Thätigkeit angespornt zu haben,
ist das eine der Verdienste, das sich Darwin ohne Absicht und wider Willen
(denn er wollte mit Welterttärungtheorien und Glaubensfeindschaft nichts zu
schaffen haben) erworben hat. Das andere besteht darin, daß er den Biologen
ein Arbeitprogramm entworfen hat. In seiner Theorie wirken Variabilität,
Vererbung, Anpassung, Kampf ums Dasein zusammen; Das sind also die
Erscheinungen, denen zur festeren Begründung der Hypothese nachgespürt werden
mußte, und in diesem Nachspüren haben denn auch die Forscher mit unermüd-
lichem Bienenfleiß eine unübersehbare FüllederinterefsantestenThatsachencntdeckt.
Aber die Theorie, die durch diese Thatsachen gestützt werden sollte, ist
unter ihrer Wucht zusammengebrochen. Langsamer, als es von Rechtes wegen

hätte geschehen müssen Was die Forschung eine Weile gefördert hatte, wurde Hemmniß. Die Feindschaft gegen Religion und Kirche machte den Forschern und ihren nach Millionen zählenden Gläubigen die darwinifche Hypothese so thWer, daß sie für Alles, was dagegen sprach, blind waren. Hartmanns Kritik des Darwinismus (Wahrheit und Jnthum im Darwinismus, 1875) wurde totgeschwiegen. Diese beste und werthvollste Arbeit des naturwissenschaftlich durchgebildeten Philosophen ist bis heute so unbekannt geblieben, daß sie weder in Herders Konversationlexikon noch in dem (sechsbändigen) „kleinen" Meyer angeführt wird. Und als dann die Zahl der gefundenen Thalsachen, die gegen Darwin sprechen, und die Zahl der von Darwin abweichenden Theorien so groß wurde, daß in der Fachliteratur die „KrisiZ deS Darwinismus" nicht mehr geleugnet werden konnte, suchte die der darwlnischen Schule dienende Presse wenigstens dem Laicnpublikum diese Lage der Dinge zu verbergen. Seit einigen Jahren jedoch arbeiten die Botanik« Johannes Relnke und Eberhard Dennert und einige im Keplerbund vereinigte Fachmänner planmäßig an der Aufklärung des Publikums über d!e darwinischen Vorurtheile, so daß sich die Jünger Darwins veranlaßt sehen, zur Rettung Dessen, was sie für das Wesentliche erklären, der Deszendenzlehre, eine Anzahl einzelner Ansichten Darwins preiszugeben, so Rudolf Goldfcheid in seiner Schrift „Darwin als Lebenselement unserer modernen Kultur". Dieser will namentlich den Malthusianismus aus dem Darwinismus ausgeschieden wissen (Malthus ist es bekanntlich gewesen, von dem Darwin seine Grundidee empfangen hat), denn durch jenen werde dieser zu einer Gefahr für Sittlichkeit und Kultur (weil er die inhumane Lehre bekannter Rasfentheoretiker stützt: das die Minderwerthigen vernichtende Elend sei der von der Natur gewollte Ausleseprozeß, in den der Staat nicht durch sozialpolitische Maßregeln störend eingreifen dürfe). Aber was bleibt denn vom Darwinismus übrig, wenn man seinen Lebensnerv tötet? Das ist der Malthusianismus. Nach der. Eliminirung eines Gottes, der Lebenskeime mit bestimmten Anlagen schafft, bleibt als einzige Triebkraft für Höherentwickelung nur der Mangel an Nahrung und sonstigen Lebensbedingungen übrig, der, während er die schlechteren Exemplare einer Gattung vernichtet, die besseren zu dem Versuch veranlaßt, sich durch Anpassung ans Milieu zu behaupten. Ob freilich der Zwang von außen einem Organismus die Fähigkeit verleiht, sich durch Anschaffung neuer Organe zu vervollkommnen, zu einer höheren Organisaüonstuse fortzuschreiten, ob ein solcher Fortschritt wirklich das geeignete Mittel sein würde, sich im Kampf ums Dasein zu behaupten (Ungeziefer kommt viel leichter fort als hoch organisirte Nutzthiere und im Thierreich, Pflanzenreich, Menschenreich sind gar oft die schlechtesten Exemplare die dem Milieu und Verschlechtelten Lebensbedingungen am Besten angepaßten): Das eben sind die großen Fragen. Ein Praktiker beleuchtet sie mit dem folgenden drastischen

Vorschlag: „Möge man doch einmal das Malthusische Gesetz und den Kampf
ums Dasein als Zuchtfaktoren benutzen, also, zum Beispiel, hundert Schweine
beiderlei Geschlechts, und zwar möglichst gleich gute Schweine, auf ein Feld
zusammensparen, ihnen immer rur Futter für fünfzig geben, sie im Uebrigen sich
selbst überlassen und so einen Existenzkampf organisiren, der dem natürlichen
ähnelt Wird irgendein vernünftiger Mensch glauben, daß auf diesem Weg
eine Verbesserung der Heerde crzielt werden kann?"
Der Das schreibt, ist ein Graf Arnim.Schlagenthin. Er ist selbst Dar-
w^nicmer gewesen, hat sich aber durch langjährige praktische Thätigkeit in der
Land« und Forstwirthschast und Gärtnerei von der UnHaltbarkeit der darwinischen
Theorie überzeugt und berichtet über seine Erfahrungen und Experimente in der
(bei Paul Parey in Berlin erschienenen) Schrift: „Der Kampf ums Dasein und
züchterische Erfahrung" Wenn ich ein umfangreiches oder schwerverständliches
Werk zu besprechen habe, von dem feststeht, daß es außerhalb der Fachkreise
gar nicht oder nur von Wenigen gelesen werden wird, dann pflege ich, damit
auch die Laien Etwas davon prositiren, den Hauptinhalt mitzutheilen Bei
Schriften von der Art der vorliegenden thue ichs grundsätzlich nicht. Das
Büchlein ist nur 108 Seiten stark und allgemein verständlich geschrieben. Jeder
kann sichs kaufen, Jeder kann es in ein paar Feierabendstunden lesen; und
Jeder, der noch im darwinifchen Vorurtheil befangen ist, soll Das thun. Nur
das Hcmptergebniß sei kurz angegeben. Der Thier, und Pflanzenzüchter liest
aus den ihm zur Verfügung stehenden Exemplaren die besten (die für seine
Zwecke tauglichsten) heraus, läßt nur sie zur Begattung zu, schließt die übrigen
davon aus und bereitet jenen die zuträglichsten Lebensbedingungen. Auf diese
Weise gelingt es ihm, ein Rasse mehr als mittelguter Exemplare zu züchien,
auch durch Kreuzung gute Eigenschaften, die in der Natur nur getrennt vor-
kommen, zu kombiniren. Wie lange sich ein so gezüchteter guter Schlag erhält?
Das hängt von der Sorgfalt des Züchters ab, der die angewandte Methode
unausgesetzt weiter anwenden muß. Ueberläßt er die Heerde oder die Ge-
treidesorte sich selbst, so sinkt sie auf die Stufe des gewöhnlichen Mittelgutes
zurück. In der freien Natur geschieht nun von Allem, was der Züchter thut,
das Gegentheil, so daß zufällig besser gerathene Exemplare w'nig oder gar keine
Aussicht haben, ihre guten Eigenschaften durch mehrere Generationen foitzu-
pflanzen: die Mittelmäßigkeit bleibt herrschend. Mag nun aber auch durch
Kreuzung oder durch Versetzung an einen anderen Standort, in einen an-
deren Boden oder durch Mutation eine neue Spielart entstehen (De Vries hat
gezeigt, daß Unterarten, die neue Eigenschaften haben, nicht, wie die Dar-
winicmer meinen, durch Summirung unmerklicher Abweichungen im Verlauf
längerer Zeiträume allmählich, sondern durch ein plötzliche Aendcrung, die er
Mutation nennt, entstehen), so ist Das doch noch kein Fortschritt zu einer

höheren Organisationstufe. Noch ist kein Fall bekannt, wo ein Thier, eine Pflanze, ein neues inneres oder äußeres Organ erworben halte, also aus einem einfacheren ein komplizirterer Organismus geworden wäre. (Wenn man „Vervollkommnung" oder „Höherentwickelung" sagt, meint man Fortschritt vom Einfacheren zum Komplizirteren. In Wirklichkeit ist jedes organische Wesen in seiner Art vollkommen und das sogenannte einfachste, das nur aus einer Zelle besteht, schon ein komplizirtes Wesen, dessen wunderbarer Bau bisher aller Bemühungen, ihn zu ergründen, gespottet hat.) Obwohl dem Züchter in wenigen Jahren Rasseverbesserungen gelingen, welche die Natur in Jahrtausenden nicht erreicht, hat er mit allen unzähligen hühnerähnlichen Spielarten von Tauben, deren er sich rühmen kann, noch nie aus Tauben wirkliche Hühner gezüchtet. Welche Zeiträume (die Darwinianer sind freigiebig mit Jahrmillionen, aber hier genügen nicht einmal Billionen und Trillionen) würden dazu gehören, durch Summirung zufällig entstandener und durch den Auslescprozeß erhalten gebliebener unmerklicher Abweichungen die Monere zur Biene, zum Schmetterling, zum Paradiesvogel, zum Elephanten, zum Menschen emporzuzüchtcn! Aber der Fall, daß neue Organe erworben würden, kommt, wie gesagt, gar nicht vor. Jedes organische Wesen bildet nur die Organs aus, zu denen es die ererbte Anlage in sich trägt; von außen, durch mechanische Anstöße und Anpassung an solche, wird keine Anlage erworbcn. „Hat man die Wahl zwischen der heutigen Deszendenztheorie oder der Annahme, daß mit hochorganistrten Zellen, welche die Anlage zur höchsten Entwicklung bereits in sich tragen, oder endlich der Annahme, daß das organische Leben mit fertigen Arten begann, wie es in der reizenden Schöpfungsgeschichte der Bibel beschrieben wird, so kann eigentlich die Wahl nicht schwer fallen. Die erste steht mit aller praktischer Erfahrung und aller Logik (ich würde lieber sagen: Vernunft) in Widerspruch; sie basirt nicht auf Experimenten und auf Beobachtung am lebenden Organismus, sondern auf überaus kühner Interpretation sehr weniger prähisto« rischer, meist schlecht erhaltener Funde und auf Annahmen, die jeder Wahrscheinlichkeit entbehren; die beiden letzten stehen mit Dem, was wir über die Organismenwelt wissen, nicht im Widerspruch, vor Allem nicht mit der praktischen Erfahrung. Wir verfügen nur über die eine Erfahrung, daß tatsächlich alle lebenden Organismen nur aus Organismen des gleichen Typus sich bilden." Hans Driesch, ein Freund und Mitarbeiter Dohrns, des Gründers und ersten Leiters der Zoologischen Station in Neapel, hat vor ein paar Jahren gesagt: „Für Einsichtige ist der Darwinismus lange tot; was zuletzt noch für ihn vorgebracht ward, ist nicht viel mehr als eine Leichenrede, ausgeführt nach dcm Grundsatz: De inorwis nil nisi den«; und mit dem inneren Zugeständniß der Unzulänglichkeit des Verteidigten."

Neifse. Karl Jentsch.

Gaston Boissier.
öse Angriffe sind Cicero im Lauf der Zeiten nicht erspart geblieben, aber
sie wurden mächtig übertönt durch die donnernde Gewalt seiner Stimme.
Doch vor etwa fünfzig Jahren stand es besonders verzweifelt um ihn; es schien
wirklich, als habe nun für seine langen Perioden, die melodisch durch zwei
Jahrtausende gerollt waren, die verhängnißsolle Stunde geschlagen. Nicht nur
seine Gedanken und Werke, auch seine Thaten zerfielen als eitel Lippenwerk
vor dem Anprall spitz geschliffener Angriffssätzchen, die ihm ein mächtiger Neben-
buhler ins Antlitz schleuderte. Dieser posthume Gegner erwuchs ihm nicht, wie
man denken sollte, unier Parlamentariern, auch nicht unter seinen Advokaten-
und Schriststellerkollcgen, sondern (wunderlich genug) an der am Wenigsten
dazu geeigneten Stelle, unter den am Wenigsten dazu geeigneten Menschen:
im Philologischen Seminar, unter deutschen Gelehrten, in der Person Theodors
Mommsen. Welche Seite immer der vielseitige Römer hervorkehrte: sie wur-
den, der Reihe nach, alle bestürmt, bis er schließlich bezwungen im Sande lag.
Vergebens hob nun der liebe, feine Mann sein kahles Haupt, um ein letztes
Mal zu erwidern; der gewaltige, grimme Professor duckte ihn ohne Gnade
und Barmherzigkeit vollends; und erklärte dann der versammelten Menge:
Cicero ist ein Phrasendrescher, ein schlechter Advokat, ein Strohkopf, ein Poseur.
Und die Menge freute sich über den gestürzten Götzen.
Soll nun damit gesagt sein, daß Mommsen ein Unrecht that? Durchaus
nicht. Als gesunder Germane protestirte er gegen Attizismus, sprach er den
Protest des Naturlautes gegen Emphase, der Lyrik gegen Rhetorik, der form-
losen Innigkeit gegen formvollendete Manier aus. Da war es nun bestimmt,
daß gerade in diesen Tagen harter Bedrängmß ein junger Provence auf-
tauchen sollte, dem ein Rest aus dem vornehmen ciceronianischen Erbe müh-
sam durchgearbeiteter und dabei doch so leichter, gewandter, wohllautender Prosa
zu Theil wurde. In ihm erstand dem Lateiner einer neuer, ihm wahlverwandter
Kämpe. Gaston Boissier vertheidigt in Cicero den Menschenschlag, dem er
selbst angehört. Doch durfte man den Doyen der Unsterblichen nicht einfach
einen spätgeborenen Römer nennen. Eher war Cicero ein Pariser vor Paris,
ein Sslonmensch des Forums, wo sich die Malice dem Schauplatz gemäß zu
Pathos ausweiten, die Plauderei sich in eine großangelegte Rede umwandeln
und statt des nickenden Geflüsters verständnitzinniger Damen dem Redner der
vielköpfige Beifall einer wilden Menge antworten konnte. Als Mommsen dem
Cicero (der größte aller Stubengelehrten dem größten aller Weltmänner) den
Prozeß machte, mußte dem Römer aus dem ewigen Lande des «Kon wn"
ein Retter zu Hilfe eilen. Ob der gelehrte Herr Boissier auch im Leben ein
Weltmann war, weiß ich nicht; als Schriftsteller war ers.

Ueber Ciceros Briefe schreibt Boissier die auch für seine eigene Schrift-
stellers! sehr bezeichnenden Worte: „Schreiben kostet eine gewisse Anstrengung;
man muß sich zwingen, um darin Etwas zu erreichen, man muß gefallen wollen,
um sich dazu zu zwingen" Von dieser Anstrengung in seiner glatten Prosa
nichts merken zu lassen: darin bestand Boissiers Kunst. Dabei vergesse man
nicht, daß in seinem Fall diese Anstrengung eine doppelte war: denn er hatte
die Mühe des Lesens vor dem Schreiben. Ist es schon kein Leichtes, sich
durch den endlosen Cicero durchzulesen und sich dann frisch und ohne Zeichen
der Ermüdung an die Verarbeitung des methodisch gesammelten und genau
gesichteten Stoffes zu machen: um wie viel schwerer mußte es ihm werden, für
seine verschiedenen Werke die schalen Chronisten und Rhetoren, die seichten
Schöpfungen des dekadenten Alterthums hinunterzuwürgen! Aber man lese
Boissiers Buch über den Niedergang des Heidenthumes, um sich zu überzeugen^
mit welchem Geschick ihm gelingt, aus dem wüsten Durcheinander der bereits
barbarisirten Literatur die wenigen interessanten Stellen in frischen und leben-
digen Gruppen vor uns hinzustellen. Er besaß eben in hohem Maße, was
er als einen Charakterzug der französischen Literatur überhaupt an dem gallischen
Schriftsteller Sulpicius Severus hervorhebt: „die Gabe, von Jedem verstanden
und genossen und dadurch ein Gelesener zu werden". Die schwierigsten Fragen
der Metrik, der Topographie, der Religionengeschichte, des Römischen Rechtes
beantwortet er stets in der selben durchsichtigen Prosa: um den gleichmäßigen
Fluß seines Vortrages nicht zu stören, hält sich dieser geistreiche Schriftsteller
so sehr im Jaum, daß er selbst seinen treffendsten Bemerkungen eine möglichst
unauffällige Form giebt. Auch macht ihn die Furcht vor Pedanterie geradezu
erfinderisch; um jeden Preis will er in seinen gelehrtesten Arbeiten die Ge-
lehrsamkeit verbergen.

Sehr bezeichnend für Boissier ist seine kleine Studie über Horaz. Zunächst
scheint es, ihm sei nur darum zu thun, das Problem der Lage des horazischen
Landhauses zu lösen; aber eigentlich dient ihm diese kokette Umfassung nur als
Rahmen für den anziehendsten und dabei gründlichsten Essay über des Dichters
Persönlichkeit und Dichtung. Während er den Kreuz- und Querzügen der
komischen Käuze folgt, die ihr Leben der Erforschung dieses Poetenheims
widmeten (besonders des ergötzlichen Capmartin de Chaupy, dessen Eifer auch
auf sein Pferd überging, so daß es vor römischen Alterthlimein schon von
selbst stehen blieb), gelingt es ihm, wie im Vorübergehen eine Geschichte der
ganzen augustischen Literatur zu entwerfen.

Die Zunft hat gewiß Unrecht, wenn sie Boissier vorwirft, er sei kein
wirklicher Forscher, sondern nur ein Literat gewesen, weil er in seiner schlichten
Darstellung das Geräth der Forschung, das große Beiwerk der Arbeit ge-
schmackvoll verschwinden läßt. Eher könnte ihm die Literatur den Namen des

Künstlers weigern, da seinen Werken, bei aller Lebhaftigkeit und Grazie, gerade das Persönliche, der Zweck, die zusammenhaltende Grundidee fehlt Auf dem Gebiete der Forschung hat er manche neue Funde gemacht, er hatte sogar von gewissen Einzelerscheinungen neue und originelle Ansichten, aber kein Band fügt das lose, blos überplauderte, nicht auch verknüpfte Material in eine große Einheit. Vergleicht man Boissiers Bilder aus der Römerkultur mit dem wirren Thatsachenschutt, der in Fachwerken der Philologen, in Frietländers Römischer Kulturgeschichte, in Mornmsen-Marquards Privatalterthümern, aufgehäuft liegt, so erscheint Boissier beinahe als ein Künstler. Doch ein Blick in Nietzsches oder Burckhards Studien über die Antike genügt, um den Unterschied von noch so verfeinerter Gelehrsamkeit und echter kritischer Kunst Jedem klar zu machen. Der Gelehrte erschöpft sich in der Aufsindung von Thatsachen, der Künstler benutzt sie, um sich in ihnen mitzutheilen. Boissier blieb bei der Aufsindung stehen; er unterscheidet sich von anderen Philologen nur darin, daß er das Gefundene klar ordnen und unterhaltend beschreiben konnte. Es ist, als habe sich die Überliefelte gute französische Prosa zufällig einmal über Gegenstände und Gestalten der Antike ergossen. Ueber die Schüler der gallischen Rhetorenschulen in der Kaiserzeit sagt Boissier, sie hätten sich durch gewisse Fähigkeiten der Mäßigung ausgezeichnet, die in diesem Lande stets so viel Erfolg haben, weshalb auch die Schriftsteller mehr nach gleichmäßigem Schliff als nach Ursprünglichkeit trachteten. Auch Boissier scheint aus diesen Schulen des gleichmäßigen Schliffs seine stets des Erfolges sichere Mäßigung geholt zu haben. Statt der Originalität bekam er die Gabe, mit einem heiteren Blick auf die Menschen sie scharf zu beobachten, sich ihnen trotzdem einzuschmeicheln, sie sogar zu bezaubern. Auch darin ein echter Gallier. Dank dieser Lebensweisheit sieht er Menschen und Absichten, wo Andere nur Bücher und Worte sehen. Er war es, der in Vergil den Hofpoeten erkannte und in einem taktvollen, klugen Artikel bewies, wie und wo es dem Epiker gelang, feinen Herrscher und dessen Geschlecht zu verherrlichen, nicht nur in versteckten Anspielungen, fondern auch in der ganzen Anlage und im Aufbau der Aeneide. So ein Werk des Horchens, Lauschens, Tappens, Fühlens ist auch Boissiers Werk über die Opposition unter den Caesaren. Wo eine Geberde der Unzufriedenheit scheu aufzuckt und im nächsten Augenblick wieder verschwindet, da hat Boissier sie schon erhascht. In seiner „Geschichte des Niedergehenden Heidenthumes" regt sich die selbe unheimliche Fähigkeit des eindringenden Beobachtens; ihm gelingt, erst die sich kaum ans Tageslicht wagenden Bekenntnisse der neuen Christenheit und dann später die immer mehr verfallenden Proteste der letzten Heiden mit seinem Ohr heraus zu hören. Man kann sich denken, welche Beute sich einem so veranlagten Menschen in Ciceros Werken bot. Diese Menge von Briefschaften, Aussätzen, Reden, von Büchern

über Politik und Redekunst, über Sittenlehre und Unsitten, über hohe Weisheit und Skandalgeschichten! Da konnte der Lauscher lauschen, der Neugierige feine Ohren so recht spitzen. Boissier war für ein Cicero-Buch wie kein Zweiter geschaffen. Die Fehde mit Mommfsn gab ihm noch dazu Gelegenheit, seinem Werk einen neuen Reiz zu verleihen. Der Ton gewähltester Geselligkeit haftet ihm an, nicht nur, wenn er Cicero und dessen Freunde beschreibt, sondern namentlich, wenn er seine Schilderungen der Antike den Charakteristiken Mommsens mit höflicher Ironie entgegenhält. Gleich auf der ersten Seite macht die Fußnote einen tiefen Hofknix vor Mommsen, dem Meister Aller, die sich mit Alterthumswissenschaft beschästigen. Dabei spricht aber der Text von gewissen Stubengelehrten, die keinen Sinn für die steten Widersprüche des Lebens haben und eine harte, unmenschliche Prinzipientreue zu fordern wagen; auch spricht Boissier von perfid anführenden Auslegern, die absichtlich nichts davon wissen wollen, daß die Ideen eines Mannes der That in der Verwirklichung unvollkommen erscheinen müssen; von unempfindlichen Gesellen ist die Rede, die dem Liebreiz intimer Geständnisse in Cic^ros Briefen so tapfer widerstehen. Und so weiter. Sind diese Worte nur so im Allgemeinen hingesprochen? Oder sind sie gegen Jemanden gerichtet, auf eine Persönlichkeit gemünzt? Plötzlich werden die Namen Drumanns und Mommsens genannt, ihre Gegenmeinungen mit Lob überschüttet; freilich wird ihnen dann um so freimüthtger widersprochen. Eine vornehmere Polemik kann man nicht führen; in der Geschichte der Philologie gar, die sonst nur schonunglose Zerfetzungen kennt, bleibt Boissiers feine Art einzig.

Boissiers Talent, die Gestalten der Geschichte wie gute Bekannte aus der Gesellschaft zu beurtheilen, verdanken wir die rasche Flucht belebter Szenen, in denen Cicero sich uns gleichsam in Pantoffeln zeigt. Nicht nur er selbst: Alle, die um ihn her leben: seine Familie, seine Freunde, der gebildete Lieblingsklave Tiro, der Geschäftsmann und Kunstliebhaber Attikus, der Witzbold Caelius mit seinem flotten Kreis luftiger Kameraden (unter denen Catull war), bis zu Caesar und Brutus, den Boissier, der verbreiteten Anschauung zuwider, als eine blutscheue Hamletnatur schildert. Natürlich kann man die Ergebnisse eines ganzen, großen Lebens nicht gut zusammenfassen, wenn man aus maliziös zwinkernden Augen durch ein Lorgnon in die Vergangenheit blickt. Deshalb vermochte Boissier nie, gleich Nietzsche, sich der dekorativen Linie in Ciceros Wesen nachzuschwingen und die Gestalt in ihrer untheilbaren Ganzheit zu erfassen; er war, um ihm beizukommen, genöthigt, ihn entzweizuspalten: in den Politiker und den Privatmann Cicero.

Um so leichter wandelt er dann auf den schmalen Stegen des Alltags. Dem Politiker folgt er von einer Partei zur anderen, stets auf der Spur der sehr verständlichen und menschlichen, bald aus verletzter Eitelkeit, bald aus der

Nothwendigkeit stammenden Ursachen des Pmteiwechfels. Nie würde er Cicero, wie Mommsen, für seine mannichfachen Sinnesänderungen der Fahnenflucht zeihen. Das Kapitel über Ciceros Privatleben eröffnet der Weltgewandte mit einer Untersuchung der Finanzlage seines Helden; eine reizende Lebensgeschichte der Madame de Ssvigne, die wir auch von Boissier besitzen, beginnt mit der Frage: ob Sie auch schön war! Ist Er reich? Ist Sie schön? Die nichtigen Table d'hoie-Fragen, die Boissier so unterhaltend beantworten kann, daß man ihn sich zum Tiscknachbar wünscht. Doch ist die Salöndame nur eine veredelte Klatschbase, der Plauderer nur ein höherer und rafsinirtcrcr Verleumder. Was Wunder, wenn dieser Causeur der Geschichte auch zum Verleumder wird? Ciceros Tochter Tulliola, die der Vater stets „clsUti^e noLti^e" nannte und nach ihrem frühen Ableben nicht genug verherrlichen konnte, diese Frau, die als eine reizende, bezaubernde Person in der Erinnerung aller Ciceroleser lebt, gilt dem bösen Boissier als ein Blaustrumpf. Und weshalb? Weil es doch nur ein Vater ist, der hier das Lob des eigenen Kindes singt. Arme Väter! Schwer habt Jhrs, wenn selbst dem größten Meister der Überredungskunst gerade in dem Fall nicht getraut wird, wo ihm doch am Meisten daran liegen mußte, Vertrauen zu erwecken.

Immerhin ist Boissier zu sehr auf seiner Hut, um die antiken Profile etwa zu verzerren; untcr dem sanften Truck seiner leise knisternden Feder entstehen meist die weichen Schätzungen des Lebens. Und doch beunruhigen uns diess beruhigenden, vortrefflichen, unterhaltenden Bücher zuletzt. Man fragt sich: Wozu? Und da genügt die Pharisäsrantwort der uneigennützigen Wiffenschaft nicht. Vom Gelehrten fordern wir mehr. Er muß uns führen, er muß uns Ziele zeigen. Boissier scheint jedoch die brennende Frage des Zusammenhanges zwischen der Antike und uns stets zurückgewiesen zu haben. Sie hätte ihn bei der feuilletonistischen Abrundung und Auspolirung seiner römischen Geschichte, seiner für lange Herbstabende bestimmten Historie gestört. Doch lag vielleicht mehr Absicht, als man vermuthen sollte, in der Zurückhaltung des Franzosen; fast ists, als ob uns seine amüsanten Bücher wehmüthig zuflüsterten: „Ihr Thoren! Weshalb fordert Ihr von mir die Angabe von Zwecken und Gründen meines Thuns? Weshalb lebten Caesar und Cicero? Etwa nur, um mir schöne Stoffe zum Erzählen zu liefern? Und weshalb erzähle ich denn von ihnen? Gerade um darüber Gründe und Zwecke des Schöpfers sammt der Schöpfung zu vergessen! Kann uns die Wissenschaft mehr bieten? Weshalb mehr von ihr fordern als vom Leben, vom grundlosen, zwecklosen und doch so schauerlich schönen Leben?"

Budapest. Dr. Ludwig Hatvar.y.

«LS

Der neue deutsche Shakespeare.*)
riedrich Gundolfs Arbeit nimmt einen erfreulich schnellen Fortgang. Schon nach wenigen Monaten liegt der zweite Band feiner Shakespeare-Ueber» setzung vor. Wiederum enthält er drei, diesmal drei der bekanntesten Dramen Shakespeares, von denen zwei, „Romeo und Julia" und „Der Kaufmann von Venedig", auf Schlegels Konto entfallen, eins, „Othello", auf das des Grafen Baudisstn.

Wir sind jetzt also in der Lage, unser Urtheil eingehender zu begründen, die Hoffnungen und Befürchtungen, die wir an den ersten Band knüpften, durch weitere Belege zu stärken. Was sogleich geschehen soll. Freilich: so unbequem und zeitraubend die Arbeit des Nachprüfens war, wir halten sie für verlorene Liebesmüh und erwarten kaum einen Erfolg davon. Denn aus Gundolfs ganzem Gebühren spricht ein unerschütterliches Selbstvertrauen, eine solche bis zum Hochmuth gesteigerte Sicherheit, daß er, die Stimme des wohl' meinenden Mahners überhörend, den einmal gewählten Weg unbeirrt bis ans Ziel gehen wird. Gewiß, er hat allen Grund, sich schon jetzt dcs Geleisteten zu freuen; aber wenn er es für ein Absolutes, ein Unvergleichliches, einen .Gipfel hält, so ist Das ein Wahn; und es wäre schlimmerer Wahn, ihn in solchem Glauben zu bestärken. Neben Vollendetem steht (meiner Ueberzeugung nach) nicht selten ärgerlich Verfehltes; darum ärgerlich, weil das Verfehlte hier nicht die Folge eines unzureichenden Könnens ist, sondern eines vermessenen Wollens. Eines allzu hoch gespannten Ehrgeizes, der nicht nur danach trachtet, einem Meisterübersetzer der Deutschen den Kranz von der Stirn zu rcißen, sondern sich erkühnt, mit dem Briten selbst zu wetteifern. Indem er ihn möglichst getreu nachzubilden oder fast schon nachzubildern strebt. Für Gundolf lebt nicht Drydens weises Wort:

^V^t^in tkat cii'els clui'Lt Wällv I)nt Iis."

Er tritt, mehr kcck als sanft, über „dieser Schwelle Zauber". Und vergißt leider nur zu oft der Grenzen, die seiner Muttersprache gezogen sind. Mit Maß angewendet, hätte das Prinzip der Rückkehr zum Original ein Segen werden können; übertrieben, wie es hier oft auftritt, ist es manchmal dem Fluch der Lächerlichkeit nicht mehr fern. Ader daß man sich überhaupt die Mühe nimmt, dem Dolmetsch umständlich zu zeigen, wo und warum er irrt, mag ihm als Beweis gelten, wie hoch man seine Mittlerthätigkeit einschätzt.

Ueber die Ausstattung, die der Verleger Georg Bondi mit Unterstützung des Künstlers Melchior Lechter seinem „Shakespeare in deutscher Sprache" angedeihen läßt, habe ich schon gesprochen. Je länger ich in diesen Bänden

*) S. „Zukunft" vom vienmdzwanzigsten April 1909.

lese, um so weniger kann ich mich mit ihnen befreunden. Das Monumentale
ist mir in der Schrift zu vernehmlich betont und die Umrahmung jeder Seite
scheint mir durchaus überflüssig. Ich empfinde diese Randleisten nicht als
einen organischen Abschluß des typographischen Bildes, sondern als eine uner-
wünschte, auf die Dauer geradezu lästige Beigabe. Der Buchschmuck gilt den
Kuliivirten längst als Nasenring der Buchausstattung.
Diesem Zuviel an äußerer Verzierung steht ein Zuwenig an Satzzeichen
gegenüber. Gundolf beharrt bei seinem Jnterpunktionsystem eigener oder Stefan
Georgescher Prägung, das der landläufigen Regeln spottet und (wenn man
so Kleines mit so großem Namen belegen darf) eine individuelle Note anstrebt.
Nun soll keineswegs geleugnet werden, daß man eine persönliche JnteipunKion
schreiben kann; aber man darf hier, wie in allen Fragen der Toilette (und
Interpunktion ist nur die Toilette des Stils), den eö'oi't nicht merken, darf
nicht fühlen, daß der Wunsch, es anders zu machen, allein ausschlaggebend
war. Warum sollen Relativsätze nicht als solche gekennzeichnet werden? Ist
es wirklich nöthig, die natürlichen Einschnitte eines Wortgefüges dem Auge
zu verschleiern? Und dieses Verfahren hat bei Gundolf doppelte Bedenken,
weil er ohnehin den Vers mit seltsamen Tropen beschwert und dessen Deutlich-
keit erschwert. Mehr als einmal bleibt der Inhalt eines Satzes in Dunkel
gehüllt, weil sich seine einzelnen Theile nicht scharf genug von einander ab-
heben. Mag George immerhin für seine eigenen Dichtungen einer eigenen
Interpunktion huldigen: deshalb braucht der Jünger noch lange nicht die
sdorwominAs des Meisters sklavisch nachzuahmen.
Um so weniger, als sein Vers nicht durch besondere Ebenheit ausge-
zeichnet ist. Zwei Dinge fallen auf: wie oft er den Hiatus duldet und wie
oft er von der Lizenz Gebrauch macht, den ersten Fuß des jambischen Fünf-
füßlers trochäisch zu bilden. Riefe dieser Dichter das Ohr in allen Fällen als
höchste Instanz an, er ließe eine Zeile wie diese: „Und sperrt sich einsam ein
in seine Kammer" (Romeo) wegen des dreimal wiederkehrenden ei-Tiphihongen
niemals passiren. (Merkwürdig übrigens, daß dem Meister im letzten Heft
der „Blätter für die Kunst" eine ähnliche Kakophonie entschlüpft ist; da steht
in der Nachdichtung des neunundzwanzigsten Sonetts von Shakespeare der miß-
tönende Vers: „Bewein allein mein Ausgestoßnen-Los") Die Anfangszeile
von Lorenzos Monolog: „Der münischen Nacht macht Tag ein froh Gesicht"
müßte Gundolf wegen des störenden Gleichklangs (Nacht: macht) «ider den
Strich gehen, ganz abgesehen davon, daß es inkonsequent ist, der Nacht ihr
Geschlecht zu lassen und es dem Tag zu rauben. Wenn nicht das Sprach-
gefühl, hätte sich das Ohr sträuben müssen gegen Desdemonas Versicherung:
„Euch danke ich mein Leben und Erziehung" (bei Baudissin: „Euch muß ich
Leben danken und Erziehung"). Weh kann Einem werden bei Julias Weh,

klage: „(tot) Ist mein arm Herz vor Schmerz um den Verwandten". „Mein
«rmHerz" ist schon sehr übel; daß aber gleich darauf der Binnenreim Schmerz
folgt, erzeugt fast Uebelkeit. Und es scheint mir auch nicht für eine musikalische
Natur zu zeugen, daß in drei aufeinander folgenden Zeilen drei verschiedene
Betonungen oder doch metrische Behandlungen des Namens Romeo vorkommen,
die man erst mühsam skandiren mutz, um sie dem Rhythmus einzuordnen:
„Kann Gott so neidisch sein? Romeo kann es.
Wenn es auch Gott nicht kann. O Romeo!
Wer hätte jemals Das gedacht? O Romeo!"
Der selbe Dichter, der dem Blankvers die Hilfe des Ohres nicht immer
geliehen hat, unterzieht die Reime SÄlegels einer gründlichen Revision, „da
sie dem heutigen Ohr nicht mehr genügen". Kaum ein Reim Schlegels, zu-
mal kein weiblicher, der fast überall durch einen männlichen nfetzt ist, hat
Gnade vor Gundolfs Augen gefunden; und hier kann ihm allerdings nicht
die höchste Anerkennung versagt werden. Selbst im „Kaufmann von Venedig",
den Gundolf als eine Meisterleistung Schlegels anspricht und dshcr nur wenigen
und geringfügigen Aenderungen unterwirft, sind die gereimten Stellen erfolg-
reich verbessert. Man vergleiche etwa die beiden Lesarten des Spruches, den
der Prinz von Arragon findet:
Schlegel:
„Siebenmal im Feu'r geklärt
Ward dies Silber: so bewährt
Ist ein Sinn, den nichts bethört.
Mancher achtet Schatten Werth,
Gundolf:
„Siebenmal schmolz mich Feuerflutz.
Siebenmal schmolz man den Beschluß,
Der sich niemals irren mutz.
Mancher spendet Schattenkuh,
Dem ist Schattenheil beschert. Hat darum nur Schattengenuß.
Mancher Narr in Silber fährt, Narren giebts mit Silberguß:
So auch dieser, der Euch l.hrt.
Nehmet, wen Ihr wollt zum Weib,
Immer trägt mich Euer Leib:
Geht und sucht Euch Zeitvertreib!"
Haben so wie Du Verdruß.
Nimm nach Wunsch ein Weib ins Haus.
Ich grck stets aus Dir heraus.
So fahr hin. Mit Dir ists aus."
Ganz Außerordentliches hat der Neue zum Theil in „Romeo und Julia" ge-
leistet. Ueberall hält Gundolf den Vergleich mit Schlegel aus, ja, er überragt
ihn mitunter beträchtlich. Wer die Abschiedsworte der Liebenden bei Schlegel liest:
„Stets hell und Heller wirds: wir müssen scheiden.
Hell? Dunkler stets und dunkler unsre Leiden"
und bei Gundolf:
„O, hell und Heller wird es schon: nun geh!
Hell, Heller? Dunkel, dunkler unser Weh!"
kann keinen Augenblick im Zweifel sein, lvcm dir Vorzug gebührt. Im männ-
lichen Reim steckt hier eine vicl stärkere Kraft; und Julias befehlendes „Nun
geh!" hat eine ganz andere Leidenschaftlichkeit, entspricht außerdem genau

Shakespeares Worten. Zum Glück sind wir auch endlich das leidige Schluß'
reimpaar^des leidigen Liebespaares los geworden. Ideal ist zwar Gundolfs
Fassung nicht:
„Denn keine Mär erregt das Mitleid so
Als die von Julia und Romeo."
Mich wenigstens stört das steigernde „als" nach vorausgehendem „so" empfind«
lich (auch Stefan George hat für den Unterschied von „als" und „wie" kein
Gefühl; hessi'ch? Heimalhkläng??) und ich wnß nicht, warum es in engerem
Anschluß an Shakespeare nicht heißen soll: „Wie Juliens und ihres Romeo";
aber der unerträgliche Reim Los: Romeos ist nun für immer beseitigt.
Als besonderer Ruhmestitel Schlegels wird seine Kunst des Wortspieles
angeführt; auch darin bleibt ihm Gundolf nichts schuldig. DesWrafen Paris
refignirtes „^dsse tiines «5 ^voe ^Sdi'Z. no tiins w ^voo" g!ebt Schlegel
nur dem Sinn nach wieder: „So trübe Zelt gewährt nicht Zeit Zum Freien";
Gundolf findet, scheinbar mühelos, das Wortspiel: „Die Sterbenszeit ist keine
Werb?nsz?it". Auch der Ausspruch des alten Capulet: „O Eifersucht, o Geifer»
such/' darf als eine glückliche Eingebung gelten. Weniger möchte ich mich
m t der Zotenreißerei zu Beginn von „Romeo und Julia" einverstanden er-
klär n. Der Uebkrsetzer des neunzehnten Jahrhunderts, im klassischen Weimar
beschult, durfte die saftigsten Schweinigeleien seinen zimperlichen Zeitgenossen
wohl kaum auftischen; der Uebersetzer des zwanzigsten Jahrhunderts braucht,
-trotz Friedrich Vischels flammendem Protest gegen solche Flecke auf dem
Kunstwerk, nicht mehr diese Rücksicht auf keusche Ohren zu nehmen. Gleich-
wohl wird Manches zu unverblümt ausgesprochen. Anderes kommt wieder
etwas verwaschen heraus, so „I ^in ^ pi'Sttx pisoe of tlGsK": „Man weiß,
daß ich ein hübsches Stück Fleisch bin". Noch immer fehlt nicht das alberne
„einen Esel bohren", das heute kein Zuschauer mehr versteht und das den
Doppelsinn der englischen Phrase dits tt)6 tliumd" nicht dcckt. Eben
so wenig ist das Zötchm der Amme: wer J'^lia bekommt, „sd^ll li^ve tdn
edwk", bis jetzt mit einem deutschen Ausdruck erschöpft wordcn; da oliwk
sowohl Spalte wie Pinke heißt, trifft Schlegels Wendung: „Ist wohl gebettet"
nur die eine Bedeutung, Gundolfs: „Der kriegt Klingling" nur die andere.
Völlig verunglückt scheint mir Gundolfs „tüchtig im Tutern" (potent in
pottiuA), was Jago den Engländern nachrühmt. Da nicht anzunehmen ist,
daß Gundolf für seine Zwecke Vokabeln erfindet, mag er das Wort „tutern"
in der Bedeutung von „zechen" irgendwo bei einem deutschen Schriftsteller
gefunden haben; aber Das macht die Sache kaum bester, denn ein Wortspiel,
das nicht ohne Weiteres klar wird, sondern nach einer Anmerkung schreit,
kann auch von der Bildung nicht gerettet werden.
Doch die Unklarheit beschränkt sich bei Gundolf nicht auf Witzworte

oser dergleichen Hindernisse, sondern erstreckt sich leider vielfach auf Metaphern, sogar auf ganz simple Stellen. Er glaubt, ihrer mit seinem Prinzip d.r Wörtlichkeit Herr zu werden; und merkt nicht, daß die Sprachgewalt in Sprachvergewaltigung ausartet. Während Schlegel und Baudisfin Jedem sofort verständlich sind, weil sie sich zu bescheiden wessen, mutz man für Gundolfs Lesart den englischen Text befragen, um hinter den Sinn der Stelle zu kommen. Shakespeare ist verständlich; Gundolf "giebt Räthsel auf. Es kann nicht, dünkc mich, die Aufgabe des Uebersetzers sein, das Original zu verdunkeln. Der Zweck der Uebung ist nicht, einem selten gebrauchten, einem alter thümlichen Wort oder gar einsm «7^5 X^/o^evo^ aus Kssten der Verständlichkeit zu seinem Recht zu verhelfen. Was nach der Meinung des Mittlers sich nicht übertragen läßt, darauf muß er, wenn auch blutenden Herzens, verzichten. Gundolf ist jedoch ein solcher Wortfanatiker, daß er der Freude an der Kühnheit des Wortes getrost den Sinn der Stelle opfert. Wo Shakespeare einem Publikum von Droschkenkutschern einleuchtet, verblüfft sein jüngster deutscher Dolmetsch noch eine Gemeinde von Linguisten. Und der Prozeß des Verdcutschens sollte doch zugleich ein Prozeß des Verdeutlichens sein oder mindestens, wie es im Prozeßverfahren heißt, den Tatbestand nicht verdunkeln.

Ich fange mit einem ganz einfachen Beispiel an: Vater Montague, der über Romeos verändertes Wesen klagt, nennt seinen Sohn „so tar t'i-oiQ kounäwA and diseover^"; Schlegel überträgt Das ein Wenig frei, doch einwandfrei „so unergründlich forschendem Bemühn". Damit ist Gundolf schlecht gedient: das schöne Wort „soundwA" geht ja dabei verloren und unser deutsches „Sonde" (jedes Philologengemüth muß jauchzen) entspricht ihm doch vollkommen. Aber „Sonde" wäre vielleicht noch zu verständlich gewesen; darum schreibt Gundolf: „So fern von Senke und Entdeckung" und bleibt, wie Romeo, „so fern von Senke und Entdeckung". An einer anderen Stelle hat der Philologe wirklich dem Uebersetzer einen bösen Streich gespielt. Im Chor, der den ersten Akt von „Romeo und Julia" beschließt. Da wird von Julis gesagt: „^rid sde Lt^als 1ov6'8 8^vc;el dait trom. te^i-fiil dooks". Lautgenetisch ist „dait" das Selbe wie unser „Beize", bedeutet aber jetzt Köder, Gundolf wollte den Nachweis seiner Bildung nicht schuldig bleiben und erlaubte sich, wenn man es nicht als baren Unsinn bezeichnen will, folgende Katachrese: „Sie stiehlt aus grausigen Fallen süße Beize". Erstens ist Beize nicht süß (oder sollte hier ein Analogiefall nach Art von wous a non weendo vorliegen?) und zweitens steckt man Beize doch nicht in Fallen.

Zwei Stellen des „Othello" leisten in dieser Beziehung Ergötzliches. Jago fragt seinen Beweise für Desdemonas Untreue heischenden Herrn: „Wollt Ihr die Ueberansicht dicht begucken, wie sie getupft wird?" Eine Anmerkung versichert zwar, das Wort Ueberansicht finde seine Erklärung im „Winter-

märchen" (I, 2); aber wem ist mit diesem schwachen Trost gedient, den überdies die Shakespeare-Konkordanz im Blattumdrehen spendet? Ferner: was heißt „tupfen"? Der wackere Baudissin übersetzt: „Wollt Ihr mit offenem Blick die Frechheit schaun? Sie sehn gepaart?" Das bedarf keines Kommentars. Aber „tupfen" im Sinn von „bespringen" lediglich deshalb gebrauchen, weil hier bei Shakespeare „mppcä" steht: darin liegt nur der eine Sinn, daß es Niemand versteht. Eben so verhält es sich mit den folgenden Motten Jagos: „Verteufelt, wenn je ein Menschenaug sie polstern sieht außer dem eignen". Zunächst ist es neu, daß Desdemona eine Dekoratemstochter war; Gundolf macht sie dazu, weil Shakespeare hier von „dolster" spricht, was auf dem selben Polster liegen (mit allen seinen Konsequenzen) bedeutet. ,,^ux>" — tupfen; „dolstsr" polstern: der Schatten des großen Siegfried taucht einen Augenblick auf. Vorüber, ach, vorüber! . . . Uebrigens ist Gundolf hier noch „was Menschliches begegnet"; denn zum „Polstern" gehören doch wohl Zwei und der Mitwirkende hat auch ein Augcnpaar. Baudissin paraphrafirt die Stelle so: „'s war' zu toll, wenn mehr noch als vier Augen Zutritt fänden bei^solchem Lustspiel." Ueberhaupt scheint Gundolf auf diesem Gebiet etwas vertrackte Ansichten zu haben. So läßt er Othello einmal sagen: „Würde der Grund von Weibetthränen trächtig, ein jeder Tropfen gab ein Krokodil". „Grund" bedeutet hier so viel wie Erde, was wiederum kein Mensch versteht; und dann ist die Schwangerschaft eines Maskulinums selbst den Naturvölkern unbekannt, die noch die Couvade haben. Ein Maskulinum hat noch an einer anderen Stelle zu einer logischen Entgleisung geführt, wenn Romeo mit seiner Vorliebe für Monosyllaben ruft: „Komm, dumpfer Staub, und finde Deine Mitte" (^urn bnck, 6u11 eartk, and twd tk^ 011t). Da Staub keine Kohäsion besitzt, kann füglich nicht vom Mittelpunkt tes Staubes die Rede sein. Der Hang zu seltenen Worten und Neubildungen verführt Gundolf auch sonst zu gefährlichen Experimenten; gefährlich, weil sie auf dem dünnen Stil zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen balanciren und die Deutlichkeit trüben. „Verlaut nur Lieb und Trieb" (Romeo II, 1; bei Schlegel: „paare Lieb' und^Triebe") bleibt dem Zeitgenossen, der nicht an den Brüsten der Germanistik gesogen, sicherlich dunkel. Stutzig machen wird ihn der Ausdruck „pomphafter Federn Kritze" (Othello II, 1), um so mehr, als die ganze Stelle mißglückt ist. Unser Wortschatz erfährt zweifelhafte Bereicherung durch den Pluralis „Höllenpeinen" (Kell-paws!), durch das Adjektiv „wankel" („Daß nicht auch Deine Liebe wankel sei"), dnrch das Verbum „kahmen" und ein Partizip „geweibt", -das nicht etwa vermählt, sondern in Gesellschaft eines Frauenzimmers i>0Wan'(1) bedeutet. Daraus, daß Herder an einer berühmten Macbeth«Stelle mit kühner Anlehnung an einen englischen Sprachgebrauch „Du marschallst mir den Weg" geschrieben hat, sollte ein Moderner noch nicht

das Recht ableiten, jedem deutschen Substantiv ein Verb zu entbinden,^daS immer einen leise vulgären Anstrich behält.

Aber alle diese Ausstellungen (und die Reihe liehe/sich erklecklich verlängern) sollen und wollen nicht Gundolfs Verdienste leugnen oder den Glauben an das hohe Gesammtniveau seiner Leistung erschüttern. Schließlich sind es kleinere Versehen, die sich später einmal tilgen lassen und im Fortschritt der Arbeit vermieden werden könnten, wenn Gundolf nicht in seine Idiotismen verliebt wäre. Weniger leicht läßt sich die Sprechbarkeit des Verses einrenken. Das ist nun freilich ein schwereres Gebrechen, ich fürchte fast: eine unheilbare Krankheit. Gundolf nimmt den Mund zu voll, muthet der silbcn- und flexionreichen deutschen Sprache mehr zu, als sie im engen Gchäuse des'Blankverses bequem beherbergen kann. ^Schon beim L.sen macht sich die allzu dichte Packung auf die Dauer recht unangenehm fühlbar;^, den Sprecher wird sie geradezu abschrecken. Das Plinzip, das Gundolf befolgt, führt ihn in die Irre. Möglichst große Wörtlichkeit ist sein oberstes Gesetz und die Treue gegenüber dem Original wird nicht selten zum Verrath an der eigenen Dichtung. So paradox es klingen mag: obgleich Gundolf sich redlich müht, überall die Sinnlichkeit des Ausdrucks wiederherzustellen, ist sein Vers nicht sinnlicher geworden. Es fehlt ihm ein gewisses musikalisches Element, die Schwebung, der Rhythmus, der Tanzschritt. Ich schlage auss Gerathewohl den Band auf: Othello, Seite 146:

„Bezeug mir Gott, nicht deshalb bitt ich drum.
Um meiner Gierde Gaumen zu gefallen
Noch um der jungen Triebe Brunst zu fröhnen —
Die in mir tot — noch eigenem Genügen:
Nur ihrem Sinn geneigt und hold zu sein.
Der Himmel hüt Eur liebes Herz, zu denken,
Ich ließ Euv ernstes großes Amt verkümmern,
Weil sie mir folgt. Nein, wenn leichtflüssiger Tand
Des Flattrers Amor mit wollüstiger Trägheit
Mein sinnend und mein strebend Werkzeug kappt
Und mein Genuß mein Amt beschmutzt und ansteckt.
Laßt Weiber meinen Helm zum Kussel nehmen" und so weiter.

Auch der beste Sprecher der deutschen Bühne wird nicht behaupten können^ daß ihm diese Verse sonderlich mundgerecht sind, daß sich die Worte willig zu Zeilen formen, daß sich „die bewegte Welle hsrrlich zu kristallner Kugel balle".

Doch wenn Alles gegen Friedrich Gundolf gesagt ist, bleibt sein Wert in diesen Tagen, da Trauerklöße wie Trebttsch, Grossisten wie Greve und Blagueurs wie Blei an der Arbeit sind, eine Leistung, die in der Literatur fortleben wird.

Max Meyerfeld.

LH

Carlos und Nikolas.*)

in paar Tage waren vergangen. Morgen in der Frühe würden CarloS und Nikolas zum ersten Mal die Küste Europas erblicken. Vor freudiger Aufregung konnten sie die halbe Nacht nicht schlafen. Kurz nach Sonnenaufgang waren sie schon wach, Sie schauten durch die LuZe, sahen aber nichts als Himmel und Wasser. Schnell zogen sie sich an und eilten auf Deck; nirgends sah man noch Land. Vor acht Uhr würde noch nichts zu sehen sein, erklärte ein Matrose. Bon Ungeduld erfüllt, gingen Carlos und Nikolas bis an die Spitze des Schiffes; dort waren sie der Küste näher.

Carlos sagte: „Man sieht nur Schiffe."

Ein kalter Wind wehte; sie froren und kehrten aufs Promenadendeck zurück. Dort standen einige Passagiere und schauten mit Ferngläsern nach dem Horizont.

„Sieht man was?" fragte Carlos gespannt.

„Nein, noch nichts!"

Herr Doklor Bürstenfeger erschien.

„Karl und Nikolaus", sagte er, „Ihr seid heute frühzeitig auf.

„Ja", antwortete Nikolas, „wir sind ja bald in Europa."

„Na, Das wird noch eine kleine Weile dauern", antwortete Herr Doktor Bürstenfeger lächelnd.

Bald ertönte die Frtthstücksglocke. Carlos und Nikolas gingen widerwillig hinunter und ärgerten sich, weil Herr Doktor Bürstenfeger so gemächlich kaute.

Als sie wieder oben waren, sagte ein Offizier, man würde jetzt schon Land sehen, wenn die Luft klarer wäre.

Eine Stunde verging; es wurde immer dunstiger. Noch immer sah man kein Land. Geärgert und gelangweilt, gingen Carlos und Nikolas in den Salon und spielten Mühle. Manchmal blickten sie zum Fenster hinaus; ein Dampfer und zwei Segler fuhren an ihnen vorbei.

Als die Knaben auf Deck zurückkehrten, erfuhren sie, daß man bereits am Eingang der Meerenge sei. Aber Land sah man nicht.

„Wie schade; nicht einmal Afrika", sagte Carlos.

„Wir bekommen Nebel", sagte der Herr mit der Reisemütze. „Das wird eine schöne Durchfahrt!"

Einige Seemeilen von ihnen fuhr ein Schiff, in leichte Dunstschleier gehüllt.

Etwas später saß man beim Lunch. Der Kapitän war nicht zu Tisch erschienen. Kaum waren die Passagiere mit dem Essen fertig, als über ihren Köpfen ein langgezogenes dumpfes Signal ertönte. Der Herr mit der fahlen Glatze rief: „Die Sirene! Da haben wir die Bescherung!"

Alles ging schnell auf Deck. Es war bereits starker Nebel; man sah kaum zweihundert Meter weit.

Wieder tönte laut und dumpf die Sirene.

*) Das Schlutzkapitel aus dem liebenswürdigen Buch „Carlos und Nikolas auf dem Meer" das, mit einer fast zärtlichen Empfehlung deS Skandinaven Hermann Bang, im Verlag von Erich Reiß erscheint. Der Stoff und die Hauptpersonen sind den Lesern der ‚Zukunft" aus einer früher hier veröffentlichten Skizze bekannt.

„Unverantwortlich vom Kapitän/ sich bei solchem Nebel in. die Meerenge
zu wagen;sich mache mich auf Alles gefaßt!" rief der Herr'mit der fahlen Glatze.
„Wir fahren jetzt nur mit halber Kraft/ bemerkte der Herr mit der
Reisemütze.
Der Herr mit der Glatze meinte: „Damit uns ein fixer Engländer um so
leichter in den Grund rennt!"
Herr Doktor Bürstenfeger sah ihn an und dachte: Eine peinliche Erscheinung!
Irgendwo hörte man ein Nebelhorn, ganz in der Ferne eine Sirene. Der
Nebel wurde dichter; immer häufiger gab die Lombardia ihre Signale.
„Brrr, diese Feuchtigkeit dringt in die Knochen", meinte Herr Doktor Bürsten-
feger. „Karl und Nkolaus, geht hinunter und holt Eure Mäntel!"
Carlos und Nikolas gingen in ihre Kabine. Gleich erschienen sie wieder in
ihren Pelerinenmänteln; sie hatten die Kopuzen über die Köpfe gezogen. „Man
kann nicht mal mehr bis zur Spitze des Schiffes sehen", sagte Nlkolas.
„Es wird immer schlimmer", murmelte Herr Doktor Bürstenfeger zwischen
den Zähnen. Wieder hörte man ein Nebelhorn. Grausiges Getute, dachte Herr
Doktor Bürstenfeger. „Karl und Nikolaus, marschiren wir etwas schneller; es ist
sehr kalt!"
Kurz danach ging er mit ihnen ins Rauchzimmer. Vier Herren spielten
Karten, der Schiffsarzt stand dabei und rauchte eine ToSkanazigarre. Herr
Doktor Bürstenfeger wandte sich leise an ihn: „Wird dieser Nebel noch lange
anhalten?"
Der Schiffsarzt zuckte die Achseln: „Das ist sehr schwer vorauszusehen!"
„Ist wohl ernstliche Gefahr vorhanden?" fragte Herr Doktor Bürstenfeger
noch leiser.
„O nein, kaum; unser Kapitän ist sehr vorsichtig."
Herr Doktor Bürstenfeger nahm ein Buch und setzte sich.
„Lassen Sie uns, bitte, wieder hinaus, Herr Doktor Bürstenfeger", baten
Carlos und Nikolas; „es ist schrecklich langweilig hier."
^Gut, aber ich komme mit Euch", antwortete der Lehrer.
Sie traten hinaus. Nicht weit von ihnen ertönte eine Sirene; die Lombard a
gab Antwort. Der Nebel war noch dichter geworden.
An der Reeling lehnte der fröhliche Priester. „Ich glaube, unser Dampfir
steht still", sagte er.
Der Herr mit der Reisemütze tauchte auf. „Ein Dampfer kommt unS ent-
gegen", raunte er Herrn Doktor Bürstenfeger zu; „gehen wir nach vorn und stellet
wir uns hinter die Kommandobrücke!"
„Herr Doktor Bürstenfeger, gehen wir!" drängten die Knaben.
„Aber Ihr müßt Euch dort ganz still Verhalten, um die Offiziere nicht zu
stören", sagte der Herr mit der Reisemütze.
Sie gingen ins Zwischendeck, stiegen dort eine schmale Treppe hinauf und
standen hinter der Kommandobrücke neben dem Schornstein. Vorn, unter ihner>
saßen und kauerten die Emigranten, fröstelnd in ihre Mäntel und Decken gehüllt.
Wie Chirurgen bei einer schweren Operation standen schweigend die Osfi^ere Hinter
ihren Instrumenten. Ihre Gegenwart erfüllte Herrn Doktor Bürstenfeger mit Be-
ruhigung. Plötzlich machte er, von eisigem Schrecken erfaßt, einen Satz. Auch der Herr

Mit der Reisemütze und die Knaben fuhren zusammen. Denn gerade über ihnen
ertönte markerschütternd der Schrei der Sirene. „Um Gottes^ willen!" rief Herr
Doktor Bürstenfeger und preßte die Hände an die Ohren." Sofort kam^ die^Än?
wort deS Dampfers vor ihnen; und wieder heulte die Sirene der Lombardia.
„Wenn wir nur endlich aus diesem schrecklichen Nebel herauswären!" Die
Hände fest an die Ohren gepreßt, starrte Herr Doktor Bürstenfeger in den dichten
Nebel; er fühlte eine Beklemmung auf der Brust und Schweißtropfen standen ihm
auf der Stirn.
„Miserikordia!" ertönte es plötzlich aus dem Haufen der Emigranten; mitten
unter ihnen stand der Herr mit der fahlen Glatze und verbreitete Panik. Man
sah seine Hände im Nrbel fuchteln.
Jetzt stieg ein Offizier schnell die Treppe von der Kommandobrücke hinab.
Carlos und Nikolas sahen, wie er energisch auf den Herrn mit der fahlen Glatze
zuschritt und in die Richtung der Ersten Klaffe zeigte. Der Herr mit der fahlen
Matze duckte sich urd verschwand. Nochmals heulte die Sirene über ihnen; ganz
nah erfolgte die Antwort.
„Karl und Nikolaus, gehen wir nach dem Promenadendeck", sagte Herr
Doktor Bürstenfeger. Sie kehrten zurück. An der Reeling lehnte ernst der fröhliche
Priester, sein Brevier in der Hand.
Beinahe alle Passagiere waren auf Deck. Fräulein von Pfnühl saß in ihrem
Reisestuhl, in ihren Shawl gehüllt, und weinte leise: „Wir werden untergehen; mein
guter, lieber Bruder, Du siehst mich nie wieder!"
Bewegunglos stand die Lombardia; die Sirene heulte. Aus nächster Nähe
erfolgte jetzt die Antwort des fremden Dampfers. Herrn Doktor Bürstenfegers
Herz krumpfte sich zusammen.
Einige Sekunden vergingen; Lichter glitten im N?bel vorüber. „Gott sei
Dank ... er ist an uns vozbei!" murmelte Herr Doktor Bürstenfeger.
Bald setzte die Lombardia wieder zu langsamer Fahrt an.
Herr Doktor Bürstenfeger ging mit Carlos und Nikolas ins Rauchzimmer;
die vier Herren waren noch immer in ihr Kartenspiel vertieft. In einer Ecke saß
stumm und finster der Herr mit der fahlen Glatze und brütete vor sich hin. Nikolas
zeigte heimlich auf ihn und sagte zu Carlos: „Er ist noch wüthend über den An-
schnauzer, den er von dem Ojfizier bekommen hat . . .
Zwei Stunden war die Lombardia langsam weiter gefahren. In kurzen,
regelmäßigen Abständen gab sie ihre Warnungsignale. Plötzlich ertönten nah vor
dem Schiff Schreie, zugleich erscholl laut ein Nebelhorn. Einige Barken huschten
wie Schatten dicht an der Lombardia vorbei. Die Maschine des Dampfers arbeitete
rückwärts. Das Schiff stand. Sämmtliche Passagiere waren aufs Deck gestürzt.
Bon rechts und links kam ein schrilles Pfeifen; wieder ertönten Nebelhörner, da.
zwischen Schimpfen und Fluchen.
„Wir sind in eine Fischeiflottille gerathen", rief ein Steward.
„Um Gottes willen, man hat doch keine Barke überfahren?" rief Herr
Doktor Bürstenfeger.
„Es ist nichts Passirl", lachte der Steward . . .
Die Schreie und Rufe verklangen in der Ferne. Eine Möwe flog nah an
SarloS und Nikolas vorbei, beinahe die Reeling streifend. Lange rührte sich die

Lombardia nicht von der Stelle; unaufhörlich ertönten ihre Signale. Dann fuhr sie wieder langsam weiter . . .

Nach dem Nachlessen saß Herr Doktor Bürstenfeger mit Carlos und Nikolas im Rauchzimmer. Auf dem Sofa saß die Dame aus Patagonien, neben ihr der Herr mit der Reisemütze.

„Heute Nacht gehe ich nicht zu Bett!" sagte sie.

„Das Klügste wäre, wir blieben Alle auf", bemerkte er.

Lange saß man schweigend. Plötzlich rief Carlos aus: „Es tutet ja schon eine Weile nicht mehr!" In dem Augenblick kam der Herr auS CorrMa hereingelsufen und rief laut und freudig: „Meine Herrschaften, der Nebel zertheilt sich!"

Alles eilte auf Deck. Man sah weit hinaus ins Meer. Hell erleuchtete Schiffe fuhren vorüber. Gibraltar erstrahlte in tausend Lichtern.

„Herr Doktor Bürstenfeger, sehen Sie: Europa!" riefen Carlos und Nikolas.

Bald leuchteten sämmtliche Sterne am Himmel. Ein großer Dampfer fuhr nah an der Lombardia vorbei.

Herr Doktor Bürstenfeger stand noch eine Weile mit Carlos und Nikolas auf Deck; dann ging er hinunter in den Salon. Von Begeisterung erfüllt, setzte er sich ans Klavier und spielte Beethovens Eroika . . .

Zwei Tage später war man in Barcelona. Schon frühmorgens war ein großer Theil der Emigranten ausgeschifft worden. Etwas später stiegen die Passagiere der Ersten Klasse aus.

Herr Doktor Bürstenfeger und Carlos und Nikolas standen auf Deck. „Schade, daß wir nicht an Land können, weil das Schiff so kurze Zeit hält", sagte Herr Doktor Bürstenfeger.

„Ist es denn in Deutschland nicht schöner als hier?" fragte, tief enttäuscht, Carlos.

„Barcelona ist eine schöne spanische Stadt; freilich ist Dies hier von der Ferne aus schwer zu beurtheilen", antwortete Herr Doktor Bürstenfeger.

„Aber Deutschland ist doch viel schöner?"

„Es wird Euch dort schon gefallen", antwortetete Herr Doktor Bürstenfeger.

Jetzt stieg die schöne Dame mit den Purpurlippen in Begleitung eines jungen Exoeputirten aus Buenos Aires als Letzte in die unten wartende Barkasse. Unzähliges Handgepäck folgte. Die Barkasse stieß ab. Die schöne Frau sah CarloS und Nikolas oben an der Reeling stehen und warf ihnen zum Abschied Kußhände zu. Carlos und Nikolas winkten mit den Taschentüchern und schrien aus Leibeskräften: „Adieu, Adieu, auf Wiedersehen!"

„Schon gut, schon gut, jetzt hört mal endlich auf!" sagte Herr Doktor Bürstenfeger ärgerlich und legte ihnen die Hand auf die Schulter . . .

Zwei Tage später, in der Frühe, suhr die Lombardia in den Hafen von Genua ein. Beinahe alle Passagiere waren auf Deck. An der Reeling standen Herr Doktor Bürstenfeger und Carlos und Nikolas, neben ihnen das Handgepäck und die Kiste mit den Affen. Die Knaben dachten: Wie schön! Bald sind wir in Mufflingen! Herr Doktor Bürstenfeger murmelte: „Genua, Königin des Meeres, letzte große Station vor meiner Heimalh!"

Im Zwischendeck standen, zwischen Koffern, Ballen und zusammengerolltem Matratzen, die Emigranten, zum Aussteigen bereit. Ganz vorn an der Spitze-

lehnte an der Reeling ein alter Mann. Vierzig Jahre war er von seiner Bater-
stadt fort gewesen. Arm, wie er weggezogen, lehrte er jetzt wieder zurück. Die
L'pp.'lr aufeinander gepreßt, blickte er schon lange auf das sich nahende Genua.
Plötzlich breitete er die Arme aus; und laut weinend rief er, daß es über das
ganze Schiff ertönte: „OenOva, inia (-«nov^I"
Auf den Hafendocks spazirte Fräulein von Mühls guter Bruder. In Angst
und Sorge wartete er auf seine Schwester. Er wußte, daß sie sich dem Trunk
ergeben hatte, und stand bereits mit einer Alkoholentzichunganftalt Mitteldeutsch-
lands in Verbindung.
Rudolf Johannes Schmied.

^elbstanzeigen.
Der Wanderer. Gedichte. Julius Bard in Berlin.
Zweite Ausgabe; die der Verleger zu veröffentlichen dcn Muth hatte. Die
erste erschien 1900 in zweihundert Exemplaren „auf Kosten des Verfassers" und
blieb außerhalb des Kreises der Freunde unbekannt. Diese zweite Ausgabe enthält
achtundzwanzig Gedichte aus den letzten sieben Jahren. Etwa eben so viele sind
aus dem Buch entfernt. Verleger und Autor haben sich recht viel Mühe gegeben,
eine einfache schöne Form für das Aeußere des Buches zu finden, Papier und
Druck tadellos zu sehen und dabei gerade Das zu vermeiden, was Gedichtesamm-
lungen ja heutzutage Hoffnung auf Käufer gewähren soll: alle cmmaßliche, preziöse
„Aufmachung". Für die Liebhaber sind einige Exemplare auf Bütten gedruckt und
in Pergament gebunden worden. In vier dieser Exemplare, die alle den Holzschnitt
des Jnnentitels in Handkolorit haben, habe ich ihn selbst kolorirt. Hier sind zwei
Gedichte aus dem Buch:

Es grub sich nur tiefer der Abend
in uns, wie in brünstige Bäume,
die athmen und beben und glühen.
Am Weiher, der Beide uns blendet,
vorbei. Meine Hände zucken.
Dumpf hauchen die stieren Blumen.
Bis über unsere Schultern.
hängen wie tausend Hände,
wie Hände auf uns die Zweige.
Da flammte plötzlich am Jähsten
vergoldet Dein schwüles Haar,
als wir im Schattengange
am Gitter standen und horchten,
wie im benachbarten Garten
gefangene Möwen schrien.

Ich esse von Deinem Mund
wie Früchte Deine Küsse,
der gewölbten Lippen Rund
wie eines Pfirsichs schwellende Süße —
muß in Deinen Mund einsinken,
trunken ihn austrinken,
wie einer Traube, einer sonnewarmen, schweren,
auf meinem Mund zerdrückte
süße tropfende Beeren.
Friedenau. ^ Emil Rudolf Weiß.

Die weiße und die rothe Rosc. Aus dem Nachlaß des Dichters Hans Joachim Baldus. Frankfurt a. M., Karl Fr. Schulz.

Zwei Bitten: Man halte es nicht für eine literarische Spielerei oder eine Nachäffung älterer Autoren, daß ich dieses Buch in die Form eines „Nachlasses" gekleidet habe. Ich mußte so handeln; denn was ich gab, habe ich überwunden und mich innerlich davon gelöst, indem ich das Erlebte niederschrieb. Zweitens: Legt an die beiden Rosen nicht den Maßstab von „Novellen" im landläufigen Sinn des Wortes. Worauf es mir ankam, war: die Auslösung lyrisch-melodiöser Stimmungen durch stilistische Mittel, durch subtile Naturschilderungen und die feinzügige Darlegung seelischer Zustände.
Frankfurt am Main. ^ Friedrich Berthold Sutter.

Wenn die Saiten klingen. Gedichte. Verlag von Robert Keßler in Dortmund.

Mein Geleitwort:
Ein jedes Lied? Ein Blair aus meinen Tagen,
Geschrieben ernst und still, oft glückberauscht;
Die einfach-schlichten Verse wollen sagen.
Was jedes Herz im Innern still erlauscht:
Von Leid und Schuld, vom Glück in Feierstunden,
Von Sehnsucht, die noch nicht sich heimgefunden.

Eine Probe:
Sei stolz.
Beug' Dich nicht zum Staub der Erden,
Wenn ein Größrer vor Dir steht,
Denk, zu Asche wird einst werden
Alles, was auf Erden geht.
Beug' Dich nicht im Lebensstreite,
Steh gewappnet wie ein Held.
Schwing' das Schwert an Deiner Seite,
Kämpfe wider eine Welt.
Wider eine Welt, die trüget.
Mit dem Schwert der Zuversicht.
Schlag' den Geist, der listig lüget,
Fall und stirb, doch beug' Dich nicht.

Hoch das Haupt und stolz erhoben.
Nur nicht wie die Sklaven knien!
Frei wie Adler, die da oben
Ueber hohe Berge ziehn.

Dortmund. Tilly Siemes.

Leute auf Bödöla. F. Fontane. 21/2 Mark.

Einige Freunde der rothen Insel fragten mich, nachdem sie das Buch gelesen hatten, ob ich mit den Helden den englischen Gouverneur M. meinte und den Grafen B; und wollten in Jens einen alten Bekannten wiedergefunden haben von lovS, wnZ AZo. Und sagten, Alfen sei zum Verwechseln ähnlich mit Rickmers, der grinsend einem preußischen Rechnungrath erklärte, daß die Hummer vor dem Kochen ge- schlachtet würden; und Potter mit Aückens, der auf der Insel berühmt war wegen seines großen Fremdenbettes, in dem die längsten Gäste bequem schlafen konnten^ weil eine Klappe ihnen erlaubte, die Füße durch das Gemäuer des Hauses ins Freie zu strecken. Aber ich dachte an meine Helden ja erst in zweiter Linie. Ich wollte den Zauber der Nordseeinsel malen, der mich berauschte, wie er Tausende berauschte: wenn die brüllende See den rothen Felsen schüttelte, wenn das Meer die Sonne verschlang und von dem ungeheuren Bissen bis in seine Tiefen erglühte; wenn über das Meer die Nacht sich senkte und mir ihre Märchen erzählte. Und aus diesem Zauber erwuchsen plötzlich Menschen; Erzeugnisse der merkwürdigen Insel. Menschen von so kraftvollem Egoismus, von so gesunder Rücksichtlosigkeit, von so göttlicher Selbstherrlichkeit, wie das Festland sie (ach Gott!) nimmer her-" vorbringt. Ein Jammer, dachte ich, diese Kerle den Binnenländern nicht vorzu^ stellen; Denen, die nicht wissen, wie köstlich das salzige Meerwasser auf den Lippen schmeckt, denen der Seewind nie um die Nase wehte. Die Anderen aber, meinte ich, denken beim Lesen gewiß an Möwenjagd und an Makrelenfang; an Grete, die Gans, die (0 Wunder!) durch den Umgang mit Menschen klug und weise ge- worden war; an den heiligen Felsen im Meer.

Königswusterhausen. Meta Schoepp.

Keusche Herzen.

berliner Großbark hat mit feierlicher Emphase erklärt: „Wir befassen un<5 nicht mit Tages- oder Monatspekulalionen an der Börse." Die Bank macht also zwar Effektengeschäfte, hält sich aber von Werthpapierspekulationen fern. Das wurde betont, damit der Hörer das artige Institut von den unartigen unterscheiden lerne. Nicht jede Finanzgroßmacht, die zwischen Behren- und Französischer Straße residirt, kann und will sich solcher Enthaltsamkeit rühmen. Muß eine Bank denn die Börsenspekulation ängstlich meiden? Oder möchte man, wie der Berliner sagt, nur so thun? Die Banken haben im vorigen Jahr ihr Hauptgeschäft durch die Börse gemacht. Ohne die giebts weder Emissionen noch Effektenhandel. In den Bilanzen sind die Reports und Lombarddarlehen auf steile Höhe gestiegen; das Effekten- kommissiongeschäf: hat die Provisionen aufgefüllt; und die Eff^ktenkonten brachten Riesengewinn. Trotzdem wird, von erhabenem Thron, der Effeltenspekulanon die

gelbe Kapuze übergezogen. Das Huvenkleid, dem ein Moralischer ehrbar ausweicht. Man könnte übrigens aus dem Verhältniß zwischen dem Inhalt mancher Banken« cirkulare an die geehrte Kundschaft und dem Tenor der erwähnten Bilanzpositionen allerlei werthvolle Schlüsse ziehen. Das Effekten- und Spekulanongeschäft, dem man mit wohlmeinenden Warnungen entgegentrat, hat sich im Bankenbetrieb ganz gut bezahlt gemacht. Kein gerade gewachsener und geistig gesunder Bankdirektor wird so thöricht sein, schaudernd sein Haupt vor der EffeZtengier des Publikums zu verhüllen; kein normaler wird erklären: „Ich will von den Wünschen der Effektenspekulation nichts wissen und bin nur für Preußenkonsols zu haben." Mit denen kanu man ja (wie es geschehen ist) das Effcktevportefcuille hübsch wattiren, um sich durch solches dem Himmel und der Hohen Obrigkeit wohlgefällige Thun von der Verdammniß für Report, Lombard und sonstige Vorschüsse, loszukaufen. Wer aber behauptet, er sei der Tagesspekulation im Palais Hitzig stets fern geblieben, wird nicht gleich Glauben finde?'. Die Bankoertreter setzen sich doch nicht in die Parquetlogen des Börsentheaters, um das Publikum durch den Anblick ihrer Reize zu überwältigen; sind auch nicht nur da, um Ccrcle Zu halten und den Ausfragern offene Geheimnisse in die langen Ohren zu senken. Sie passen auf, wie der Schietzhund im Krautfeld; das letzte Stück der emittirten Papiere soll ja an den Marin gebracht werden. Das geht nicht immer so flink wie der Kram im Butterladen. Die „Betheiligungen" sind an einen bestimmten Besitz von Aktien geknüpft. Ta konimts denn wohl vor, daß eine Bank durch allerhöchftihr Eingreifen den Kurs macht. Gewöhnlich bleibt solche Intervention kein Geheimniß; und mir ist nicht bekannt, daß ein ahnungloser Börsenmann (die Spezies giebts) von der Kenntniß solches Vorganges überrascht und in Ohnmacht gefallen wäre. Wer sich am Emifsiongeschäft rege betheiligt, muß manchmal in die Kursbewegung eingreifen; e5 wäre kein Heldenstück, wenn er die Leute, denen er Aktien verkauft hat, mit ihren Kenntnissen sich selbst überließe. Wer sich auf bloße Vermögensverwaltung beschränkt, braucht freilich nicht in die Arena der Börse hinabzusteigen. Hat aber auch kein Recht auf den Rang einer Großbank. Vermögen haben alle Banken zu verwalten. Sie müssen die ihnen anvertrauten fremden Gelder (wie die Dresdener Bank in ihrem Geschäftsbericht so stolz sagt) zu brauchbaren Faktoren der Volkswirthschaft machen; ihre Ergiebigkeit wecken, ohne sie in Gefahren zu bringen. Daß ist aber etwas Anderes als die Aussicht über die Stiftungsgelder und die „Beschickung" des Effektenkontos mit Staatspapieren. Nur: man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen. . .

Die Banken haben dem Publikum den Vorrang auf dem Effektenmarkt nicht streitig gemacht. Sie brauchten den Leuten nur fteie Hand zu lassen und dem Strom der Gewinne den Weg nicht zu sperren: dann füllten sich die Bnnkkassen und der Ladenhüter wuchs wieder zu vollwichtigem Werth. Dabei ist dtr Troß der Spekulanten von Schwmdelbankiers mehr als je geschröpft worden. Diemachten die Kurssprünge der Favoriten auf ihre Weise nutzbar. Sie verleiteten das Publikum zu PrämienkSufen. Der Laie kennt die Details des Prämiengeschäftes nicht; weiß nur, daß er im schlimmsten Fall nicht mehr als die Prämie verlieren kann. Das reizt den Unkundigen. Der unberechenbare Verlust schreckt ab. Das Risiko könnte doch schwerer zu tragen sein, als vermuthet wird. Anders ist es bei der Prämie. Da sieht der Spekulant die äußerste Grenze des Verluftbezirkes. Was hinter ihr liegt, kümmert ihn nicht. So läßt er sich zum Terminhandel verleiten und kauft Jndustriepapiere, die „totficher" steigen müssen. Welche Wunder haben die duekstskops der Laura-.

Aktie prophezeit! Heute ist das Papier auf sinkender Bahn und fällt am Ende noch
in die Tiefe, wo die Aktie der Dortmunder Union allzu lange verkümmerte. Die
Winkelbankiers, die nur vom Straßenraub leben (das Vermögen solcher Firmen
hat oft in einer Hosentasche Platz), sorgen dafür, daß der Kunde, der ihnen auf
den Leim ging, niemals einen Gewinn zu fordern hat. Die Prämie geht stets ver-
loren, weil irgendein faules Papier den Nutzen, den die als Lockmittel dienenden
Valeurs abgeworfen haben, aufzehrt. Uid so fällt die Prämie dem „Bankier"
zu, der natürlich nie irgendeinen wirklich?« Ankauf befolgt hat. Dars" man die
Banken für tie Mitthäterschaf: solcher Schnapphähne verantwortlich machen? Dann
müßte man auch den Schlosser bestrafen, weil er den Geldschrank geliefert hat, dem
der Einbrecher einen Besuch abstattet. Ein Bischen Gerechtigkeit, Genrlemen!
Die Ausschweifung der Effekrenfpekulation wird oft auch mit unbrauchbaren
Waffen bekämpft. Man hält das Publikum für noch dümmer, sls es ist, und glaubt,
ihm jedes V er st eckspiel zumuthen zu dürfen. Schlimmes hat sich im stzllen Winkel
der Kolonialantheile zugetragen. Da wmea Hoffnungen von tropischen Dimen-
sionen aufgeschossen. Diamanten? So leicht zu findcn wie Kiesel am Strand. Der
Messengerboy wußte über Lltderitzbucht, South African Territories und Südwest
Bescheid. Grenzen schiens nicht zu geben. Die Antheile der Deutschen Kolonial-
gesellschaft für Südwestafrika kletterten über 2000 Prozent hinaus; die Shares der
South African Territories kosteten einst 40 sK bei 20 sK Nominal. Dann brach
das Unwetter herein. Die Antheile schrumpften um fast 800 Prozent zusammen-
die Shares verloren 29 sn und ihren Protektor, Herrn Johannes Schlulius aus
Karow (der plötzlich starb). Der „Stern von Südwest" blinkt durch trübes Ge-
wölk. Er leuchtet über Gerechten und Ungerechten und sieht auch auf den Staats-
kommissar, Herrn Geheimrath Göppert, hernieder. Herr Göppert folgte auf Herrn
Hemptenmacher, der im Schoß der Kommerz- und Diskontobank ein blhaglichcs
Ruheplätzchen fand. Ihm war, in langjähriger Jntimnät mit der Börse, nichts
Menschliches fremd geblieben. Er kannte die Schwächen und Borzüge des seimr
Obhut anvertrauten Institutes und hatte sichs schließlich abgewöhnt, eifernd Neues
zu fordern, wo am Alten zäh festgehalten wurde. Geheimrath Göppert ist jung,
von schönem Ehrgeiz beseelt und will die Börsensitten bessern. Er sah daö Treiben
im Winkel der Kolonialpapiere und beschloß, der vom Prestige der Börse zehrendeil
Spekulation ein Ende zu machen. Der Handel in Kolonialpapieren spielt sich im
freien Verkehr ab. Die Einrichtungen der Börse stehen ihm nicht zur Verfügung;
den Kurs der Kolonialwerthe, von denen nur wenige zum offiziellen Börsenhandel
zugelassen sind, bestimmen nicht die Vereidigten Kursmakler. Da giebts also keinen
einheitlichen Preis, sondern nur einen Kurs, der geboten wurde, und einen, zu
dem Nachfrage war. Die meisten Zeitungen veröffentlichen diese Geld- und Brief-
kurse, mit ein paar erläuternden Bemerkungen, im Text des Handelstheils. Ge-
heimrath Göppert möchte nun wissen, ob diese Art der Berichterstattung mit dem
Paragraphen 43 des Börsengesetzes zu vereinbaren ist, der bestimmt, daß über nicht
offizielle Börsengeschäfte Preislisten nicht veröffentlicht werden dürfen. Was eine
Preislifte ist, sagt das Gesetz in Klammern: ein Kurszettel. Aber die Kommenta-
toren gaben dem Begriff der „Preisliste" neuen Sinn. Natürlich den, den sie sür
richtig hielten. Der Börsenkommissar legte den Fall der Sechsten Strafkammer
des Landgerichts I Berlin vor. Er brachte zwei Handelsredakteure auf die An-
klagebank und behauptete, die von ihnen veröffentlichten Berichte über den Ver-

kehr in Kolonialwerthen seien Preisliften im Sinn des Gesetzes. Die Strafkammer, der die Beschäftigung mitShares aus fernem Sagenland nicht recht liegen mochte^ ließ die Prinzipienfrage unbeantwortet und sprach die Angeklagten frei, weil aus den veröffentlichten Notirungen nicht hervorgegangen sei, daß es sich um an der Börse abgeschlossene Geschäfte gehandelt habe. Nun bleibt Herrn Göppert der Weg nach Leipzig. Doch gegen die Spielseuche ist auch an der Pleiße kein Kraut gewachsen. Ob die Zeitungen über die Preise berichten oder nicht: einerlei. Das Kolonial-Papier wnd untergebracht, selbst wenn der letzte Hauch der Erinnerung vom Zeitungmeer verschlungen würde. Die Geschäfte werden dann eben im Banktontor erledigt, wo der Kunde zahlen muß, was der Bankier fordert, oder nehmen, was er ihm bietet. Dann erfährt:nan draußen nichts. Die Berichterstattung der Presse giebt wenigstens die Möglichkeit^ die Bewegung der Kurse zu verfolgen; und die Beschäftigung der Zeitungen mit den Kolouialpapieren hat nur den Zweck, das gefährliche Terrain ein Bischen zu belichten. Sonst tappt das Publikum im Finstern.
„Wir find keine fromme Stiftung, sondern ein kaufmännisches Unternehmen. Wo sich uns Chancen zeigen, greifen wir zu. Auf das Ueoermorgen können wir nicht warten. Vielleicht hat das nächste Jahr ein ganz neues Gesicht und schließe uns die Quellen, die jetzt noch fließen. Deshalb können wir auf Tradition und Sonstiges nicht Rücksicht nehmen." Das klingt anders als öie schamhafte Abwehr des Gedankens an Börsengewinn. Einer der Besten unter den Meistern gabs mir als Text mit auf den Weg. Ins Gedankenbild schob sich die Gestalt Georgs von Siemens. Am zehnten März feierte seine Bank den vierzigsten Geburtstag. Der weift den Weg ins Schwabenalter; aber die Jubilarin brauchte diesen Grenzstein nicht, um weise zu werden. Sie wars schon vor dem Vierzigsten. Vor mir liegt der erste Geschäftsbericht des Institutes, der mit den Worten beginnt; „Die Deutsche Bank ist durch das unter dem zehnten März 1870 Allerhöchst genehmigte Statut vorläufig mit einem Grundkapital von 5 Millionen Thalern, beftchmd in 25 000 Aktien zu 200 Thalern, gegründet und hat sich die Aufgabe gestellt, Bankgeschäfte aller Art zu betreiben, insbesondere die Handelsbeziehungen zwischen Deutschlands den übrigen europäischen Ländern und überseeischen Märkten zu fördern und zu erleichtern." Hat sie diese Aufgabe bewältigt? Der elfte Gesammtumsatz betrug 79 780 954 Thaler, der letzte 101000 Millionen Mark. Die beiden Ziffern sagen das Wichtigste über das Schicksal der Deutschen Bank. Aus dem kleinen Mieth» lokal in der Französischen Straße, das die Anfänge des Institutes barg, erwuchs ein Prunkbau, der ein ganzes Häuserviertel umfaßt. Hier strömt das Kapital auS allen Theilen der Erde zusammen; von hier aus wurde dem deutschen Kaufmann der Weg irs Ausland gebahnt; hier ruhen starke Wurzeln der deutschen Kraft. Diese Bank darf heute stolz an die Denkschrift erinnern, die ihre Begründer „an den Kanzler des NorddlUtjchen Bundes, Herrn Grafen von Bismarck" richteten und in der sie sagten: „Der Gedanke, an dieser hohen Stelle Rechenschaft abzulegen von der Grundidee der künftigen Gesellschaft, hat sich namentlich deshalb aufgedrängt, weil sie die Ehre in Anspruch nimmt, ihren Ausgangspunkt aus der Neugestaltung der nationalen Verhältnisse genommen, ihren tieferen Sinn aus der Gründung eines im Weltverkehr unter der Schutzmacht des Norddeutschen Bundes und deö Zollvereins einig und stark dastehenden Deutschlands geschöpft zu haben.*

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlik
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 26. März 1910.

öueger.

^Fi^ien im Mai. Abends, unter ergrauendem Himmel,lockten und schluchzten gestern in dem stillen, feinen schönbrunner Park die Nachtigalen so innig, daß derLauscher wähnen konnte, einChor vonDryadenseelenrufeaus ungeduldiger Mädchensehn sucht nach bräutlicher Lust; daß der aus lieblicher Hofmythenwelt Heimkehrende, wenn ihmder Ruch dermüdenGrohstadtplötzlich in die verwöhnten Nüstern qualmte, aufschrak, als sei ervonderim Mondsichellicht gleißenden, blitzenden Spitze eines über Märcheneilande hinragenden Kristallthurmes in die tiefste Pfütze eines Färbergrabens gestürzt. Der Morgenwind, der dieSonne hurtig aus den braunen, grauen,rothenSchamschleiern schälte, hat die häßlichen Dünste verweht, die am Feierabend, wie nach dem Dienstschluß aus einer Kaserne, in Schwaden aus den Jndustriestraßen aufsteigen. Im Lenzlicht funkelt der Ring; zittern Schneebälle und Fliederbüsche,Veilchen und Maiglöckchen leis, als schlürfeihrKelch in keuscher Wollust die Sonnenwärme. Vom Hotel Imperial bis an dieVotivkirche: ein duftenderGarten.WardhiereinFestbereitet? VordemEingang indenBurg-Hof umflatternFahnen,umblühenGlashausgewächse eine ansehnlicheEhrenpforte. Offiziere im Paraderock werden fichtbar und derKärntnerring dröhnt vonSoldatentritten.DerDeutscheKaiserkommt; Wilhelm kommt nach dem Semester desSerbcnärgers zum ersten Mal wieder in die Hofburg: und soll sehen, daß man ihn als den in dunkler Stunde bewährten Freund willkommen heißt. Doch was ringsum den Blick labt, ist nicht für einen Festtag ersonnener Putz; ist das Alltagskleid, das die Wienerstadt unter dem Wonne-

mond trögt. Grüne Flächen zwischen dem schimmernden Weiß und dem no-
blen Grau der Paläste; einBlumenfaumunterjedemFensterdesRathhauses;
Blumenkörbe selbst an den schlanken Eisenschaften, von deren Höhe dasBo-
genlicht auf die Straße prallt. Diese Stadt braucht sich nicht mit theurem
Schmuck zu behängen, nicht mit künstlich gewonnenem Wohlgeruch zu be-
sprengen; ein Kranzlein ins Haar, zwei Knöspchen vors rundliche Brustge-
wölb: und sie ist, wie eine in saubererJugend prangende, auch beiderHaus-
arbeitzierlich gekleideteFrau, noch fürJmperatorenbesuch schön genug. Solches
Stadtbild hat des Nordlanders Auge kaum irgendwo je erschaut. Nirgends
diese Fülle hübscher, fröhlicher Menschen, die immer Zeit zu haben scheinen
und denen man anmerkt, daß sie gefallen möchten. Hier wird Wein getrun-
ken; ist das Gebirg nah; mordet dasUebermaßhastiger Arbeit nicht die Freude
. amLeben.HieristschonOrient.DieLustsingtdavonunddemWandererbegeg-
netmancherLevantinertypus. DerVorhof deöOrients; eines gründlich gesäu-
berten, civilisirten,ohneträgesGerakel,Fäulnißgestank, Pestilenz.Leichtkanns
nicht gewesen sein,dieseverträum
lässig elegante Obcrschichtmenschheit an straffe Ordnung zu gewöhnen. Und
Einen, der ihr solche Gewöhnung zumuthete, hat FrauVindobona sicher nicht
lieben gelernt...Die ersten Hofkutschen rollen über den Karlsplatz. Von dm
Stufen derKirche,deren edlen Rhythmus Fischer von Erlach ersann, stehtman
über die Massen hin, deren munteres Getümm el den Platz füllt. Keine Absperr-
ung,keinherrischesPolizeigebot,dasdemVolkdieFeiertag(freudevergSllt.Wie
ein Familienfest ists; keins von den großen, durch die der Jubel braust, doch
eins, das Jeder gern immer wieder erlebt. Volk undNegirung sind hier nicht
durch finsteres Mißtrauen, wie durch einen Nebel ausdünftendenGcaben,von
einander getrennt. Kleidsame Uniformen. Goldtressen. Plächtig aufgeschirrte
Pferde. Grüne Federbüsche, die in der Sonne leuchten wie junges Laub un«
termMittagsstrahl. Ein Summen kommt näher, wird lauter; wndnirgends
zum Geschrei. Kein Jauchzen: ehrerbietiger Gruß nur empfängt und geleitet
die beiden Kaiser. Sacht zerrinnt nun die Welle. Die Namen beliebter Erz-
herzoge und Erzherzoginnen werden genannt. Minister, Generale, Hofwür-
denträger nur flüchtig gegrüßt. Jetzt aber steigt in der Ferne die Brandung.
Schwillt das Summen zur Festkantate, in der ein Frauenchor mit frommer
Inbrunst das Hauptthema singt. Tausend Häupter entbößen und neigen sich.
Aus einem einfachenWagen dankt ein in ernstes Schwarz gekleideter Mann;
der schlichteste im langen Zug. Haar und Bart fast völlig grau; derKopf,wie
eines Erschöpften, vornübergebeugt. Ihn abergrüßtdas Herz, grüßtnichtnur

Scheitel und Mund dieferSchaar. Wer ists? Der Gefragte blickt erstaunt auf;
wie aus weltferner Andacht. Giebts am Fuß des Wienerberges denn wirklich
Leute, die Den da nicht kennen? Oder will ein Fremder uns etwa frozzeln?
Einerlei. Aus stolzer Ruhe kommt die Antwort: „Das ist der Bürgermeister."
Der Bürgermeister? Der hat in Hofschaufpielen sonst keine dankbare
Rolle; Komparse.Auchwoernicht, wiebei uns, fröstelnd oderfchwitzend mitsei-
nenRathsherrendieGalakutsche erwarten und neben einem wieherndenPferde-
kopf dann sein Gruhsprüchlein hersagen muß. Die Gaffer beachten, die Re-
porter erwähnen ihn kaum. Dr. Karl Lueger war, wo er sich zeigte, eineHaupt-
person; konnte, auch wenn sein Rang ihm an derSchloßtasel einen schlechten
Platz anwies, wie Bismarck sprechen: „Wo ich sitze, ist immer oben." Und
wären drei Kaiser zugleich nach Wien gekommen, jeder mit seinem Gemahl
und mit großem, bestirnten Gefolge: der Bürgermeister der Reichshaupt-
und Residenzstadt hätte, als Herr des Haufes, das die Gäste betraten, dem
Blick aller Wiener stets im Vordergrund gestanden. Herr dieses Hauses war er;
wieKeiner vorihm.Allebeugtenfich seinerHerrschaft und Alle lernten ihn lie-
ben. Alte Chroniken berichten von solcherGlorie der Bürgermeisterschaft. Un-
serer Zeit ward sie fremd; nur im Wien Luegers noch einmal Ereigniß. Die-
ser Bürgermeister war der Führer der im Reichsrath, im Landtag, im Ge-
meinderath mächtigsten Partei; ein Rednervon unübertroffener Schlagkraft;
in jederVolksversammlung, an jedem Schänktisch der witzigsteKopf; derpo-
pulärsteMannindenKönigreichenund Ländern Franz Josephs; und ein Ver-
walter, wie Habsburgs Völker nicht o ft einen sahen. Das konnte genügen. Doch
diesen von Persönlichkeit Strotzenden, dessen Wesenston sich von jedes An-
deren deutlich abhob,krönte dasGlück noch mitseinem schönstenGeschmeide:
mit dem Strahlendiadem einerGüte,unter deren wärmendemWiderschein die
härteste Herzrinde barst und die dem so Begnadeten die Gegner, Todfeinde
selbst mählich versöhnte. Bürgermeister? Statthalter in, Herzog von Nieder-
österreich durfte man ihn nennen. Eine Großmacht war er; eine, deren Wink
ein starkes Heer ins Feld stellen kann. Wie ein Fürst hat der allem Pomp Ab-
holdezehnJahrelanggeherrschtund gethront;und wiedengeliebten Vaterund
Herrn habendieStadtgenossen ihnaneinemlichtenMärzmittagnunbestattet.
Ein Glücklicher. Einer, der seinen Traum leben durfte. Und der erst im
Glück zu höchsterWesenspracht aufblühte. Als der Name des vierzigjährigen
Hof-und Gerichtsadvokaten bekanntwurde, hieß es: Ein Streber, der schon in
allen Glaubensfarben geschillert hat und demjedes Bekenntnih feil ist; gestern
mitKronawetter, heute mit Schoenerer, morgen vielleicht mitHohenwart und

übermorgen mitDenen, die in dem vonVogelfang geschaufelten Minengang gegen dieGrundmauer des Gesellschaftbaues vorrücken. Ein nach Beute hungernder Demagoge. Nicht ungefährlich. Er ist fleißig, sieht gut aus, kann donnern und spaßen, schmeicheln und rücksichtlos schroff sein, spielt den Urwiener und amusirt die Leute. So sah ihn des Feindes Auge. Und seit er mit lauter Lunge gar zum Krieg wider Sems Söhne rief, ward er zum Abschaum der Menschheit geworfen. Daß die Bedrohten sich wehrten, war begreiflich; unklug nur, daß sie den Angreifer wie einen Wicht behandelten. Lueger hatte sich, wie hitzige Jugend so oft, in den Aberglauben an die Allheilkraft der Demokratie verrannt; hatte, wie Hunderttausende unter dem Eindruck der Slavengefahr, von einem Großdeutschland geträumt, dem auch die Länder der Habsburgischen Krone wieder angehören würden; und war im Lauf der Jahre konservativerStaatsauffassung nähergekommen. NurTröpfe konnten ihn drum schnöden Gesinnungschachers zeihen. Aber er war für die „Gleichberechtigung aller Konfessionen" (von Rasse sprach man damals noch selten) eingetreten, hatte mit Juden als Freunden verkehrt: und schrie nun, Israel sei der Erzfeind und müsse entwaffnet, entmachtet werden. Weiler wähnte,solches Geschrei tonne ihm auf die Höhe helfen? Das schien undenkbar; dem aufgeklärten Kapitalistenfreisinn der Sieg gesichert. Ein Streber hätte sich dem Liberalismus angelobt, dem volkstümliche Führer zu fehlen ansingen. Hat Lueger die Juden je gehaßt? Er fand sie, trotz schlimmer Nachwirkung der Gründerjahre und des Kraches, zu mächtig, den Einfluß ihres Geistes in alle Kraftquellen des Reiches zu groß; fand ihr Wirken da besonders unheilvoll, wo sie in Magyarenvermummung Oesterreichs Rechtsanspruch zu schmälern trachteten. Wohin gerathen wir, wenns noch lange so weiter geht? Ungarn, Böhmen, Galizien, Jstrien; Magyaren, Czechen, Polen, Rumänen, Ruthenen, Slovenen, Serbokroaten, Italiener. Das Reichscentrum fast schon der Herrschaft eines fremden, rasch wachsenden Stammes unterthan, dem die Erhaltung unserer alten Volksart nicht Lebensnothwendigkeit ist. Alle Autorität, seit Königgraetz und erst recht seit dem Krach, bespöttelt. Die Gebildeten Skeptiker oderRaunzer,oon deren LippenurhöhnischeScheltredeüberOesterreich fällt und dieGottlosigkeitEhrensache, frommer Glaube lächerlich dünkt. Ringsumstrecken undstählm sich die Nationen, sondert jede sichvonderNachbarscyaft; und der deutsche Oesterreicher soll sich selbst aufgeben und nur in unerspriehlichenKämpfen gegendie Czechen noch den Blinkschein seinerWürde wahren? So mochte Lueger denken. Muß Jeder denn, der die Ueberzeugung nichtausdemModewaarenhausbezieht,einfchäbigerGesellesein?Der „schöne Karl", der blondeTribun mit dem hellenBlick und der männlichenHaltung,

war gewiß immer naiv; glaubteim Herzen stets, was sein Mund sprach. Laßt
Euch nicht länger ducken,rief er, entringt Euch erschlaffender Zagheit und lernt
endlich wieder den Muth, gläubige Katholiken und zuversichtliche Oesterreicher
zusein. Solcher Wandlung hättet Ihr Euch nicht zu schämen; dürftet stolz
Euch ihrerrühmen. Wo er zumWort kam, sprach er so. Und von seinem Feuer
fielen Funken in ausgedörrte Hirne. Der hat studirt und ist doch fromm ge-
blieben! Der glaubt an Oesterreich und meint nicht, daß aus uns nie wieder
was Rechtes werden könne! Der fürchtet sich nicht vor den wiener, prager, bu-
dapesterJuden und verheißt denBedrückten, den Kleingewerbetreibenden und
Bauern, daß sie bessere Tage sehen werden; wenn sie sich zur Einigung auf-
raffen und gemeinsam gegen die goldeneZwingburg vorrücken. Der liebtsein
Vaterland und seinen Kaiser und bläst uns dennoch nicht, wie andere Patrio-
ten, am Schluß jeder Rede den Radetzkymarsch. Ds. Karl Lueger wird der
Liebling des niederösterreichischenVolkes. Bischöfe preisen ihn als denRetter
aus gottloser Roth. Grafen und Greisler, Erzherzoginnen und Heimarbeite-
rinnen huldigen ihm. SeinePartei wächst zu unwiderstehlicherWucht.Fünf*
mal wählt der Gemeinderath ihn zum Bürgermeister. Nach der vierten Wahl
entschliehtFranzJoseph sich zur Bestätigung; bittet den allzu Populären aber,
auf demPosten desVicebürgermeisters noch ein Weilchen zu warten. DerKaiser
bittet; noch emBischen Geduld! Im April 1897 ist Lueger der Herr von Wien.
Das Bürgermeisteramt hatte er erstrebt. Danach gelangt wie ein Prä-
tendent nach der Krone, für die er sich geboren weiß. Warum der Führer der
Christlich-Sozialen ein so grausamer Kritiker der liberalen Stadtverwalt-
ung war? Weiler fühlte, daß erdasstädtischeGeschäft viel besserleiten könne;
und weil das Bewußtsein solcher Ueberlegenheit (denkt an Bismarck in der
Aera Schleinitz) immer zu hartem Urtheil stimmt. „Da ist ein Platz, auf dem
ich Nützliches leisten, für meine Landsleute Dauerbares schaffen könnte: und
ein Stümper macht sich drauf breit." Taglich erneut sich die Pein solcher Er-
kenntnih; allmählich wächst die Angst, der Alternde werde das Ziel nicht mehr
erreichen. Wer bliebe, mit pochenden Pulsen, da mild? Bettete sich, nach der
Anwendung arger List noch, nicht getrost in die Zuversicht, daß dieser Zweck
jedesMittel heilige? Lueger hat vielleicht gar nicht geahnt, daß er manchmal
mit Waffen kämpfte, die das Kriegsrecht gesitteter Völker verpönt. Er gab
sich, wie er war, mit den Malen und Runzeln der Menschlichkeit, und em-
pfand nicht, daß er im Drang oft unreine Kräfte in den Dienst reinen Stre-
bens stellte. War er nichtim Nothwehrrecht? Zauderte die Feindschaft etwa
vor der Wahl unsauberer Waffen? Der schöne Karl verschwendete sich. War
überall, wo Wiener zusammenkamen, zu sehen, zuhören. Hatte ihres Willens

Neigung erspäht und sich in ihre Wünsche eingefühlt. Wodurch war Ulrich
Megerle als Abraham a Santa Clara berühmt geworden? Durch derben
Witz, der mit Scherz und Schwank die Bußpredigt würzte. Was hatte dem Kai-
ferFranz, trotz denNiederlagen auf dem Schlachtfeld und am Diplomatentisch,
trotz dem Ruf reaktionärer Gesinnung sogar, dieHerzen der Menge erobett?
Daß er, all in seiner Majestät, sich nicht schämte, die Weise zu pfeifen, für die
dem kleinen Mann der Schnabel gewachsen war. Marengo, Austerlitz, Wa-
gram, die Friedensschlüsse von Luneville, Preßburg, Wien, der Zwang zum
Verzicht aufdieKrone derDeutschen Kaiser und die Mitschuld an den Schnüf-
felkünsten der Heiligen Alliance: dem prunklos Lebenden, mit Bewußtfein
Leutsäligen,dermit den Unterthaneninihrerwienerischen Mundartplauschte,
ward Alles verziehen. Megerles Talente und Franzens System schienen in
Lueger vereint. Die Beiden hatten ihre niederösterreichische Menschheit ge-
kannt Die vermag nicht zu athmen, wenn stets Wolken über ihr hängen und
das Sünderglöckchen sie Tag vorTag zuBuße undReinigung ruft; die wird
von fleischlosen Dogmen und dürren Abstraktionen nicht satt. Den Hofpre-
diger aus dem Barfüßerkloster hatte die furchtloseWahrhaftiqkeit seines We-
sens fammt der frommen Menschenliebe, die das strengeAntlitz des Mahners
entrunzelte, nicht zum populärsten Mann Wiens gemacht. Durch Witz und
Sprachkraft wurde ers; durch die Urwüchsigkeit der von derbem, Lachlüster-
nen willkommenem Spaß und von heiteren, lustiger Erinnerung trächtigen
Vergleichen überquellendenRede; durchdieKunst,dasVolksthumamBrenn-
punkt des Willens zu kitzeln; durch den schlauen Entschluß, nicht in der düste-
ren Gluth zorniger Strafpredigt, sondern im Sprühfeuer dcs Humors die
Seelen zu läutern. Lest Abrahams Erzählung vom Erzschelm Judas, seine
Weissagung „von Glück ohne Tück", denkt der Ueberlieferung von Franzens
Patliarchenpose: den rückwärts Blickenden wird Manches an Luegers Art
erinnern. Der Wiener will keinen starren Cato, keinen steinemen Roland; will
Helden, die ungefähr aus dem selben Stoff und von dem selben Format sind
wie er selbst und die er sich auch beim Heurigen, beim Pilsener oderSchwechater
vorstellen kann. Wenn der Doktor Lueger in den heißen, verrauchten Sälen
derVorstädte redete, hatte er nach dem dritten Satz alle Herzen gefangen. Ein
Studirter, der den Dampf und Stank der billigsten Regiecigarrennicht scheut
und mit fühlbarem Stolz die Sprache des Volkes spricht. Einer, der höllische
Energie hat und doch munter ist wie der übermüthigste Schnurrenersinner.
Der den Mächtigsten nicht schont und den Einfältigsten Tröstliches sagt. Den
Leuten niemals die Mühsal unbequemer WesensSnderung zumuthen wird.
Fröhlich und fromm, wie sie sind, sollen sie bleiben; nicht mit modischer Lehre,

die im nächsten Lenz ja doch wieder aus den Schaufenstern verschwinden wird,
das Hirn belasten; lachend Jedem dieZähnezeigen, dersiePhaia?enund Scha-
lantersprossen schilt. Wir sind wir; und können uns überall sehen lassen.
Griesgrämige Stubenmümmel und naseweise Judenbuben, Professoren und
Schmocks sagen uns, daß wirzu nichts Rechtem taugen, daß wirträg auf Ererb-
tem hocken undOesterreich nicht vorwärtskommt? Daß wir nicht dem Priester
mehr,nurnoch dem Zeitungmachergehorchensollen? Fälltunsnichtein. Wenn
die Hoffnung bisher nicht gesättigt wurde, sind Die dran schuld, die so lange an
derSchüssel saßen und noch immer diefettsten Bissen beschmutzen Sollen uns
endlich heranlassen: dann werden sie ihr blaues Wunder erleben. Nein: ein
schwarzgelbes. Wir brauchen gar nicht dieFarbe zu wechseln, um in derWelt
wieder was zu gelten; sind für solchen Wechsel um keinen Preis zu haben.
Das glitzert und prasselt. Raketen, Leuchtkugeln, Sonnen. Und über den bei-
zenden Tabaksqualm legt sich mit linder Süße ein Weihrauchwölkchen.
Lueger hatOesterreichsVolkwiederanOesterreichglaubengelehrt. Das
vermochte nur Einer, der an sich selbst glaubte und sich selbst dennoch nicht als
den einsam überFlachland hinragenden Gipfel sah. Während ringsum die
Literaten flennten, mit der Habsburgerherrlichkeit fei es aus, während sie
wimmerten, Oesterreich müsse in Unfreiheit versiechen, in Pfaffenknechtschaft
vermodern, gleite, ohne zurafcherThat tüchtigeMänner,ohne zu festerOrga-
nisation reife Massen, in den Morast mählicher Verschlampung, zeigte der
eine Mann, was an Energie, an Willen zu nützlicher Leistung selbst aus dem
Gewimmel der Analphabeten zu holen war, und ließ zum ersten Mal wieder
ahnen, welcheFülle politischer, zu Verwaltung und Führung berufenerTalente
indemdeutschen,monarchischen, der Kirchein blinderTreue ergebenenOester-
reich wuchs. DeralsKneipendemagogeVerschrieneentpupptsich auf dem Stuhl
des Bürgermeisters (den häßlichen, steifen Titel „Oberbürgermeister" kennt
Oesterreich nichyalseinenOrganisatorundVerwaltervongenialischerWeitsicht
und skrupelloser Entschlußkraft. ErsorgtfürdieGesundungderStadt; füreine
blühende, duftende Schärpe, die ihren Leib mit Wäldern und Wiesen gürtet,
ihrer fernsten Zukunft noch Licht und Luft sichert. Wahrt und weitet, wo ers
irgend kann, jeden grünen Fleck zwischen den Stein mauern. Läßt Gärten und
breite, helle Plätze anlegen. Von den Fenstern des Stadthauses und von den
eisernen Trägern der Elektnzitätkraft Blumen herabwinken. Merks, Wien
(nach dem Wort Abrahams a Santa Clara); halte Dich jung und Hübschund
versäume, in Deiner Monumentalsucht, nicht, das für die Gesundheit der Kin-
der und Enkel Notwendige anzuschaffen. Eine zweiteHochquellenleitung soll
Euch, soll ihnenreines und schmackhaftesWasser spenden. DieStadtbeleucht-

ung nunKommunalpflicht, Kommunalrecht seinund nicht mehr einer fremden
Kapitalistengesellschaft die Tasche füllen. DerWiener darf die beste Strahen-
undGürtelbahn fordern: und soll siehaben. Dem Kleingewerbe mehrt Lueger
die Möglichkeit, Kredit zu finden; modernisirt das Versicherungwesen; ver-
pflichtet dieGemeinde, ihreBeamten undArbeiter gegenBerufsgefahrzuasse-
kuriren,in ihrem Weichbild die wirksamstenhygienischenEinrichtungenzube-
zahlln, der Armenverwaltung ausreichende Mittel zu gewähren, Kinderheime
und Seesanatorien zu gründen und ihre Toten, ohne Tribut an den Leichen-
schacher, selbst zu bestatten. DieKünstler klagen über denStaat, dessenRück-
ständigkcit undKargheit sie darben läßt?Eine gute Gelegenheit, den Schim-
pfern zubeweisen, daß wir „Klerikalen", wir „Dunkelmänner" fürdieschönen
Künste ein eben so offenes Herz haben wie die frommen Mönche, die der Mensch»
heit die Pracht alter Kultur retteten; daß wir für die Kunst mehr thun als die
liberalen Feinschwätzer. Luegers Machtwort schafftdieModerneGalerie; öffnet
sie öen verwegensten Talenten. Die Uebelfülle der Ausgaben bebürdet die
Stadt mit allzu schwerer Zahlungpflicht? Unsinn. Ein paar Millionen find
flink gefunden. Lustig! Wien bleibt Wien. Und wird sich zu helfen wissen.
Der Stadtaufwand stieg auf zweihundert Millionen Mark im Jahr;
stieg noch höher. Der Bürgermeister kürzte sich selbst den Sold; zwanzigtau-
send Mark: nicht einenPfennig mehrwollte er haben. Einer, heißts,dernie dran
dachte, den Beutel zu füllen. Und arbeitet doch wie Sems emsigster Sohn.
Agitator und Geschäftsmann, Verwalter und Repräsentant. Alles in Allem.
Läßt sich im Morgengrau über die Möglichkeit billigerFleischzufuhr Vortrag
halten. Hört Dezernenten und Petenten, die Häupter des Bürgerklubs und
dieVertrauensmänner derPartei.RedetimReichsrathoderim Landtag.Em-
pfängt drei Dutzend Besucher und erledigt die laufende Arbeit. Präsidirt dem
Gemeinderath und findet jeder Frage eine wirksame Antwort. Sitzt gleich da-
nach beim Ministerpräsidenten und beräth mitdenFührern andererParteien,
wie dem Parlament der Weg zu ersprießlichem Thun zu bahnen sein könne.
Abends ein städtisches Fest oder eine Sitzung des Wahlausschusses. Von dort
vielleicht noch in eine Vorstadtoersammlung. Nach Mitternacht, wenns sein
muß, dieJntimstenzugeheimemKnegsrath vereint. Immer frisch, immerfesch
und zu„Spassetln" gestimmt. Nie müde, wenn die Stadtwürde Vertretung,
wenn Gewissenspflicht Erfüllung heischt. Nie ein langweilender Pedant.
Als Geheimer Rath und „Excellenzherr", der jedes Portefeuille haben kann,
noch so einfach und derb gemächlich wie einst im Rauch und Blak der Ver-
sammlungsäle von Margarethen. So mußte der Mann sein, der die Donau-
phaiaken in Ordnung zwang. Von Heller Wesenssarbe; ohne Nervenschwach-

heit und verwundbare Hautstellen; schlau, energisch, arbeitsam, muthig zu
allen Humoren und in seiner Männlichkeit von allen Grazien gesegnet; vom
Wirbel bis zurZehe ein Wiener. Lueger hat starke Helfergeworben: das Erz-
Haus, die Priesterschaft, den Hochadel, die Frauen. (Empfand er. daß meinem
katholischenLand nur derCoelibat den Mann mitdemPrickelreizdesUnnah-
baren weiht, als einen vom Nimbus stolzer Keuschheit Umleuchteten dem Ver-
trauen der Frauengemeinde empfiehlt, und nahm drum kein Weib?) Doch
das Wichtigste hatte er immer sich selbst zu danken. Dem Zauber seiner Per-
sönlichkeit, dem auch derFeind sich nichtganz entzog. Dieser Anüsemitwurde
von dm Juden bewundert (die schlagfertigen Witz auch in Germanengewand-
ung nach seinem Werth schätzen und denen derHäuptling der Christlich-So-
zialen nach einem Ausbruch höhnischer Wuth mit Schelmenzwinkern zublin-
zelte: „Garsoschlimmistsnichtgemeint!"); wurdevonjüdischenJournalisten
aller Zungen bejubelt, als er die internationale Zeitungmenschheit einst zum
Festmahlins Rathhausgeladen hatte. Durch Frohsinn, natürlicheWärmeund
unerkünsteltes Wohlwollen gewann er auch die Fremden, die ihm mißtrauisch
nahten. Er sprach bald ja von Wien: und Alle fühlten in dem Agitator, dem
Parteimann den gütigen Menschen; hinter den Jgelstacheln das starke Herz
eines deutschen Christen. Eines Germanen freilich; dem nie in den Sinn kam,
Schmähreden und Backenstreiche in geduldiger Devotion hinzunehmen. Die-
ser Wiener hat seine Heimath geliebt wie der zärtlichste Sohn je dieMutter.
Er brauchte keine Familie: hatte sein Wien. Das dmfte er mit allen erreich-
baren Waffen vertheidigen, mit allen ersinnlichen Ränken aus Fährniß retten.
Demmußteer,wieKleistsHermannseinemCheruskerland,freudigdenSchein
derTrme und Redlichkeit opfern. Was der Stadt frommte, konnte nichtSünde
sein. Leuchtenden Blickes sah Lueger die seinerObhut Anvertraute, die ihm die
Mutter, die Ehegefährtin, die Kinder ersetzte, zu neuen Prächten aufblühen.
Ein Glücklicher. Einer, der seinen schönstenTraum leben durfte. Dermitder
Wucht seines von einem großen Gefühl bedienten Willens alle Widerstands-
versuchebezwang. Und starb, ehedieVolksgunstvonihm wich. Drei Jahrelang
hat er gelitten; dl ei Jahrelang sich unrettbar verloren gewußt. Doch seinenLieb-
lingen wandelt der Him mel dasLeid noch zum Glück. DieKrankheit adeltLue-
gers rasch ergreisende Gestalt; die steteQual läutert den manchmal noch allzu
groben Pritschenwitz desHagestolzen zu väterlichemHumor. Milder tönts von
derLippe und vornehm erscheint, im Silben eis frühherbstlichen Martyriums^
derMann, der nur als ein aus tellurischem Stoff Gefügter doch zu werden ver-
mochte, was er geworden war. Wien sieht den siechen Bürgermeister arbeiten,
schaffen, lächeln, lachen sogar; ahnt, was es an dieserKernkraft, die sich unter der

Sichel des Menschenschnitters noch rüstig aufbäumt, an dieser robusten, rast-
losen Liebe verliert: und in Ehrfurcht, Mitleid, Angst doppelt sich dasDank-
bedürfniß der Gemeinde. Bis ins letzte Röcheln bleibt dem Sterbenden die
Macht; dem langst fast Blinden dieGunst derVolksgenossenschaft. Aus Pa-
lästen und Dachkammern schleppt dieHoffnung Blumen herbei.DasletzteAuf-
gebot derGroller entwaffnet sich vor diesem Leidenslager. Jeder fühlt, wasder
Stadt da, dem österreichischen Nationalbesitz schwindet. „Lebt er?" Wochen
lang ists in der Frühe die erste Frage. Gläubige Liebe harrt auf ein Wunder.
Und als der schwarzeWimpel vomRathhaus weht, stockt dieserStadt unver«
Zümmerter Lebenslust plötzlich der Athem; scheint das junge Grün welkund die
bunte Frühlingsflora entfärbt. Landestrauer, die kein Befehl zu erzwingen
braucht. Hundnttausendereihen sich insLeichenspalier. DieKränzehäufensich
zum Gebirg. In der Stcfanskirche kniet der alte Kaiser neben dem Erdenrest
seines besten Dieners. VomHaus Oesterreich kommtDiesem hierDank.Von
allenThürmen dröhnt die Klage. Nie ward ein Bürger noch so bestattet.
Einer fehlte am Trauertag.Krankheit derKinder hielt den Erzherzog-
Thronfolger fern. Just an diesem Tag hätte Franz Ferdinand sich gern wohl
denWienern gezeigt.Die waren, seit er, stattdesbeliebtenWeihbifchofsMar-'
schall, den Fremdling Nagl zum Erben des Kardinals Gruscha bestellt hatte,
ein Bischen verärgert; trotzdem sie hörten, derjähzornigeHerr habe dem Gra-
fen Galen, der die wiener Stimmung so arg verkannt, sein Beichtkind so un-
Zlug bemthen hatte, das bittersteWort nicht erspart. Aus der Hofregion sickerte
dasGetuschelinsThal. „Wird erals Kaisernichtstetigersein? Dann mögen die
Günstlinge zittern. Beck,Aehrenthal, Galen: gestern im Glanz und heute im
Dunkel!" Der um Lueger, den Freund Marschalls, Trauernde hätte sich die
Schmoller schnell versöhnt. So mächtig ist dieser Bürgermeister noch auf der
Bahre, daß ein Erzherzog, daß der Thronfolger wünschen muß, als ein dem
Toten Getreuer vor das Volk der Hauptstadt zu treten.
Kann ein vonüberschwingenderLiebefast Vergotteter einen Nachfolger
haben? Den Titel konnteLueger, nicht die Macht einem Erben lassen. Karl der
Glückliche starb so langsam, daß erZeit hatte, das Haus der Stadt zu bestellen.
Noch mit erblindendem Auge sah er manches Verwaltungtalentund manchen
kraftig dem großen Muster nachstrebenden Willen. Doch nicht ein Haupt, das
alle imSturmerstrittenenKronen zu tragen vermochte. Prinz Alois Liechten-
stein, der kultivirteste und dennoch dem Herzen des Volkes nächste Führer der
Heerschaar, ist ein unheilbar kranker Mann; Dr- Geßmann ein Organisator
von ungemeiner Klugheit, aber nicht populär. Für die Partei werden sie, mit
einem in guter Schule erzogenen Stab, redlich zu sorgen versuchen. Bürger»

meifter? Nur ein schöpferischer Kopf würde hiernicht völlig enttäuschen. Lueger
vermacht die Kette dem Or. Weiskirchner, der sein Magistratsdirektor war und
jetzt Handelsminister ist. Den hielt er für den würdigsten Erben. Derwillabcr
pichl. Weil er Ministerbleiben, Kabinetschef werden möchte ? Weil er dieKlein-
arbeitdes Agitators scheutund sich nicht entschließen kann,in überheizten,schlecht
riechenden Sälen auf die Rednerbühne zu klettern? Weil Selbsterkenntniß
ihn den Vergleich fürchten gelehrt hat? Einerlei. Er zaudert; nennt sich der
Krone und der Reichsrathsfraktion noch hörig und bittet, ihn für mindestens
zwei Jahre von derPflichtzur Erbfolge zu entbinden.Für einelangeFristalso.
Und gerade jetzt braucht die Partei, braucht die Stadt einen Mann, dem die
Masse willig Vertrauen gewährt. Dem vonLueger zum Nachfolger Erkürten
würde sies schenken. Jeder Andere ist gefährdet. Soll dieBürgermeisterschaft
wieder zu einem unbeträchtlichen Verwaltungamt werden, für das ein in ge-
schäftiger Würde atternderFigurant genügt?Dann wäre in Oesterreich, nicht
in Wien nur, Wesentliches verändert. Einstweilen wird der stärkste Präten-
dent zurückgedrängt und einervorgefchoben^ unter dessen glanzloserHerrschaft
die langende Ambition ans Ziel heißer Wünsche zu kommen hofft; und kein
Massenschrei fordert mit inbrünstiger Leidenschaft dieVollstrcckung des Testa-
mentes, aus dem Luegers letzter Wille zu der Gemeinde spricht.
... „So gehls, wenn man sich in Personmkultus verliertund irgendeinen
Volksgünstling zugroßwerden läßt.Sinkt dieseverehrte .Persönlichkeit eines
schönenTagesinsGrab, dann fallen dieAdoranten vongestern übereinander
her und der ruhige Bürger, der nach der Arbeit wasGutes schmausenmöchte,
weiß nicht, wer Koch, nicht, wer Kellner ist." Solcher Gefahr ist das liebe Berlin
nicht ausgesetzt. Das holt sich die Bürgermeister aus der Fremde und ist zu>
frieden, wenn die Jmportirten nach derSchnur wirtschaften und der Beam-
tenpflicht niemals fehlen. Famos, daß es in der Reichshauptstadt geglückt ist;
sonst hätte man sich fürBreslau oder Altona angebotenund wäreschliehlich ver-
sauert.JmRothenHausgehtsausdemVollen.MagistratundStadtverordnete
lassen sich ungern mit neuen Ideen heimsuchen. Lobt die Bürgerfreiheit und
preist denSegen der Selbstverwaltung: dann seidJhr geborgen. DasStadt-
bildverhäßlichtsich,ausden Wäldern werden Parzellen, fürdieKunstpflegege«
schieht nichts. T?och die Straßen sind sauber, der Bodenwerth steigt und der
fremde Herr, der Oberbürgermeister heißt, erledigt sein Dezernat mit pünkt-
licher Sorgfalt. Er wuchs nicht aus diesemBoden;foll er sichmitdemHerzen
ihm angeloben? Berlin wird, mit all seinen Reizen, im Reich erst Liebe er-
werben, wenn ein liebender Sohn das Schicksal der Stadt, deren Erleben er wie
eigenes zu empfinden gewöhnt ward, mit starkem Schöpferwillen gestaltet hat.

Thierfabeln.
Christi Eselein und des Papstes Maulthier.
as weiße Maulthier des großen Papastes Leo segnete das Zeitliche. Es erwachte aber sofort im Elysium, und zwar innerhalb des goldenen Gatters, das die hochseligen Gefilde des Pantheons von den Weideplätzen gewöhnlicher Sterblicher trennt. Sofort begann es, mit verklärtem Appetit die wonnigen Asphodelen zu fressen. Und sieh: wie an einem Gewittertage das Ende eines Regenbogens sich über Gras und Gebüsch hin bewegt, also bewegte sich ein strahlender, regenbogenfarbiger Kreis über Halme und Blumen je nach den Bewegungen seines Kopfes. Doch wunderte sich das Maulthier nicht sehr darüber, denn es war ein kluges Thier und begriff wohl, daß es eine Glorie um den Kopf bekommen hatte, wie ihm in der That gebühre. Auch war es nicht mehr, als was sich ziemte, wenn alle Thiers, an denen es vorbeikam, ihm huldigten, indem sie das eine Knie beugten. Aber plötzlich sah es ein graues Eselein, um dessen Kopf und Ohren ein solcher Farbenreif strahlte, daß, mit diesem verglichen, seine eigene Glorie nur noch als ein Mondrcgenbogen erschien. Und wo das Eselein sich näherte, da knieten alle Thiers auf beide Vorderbeine nieder. Das hielt unser Maulthier nicht aus. Wuthfchaubend ging es auf das Eselein zu und sprach: „Was soll Das heißen? Wie darfst Du Dich unterstehen, eine Glorie zu tragen, die meine in den Schatten stellt? Was fällt Dir ein, von diesen Thieren eine Huldigung zu verlangen, die noch ehrerbietiger ist als die mir gebührende?"
Das Eselein schüttelte die langen Ohren und antwortete: „Sei mir nicht böse! Ich kann ja nicht dafür. Es hat mich im Anfang recht erschreckt und ich weiß noch immer nicht, wie ich dazu gekommen bin und was es bedeutet."
„Ich weiß nicht, ich weiß nicht", wiederholte das Maulthier spöttisch; „Das kann Jeder sagen. Wenn mich Jemand fragt, warum ich diese Glorie trage und solche Ehrenbezeugung erhalte, dann weiß ich darauf Antwort zu geben; und ich will es auch Dir erzählen.".
„Ja, bitte. Gestrenger!" sagte das Esclein.
„Halts Maul und spitze Deine unverschämt langen Ohren! Also es geschah, daß von Norden her eine unzählbare Heerde wilder Pferde, die man die Hunnen nannte, mit Reitern Italien überschwemmte und verherte. Der ging ich in meinem ganzen Staat entgegen. Auf einer purpurnen Decke mit Goldsransen trug ich dcs PapsteS Heiligkeit, mit der dreifachen Krone geschmückt, und vier scharlachrothe Kardinäle gingen neben mir her, um mich zu bedienen und die goldenen Zäume zu halten. Zu beiden Seiten schwangen die Priester Weihrauchgefätze und hoben Seidenbanner und Pilgerfahnen empor, während andere hinter mir feierliche Hymnen sangen. Das war ein Pomp, daß ich dachte, wenn uns die Hunnenpferde sähen, müßten sie sofort Kehrt machen und sroh sein, mit heiler Haut über die hohen Schneeberge zurückzukommen. Aber so thaten sie nicht. Wir begegneten ihnen aus der großen Ebene des Po. So weit man blicken konnte, war nichts zu sehen als Pferde mit Reitern, die in eiserne Hemden oder auch in Thielfelle gekleidet waren. Der Erdboden erdröhnte von ihren Hufschlägen und die Luft zitterte von ihrem Wiehern, vom Geschrei der Reiter und vom Schall der Hörner, so daß man meine Hymnen gar nicht mehr hörte.

An ihrer Spitze aber schritt ein mächtiger schwarzer Hengst. Der hieß Atilla. Sein Reiter war so mit goldigen Schuppen über und über bedeckt, daß er aussah wie ein vergoldetes Krokodil. Aus seinen blutrothen Nüstern schnaubte dies furchtbare Roß Dampf und, wenn es in Wuth gerieth, sogar Feuer, das die Städte anzündete: darum stiegen auch Rauchsäulen auf, den ganzen Horizont entlang, und manchmal schlugen die Flammen empor und der ganze Himmel gegen Norden zu war schwarz. Wo aber seine Hufe getreten hatten, wuchs kein Gras mehr. Diesen Atilla kannst Du übrigens selber sehen, wenn Du auf die Wiese links, mit den großen Weißpappeln, gehst; denn dort grast <r jetzt. Den Asphodelen schaden aber seine Hufe nicht und überhaupt ist er seit jenem Tag weniger furchtbar geworden.

Als wir nun in die Nähe des Ungethümes kamen, fühlte ich wohl, wie der Papst auf meinem Rücken zitterte; und die Kardinäle wollten mich zurückhalten, denn sie waren mit Recht um meine Sicherheit besorgt. Ich aber trat beherzt hervor und stellte mich ihm gegenüber und sah ihm fest in die Augen, Diesen ruhigen Blick erhabenster Majestät vermochte der schnaubende, stampfende Barbar nicht auszuhalten: er drehte sich alsbald, ging nordwärts zurück und ihm folgten die unzähligen Hunnenrosse. Also habe ich Italien und meine Ewige Stadt vor dem Untergang geschützt: und deshalb siehst Du mich mit Recht geehrt. Das war der große Tag meines Erdenlebens! Wer einen solchen Tag gehabt hat, lebt durch die ganze Ewigkeit. Aber das wirst Du freilich nicht verstehen können."

„O doch!" sagte das Eselein. „Ach, ich verstehe Dich so gut! Habe ich doch selbst solch einen großen, schönen Tag erlebt, den ich gewiß nie vergesse."

„So? Das wird was Herrliches sein! Aber warum erzählst Du denn nicht?"

„O, davon erzähle ich gern, wenn Du hören willst."

„Warum nicht? Ich habe gerade nichts vor."

„Du mußt wissen", Hub das Eselein an, „daß ich in einer Mühle bei Jerusalem lebte, das eine sehr heilige Stadt ist."

„Ich weiß", sagte das Maulthier. „Nicht so heilig wie mein Rom, aber doch heilig genug. Was wars also mit der Mühle?"

„Die Mühle wurde von zwei blinden Maulthieren gedreht und ich mußte jeden Tag mit den Mehlsäcken nach Jerusalem traben; des Müllers Knecht setzte sich auf und schlug mich immer furchtbar mit seinem Stock und Das that so weh. Ich war mager, denn ich bekam nur wenig zu essen; und sein Stock hatte solche große Kräften. Das that weh! Dich hat man wohl nie geschlagen?"

„Als ich noch ganz jung war, ja. Das gehört zur Erziehung", versetzte das Maulthier mit Würde. „Na also? Was Du da berichtest, klingt nicht nach etwas sehr Großem."

„Eines Tages geschah es (ein Feiertag wars und ich graste hinter der Mühle, wo schöne Disteln wuchsen, die Artischocken glichen) . . ."

„Artischocken!" rief das Maulthier entrüstet. „Die essen bei uns die Kardinäle."

„Es waren auch keine richtigen Artischocken, aber sie schmeckten köstlich; ich habe nie solche Distelknospen gefressen."

„Ach so", lachte das Maulthier, „da haben wir also Deinen schönen Tag: ein leckerer Schmaus!"

„Nein!" fiel das Eselein erschrocken ein. „Ich erwähnte Das nur, weil an dem Tage Alles so wunderbar schien. Da kamen nämlich zwei Männer, die ähnelten

gar nicht des Müllers Knechten, und führten mich fort; bis zur Staße von Jerusalem. Dort standen noch mehr Männer. Einer von ihnen war sehr schön und mir schien, daß sein Gesicht strahle. Zu ihm wurde ich geleitet; er streichelte mich und redete sanft zu mir. Sonderbar! Ich hätte nie geglaubt, daß eine Menschenstimme so klingen könne. Das kitzelte mir im Ohr. Dann legten sie einen Mantel über mich und er setzte sich auf. Ach, wie leicht war er! Und so gingen wir nach Jerusalem. Dort waren alle Leute auf den Straßen, und wo ich ging, breiteten sie Kleider aus und wedelten mit Palmenblättern und sangen und jauchzten . . ."

„All Das thaten sie Dir zur Ehre?" rief das Maulthier zweifelnd.

„O nein! Wie sollten sie mich ehren? Um des mil)en, schönen Mannes willen, den ich trug, thaten nes."

„So!" Das Manlthier schien beruhigt. „Na, und was dann weiter?"

„Ja, weiter ist nichts zu erzählen. Nachher kam ich wieder in die Mühle und wurde geschunden und schleppte mich zuletzt ganz zu Tod: mitten auf der Straße blieb ich liegen, und als ich zu mir kam, war ich hier. Und da hatte ich diesen Glanz um meinen Kopf und alle Thiere knieten vor mir. Das war mir schrecklich unangenehm, denn ich schämte mich so und den Kopf durfte ich anfangs gar nicht rühren; aber man gewöhnt sich daran. Nur möchte ich gar zu gern wissen, warum Das geschieht. Meinst Du, daß es vielleicht wegen des Tages von Jerusalem ist? Manchmal denke ich mirs; aber ich habe doch gar nichts gethan, ich habe mir kein Verdienst erworben wie Du. Was meinst Du?"

Keine Antwort kam und das Eselein durste gar nicht aufsehen; das Grauthierchen erwartete, daß es das Maulthicr hart anfahren, ihm wohl gar einen Fußtritt versetzen werde, denn es hatte gewiß sehr dumm gefragt. Als es sich aber endlich erdreistete, aufzublicken, war der Gefürchtete nirgends zu sehen. Und man sagt^ das Maulthier zeige sich seitdem nie an Stellen, wo das Eselein grast.

Buddhas Pferd.

In den Thieren wie in den Menschen ist eine Ader, die zur Verehrung treibt. Dies zeigte sich, als in ihrem Elysium das Verlangen laut wurde, ein Thier möge heilig gesprochen werden und von allen Anderen gebührende Ehrenbezeugung erhalten. Zu diesem Zweck wurde im Pantheon eine Wahlversammlung abgehalten. Kandidaten waren: der Esel, auf dem Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt, das Kamel, das bei der Hedjira Moyammed aus Mekka trug, und das weiße Maulthier, worauf Papst Leo ritt, als er Atilla zum Rückzug zwang.

Man stritt hin und her. Plötzlich erhob sich über die bewegte Menge ein mächtiger Elephantenrüssel, trompetete laut und krümmte sich zu einem Fragezeichen. Der Löwe des Androkles, der das Präsidium hatte, ertheilte das Wort dem ehrwürdigen Elephanten Ratnapala und fügte gleich hinzu, daß nun wohl ein neuer Bewerber auftreten werde. „Denn wie mir eine Gazelle aus dem Heiligen Hain zu Benares, ws der Buddha seine erste Predigt hielt und das Rad der Lehre ins Rollen brachte, zuflüstert, wurde Ratnapala einst von bösen Menschen auf den Buddha gehetzt, ließ sich aber durch den Blick des Heiligen zähmen und starb bald danach aus Kummer, weil er den besten aller Menschen nicht mehr sehen konnte."

„Wohl bin ich Der", sagte der Elephant Ratnapala, „aber fern sei es von mir, eine solche Ehre zu begehren, da doch das heiligste aller Thiere ohne Zweifel Buddhas Pferd Kantaka ist."

Und so wurde beschlossen. Der indische Lokalpatriotismus entschied. Denn
jeder Redner, der für Esel, Kamel oder Maulthler eintrat, wurde von den Ele-
phanten übertrompetet und von den Tigern niedergebrüllt, zumal der Löwe, aus
vetterlichen Gefühlen, die Tiger nie zur Ordnung rief. Kam Einer aber schließlich
doch zum Wort, dann wurde er von den Schlangen ausgezischt.
„Wo ist aber Kantaka, daß wir ihn ehren können?" fragte der Löwe.
Niemand wußte es.
„Kantaka zu finden, kann nicht schwierig sein", sagte der ehrwürdige Rat-
napala, „denn vor allen anderen Pferden ist er ausgezeichnet, das edelste Roß, das
unser Jndusland gebar: breit rückig ist er, mit quadratischer Brust, mit starker Mähne
und langem Schweif, kurzhaarig und mit kleinen Ohren, hat Weichen wie die eines
Hirschen und einen Kopf gleich dem des Papageienkönigs, mit hoher Stirn und
klauenförmigen Nüstern, nach Drachenart schnaubend. Also ist das Roß Kantaka."
Auf den Asphodelenwiesen Pantheons grasten viele edle Rosse, von dem
braunen, breistirnigen Bukephalos und von Caesars Pferd an, dessen Huf wie eine
Hand gefingelt war, bis zum Fliegenschimmel des Alten Fritz und zum weißen
Araber von Waterloo; aber ein Thier, wie es der Elephant beschrieben hatte, war
nicht da noch hatte je Einer davon gehört.
Nun meinte Ratnapala, das Roß sei gar nicht im Pantheon, sondern grase
aus Demuth auf irgendeinem entlegenen Gefilde Elysiums unter gewöhnlichen braven
Gäulen. So wurde denn das ganze Elysium, dann die ganze Unterwelt durchsucht.
Aber die Gazelle aus dem Heiligen Hain zu Benares erhob ihre kleine
Stimme und machte eine hohe Versammlung darauf aufmerksam, daß Kantaka
sehr wohl wiedergeboren sein könne; man müsse also auch die Oberwelt durchsuchen.
Sofort wurden alle Pferde, die auf der Erde noch Verwandte hatten, beauftragt,
sich mit dieser Sippe in Verbindung zu setzen. Daher kommt es, daß, wenn die
Leute nachts ausfahren, die Gäule oft plötzlich still stehen und nicht weiter-
wollen. Denn sie werden von den Gespenstern ihrer Verwandtschaft ausgefragt.
Noch immer tagte die Versammlung im Pantheon. Sie hatte sich in Per-
manenz erklärt, bis Kantaka gefunden sei.
Da sprach der Löwe: „Ist Niemand hier, der uns nähere Auskunft über
Kantaka geben kann? Damit würden wir in würdiger Weise die Wartezeit ausfüllen."
Ein brauner Pudel meldete sich zum Wort.
„Ich ertheile das Wort dem Pudel Atman", verkündete der Löwe.
Von dem heiligen Namen Atman (im Sanskrit das Selbst, das höchste Wesen)
begeistert, riefen die indischen Thiere lauten Beifall. „Atman Bravo! Atman hoch!"
brüllte/trompetete und zischte es aus allen Ecken. Und der ehrwürdige Elephant Rat-
napala hob den Hund in seinem Rüssel empor und setzte ihn auf seine breite Stirn,
damit er, von diesem erhabenen Podium aus, von Allen leicht verstanden werden könne.
Und der Pudel Atman Hub,an: „Hochverehrliche ti^^c)^«??«^! Allerdings
bin ich in der Lage, Ihnen sehr interessante Mittheilungen über das Pserd Kan-
taka zu machen. Denn ich erinnere mich noch, als ob es gestern gewesen wäre,
wie mein hochseliger Herr, Dr. Arthur Schopenhauer, seinem jungen Freund, Herrn
Bähr aus Dresden, die Legende erzählte. Dieser Bähr ist, wie mir ein Enkels-
enkel aus Dresden mittheilt, kürzlich daselbst verstorben, als hochbetagter Justiz-
rath, dem Meister und der Lehre treu wie ein Hund. Also es war eine späte

Nachmittagsstunde in der behaglichen Wohnung an der ‚Schönen Aussicht' (beiläufig sei hier die wirklich krämerhafte Pietätlosigkeit, daß ein Raum, in dem Welt« erleuchtende Gedanken geboren wurden, zu einem gemeinen Laden gemacht worden ist, wie mich ein frankfurter Mops versichert, strengstens gerügt; da reicht eine Gedenktafel an der Wand nicht aus; die bekommt heute ja jeder Kathederesel. Wau!) Also in dem jetzt solchermaßen profanirten Raum erzählte mein Herr an jenem Nachmittag, der mir jetzt doppelt denkwürdig ist, wie der edle Prinz Siddharta, alias Buddha „der Erleuchtete", mitten in der Nacht sein Pferd Kantaka sattelte und seinen väterlichen Palast in aller Heimlichkeit verließ, um als Einsiedler dem Elend des Lebens nachzudenken (denn es ist wirklich, wie sie sagen, ein Hundeleben!) und den Weg zu finden, der aus diesem Elend hinausführe. Dabei streichelte er ihm den Hals und küßte ihm die Nüstern, die, wie wir soeben von dem ehrwürdigen Ratnapala vernahmen, klauenförmig waren, und sagte: ‚Schon lange Zeit bist Du im Leben und im Tode da; jetzt aber sollst Du aufhören, zu schleppen und zu tragen. Nur diesmal noch, o Kantaka, trage mich von hinnen; wenn ich die Erleuchtung erlangt haben werde, werde ich Deiner nicht vergessen, sondern auch Dich erlösen/ O, sie ist schön, die heilige Legende vom Buddha, rief der Meister leuchtenden Auges, in tiefster Rührung, und zeigte mit lebhafter Handbewegnng nach dem gerade von den letzten Sonnenstrahlen beleuchteten Buddhabild auf der Eck-Konsole, dem Aergerniß unserer Haushälterin, Mamsell Schnepp, die ich oft angeknurrt habe, wenn sie auf unehrerbietige Weise dem Heiligen einen Wischer mit dem Staubbesen gab und ihn einen garstigen Götzen nannte. Wobei ich Hem prineipio ‚äe mortuis »il nisi dsQs' folgend) nicht verschwiegen haben will, daß besagte Schnepp übrigens eine gute Person war, mich in meinen alten Tagen treu gepflegt und nicht einen einzigen der mir vermachten zweihundert Gulden unterschlagen hat, was bei einer Frauensperson viel heißen will. Auch weiß ich noch heute, wie sie weinte, als wir mehrere Jahre nach dem Nirwana des Meisters auf der Straße in Heidelberg, wohin wir übergesiedelt waren, Stadtrath Beck aus Frankfurt trafen, der, wie ich höre, noch im Fleisch ist und kürzlich das Goethefest mitmachte, und von dem Seligen sprachen. Ja, sie weinte, die gute Seele..."

Der Pudel Atman versank in Erinnerungen an alte Tage und schwieg.

In diesem Augenblick kam die Botschaft, die ganze Oberwelt sei vergeblich abgesucht (denn was dort hundert Jahre ist, Das ist im Elysium kaum eine halbe Stunde). Aber auch im Elysium war das Pferd offenbar nicht. Und eine große Enttäuschung bemächtigte sich der Versammlung.

Aber die Schlange, die einst Kleopatra aus dieser Welt befreit hatte und in die egyptischen Mysterien eingeweiht war, erhob sich auf dem Schwanz, blähte die Haube auf und spielte mit der geklüfteten Zunge, als ob ein Gaukler ihr Zaubcrmelodien vorflölete.

„^spis ^IsoMti'Ao scheint uns eine Mittheilung machen zu wollen", sagte der Löwe. Sofort trat Todesstille ein.

„Kantaka muß in der Götterwelt sein", flüsterte die weiße Schlange. „Das hat ihm sein Herr versprochen."

Sicher: so mußte es sein. Wie aber einen Boten nach der Götter Welt schicken? Nun war ein Adler da, der hieß Punikus. Das war der Adler, der einst zwischen den mit Palmen bewachsenen Dünen von Hadrmnet mit dem neunjährigen

Hcmnibal gekämpft hatte und vom zukünftigen Besieger Roms erwürgt worden
war. Selbiger war ein entfernter Verwandter von Jupiters Adler. Der bot sich
nun an, die Fahrt nach der Götterwelt zu unternehmen.
Er flog neun Tage und neun Nächte und kam dann zu den lichten Höhen,
wo die alten seligen Götter wohnen. Zunächst sah er fast nichts, denn der große
Glanz blendete ihn. Der Adler Jupiters aber kam ihm freundlich entgegen.
„Lieber Vetter, was führt Dich herauf in die Götterwelt?"
„Ich bin ausgeschickt von der großen Wahlversammlung in Elysium", ant-
wortete Punikus, „um das Pferd Buddhas, Kantaka, zu finden, das wir verehren
wollen. Es muß sich hier in der Götterwelt aufhalten, denn es ist weder bei uns
noch in der Oberwelt."
„Was ist mit dem Pferd Kantaka? Wie sieht es aus?" fragten zwei schöne
Jünglinge, die dabei standen.
„Das Pferd Kantaka", antwortete Punikus, „ist das stolzeste Roß, das Indus-
land je gebar. Brsitrückig, mit quadratischer Brust, Weichen wie die eines Hirsches
und einem Kopf gleich dem des Papageienkönigs, mit hoher Stirn und klauenförmigen
Nüstern, nach Drachenart schnaubend. Also ist das Roß Kantaka. Und als in
der Nacht der Flucht sein Herr, der Prinz Siddharta, Kantaka sattelte, sprach er
zu ihm und sagte: ,Schon lange Zeit bist Du im Leben und im Tode da; jetzt
aber sollst Du aufhören, zu schleppen und zu tragen. Nur diesmal noch, o Kantaka,
trage mich von hinnen; wenn ich die Erleuchtung erlangt haben werde, werde
ich mich Deiner erinnern und Dich erlösen/"
„Ein schönes Pferd hast Du uns da geschildert", sagte ein Jüngling.
„Das muß man sagen, Kastor, und ein kluges dazu", sagte ein langbärtiger
Mann, der sich, einen Dreizack in der Hand, genähert hatte. „Denn auch wir kennen
zwar Pferde, zu denen man sprechen konnte wie zu Menschen, als da waren Xanthos
und Balios, die Rosse des Achilleus, von denen das erste gar einmal selbst ge-
sprochen und seinem Herrn den Tod vorausgesagt hat."
„Freilich sprach das Roß", bestätigte eine schöne Frau; sie saß auf einem
goldenen Thron neben einem ehrwürdigen Mann, dessen schwarze Locken sich mit dem
wallenden Bart mischten. „Xanthos sprach; ich selbst verlieh ihm die Kraft der Rede."
„So thatest Du, o Tochter des gewaltigen Kronos", antwortete der Mann
mit dem Dreizack. „Doch was diese Helden zu ihren Pferden sprachen, war stets
leicht verständlich und so waren auch die Worte des Xanthos, wenn auch voll von
^prophetischem Sinn. Was aber dieser Prinz seinem Pferd Kantaka sagte, versteh-
nicht einmal ich, ein Gott. Wahrlich: solch ein Roß möchte ich sehen."
Und ringsum nickten die Götter und murmelten beifällig; denn die Götter
lieben alles Geheimnißvolle.
„Seid unbesorgt!" sprach ein herrlicher Jüngling, dessen Haar goldiger als
Gold glänzte. „Ich schaffe Euch das Roß her; meinem Blick kann das Wunder-
thier nicht entgehen."
„So, lieber Vetter, nun bist Du geborgen", sagte der Götteradler. „Das
war Helios. Der fährt jeden Tag mit dem Sonnenwagen und sieht Alles, was
auf den Wegen der Menschen und der Götter ist. Und sieh: da kommt Ganymed
mit der Nektarschale! Laßt uns trinken und uns gütlich thun!"
Und der Adler Punikus soff Nektar, bis alle Götter und Göttinnen vor

seinen Augen tanzten. Und er sprach mit seinem erlauchten Vetter von Rom und Karthago und von dem furchtbaren Hannibal. Er meinte, kaum eine Stunde set vergangen: da stand der strahlende Jüngling wieder vor ihm und schüttelte seine goldigen Locken. „Sie haben Dir mit dem Pferd Kantaka ein Märchen aufgebunden", sagte er. „Denn ich habe das Thier nicht gesunden."
Dann legte sich eine dunkle Hand aus seine Schulter. Wie wenn der Mondschatten ein Stückchen von der Sonnenscheibe abschneidet: so wars, als sich diese Hand auf des Helios Schulter legte.
Der Adler Punikus blickte auf und sah eine große, seltsame Gestalt, dunkel wie die Nacht. Wie der Leib eines Pestkranken über und über mit Beulen besät ist, also war dieser nachtdunkle Leib über und über mit Augen besät und diese Augen blinzelten nicht: wahrlich, sie blinzelten nicht. Da erschrak der Adler Punikus^ daß seine Federn sich sträubten. Denn Wohl hatte er den stierköpfigen Baal-Moloch gesehen, wie er auf dem Khamonplatze zu Karthago vom Mittag bis zum Abend mit seinen ehernen Händen lebendige Kinder in seinen glühenden Bauch hineinschaufelte; und auch die syrische Artemis mit dln hundert Brüsten und mit Lenden und Schenkeln bedeckt von allen Thierformen, die da lausen und kriechen und fliegen und schwimmen, und Anubis mit dem Hundegesicht; diese und noch viele andere furchtbare und seltsame Gottheiten hatte er in seinem Leben geschaut; Dieses hatte er sich aber nie träumen lassen.
„Du, Helios, kannst den Kantaka fnilich nicht finden", ertönte uun eine Stimme; die war nicht wie die eines Menschen. „Denn nur was von der Sonne aus sichtbar ist, siehst Du. Was in der Götterwelt wohnt, auf den Götterwegen sich rührt oder ruht, wirst Du gewahr. Ich aber sehe so aus und sehe auch anders aus. Denn mein feiner Leib ist der Aether, ist der Raum, der unbegrenzte, unermeßliche, und die unzähligen Sterne sind meine Augen. Was immer nur im Raum wohnt, was auf seinen Wegen sich rührt oder ruht, was dem Raum eingewebt, mit ihm verwachsen ist, bleibt mir nicht verborgen; was von den Sternen aus sichtbar ist, erblicke ich. Und so wahr ich Varuna heiße: das Roß Kantaka will ich ausfindig machen, weil es meinem geliebten Jndusland entstammt." Also sprach diese Gottheit.
Dann flog der Adler Punikus wohlgemuth von dannen. Und als er Elysium wieder erreichte und im Pantheon ankam, wo die große Versammlung tagte, sprach er: „Ich bringe gute Botschaft. In der Götterwelt ist Kantaka freilich auch nicht. Aber seid getrost: die Sache ist jetzt in den besten Händen. Denn der große Gott Varuna, dessen Leib der Raum ist und dessen Augm die Sterne sind, hat versprochen, das Roß zu finden, und was im Raum ist, kann ihm nicht entgehen."
Die Versammlung tagt nicht mehr. Immer wieder wird die Untelwelt durchsucht, immer wieder die Oberwelt. Hoch vom Sonnenwagen hält Helios Ausschau auf allen Götterwegen und mit unzähligen Sternenaugen durchspäht Varuna den Raum. Kantaka aber finden sie nicht. Denn erlöst ist Buddhas Pferde
Dresden. Karl Gjellerup..

Die Brommy-Brücke.

ichts vermag das Bild einer Sta)t eindringlicher zu charakteristren als der Laus eines Flusses Der Fluß durchschneidet die Stadt, theilt sie in zwei getrennte, durch Brücken verbundene Hälften o)er bildet die Giund-linie, auf der sich die Stadt in scharfumrissener Silhouette aufb2ut. Die Ufer-straßen ziehen sich als reizvolle Promenaden am Wasser entlang, das mit seinem lebhaften Schiffsverkehr dem Auge der Erholung suchenden Spazirgänger ständig wechselte Ausblicke bietet. Die Brücken, die den Flußlaus überspannen, bilden wichtige Cäsuren im Stadtbild und werden ganzen Stadttheilen zu markanten Wahrzeichen. Stadt und Flußlandschaft verschmelzen zu eindrucksvollen Ge-bilden, bedingen einander und der Blick vom Wasser her auf die Stadt wird in vielen Fällen so typisch, daß gerade dieses Bild zuerst in der Erinnerung auftaucht, wenn der Name der Stadt genannt wird. Frankfurt, Dresden Danzig. Hamburg, selbst München sind ohne ihre Flüsse undenkbar. In Berlin kommt die in vielen "schmalen Läufen und kanalartigen Armen die Stadt durch-ziehende Spree nirgends fast zu großer Wirkung. Einmal nur, zwischen Mühlen-damm und Waisenbrücke, erweitert sich der Flußlauf zu stattlicher Breite und bietet mit dem an dieser Stelle besonders glücklichen Architekturbild räumliche Eindrücke von großer Schönheit.

Vermag die als Bauwerk belanglose Waisenbrücke durch die reichen, architektonisch wie landschaftlich w^rthvollen Ausblicke auf den Köllnischen Fischmarkt, den Jnselspeichcr und die Parochialkirche, aus das Märkische Museum und den letzten Neubau Ludwigs Hoffmann, das auf dem Platz der alten Waisenkirche erbaute Verwaltungsgebäude der Städtischen Gaswerle, als inte-grirender Bestandtheil dieses städtebaulichen Ensemble Bedeutung zu gewinnen, so fehlt dem Flußlauf schon oberhalb der Jannowitzbrücke wieder jede Mög-lichkeit, sich innerhalb des Stadtbildes irgendwie bestimmend zur Geltung zu bringen. Der Margel an Uferstraßen und die geringe Breite des Wassers machen die Brücken zu indifferenten Verbindungstücken der Straßenzüge, zwischen tie sie sich schielen, ol.ne an sich oder durch die Ausblicke aus die Flußland-schaft irgendwelches Interesse zu bieten. Und wenn selbst einmal ein langsam dahinireibknder Lastkahn die Blicke der Neugierigen für wenige Minuten fest-hält, so gewährt der schmale Fahrdamm, auf dem die hastenden, einander ausweichenden Passanten sich stoßen, keinen angenehmen Aufenthaltsort.

Daß ein guter Brückenbau selbst einem gleichgültigen Wasser Bedeutung geben kann, hat Alfred Messel mit dem Projekt der Brommy-Brücke gezeigt. Der Entwurf gehört zu den letzten, die der zu früh Verstorbene bearbeitet hat. Die nah dem Stralauer Thor gelegene Brücke ist neben Schinkels Schloß-brücke die schönste Berlins geworden und beweist aujs Neue die lebendige

Theilnahme, die Messel jeder Aufgabe entgegenbrachte. Er fand weder in der Natur der Landschaft noch in der städtebaulichen Situation irgendwelche Anregungen und folgte allein dem Programm des architektonischen Problems. Er überspannte den Fluß mit drei flach gewölbten massiven Steinbogen in monumentaler Rustikaquaderung und gab dem Fzhrdamm als Geländer eine niedrige geschlossene Steinbrüstung. So führt er das Auge des Beschaue? s, der die Brücke innerhalb des Raumganzen beirachtet, an der leise schwingenden Umrißlinie von Ufer zu Ufer und vermeidet den Fehler, den Stahn bei der oberhalb gelegenen Obelbaumbrücke gemacht hat, die mit ihren arkaden« artigen Aufbauten wie eine geschlossene Mauer sich vor die Fernsicht schiebt. Und indem er die Gebote architektonischer Wirkung mit den Zwecken profaner Nothdmft zu verbinden strebte, legte er über den Strompfeilern auf beiden Seiten überdachte Ausgucke an, die, in halbkreisartigem Grundriß vom Fahrdamm zurückgezogen, geschützte Ruheplätze bieten und den Passanten ein vom Fußgängerverkehr ungehindertes Genießen des mit Schiffen und Kähnen belebten Flußbildes gestatten. Die Brommy.Brücke ist nicht reich an architektonischen Kunstformcn Sie hat nur an wenigen Punkten (in den Schlußsteinen der Brückenbogen und in den Puttengruppen der Eingänge) bildhauerischen Schmuck von der Hand Taschners erhalten; aber sie ist eine charaktervolle architektonische Schöpfung geworden, weil ihr Meister das Notwendige mit Begeisterung that und neben dem Nützlichen auch das Schöne wollte. Das eben ist die Kunst dir ganz Großen, daß sie ohne Beiwerk daS Typische treffen.

Walter Kurt Behrendt.

Ein neuer Syriker.

HFWenige l.sen heute Lyrik. Sie ist in Mißkredit gerathen. Nicht so sehr durch ihren Verfall in den Tagen der Goldschnittler und Butzenscheibler, dcr Geibel un) Baumbach, sondern gerade durch die neue literarische Bewegung, die vor einem Vierteljahrhundect eingesetzt und ein paar lyrische Sturm- und Dranggenies, gleichsam ihre eigenen Tyrtaeen, gezeugt und emporgerifsen hat. Naturalismus und Neuromantik (richtiger: die durch die moderne Naturwissenschaft nicht geschaffene, aber neu und stärker denn je belebte Naturmystik) hat der eigentlichen Lyrik, der Gestaltung unsagbarer, schwebender, willensmäßig weder ruf- noch bannbarer Gefühle den Boden abgegraben. Denn diese Naturmystik ist (als Lehre vom „Milieu" bei den Naturalisten, als „Leben der Dinge" bei den Neuromantikern; Beides ist aber das Selbe) in Epik und Drama eingedrungen, hat diese auf willensbewußte Vorgänge und Vorgangskreuzungen gestellten Formen bis zur völligen Aufsaugung dcs Willensträgers, des Men-

schen, verseucht und so in Grund und Boden zerrüttet: aus ihnen weiter nichts als Ablagerungplätze für unzergorene Lyrik gemacht. So ist es denn nur natürlich, daß in einer Zeit, die verirrte lyrische Begabungen ersten Ranges wie Keyserling und Schmidtbonn als Novellisten und Dramatiker feiert, ihre Werke, die nichts sind als in falsche, fremde, alle Gefühlsintensität vernichtende Formen gegossene Lyrika, Hymnen und Balladen, mit einem besserer Dinge würdigen Aufwand an Zeit und einer schier heroischen Verachtung der aus ihrer Deformirunz resultirenden Langeweile immer wieder liest und hört, daß in einer solchen Zeit die wirkliche Lyrik in den Hintergrund geschoben und dort zu einer versprengten Tummelstätte für die Eitelkeit erotisch vorübergehend afsizirter Jünglinge oder im besten Fall zu einem Laboratorium für die Entdeckerfreuden der Feinschmecker geworden ist. Und eben so natürlich ist (und man vermag es darum nicht ernsthaft zu beklagen), daß ein Buch, das die besten Traditionen der deutschen Lyrik wieder ausnimmt und den Faden der Entwickelung, wo er abriß, etwa bei Dehmel und Dauthendey, weiter spinnt, in den zwei Jahren, seit es erschien, nur von wenigen Kennern in seinem ganzen Gehalt gewürdigt worden ist und sein Dichter noch nicht allgemein mitgenannt n^rd, wenn die Wenigen aufgezählt werden, auf deren Augen die Zukunft der deutschen Dichtung steht.

Der Dichter heißt: Ernst Llssauer; sein Buch: „Der Acker" (bei Hugo Heller in Wien ists erschienen). Nicht wunderkindhaft fertig, nicht mit dem barocken Dilcttantenwunsch, sich selbst Anfang und Ende zu sein, tritt Lifsauer auf. Seine Kunst ist nichts wto eoslo von allem bisher Gewesenen Verschiedenes und prätendirt es auch nicht. Sie knüpft völlig bewußt an. Und zwar, wie ich schon sagte, an die besten Traditionen. Mauers Meister sind Mörike und Meyer. Aber wie knüpft er an sie! Wie frei von aller Epigonenatt, wie selbstsicher, ja, selbstherrlich! Ihre Kunst ist ihm nur Lehre und letztes Siegel der Bestätigung. Nichts stammt von ihnen; der Erlebensprozeß von Inhalt und Form ist durchaus eigen; aber Beide (besonders die Form) sind an ihnen orientirt, durch sie geläutert. Auf Eduard Mörike geht die elastische Auflösung der Strophe zurück, an seinen silbergefpinnstfeinen, feengebildhaftzarten Versen ist das in Luft Gewiegte, vom Sonnenlicht Durchwebte, das vielen Liebem Lissauers cigenthümlich ist (Schlummerlied, Weglein, Lied des Mittags) zur Bollendung gebildet. Von Konrad Ferdinand Meyer rührt die sirnhafte Klarheit des Gedanklichen her, an ihn erinnern die Bildwucht und die strenge Würde, mit der jedes Wort seinen zugemessenen Platz einnimmt. Aber nicht, wie bei Stefan George etwa, wählt sich pretiös-priesterliche Geberde einen schwerfaltigen und schwerfälligen Ornat, sondern eine keusche, an ihrem Gefühl erstarkende und erreifende Männlichkeit schafft sich ein straffes, herbliniges Gewand. Denn wenn die Strenge der Form bei Stefan George zu einem großen

Theil Pose, zu einem anderen rein theoretische Reaktion und nur zu einem
sehr kleinen durch seine Inhalte gefordert und begründet ist, also durchwegs
von außen kommt, so wächst sie bei Liffauer stets von innen her; der Geist
dieser bestimmten Gefühle ist cs, der sich diesen bestimmten Körper baut.
Dieser Dichter lebt sich ja nicht einseitig aus in seinen Versen; mit jeder
Strophe knüpft er sich ein in Beziehungen zu allem Lebendigen:
Ost bringt mein Blick gleich einem Wanderwind
Mir heim das Licht, den Duft, das Glück der Weite.
Dann ist es mir, als ob wir Wege sind.
Mit jedem Gedicht gewinnt er ein neues Verhältniß zur Unendlichkeit:
Dies ist mein Land, geebnet, braun und breit.
Aus Grund an Grund gebaut, weithin gelagert ruht die große Sicht.
Wir wandern nach dem Horizont.
Die Erde unter uns birgt Brot; die Lust ist schwer von Schollenlicht.
Nun fühlen wir der Erde Poren sacht sich weiten.
Wir hören tief das Blut der Acker kreisen.
Der Brodem ihrer Leiber steigt um unser Schreiten.
Wir spüren tief das Leben, über dem wir reisen.
Ein jeder Schritt verwurzelt uns dem unten weit gefügten Land.
Ein jeder Schritt bebt in den Boden fortgebebte Kraft.
Wir wandern in das weite Land unb wandern in das tiefe Land.
Wir wurzeln in dem Weg; wir wohnen in der Wanderschaft.
Das Heimathgefühl auf der Erde, das in diesem Gedicht sich so hinreißend
ausspricht: Das ist der tiefste Gehalt dieser Dichtung, daS Ganzeigene, das
Ganzneue, das im allerbesten Sinn Ganzmoderne. So wie bei Liffauer ist
noch nie Zarathrustras Forderung, daß die Erde des Menschen werde und
der Erde ein Menschensinn, erlebtes Gefühl und fichtbare Gestalt geworden,
nie vorher so Nietzsches Liebe zu Kindern und Kindeskindern und das, man
möchte sagen, darwinische Wissen um den Weg des Menschen. Zum ersten Mal
spricht in Gebilden von überzeitlicher Dauer ein Mensch, der weiß, woher er
kommt, und weiß, wohin er geht, ein Wandernder voll Tapferkeit („Ich scheitere
lieber an Wegeswende, bevor an Zielen mein Weg zerbricht"), ein AhaSver
aus eigener Kraftvollkommenheit, der, eben darum, voll Sicherheit den Kreis
des Horizontes ummißt. („Ich wandere nicht, ich kehre nur zurück"). Zum ersten
Mal fingt hier Einer, den die Helle und Klarheit des Jahrhunderts nicht
mehr schreckt und schwert, der nicht feig die Folgen seines Wiffens um Ver-
gangenheit und Zukunft von sich weist, nicht schwach die Dienstschaft an
Mensch- und Allheit von den Schultern wirft; sondern dem gerade das Wissen
um „die letzten Lande" Ruhe und Gefaßtheit giebt, den zunächst vor ihm
liegenden Grund urbar zu machen. „O Glück der harrenden Gelände!", heißt

Ein neuer Lyriker.
eS einmal. Urbar wird die Erde gemacht, wartenden Geschlechtern; wir, die
wir jetzt leben, wir sind damit nur die Knechte der Fernsten; „hoch hinter
jedem Schritt wächst reife Saat", aus der Enkel und Enkelsenkel „glänzen-
des Brot" backen und „brennenden Wein" pressen werden. Wie Lieder, die
Knechte sich bei der Arbeit singen, um sich zu ermuntern und anzueifern, klingen
Lifsauers Stiophen oft.
Dieser Grundwille ist heute so unendlich werthvoll, weil kaum noch
erhölt: freiwillig Knecht zu sein; und noch mehr dieses Grundwissen: Ahne
zu sein, nicht Erbe; anzubauen, nicht abzuernten. Wovon Walt Whitman in
endlosen, bramarbasirenden Apostrophen predigte und prophezeite, worum Richard
Dehmel in wildkämpferischen Strophen sich wundrang, davon wird hier mit
Selbstverständlichkeit schlicht und ruhevoll gesagt. Ohne Dehmels glühend
wüthende Rhythmik, aber auch ohne seine auftrumpfende Rhetorik; ohne Whit«
manS Wortschwall, aber mit gleich weit ausladendem Pathos.
Schwer und geräumig sind diese Verse hingebaut, wie dorische Tempel.
Oft gehen sie langhin, als wenn es gälte, sich durchzusetzen bis an die Grenze
des Athems; und dann werden sie, zumal im Wechsel mit kürzeren, von einer
gedrungenen Wucht, die in der Wortkunst nie bisher «reicht worden ist, die
nur vergleichbar ist der Form allermodernster Maschinen und Konstruktionen:
Lokomotiven, Brücken; etwas bei aller Ehernheit fast Elegantes und tief Le-
bendiges aber macht sie schwingen und zittern. „Der Horizont, das breite Land
verwandeln sich in Helligkeit und ziehen ein und werden unsere Gäste sein":
dieser machtvolle und dabei rhythmisch und vokalisch doch sehr fein differenzirte
Vers steht in einem „Hymnus", der nach der Ausgabe des „Ackers" veröffent-
licht worden ist. Dieses Gedicht, dessen brausender Alljubel das „Seid um-
schlungen Millionen" Schillers mit der ganzen Bild-, Wort- und Klangmacht,
die die letzten Jahrzehnte uns geschaffen haben, wiederholt, giebt die Gewähr,
daß die Kraft des jungen Dichters wächst, und läßt die Hoffnung erwachen,
daß wir endlich wieder einen Lyriker erhalten, der nicht sein eigener Epigone
wird. So ziemlich alle lyrischen Dichter dieser letzten Jahrzehnte haben, wenn
sie einmal ihren Ton gefunden hatten, diesen bis zum Ueberfluß, ja, bis zum
Ueberdrutz wiederholt; haben die einmal entzündete Flamme leichtsinnig brennen
und brennen lassen, bis sie schwelte und rußte und dumpfigen Dunst ver-
breitete; keiner war der Warnung des letzten ganzgroßen Lyrikers, des letzten
großen Dichters, den Deutschland besessen hat, eingedenk: sie zu hüten.
mit heiliger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt."'
Harry Kahn.

Gedichte.

Das Tagebuch.

Auf dem Umschlag meines Tagebuches
(Meiner Einsamkeit phantastischer Chrom!)
Schiebt in seinen schweren Holzschuhkähnen,
Unterm Arm den dicken rothen Schirm,
Emsig vorgeneigt ein Bauersmann
Ueber Land.
Ich übersah ihn lang.
Aber jüngst, vo:i einem Balle kommend.
Abgespannt vom Zwange der Verstellung
Und verlegenem Beiseitestehen,
Fing ich in der Schrift zu blättern an . . .
Groß und größer wurden meine Augen:
Welch himmelweit entlegene Welt!
Viel zu denken gab ich selber mir
Und ich schloß das Buch. Doch von dem Deckel,
Von dem Manne mit dem rothen Schirme
Trennte sich mein Auge plötzlich nicht.
Ja, auch drinnen schritt in jeder Zeile,
Jedem Lied und Traume solch ein Mann
Bäurisch-weltfern, unterm Arme
Den absonderlichen rothen Schirm,
Seinen Feldweg.
Klarheit
Ging mir auf, warum den Menschen ich,
Sie befremdend mir und keine Brüder:
Meinen rothen Schirm belächeln sie.

Die Masken.

Mit der Robe des Scholaren
Bin ich eben angethan
Und sogleich in finstren Scharen
Strömt ein Maskenvolk heran.
Weißer Augenschlitze Schimmer
Grinst aus tausend Larven vor.
Von dem vollgepfropsten Zimmer
Bis zum Hof hinaus ans Thor.
Und in weißen Handschuh« strecken
Sie verschloßne Briefe dar;

Gedichte.
Und ich soll den Sinn entdecken
Jedes Briefs der schwarzen Schar.
Ist dem Vordersten willfahren,
Rücken Die dahinter ein;
Doch Die an der Reihe waren.
Bilden hinten wieder Reihn.
Schwer und schwerer wird die Frage,
Jeder Brief ein Mthsel mehr;
Was ich noch zu sagen wage,
Ausgesprochen, klingt es leer.
Die Verzögrung staut die Menge;
Jahr und Tag ist schon enteilt:
Und der Greis sitzt in der Enge;
Antwort hat er nicht ertheilt.
Viele ungewiß entlassen.
Tausend kommen nicht mehr dran.
Die ich nochmals vorzulassen
Hoffte, stehn noch hintcnan:
Unerrathne Fragenfülle,
Hinter Larven, schwarz vermummt,
Bis ich, eine hohle Hülle,
In dem Stuhle selbst verstummt.
Dann befrein mit einem Male
Alle Masken das Gesicht,
Stehen strahlend in dem Saale
Um mich, — und ich seh' es nicht.
Leo Sternbera/,
Eros. Gedichte. Verlag von Fritz Eckardt in Leipzig.
Geburt.
In den erdenniedren Räumen
Schrittest Du, im engen Tag,
Als ich noch in ewigen Träumen,
Noch am Herzen Gottes lag.
Da verlor sich, da verblaßte.
Was mich wirkte, mich umspann,
Und am Herzen Gottes faßte
Mich die Qual der Sehnsucht an.
Aber durch die Tiefen ahnte.
Spähte ich Dein Dasein auf.

Die Zukunft.
Durch das Lied der Sterne mahnte
Deine Melodie herauf.
Riß das Band, das mich umschürzte?
Einsam war ich und entzweit
Und aus ewigen Höhen stürzte
Ich ins Thal der Endlichfeit.
Frühling.
Ueber den Bergen athmen die Wälder auf.
Die Wolken ziehen wie Heere im Frühlingssturm
Und von der Erde bis zum Monde
Fluthet es von gelösten Wassern.
Ich höre die Slörche rudern, den Kranich ziehn.
Die Lust rauscht auf in endlosem Flügelschlag;
Ueber die zitternden Kreaturen
Bricht das unendliche Heimweh nieder.
Und meine Seele breitet die Flügel aus
Und schwebt und schwindet, findet und läßt Dich nicht,
Und wie der Adler in Sonnenwellen,
Athmet und kreist sie in Deinem Licht!
Auferstehung.
Die Berge schauern. Das Dunkel fällt.
Im heiligen Schwitzen der Dämmerwelt
Versinken Tag und Getriebe:
Das ist die Stunde der Liebe.
Sie tritt aus dem schwindenden Abendbrand,
Sie schreitet von Wolken- zu Wolkenwand,
Ihr Blick ist Traum und Ferne,
Ihr Haar durchrieseln die Sterne.
Und über den Enden des Weltenbaus,
Da schüttet sie ihre Ströme aus
Und ihre Stimme ist stark und weit:
,Kommt her zu mir, die Ihr durstig seid!'
Und drunten werden die Gassen roth.
Es wirbelt und wirrt in den Thälern der Noth
Und Schatten flehen und winken
Und zittern und nahen, zu trinken.
Ihr Blut ist tot und ihr Auge dorrt.
Und sie vergaßen das LebenSwort.
Nun knien sie zu den Bächen
Und trinken und pulsen und sprechen.
Heidelberg. Philipp Witkop.
5

Frühjahrsparade.
ie Börse war im abgelaufenen Jahr munterer und leistungfähiger als die Jn-
<MAö dustne. Kein Papier war zu schlecht, keins zu theuer; jedes fand Absatz.
Die Sarmstädter Bank sagt in ihrem Bericht, das Effektenkommissiongeschäfr sei „oft
nur mit Aufbietung aller Kräfte zu bewältigen" gewesen; und die Dresdener Bank:
die Lebhaftigkeit des Effektenhandels (auch in nicht an der Börse notirten Werthen)
habe die Kurse vielfach bis auf eine Höhe getrieben, bei der „die erwartete befsei e
Konjunktur ziemlich escomptirt erscheint". Die Angestellten hatten mit den Auf-
trägen bis in die Nacht zu thun; und für die „an den großen Börsenplätzen ge-
leistete erhebliche Mehrarbeit wurden außerordentliche Zuwendungen gewährt." Co
sah der Geschäftskreis der Banken anrio 1S09 aus. Die Berliner standen natürlich
im Mittelpunkt. Man spricht noch immer von neun Großbanken, obwohl sich einzelne
Provinzriesen in die Reihe gedrängt haben und Rheinisch-Westfälische Diskonto-
gesellschaft und Allgemeine Deutsche Kreditanstalt eigentlich vor die Nationalbank
für Deutschland und die Kommerz- und Diskontobank gehören; aber die Provinzialen
sind meist so eng mit den Großbanken verbunden, daß man sie kaum noch als selb-
ständige Institute zählt. Bemerkenswerth ist, daß die Deutsche Bank Aktien der Du's-
burg-RuhrorterBank,dieDiskontogesellschaftAktien der Süddeutschen Diskontogesell-
schast, der Bank für Thüringen und der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt abgegeben
hat. Die Verbindung bleibt; aber der Aktienbesitz war wohl zu groß geworden.
Die Dividendenpolitik zeigt die Verschiedenheit der Temperamente. Die
Dresdener sind sanguinisch. Deutsche Bank und Berliner Handelsgesellschaft be-
harren in würdiger Ruhe. Von der gekünstelten Vornehmheit der Diskontogesell-
schaft hebt sich das frische Draufgängerthum der Nationalbank und die bürge!-
liche Vernunft der Darmstädter Bank ab. Schaaffhausen freut sich der wiederge-
wonnenen Freiheit; die Kommerz- und Dtskontobank sogar der Erinnerung an
Eberbach. Die Mitteldeutsche hatte ihre kostspielige Sensation Willhardt Die kostet
die Aktionäre ein halbes Prozent Dividende, da Direktion und Ausstchtrath den
Muth hatten, 400 000 Mnk des Verlustes den Aktionären vom Gewinn abzu-
ziehen. Einen Muth, um den man die Mitteld mischen nicht zu beneiden braucht.
Bis auf diesen dunklen Fleck zeigte die Dividendentafel nur lichte Stellen. Die
Dresdener Bank gab ein volles Prozent mehr und erreichte das Niveau der Jubel«
jähre 1906/06. Folge der Scheidung vom Schaaffhausenschen Bankverein? Die
Dresdenerin schlägt in ihrem Bericht den stolzesten Ton an. Sie spricht von dem
Zuwachs der ihr „anvertrauten" fremden Gelder; man pflegt dieses Vertrauen
sonst nicht so bengalisch zu beleuchten. Aber im vergangenen Jahr strömten die
Depositengelder nicht so reichlich wie sonst; da darf die Dresdener Bank mit der
Vermehrung um 132 Millionen schon prunken. Und die Hauptsache: „Es ist er-
reicht"; ihr Aktienkapital gleicht fortan dem der Deutschen Bank. Filialen in
Breslau (Breslauer Wechselbank) und in Stuttgart (Württembergische Landesbank);
starke Betheiligung an der Aktiengesellschaft Banque I. Allard & Cie. in Paris.
Die Nationalbank für Deutschland schloß das erste deutsch-französische Banken-
bündniß (OiMit Nodiliei'); Dresden folgt mit dem zweiten Streich. Sie kann sich
Riskanteres lnsten. Der Gesammtumsatz wuchs (um 11 Milliarden) auf fast 7000
Millionen. Aber in der Deutschen Bank Warens 102 000 Millionen (mit dem Um-
satz der Deutsch-Ueberseeischen Bank sogar 116 000); und so ist zwischen Mauer-

straße und Opernplatz noch eine beträchtliche Distanz. Die Deutsche Bank arbeitete mit. 1295 Millionen Mark fremder Gelder (die Dresdener mit 728 Millionen); hat aber keine Depositenzunahme aufzuweisen. Wozu auch? „Ich habe es nicht nö.hi^, meine Bilanz mit der gebräuchlichen Kosmetik zu verschönen. Wenn ich will, kann ich Depositen in Fülle haben; aber ich will nicht. Habe keine Lust, ohne Acqaivalent hohe Zinsen zu zahlen." Das sollte die Welt hören. Drum wurden Depositen auf seste Termine nicht mehr angenommen. Für die Einschränkung des Depositengeschäftes sprachen auch andere Gründe: die Wirkung des Checkftempels (zum ersten Mal in ihrem Leben hat die Bank eine Abnahme ihrer Konten zu verzeichnen, weil viele kleine Rentiers, im Aerger über den Checkstempel, die Verbindung mit der Deposit Masse lösten) und der geringe Reiz, den Anlagen in barem Geld boten. Das Werthpapier drängte jede andere Anlagemöglichkeit zurück. So barg auch der Abschluß der Deutschen Bank sein Sensatiönchen. Bei der Diskontogesellschaft muß man schon von einer Sensation sprechen. Ein Effektengewinn, ter alles bisher Gesehene übersteigt; ein Plus von beinahe 6 Millionen gegen das Jahr 1908. Die Diskontogesellschaft hatte Glück: sie konnte sich endlich von ihrem Popp-Engagsment befreien. Der Verkauf der Aktien brachte 1,88 Millionen. Dieser Extragewinn müßte vom Gefamwtertraz der Effekten abgezogen werden. Dann blieben noch 5^ Millionen, also zwei Millionen nnhr, als das frühere Maximum spendete. Und die Diskontoge,ellschafl stellte nicht nur den Poppgewinn, sondern noch 620 000 Mark mehr in Reserve. RieKssss odli^s. Die Diskontogesellschaft hat mit ihrem Effeklengewinn einen Solawechsel ausgestellt, den sie im nächsten Jahr einlösen muß. Und da diese moralische Anstalt Spekulationgeschäfte in Werthpapieren verschmäht, muß der gütige Zufall ihr wieder Gewinne bringen.

„Stolz will ich den Spanier." Die Handelsgesellschaft hat ihre Dividende nicht erhöht; ist bei den üblichen 9 Prozent geblieben. Karows Fürst enberg möchte cms der Bankaktie ein Renteripapier machen. Deshalb bestimmt er zunächst die Dividende und dann erst die Gewinne. Er konnte ohne Unbequemlichkeit mehr dertheilen. Das weiß jeder Börsenjünglinz. Der Gewinn wird diesmal um den vollen Betrag (1 Million) der Talonsteuer gekürzt (im vorigen Jahr mußte er die halbe Million Emissionkosten für die neuen Avtheile hergeben). Ein halbes Prozent Dividende mehr häite auf 110 Millionen 550 000 Mark erfordert; da wären also immer noch 500 000 Mark für die Steuer übrig geblieben, die erst im Jahr 1912 fällig, wird. Nicht alle Aktionäre werden den vorsichtigen Meister loben; er hat so gut gearbeitet, daß er splendider sein konnte, wird mancher seufzen.

Die Darmstädter Bank erholt sich langsam von den Nachwehen der dernburgischen Regirung. Sie durfte eine Erhöhung der Dividende wagen; denn ihr Effektengewinn kam ins richtige VerhKltniß zum Gesammtertrag. 40 Prozent, wie in Dernburgs Zeit, sinds freilich nicht mehr; aber 25: und diese Ziffer kann sich schon sehen lassen. Die Darmstädterin will ihr Kapital um 6 (auf 160) Millionen erhöhen, den Rest der Aktien der Bayerischen Bank für Handel und Industrie erwerben und aus diesem Institut, an dem sie schon betheiligt ist, eine Filiale (ohne den an eine schlimme Vergangenheit erinnernden Zusatz „Bayerische Bank") machen.

Mit einem gewissen Bangen sah man den Offenbarungen des Schaaffhausenfchen^ Bankvereins entgegen. Das erste Jahr nach der Trennung von der Dresdener Bank; das erste, in dem die Internationale Bohrgesellschaft keine Dividende gab.. Bon ihr hatte der Bankverein im vorigen Jahr eine Million, vor zwei Jahren

sogar vier Millionen empfangen. Trotzdem dieser beträchtliche Zuschuß fehlte, erreichte der Effekiengewinn doch die Rekordhöhe von 4,35 Millionen (1,62 Millionen über dem Pegel von 19L8). Und die Dividende stieg um ein halbes Prozent. In der Nationalbank für Deutschland hat sich der Umsatz, der im Jahr 1908 zurückgegangen war, um 3900 Millionen vermehrt und beträgt jetzt 15 400 Millionen. Die Verbindung mit dem Oöäit UoKilisi- soll große Chancen bieten; man darf auf die ersten Resultate neugierig sein. Die Deutsche Orientbank wird ihre Dividende erhöhen und in Tanger und Casablanca den Frieden fördern. Hoffnungen und Entwürfe. Mögen sie reifen. Das böse Jahr 1907, das zum ersten Mal im Gesamtgewinn einen Effektenertrag vermissen ließ, ist jedenfalls überstanden. Auch bei der Kommerz- und Diskontobank, obwohl die Norddeutsche Zuckerrasfinerie wieder mit einem Verlust abschloß und die Insolvenzen im berliner Holzhandel an der Bank nicht spurlos vorübergingen. Die Kommerzbank hat in Berlin 11 Depositentasten (die Deutsche selbst, die Riesin, hat nur 2V); mit ihren 85 Millionen Mark Aktienkapital hat sie in diesem Gedränge einen Umsatz von 24 600 Millionen erzielt. Die Unkosten verschlingen den größten Prozentsatz des Bruttogewinnes: 41 Prozent. Die Einnahmen aus Provisionen sind beträchtlich gewachsen.

Nur die Dresdener und die Darmstädter Bank erhöhen ihr Kapital Die Diskontogesellschaft wird der Bankfirma Bamberger & Co. in Mainz die Kaufsumme von 2 V2 Millionen in neuen Antheilen später bezahlen. Die Banken brauchen kein neues Kapital, weil sie liquider geworden sind. Das Verhältniß zwischen liquidem Vermögen und Verbindlichkeiten hat sich gebessert; oder scheint wenigstens besser. Und der Schein regirt die Welt. Deshalb mußte für den Paradetag Alles blitzblank geputzt werden. Schwer wars diesmal nicht; die Neun konnten sich auch im Alltagskleid zeigen. Immerhin darf man selbst im Glanz nicht das Wort des Weisen vergessen, der, da er noch unter uns wandelte, also sprach: „Sage mir, welche Dividende Du auszahlen willst, und ich werde Dir die dazu passende Bilanz machen."

Ladon.

Im Geschäftsberichtder Deutschen Bankstch!,nach einer hohlenEinleituncphrasr, der Satz: „Mit beispielloserOpserwilligkeit war dasdemscheVolk bereitgewesen,diefüc die Bedürfnisse des Reiches erforderlichen großen Lasten zu Nagen; di? Zerklüftung der politischen Parteien und der Eigennutz einzelner Stände habm jedoch dem Finanzgefeh eine Form gegeben, die von der Mehrheit der deutschen Bevölkerung als ein Unrecht empfanden wird." Die Behauptung, die Opserwilligkeit des deutschen Volkes sei „beispiellos" gewesen, kann nur Jemand wagen, der die S:euerleistung anderer Länder nicht kennt oder der vor widriger Umschmeichelung der Masse nie Ekel empfinden lernte. Die „Mehrzahl der deutschen Bevölkerung" ist, nach der Vorschrift der Reichsverfassung, potischdurchdieParteienvertritcn,mitdelenZustimmungdieneuenSleuerge^tze1c chlofsen wurden. Daß diese Steuern denDirektorm derDeutlchinBank nicht gefallen(daö ihnen lästigste, die Talonsteuer, ist bekanntlich von dem Exkollcgen Dernburg empfohlen worden), ist begreiflich. Wenn sie glauben, für eine klügele Gesetzgebung wirken zu können, sollen sie sich ins Parlament wühlen lassen oder Artikel schreibender,bitte, nicht solchen Unsinn wie, in dem Geschäftsbericht, über die Nothwendigkeit deutscher Expansion und über das „nicht ganz ernst zu nehmtnde Gepolter jenseits des Kanals^). Ihr Geschäft blüht; berechtigt sie aber nichl, aus Kosten ihrer Aktionäre Beleidigungen zu inseriren.

Drei Briefe.
WUus den Bezirkendeutscher Politik ist Erfreuliches nicht zu melden; nicht das Aller-
GM? geringste. Und leidige Betrachtung kommt nach dem Lenzfest noch früh genug.
Dann mag von der preußischen Wahlreform und den Rnchstagsspektakeln, auch von
dem Römerzug des Kanzlers geredet werden. Heute möchte ich nur drei Briefe, die nicht
veralten dürfen, ans Licht bringen. Einen aus Adis Abeba; dessenJnhalt andeutet, was
von der Behauptung zu halten ist, Dr. Zintgraff (dessen Schicksal hier im letzten Januar«
Heft geschildert wurde) sei nur durch Unverträglichkeit und „krankhafte Nervenüberrei-
zung" gehindertworden, mit Herrn Scheller-Steinwartz, dem vortrefflichen, umsichtigen
Vertreter des Deutschen Reiches, inMenileks Land auszukommen. Auch aus diesem Brief
spricht ein Deutscher, der diesen Gesandten in der Nähe sah. Hört ihn:
Besonders wird Sie interessiren,daß,nachdcm schon zweiabessinischeDolmctscher
die Gesandtschaft verlassen haben, auch Steinkühlers seit gestern fort sind. Ganz uner-
trägliche Zusände in der Gesandtschast, wo Nikolaus (der Diener des Gesandten) und
Schall herrschen, gaben die Ursache. Der Gesandte muß sehr krank sein; sonst könnte er
nicht fremde Briefe abfangen, dienstlich Oeffnung und Kenntniß verlangen, Herrn Jen-
sen (Dolmetscher der Gesandti'chast) auf seinen Diensteid über Privatgespräche mit Dr.
Steinkühler befragen und den Weg zwischen Dr. Stemkühlers Haus (Küchenbau auf
dem Grundstück der Gesandtschaf!) zum Kantiba-Haus (Wohnung der eingeborenen
Dolmetscher auf dem selben Grundstück) durch Soldaten (schwarze!!) mit scharf gela-
denen Gewehren bewachen lassen. Es hat sehr hefiige Auseinandersetzungen gegeben
nnd die Folge war, daß Dr. Steinkühler das Haus in der Stadt suchte. Als er dann dem
Gesandten mittheilte, daß er für vierzehn bis zwanzig Tage auf die Jagd gehen wolle^
war die Antwort: Daß er das Haus dann räumen möge, weil anderweitig darüber ver-
fügt sei. Darauf blieb er natürlich keine Stunde länger; er hat nach Berlin berichtet. Der
Gesandte macht sich selbst tot. Vom Kantiba (eingeborenen Dolmetscher) verlangte er
dienstlich, einen Brief vorzulesen, der zufällig in einem alten Couvert war, das derKan-
tiba verwendet hatte und das Zeugniß des Gesandten für einen fortgegangenen Dol-
metscher enthielt Aber die Beschämung hat nicht genützt. Weite!e Briefe wurden abge-
fangen; und an einem Tage durfie Niemand die Gesandtschaft betreten oder verlassen!
Es waren sehr häßliche Gerüchte über Nikolaus im Umlauf. Na, jedenfalls hoffen alle
Deutsche hier, daß der Gesandte bald abberufen wird, vielleicht mit Ausnahme vonMy-
gind, der Dr. Steinkühler, seit dessen berichtigender Brief im Berliner Tageblatt erschie-
nen ist, nicht mehr grüßt; er verkehrt wieder beim Minister, sonst nur mit Holtz, da Pin-
now abgereist ist, nachdem er Reisegeld und Gehalt für ein volles Jahr und die Dritte
Klasse des Sterns von Aethiopien erhalten hat...
Zwei Episteln, in denen bekümmerte Patrioten sich mit der preußischen Wahl-
ordnung beschäftigen. Namentlich diezweite scheint mir beachtenswert!); vielleicht, weil
sie von Einem kommt, der mit mir in dem Glauben übereinstimmt, hinter all dem Wort-
gezänk stehederfesteWille desWestens, die östlicheRegirungform nicht länger zudulden.
I. DieVerhandlungen über die Wahlrechtsvorlage schienen sich eine Weile in die
Frage zuzuspitzen: Geheime oder öffentliche Stimmenabgabe? Beide Formen haben
Vorzüge und Nachtheile. Daß die geheime Stimmenabgabe keinen Schutz gegen Wahl-
beeinflussung und Wahlterrorismus bietet, dasür mag als Beleg ein anonymer Brief
dienen, den in einer Industriestadt ein Kassenarzt vor der Reichstagswahl erhielt. Er

lautete: „Geehrter Herr Doktor! Da anzunehmen ist, daß Sie bei der bevorstehendem Wahl demsozialdem akratischen Kandidaten Ihre Stimme nicht geben, sondern für einen K mdidaten der bürgerlichen Parteien stimmen werden, so theilen wir Ihnen mit, daß, falls Sie überhaupt an der Wahlurne erscheinen, Sie Ihre Stelle als Kassenarzt verlieren werden." Die Wirkung dieses Briefes? Der Mann, der feine und seiner Familie Existenz nicht aufs Spiel setzen wollte, stimmte nicht ab. Welche Schicht sieht man in dichten Haufen an der Wahlurne? Das von der Sozialdemokratie straff organifirte Proletariat und die unter dem Einfluß des Beichtstuhls siehende katholische Bevölkerung. Wer bleibt dem Wahllokal fern? Der satte, gleichgilttge Bourgeois; trotzdem gerade er alle Veranlassung hätte, von seinem Stimmrecht Gebrauch zu machen. Die Verhandlungen über die Nschlaßstsuer haben ja mit wünschenswercher Deutlichkeit gezeigt, daß alles Geschrei nach gleichem und geheimem Stimmrecht im Grunde nicht Anderes bedeutet als das Verlangen der Masse, durch progressive Besitz'teuern (die man, so oft Geldmangel eintritt, beliebig erhöhen kann) das Vermögen der wohlhabenden Minderheit zum Theil, am Liebsten aber ganz zu konfiSziren. Das will der brave Bourgeois gewiß nicht; und dennoch wählt er nicht und es giebt kein wirksames Mittel, das ihn, ohne Z oang, aus dieser gleichgiltigen Absnnenz treiben könnte. Auch die vorgeschlagene Wahlrechtsreform würde daran nichts ändern. Sollte man unter diesen Umständen nicht, Patt des Wahlrechtes, die Wahlpflicht einführen? Wer ohne triftigen Entschuldigungsgrund der Abstimmung fern bleibt, zahlt eine Geldstrafe, deren Höhe sich nach dem Betrag seiner jährlichen Staatseinkommensteuer richtet. Dann könnte man vielleicht auch auf die öffentliche Stimmenabgabe verzichten. Die Wünschedes gesummten Volkes kämen auf dieseWeise bei denWahlenzu vollem Ausdruck und mancher Wahlterrorismus wäre unmöglich gemacht. Wohl würde hier und da ein verbissener Spießer in der Wuth darüber, daß er aus seiner Ruhe gestört wurde, einen weißen Stimmzettelabgeben oder gar einen Sozialdemokraten wählen; aber die Mehrzahl würde für die bürgerlichen Parteien stimmen. Denn die Majorität unseres Volkes will keinen Umsturz und keine überstürzten Reformen, sondern eine behutsam fortschreitende Entwickelur. g. Die politischen Parteien, die durch solchen Zwang an Einfluß verlören, würden freilich über den neuen „Eingriff in die persönliche Freiheit" zetern. Das wäre kein Unglück. Jsts nicht auch ein Eingriff in die persönliche Freiheit, daß man Geschworener, Schöffe, Vormund werden und der allgemeinen Wehrpflicht genügen mutz? Wäre es wicklich so unerträglich, wenn Jeder in jedem vierten oder fünften Jahr zwanzig Minuten seiner kostbaren Zeit darauf verwenden müßte, als Wähler seine staatsbürgerliche Pflicht zu thun?

II. Ich bin der Ansicht, daß der tiefste Untergrund des augenblicklich tobenden K impfes umdas preußischeWahlrecht ein Kampszwischen West-und Ostdeutschland ist;, der Kampf des Wirthschsstlich stark gewordenen und jetztnachpolitischem Einfluß ringendenWestenS gegen den wirtschaftlich schwächeren, aber politisch stärkeren Osten. Dieser Untergrund wird durch Wolken, durch ParteigezSnk und einander widerstrebende Einzelinteressen verdunkelt; ein scharssichtiges Auge erkennt ihn dennoch. Ist diese Auffassung, richtig, so kann das Endziel des Kampfes nur eine gründliche Aenderung der Wahlkreise int Heilung sein; denn nur sie kann dem Westen den von ihm geforderten Einfluß sichern. Alle anderen Fragen, mögen sie jetzt auch in den Vordergrund geschoben werden, sind daneben unwichtig; selbst die Frage, ob öffentlich oder geheim abgestimmt werden soll. Der Anspruch des Westens ist berechtigt; und auf die LängeFann die Regirung sich der Erfüllung dieses Wunsches nicht entziehen: denn hier steht sachlicher Einfluß gegen

persönlichen und die Dinge sind schließlich stets stärker als die Personen. Wie sind diese Interessengegensätze nun zu mildern, ohne denStaat gefährlichen Erschütterungen aus-zusetzen? Die Abkehr vom Dreiklassenwahlsystem ift nicht zu empfehlen; es gruppirt (wenn man von einzelnen, auch bei jedem anderen System unvermeidlichen Mißver-hältnissen absieht) im Ganzen die Wähler recht vernünftig nach ihrer wmhschastlichen und damit auch politischen Bedeutung für den Staat. Ich will mich hierbei nicht in Er-örterungen der Frage einlassen, ob der Besitz immer auch mit Kultur verbunden, der Kultivirte immer ein Besitzer ist, und nur darauf hinweisen, daß bei uns, wie in jedem Uebergangsstadium, Erscheinungen eines Parvenuthumes sichtbar werden, die leicht geeignet sind, den objektiven Blick für die Zweckmäßigkeit der Eintheilung nach steuer-licher Leistung zu trüben. Den Interessen des Westens würde nun schon gedient sein, wenn ohne jede Aenderung des geltenden Wahlrechtes die Driltelung nicht nach Be-zirken und nicht nach Gemeinden, sondern im ganzen Staat erfolgte, wenn also sämmt-licheWähler nach ihrer fteuerlichenLeistung in drei Kreise getheilt würden und die Stimm-resultate aller drei Kreise gleiche Geltung hätten. Die mechanische Lösung dieses Pro-blems wäre nicht schwierig, wenn man in jeder Klasse nach einer Liste wählen könnte. Diese Lösung würde einen Umstand gegen sich haben: den, daß aller Wahrscheinlichkeit nach viele Wahlkreise, insbesondere im Osten der Monarchie, in der Ersten Klasse über-haupt nicht vertreten wären. Mit Benutzung der Einkommensteuertabellen, die heute für Preußen ein ziemlich klares Bild der Einkommenvertheilung ergeben, läßt sich die für ein solches System erforderliche Statistik leicht aufstellen. Und eine Milderung dieses Systems wäre vielleicht dadurch zu erreichen, daß rrcm neben dem Einkommen auch das eingeschätzte Vermögen zur Geltung kommen ließe. Dadurch würde eine Reihe von Großgrundbesitzern mit in die Erste Klasse hineinrücken. Ein zweites System, das mir tauglicher scheint, halte, unter Wahrung des giltigen Wahlverfahrens (wo-bei es gleichgiltig wäre, ob man die Wahl unmittelbar oder mittelbar vollziehen ließe), die Wahlkreise so einzutheilen, daß die beiden Fakloren, die heute einander bekämpfen, mit größerer Gerechtigkeit als bisher behandelt würden. Kampf zwischen West und Oft heißt: Kampf zwischen mobilem Vermögen und Großgrundbesitz. Für eine neue Wahl-kreiseintheilung müßten diese beiden Fakloren gleichmäßig bedacht werden; manmüßte jedeProvinz in Wahlbezirke eintheilen a) auf GrundderA)odir>flüche,d)auf Grund der Kopfzahl dsr Bevölkerung (die sich bekanntlich um das mobile Kapital zusammendrängt und es bilden hilft) und nun aus beiden Zahlen das arithmetische Mittel suchen. Ich will gleich bemerken,daß statt der Bodenflä he die Bodenertragssteuer veranschlagt werden könnte, damit auch die Qualität des Grundbesitzes nicht unberücksichtigt bleibe. Als Bei-spiel wähle ich die Provinz Westpreaßen. Sie hat heute, wenn ich nicht irre, 32 Abgeord-nete. Wenn ich als Schlüssel für mein System auf d^r einen Seite als Einheitsatz für einen Abgeordneten 500 Quadratkilometer nehme, auf der anderen Seite für je 50 000 Ein-wohner einen Abgeordneten, so ergiebt sich für Weflpreußen bei 25 000 Quadratkilo-meter Grundfläche die Zahl 50, bei 1,6 Millionen Einwohner die Zahl 32, Summa 82, arithmetisches Mittel 41 Abgeordnete. JnBel lin, das heute 12 Abgeordnete hat,ergiebt sich für die Bodenfläche die Zahl 1, füc die Einwohnerzahl die Zahl 40, arithmetisches Mittel 21 Abgeordnete. Wcnn wir für die Rheirprovinz 30 000 Quadratkilometer Grundfläche und 6 Millionen Einwohnern annehmen, würde sichergeben: für die Grund-fläche die Zahl 60, für die Einwohnerzahl die Zahl 120, Summa 180, arithmetisches Mittel 90 Abgeordnete. Ich glaube, daß nach diesem System die dem Ziel am Nächsten kommende Vertretung der einzelnen Lande- theile bewirkt werden könnte. Sputet Euch...

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.